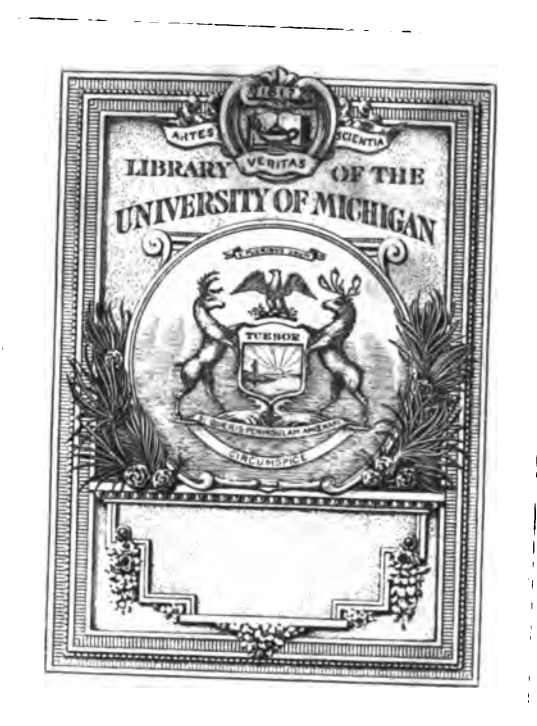
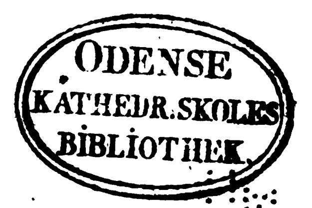



ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

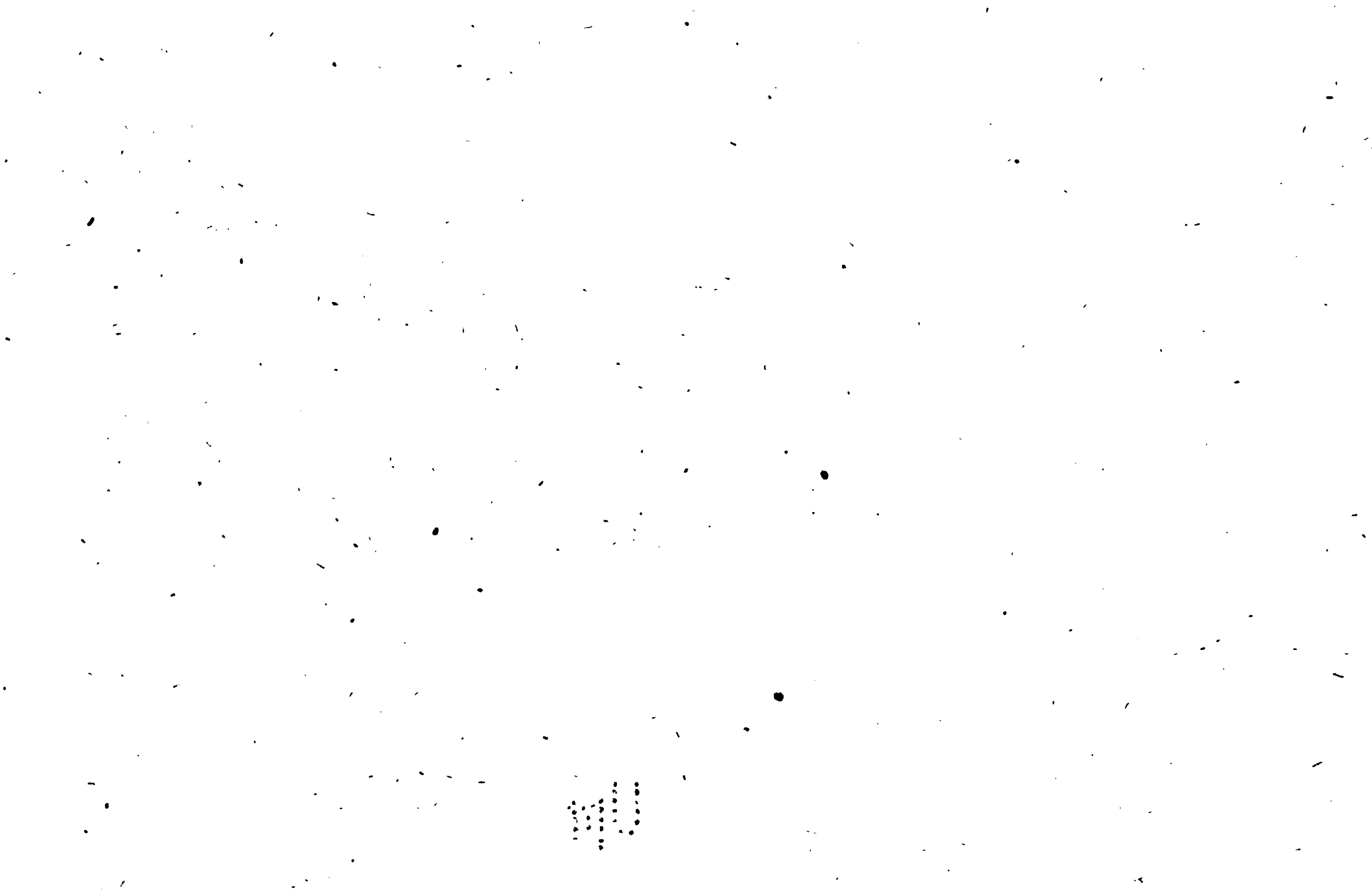
VOM JAHRE
1828.

VIERTER BAND.
DIE ERGÄNZUNGSBLÄTTER
dieſes Jahrgangs
enthaltend.



HALLE,
in der Expedition dieſer Zeitung
bey C. A. Schwetſchke und Sohn,

und LEIPZIG,
in der Königl. Sächſ. privil. Zeitungs-Expedition.
1828



ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1828.

BIBLISCHE LITERATUR.

1) Copenhagen, b. Schulz: *De Rebus Ituraeorum ad Lucae* III, 1. *Programma*, quo inaug. reverend. episcopi Islandiae Steingrimi Jonaei — — — indicit Dr. *Frid. Münter*, Selandiae, Ordinumque regiorum equeſtrium episcopus, magnae crucis Danebrogicae eques, ejusdem ordinis cruce argentea ornatus. 1824. 48 S. 4.

2) Ebend.: *Symbolae ad interpretationem evangelii Johannis ex marmoribus et numis, maxime graecis.* Progr., quo inaug. reverend. episcopi Ripenſis Conradi Danielis Koefoed — — — indicit Dr. *Frid. Münter* etc. 1826. 88 S. 4.

Des verwandten Zweckes und Inhalts wegen verbinden wir die Anzeige dieſer ſchätzbaren Beyträge des berühmten Vfs zur Erklärung des N. T.

Nr. 1. Einige zu Mainz und in der Nähe aufgefundene Grabſteine, auf welchen Ituräer als Römiſche leichte Soldaten der alten Beſatzung genannt wurden, veranlaſsten den Vf., theils aus Büchern, theils aus Münzen und Inſchriften alles zu ſammeln, was ſich irgend in Bezug auf Ituräa und ſeine Bewohner auffinden lieſs, und er ſtellt es hier inſofern zur Erläuterung von Luc. III, 1 zuſammen, als daſelbſt Philippus, der Bruder des Herodes, Tetrarch von Ituräa genannt wird. I. Den Namen *'Ιτουραῖοι* leiten einige ab von יטור Sohn des Ismael; wahrſcheinlicher iſt vielleicht, daſs er von dem aramäiſchen טורא *Fels* entlehnt ſeyn könnte, weil die Gegend bergig war, in welcher ſie wohnten. II. Die *geographiſche Lage* des Landſtrichs läſst ſich nicht genau, wenigſtens nicht den Grenzen nach, beſtimmen, doch muſs er ſich weſtlich von Damaskus und öſtlich von Hemath erſtreckt und den Antilibanus, welcher von den Ituräern vorzüglich bewohnt wurde, in ſich geſchloſſen haben. Eigentliche Städte dieſer Gegend ſind nicht bekannt, wenn man nicht *Bosra* (בָּצְרָה, بصرى), was ſonſt zu Auranitis gerechnet wird, hieher ziehen will; das Volk zog wahrſcheinlich in Zelten umher oder wohnte in Berghöhlen, muſs aber ſpäterhin, wie eine der Inſchriften zeigt, auf den Bergen auch kleine Raubfeſten gehabt haben. III. Die *Sprache* iſt, wie ſchon die wahrſcheinliche Abſtammung des Volks von den Arabern vermuthen läſst und die Denkmale beſtätigen, ein ſemitiſcher, dem ſyriſchen ähnlicher Dialect; es kommen nämlich unter andern, in ihrer Etymologie weniger deutlichen, folgende Namen auf Inſchriften vor: *Bariammas* = בַּר יָם Sohn des Meeres, *Borrama* = בּוֹר רָמָה Ciſterne der Höhe, Name eines Caſtells; *Jerombal* = יָרֹם בַּעַל der Herr wird erhöhen; *Brichelus* = בְּרִיךְ בַּעַל Geſegneter des Baal u. ſ. w. IV. Die *Sitten* des Volkes, welches in der früheſten Zeit Straſsenraub mit dem Nomadenleben vereinte, ſind wohl nie milder geworden, auch nicht als Ariſtobulus ſie äuſserlich zum Judenthum bekehrt hatte; ſchon vor Chr. Geb. aber waren ſie als tapfere und gewandte Bogenſchützen berühmt und wurden, ſeit M. Antonius aus ihnen ſeine Leibwache gebildet hatte, als leichte Truppen (*velites*) den Legionen beygeſellt, und ſo auch der 14ten und 22ſten, welche in der Gegend von Mainz ſtanden. V. Die *Religion* der *Ituräer* ſcheint die der umwohnenden ſyriſchen und arabiſchen Völkerſchaften geweſen zu ſeyn. Sie verehrten theils in den benachbarten Heiligthümern, theils in tragbaren Zelttempeln, den *Baal* (— welcher wahrſcheinlich als Gott des himmliſchen Feuers mit dem *ΗΛΙΟΣ* der Inſchriften einerley iſt) eine *Mondgöttin*, die *Aſtarte* (Venus), und vor allen den Gott *Monimus*, der vielleicht mit dem Mercur verglichen werden kann, und geweihte (geſalbte) Steine (Baithylien), welche in jenen Gegenden häufig vorkommen. VI. *Aelteſte Geſchichte*. Als älteſte Bewohner der Gegend erwähnt das A. T. die *Geſchuriter* (הַגְּשׁוּרִי), welche den Fuſs des von Og, König zu Baſan, beherrſchten Antilibanus (Hermon) beſaſsen, mit den Israeliten in ziemlich friedlichem Vernehmen ſtanden und vielleicht ein Bündniſs mit ihnen ſchloſſen, als David die Tochter eines ihrer Könige heirathete. Nachher ſcheinen ſie in die beiden Kriege verwickelt worden zu ſeyn, in welchen David den Hadad-Eſer, König von Zoba (d. h. Neſibis) demüthigte; doch iſt nicht deutlich, in wiefern ſie daran Antheil nahmen. VII. *Geſchichte bis zu den Herodiaden.* Der Name Geſchuriter verliert ſich und das Volk erſcheint unter dem Namen *Ituräer*, als der Hasmonäer Ariſtobul ihm die Beſchneidung aufdringt, ohne es doch ganz unterjochen zu können. Von ſeinen Höhen und Raubveſten wagte es kühne Züge bis ans Meer hin unterwarf ſich nur zum Schein dem ſiegreichen Pompejus, wurde aber vom M. Antonius dafür gezüchtigt. Unter dem Einfluſſe und zum Theil unter den Oberbefehl der Römer beherrſchten zu dieſer Zei mehrere, oft wechſelnde Fürſten dieſe Gegend VIII. *Geſchichte unter den Herodiaden.* Einen Thei de

des Gebiets hatte schon Herodes I. von Augustus erhalten, aber nur durch Unterstützung der römischen Statthalter behaupten können, und vermachte diesen Landstrich seinem Sohn Philippus, dem Luc. III, 1 genannten Bruder des Herodes Antipas. Philippus starb ohne Kinder, das Land wurde zu Syrien geschlagen, nachher aber von Cajus (Caligula) dem Agrippa I. als König geschenkt, welchem Claudius noch mehreres dazu gab, worauf es nach einer Zwischenregierung der Römer an Agrippa II, den Sohn des ersteren, kam. Nach dem Tode desselben ging der Stamm der Ituräer unter, und sie wurden wahrscheinlich unter römischen Statthaltern mit den Syrern verschmolzen. IX. *Geschichte bis zu Constantin.* Als römische Unterthanen hatten die Ituräer gemeinschaftlich mit Trachonitis ihre besondern Procuratoren, von denen einige dem Namen nach bekannt sind. Bey der Belagerung von Jerusalem wurden sie als Hülfstruppen mit der XXII. Legion vereinigt, blieben nachher bey dieser und der XIVten auch in Gegenden, die ihrem Vaterlande fern waren, so wie sie zum Theil auch Reiterdienste thaten, dienten aber mit ihrem fast unzugänglichen, leicht zu befestigenden Lande den Römern wohl am meisten als Vormauer gegen die Parther. Ueberhaupt hielten die Römer in jenen Gegenden viel Soldaten, scheinen aber die Ituräer in Hinsicht der damit verbundenen Lasten begünstigt zu haben; es ist wenigstens ein Brief eines gewissen Befehlshabers *Julius Saturninus* erhalten worden, worin er sie, oder zunächst Trachonitis, von der Pflicht freyspricht, durchreisende römische Civil- und Militairpersonen umsonst zu beköstigen. X. Seit *Constantin* konnte den Ituräern allmälig das Christenthum bekannter werden, doch finden wir vor dem 5ten Jahrhundert keine eigenen Bischöfe bey ihnen. Späterhin nahmen die monotheletischen Ketzer bey ihnen ihre Zuflucht gegen Verfolgungen, und die maronitische Kirche hat sich ungeachtet mancher Bedrängnisse dort noch erhalten. XI. Unter Botmäsigkeit der *Türken* und *Araber*, von beiden bedrängt und doch auf ihren Bergen unter einem selbstgewählten Oberhaupt ziemlich frey, bildete und erhielt sich hier bis auf den heutigen Tag die Secte der *Drusen*, welche unstreitig gröfstentheils aus Ituräern besteht, aber fast ganz zu dem wilden Räuberleben der Vorfahren zurückgekehrt ist. XII. *Denkmale der Ituräer.* 1) *Münzen* der Fürsten, welchen die Ituräer unterworfen gewesen, nämlich, mit Ausschlufs der von den Herodiaden geprägten, *a*) Münze des *Ptolemäus*, Tetrarchen von Chalcis; *b*) des *Lysanias*, Sohns des Ptolemäus, welcher hier Tetrarch und Hoherpriester heifst, also geschlagen zwischen 714 und 718 *p. U. c.* ehe er den Königstitel erhielt; *c*) des *Zenodorus*, mit dem Kopfe desselben und des Cäsar Octavianus. 2) *Inschriften*, und *acht* von Gräbern, in welchen Ituräer erwähnt werden, und von denen die Resultate in die obige Darstellung bereits aufgenommen sind. Es erhellt unter andern noch daraus, dafs die Ituräer etwa im 20sten Jahre den Kriegsdienst antraten, von römischen Centurionen und Präfecten befehligt wurden, und wohl 20 Jahre und darüber dienten. Nr. 7, zu Mainz gefunden, mag hier stehen, da sie sehr deutlich ist und in gedrängter Kürze viel Interessantes zusammenfasst. Auf einem Grabstein ist ein Krieger, welcher einen Bogen hält, abgebildet, und darunter stehen folgende Worte:

MONIMVS
IEROMBALI F.
MIL. CHOR. I
ITVRAEOR.
ANN. L. STIP. XV.
H. S. EST.

Zum Schlusse sind noch eine lateinische und eine griechische Inschrift, beide früher schon bekannt gemacht, beygefügt worden, in welchen Trachonitis erwähnt wird.

Nr. 2. Von dem Gedanken ausgehend, dafs für die Lexicographie und Exegese des N. T. manche erfreuliche Ausbeute aus den Inschriften der Münzen und Steintafeln aus der Zeit nach Christi Geburt, welche viel häufiger sind, als ältere, gewonnen werden könne, begann der Vf. schon vor mehreren Jahren, alles zusammen zu tragen, was sich ihm zu diesem Zwecke darbot. Schon im J. 1814 gab er in einem Synodal-Programm eine Probe dieser Sammlungen; jetzt aber, da er fast alle Bücher des N. T. auf diese Weise commentirt hat, will er das, was sich auf ganze Schriften desselben bezieht, vereint bekannt machen, beginnt daher hier mit dem Evang. Johannis und bittet um Beyträge zur Vervollständigung seiner Sammlung. Die meistens griechischen Inschriften, welche er hier mittheilt, sind fast alle schon sonst bekannt gemacht, nur von ihm zu diesem Zweck geordnet, um dessen willen auch nur die aufgenommen werden konnten, welche wenigstens in Hinsicht des zur Erläuterung eines biblischen Ausdrucks zu benutzenden Theiles unverletzt und vollkommen deutlich waren. Darum haben für unsere Relation von der Sammlung die Inschriften selbst, ihr Auffindungsort, die Zeit ihrer Abfassung u. f. w. bey weitem weniger Interesse, als die Resultate, welche Hr. *Münter* für die Exegese daraus zu ziehen weifs, und wir werden defshalb nur diese kurz anzugeben brauchen, um zu zeigen, in wie weit daraus für die Wissenschaft Nutzen zu ziehen ist: einige wenigstens treffen überraschend mit dem biblischen Sprachgebrauch zusammen, wenn auch andere Vergleichungen überflüssig oder nicht recht passend scheinen möchten. Joh. I, 16: *χάριν ἀντὶ χάριτος*, erklärt: *summa et insignia beneficia*; nicht besonders passend verglichen: *ἀποδίδοναι χάριτας* Dank vergelten, und *ἀποδοθήσεσθαι χάριτες* Dank erhalten. Kap. II, 6 Krüge nachgewiesen, welche zwey *μετρητὰς* fassen. II, 10 *πᾶς ἄνθρωπος*, auch in einer Inschrift für: *παντες*. Kap. III, 3: *ἐὰν μή τις γεννηθῇ ἄνωθεν*, im Allgemeinen die als Lustrationen der *Mater Deum*, *Rhea* und *Hecate* dargebrachten Taurobolien und Kriobolien nachgewiesen, und recht paf-

passend die Inschrift verglichen: *Dis magnis, matri Deum et Attidi, Sextil. Agesilaus Aedesius — — Dei Solis hierophanta, — — tauroboli criobolioque in aeternum renatus, aram sacravit, Valente V. et Valentiniano jun. Augg. Coss.*, wo der Ausdruck: *in aeternum renatus* besonders auffallend ist, so wie in einigen folgenden, dass von den Lustrationen der Heiden das Wort *percipere* gebraucht wird, was bey Christen jener Zeit, ohne Beysatz von *baptismum*, an sich schon den Empfang der Taufe bedeutet. Kap. III, 22 γῇ auch in Inschriften als: Land, Provinz. Zu Kap. IV, 7 δός μοι πιεῖν die Inschrift einer Quelle; — V. 7 Σαμαρεῖτις, Samariterin, auf Inschriften nachgewiesen. V. 12 τὰ θρέμματα αὐτοῦ, kann doppelt erklärt werden, sowohl: sein *Gesinde*, die in seinem Hause Ernährten, als auch: sein Vieh, seine Hausthiere, zumal da das Wort im N. T. nicht weiter vorkommt. Inschriften würden beides bestätigen; θρέμματα muss das *Gesinde* bedeuten auf Grabschriften, wo gesagt wird, das Grab sey für die ganze Hausgenossenschaft bestimmt, z. B.: Ich Ulpius Trophimus, Sohn des Julius, habe das Grabmal bauen lassen für mich, mein Weib, καὶ τέκνοις καὶ ἐγγόνοις καὶ θρέμμασί μου καὶ ἀπελευθέροις — meine Kinder, Sclaven und Freygelassenen; aber dass θρέμματα das Vieh bezeichnet, ist nicht weniger deutlich, z. B. — — τῶν θρεμμάτων αὐτῶν βοῶντε καὶ προβάτων καὶ κτήνων νοτοφόρων (f. νωτοφόρων, Lastthiere). Kap. IV, 23 das ἀπ. λεγ. des N. T. προςκυνητής auch auf Inschriften; eben so zu V, 46. 49 βασιλικός dieses Wort *absol.* zur Bezeichnung eines königlichen Dieners auf dem linken Beine des thebanischen Memnon. Kap. V, 7 βάλλω und ἐμβάλλω bedeutet auch auf Inschriften: setzen, legen, hineinlegen, ohne Nebenbegriff einer gewaltsamen Bewegung. Kap. VII, 2 σκηνοπηγία genannt auf einer Inschrift zu Berenice. V. 49 ὄχλος nach einer *enallage numeri* im nämlichen Satze mit *sing.* und *plur.* verbunden, wie in einer Inschrift: *ordo Decurionum — — fecerunt.* Kap. VIII, 7 ἀναμάρτητος als Prädicat eines dreyjährigen Kindes in der Grabschrift. V. 12: φῶς τοῦ κόσμου verglichen mit φῶς τῆς οἰκίας als Prädicat einer Hausfrau; — V. 23 ἐκ τῶν ἄνω vom *Himmel*, so: ἐν τοῖς ἄνω in einer vielleicht christlichen Inschrift. Kap. IX, 31 das ἀπ. λεγ. des N. T. θεοσεβής als Titel eines armenischen Königs. V. 32: ἐκ τοῦ αἰῶνος, wie ἀπ' αἰῶνος von uralter Zeit her, seit Menschengedenken, beides mit Beyspielen belegt. Kap. X, 14 γινώσκω wie ידע in der Bedeutung: *lieben*, wird durch die Inschrift nicht zweifellos bewiesen. V. 36: ἁγιάζω in der Bedeutung: zu einem Dienste weihen, nicht genügend nachgewiesen. Kap. XI, 11 κοιμᾶσθαι und synonyme Bezeichnungen des Schlafes als euphemistische Andeutung des Todes in Inschriften auf Gräbern, die auch εὐναστήρια heissen, häufig, bey Griechen, Römern und neuern Juden. V. 19: πρὸς τὰς περὶ Μάρθαν καὶ Μαρίαν, nach einem bekannten Gräcismus, für: zu Martha und Maria, wie ähnlich auf Inschriften. Kap. XII, 1: πρὸ ἓξ ἡμερῶν τοῦ πάσχα, sechs Tage vor dem Pascha; ähnlich oft auf Inschriften der lateinischen Wortstellung *ante diem VI. Cal.* nachgebildet. V. 6: γλωσσόκομον, eigentlich: Kästchen zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten, auf einer Inschrift, wie hier im Text, mit ἐμβάλλειν verbunden, und auf einer andern βαστάζειν in der Bedeutung: wegnehmen, stehlen. Kap. XIII, 15: ὑπόδειγμα in der Bedeutung *Muster* nachgewiesen. V, 37. 38: τὴν ψυχήν σου ὑπὲρ ἐμοῦ θήσεις; verglichen mit: *vitam pensare pro anima (mortui)*. Zu Kap. XV, 16 verglichen: *a diis electa.* Kap. XVIII, 10 der Name Μάλχος nachgewiesen; V. 13 Hannas geehrt als der *älteste* Hohepriester, daher etwas von der Ehre der Aeltesten. Kap. XIX, 7 ὀφείλειν, durch das Gesetz gezwungen seyn, auch in einer Inschrift. V. 12: φίλος τοῦ Καίσαρος, ein *treuer Diener* des Cäsar; oft so von Dienern der Könige, obwohl ΦΙΛΟΚΑΙΣΑΡ ein Ehrentitel der den Römern ergebenen Fürsten ist. V. 41 bey κῆπος viele Nachweisungen über Privatbegräbnisse in Gärten und eingehegten Plätzen. Kap. XX, 12 πρὸς τῇ κεφαλῇ an oder neben dem Haupte; in diesem Sinne steht πρὸς mit dem Dativ oft bey spätern Griechen, auf cilicischen und syrischen Münzen und Inschriften, obwohl auch zuweilen mit dem Accusativ. Kap. XXI, 18: καὶ ἄλλος σε ζώσει· Das Verbum ist angewandt in einer Inschrift zu Ehren eines Ringers, welcher ungegürtet gesiegt hatte, nachdem die andern alle gegürtet aufgetreten waren.

LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

Heidelberg u. Leipzig, b. Groos: *Praktische Metrik der lateinischen Sprache*, in Beyspielen zum Lesen und Nachbilden der vorzüglichern bey den Alten vorkommenden Sylbenmaasse, zum Gebrauche in Gelehrten-Schulen, von *Joh. Phil. Krebs*, Dr. der Philos. u. Prof. der alten Literatur am Herzogl. Nassauischen Gymn. zu Weilburg. — Ein Anhang zu jeder Lateinischen Metrik. 1826. VII u. 111 S. 8. (12 gGr.)

Anhang zur praktischen Metrik der lat. Sprache, zum Gebrauche der Lehrer, von *dems. Verf.* 1826. 16 S. 8. (2 gGr.)

Diese Schrift ist bestimmt, den Unterricht über die Versmaasse der latein. Dichter zu erleichtern. Sie setzt die Kenntniss der prosodischen Regeln voraus, und giebt, da das Lesen eines längern Gedichts in jeder Versart diese kennen zu lernen besonders förderlich sey, zuerst von den mehresten Versmaassen, in welchen ganze Gedichte vorhanden sind, Beyspiele aus alten und neuen lateinischen Dichtern. Weggelassen sind einige Metra von zu gekünsteltem oder wenig melodischem Rhythmus, deren sich nur die spätern Dichter bedienten, und die schwerern Versmaasse der Tragiker und Komiker, deren Lehre und Kenntniss tiefer in die Metrik einführe, als der Schulunterricht zuzulassen scheine. Zweytens sind bey

bey den üblichern Versarten Beyspiele gegeben von umgestellten Versen, die durch den Schüler eingerichtet werden sollen. Die Regeln sind kurz vorausgeschickt mit Bezug auf des Vfs. *Anfangsgründe der Prosodik und Metrik der lateinischen Sprache;* prosodische und metrische Anmerkungen, zu welchen die Verse Gelegenheit geben, folgen; und in den Beyspielen zur Uebung durch Einrichtung versetzter Reihen ist die Quantität solcher Sylben angegeben, welche nicht aus den prosodischen Regeln erkannt wird. Da einzelne Verse und ganze Strophen bisweilen auf mehr als Eine Art richtig hergestellt werden können, so ist zum Gebrauch der Lehrer ein Anhang unter besonderem Titel beygegeben worden, welcher die Originalverse enthält. Die Versmaasse sind gröſstentheils so angeordnet, wie in den angeführten Anfangsgründen der Metrik, zuerst die dactylischen mit ihren Unterabtheilungen (S. 5—38), dann die choriambischen (S. 38—65); ionische Verse folgen (S. 66. 67), trochaeische (S. 67—75), jambische (S. 75—98), anapaestische (S. 98); das *metrum galliambicum* (S. 99), das *metrum alcaicum* (S. 100—103) und ein Anhang (S. 103—111) giebt von einigen gekünstelten Versen und Gedichten Nachricht.

Unbezweifelt ist diese Schrift zweckmäſsig eingerichtet und brauchbar. Es scheint aber, daſs ihre Brauchbarkeit leicht hätte erhöht werden können. Da der Vf. in der Vorrede (S. VI) sagt, daſs er in diesem Buche zu den Uebungen der ersten Klasse keinen Stoff geliefert habe, so war ihm, wie es scheint, bey den Gymnasien von sechs Klassen die zweyte und dritte vor Augen. Diese nun bedürfen fast nur der Uebung des Hexameters, des elegischen Distichons und des Senarii. Von Beyspielen derselben waren nicht viele nöthig, da Phädrus, Ovid, Virgil in den Händen der Schüler sind; aber desto mehr versetzte Verse aus andern Dichtern. Die hier gegebenen mögen hinreichend seyn, den Schülern in der Lection selbst zu zeigen, wie sie es anzufangen haben, um sie einzurichten; zu Aufgaben für den Privatfleiſs, welche mit den Wochenexercitiis leicht verbunden werden können, reichen sie, um das Dictiren zu ersparen, bey weitem nicht aus. Die übrigen hier vorkommenden Versmaaſse, denen Uebungsstücke beygegeben sind, durchzugehn, wird auf den meisten Gymnasien erst in *Prima* nöthig und nützlich seyn, und dann wäre es auch gut, wenn zur Uebung wenigstens der im Horaz öfter vorkommenden *Metra* mehr Gelegenheit durch umgestellte Verse andrer Dichter gegeben wäre. Zur Uebung der Alcäischen Strophe sind nur fünf, zur sapphischen nur sechs Strophen gegeben. Da nun aber die Anwendung und Brauchbarkeit dieser Schrift auch in der ersten Gymnasialklasse keinem Zweifel unterliegt, so bedauern wir ganz besonders, daſs die *Metra* der Komiker ganz übergangen sind, von welchen unbezweifelt einige Stücke in den obern Klassen gelesen werden müssen. Dadurch ist diese Schrift in einem für die Gymnasien gerade wichtigen Theile unvollständig geblieben, obgleich andere Versarten, wenn auch nur kurz, durchgegangen werden, die dem Schüler in seiner Lectüre kaum vorkommen dürften. Etwa vier oder fünf Bogen mehr würden das Buch nicht eben zu theuer, aber gewiſs bedeutend nützlicher gemacht haben. Möge es dem Vf. gefallen, bey einer neuen Auflage diese Wünsche zu berücksichtigen.

POPULÄRER RELIGIONSUNTERRICHT.

Leipzig, b. F. Fleischer: *Die reine ächte Schriftreligion,* oder, *die vorzüglichsten Schriftstellen,* welche die Wahrheiten des Glaubens und Lebens enthalten, gesammelt, geordnet, und in ein zusammenhängendes Ganze gebracht, von M. *Christian Heinrich Schreyer,* weiland Pastor der Kirche zu Ortrand. Mit einer Vorrede begleitet von *Christian Traugott Otto,* Director am Schullehrer-Seminar zu Friedrichstadt-Dresden. 1827. XVIII u. 147 S. 8. (10 gGr.)

Die Vorr. dieser kleinen Schrift ist eigentlich noch von dem verstorbenen Vf. selbst geschrieben, und nur eine *Nacherinnerung* dazu giebt uns Hr. *Otto.* Daraus ersehen wir, daſs *Schreyer* wenigstens 15 Jahre früher als *Engel* seinen so weit verbreiteten *Geist der Bibel* herausgab, diese Schrift den Superintendenten *Rosenmüller* und *Tittmann* zur Beurtheilung übersandte, welche einstimmig ihre Zweckmäſsigkeit erkannten und den baldigen Druck wünschten, den aber der zu bescheidene Vf. immer verschob, bis der Tod ihn überraschte. Dadurch ist dem Publicum ein sehr gemeinnütziges Buch lange vorenthalten worden, und der Herausgeber verdient für die endliche Bekanntmachung desselben allen Dank. Denn auch jetzt noch, da wir das *Engel'sche* Werk besitzen, ist dieses nicht überflüssig geworden; weil es nach einem etwas andern Plane gearbeitet und so angeordnet ist, daſs besonders Religionslehrer einen noch bequemeren Gebrauch davon machen werden, als von dem *Engel'schen,* wo man bisweilen längere Zeit suchen muſs, ehe man findet, was man haben will. Namentlich ist es auch sehr passend, daſs „die von so verschiedenen Verfassern gesammelten Stellen nicht *auf gut Glück zusammen geworfen,* sondern so neben einander gestellt und *in Verbindung* gebracht sind, daſs oftmals *die eine der andern Licht giebt,* und man an den meisten Orten glauben sollte, *den zusammenhängenden Vortrag eines einzelnen Schriftstellers* zu lesen, wenn nicht die beygedruckten Citate das Gegentheil zeigten." (Vorr. S. IV.) Wir wünschen daher dem Buche eine recht allgemeine Verbreitung, zu der vielleicht, bey starkem Absatz, der Verleger durch einen etwas geringeren Preis beyzutragen, sich entschlieſsen würde.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1828.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HANNOVER, in d. Hahn. Hofbuchh.: *J. G. Strube's rechtliche Bedenken*, systematisch geordnet, ergänzt, berichtigt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. *E. Spangenberg*, k. grofsbritt. hannov. Oberappellationsrathe. *Erster* Band. Mit einer Lebensbeschreibung und dem Bildnifs *Strube's*. 1827. 426 S. 4. (3 Rthlr.)

Es giebt für die Kenntnifs des Deutschen Gerichtsgebrauchs und der Fortbildung unsers Rechts kaum ein besseres Mittel, als das Studium der Rechtssprüche der Obergerichte Deutschlands. Wenn man nicht selten bey der Art, wie die Compendienschreiber die juristischen Streitfragen entscheiden, die Einwirkung einer gewissen theoretischen Consequenz und einer durch blofse Schulbildung leicht entstehenden Befangenheit der Ansichten bemerkt, so bewahrt die Fülle der Erfahrungen und die Angewöhnung jede Rechtsregel in ihrer Anwendung auf eine Masse der dem Geiste des Praktikers vorschwebenden Fälle vor der gefährlichen Beschränktheit, und seine Entscheidung ist mehr dem Leben und dem Bedürfnifs anpassend. *Strube* (mit Unrecht wird er gewöhnlich *Struben* genannt) gehörte zu den Praktikern, die eine gründliche juristische Bildung, eine Masse des Wissens mit seltnem historischen Studium und mit einer ausgezeichneten praktischen Gewandtheit vereinigten; seine Schriften werden immer mit hoher Achtung von jedem Unbefangenen (es giebt freylich ein Häuflein Juristen, die mit vornehmem Dünkel auf alle Praktiker herabsehen) genannt und benutzt werden; insbesondere enthalten *Strube's* rechtliche Bedenken die trefflichsten historischen Entwicklungen und gründliche Rechtsausführungen; wiewohl Vieles durch neuere Forschungen als unrichtig nachgewiesen oder wenigstens sehr zweifelhaft geworden, auch vorzüglich im Civilrechte durch die Bemühungen neuerer Juristen mancher Irrthum des vorigen Jahrhunderts nachgewiesen worden, und die Gerichte Hannovers selbst in vielen Punkten andre Ansichten angenommen haben. Es war demnach gewifs ein sehr verdienstliches Unternehmen des ausgezeichneten Herausg., eine neue, aber völlig umgearbeitete Ausgabe der Strube'schen Bedenken zu veranstalten und das Buch für den Gebrauch der Zeitgenossen und anpassend dem Standpunkte der Wissenschaft umzuarbeiten. — *Spangenberg*, selbst Mitglied des höchsten Gerichtshofs im Königreich Hannover, als Historiker wie als Jurist mit allen neuen wissenschaftlichen Forschungen im römischen wie im deutschen Rechte gleich vertraut, war völlig der Mann, unter dessen Bearbeitung *Str's*. Buch einen neuen Werth erhalten mufste, und mit Unrecht würde man die vorliegende Bearbeitung nur als eine neue Auflage des Werks von *Strube* betrachten. — Schon dadurch, dafs bey *Str.* die einzelnen Bedenken bunt durch einander ohne alles System vorgetragen sind, war auch die Benutzung des Buchs erschwert und unbequem gemacht. Hr. *Sp.* hat nun sämmtliche bey *Str.* vorkommende Bedenken nach den verschiednen Rechtstheilen und in denselben nach den verschiednen Rechtslehren methodisch geordnet, so dafs z. B. unter der Rubrik: Von der Ehe (S. 30—94), alle bey *Str.* vorkommenden, auf die in der Lehre von der Ehe wichtigen Streitfragen sich beziehenden Bedenken vorgetragen sind. Die Bearbeitung in dem jetzigen Werke war aber nicht blofs auf *Strube* gerichtet, sondern darauf, ein möglichst vollständiges Handbuch und Repertorium der gesammten hannöverischen Rechtspflege zu liefern, in sofern sie durch Entscheidungen der höhern Landesjustiz-Collegien urkundlich nachgewiesen werden kann. Was daher in den neuern Werken von *Ramdohr*, *Bülow* und *Hagemann*, *von Ende* u. A., oder schon in ältern Schriftstellern, z. B. *Pufendorf*, auf die hannöverische Praxis Bezügliches vorkommt, ist von dem Herausgeber bey der einschlägigen Lehre an dem passenden Orte angeführt, so dafs der hannöverische Jurist (und nicht weniger gern auch der aufser Hannover wohnende Rechtsgelehrte, der wissen möchte, ob nicht bereits über eine Streitfrage eine Präjudiz existirt) mit Bequemlichkeit alle auf eine Materie sich beziehenden Präjudicien gesammelt findet. Der Werth der Arbeit steigt noch dadurch, dafs häufig in den Noten zu den Strubeschen Bedenken die neuern Präjudicien des Oberappellationsgerichts zu Celle angegeben sind, überall aber auf die Ausführungen neuerer Rechtslehrer hingewiesen wird, damit der Jurist, welcher sich des Werks bedient, sogleich bemerke, in wiefern eine zu *Strube's* Zeiten vom Obergericht angenommene Meinung beybehalten, oder nach der Fortbildung des Rechts durch den Einflufs neuer Forschungen verworfen worden ist. An manchen Stellen sind die von dem Herausg. beygefügten Zusätze selbst sehr umfassend und bedeutend, z. B. (S. 31) über die Satis-

tisfaction einer Geschwächten; (S. 88) über den Einfluss der Veränderung des Wohnorts der Eheleute auf die ehelichen Güterverhältnisse (wo noch mehr die Ansicht hätte hervorgehoben werden sollen, dass die Ehegatten durch Eingehung der Ehe ohne Ehevertrag nicht so betrachtet werden dürfen, als wenn sie wie durch einen Vertrag dem Landesgesetz für die ganze Dauer der Ehe und für die erbrechtlichen Verhältnisse sich hätten unterwerfen und wechselseitig Rechte garantiren oder einräumen wollen); (S. 94) über die Frage: wem das, was die Eheleute während der Ehe erwerben, gebühre (wo der Vf. sich in der Note mit Recht gegen *Strube's* Meinung erklärt, der alles, was die Frau während der Ehe durch besondre Kunst oder Handthierung erwirbt, zu dem besondern Vermögen der Frau rechnet. Rec. meint, dass mehr darauf gesehen werden müsste, ob in dem Lande das reine Dotalsystem, oder das System der Errungenschaft, oder der allgemeinen Gütergemeinschaft gilt); (S. 105) über Vermuthung für die eheliche Geburt des Kindes; (S. 111, womit S. 425 verglichen werden muss) über das Recht des Vaters, die Kinder in einer der christlichen Religionen erziehen zu lassen; (S. 155) über den Vorzug des ältern oder jüngern Lehenbriefs; (S. 206) ob ein Lehen durch Verjährung in *allodium* verwandelt werden könne; (S. 233) über das Recht des Gutsherrn, auf den Grundstücken seiner Meyer Bäume zu fällen; (S. 293) vom Rechte des Forstherrn, ein Gehölz in Zuschlag zu legen; (S. 325) über das Recht der Unterthanen auf die Beute, welche sie dem Feinde nehmen; (S. 341) über die Verjährung der *actio judicati*; (S. 366) über das Weiderecht in geschlossenen Zeiten; (S. 419) über das Verhältniss der öffentlichen, privilegirten und gesetzlichen Pfandrechte, vorzüglich über den Sinn der *l.* 11. *Cod. qui potiores in pignor.* etc. Gewiss sieht jeder Jurist, der den Werth der Präjudiciensammlung erkennt, ohne deswegen sklavisch der einmal ausgesprochenen Ansicht treu zu bleiben, mit Vergnügen der Fortsetzung des Werks entgegen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HAMBURG, b. Campe: *Reise durch die Schweiz, Italien, Frankreich, Grossbritannien und Holland,* mit besonderer Rücksicht auf *Spitäler, Heilmethoden und den übrigen medicinischen Zustand dieser Länder.* Von Dr. *C. Otto. Zweyter* Theil. 1825. 467 S. 8. m. 1 Kpft.

Der *zweyte* Band dieser Reise, deren *erster* in d. A. L. Z. 1826. Nr. 121. angezeigt worden, begreift des Vfs. Aufenthalt in Paris, London, Edinburg, Glasgow, Dublin, Oxford und in mehrern Städten Hollands. Er beginnt mit einer Charakteristik der Franzosen, bey welcher Leidenschaft und vorgefasste Meinung nur zu sichtlich die Feder geführt und den Vf. zu Aussprüchen verleitet hat, die nicht selten hart und ungerecht erscheinen müssen. Mit Ruhe und Unparteylichkeit spricht er dagegen über den Zustand der Medicin zu Paris im Allgemeinen, über *Pinel* und *Broussais*, die Marktschreyerey, den Zustand der Vaccine, über die mit der *école de médecine* verbundenen Cabinette, den botanischen Garten und die hier aufgestellten Sammlungen, über *Cuvier* und *Blainville.* — Bey Aufzählung der in Paris erscheinenden Zeitschriften hat er anzuführen vergessen: die *Annales de chimie et de physique* par *Gay-Lussac et Arago*, die *Annales de la médecine physiologique* par *Broussais*, die *Annales des sciences naturelles*, die *nouvelle bibliothèque médicale*, das *Journal de médecine vétérinaire* und das *Journal de chimie medicale, de pharmacie et de toxicologie.*

Ein besondrer Abschnitt handelt von den Krankenanstalten und ihren Einrichtungen. Sämmtliche Civilhospitäler werden von einem *conseil général d'administration des hospices* und einer *commission exécutive* geleitet, während über die Militair-Heilanstalten sechs Inspectoren (2 Aerzte, 3 Wundärzte und ein Apotheker) gesetzt sind, denen die jährliche Revision sämmtlicher Militairhospitäler in Frankreich obliegt. Der Vf. geht nun die Hospitäler einzeln durch, und erwähnt hierbey das Eigenthümliche und Mittheilungswerthe aus dem Verfahren der bey diesen Anstalten fungirenden Aerzte und Wundärzte. Besonders lehrreich fand er die Klinik des leider durch Pfaffenlist von der Professur entfernten *Dubois*, der bey Rheumatismus im Rücken die Moxa auf der Wirbelsäule und den häufigen Genuss des kalten Wassers gegen Nierensteine empfiehlt. *Fouquier* ist jetzt Professor der innern Pathologie und dirigirt nicht mehr die von *Corvisart* gestiftete innere Klinik. Von den Aerzten am *hôtel Dieu* schildert er genauer *Husson*, *Recamier* (beide Anhänger von *Broussais*) und *Petit*, einen erklärten Gegner der neuen Schule; dieser verordnet bey Wechselfiebern nach dem sechsten Paroxysmus die Chinarinde innerlich und in Klystieren, zu welchem Zweck er eine Unze Fieberrinde mit einer gleichen Gabe *sinapis diarodion* verbindet, um zu verhindern, dass die Klystiere nicht sogleich wieder fortgehen. Was *O.* über *Dupuytren* als Arzt und als Lehrer, über sein unfreundliches Betragen gegen Kranke und Studirende sagt, ist leider wahr, und schon von Andern gerügt worden.

Die vorzüglichen Badeanstalten im *hôpital St. Louis*, besonders die nach *d'Arcet* eingerichteten und von *Biett* modificirten Schwefelräucherungs-Apparate werden vom Vf. genau beschrieben, *Mouronval's* und *Lugol's* Versuche über die Krätze mitgetheilt, und *Alibert's* Vorlesungen über die Hautkrankheiten nach Verdienst gewürdigt. *Biett* empfiehlt gegen hartnäckige Hautübel den innern Gebrauch starker Gaben Cantharidentinctur und des Arseniks in Verbindung mit Potasche oder flüchtigem Laugensalze täglich zu $\frac{1}{18}$ bis $\frac{1}{8}$ Gran. Das Seltenerwerden der Syphilis in Paris beruht nach dem Vf. nicht auf einer strengern polizeylichen Aufsicht über

über die Lustdirnen, sondern, wie auch *Casper* annimmt, auf der grofsen Beforgnifs der Franzofen für die Erhaltung ihrer Gefundheit, welche ohne Scheu die Hülfe eines Arztes in Anfpruch nehmen, fobald fie die geringften verdächtigen Erfcheinungen an fich bemerken.

In der Klinik von *Brouffais*, deffen Theorie und Praxis der Vf. mit wenigen Zügen genau charakterifirt, fah er Typhuskranke unter dem Gebrauche fchleimiger und beruhigender Mittel genefen; nie ftellte fich bey ihnen *decubitus* ein, welcher nach *Brouffais* immer durch Reizmittel, namentlich durch Kampfer begünftigt wird.

Das *hôpital des enfans malades*, rückfichtlich feiner gefunden Lage und feiner Einrichtungen, eins der vorzüglichften in Paris, nimmt aufser den fyphilitifchen, welche nicht, wie *O.* anführt, zum Findelhaufe, fondern zum *hôpital des vénériens* verwiefen werden, alle kranken Kinder auf. Des Vfs. Bemerkungen über die Aerzte diefes Hofpitals — *Jadelot* und *Guerfent*, — über die hier übliche Behandlung der häutigen Bräune, des Keuchhuftens, der Krätze, der Tinea, der acuten Exantheme ftimmen vollkommen mit dem überein, was *Ratier* in feinem *Formulaire pratique des hôpitaux civils de Paris* anführt. — Beym *hôpital Necker* erwähnt *O.* den Erfinder des Stethoscopes, und die Erfcheinungen, welche mit Hülfe diefes Inftruments bey den verfchiedenen Bruftaffectionen wahrgenommen werden. Die Befchreibung der übrigen Hofpitäler, namentlich des *hôpital St. Antoine* und des Hofpitals für die königlichen Garden, an welchen *Larrey* dirigirender Wundarzt ift, enthält manches Intereffante, welches hier anzuführen der Raum nicht geftattet.

Für Aufbewahrung und Heilung von Gemüthskranken giebt es in Paris drey Anftalten, von welchen die *Salpetrière* für gemüthskranke Weiber, der *Bicètre* für gemüthskranke Männer und die *Maifon de Charenton* für beide Gefchlechter beftimmt ift. Keine diefer Anftalten befriedigte den Vf., da es überall an Reinlichkeit und Ordnung fehlte und nirgends die Kranken gehörig befchäftigt werden. — Am Schluffe diefes Abfchnitts erwähnt der Vf. noch *Magendie's* Vorlefungen über Phyfiologie, und befchreibt die Experimente, welche mit Strichnine, Oel, Brech- und Purgirmitteln, Kampfer, Blaufäure, Opium u. f. w. an lebenden Thieren gemacht wurden.

In den beiden folgenden Abfchnitten entwirft der Vf. eine kurze Charakteriftik der Medicin und Chirurgie in London und der dortigen Aerzte, und befchreibt fehr vollftändig alle wiffenfchaftlichen Inftitute und Vereine, welche in Beziehung zur Heilkunde ftehen. Rec. glaubt hier fich kurz faffen zu dürfen, da vor Kurzem Hr. Prof. *Wagner* eine vollftändige Befchreibung der englifchen Heilanftalten gegeben hat. — Nicht grundlos fcheint die auch von Andern aufgeftellte Behauptung, dafs die ftarken Aderläffe und das Calomel, welche als die Haupthei1mittel der englifchen Aerzte anzufehen find, durch das englifche Klima und die Lebensweife der Britten gefordert werden, bey welchen Leberleiden, Scropheln, Apoplexieen u. f. w. vorzugsweife beobachtet werden.

Die meiften der 22 Hofpitäler in London find klein und von Privatperfonen geftiftet und unterhalten; die bedeutendern find: das Thomas-, Guys- und Bartholomeus-Hofpital. Hr. *O.* rühmt die vollftändige Sammlung von Zahnpräparaten im Guys-Hofpitale und das Mufeum für pathologifche Anatomie im Bartholomeus-Hofpitale, an welchem der, durch feine wiffenfchaftlichen Leiftungen und durch die erlittenen Verfolgungen bekannte *Lawrence* Arzt ift.

Bey der Befchreibung des Fieberhofpitals (*houfe of recovery for typhus and fcarlet fever*) erwähnt Hr. *O. Armftrong* und feine Theorie über den Typhus und die Behandlung deffelben, welche wir als bekannt übergehen. Von den bemerkenswerthen Mittheilungen über *Babington's* und *Macgregor's* Verfahren wollen wir nur die Beobachtung *Macgregor's* anführen, dafs von fünf Individuen, welche ohne Mercur von der Syphilis geheilt werden, gewöhnlich nur drey von fecundären Erfcheinungen befreyt bleiben, während höchftens bey einem von 75, die durch Queckfilber geheilt find, fecundäre Symptome wahrgenommen werden.

Die beiden öffentlichen Irrenhäufer Bethlem und St. Lukes, welche fich durch ihre vorzügliche Einrichtung vortheilhaft auszeichnen, find nur für heilbare Wahnfinnige beftimmt; jeder Aufgenommene wird nach einem Jahre wieder entlaffen, wenn fich nicht innerhalb diefer Zeit Spuren der Befferung gezeigt haben. Aufser den Spitälern giebt es in London noch die *Infirmaries* und *Difpenfaries*, aus welchen arme Kranke in ihren Wohnungen unentgeldlich ärztliche Hülfe und Arzneyen erhalten. Vier diefer Anftalten find vorzugsweife für kranke Kinder, drey für Augenübel, eins für Haut- und eins für Ohrenkrankheiten beftimmt. — Leider laffen fich die vom Vf. in diefen Anftalten gefammelten, oft recht intereffanten Beobachtungen nicht in der Kürze wiedergeben, weshalb wir den Lefer auf das Buch felbft verweifen müffen.

Ueber *Alexander*, deffen feltne Gewandtheit in Augenoperationen Hr. Prof. *Wagner* nicht genug rühmen kann, fchweigt Hr. *O.* gänzlich. *Bampfield's* Methode bey Krümmungen des Rückgraths möchte nicht das unbedingte Lob verdienen, welches Hr. *O.* ihr zollt, wenn man fich der Unterfuchungen *Lachaife's* über die Extenfionsmafchinen bey Rückgrathskrümmungen erinnert.

Nach der Befchreibung der Gefängniffe und Wohlthätigkeitsanftalten, von welchen das Invalidenhospital in Greenwich für Matrofen, das Chelfea-Hofpital für Landfoldaten, das Findelhaus, das Magdalenen-Hofpital (ein Correctionshaus für bü-

büssende Sünderinnen). und das Taubstummenhospital besonders ehrenvoll erwähnt werden, geht Hr. *O.* zu den Museen über, unter welchen er dem Hunter'schen und dem Langstaffs-Museum eine genaue Aufmerksamkeit widmet.

Auf seiner Reise nach Edinburg verweilte der Vf. in York, um die beiden Irrenhäuser, namentlich das weltberühmte, von Quäkern gestiftete *retreat* kennen zu lernen, welches seine Erwartungen noch übertraf.

Die Einrichtungen der Universität in Edinburg, der Zustand der Arzneywissenschaft daselbst, die schottischen Aerzte und ihre Methoden, welche von denen der Londoner Aerzte im Ganzen wenig abweichen, werden ausführlich geschildert. Ueber *Thomson's* Methode, die Syphilis ohne Gebrauch des Quecksilbers zu heilen, hätte Rec. einen ausführlichern Bericht erwartet. — Auf dieselbe Weise beschreibt Hr. *O.* die Universität zu Glasgow, die Sammlungen dieser Hochschule, so wie ihre Krankenanstalten, von denen er das Hospital für Wahnsinnige als eins der sehenswürdigsten in Europa darstellt.

Vollkommen stimmt der Vf. mit Hn. Prof. *Wagner* darin überein, dass Dublin sehr viele ergiebige Quellen der Belehrung besitze, dass es rücksichtlich seiner Unterrichts- und Krankenanstalten, so wie des regen wissenschaftlichen Lebens unter den dortigen Aerzten — weit über die schottischen Universitäten zu stellen sey. Unter den Museen zeichnet sich das des *royal college of surgeons* durch Reichhaltigkeit an interessanten pathologischen Präparaten besonders aus. Das im Universitätsgebäude aufgestellte sehr bedeutende anatomische Cabinet verdankt seine Entstehung *Macartney* und *Jacob*, der eine Auflösung von Alaun und Salpeter zur Aufbewahrung der Präparate allen andern Mischungen vorzieht. Unter den vielen sehenswerthen Präparaten dieser Sammlung befindet sich ein sehr deutliches Präparat der *Membrana Jacobaea*. — Zur Aufnahme ansteckender Fieberkranken giebt es besondere Anstalten, unter denen das *Fever-Hospital* in Corkstreet durch seine zweckmässige Einrichtung alle Krankenanstalten Londons übertrifft. Der in Dublin fast endemische Typhus sucht den ärmern Theil der Einwohner vorzugsweise heim, und soll bey einer kalten und feuchten Luft häufiger und bösartiger seyn. *Sir Patrick Dun's* Hospital nimmt nur innere Kranke für den klinischen Unterricht auf, welchen — nach *Wagner* — *Macartney*, *Banker* und *Allmann* ertheilen. — In der Heilanstalt für venerische Frauenzimmer haben die Versuche, die Syphilis ohne Mercur zu behandeln, keine günstigen Resultate geliefert. Unter den Irrenhäusern steht das *Richmond Lunatic-Asylum* obenan. Von den übrigen Instituten verdient besonders das Findelhaus und die Entbindungsanstalt Erwähnung, in welcher alle fünf Jahr das Puerperalfieber epidemisch herrschen soll. *Douglas* und *Brennan* wollen immer vom Terpentinöl erspriessliche Dienste in dieser Krankheit gesehen haben.

Von den sehenswerthen Anstalten der Universität Oxford findet sich eine vollständigere Beschreibung in *Wagner's* Schrift: Ueber die Medicinal-Anstalten und den jetzigen Zustand der Heilkunde in Grossbritannien und Irland.

Mit einem Panegyricus auf die Liberalität der Engländer, wobey sich der Vf. derbe, oft ungerechte Ausfälle auf Frankreich erlaubt, scheidet er von Grossbritannien.

In Holland verweilte er nur wenige Tage in Leyden und Amsterdam, in welchen Städten die Krankenanstalten eine grosse Reform bedürfen.

H—r.

ERDBESCHREIBUNG.

ROXNEBURG, b. Schumann: *Politische und statistische Geschichte der Insel Hayti (Sant Domingo)* nach amtlichen Berichten und mitgetheilten Nachrichten des Agenten der brittischen Regierung auf den Antillen Sir *James Berskett*, entworfen von *Placidus Justin*, nach dem Französischen bearbeitet von *C. G. Hennig*. 1827. XVI u. 503 S. 8. (2 Rthl. 8 gGr.)

Das in d. A. L. Z. 1826. Nr. 99. recensirte Original ist von Hn. *H.* viel zu weitläufig übertragen worden. In Hamburg und Bremen kennt man Hayti so gut als Hannover oder Holstein, in Folge der Leichtigkeit; mit der man jetzt Seereisen macht und in der Fremde eine kurze oder längere Zeit weilt. Dem kaufmännischen Publicum nützlich zu werden musste der Uebersetzer trachten, und nur aufnehmen, was uns Deutsche auf Hayti als weltbürgerlich und literarisch wichtig erscheinen kann; aber eine Menge Dinge, welche nur Franzosen oder Britten in dem Werke interessiren können, musste er ausscheiden oder sehr verkürzen. Diese Regel gilt für alle Unternehmungen solcher Art; die Vernachlässigung derselben vertheuert das Buch und vermindert den Absatz.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1828.

PHILOSOPHIE.

LANDSHUT, b. Thomann: *Grundriss der Geschichte der Philosophie*, von Dr. *Friedrich Ast* u. s. w. — *Zweyte*, vermehrte u. verbesserte Auflage. 1825. 442 S. 8.

Der Werth dieses Compendiums hat sich durch den Gebrauch desselben bewährt. Der Vf. gab dasselbe zum ersten Male 1807 heraus, und damals war es das erste Compendium, welches die Aufgabe, die *Geschichte der Philosophie* als „Darstellung der fortschreitenden Entwickelung der Philosophie als Wissenschaft" nicht bloss, wie die frühern Compendien und selbst die grössern Werke von *Tiedemann* und *Tennemann*, nur *aussprach*, sondern sie durch Nachweisung des innern Zusammenhangs der Erscheinungen der Philosophie auch wirklich zu lösen, den ersten, wiewohl unvollkommnen Versuch machte. Mag man auch tadeln, der Vf. habe die *Schelling'schen* Ansichten dabey angewendet, so lässt sich dagegen die Frage aufwerfen, ob es dem Geschichtschreiber in diesem Gebiete möglich sey, aller bestimmten philosophischen Ansicht und Ueberzeugung zu entsagen, und ob nicht vielmehr darin der wahre Unterschied der Bearbeitungen liegen wird, dass der eine Darsteller einem System folgt, welches einen frühern und unvollkommnern Standpunkt bezeichnet, der andere aber von der philosophischen Weltansicht aus, welche sich als das Resultat aller frühern Bildung darstellt und dem gegenwärtigen Bedürfniss der wahrhaft philosophirenden Geister entspricht, jenes Ganze der Geschichte auffasst. Wenigstens haben die jenem Compendium nachfolgenden Darstellungen, was diesen *wesentlichen* Punkt, den *wissenschaftlichen Zusammenhang* der Systeme anlangt, bis jetzt nicht glücklichere Versuche geliefert. Einer der letzten Darsteller aber, nämlich *Rixner*, hat diesen Grundbau des Vfs. im Wesentlichen in sein Handbuch der Geschichte der Philosophie übergetragen, was vielleicht das Beste daran ist. Andere haben sich mit Anordnung in logische Rubriken, Kapitel, Paragraphen und chronologische Absonderungen beholfen, welche den *innern* Zusammenhang, der hier gefordert wird, freylich nicht ersetzen. Der Vf. hat daher auch Recht, in der Vorrede zu dieser neuen Auflage auf die organische Bildung aufmerksam zu machen, welche er in der Entwickelung der philosophischen Systeme, vorzüglich der Griechen nachzuweisen gesucht habe, in sofern auf dieser die wissenschaftliche (das tiefere Bildungsgesetz ergründende) Auffassung und Betrachtungsweise beruht. Man muss ihm aber auch zugleich das Lob geben, dass er bey diesem wissenschaftlichen Verfahren fern von der Absicht gewesen ist, irgend eine philosophische Lehre geltend zu machen, da er vielmehr, wie auch der Schluss des Buchs in dieser zweyten Auflage bezeugt, in *Schelling's* Lehre nicht *stehen* geblieben ist. Mehr könnte sich der Tadel erheben gegen die *Anwendung* jener Idee im *Einzelnen;* allein diess hebt jenes Verdienst selbst nicht auf.

Um aber hier auch etwas in das Einzelne dieser Anordnung einzugehen, so bemerken wir Folgendes: Der Vf. bestimmt die *Perioden* der Geschichte der *Philosophie* nach den Perioden der *allgemeinen Geschichte*; er sagt (S. 10): sie seyen nicht bloss dem Wesen nach mit den Perioden der Menschengeschichte Eins, sondern auch zeitlich ihnen gleichlaufend. Nun nimmt der Vf. richtig eine Periode der ungetheilten, in sich verhüllten Einheit des ursprünglichen Lebens an, welche er die Periode der orientalischen Menschheit, des mythischen oder goldenen Zeitalters nennt; und dem entsprechend nennt er seine erste Periode der Geschichte der Philosophie Geschichte der *orientalischen* Philosophie. Dagegen ist zu sagen, dass das philosophirende Denken in der That nicht mit dem Leben der *Menschheit*, so wenig als mit der Geburt des Individuums anfängt, dass also in sofern die erste Periode des Menschheitlebens nicht zugleich die erste Periode der Geschichte der Philosophie ist; ferner dass das Philosophiren selbst jener ungetheilten unentwickelten Einheit des Lebens geradezu widerspricht, da es das Aufgeben dieser Einheit, das Heraustreten in den Gegensatz voraussetzt, und die Einheit mit Bewusstseyn wiederum herbeyzuführen arbeitet. Mithin kann auch von keiner *orientalischen Philosophie* die Rede seyn, da jener ältere Orientalismus, von welchem uns Urkunden berichten, zwar ein solches Heraustreten aus der Einheit mannichfach bezeugt, aber das Denken hier noch nicht die *Form* des Philosophirens gewonnen hat, sondern wie der Vf. durch das Prädicat mythisches Zeitalter andeutet, noch die der rea-

realen Anschauung angemessenere Form des *Mythus* hat. Diese Ansicht des Vfs. aber geht aus der unbestimmten und zuviel befassenden Definition §. 1. hervor, dass die Geschichte der Philosophie die Darstellung der Ideen, Grundsätze und Lehrmeinungen sey, durch welche der *menschliche Geist seine Forschungen und Ansichten vom Wesen der Dinge* geoffenbart habe. Wo möchte nun hier die Grenze zwischen Geschichte der Philosophie und *Mythologie* seyn? — Nach des Rec. hier angedeuteter Ansicht würde also zwar diese erste Periode der Gesch. der Philos. als erste wegfallen; diess würde aber jedoch nicht hindern, den Inhalt derselben als Vorbereitung der wahren Geschichte der Philosophie, welche mit dem philosophischen Denken bey den Griechen beginnt, zu bearbeiten und anzusehen. — In der Anordnung der griechischen Philosophie ist uns die Stellung anstössig gewesen, welche der Vf. den *Eleaten* giebt; indem er den Eleatismus als eine Auflösung des *Pythagoreismus* betrachtet, da er doch so selbstständig wie dieser ist; ferner dass der Vf. mehr auf die *Uebereinstimmung* als auf die *Verschiedenheit* bey der Stellung des Plato zum Sokrates Rücksicht genommen hat.

Was die Behandlung des Stoffs im Einzelnen anlangt, so hat der Vf. dieselbe in sofern nicht abgeändert, als er auch in dieser Ausgabe nur *Text* ohne Belege mit Stellen und Citaten giebt. Diess hat freylich bey der *mannichfaltigen Deutung* philosophischer Sätze und Behauptungen Vieles und hauptsächlich das gegen sich, dass es das Selbststudium des Schülers hindert, indem er sich unbedingt dem Verfasser anvertrauen muss. So berichtet der Vf. vom Heraklit S. 56 z. B. geradezu: das Feuer ist das *Princip*, aus dem Alles entsteht und worein sich Alles wieder auflöst; — und dann weiter: das Feuer allein ist unveränderlich, welches der Grundansicht des Heraklit von dem *Werden* oder der ewigen Bewegung, in welche er das Absolute setzt, dem Ausdrucke nach direct entgegensteht, wie man diess auch aus den Schleiermacher'schen Untersuchungen über Heraklit ersehen kann. Auch ist von dem wichtigen Unterschied des Feuers als *Grundwesen* und als *Erscheinungsstufe* nicht die Rede. So folgt der Vf. §. 63, wo von der Seelenlehre des Pythagoras die Rede ist, mit *Tennemann*, der trüben Quelle des *Diog. L.*, ohne dass der Leser erfährt, welchem Führer er folgen soll.

Vom Parmenides ist der Bericht des Hn. *A.* auffallend dürftig; jener Philosoph wird von *Xenophanes* und *Melissus* nicht gehörig unterschieden. Am auffallendsten aber ist es, dass der Vf. vom Xenophanes viel mehr zu sagen weiss, als vom *Parmenides* (dass der erste Theil des Gedichts des Letztern die Aufschrift habe: *περι νοητου*, ist durch keine Quelle zu belegen). Was will der Vf. aber mit den Worten sagen: die Veränderlichkeit beziehe sich nach Melissus auf die weder vollkommnen noch unvollkommnen Dinge (*τα μεσα*), die „zwischen dem Seyn und dem Nichtseyn in der Mitte schweben"? Hierzu möchte Rec. die Belege sehen. — Höchst ungenau findet Rec. auch die Lehre des Empedokles dargestellt, worin freylich der Vf. keine bessern Vorgänger hat. So sagt er: die Elemente sind selbst wieder aus Urstoffen zusammengesetzt, die unveränderlich und unzerstörbar sind." Aber nach Aristoteles waren des E. Elemente der *Qualität* nach einfach, worin er von Anaxagoras abweicht. Ferner heisst es: physisch war ihm die Einheit der Dinge wahrscheinlich das *Feuer*, welches er als das höhere Element den andern entgegensetzte; speculativ war sie ihm das Gute, die Gottheit, oder die höhere, intelligible Welt (*το νοητον*), das Musterbild der sinnlichen." In diesen Worten sind sehr verschiedne Ansichten ohne Belege vermischt. Der Unterschied des *κοσμος αισθητος* und *νοητος* stimmt nicht zu des Empedokles übriger Ansicht und mag ihm wohl erst von den *Platonikern* beygelegt worden seyn, weil sie den *σφαιρος* (von diesem sagt der Vf. so wenig wie von dem *κοσμος* des E.) als das *Nichtwahrnehmbare* ansehen mussten. So führt der Vf. ferner von der *Gottheit* des Emp. richtig an, dass sie das seligste Wesen sey und von allem Streite entfernt lebe, setzt aber hinzu: daher ihre Erkenntniss beschränkter ist; denn *ausser* dem Streite wohnend, erkennt sie nicht das Leben im Streite, weil das Erkennen u. s. w. Aber Jeder, welcher des E. Lehre nach den Quellen studirt hat, weiss, dass, was der Vf. hier als *Grund* anführt, eine *Folgerung* des *Aristoteles* ist, welcher den E. beurtheilt. Die Sätze, *der Tod ist die Scheidung des Feurigen vom Irdischen: darum trifft er den Körper wie die Seele*, gehören einzig nur dem unsichern Pseudoplutarch an. Von der Seelenwanderung des E. wäre zu bemerken, dass erst die *Spätern* bestimmt davon reden. So zeigt sich, dass durch Hinweglassen der Belege die schlechtern einseitigen oder doch wenig unterstützten Berichte mit den sichern und wahrhaften vermischt und in einen Rang gesetzt werden.

In der Aufstellung der einzelnen Lehren eines Philosophen findet sich grösstentheils ein guter Zusammenhang, was sich von der Anordnung der mythischen Philosopheme S. 20. 21 nicht eben so sagen lässt. Aber ein andrer Mangel, welchen der Vf. in seiner Darstellung zu verbessern hat, besteht darin, dass er die Lehren eines Philosophen häufig nicht mit den *ihm eignen* Kunstausdrücken beschreibt und die *wesentlichen* Begriffe nicht *hervorhebt*, was zu einer scharfen Charakteristik gefordert wird. Hierher gehört z. B. der obengenannte Gegensatz des *σφαιρος* und *κοσμος* bey Empedokles, und der *Fluss* des Heraklit. Schon ist es störend, einen alten Weisen, wie Xenophanes, S. 69 in unsrer modernen Sprache sagen zu hören: nur die Vernunft gewährt Wahrheit und eigentliches, sich selbst begründendes Wissen, *dagegen der Empi-*

vorüber — doch nicht das Wahre als solches erkennt.

Uebrigens hat der Vf. in dieser zweyten Auflage die Geschichte bis auf die gegenwärtige Zeit fortgeführt, und sich dabey meist an die Wendt'sche Bearbeitung des Tennemann'schen Grundrisses gehalten. *W.*

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, in d. Baumgärtner. Buchh.: *Christliche Religionsvorträge und kirchliche Amtsreden* von Dr. *Ernst Zimmermann*, Hofprediger in Darmstadt. *Erster* Theil. 1826. X u. 360 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Mit Recht wird der sehr verdiente Vf. dieser Religionsvorträge und Amtsreden unter den vorzüglichern Kanzelrednern unsrer Zeit genannt. Auch in der gegenwärtigen Sammlung bewährt er sich als solchen, und Rec. ist überzeugt, dass dieselbe nicht nur gebildeten Christen, die sich durch das Lesen guter Predigten erbauen wollen, sondern auch angehenden Kanzelrednern, die mit den besten homiletischen Arbeiten ihrer Zeitgenossen bekannt zu werden wünschen, vor vielen ähnlichen Werken empfohlen zu werden verdient. In einer jeden der hier mitgetheilten *ein und zwanzig* Predigten werden wichtige praktische Religionswahrheiten, nach einer logisch richtigen Anordnung, mit Klarheit entwickelt und in einer sehr gebildeten Sprache, lebendig und kräftig dargestellt. — Die an den *Festtagen* gehaltenen Predigten, deren *sieben* in dieser Sammlung vorkommen, beziehen sich alle auf die Geschichte oder auf den Zweck des jedesmaligen Festes, und knüpfen daran eben so zeitgemäse als gemeinnützige Betrachtungen. Zum Beweise wird die Angabe folgender Hauptsätze dienen können: *am zweyten Weihnachtstage*, über Luc. 11, 15—20, *erste* Predigt: Der Einfluss der Sendung Jesu auf unser Verhältniss zu Gott; *zweyte* Predigt: Ernste Erwägung unsers Verhältnisses zu dem Erlöser der Welt; *am zweyten Ostertage*, über Luc. 24, 13—35: Die Auferstehung Jesu, als ein glorreicher Triumph (des Himmels über die Erde, des Lebens über den Tod, des Glaubens über Zweifelsucht und Unglauben, der Unschuld und Tugend über die Verfolgungen der Bosheit und die Schmähungen des Lasters, des Evangeliums und des ganzen Erlösungswerks über eine widerstrebende Welt); *am zweyten Pfingsttage*, *erste* Predigt über Matth. 13, 31—34: Die Herrlichkeit der christlichen Kirche; *zweyte* Pr. über Joh. 3, 16—21: Wo ist die wahre Kirche Christi? (Sie ist da, wo man am redlichsten die Wahrheit sucht, wo man am freudigsten und innigsten glaubt, wo man am meisten Gott im Geiste und in der Wahrheit anbetet, wo man am meisten die Sünde hasst, wo man am innigsten und thätigsten liebt); *am Reformationsfeste*, über Phil. 2, 1—4: Worte des Friedens bey dem kirchlichen Unfrieden der Zeit; *am allgemeinen Busstage*, über Matth. 5, 8: Dass wir den heutigen Tag nicht besser heiligen können, als durch den Entschluss, reines Herzens zu werden. — Wie geschickt der Vf. einzelne Stellen aus den sonntäglichen evangelischen Perikopen zu benutzen weiss, um daraus fruchtbare Betrachtungen herzuleiten, sieht man, wie aus mehrern, so insbesondre auch aus den Predigten *am zweyten Sonnt. nach der Erscheinung Christi und am Sonnt. Lätare.* In jener wird die fortwährende Offenbarung der Herrlichkeit Christi zum Gegenstande der Betrachtung gemacht; in dieser wird Anleitung gegeben zum prüfenden Nachdenken über die Gründe der Anhänglichkeit an Jesum. — Die Hauptsätze der übrigen in dieser Sammlung enthaltenen Predigten (grösstentheils über die gewöhnlichen Sonntags-Evangelien) sind folgende: Am zweyten Adventssonntage: Wann naht sich unsre Erlösung; am vierten Adventssonntage: Wie wichtig für unser Leben in der Gegenwart ein ernster Blick auf die Nachwelt sey; am Sonnt. Quasimodogeniti: Der Friede, welchen Christus der Welt gebracht hat; am Sonnt. Jubilate: Des Christen Trauer und sein Trost; am Sonnt. Rogate: Warum wird von vielen unsrer Zeitgenossen die Uebung des Gebets unterlassen? am Sonnt. Exaudi: Wohin führt die Unterlassung des Gebets? am 1. Sonnt. nach Trinit.: Leben und Ende des genussüchtigen Schwelgers; am 2. Sonnt. n. Trinit.: Warum auch in unsrer Zeit die Einladung Christi an so Viele vergeblich ergeht; am 4. Sonnt. n. Trinit.: Die Stimme der Wahrheit in Zeiten eines tiefen Sittenverfalls; am 6. Sonnt. n. Trinit.: Bedingungen der Seligkeit; am 8. Sonnt. n. Trinit.: Freundliche aber ernstliche Bitten an die Ausgezeichneten unter unsern Brüdern; am 23. Sonnt. n. Trinit.: Von den Verdiensten des Christenthums um das Glück der Staaten. — Angehängt sind diesen geistvollen Predigten zwey *Confirmationsreden* und drey *Traureden.* Die erste dieser Reden ist bey der Confirmation *des Prinzen Ludwig von Hessen* gehalten, dem auch diese Predigtsammlung vermittelst eines trefflichen Zueignungsschreibens besonders gewidmet ist, und entspricht jeder gerechten Erwartung. Nur in der zweyten Frage, welche dem Confirmanden zur feyerlichen Bejahung vorgelegt wurde (eben diese Frage kommt völlig gleichlautend auch in der zweyten hier mitgetheilten Confirmationsrede vor), möchte statt der Worte: „*Wollen Sie Sich aber auch in den Gehorsam der christlichen Kirche ergeben?*" — zur Vermeidung eines möglichen Missverständnisses, wohl ein klarerer Ausdruck gewählt worden seyn.

Dass Hr. Dr. *Z.* ein vernunftmäsiges Christenthum predige, darf als bekannt vorausgesetzt werden. In der Predigt am 2. Sonntage nach Epiphanias zeigt er, dass Christus seine Herrlichkeit fortwährend auch in der ewigen Vernunftmäsigkeit sei-

seiner Lehre offenbare; wo denn unter andern (S. 100 ff.) gesagt wird: „Was den unvertilgbaren Gesetzen der menschlichen Vernunft widerspricht, ja, es kann bestehen und sich geltend machen, so lange Nacht und Finsterniss herrscht, so lange Leidenschaft und Sittlichkeit sich davon begünstigt sieht, oder so lange irdische Macht und Gewalt ihm ihren Arm leiht. Aber zerfallen, in Nichts zerfallen und als Wahn und Lüge erscheinen muss es, sobald die Nebel schwinden und der Menschengeist zu prüfen und zu forschen beginnt. Bestanden, siegreich bestanden hat das Evangelium diese Probe — — Je mehr die Bildung der menschlichen Vernunft wächst, und je mehr ihre Kraft erstarkt, desto klarer erkennt sie, wie das Evangelium allen ihren Gesetzen, allen ihren Forderungen und Bedürfnissen entspricht, und je tiefer er forscht und je strenger er prüft, desto gewisser muss selbst der verstockteste Zweifler zuletzt die ewige Vernunftmäsigkeit und die unumstössliche Wahrheit der Lehre Jesu erkennen, und auch darin eine fortwährende Offenbarung seiner Herrlichkeit erblicken." Unstreitig führt die hier dargestellte Ansicht des Christenthums nicht nur zum freudigsten Bekenntniss desselben, sondern auch zur innigsten Verehrung seines erhabenen Stifters. Und so hört man denn auch in diesen Predigten die Segnungen des Evangeliums mit einer Wärme verkündigen, die nur aus der lebendigsten Ueberzeugung hervorgehen kann. Um dieser an sich so schätzbaren Wärme willen wird man es leicht verzeihen, wenn der begeisterte Redner irgend einmal in einen Eifer gerathen seyn sollte, der sich zu heftig äusserte. Diess dürfte der Fall gewesen seyn in einer Predigt *am zweyten Christtage*, wo es S. 232 heisst: „Eine lange Reihe von Jahrhunderten ist verflossen, in welchen es kein Vernünftiger zu bezweifeln wagte, dass die Menschheit ihre Erkenntniss Gottes, seines Wesens und Willens, seiner Rathschlüsse und Veranstaltungen dem Erlöser der Welt verdanke. Da erschien endlich unser Zeitalter, dieses überkluge, vor lauter Klugheit thöricht gewordene und in eitle Selbstgenügsamkeit versunkene Zeitalter, und ward dem anmaassenden Schüler ähnlich, welcher, weil er nun der unmittelbaren Zucht entwachsen ist und auf eignen Füssen stehen gelernt hat, das Verdienst des Lehrers verkennt und alle Kenntniss und Wissenschaft durch eignen Fleiss errungen haben will. Da warf dieses Zeitalter, in seiner Alles wissen wollenden Albernheit, die Frage auf: Ob denn wirklich Jesus über Gott und göttliche Dinge ganz Neues gelehrt habe; ob nicht alle seine Glaubenssätze bereits in den Gesetzen eines vernünftigen Denkens gegründet gewesen seyen; ob also nicht die sich selbst überlassene Menschenvernunft auch ohne höhern Beystand zur Erkenntniss derselben hätte gelangen können. O der unnützen Fragen! O der schmählichen Undankbarkeit!" — Was der Vf. nach dieser, bey ruhiger Ueberlegung schwerlich in allen ihren Theilen zu rechtfertigenden Anklage des gegenwärtigen Zeitalters vorträgt, hätte ohne sie eben so klar und eindringlich gesagt werden können, als es geschehen ist, und würde dann vielleicht bey Manchem um so eher Eingang gefunden haben. Wahr und schön schliesst der Vf. den hier berührten Theil gedachter Predigt mit folgenden Worten: „O freudig, Christen! wollen wir es erkennen und dankbar rühmen, dass der Erlöser der Welt beseligendes Licht uns gebracht und die Strahlen desselben über alle Stände und Klassen, auch über das ungelehrte Volk und über jeden Einzelnen unter uns verbreitet hat. Dass wir Gott in seiner Majestät und Gnade, dass wir seinen heiligen Willen, dass wir seine huldreichen Rathschlüsse zu unserm Heil erkennen, das ist Jesu Verdienst; er hat nicht bloss richtiger und vollständiger, als irgend Jemand vor ihm, die Wahrheit verkündet; er hat auch dem an sich todten Wissen und Erkennen Leben eingehaucht; er hat die beseligende Gotteserkenntniss aus der Schule der Gelehrten in die Mitte des Volks verpflanzt; und die Klarheit, mit der wir wissen, die Freudigkeit, mit der wir glauben, die Zuversicht, mit der wir auf Gott hoffen, das Alles verdanken wir ihm."

NEUE AUFLAGEN.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck und Ruprecht: *Psychische Anthropologie* von *Gottlob Ernst Schulze*, Königl. Grossbritannisch-Hannöverschem Hofrathe und ordentlichem Professor der Logik und Metaphysik auf der G. A. Universität zu Göttingen, Mitgliede der amerikanischen philosophischen Gesellschaft zu Philadelphia. *Dritte* Ausgabe. Grossentheils neue Ausarbeitung. 1826. XXIV u. 664 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gGr.) (S. die Recens. A. L. Z. 1818. Nr. 308.)

HANNOVER, in d. Hahn. Hofbuchh.: *Theoretisch-praktische deutsche Schulgrammatik*, oder kurzgefasstes Lehrbuch der deutschen Sprache, mit Beyspielen und Aufgaben zur Anwendung der Regeln, von Dr. *Joh. Christ. Aug. Heyse*, Schuldirector zu Magdeburg u. s. w. *Siebente* verbesserte Auflage. 1827. VIII u. 392 S. gr. 8. (16 gGr.) (S. die Recens. Erg. Bl. 1817. Nr. 47. und 1822. Nr. 3.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1828.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Basel, b. Neukirch: *Allgemeine kritische Annalen der Verhaft-, Straf- und Besserungs-Anstalten, der körperlichen und Heilungs-Institute, der Wohlthätigkeits-Anstalten und Vereine, so wie der Elementar-, Industrie- und Polytechnischen Schulen*; nach des Herrn *Appert* zu Paris neuem *Journal des Prisons, Hospices, Ecoles primaires et Etablissements de bienfaisance,* in grösserer Ausdehnung, mit vielen Zusätzen und Bemerkungen frey bearbeitet von Dr. *Theodor Hartleben*, Grossherzogl. Badischem geheimen Regierungsrathe u. s. w. *Erster* Band in drey Heften. 1825. 412 S. 8.

Bey dem regen Sinne für die Verbesserung der Strafanstalten, Heilungsinstitute, Wohlthätigkeits- und Schulanstalten, war es gewiss eine sehr glückliche Idee des mit unermüdetem Eifer für Beförderung alles Gemeinnützigen und Guten erfüllten kürzlich verstorbenen *H.*, eine eigene Zeitschrift anzulegen, in welche nicht allein Materialien zu diesem Zwecke niedergelegt, sondern auch durch Bekanntmachung desjenigen, was in Europa und selbst ausser Europa zur Erreichung desselben geschehen, ein edler Wetteifer erzeugt, und eine Nachahmung des wirklich und dauernd Verdienstlichen befördert werden sollte. Zum Vorbilde dieses Unternehmens hat das seit Januar 1825 zu Paris erscheinende *Journal des prisons, hospices, écoles primaires et établissemens de bienfaisance* par *B. Appert* gedient, so wie dasselbe auch im Ganzen der vorliegenden Zeitschrift zum Grunde gelegt ist; indessen würde man sehr irren, wenn man letztere als eine blosse Uebersetzung jenes Journals annehmen wollte, da der Vf. vielmehr nur das Vorzüglichere aus demselben ausgehoben und mit einer Menge durch seine ausgebreitete Correspondenz in und ausser Deutschland ihm zugekommenen Materialien bereichert hat. Aber was dem Ganzen ausserdem einen eigenthümlichen Werth giebt, das sind die eigenen theils berichtigenden, theils erläuternden Zusätze des Vfs., wozu derselbe um so mehr berufen war, als er durch persönliche Untersuchungen des Zustandes der Gefängnisse, Hospitäler, Zucht-, Besserungs- und Irrenhäuser vieler deutschen Staaten und namentlich des östreichischen Kaiserstaats, so wie eines grossen Theils der Schweiz, überdiess aber durch seine eignen fünf und zwanzigjährigen Dienstverhältnisse, als oberster Director solcher Anstalten, reiche Erfahrungen über diese Gegenstände zu machen Gelegenheit erhalten hatte.

Diese neue Zeitschrift — die einen Fortsetzer zu erhalten verdient — hat einen dreyfachen Zweck: praktische Abhandlungen und Aufsätze sollen auf die richtigen Grundsätze und Einrichtungen bey Anlegung und Verbesserungen jener Anstalten hindeuten; bereits erlassene Gesetze über dieselben sollen gewürdigt werden; auch sollen solche Schriften beurtheilt werden, die seit 1825 in *deutscher* Sprache erschienen sind, und auf den Umfang des Geschäftskreises dieser Zeitschrift Bezug haben. Endlich wird jedem Stück ein sogenannter Verkündiger angehängt, welcher nützliche Erfindungen und einzelne Verbesserungen, Gesetze zur Vervollkommnung, besondere Verdienste Einzelner um die fraglichen Gegenstände, Beförderungen, Belohnungen und Todesfälle, bedeutende Unglücksfälle und dagegen ergriffene Maassregeln, Beschwerden über gesetzwidrige und inhumane Behandlung durch Untersuchungsrichter, Festungscommandanten, Gefangenaufseher u. s. w., Aufforderungen zu Unterstützung Verunglückter, Armer, Gefangener u. s. w.; Preiscourante von Arbeiten, welche in den bezeichneten Anstalten verfertigt werden; Dienstgesuche und Buchhändleranzeigen neu erschienener Schriften (letztere drey Gegenstände könnten füglich wegbleiben) anzeigen soll. Was nun die in den vorliegenden drey Heften enthaltenen Abhandlungen und mitgetheilten Materialien anbetrifft: so wird ein Auszug aus denselben um so weniger zweckmässig seyn, da sie grösstentheils nur *berichten* und, wegen des in ihnen enthaltenen Details, ganz gelesen werden müssen; und so darf sich Rec. darauf beschränken, durch eine kurze Aufzählung derselben auf die Reichhaltigkeit der Zeitschrift selbst aufmerksam zu machen. Das *erste* Heft enthält den von *Decazes* im J. 1819 an den König Ludwig XVIII. erstatteten Bericht über Anordnung, Wirkungskreis und Statuten einer königl. Gesellschaft zur Verbesserung der Gefängnisse in Frankreich, die Verordnung des Königs über die Bildung dieser Gesellschaft und die Statute derselben, Entwickelung der Grundsätze über die den französischen Departements-Commissionen der Verhaft-, Straf- und Besserungsanstalten zu ertheilenden Instructionen, Grundzüge einer Sanitätsordnung für die französischen Gefäng-

nisse, von dem Referenten der Commission vorgetragen und in dem Rathe der Gesellschaft zu Paris geprüft und angenommen, vergleichender Blick auf die französischen Gefängnisse, besonders zu Paris, von *Appert;* über die militärischen Gefängnisse zu Paris, über die Detentionsanstalt *La Force* zu Paris; kurze Gegeneinanderstellung der Grundzüge des Systems der Armenunterstützung in England und Frankreich, über die Anfeindungen der Gewerbsschulen in Frankreich und deren Blüthe in England; allgemeine Bemerkungen über die Gefängnissanstalten in Preussen; Einrichtung der Irrenanstalt in dem Juliushospitale zu Würzburg, Instructionen für die Wärter und Wärterinnen in demselben; ein Blick über die Primärschulen in Griechenland, von *Appert;* Fortschritte der Bildung in China, von demselben; endlich Beurtheilungen von *Klappenbach's* Werkchen über Gefangene u. s. w. Das *zweyte* Heft enthält den Vortrag der Commission der kgl. Gesellsch. zur Verbesserung der Gefängnisse in Frankreich; über die Grundsätze in Hinsicht des religiösen und moralischen Unterrichts in den Verhafts-, Straf- und Besserungsanstalten, über die gegenwärtigen Verhältnisse dieser Anstalten in Frankreich, insbesondre über Departemental-Gefängnisse, Central-Strafanstalten und *Bagne's*, Darstellung der Conciergerie zu Paris, von *Appert;* Bemerkungen über das Gefängniss St. Lazare in Paris; über den gegenwärtigen Zustand der Wohlthätigkeitsanstalten in Frankreich, insbesondere der Hospitäler, Findelhäuser, Irrenanstalten und Bettlerdepots; über Krankenbrüderschaften oder Verbindungen der Handwerker und sonstigen Arbeiter zur Unterstützung der an ihrer Gesellschaft theilnehmenden Kranken; jüngste Verhandlungen der Gesellschaft zur Verbreitung des Elementarunterrichts zu Paris; vorläufiger Bericht über die jüngste Sitzung der königl. Gesellschaft für die Gefängnisse, vom 24. Jun. 1825; Verdienste der Mistress Frey um die Begründung einer guten Gefängnissanstalt zu Newgate in London und gegenwärtiger Zustand derselben unter Leitung eines Frauenvereins, Gallerie der englischen Hospitäler und Irrenanstalten, nebst einer Uebersicht der Hospitäler zu Paris, vom Dr. *Schulthess;* neuere Notizen über die Armen-Colonieen in Holland; über das Schloss Köpenik bey Berlin, als Gefängniss für die Demagogen und Sitz der Specialcommission für die Entdeckung demagogischer Umtriebe, mit vergleichenden Blicken auf die Stadtvogtey zu Berlin; über das Zwangsarbeitshaus zu Dresden, über das Correctionshaus zu München, von *Appert;* einige Notizen über den öffentlichen Unterricht in der Schweiz, besonders über die in dem Canton Waadt bestimmten Mittel zur Erziehung der Jugend; Resultate persönlicher Prüfung über die in Englands Straf- und Besserungsanstalten eingeführten Tretmühlen, aus einem Vortrage im Repräsentantenrathe des Cantons Genf. Das *dritte* Heft endlich: Praktische Beleuchtung der Vorzüge des jetzigen Systems der Straf- und Besserungsanstalten, über Leihhaus-Lotterieen; gesetzliche Anordnungen über die Einrichtung einer polytechnischen Schule zu Carlsruhe, Zug der sogenannten Sklavenkette zu den Galeeren in Frankreich, äussere und innere Einrichtung des Bagne's zu Brest, Behandlung der Galeerensklaven, Vorzüge und verbesserte neue Verwaltung der Bagne's zu Toulon, Bemerkungen über das für die wegen Schulden Verhafteten, zu Paris bestehende Arresthaus, St. Pelagie genannt; Gallerie der englischen Hospitäler, von *Schulthess*, Fortsetzung; die Erziehungsanstalt zu Haselwood, zur Beurtheilung des pädagogischen Geistes in England; vorläufiges Urtheil über die Gefangenanstalten in Russland; einige Notizen über die Armenanstalten in den russischen Ostsee-Provinzen, besonders in Dorpat; über den freywilligen Wohlthätigkeitsverein zu Stuttgart in seinem gegenwärtigen Zustande, endlich über das Zwangsarbeitshaus in Plassenburg.

RÖMISCHE LITERATUR.

Halle, b. Hendel: *M. Tullius Cicero's Laelius* oder *Abhandlung über die Freundschaft*, übersetzt und mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen versehen von *C. A. G. Schreiber. Zweyte* Auflage, durchaus umgearbeitet von Dr. *Georg Friedr. Wilh. Grosse*, Conrector des Gymn. und Prediger am Dome zu Stendal. 1827. VI u. 105 S. 8. (10 gGr.)

Nach der Vorrede ist diese Uebersetzung eine gänzliche Umarbeitung der Schreiber'schen vom J. 1799. Rec. kann diese nicht vergleichen und muss daher diese Schrift für sich betrachten. Eine enggedruckte Einleitung von S. III — XVIII trägt den Inhalt kurz vor, und handelt sowohl von der Kunst der Darstellung, als insbesondere von den Mängeln des Buchs, welche in der Einseitigkeit des Gesichtspunkts, im Mangel an schärferem Forschungsgeiste und erschöpfender Ausführung und Darstellung im Ganzen und Einzelnen gefunden werden. Hr. *Gr.* sucht in einigen Anmerkungen den Cicero zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, in Uebereinstimmung mit *Gernhard* S. XXXVIII. Am Schlusse der Einleitung stehn noch einige Worte über die sich unterredenden Personen. Bey der Uebersetzung selbst nun (S. 1 — 105) ist den wichtigern Abschnitten des Buchs der Inhalt vollständiger vorgesetzt und die Zahl der untergelegten Anmerkungen gegen die der ersten Ausgabe (wie die Vorrede sagt) sehr vermehrt. Doch findet sich nicht angegeben, was davon dem ersten oder dem zweyten Herausgeber angehört. Mehrere der Anmerkungen sind sehr lang, fast alle geben Sacherklärungen historischen und philosophischen Inhalts. Im Ganzen ist die Uebersetzung richtig und der Ausdruck sprachgemäss, obgleich hier und da Einiges erinnert werden kann.

§. 1 sind die Worte: *nec dubitare, illum — appellare sapientem* übertragen: „und ihn ohne Bedenken — *einen Weisen* zu nennen." Wir ziehen vor

vor *den weisen*, da *sapiens* fast Beyname des Laelius geworden war. Mucius sagte: der weise Laelius, nicht: Laelius, ein Weiser. §.2 ist *Hemicyclium* ein *Halbkreisstuhl* übersetzt, ohne dass eine Anmerkung das neue Wort erklärte. Wir verstehen mit Facc. nicht einen Stuhl, sondern ein Zimmer oder einen Theil des Hauses, der im Halbzirkel gebaut und mit Sitzen und Stühlen versehen war, wohin man sich gern zur Unterhaltung begab. Die Worte: *quum et ego essem una et pauci admodum familiares* sind übertragen: „da ich gerade mit nur wenigen seiner guten Freunde bey ihm war." *Gerade* aber steht nicht im Texte, und *wenige seiner guten Freunde* ist nicht genau, statt: wenige seiner genauesten Freunde. Gleich darauf in den Worten: „weil du damals viel Umgang mit dem Sulp. hattest"; ist *damals* zugesetzt. Dergleichen kleine und doch unnöthige Zusätze kommen noch öfter vor. §. 3 ist *coram* übersetzt *mündlich*, statt: in unsrer Gegenwart. Im 4ten §. hat die Nachbildung der lateinischen Periode Veranlassung gegeben, gegen die Ueblichkeit im Deutschen anzustossen, besonders in den Worten: „dass höchst merkwürdig des Cajus Laelius und Publius Scipio Vertraulichkeit gewesen sey." Dass ebendas. das Comma nach *de senectute* zu streichen und nach *de te* zu setzen sey, hat Einiges für sich; doch möchte Rec. der Wortstellung wegen bey der gewöhnlichen Interpunction bleiben. Mit der jetzt gewöhnlichen Lesart am Schlusse des §. 6, die hier richtig übersetzt ist, hat sich Rec. nie recht befreunden können. Unter verschiedenen andern Lesarten sagte ihm *quam legens tu ipse cognosces* am meisten zu, nur dass vielleicht statt *ipse* zu lesen ist *ipse jam*, aus welchen zwey Worten das *ipsum* der gewöhnlichen Lesart geworden seyn kann. Der Sinn ist dann: welche Unterhaltung du jetzt nun selbst lesen und kennen lernen wirst. Sie folgt auch unmittelbar. Auf diese Art verschwindet die gesuchte Höflichkeit gegen Atticus. Auch kann man *tute* beybehalten, nur zusammengeschrieben: denn *ipse* wird bisweilen damit verbunden, wie im Terent. Andr. I, 1,124. — §.7. „Darum fragt man mich, vermuthlich auch dich, mein Scaevola, wie du den Tod des Africanus ertragest." In dieser Stelle wird *du* auf Scaevola bezogen. Eine etwas andre Wendung würde es deutlich gemacht haben, dass es an Laelius gerichtet ist. §. 8. *nec potuisse non commoveri nec fuisse id humanitatis tuae*, „du habest freylich nicht *ungerührt* bleiben können und diess hätte sich auch wohl für *dein Mitgefühl* nicht geschickt", statt: nicht erschüttert zu werden, sey dir unmöglich gewesen und deinem menschlichen Gefühl entgegen. In der Note 40 hätte unter den denkwürdigen Freundschaften auch Nisus und Euryalus erwähnt und auf den Toxaris des Lucian verwiesen werden können. — Doch genug über einiges Einzelne; im Ganzen empfehlen wir diese Uebersetzung jeder andern Art von Lesern, nur nicht Schülern, da diese, im Besitz von Uebersetzungen solcher Schriften, welche in den Gymnasien gelesen werden, die nothwendige eigne Anstrengung nur zu gern ersparen.

Am Schlusse der Vorrede finden sich einige Worte über *Christoph August Gottlieb Schreiber*, welcher 1805 als Conrector zu Neuhaldensleben starb.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

NEUSTADT a. d. Orla, b. Wagner: *Predigten*, in der Hof- u. Stadtkirche zu Weimar über die gewöhnlichen Sonn- u. Festtags-Evangelien gehalten von Dr. *Joh. Friedr. Röhr*, Grossherz. Sächs. Weimarschem Ober-Hofprediger, Ober-Consistorial- u. Kirchenrathe u. Generalsuperintendenten, Ritter des Ordens vom weissen Falken. *Dritter* Band. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 1826. VIII u. 436 S. 8. (1 Rthlr. 18 gGr.)

Den 2ten Band dieser in vielfacher Hinsicht ausgezeichneten Predigten haben wir in der A. L. Z. 1824. Erg. Bl. Nr. 82. mit dem ihnen gebührenden Lobe angezeigt. Darauf verweisend beschränken wir uns um so lieber auf eine kurze Inhaltsangabe des vorliegenden Bandes, da ja des hochverdienten Vfs. Schriften überhaupt keiner Empfehlung irgend eines kritischen Blattes bedürfen, und gerade das Eigenthümliche seiner Predigtweise Allen, welche sich für diesen wichtigen Zweig unserer Literatur interessiren, hinlänglich bekannt ist. — Dieser Band enthält 25 Predigten, von denen 2 (am 8. *Sonnt. nach Epiphan.* und am 1. *Sonnt. n. Trinit.*) nicht in Weimar gehalten wurden. Ein 4ter Band soll den ganzen Jahrgang über die gewöhnlichen Sonn- u. Festtagsevangelien vervollständigen. — Am *Neujahrstage* stellt der Vf. nach Anleitung von Psalm 144, 4. *erheiternde Betrachtungen über die Flucht der Zeit* an. Es sind folgende: 1) dass an dieselbe aller Reiz des Lebens geknüpft ist, welcher in dem steten Wechsel des letztern für uns liegt; 2) dass uns durch sie unsre vollständige menschliche Entwickelung auf Erden möglich wird; 3) dass sie demjenigen, welcher sie redlich nützt, nie eigentlichen Verlust bringt; 4) dass wir selbst bey aller Flucht und Eile der Zeit doch immer bleiben. Am *Epiphaniasfeste*. Matth. 2, 1—15. *Die menschliche Weisheit in ihrer wohlthätigen Wirksamkeit für die Sache des Evangeliums Jesu.* 1) Sie vermittelt die richtige Erkenntniss des Evangeliums aus den Quellen desselben für die ganze christliche Welt; 2) sie bewahrt ihm seine Reinheit; 3) sie bringt es dem Herzen seiner Verehrer durch beredte Verkündigung nahe und vertheidigt es wider die Angriffe seiner Gegner. Hieraus werden, recht passend für die gegenwärtige Zeit, die wichtigen Folgen gezogen: 1) dass nicht der mindeste Grund vorhanden ist, die menschliche Weisheit als eine Beeinträchtigerin oder gar Feindin des Evangeliums Jesu anzusehen; 2) dass Allen nichts mehr am Herzen liegen muss, als dass im Schoosse der Christenheit sich immer die wahre Weisheit finde und erhalte, welche auf die Sache des Evangeliums eine so wohlthätige Wirksamkeit ausübt. *Am 2. Sonnt. n. Epiphan. Das häusliche Leben in seiner*

Ver-

Verherrlichung durch Jesum, unsern Herrn. 1) Er war ja einmal selbst mit seiner ganzen erhabenen Trefflichkeit ein Zögling des häuslichen Lebens; 2) er bewährte auch nach seinem öffentlichen Auftritte die gefühlvollste Theilnahme an dem häuslichen Leben seiner Mitmenschen; 3) er war beflissen, dem häuslichen Leben durch Wort und Lehre die höchste sittliche Würde zu geben. Daraus ergiebt sich denn: 1) wie völlig unchristlich der Mangel an Sinn für das häusliche Leben; 2) die sittliche Zerfallenheit des häuslichen Lebens; und 3) die öffentliche Geringschätzung desselben sey. *Am 5. Sonnt. n. Epiphan. Nie bleibt die Strafe für das Böse aus.* — *Am Sonnt. Septuagesimae. Wie sich die Armen und Geringen an den Reichen und Hohen zu versündigen pflegen.* 1) Bald mittelst des scheelsüchtigen Neides, mit welchem sie die Vorzüge derselben betrachten) 2) bald mittelst der unbilligen Lohnsucht, womit sie ihnen ihre Dienste verkaufen; 3) bald mittelst der unbescheidenen Begehrlichkeit, mit welcher sie ihre Unterstützung in Anspruch nehmen; 4) bald mittelst der unredlichen und bösen Künste, durch die sie ihren Ueberfluss sich zuzueignen suchen.— Am *Sonnt. Invocavit: Das Schreckliche der Verführung.* Am *Sonnt. Reminiscere: Dass der Mensch in Noth und Trübsal einen sichern Helfer an seinem Glauben habe.* Am *Charfreytage*, über Joh. 11, 51. 52: *Das Kreuz unsers Herrn als ein Vereinigungszeichen für alle Kinder Gottes auf Erden.* Es vereinigt sie: 1) in Einem *Glauben* an Gott, welcher aus Liebe zu ihnen seinen Sohn in den Tod gab; 2) in Einem *Gefühl* der Ehrfurcht und des Danks gegen Jesum, welcher an ihm sein Leben der Welt zum Opfer brachte; 3) in Einem *Troste*, dass sie durch Christi Tod Vergebung der Sünde und Gnade finden; 4) in Einem *Entschlusse*, sich der Herrschaft der Sünde und des Lasters kräftigst zu entziehen. Wer des Vfs. dogmatische Ansichten, die er ja offen genug mit edler Freymüthigkeit vor der Welt ausgesprochen hat, kennt, wird nicht ohne Befremden die Disposition dieser Predigt lesen, und nur die Ausführung hebt den Verdacht, dass er seiner sonstigen Weise, an die Stelle irriger und schädlicher religiöser Ansichten richtige und heilbringende zu setzen, ohne jene zu widerlegen, in dieser Predigt etwas zu wenig treu geblieben sey. Denn der Sachkundige wird da keinen Augenblick zweifelhaft seyn, welche Ansicht vom Tode Jesu der Vf. für die richtigere hält; obgleich er im 3ten Theile wirklich die gewöhnliche Ansicht von dem Versöhnungstode Jesu aufstellt, doch ohne sie für die seinige auszugeben, und wir hätten nur gewünscht, den Anstoss entfernt zu sehen, dass dadurch, wie er selbst eingesteht, bey Vielen der Entschluss entkräftet wird, zu welchem, nach dem 4ten Theile dieser Predigt, Christi Tod seine Bekenner vereinigen soll. *Am Osterfeste*, über Luc. 24, 1—12: *Ueber die geheimnissvolle Dunkelheit, welche für uns auf dem Leben jenseit des Grabes ruht.* Am *Sonnt. Misericord. Domini: Von der künftigen Vereinigung aller Menschen zu Einer Christenheerde.* Am *Sonnt. Jubilate: Der Tod in einer freundlichen und milden Gestalt:* 1) als die Grundbedingung alles irdischen Glücks, das wir geniessen; 2) als der Trost und die Hoffnung aller Geplagten und Lebensmüden; 3) als der Begründer einer seligen Vereinigung mit edlern Wesen unsers Gleichen; 4) als sicherer Führer zu höherer und himmlischer Vollkommenheit überhaupt. *Am Pfingstfeste: Von dem segensvollen Einflusse des Christenthums auf den äusserlichen und gesellschaftlichen Zustand des menschlichen Geschlechts*, über Joh. 14, 23—31. Wir würden gern die Haupttheile dieser trefflichen Predigt angeben, wenn sie nicht zu viel Raum einnähmen; denn sie sind in etwas viele Worte eingekleidet, so dass es vielleicht nur wenigen Zuhörern gelungen seyn mag, sie mit dem Gedächtnisse aufzufassen. Von den übrigen Predigten wollen wir nur diejenigen anführen, von denen wir annehmen dürfen, dass unsre Leser den Vf. besonders gern über die darin abgehandelten Gegenstände vernehmen werden. Am *7. Sonnt. nach Trin.: Die grosse Gewalt des Evangeliums Jesu über das menschliche Herz.* Am *Reformationsfeste: Was muss uns unsre evangelische Kirche theuer und werth machen?* über Coloss. 1, 12. 13. Am 26. *Sonnt. n. Trinit. Die Belehrungen unsers Herrn über das künftige Gericht.* — Am *Busstage*, über 1 Joh. 1, 8: *Das unleugbare sittliche Verderben, an welchem wir Menschen leiden.* Der Vf. findet es 1) in unsrer überwiegenden Geneigtheit zu sträflichem Denken und Thun; 2) in der schwachmüthigen Wandelbarkeit unsrer löblichsten Vorsätze und Bestrebungen; 3) in der bedenklichen Zweydeutigkeit der Bewegungsgründe, aus welchen unsre edelsten Thaten fliessen; 4) in der unglaublichen Menge entschiedner Schlechtigkeiten, womit sich Menschen beflecken. Am *Weihnachtsfeste: Der merkwürdige Gegensatz, welcher, nach dem Beyspiel unsers Herrn, zwischen der Geburt und dem Leben eines Menschen Statt finden kann.* 1) Seine Geburt kann niedrig seyn, sein Leben aber edel und herrlich; 2) seine Geburt dürftig, sein Leben aber gehaltvoll und reich; 3) seine Geburt geräuschlos und still, sein Leben aber von unendlicher Bedeutung für die gesammte Menschheit. Das soll uns lehren: 1) den Werth des Menschen nicht nach seiner Geburt, sondern nach seinem Leben zu messen; 2) den Eintritt eines Menschen in die Welt nimmer als etwas Geringfügiges zu betrachten; 3) auch uns durch unser Leben über unsre Geburt zu erheben. —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1828.

ERDBESCHREIBUNG.

Weimar, im Verl. des geogr. Instituts: *Vollständige und neueste Erdbeschreibung der Britischen, Niederländischen und Französischen Guayana und des Kaiserthums Brasilien, mit einer Einleitung zu Süd-Amerika.* Bearbeitet von *J. Ch. F. GutsMuths.* Mit einem alphabetischen Register. 1827. XVIII u. 1254 S. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung von *Ad. Chr. Gaspari, G. Hassel, J. G. Fr. Cannabich, J. C. Fr. GutsMuths* und *Fr. A. Uckert. Fünfte* Atheilung, *vierter* Band, oder des ganzen Werks 19*ter* Band, welcher die östliche Hälfte von Süd-Amerika enthält; bearbeitet von *J. C. Fr. GutsMuths.* (5 Rthlr. 12 gGr.)

Als Materialien-Sammlung verkennt gewiss Keiner die Brauchbarkeit des grossen Werks des Weimar'schen geogr. Instituts, welches jetzt seiner Vollendung nahe rückt, und Jedem, der sich ernstlich mit der Erdkunde beschäftigt, wirklich unentbehrlich ist. Mit höchst lobenswerthem Fleisse hat Hr. *GutsMuths* in dem vorliegenden Theile, der ein selbstständiges Ganze bildet, die östliche Hälfte von Südamerika (Guayana und Brasilien) bearbeitet, und wirklich können sich Briten und Franzosen keineswegs rühmen, eine vollständigere Beschreibung jener Länder zu besitzen, als uns hier geliefert worden ist. Dieser erste Versuch einer durchgreifenden Beschreibung des südlichen Theils der Westveste wird also gewiss mit allgemeinem Wohlwollen aufgenommen werden, vornehmlich da ein vom Hn. Diaconus *Richter* in Waltershausen mit grösster Sorgfalt bearbeitetes alphabetisches Register den Gebrauch dieser Erdbeschreibung erleichtert.

Das Werk zerfällt in drey Hauptheile: 1) Geographische Einleitung, über Südamerika im Allgemeinen. 2) Das Küstenland Guayana (Südamerika's Nordost-Rand), als womit die specielle Beschreibung sehr verständig begonnen wird; und 3) das Kaiserthum Brasilien. Der Plan der Bearbeitung ist ganz der bey der frühern Abtheilung befolgte, und es ist sehr zu loben, dass auch hier historische Notizen eingewebt sind. Die Verzeichnisse der literarischen Hülfsmittel liessen sich leicht vermehren, und die ältern Vorarbeiten, welche namentlich für Brasilien so vorzüglich sind, hätten nicht unangeführt bleiben sollen. Wie belehrend sind nicht die Plane und Zeichnungen im *Dapper* (die unbekannte neue Welt. Amsterdam 1673. fol.) und im *Merian* (Francf. ad M. 1634. fol.) Alle aus Brasilien zurückkehrenden Reisenden bewundern die Genauigkeit jener alten Zeichnungen. Die Vorarbeiten eines *Leri, Cudena, Marcgraf, Vasconcellos* u. A. darf Keiner übersehen, der über Brasilien, wie es war und ist, gründliche Kunde geben will. Durch das Studium der alten Urquellen gelangte der berühmte *Ritter* zu seiner durchgreifenden Erkenntniss der Ostveste.

Anschaulicher wäre vielleicht die Beschreibung von ganz Südamerika, wie von dessen Theilen, ausgefallen, wenn dabey der Gang der Haupt-Flussbetten zum Grunde gelegt wäre. Es sind deren aber in ganz Südamerika nur sieben: 1) Madalena; 2) Orinoko; 3) Maranon, das Haupt-Flussbette im Norden; 4) Tocantins; 5) Parnaiba; 6) S. Francisco; 7) Parana (Rio de la Plata, das Haupt-Flussbette im Süden). Der Desaguadero bildet mit dem See Titicaca ein geschlossenes Anden-Thal, das einzige, was wir bis jetzt in Südamerika kennen. So wäre eine natürliche Uebersicht erzielt, die zu sehr wichtigen Resultaten führt. In der politischen Eintheilung S. 201 fehlt nicht bloss die in den Verbesserungen nachgeholte Republik Bolivia. Sie stellt sich natürlich wie folgt dar:

1. Guayana. (Französisch, Niederländisch, Britisch).
2. Central-Republik Colombia, zu welcher die Gallepagos-Inseln gehören.
3. Freystaat Peru.
4. Freystaat Chile.
5. Die Republik der Araucos.
6. Freystaat Bolivia.
7. Staat Paraguay.
8. Die vereinigten Staaten des Rio de la Plata (Republica Argentina).
9. Die Banda Oriental (Cisplatina).
10. Kaiserreich Brasilien.
11. Die wüste Südspitze, südlich von 41° S. Br. mit den Inseln an der Magelhaens-Strasse und im Südmeer.

Der 1818 vom Capit. Smith entdeckte Archipel heisst nicht *New-Shetland,* sondern *South-Shetland.* (M. s. *Weddells a Voyage towards the South-Pole.* London 1825.) S. 203 beginnt die Beschreibung von Guayana, von dem Vf. auch die *dreyherrische Küste* genannt. Unter den Charten sind die herrlichen Spe-

Special-Blätter von *van Keulen* (*Nieuwe, groote, ligtende Zeefakkel.* Amfterdam 1709.); alle Reviere find im gröfsten Format einzeln abgebildet und das Land mit holländifcher Sorgfalt ausgearbeitet, obgleich es eigentlich Seecharten find. An Vertooningen fehlt es auch nicht. Durch folche detaillirte Darftellungen orientirt man fich am beften, wenn man ein Land befchreiben will. Zu S. 321 bemerken wir nach dem Royal Kalendar vom J. 1826, dafs die britifche Colonie *Demarara* und *Effequibo* (fo fchreiben es die Briten) einen Gouverneur hat, dem der Untergouverneur (Lt. Gouv.) von Berbice untergeben ift. S. 339 lefe man ftatt Bocrafiri: *Boca de Sierpe* (Schlangen-Mündung). Die Colonieen auf diefer Küfte werden von den Briten fehr hoch gefchätzt, höher als die weftindifchen Infeln, und die Regierung thut viel für deren Verbefferung. Stabroek und Georgetown (S. 338) find zwey abgefondert von einander liegende blühende Städte. Surinam ift gleichfalls ein Schoofskind der niederländifchen Colonial-Behörde. Die britifchen und niederländifchen Guayana-Colonieen find ferner durch treffliche Juftizpflege ausgezeichnet, fo dafs fogar Erbfchaften von dort ziemlich ungefchmälert nach Europa gelangen. Die Ab- und Seitenflüffe heifsen auf Holländifch: *Kreek.* Auch die Befchreibung der franzöfifchen Guayana ift gut gerathen; nur fehen wir nicht ein, weshalb die Cantone nicht in ihrer Reihenfolge, wie fie neben einander liegen, befchrieben find. *Noyer's* Memoire (*Bulletin des fciences geogr.* 1824.) fcheint nicht benutzt. Mit S. 400 fängt die Befchreibung von Brafilien an. Dafs portugiefifche Schiffe, wie es S. 417 heifst, bey der Abreife des Königs am 26ften April 1821 viel portugiefifches Eigenthum *verfchluckt* haben, ift uns nicht bekannt; wohl aber, dafs die Portugiefen felbft die Kriegsflotte damit beladen haben. Zu S. 682 bemerken wir aus der brafilifchen Hofzeitung (*Diario flumineufe*) vom 26ften May 1827, worin ein officieller Bericht des Finanzminifters enthalten ift, Folgendes: Die ordentliche Staatseinnahme Brafiliens betrug 1826: 4,643,196,285 Reis, die aufserordentliche 2,935,276,847 Reis. Gefammte Staatseinnahme: 7,578,473,132 Reis. Die gefammte Staatsausgabe nur 7,427,213,633 Reis; blieb alfo ein Ueberfchufs von 151,259,489 Reis. Die active Schuld betrug am Ende des Jahrs 1826: 2,005,590,81 Reis; die paffive Schuld: 32,228,183,828 Reis. Die Staatsausgabe für's Jahr 1828 wird auf 11,219,088,669 Reis angegeben, die Staatseinnahme auf 6,300,000,000 Reis gefchätzt, welches ein Deficit von 4,919,088,669 Reis fürchten läfst. — Nirgend finden wir angeführt, dafs in Brafilien faft nur Banknoten (kein baar Geld) courfirt. Die Eintheilung S. 689 ift aus *v. Schäffer's* Brafilien S. 235 entlehnt und mit *Cazal's* Angabe verglichen. *v. Schäffer's* Eintheilung beruht auf dem 3ten Art. Tit. I. des erften (verworfenen) Conftitutions-Entwurf vom 30. Auguft 1823. (cf. *v. Schäffer's* Brafilien, S. 221.) Die Einwohner-Anzahl der Provinzen u. f. w. ward dem Major durch einen damaligen Beamten beym Staatsfecretariat der Finanzen aus Rio de Janeiro eingefchickt; der Flächeninhalt nach der Charte von Arrowfmith *taliter qualiter* berechnet; wegen der Bewohnerzahl der einzelnen Städte Männer, welche fich dort aufgehalten, zu Rathe gezogen. *Während Schäffer's Werk gedruckt ward, fchaffte der Kaifer jenen Conftitutionsentwurf ab, und auch die neue Eintheilung, welche übrigens nie ins Werk gerichtet ward.* Sie ift alfo ein wahres *hors d'oeuvre,* doch ohne *Schäffer's* Schuld, der benutzen mufste, was gerade für den Augenblick galt. Durch den noch gültigen Conftitutionsentwurf vom 11ten Dec. 1823 wird die jetzt beftehende Eintheilung beftätigt. Sie ward zuerft in einem Werke gedruckt, welches der brafilifche Hiftoriograph *Alphonfe de Beauchamp* im Juni 1824 in Paris herausgab. Es führt den Titel: *L'independance de l'Empire du Bréfil, préfentée aux Monarque Européens.* Die Eintheilung fteht am Ende auf der 137ften Seite bey dem Tableau über die Staatseinkünfte. (Vgl. auch Amerikanifche Mifcellen, 1825. I. S. 12.) Diefe Eintheilung ift diefelbe, welche *Don Ign. Theot. Monteiro da Franca* in feinem *Viagero do Brafil* mittheilt. Sie lautet: 1. Para; 2. Maranhão; 3. Piauhy; 4. Ciara (Ceara); 5. Rio grande do Norte; 6. Parahyba do Norte; 7. Pernambuco, zu welcher Provinz auch die Infeln Fernando do Norontro (Engl. *Rat Island*) und Trinidade gehören. 8. Dos Alagoas; 9. Sergipe d'El Rey (Compos); 10. Bahia; 11. Espiritu fanto; 12. Rio de Janeiro; 13. San Paulo; 14. S. Catarina; 15. Rio grande do Sul de San Pedro; 16. Minas geraes; 17. Goiaz; 18. Motto groffo. Die Banda Oriental, d. h. der Uferftrich nördlich vom Rio de la Plata, wo Montevideo und Maldonado liegen, rechnete *v. Schäffer* mit Recht zu Brafilien, weil diefes Land unter dem Namen: *Provincia Cisplatina,* vermöge der brafilifchen Conftitution mit dem Kaiferreich vereinigt war; durch ein kaiferl. Decret vom 12ten Febr. 1824 ward aber die Provinz Montevideo oder Cisplatina als *Provincia federativa* (Bundes-Provinz) bezeichnet und daher von *da Franca* nicht aufgenommen. Durch die Revolution im April 1825 fuchte fich diefelbe urfprünglich fpanifche Colonie von Brafilien wieder loszureifsen, befindet fich noch im Zuftande der Empörung, und daher hat Hr. *GM.* wohlgethan, die B. or. nicht zu Brafilien zu ziehen. Jene 18 Provinzen conftituiren übrigens *die wirkliche, einzig geltende Eintheilung,* wie auch aus dem kaiferl. Decret vom 17ten Febr. 1821 erhellt, wo fie bey Gelegenheit der Ernennung der *Governadores* und *Comandantes das Armas* namentlich angeführt werden. Nach diefer Bemerkung ift auch der Fehler S. 763 zu verbeffern. Dafs die Banda oriental und die Provincia Cisplatina Eins und daffelbe ift, erhellt z. B. aus *Don Ign. Nuñez Noticias hiftoricas de las provincias unidas del Rio de la Plata.* S. 50. aus der Hertha, 1825. III. 697. Briefe aus Paraguay, von *Alex. v. Humboldt* mitgetheilt; aus *Caldcleugh* I. S. 129 u. f. w. Der Grund, weshalb der fleifsige Verfaffer bey der Eintheilung Brafiliens in einen fo unglücklichen Irrthum

thum gerieth, liegt z. B. in dem Vertrauen auf die Authenticität der *Corographia brazilica* des Paters *Manoel Ayres de Cazal.* Als König João IV. (damals Kronprinz und Regent) 1808 von Lissabon nach Rio de Janeiro geflüchtet war, forderte er den Cazal auf, ihm ein geographisches Handbuch von Brasilien zu schreiben, damit er sich in seinem Riesenreiche einigermaassen orientiren könnte. Der Geistliche machte sich an die Arbeit, sorgte dafür, dass keine Kirche, keine Hermida vergessen ward, und glaubte nun genug gethan zu haben. In Ermangelung einer bessern übersetzte der Consul *J. Henderson* diese *Corografia* ins Englische (London 1821. 4.), ohne sie im geringsten zu verbessern. Die Reise der Baierischen Gelehrten, I. 101. behauptet, dem Werke fehle Ordnung, Richtigkeit und Präcision. Die vielen Unterabtheilungen, die der Pater nach Gutdünken in den ungeheuren Wüsteneyen entworfen hatte, machten den Ministern nicht wenig Mühe; die mit dem Hofe nach Brasilien ausgewanderten Portugiesen warben, mit dem Cazal in Händen, um Aemter in Xingutania, Tapagonia, Mundrucania, d. h. in menschenleeren Wüsten. — Uebrigens standen dem guten Presbyter treffliche Hülfsmittel zu Gebote, und dass der Vf. diess Werk benutzte, ist allerdings zu loben.— Einer vollständigen Erdbeschreibung von Brasilien in den einzelnen Punkten zu folgen, würde die Grenzen dieser Recension übersteigen. Rec. glaubt dem Vf. hinreichende Beweise gegeben zu haben, dass er diese neue Geographie mit Sorgfalt durchforscht habe, und dass er mit den Hülfsmitteln versehen ist, auch in diesem Fache etwas zu leisten. —

Röding, Dr.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Leipzig, b. Gerh. Fleischer: *Worte bey der Sr. Majestät, Herrn Anton, Königs von Sachsen, am 24sten Oct. 1827 zu Leipzig geleisteten Erbhuldigung*, gesprochen von dem Superintendenten Dr. *Tzschirner.* 8 S. 4.

2) *Ebendas.: Von den Opfern, welche die Gründung der evangelischen Kirche der Welt gekostet hat. Predigt* am Reformationsfeste 1827 in der Thomaskirche zu Leipzig gehalten von Dr. *H. G. Tzschirner*, Prof. der Theol. u. Superint. 1827. 22 S. 8.

Jeder Freund des wahren Christenthums und Protestantismus wird sich mit Rec. freuen, dem verehrten Vf. vorliegender Schriften aufs neue im Gebiete der Literatur zu begegnen, und daraus die angenehme Hoffnung schöpfen, dass derselbe nach glücklich überstandnen Störungen seiner Gesundheit nunmehr eines desto dauerhaftern Wohlseyns bis zur spätesten Frist zum Heil der Kirche und der Wissenschaft geniessen werde.

1. Die an S. M. den König von Sachsen mit Würde und Freymüthigkeit gerichtete Anrede ehrt zugleich den Hörenden, wie den Redenden, auf eine ausgezeichnete Weise. Der Redner geht davon aus, zu zeigen, wie die Huldigenden mit Ehrfurcht, aber auch mit Freudigkeit und Zutrauen dem neuen Herrscher sich nahen dürften, von welchem sie wissen, dass derselbe „die Gesinnungen, durch welche allein die Herrscher Väter der Völker werden, im Herzen trage: Menschenliebe und Achtung des Menschenrechts, in der Ehrfurcht vor dem Herrn der Herren und in der Liebe zu dem Vater unser Aller gegründet." Im Folgenden wird gezeigt, wie auch das Volk gerechte Erwartungen nicht täuschen werde, da es jederzeit treu und fest an seinem Fürsten gehalten, auch in den Tagen des Unglücks und der Prüfung mit regsamem Fleisse alle Künste des Friedens geübt, Quellen des Wohlstandes sich geöffnet, ohne durch die Ungunst des Augenblicks entmuthigt zu werden. „Grosses, setzt er dann hinzu, hat es geleistet auf dem Felde der Wissenschaft; selbst Viele von denen, welche Deutschland mit Stolz seine Söhne nennt, *Leibnitz, Thomasius, Gellert, Lessing, Ernesti, Heyne*, sind aus seiner Mitte hervorgegangen; es wird den Ruhm der Bildung und Wissenschaft bewahren. Als ein rechtliches, biederes und frommes Volk ist es von jeher geachtet gewesen unter den Völkern; die Gerechtigkeit, die Menschlichkeit und die Ehrfurcht vor Gott und seinem heiligen Gesetze wird nicht untergehen in unserm Volke. Bieder und treu, erleuchtet, gesittet und fromm ist das Volk Ihres Stammes: darum vertrauen Sie ihm und werden ihm vertrauen, darum lieben Sie es und werden es lieben, und diese Gesinnung wird Ihr Glück und das Glück Ihres Volkes seyn. Ja, G. K., vertrauen Sie, wie bisher, so auch in Zukunft Ihrem Volke; gewähren Sie ihm alle die Freyheit, welche mit gesetzlicher Ordnung vereinbar ist (denn sie nur giebt ja dem Leben seine Würde und hebt den Geist der Völker), und lassen Sie das Wort seiner Weisen nicht binden." S. 5.) Mit Recht konnte der Vf. am Schlusse auf die Verdienste des geistlichen Standes, in dessen Namen er redete, um die geistige und sittliche Bildung des Sächsischen Volks hinweisen, wobey er aus der nahen Vergangenheit nur die Namen eines *Zollikofer, Reinhard, Schneider* erwähnt; und so fügt er die Versicherung hinzu, dass bey der von dem neuen Regenten verheissenen Aufrechterhaltung der kirchlichen Verfassung auch der geistliche Stand ferner mit Freudigkeit und regem Eifer seinen Berufspflichten entsprechen werde.

2. Auch die neueste Reformationspredigt des Hn. Dr. *T.* zeugt von der demselben eigenen gedankenreichen, klaren und kräftigen, Verstand und Herz gleich ansprechenden Darstellungsweise, welche allein im Stande ist, einem besonnenen religiösen Gemüth wahre Erbauung darzubieten, während das jetzt so häufig von Kanzeln ertönende mystische und hyperorthodoxe Modegeschwätz ein solches nur mit Ueberdruss und gerechtem Unwillen erfüllt. Nachdem der

Ein-

Eingang das Erhebende und Erfreuende in der Geschichte der Reformation kurz angedeutet hat, wendet sich der Vf. zu einer Betrachtung der Schattenseite dieses welthistorischen Zeitalters, und redet nach Anleitung von Matth. 10, 34 — 39: *von den Opfern, welche die Gründung der evangelischen Kirche der Welt gekostet hat,* so dass er zuerst diese Opfer selbst nur kurz bezeichnet, da er meistens gebildete und der Geschichte kundige Zuhörer voraussetzen konnte; und sodann die Gefühle, welche bey einer solchen Betrachtung erwachen, ausspricht. Die Gründung der evangelischen Kirche wurde nämlich im 16ten und Anfange des 17ten Jahrhunderts, wie der *erste* Theil zeigt, erkauft 1) mit der Eintracht und dem Frieden zahlreicher Völker und insbesondre des deutschen Vaterlandes; 2) mit der Ruhe und dem Leben von Tausenden, welche mit Begeisterung die evangelische Lehre ergriffen und mit unwandelbarer Treue an ihr hielten; 3) mit kostbarer Zeit und vielen herrlichen Kräften, welche für die höchsten Zwecke unsers Geschlechts verloren gingen. Hier wird unter andern treffend hingedeutet auf die vielen unfruchtbaren Untersuchungen über Kirchendogmen, welche die Kraft der Geister erschöpften, indem der Parteyhass sie von einander entfernte und dadurch den erweckenden und belebenden Austausch der Gedanken hinderte. Den Inhalt des *zweyten* ausführlichern Theils giebt der Redner in folgenden Worten selbst an: „Fraget zuerst nach der Ursache der Uebel, welche ich euch bezeichnete, und Unwille und Trauer über den Wahn und die Leidenschaft, welche sie stifteten, wird eure Seele erfüllen; betrachtet dann die Gesinnung und die That derer, welche für ihren Glauben sich aufopferten, und auch ihr werdet der Begeisterung und der Glaubenstreue euch fähig fühlen; erwäget ferner den Zweck, für welchen diese Hochherzigen und Treuen sich hingaben, und heiliger und theurer wird die Sache eurer Kirche euch werden; blicket endlich auf den Erfolg dieser Aufopferungen, und in der Freude über den gesicherten Zustand unsrer Kirche und des durch sie geförderten Fortgangs der menschlichen Bildung werdet ihr euch zu dankbarer Anbetung der ewigen Weisheit erheben." (S. 11.) Rec. bedauert, dass der Raum ihm nicht gestattet, einzelne trefflich rednerische Ausführungen der angegebenen Hauptgedanken mit den sehr zeitgemäss angeknüpften Bemerkungen hier beyzubringen, welche letztern sich unter anderm auf die noch jetzt drohenden Gefahren von Seiten der dunkeln Mächte beziehen, die zur Zeit ihrer Entstehung die evang. Kirche befehdeten, sowie auf die Pflicht, für das, was als Wahrheit und Recht uns gilt, auch das Aeusserste zu dulden und das Theuerste hinzugeben und auch dann nicht im Glauben zu wanken, wann wir nicht sehen, wie Gutes aus dem Uebel oft hervorgeht.

Leipzig, b. Barth: *Predigt während der feyerlichen Abführung der entseelten Ueberreste weiland Ihrer Majestät der höchstseligen Königin von Sachsen, Maria Theresia,* am 9ten November 1827 als am allgemeinen Busstage in der Thomaskirche zu Leipzig gehalten von *Joh. Dav. Goldhorn,* Dr. der heil. Schr., Prof. d. Theol. und Archidiakonus. 24 S. 8.

Obwohl diese Blätter in der Regel auf einzelne Producte der homiletischen Literatur keine Rücksicht nehmen können, so erfordert doch die vorliegende Predigt durch die Geltung des Namens ihres Vfs. und durch die Eigenthümlichkeit ihres Gegenstandes eine Ausnahme und veranlasst uns zu einer kurzen Anzeige. Höchst schmerzlich musste es den Bewohnern Leipzigs seyn, als sie die Kunde vernahmen, die geliebte Königin, der sie eben so freudig gehuldigt hatten, sey in ihrer Mitte von der Seite ihres erhabenen Gemahls, durch den mächtigern Herrscher, den Tod, gerissen worden, und in Aller Herzen musste der Ton der Wehmuth wiederklingen, der von heiliger Stätte erscholl, als die erhabene Leiche, am 9ten Nov., dem letzten der 3 Busstage des Jahres, der Königsstadt zugeführt wurde. Aber schwierig war es auch gewiss für den Redner des Tages, diesen besondern Umstand, von dem gewiss jeder Anwesende eine Erwähnung erwartete, mit dem allgemeinen Gegenstande zu vereinigen, zumal da der Text ein vorgeschriebener war, nämlich Jer. 17, 9 — 10: „Es ist das Herz ein trotziges und verzagtes Ding; wer kann es ergründen — nach den Früchten seiner Werke." Aber ein so gewandter Redner, als Hr. Dr. *Goldhorn,* weiss sich zu helfen, und so sprach er über das vortrefflich aus dem Text abgeleitete und durchgängig auf denselben hinweisende Thema mit Ernst und Würde oft im rednerischen Schwunge: *„Wie wir bey erschütternden Erfahrungen unser Herz gegen Trotz und Zagen durch den Gedanken an Gottes Allwissenheit bewahren sollen!* Gewiss hat diese Predigt den tiefsten Eindruck auf die Zuhörer gemacht, und wird auch die Leser erbauen, deren wir ihr recht viele wünschen. Der Ertrag derselben ist zu einem milden Zwecke bestimmt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1828.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, in d. Nicolai. Buchh.: *Italienische Forschungen* von *C. F. v. Rumohr. Zweyter* Theil. 1827. 27 Bogen gr. 8. (2 Rthlr.)

Da vorliegendes Werk (dessen *erster* Theil A. L. Z. 1827. Nr. 166—169. angezeigt worden) von der Art ist, dass es kein Freund der Kunst und ihrer Geschichte entbehren kann, so geben wir hier keine Auszüge, ausgenommen nur da, wo uns Zweifel aufstossen und wir das Einzelne berühren müssen, um der Gewissheit und Wahrheit willen, um welche es dem Vf. selbst vor Allem zu thun war. Vielmehr wollen wir einen Abriss des Buchs im Ganzen aufzufassen suchen, und möchten dieses Werk mit einem Bau vergleichen, dem es nicht an Haltbarkeit gebricht, dessen Abtheilungen jedoch nicht immer bequem angelegt sind.

In dem Geschichtsgange nimmt der Vf. die an die ältesten Meister sich anschliessenden alten Siener und Florentiner auf, führt Einiges über Duccio *) und Cimabue an, und bemerkt sehr richtig, dass in den frühesten Zeiten der Kunst keine einzelnen Schulen genau unterschieden werden können, mit Ausnahme jedoch des byzantinischen und lateinischen Kunststils, welche der Vf. selbst bestimmt im *ersten* Theil charakterisirt hat. Der Vf. zeigt sehr richtig, wie unzulässig die geographische Eintheilung der Kunstschulen ist, welche man bisher in den Kunstgeschichtsbüchern beybehalten hat.

Indess ist es nicht leicht, einen Eintheilungsgrund zu finden, welcher fasslich wäre, und grosse Schwierigkeiten hat es, die Entwickelungsgeschichte der Kunst aus dem allgemeinen Standpunkt des Geistes anzuschauen, von wo aus sie im Grossen und Ganzen als dramatisches Bild der Geschichte der Menschheit erscheint, und als ein solches darzustellen. Der Eintheilungsgrund für eine solche Kunstgeschichte müsste aus dem Erkenntnissvermögen selbst abgeleitet seyn und auf der Duplicität des Bewusstseyns beruhen. Denn da alle Kunst darstellendes Denken ist, so lässt sich in jeder Darstellung, so wie in jeder Vorstellung, das Vorstellende vom Vorgestellten unterscheiden. Im gemeinen Bewusstseyn kommt es nur zum Wissen eines Gegenstandes, und nur das philosophische Bewusstseyn unterscheidet das Denkende und das Gedachte. In der That ist diess auch in der Kunstgeschichte nachzuweisen. Auf einer niedern Stufe der Kunst beschäftigt sich diese bloss mit Darstellung von Gegenständen. In einem höhern Grad wird das Bewusste sich selbst Gegenstand des Bewusstseyns, bedarf aber immer eines sich Entgegengesetzten, um zum Selbstbewusstseyn zu kommen, und stellt sich in diesem Entgegengesetzten, in dem Gegenstande dar. Der Gipfel der Kunst ist unstreitig der, wo der Geist zum klarsten Bewusstseyn der Freyheit seiner Thätigkeit und dem, was diese Freyheit fixirt, dem Bewusstseyn des selbst und frey geschaffenen Gegenstandes, gesteigert ist und in der Darstellung diese Einheit in der Duplicität sich wieder her- und darstellt. So geht die Kunst in ihrer Entwickelung vom Objectiven zum Subjectiven und zum Idealen über, und so lassen sich die drey Hauptepochen der Kunst und ihrer Schulen von Giotto bis zu Raffael charakterisiren.

Ich habe vor drey Jahren versucht, einem Kreise von Gönnern und Freunden mündlich einen nach diesem Eintheilungsgrunde gegliederten Abriss der neuern Kunstgeschichte vorzutragen, und erwähne diess hier nur darum, um mir mein Eigenthumsrecht zu sichern, aber nicht, um dem Vf. das seine streitig zu machen, wenn er hier und da in einzelnen Stellen Aehnliches und Uebereinstimmendes äussert; da ja zwey Personen, ohne von einander zu wissen, auf einander nahliegende Gedanken kommen können, und übrigens bestrebt sich der Vf., eine Kunstgeschichte aus Urkunden zu sammlen, verwirft jede speculative Kunstgeschichte im Voraus, und so berührt sein Weg den andern nicht, wenn beide am Ziele auch zusammentreffen müssen.

Das Einzelne und Positive verschwindet zu sehr, wenn wir die Kunstgeschichte von dem speculativen Standpunkte anschauen, und um dieses war es doch hier dem Vf. zu thun und sehr verdienstlich von ihm, dass er das Einzelne geprüft und an einander gereiht, eine Revision der Kunstgeschichte vorgenommen hat.

Der Vf. unterscheidet drey Schulen, denen er doch wieder geographische Namen giebt, was man, seiner Erklärung gegen diese Eintheilungen zufolge, nicht erwarten sollte.

Er unterscheidet die Schule der Siener und Florentiner so von einander, dass die erstere aus Pietät und einem eigenthümlichen zarten Sinn für religiöse Gegenstände, länger die alte herkömmliche byzanti-

*) Ueber Duccio f. *Lettere Sanesi*, T. II. Let. *al Sig. de la Grange*.

tinische Darstellungsweise für heilige Gegenstände beybehalten hätte, die Florentiner Schule aber, wie er es nennt, mehr einer objectiven Richtung gefolgt wäre. Diese Objectivität beschränkt der Vf. nur auf Spiegelung des Wirklichen und von der Aussenwelt Gegebenen. *Giotto* habe Begebenheiten aus dem Leben in seine Bilder aufgenommen und dadurch diesen eine Wahrheit des Ausdrucks verliehen, welche mehr auf Stellungen und Gebehrden, als auf den Mienen beruhte. Der Vf. schildert Giotto als ein derbes und fast rohes Gemüth und leitet daraus auch seinen Kunstcharakter ab. Einem solchen wird also mehr das in die Augen Fallende fasslicher seyn, als die zartern Gesichtszüge. Diese Charakterschilderung wird gegründet auf Erzählungen von Novellisten, was uns wundert, da er sonst nur den verbrieften und besiegelten Nachrichten Glauben beymisst. Uebrigens entscheiden einzelne joviale Aeusserungen doch noch nicht über einen Menschen, und eine heitre Sinnesweise und Weltansicht, wie sie in Giotto's Gesang sich ausspricht, welche gegen eine finstere Franciscaner-Moral ankämpft, Genuss und Thätigkeit fordert und nicht freywillig darben und bloss beten mag, verträgt sich recht wohl mit Tiefe und Zartheit des Gemüths.

Der Vf. beschränkt daher Giotto's Verdienste, weil er ihn geistig herabsetzt, auf blosse Verbesserung der Technik und darauf, dass er die Kunst auf Darstellung der in der Wirklichkeit wahrzunehmender Begebenheiten hingelenkt und von dem hergebrachten geheiligten Stil losgerissen hätte.

Erschrecken kann man aber über den Ausspruch des Vfs. S. 44, wo er sagt: „*Die Möglichkeit aller Neuerungen beruht auf Kraft; die Gesinnung aber, aus welcher der Neuerer entsteht, ist im Durchschnitt unheilig und frevelhaft.*" Hiemit, scheint es, wäre denn Giotto zur Hölle verdammt, und das, was Andre für frey und edel in den Bewegungen seiner Gestalten, für grossartig in den Verhältnissen gehalten haben, sey nur ein Irrthum gewesen, in welchem höchst zufällig oder herkömmlich seit Jahrhunderten so Viele übereinstimmten: denn in Giotto's Werken wäre, nach der Meinung des Vfs., nichts als eine oft zum Burlesken (S. 56) sich hinneigende, frech von dem alten Stil abweichende, der rohesten Aussenseite des Lebens abgelernte und doch noch unvollkommen dargestellte Natürlichkeit.

Wir müssen uns vor Allem wundern, dass der Vf. seinen eignen Grundsätzen so untreu, das Natürliche nicht für das Höchste, sondern eine Darstellungsform für hochheilig und es für frevelhaft hält, von dieser abzuweichen, und deshalb dem Giotto so bittere Vorwürfe macht, dass er den alten byzantinischen Kirchenstil der Malerey aufgegeben und verdrängt habe. Der neugriechische Stil ist doch nicht reiner, naturgemäser, als der des Phidias, und der Vf. gerade eifert so sehr gegen die, welche den Künstlern das Studium der Antike empfehlen, weil sie in ihr das Vorbild der Menschengestalt zu finden meinen. Gerade das, was Giotto von der alten byzantinischen Manier beybehielt, der geschlitzte Schnitt der Augen, der scharfe Nasenrücken ist, was wir tadeln möchten und ihn durchaus hinderte, den Physiognomieen wahres Leben und Ausdruck des Gemüths zu geben. Diese Schranke, welche er nicht durchbrechen konnte, trieb ihn auf die Darstellung von Affecten und Leidenschaften hin, worin er allerdings grösser war, als in der von in sich geschlossenen Gemüthszuständen, wie wir dem Vf. gern zugeben. Jedoch finden wir schon seine Profilköpfe seelenvoller, als seine Facgesichter, da in erstern die Schlitzaugen, die er von dem byzantinischen alten Stil beybehalten hat, verkürzt erscheinen und er daher den Physiognomieen einen reinern Ausdruck geben konnte.

Wir folgen nun dem Vf. in seiner Geschichtsdarstellung und überlassen Andern über Vorhergehendes die Entscheidung. — Der Vf. sagt, dass die Florentiner Schule zu sehr in der Manier des Giotto befangen gewesen wäre, um rasche Fortschritte machen zu können, und dass selbst die, welche den Physiognomieen mehr Ausbildung und Gemüthsleben gaben, wie *Andrea di Cione* und *Giovanni da Melono*, nicht durchdringen konnten. Der Vf. sucht die Schreibart des Namens *Orcagna* zu berichtigen und nennt ihn *Arcagno*. Lanzi nennt ihn zufolge des Baldinucci *Orcagna*, Vasari *Orgagna* und der Herausgeber des Vasari erklärt sich in der Note Vol. 2. S. 237. für die Schreibart *Orgagna*, was der Leser mit des Vfs. Gründen vergleichen mag. Um uns neutral in diesem Streit zu halten, wollen wir ihn *Andres di Cione* nennen, worüber kein Zweifel entstehen kann. Ueber diese Meister, so wie über Meister Simon von Siena führt der Vf. wichtige Thatsachen an und berichtigt mehrere Irrthümer, wodurch sein Werk für den Kunstgeschichtsforscher von grosser Wichtigkeit ist.

Was Andrea's eignes plastisch dargestelltes Bildniss an dem Altar in Orsanmicheln in Florenz betrifft, so können wir diess nicht, wie der Vf. S. 216 behauptet, für das älteste Bildniss der italienischen Kunstgeschichte anerkennen, wenn der Vf. nicht gerade mit den Worten: Aelteste Bildniss der italienischen Kunstgeschichte, so viel als ältestes italienisches Künstlerbildniss hat sagen wollen: denn sonst würde diese Behauptung durch das Bildniss des Minoriten-Generals Bruder Elias von Cortona in St. Maria degli Angioli bey Assisi, von Giunta gemalt, welches älter ist, widerlegt werden können. Plastische Bildnisse aus früherer Zeit giebt es sehr viele, wovon wir hier nur einige von denen anführen wollen, welche ohne Zweifel wirkliche Bildnisse im eigentlichen Sinne des Worts, nicht etwa idealische Bilder sind. Eins der vorzüglichsten ist das des Cardinal Gonsalvo in S. Maria maggiore in Rom, von Cosma 1299, oder wenig später nach dem Tode des Cardinals gefertigt. (*Cicognara Storia dilla Scultura*, Vol. I. Tav. XX.) Früher sind auch noch die Bildnisse der Scalier an ihren Grabmälern bey S. Maria Antica in Verona und das Bildniss Bonifaz VIII. an sei-

seinem Grabmal, welches er wahrscheinlich noch bey seinem Leben bestellte.

Was jenes Bildniss des Andrea betrifft, so könnte doch noch in Zweifel gezogen werden, ob es sein eignes wäre, weil diese Figur zugleich einen Apostel vorstellt: denn dass sein Name unten daran steht, bezieht sich darauf, dass er das ganze Werk 1359 hervorgebracht hat. Um diese Zeit war Andrea aber kaum 40 Jahr und konnte daher noch keinem Greise gleichen.

Die beiden Meister, welche man sonst als einen mit dem gemeinschaftlichen Namen *Simon Memmi* bezeichnete, sondert der Vf., und seine Untersuchungen hierüber sind sehr schätzbar. Doch hat über beide, über *Simon Martino* sowohl, als auch über *Lippo Memmi*, welche oft gemeinschaftlich an einem Werke arbeiteten, woher ihre Namensverschmelzung entstanden seyn mag, *Lanzi* (*storia pittorica della Italia*, Tom. I. T. 310, 313, 314. Nota m) bereits Nachricht und Aufschluss gegeben.

Der Vf. hätte hier den Einfluss, welchen *Dante* auf die bildenden Künstler, besonders auf die Maler ausübte *), nicht übergehen sollen. Nicht nur dass *Andrear di Cione* in S. Maria novella die Hölle nach Dante's Beschreibung malte, was nur ein einzelnes Beyspiel wäre: in Dante's Dichtungen ist so viel bildnerischer Stoff, der sich seinen Zeitgenossen einladend darbieten musste, und seine Dichtung ist so zum Anschaulichen hinstrebend, das Innere so in Handlungen darstellend, dass dadurch wiederum der Bildner Blicke in das Innere gewendet werden mussten. Zufolge dieser Anregungen, die von *Dante* ausgegangen sind, entstanden Bilder, welche Momente der Weltgeschichte im Grossen und Ganzen darstellten; historische Bilder, die nicht einzelne Begebenheiten, sondern ganze Zeitalter in einem Ueberblicke darstellten. Ein solches Epos ist jenes Bild des Meister Simon in der spanischen Kapelle in S. Maria novella zu Florenz. Es knüpft Zeit und Ewigkeit an einander, und ist im Geist gedacht und gebildet, in welchem die *divina commedia* gedichtet ist. Es darf nicht übersehen werden, wie *Dante* auf den Ausdruck in den Gesichtszügen, und besonders in den Augen, durch eine Stelle im 21. Gesange des *purgatorio* zu einer Zeit hinweist, wo die Bildner noch nicht darauf aufmerksam geworden und durch die byzantinisch typischen Gesichtsformen gebunden waren. Diese Stelle ist folgende:

Volsero Virgilio a me queste parole
Con viso, che tacendo dica: Taci!
Ma non può tutto la virtù che vuole;
Che viso e pianto son tanto seguaci
Alla passion, da che ciascun si spicca
Che men seguon voler nei più veraci
Jo pur sorrisi, come l'om che ammicca:
Per che la ombra si tacque, e riguardommi
Nelli occhi, ove il sembiante più si ficca.

*) *Seroux d'Agincourt histoire de l'art par les monumens*, Tom. II. T. 109.

Vielleicht verdanken wir dem *Dante* und dieser Stelle seines göttlichen Gedichts, dass die Bildner auf den Ausdruck in den Gesichtszügen aufmerksam wurden. Gewiss ist er die vorausleuchtende Morgenröthe eines neuen Tags, in dessen frischem Licht den Bildern die Welt erschien.

Mit der Ausbreitung der Gesänge *Dante's* trifft die Zeit, in welcher in die Augen der Bilder Seele trat, zusammen und so können wir mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, dass diese Belebung der Gesichtszüge durch jene Dichtungen veranlasst worden sind.

Mit Vorliebe für die Siener, wie es scheint, sagt der Vf., dass diese das geistige Element des neugriechischen Stils weiter ausbildeten, und in dieser frommen Sinnesweise nicht allein die von Byzantinern gewöhnlich behandelten Gegenstände, sondern auch neuere reichhaltigere Aufgaben behandelt hätten.

Die Nachrichten und Belege, welche der Vf. über die Lorenzetti's so wie über Barna giebt, sind von grosser Wichtigkeit und mit Genauigkeit ausgeführt: doch wäre zu wünschen gewesen, der Vf. hätte hier Einiges über Buffalmaco vorausgehen lassen, so räthselhaft auch seine Geschichte seyn mag. Die Abhandlung XI.: Urkundliche Erörterung: Weshalb man den neuen Dom zu Siena unvollendet gelassen und sich begnügt hat, den alten schöner zu schmücken und zu erweitern. Nebst andern Beyträgen zur Geschichte der italienischen Bauhütten. Dreyzehntes und vierzehntes Jahrhundert, so wie die folgende XII.: Von einigen Dunkelheiten und Verwechselungen der Kunstgeschichte des 14ten und folgenden Jahrhunderts. Alberto di Arnoldo, Piero Cellini, Lorenzo da Vitorbo, Bernardo Rossellini, Urbano da Cortona, Antonio di Federigo sind an sich sehr wichtig, und schildern das rege, in grossen Kunstunternehmungen sich äussernde, alle bürgerliche Verhältnisse durchdringende, die Handwerke zu Künsten erhebende und die Künstler zur Thätigkeit auffordernde Leben, welches in Italien aufblühte und mit seinen jenseit der Alpen wohnenden Nachbarn in artistische Wechselwirkung und Verbindung brachte. Von dieser Seite stehen diese Abhandlungen in genauer Verbindung mit der gesammten Kunstgeschichte. Da aber die eine Abhandlung insbesondre für die Geschichte des Dombaus in Siena, die andre für die des Städtchens Pienza wichtig ist, so gehören sie mehr in eine besondre Geschichte der Baukunst und unterbrechen hier die Uebersicht des Entwickelungsganges der Malergeschichte. Diese beiden Abhandlungen hätten im Anhang ihren Platz finden können und würden daselbst sehr dankenswerthe Zugaben gewesen seyn. An dieser Stelle unterbrechen sie den Gang der Geschichtsdarstellung und wir wollen den Zusammenhang wieder aufzunehmen versuchen.

Der Siener Taddeo Bartoli arbeitete viel für Perugia und ward so von Einfluss für die Schule, welche der Vf. die Umbrische nennt. Der Vf. meint, dass

dafs Bartoli die feyerliche Strenge der ältern Schule, welche sich bey den Sienern fortgepflanzt hatte, mit der sentimentalern der neuern Kunstrichtung vereinigt habe. Hier, sollte ich meinen, wäre es am Orte gewesen, des Bruder Angelico zu erwähnen: denn wenn er auch kein Siener, sondern aus dem Florentinischen Gebiet gebürtig war, so ist er es doch gerade, der mit Bewufstseyn vor Allen zuerst das Innigste und Tiefste der Seele in die Erscheinung des äufsern Menschen treten liefs und der Kunst eine entschieden neue subjective Richtung gab. Freylich löst diefs alle geographische Schuleintheilungen auf und macht den Ruhm den Sienern, welche der Vf. zu sehr zu begünstigen strebt, streitig; dafs sie die Bewahrer des religiös-geistigen Princips, des heiligen, sanftleuchtenden und wärmenden Feuers des Gemüths in der Kunst sind.

Uebrigens scheint es mir von keiner so ganz entschiedenen Wichtigkeit für die Verbreitung einer Sinnesart zu seyn, ob ein Künstler in der einen oder andern Stadt malte: denn eine Gesinnung verbreitet sich doch nicht wie eine ansteckende Krankheit durch unmittelbare äufsere Berührung. Das geistig Verwandte sieht sich nah und zieht sich gegenseitig an, mögen die Gleichgesinnten auch entfernt wohnen, wenn sie nur von einander erfahren.

Fiesole's Werke verbreiteten sich früher und schneller über einen grofsen Theil Italiens, als *Bartoli's* kleine Arbeiten, und es ist daher wahrscheinlicher, dafs der Siener dem Bruder Angelico da Fiesole selbst erst diese Hinweisung auf das Gemüth verdankt. Da der Vf. auf die Oertlichkeit ein so grofses Gewicht legt, so hätte das Madonnenbild des Angelico, welches sich in dem Dominicanerkloster zu Perugia befand oder noch befindet, ihm ja auch einen Grund zu der Vermuthung geben können, dafs die umbrische Schule durch Angelico beseelt worden sey.

Der Vf. hat sich nun einmal vorgenommen, die Florentiner Maler jener Zeit herabzusetzen, und wiederholt, dafs diese nachlässig und geistlos der Manier des Giotto gefolgt wären. Nicolo di Pietro sey jedoch mit Geist in des Giotto Manier eingegangen, habe aber zu Siena Vieles gearbeitet. Des Spinello Aretino's Arbeiten find, obwohl in Art des Giotto, aber charakteristisch und lebendig. Dieses Malers Arbeiten in der Sacristey der Klosterkirche S. Miniato bey Florenz, wo er die Neckereyen des Teufels mit frommen Einsiedlern vorstellte, scheinen uns fast verzerrt, nicht blofs lebendig und charakteristisch zu seyn.

Der Vf. fährt fort, den Zustand der Florentiner Schule als einen trägen Stillstand zu schildern: denn Taddeo Bartoli gehöre als Siener dieser Schule nicht an.

Niccolo di Pietro sey ausgewandert und Spinelo sey ein Fremder in Florenz gewesen, so dafs es scheint, als wenn von den Florentiner nicht viel zu rühmen wäre.

Die Plastik habe dagegen in Florenz ungeheure Fortschritte gemacht, weil sie von keinem Vorbilde einer bewunderten Manier befangen gewesen wäre, wie diefs bey der Florentiner Malerschule der Fall gewesen seyn soll und wahr seyn würde, wenn nicht die Florentiner den Angelico anführen könnten, welcher eben auch schon um jene Zeit lebte, den aber der Vf. hier nur obenhin erwähnt.

Wie der Vf. das, was Lorenzo Ghiberti war und leistete, hinstellt, scheint es, als hätte er mit einem Mal den Gipfel und zugleich den jenseit liegenden Abgrund der Plastik erreicht und sey aus der Reihe der Maler heraus in die der Bildner eingetreten. Es wäre für den Ueberblick des Ganges der Bildnerey erforderlich gewesen, wenn der Vf. hier an Andreas Pisano, Brunelleschi und mehrere andere Vorgänger und Zeitgenossen des Ghiberti erinnert hätte. Ghiberti war bey weitem auch nicht der Erste, welcher das Malerische mit dem Plastischen vermengte, denn schon Andreas Pisano hat sich diefs sehr zu Schulden kommen lassen, und es ist z. B. ein fast gröfserer plastischer Fehlgriff des Andreas, die Durchsichtigkeit des Wassers, in welchem Christus steht, als ihn Johannes tauft, in der Bildnerey ausdrücken zu wollen, wie er diefs in einem der Basreliefs an den Bronzethoren des Taufhauses zu S. Johannes in Florenz gethan hat, als der, dafs Ghiberti seine Basreliefs malerisch gruppirte und Wirkung von Perspective darin anzubringen suchte.

Donatello hätte vor Ghiberti angeführt werden sollen. Vortrefflich ist die Vergleichung und die Unterscheidung beider, welche der Vf. anstellt. Er sagt sehr geistreich, dafs Ghiberti von Natur mehr Maler gewesen sey und das Malerische auf die Bildnerey übergetragen hätte; dagegen sey Donatello von Natur mehr Plastiker gewesen und habe in seinen plastischen Werken das Plastische auf malerische Gegenstände übergetragen, und diefs leuchtete daraus hervor, dafs Donatello immer auf das Knochengebäude Rücksicht genommen hätte. Mit Recht wird an diesem Künstler das Verrenkte an seinen Gestalten gerügt.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1828.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, in d. Nicolai. Buchh.: *Italienische Forschungen* von *C. E. v. Rumohr. Zweyter* Theil. u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Vf. kehrt nunmehr zur Geschichte der Malerey und ihrer Entwickelungsstufe, auf welcher sie im 14ten bis 15ten Jahrhundert stand, zurück. Es war die Entwickelung der Gesichtszüge das hauptsächlichste Erfordernifs, um die bildenden Künste zu einem weitern Fortschreiten zu bringen. Das im engern Sinne Malerische, Halbdunkel, Colorit und Gruppirung verbesserte Masaccio, den Ausdruck durch die Mienen Angelico da Fiesole. Panicale, obwohl vorgeschritten im Ausdruck, blieb im Malerischen doch noch dem Aeltern und Unvollkommnern ähnlich. Der Vf. stellt einen Vergleich zwischen Masaccio und dem wenig spätern Filippo Lippi an und ertheilt Erstern den Vorzug in Hinsicht der grofsartigen Auffassung, dem Letztern in Rücksicht der Leichtigkeit des Vortrags. Ferner berichtigt der Vf. einige Verwechselungen der Arbeiten in dem Kloster *alle Carmine* in Florenz, wo gerade mehrere, die für Masaccio's Werke gehalten wurden, von Filippino seyn sollen. Die Schilderung von Masaccio's Kunstcharakter ist trefflich und sehr wahr; dafs die Wichtigkeit der Gegenstände, die ihm aufgegeben waren, ihn aufforderten, nach einer vollkommnern malerischen Behandlung zu streben. S. 250 u. 251. Eben so lobenswerth ist die folgende Schilderung des Kunstcharakters des frommen Angelico da Fiesole, welcher im Malerischen dem Masaccio nachstand und mehr den Zustand des Gemüths in Mienen auszudrücken strebte. Seinem Schüler Benozzo Gozzoli läfst der Vf., wie es uns scheint, nicht volle Gerechtigkeit wiederfahren. Er war nicht nur für seine Zeit, sondern überhaupt einer der bilderreichsten und trefflich zeichnenden Künstler.

Auch scheint uns, dafs ihm der Ruhm gebühre, der Erste gewesen zu seyn, welcher auf die Schönheit der gesammten Natur aufmerksam machte und die Darstellungen nicht blofs auf die Menschengestalt beschränkte, sondern seine Bilder mit dem Reichthum ausschmückte, den die Gegenden seines glücklichen Vaterlandes ihm darboten. Seine landschaftlichen und architektonischen Hintergründe stehen mit der Fülle seiner Compositionen von lebensvollen schönen Gestalten in Uebereinstimmung und machen einen wesentlichen Theil seiner Bilder aus. In den Gesichtern seiner Bilder sind die Augen ganz naturgemäfs und der byzantinische Schnitt ganz verschwunden.

Der Vf. geht zu *Andreas dal Castagno* über und leugnet, dafs dieser schon die Kunst des Oelmalens, obwohl gekannt, ausgeübt habe, weil die Altartafel in S. Lucia zu Florenz, von Andreas Freund, von Domenico von Venedig gemalt, keine Oelmalerey sey. Dafs gerade diese einzelne Tafel nicht in Oel gemalt ist, was ganz specielle Gründe haben kann, scheint kein hinreichender Beweis zu seyn, welcher daran zu zweifeln berechtigt, dafs Domenico dem Andreas die Kunst der Oelmalerey gelehrt habe. Es sprechen zu viel Thatsachen dafür. Andreas soll, um diese Kunst allein für sich zu behalten, seinen Freund Domenico heimlich ermordet, in Reue hierüber sich selbst als Judas auf einem Bilde vorgestellt nnd die Missethat auf seinem Sterbebette gebeichtet haben. In Oel zu malen war schon früher dem Cennino Cennini bekannt und von diesem beschrieben worden: allein die Vortheile dieser Malerey und die doch immer wieder, wie es scheint, zum Geheimnifs gewordne Behandlungsart der Oelmalerey des Eyk hatte Domenico von Antonello da Messino und dieser von Johann v. Eyk selbst erlernt. Ich gestehe zwar ein, dafs in den Bildern des Andreas dal Castagna von diesen Vortheilen der Eyk'schen Schule keine Spur zu bemerken ist, jedoch kann ein Künstler eine Behandlungsart wissen und ihm doch die Handgriffe fehlen. Auch sind die Bilder des Andreas, die ich gesehen habe, so finster im Colorit und Ausdruck, wie Andreas Seele, so dafs, wenn sie auch in Eyk's Farbenauftrag gemalt wären, die Eyk'sche Klarheit daran nicht bemerkt werden würde *).

Das Vergnügen an Landschaften und andern Beywerken nahmen die Italiener, nach des Vfs. Meinung,

*) Ueber die Erfindung und Ausbreitung der Oelmalerey Dr. *Waagen* treffliches Werk: Ueber *Hübert* und *Johann von Eyk*.

nung, von den Niederländern an. (S. 263.) Besonders soll auf die Florentiner in der letzten Hälfte des 15ten Jahrh. das Altargemälde des Hugo van der Goes in der Spitalkirche S. Maria nova als ein Vorbild in schönen Nebenwerken gewirkt haben. Hugo lebte um 1480 in Gent, und Benezzo, dem wir diess Verdienst nicht gern nehmen lassen, arbeitete schon früher, und seine Werke im Campo Santo in Pisa und in der Kapelle des Pallast Riccardi zu Florenz enthalten Landschaften von einem Reichthum, wie die der Niederländer, aber von weit grösserer Ausdehnung.

Der Vf. sagt, dass um das Ende des 15ten Jahrh. die Italiener gegen christlich-religiöse Aufgaben gleichgültig geworden wären, sich aber eben auch nicht entschieden zur Nachbildung realer Gegenstände hingezogen gefühlt hätten, und erklärt diess sehr richtig aus dem sich zur antiken Welt (nennen wir es offenherzig Heidenthum) hinneigenden und durch die damaligen wissenschaftlichen Bestrebungen noch mehr hingezogenen Nationalcharakter. *Cosimo Roselli* verfällt in Manier, wie es seine Arbeiten in der sixtinischen Kapelle zeigen. *Andreas del Verocchio*, der Meister des grossen Leonardo da Vinci, war ein weit besserer Bildner und Bronzegiesser als Maler, wie der schöne Brunnen im alten Pallast in Florenz mit dem kleinen muntern Fischfänger beweist. *Piero di Cosimo* folgt der Manier des Roselli, und was von Verocchio gilt, kann auch von Pollajuolo gesagt werden, der ebenfalls Maler und Bronzarbeiter war. *Fra Filippo* und sein Schüler *Sandro Botticello* sind am stärksten und wahrsten im Ausdruck der Gesichtszüge. — Die gesammte Florentiner Schule strebt nach Naturalismus, wie der Vf. es nennt. In diesem Streben lassen sich zwey Unterabtheilungen machen. Die Schule des *Roselli*, aus welcher *Domenichio Ghirlandajo* hervorging, zeichnet sich durch sinnliche Wahrscheinlichkeit (Illusion) und Richtigkeit in der Charakteristik des Einzelnen aus. Dahingegen ist die Schule des *Fra Filippo*, in welcher *Sandro Botticello, Filippino* und *Raffaelino da Garbo* sich ausbildeten, ganz eigenthümlich in der Wahrheit der Darstellung von Handlungen, Bewegungen und dem Ausdruck heftiger und starker Affecte. — Da des Vfs. Darlegung dieser Schule und Zeit so wahr und treffend ist, so konnten wir uns hierin kurz fassen und den Leser auf das Werk selbst verweisen. Es wäre nur zu wünschen gewesen, der Vf. hätte als sehr einflussreicher und grösster Künstler des 15ten Jahrh. den Lucas Signorelli von Cortona angeführt: denn obwohl er nicht unmittelbar für Florenz arbeitete: so war sein Einfluss doch dadurch sehr ausgebreitet, dass er Alle an Tüchtigkeit des Geistes und künstlerischer Ausbildung übertraf.

Der Vf. holt nun Einiges über die Bildner jener Zeit nach, unter welchen *Luca della Robbia* obenan steht. Die schon als Maler erwähnten Künstler *Pollajuolo* und *Verocchio* werden hier als Bildner aufgeführt und viel Wichtiges und Berichtigendes über die, kleinere plastische Werke liefernden Bildhauer *Antonio Rossellini, Mino da Fiesole, Desiderio da Settignano Giuliano* und *Benedetto da Majano* und *Benedetto da Rovezzano* gesagt *). — Der Vf. wendet sich nun wieder zu den Malern und sagt, dass des *Verocchio* nachdenkliches und forschendes Wesen seine beiden Schüler *Lorenzo da Credi* und *Leonardo da Vinci*, besonders aber Letztern, zur Vervollkommnung in Zeichnung, Beleuchtung Verkürzung und Rundung hingelenkt habe. Der Vf. drückt sich S. 308 sehr sinnreich und klar hierüber aus. — Sehr richtig hebt er unter den Verdiensten des da Vinci dieses hervor, dass er zur Würde und Tiefe zurückführte, mit welcher religiöse Gegenstände dargestellt werden müssen. Ferner wird von ihm gesagt, dass er selbst mehr grübelnd als praktisch gewesen sey, und daher die technische Seite der Kunst zu einer vor ihm beyspiellosen Feinheit der Ausführung gebracht habe.

Wenn bey Erwähnung des Peter Perugini geäussert wird, dass dieser, da er lange Zeit und in seinen besten Jahren zu Florenz gelebt, das eigenthümlich Zartsinnige der umbrischen Schule in die Florentinische eingeführt habe: so können wir diesem nicht völlig beypflichten, denn schon Angelico da Fiesole hatte diess gethan. — S. 311 schreibt der Vf. nochmals dem Siener *Thaddeo di Bartolo*, welcher Chorbücher für den Dom zu Perugia malte, es zu, dass aus Siena nach Umbrien die zarte Gemüthlichkeit sich verpflanzt habe. Hierüber haben wir unsre Zweifel schon ausgesprochen und finden die S. 311 angeführte zweyte Ursache, warum die umbrische wesentlich zur Darstellung des innigsten Gemüthslebens sich hinwendete, für wichtiger: Es war die Nähe von Assise, von wo aus durch die Verehrer des heiligen Franz eine religiöse Rührung sich über die Künstler der umbrischen Schule verbreitete. Mehrere andre Künstler sowohl von Perugia als von Fuligno folgten dieser Richtung. Unter diese gehört *Petrus Antonius da Fuligno*, auf den *Gozzoli* mit eingewirkt haben soll, und *Niccolo da Fuligno*. Dieser wird oft für einen und denselben gehalten, welcher sich auch *Deliberatore da Fuligno* nennt und vielleicht auch den Vornamen *Niccolo* führte. Mit *Deliberatore* und in seiner Weise arbeitete oft an einem Bilde ein andrer Künstler, welcher *Pietro di Mazzaforte* hiess. — *Pietro di Castello della Pieve* (bekannter unter dem Namen *Pietro Perugino* oder *Vanucci*) und *Bernardino Pinturicchio* bilden sich vielseitig in dem Verkehr mit andern Schulen aus. *Florentinus Reuti Cecchi*, Maler und Rathsherr von Perugia, arbeitet mehr in dem enger

*) Sehr zu empfehlende Umrisse nach den Werken obiger Meister findet man in *Monumenti Sepolcrali della Toscana*, welches ein nicht genug gekanntes Buch ist.

ger abgeschlossenen Kreise seiner Schule, doch scheint auf ihn *Domenicho Ghirlandajo* eingewirkt zu haben.

Einige halten *Benedetto Buonfiglio*, Andere *Niccolo di Fuligno* für *Pietro Perugino's* Meister. Der Vf. neigt sich mehr zu letzterer Meinung hin, welche auch uns die wahrscheinlichere dünkt, weil uns zwischen beider Werke eine Uebereinstimmung der Sinnesweise Statt zu finden scheint, obwohl andrer Seits *Niccolo da Fuligno* und *Pietro Perugino* im Alter nicht so weit auseinander stehen, dass dieser jenes Schüler füglich hätte seyn können. Der Vf. vermuthet, dass *Piero della Francesca* auf ihn von grossem Einfluss, wo nicht Lehrer des Pietro Perugino war.

S. 326 u. fg. handelt der Vf. sehr ausführlich über *Ingegno Aloisi* und die unsichern Nachrichten in Betreff dieses Künstlers, welcher mir eine mythische Person des Vasari, auf alle Fälle aber ein besserer Geschäftsmann als Maler zu seyn scheint und den Vasari aus Parteylichkeit so hoch stellt, um den Perugino herabzusetzen. Auch macht der Vf. S. 330 auf die argen Verwechselungen der angeblich von Aloisi in Assisi gemalten Sibyllen mit denen in der Kapelle del Cambio zu Perugia aufmerksam, welches ein Irrthum ist, den Fiorillo sich hat zu Schulden kommen lassen.

Dem *Pinturicchio* und *Perugino* wird das gebührende Lob gezollt und Ersterer diesem fast gleichgestellt. Im Leben des Perugino unterscheidet der Vf. *fünf* Epochen. Die *erste* ist die, in der er kleine Andachtsbilder noch im Stil der umbrischen Schule malte, die wir Bilder der Seele nennen möchten; die *zweyte*, wo er sich dem Naturalismus, wie der Vf. sich ausdrückt, der Florentiner hingab; die *dritte*, in welcher er die Idee der Aufgabe zu erreichen strebte; die *vierte*, in welcher er das Streben nach Erreichung der Idee der jedesmaligen Aufgabe mit dem Studium der Natur verband; die *fünfte* und letzte um 1518 war die, in welcher er zum handwerksmäsigen Manieristen herabsank. — Hinsichtlich dieser trefflichen Auseinandersetzung können wir jedoch nicht unbemerkt lassen, dass der Vf. der Worte (S. 341): Idee der Aufgabe, sich zu bedienen genöthigt sah, da er doch im *ersten* Theile die Ideen als nichtige Hirngespinnste verwirft. — Befremdender noch ist es, dass der Vf. dem Pietro Perugino den Namen *Vanucci* niemals beylegt. Ferner, dass er über Perugino's unmoralischen Charakter und Irreligiosität ganz schweigt, da er ihn entweder hätte anklagen oder vertheidigen sollen. Der Vf. ladet dadurch den Verdacht auf sich, dass er nicht diesen moralischen Charakter mit dem künstlerischen zu vereinigen wusste. Dieser Verdacht wird um so stärker, wenn man sich des Vfs. Anklage gegen Giotto und der auf den ihm schuldgegebenen Leichtsinn gegründeten Folgerung erinnert, welche ihm Tiefe und Innigkeit abstreitet. — Darüber, dass der Vf. mehrere wichtige Künstler nicht angeführt, welche Zeitgenossen und Geistesverwandte des Perugino waren, wie z. B. Francesco Francia, entschuldigt er sich damit, dass ihm über diese verbürgte Nachrichten mangelten. Er geht nun auf *Raffael* über und sagt, dass dieser aus seines Meisters frühern Studien und Aeusserungen die heilsamsten Eindrücke und Anregungen empfangen habe, obwohl Perugino's schönste Zeit vorüber war, als Raffael sein Schüler ward. So flösste sich ihm der Ernst im Streben nach Erreichung der Idee der Aufgaben und das tiefe Gefühl für die Würde religiöser Gegenstände ein, und durch seine Zeitgenossen und Florentiner Freunde wurde in ihm die Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur geweckt. Der Vf. giebt den Künstlern den trefflichen Rath, den gleichen Entwicklungsgang und Weg zur Vollkommenheit, den Raffael wandelte, zu betreten, aber nicht das, was er geleistet und was ihm bloss eigen war und bleiben muss, nachzuahmen.— Am Schlusse erwähnt der Vf. noch des *Piero di Cosimo*, vielleicht ein Schüler des *Cosimo Roselli* oder vielmehr Gehülfe desselben, ganz in der Kürze.

Die VIIte Beylage ist in Beziehung auf die Geschichte der Glasmalerey sehr wichtig und beweist, dass man schon um 1440 in Italien eingebrannte Glasmalereyen fertigte.

XIV. Diese Abtheilung ist überschrieben: Die unumgängliche Vielseitigkeit in den Beziehungen, die Hindernisse der Entwickelung, die Ursachen des vorzeitigen Verfalls der neuern Kunst. Der Vf. vertheidigt den *Antonio Razzi il Saddoma* gegen Vasari und rühmt seine grossen Werke im Kloster Monte Uliveto. Dann geht er auf Raffael über und rühmt dessen Vielseitigkeit und wie er Gegenstände der alten Mythen auf eine allgemein menschliche und darum zeitlose Anschauungsweise ergriffen und dargestellt habe. Sodann wird die Frage aufgeworfen: ob der neuere Künstler heidnische oder christliche Aufgaben behandeln soll?

Der Vf. giebt zu, dass uns die christlichen Gegenstände näher lägen, indess eine grössere Vielseitigkeit und von Verhältnissen unbeschränktere Geistesthätigkeit, die mythologischen Gegenstände begünstigen. In der Untersuchung hierüber schlägt der Vf. den geschichtlichen Weg ein und bemerkt, dass unter den Italienern sich immer eine Hinneigung zum Antiken erhalten hätte, wenn diess auch durch Giotto für einen Moment in der Kunst zurückgedrängt worden wäre. Durch *Squarcione* ward diese Zuneigung zur alten Welt wieder neu und um so kräftiger geweckt. Hier hätte des Mantegna gedacht werden sollen. Bey den Florentinern und Sienern ward zwar die Mythologie, aber nicht im Sinne und Geiste des Alterthums, sondern in dem der Zeit behandelt. Die Kirche beherrsche die geistige Welt, und so nahmen christliche Gegenstände die Kunstthätigkeit im Allgemeinen für geraume Zeit ausschliess-

schliefslich in Anspruch. — Im 15ten Jahrhundert, als das häusliche Leben an Heiterkeit, Bequemlichkeit und Freyheit gewann, traten die Forderungen an die Künstler, mythologische Aufgaben zum Schmuck der Prachtgebäude zu lösen, lebhaft hervor, und das Gebiet der Kunst ward durch diese Aufgaben erweitert.

S. 396 macht der Vf. sich nicht ganz deutlich, was er meint. Wir glauben aber in seinen Sinn einzugehen, wenn wir das, was wir für seine Meinung halten, mit folgenden Worten ausdrücken: Raffael sey der, welcher mit eigenthümlicher Kraft die Mythe zuerst wieder künstlerisch behandelte und ihr ein neues Leben einflöste, so dafs sie nicht als ein ausgestorbenes, sondern frisches Daseyn hervortrat und dennoch nicht in Widerspruch mit der Sinnesart des Alterthums stand. Ohne diess Verdienst dem Raffael absprechen zu wollen, möchten wir diess doch dem Mantegna nicht streitig machen, dafs dieser zuerst die Mythe mit eigenthümlich poetischem Sinne behandelte, wie seine Kupferstiche: die Tritonen, der römische Triumphzug und die beiden trefflichen, auch in technischer Hinsicht vollendeten Gemälde im königl. Museum zu Paris beweisen, wovon das eine den Parnass, das andere eine Allegorie, den Sieg der Weisheit vorstellt.

Wir folgen nun wieder dem Vf. in seinem Ideengange. Indem die Malerey die Gebäude schmückte, so erhielt sie durch die Architectur, deren Werken sie sich anpassen musste, eine bedingte Richtung. Im Norden, wo man aber nur enge und keine dauerhaften, massiven Gebäude gehabt hätte, wären deshalb von der Baukunst unabhängige sogenannte Staffeleybilder angemessener gewesen, und so eine dritte Classe von Kunstgegenständen in Aufnahme gekommen, welche weder eine kirchliche noch weltliche Bestimmung haben, sondern wegen der Anmuth ihrer Erscheinung dargestellt wurden, wie z. B. Blumen, Landschaften u. dergl., und hierin hätten besonders die Niederländer es am weitesten gebracht, solchen einfachen Naturgegenständen ihren geheimen Zauber abzulauschen und durch die Kunst darzustellen. Diesen Ursprung der *Genre*- und Stillleben-Malerey können wir nicht anerkennen. Denn erst hat der Vf. auf die nordischen Rathhäuser und stattlichen Bürgerhäuser, welche gewöhnlich von innen und aufsen bemalt waren, nicht Rücksicht genommen, und wer wandelbare hölzerne Gebäude damals bewohnte, war nicht wohlhabend genug, sich Staffeleybilder zu verschaffen. Sodann aber zeigt sich schon in den bedeutsamen religiösen Bildern des Eyk und seiner Schule dieser Farbenzauber und diese Sorgfalt bey der Ausführung von Nebensachen, von Pflanzen, Landschaften u. dergl. Erst nachdem das religiöse Gefühl erkaltet war und man für höhere und heilige Gegenstände keinen Sinn mehr hatte, ja fast sie nicht mehr mochte, entstand die *Genre*malerey, welche Gegenstände, die sonst Beywerke religiöser Bilder waren, für sich selbst darstellt. Das also, was man in der Kunstsprache *peinture de genre* nennt, entstand nicht aus der Kleinheit nordischer Häuser, sondern daraus, dafs der Sinn für das Heilige und Würdige erkaltete und die Kunst eine ganz realistische Richtung annahm und danach strebte, schlechthin wirkliche Gegenstände mit möglichster künstlerischer Vollkommenheit darzustellen. Der Vf. sagt, dafs alle drey Klassen von Gegenständen, christlich-religiöse, mythologische, welche er fast ausschliesslich für poetisch hält und sie im Gegensatz zu den kirchlichen (S. 397 Z. 12) Gegenständen aufstellt, und *Genre*malereyen recht wohl neben einander bestehen könnten und diess nicht den Verfall der Kunst herbeygeführt habe. (Die *Genre*malerey ist, wie wir zugeben, nicht ein Grund, sondern eine Folge des Sinkens des Kunstsinns.)

(Der Beschluss folgt.)

PÄDAGOGIK.

Zerbst, b. Kummer: *Regeln und Beyspiele zur Förderung des Richtigschreibens für die Volksjugend* zu gemeinschaftlichem Gebrauch in vier Tafeln zusammengestellt von *Johann Gottlieb Kölling*, erstem Lehrer an der Armenschule zu Zerbst. 1827. 4 S. Tabellenformat. (12 gGr.)

Der Vf., seinem Berufe als Volksschullehrer auf merkwürdige Weise gewonnen (er war früher Hirt), lebt demselben auch im weitern Kreise, und die vorliegenden Tabellen sind Zeugnifs von seinem Fleifs und seiner Thätigkeit. Wir müssen denselben auch im Allgemeinen das Lob der Brauchbarkeit zugestehen; nur scheint uns doch fast zu viel gegeben zu seyn, wenn wir die Klasse von Schülern, welche der Vf. im Auge hat, bedenken. Lobenswerth ist bey der Darstellung des Zeitworts die Unterscheidung der doppelten Form der *Dauer* und *Vollendung* in jeder *Zeit*. (In der Gegenwart: Ich gehe und ich bin gegangen; in der Vergangenheit: ich ging und ich war gegangen; in der Zukunft: ich werde gehen und ich werde gegangen seyn.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1828.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, in d. Nicolai. Buchh.: *Italienische Forschungen* von *C. F. v. Rumohr. Zweyter* Theil. u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S. 399. Die Meister des 13ten Jahrhunderts übertrafen ihre Vorgänger und erreichten besonders im Ausdruck eine höhere Stufe. — *Giotto* soll in dieser Hinsicht gegen die Meister des 13ten Jahrhunderts zurückgeblieben seyn, und sein Ruhm sich auf Verbesserung des künstlerischen Vortrags und darauf gründen, dass er den Darstellungen mehr Handlung und Bewegung gab, als sonst geschehen war. Auch die ihm folgten, sollen im Ausdruck von Gemüthszuständen gegen die Meister des 13ten Jahrhunderts zurückgeblieben seyn. *Masaccio* und *Fiesole* thaten von neuem grosse Fortschritte, ohne dass andere ihnen nachfolgten. *Cosimo Roselli, Filippo Lippi, Peter Perugin* und *Pinturicchio*, beginnen ruhmwürdig und enden als Manieristen. Der Zunftgeist und die Einrichtungen der Malerzünfte hält die Ausbildung der Künste auf, denn geistvolle und geringe Künstler stehn in der Zunft einander gleich, Gesellen und Lehrlinge befanden sich in einer geisthemmenden und drückenden Abhängigkeit von den Meistern und die Zunftansicht macht die Kunst bloss zu einem niedern Erwerbszweige.

Wir pflichten hierin dem Vf. völlig bey und halten diess für eine hauptsächliche Hemmung des Fortschritts in den Künsten. Nicht eben so können wir mit dem einstimmen, was er S. 404 über die Hemmung der Ausbildung des Kunststils sagt, welchen er für abhängig von architektonischen geometrischen Gesetzen hält. Die Kunst im Alterthume bildete sich nach ursprünglichen, ewigen Gesetzen aus, die Kunst in neuern Zeiten entwickelte sich erst allmählig daraus wieder, was sich dunkel aus der alten Welt fortgepflanzt hatte.

S. 406. Die Baukunst ahmte die Verzierungen antiker Gebäude nach, ohne Verständniss ihrer Bedeutung und eben so auch dann, die, durch nordidische, klimatische Forderungen bedingte gothische Baukunst, welche sich über Italien verbreitete. Dieses Sinken der Baukunst und das Verschrobene ihrer Verhältnisse machte, dass auch die Maler, welche architektonische Werke mit Malereyen schmücken sollten, zu keinem Gefühl für Stil, sagt der Vf., worunter wir Ebenmaass verstehn, gelangen konnten.

Mit gewichtigen Gründen wird vom Vf. der irrige Satz bestritten, dass die Malerey den neuern und christlichen Zeiten, die Bildnerey hingegen der antiken Bildung angehöre. Die Malerey überflügelte die Bildnerey, weil dieser noch im 16ten Jahrhundert nicht die technischen Mittel zu Gebote standen, welche erst im 18ten Jahrhundert vervollständigt wurden.

Der Vf. sagt: dass die Verdorbenheit des Geschmacks in der Baukunst auch in der Bildnerey einen Verfall herbeygeführt hätten, und giebt diess hauptsächlich dem *Michel Angelo* schuld.

S. 413. Als Grund des völligen Verfalls giebt der Vf. an, dass die Künstler von der Natur sich entfernten und etwas Höheres als diese, leisten wollten. Hier beginnt der Vf. nochmals einen Krieg gegen das Ideale in der Kunst, und wir berufen uns auf das, in unserer Beurtheilung des ersten Theils dieses Werks Gesagte. Wenn die verehrten Weimaraner das Bedeutsame, Hirt das Charakteristische, zu einer Forderung an die Kunst machen, so verlangen doch beide auch das Ideale: denn bedeutsam ist nur dann ein Kunstwerk, wenn es sinnliches Merkmal eines Vernunftbegriffs ist, und das Charakteristische ist das Merkmal einer Gattung, ein Gattungsbegriff ist aber nicht ein blosser Verstandesbegriff, sondern ebenfalls ein Vernunftbegriff, die Vernunft aber beschäftigt sich mit Ideen, das Charakteristische ist also auch, so wie das Bedeutsame, idealisch. Strebte die Kunst nun nicht nach dem Bedeutsamen oder Charakteristischen, so würde sie bloss Vorstellungen des Einzelnen geben. Einzelne Wahrnehmungen würden wir aber weit vollkommner unmittelbar selbst von der Natur empfangen, als aus Abbildungen, vermittelst der Kunst, welche dann nur eine Zersplitterung des Lebens wäre.

Weil das, was irregeleitete Künstler zu erreichen strebten, eben kein Ideales im Realen zu erkennendes, sondern ein widervernünftiges Unding war, aber von ihnen doch für ideal gehalten wurde, verfielen die Künstler auf Abwege, denn das wahre Ideale ist vernunft- und naturgemäss, und was diess nicht ist, kann auch nicht ideal seyn. — Weil viele Künstler einem Trugbild der Phantasie nachjagten, was nichts mit der Vernunft gemein hatte, und irrig in ihm das Ideale zu umfangen glaubten, sollen darum die Künstler ideale Schönheit und Wahrheit ganz auf-

aufgeben; dem betrogenen Jüngling gleich, der an aller Lieb' und Treue verzweifelt, weil er eine Buhlerin für das edelste Frauenbild hielt und sie sein junges Herz mit falscher Gunst bethörte? — Der Vf., welcher das wahrhaft Ideale mit dem falschen Ideal verwechselt und für einerley hält, schadet dadurch eben so sehr, als diejenigen, welche ein falsches Ideal für das wahre halten.

Der Vf. würde sich das kunstliebende Publikum sehr verpflichten, wenn er eine Revision der geschichtlichen Angaben über die bolognesische und die venezianische Schule anstellte, zumal da *Malvasia* und *Zanetti* so Ungenügendes hierüber gegeben haben, so wie er sich schon durch die in vorliegendem Werke gegebenen Thatsachen unsern Dank erworben hat.

Nachträglich müssen wir hier eine wichtige Einschaltung erwähnen, welche die berühmte Madonna *di S. Sisto* betrifft. In dem über die Originalität dieses Gemäldes geführten Streit, entscheidet der Vf. sich allerdings auch für die von mir und Hirt vertheidigte Echtheit des in Dresden befindlichen raphaelschen Bildes, jedoch aus ganz unstatthaften Gründen. Der Vf. sagt (S. 316. N. **): „Hingegen dürfte die berühmte Madonne *di S. Sisto* in der k. sächs. Gallerie zu Dresden, welche zur Verwunderung vieler Kunstfreunde auf Leinwand gemalt ist, ursprünglich als Kirchenfahne gedient haben." Weiter unten fährt der Vf. fort: „Erwägen wir aber das ungewöhnliche Verhältniss der Höhe zur Breite, die Handlung der beiden Nebenheiligen (welche nach Art der Brüderschaftsfahnen der eine die Gemeine der Madonna, die andere dem Volke die Andacht zur Madonna empfiehlt); erwägen wir ferner, dass die Vorstellung hier, wie in jener andern Brüderschaftsfahne, dem Guido der Münchner Gallerie *), in einer blossen Lufterscheinung besteht, welcher, gegen den Gebrauch und die Schicklichkeit in den Altargemälden, aller Boden fehlt: so wird sich ergeben, dass Raphael die Leinwand hier nicht so ganz zufällig und gleichsam des Versuchs willen erwählt hatte. Aus dieser Bestimmung erklärt sich denn auch die geistigflüchtige Behandlung, welche Einigen Gelegenheit gegeben, an der Echtheit des Bildes zu zweifeln."

Die Angaben, warum diess Bild eine Brüderschaftsfahne müsse gewesen seyn, sind sämmtlich falsch, und folglich auch diese auf Unrichtigkeiten gegründete auffallende Behauptung. 1) Ist dieses Bild gar nicht unverhältnissmässig hoch gegen seine Breite, selbst jetzt nicht, nachdem ein Theil des Bildes, welcher umgebogen war, wieder durch Palmaroli in die Ansicht gebracht worden ist. Das Verhältniss der Höhe zur Breite ist ziemlich dasselbe vieler anderer raphaelscher Bilder, wie z. B. das der Madonna *di Fuligno* und der Madonna *del Pesce*, welche auf Holz gemalt sind und niemals Fahnen seyn

*) Der Vf. meint hiermit wohl die Himmelfahrt Maria von Guido.

konnten. 2) Ueber die innere Abgeschlossenheit dieser Composition, welche zur Erläuterung keine äussere Beziehung bedarf, habe ich mich schon in *Böttiger's* Artist. Notizenbl. im Januar 1826 ausgesprochen. 3) Ferner ist diess Bild zwar auf Leinwand gemalt, diese aber mit einem Kreidegrund überzogen, wodurch das Gemälde zu einer Prozessionsfahne ganz untauglich ist, weil dieser Grund die Malerey äusserst zerbrechlich und das Bild so schwer macht, dass man es an einer Stange unmöglich tragen konnte. Es kann also diese Bestimmung niemals gehabt haben. 4) Sodann ist es völlig unrichtig, dass dieses Bild in einer blossen Lufterscheinung, geistigen Erscheinung wollte der Vf. wohl sagen, besteht, welcher aller Boden fehlt. Die beiden Engel ruhen auf einer festen Fensterbrüstung, und das Ganze wird von einem recht körperlichen, an einem Stabe befestigten Vorhange eingeschlossen, wodurch Raphael also nicht bloss eine Erscheinung, sondern Körperliches und Ueberirdisches in diesem Bilde darstellte.

Quandt.

Berlin und Posen, b. Mittler: *Der Bardenhayn*, für Deutschlands edle Söhne und Töchter. Ein Schul- und Familien-Buch, von *Theodor Heinsius*. *Vierter* Theil.

Auch unter dem Titel:

Episch-dramatische Blumenlese, für höhere Schulklassen, Kunstfreunde u. häusliche Zirkel. 1825. VI u. 400 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Mit Beziehung auf unser Urtheil über die *drey* ersten Bände der vorliegenden *poetischen Blumenlese*, bemerken wir nur: dass auch dieser, einige Auszüge aus den vorzüglichsten *epischen* und *dramatischen* Dichtungen unsers Vaterlandes enthaltende Theil — im Ganzen genommen — den billigen Forderungen entspricht, die man an ein solches Schul- und Familien-Buch machen kann.

Dem Herausgeber muss bezeugt werden, dass er in seiner *Auswahl* „das Heilige und Würdige *nicht* verletzt, wohl aber ein edles Gefühl oft stark und lebendig angeregt habe." Es enthält dieser Band einen Auszug aus der *Messiade*, aus Zachariäs *Phaethon* (dafür hätte doch wohl etwas Besseres gewählt werden können; und musste denn eben die *komisch-epische* Dichtung, diese Zwittergattung mit zur Auswahl kommen?) aus *Luise* von *Voss*, und *Göthe's Herrmann* und *Dorothea*.

Die dramatischen Gedichte enthalten Scenen aus *Lessing's*, *Göthe's*, *Schiller's* und *Müllner's* Tragödien. Die *Einleitungen* zu diesen Auszügen (bey Schul- und Familien-Büchern keine Nebensache) sind ziemlich kurz und unbedeutend, und *Noten* zum *Text* wollte der Vf. gar nicht geben, weil die Schlegel'sche Bemerkung: „dass solche bey jedem Gedichte wie anatomische Vorlesungen über einen Braten erschienen" ihm gleich einem Götterausspruch davon

davon zurückhielt. Jener Witz ist genial genug; aber er päfst mehr auf das *Angenehme*, als auf das *Schöne*. Ein Gedicht möchten wir lieber mit einer *Landschaft* vergleichen, deren Reize und Eigenthümlichkeiten nicht sogleich *Jedem* in's Auge fallen; welches vielmehr bey Kindern und Unmündigen erst dafür *geschärft* werden muss.

Die hier noch *fehlenden* deutschen Dichter (alle schwerlich: denn selbst die berühmtesten sind nicht immer die besten!) soll ein *zweytes* Bändchen auf ähnliche Weise behandeln.

ALTERTHUMSKUNDE.

Berlin, b. Herbig: *Die Brautschau.* Zeichnung auf einem griechischen Gefäſs. In einem Sendschreiben an Se. Excellenz, den Herrn Grafen *von Ingenheim.* Von *A. Hirt.* 1825. 26 S. Fol. (16 gGr.)

Ein auf der dritten Wanderung des Herrn Grafen in Italien von dem Vorsteher des Königlichen Museum zu Neapel, Herrn *Jorio*, erkauftes, in der Provinz Basilicata gefundenes griechisches Gefäſs von gebranntem Thon, welches Herr Hofrath *Hirt* der besten Zeit der griechischen Kunst zueignet, und durch Schönheit, wie das Befremdende der Darstellung ausgezeichnet nennt, gab Letztern Veranlassung zu dieser Schrift. Sie ward für den Kunsthierophanten um so dringender, für die Kunstforscher um so wichtiger, je widersprechender die Deutung der Darstellung von der Inachide *Io* ihr selbst, wie ihm zu widersprechen schien.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen über Vasenzeichnung, die der Malerey das Perspektivische überläſst und sich dem Basrelief nähert, sich bemühet, zu symbolisiren, die ganze Natur zu beleben, dadurch mythisch wird, und sich von der Kunst der Neuern unterscheidet, giebt die nähere Beschreibung des Gefäſses an.

Das Gefäſs, 18¾ Zoll hoch, in Wasserkrugform, hat drey Handhaben, deren gröſsere am Halse, die beiden kleinern am Bauche sind, erweitert sich von unten nach oben, verengt sich am Halse, und ruht auf einem niedrigen runden Fuſse. Sicher wurde es zur Aufbewahrung des Oels oder anderer Flüssigkeiten gebraucht. Die Zeichnung nimmt die ganze vordere Seite des Bauches ein, ein schönes Pflanzengewinde die Kehrseite. Unter den beiden Henkeln sieht man einen weiblichen Kopf, so wie am Rande der Mündung und am Halse Pflanzengewinde und andere Zierathen. Auf feinen schön röthlichen Thon ist mit glänzend schwarzem Firniſs, wie mit der Feder gezeichnet. Man fand das Gefäſs in mehrern Scherben, welche aber wieder so zusammengefügt sind, daſs die Zeichnung nicht gelitten hat. Zwar ist dem Umrisse der Vasenzeichnung zur Linken auch ein Umriſs der Gestalt des Gefäſses selbst gegeben worden, um es sich vergegenwärtigen zu können, aber er ist viel zu klein, und würde dem Kunstfreund weit besser genügt worden seyn, wenn das ganze Gefäſs so groſs, als es das Blatt erlaubte, mit der Zeichnung in der Art gegeben worden wäre, wie *Horner* in den Bildern des griechischen Alterthumes Heft IV — VI das Prachtgefäſs im Königl. Museum zu Paris mit Achilles und Patroclus Abschied Taf. XXXVI gegeben.

Nach dem Urtheile des Vfs. begünstigt die Erklärung der Zeichnung von der Inachide Io nur die Jungfrau mit den Stierhörnchen zwischen den Haaren; die übrigen Figuren und Beywerke rathen zu einer andern, die in der Jünglingsgestalt mit der Keule (S. 11) ihren Schlüssel findet. Sie stellt *Theseus* vor, dessen Keule nie so kurz und massig erscheint, als die Herkulische. Wir würden auf diese hier richtige und durch mehrere bildliche Beweise aus dem Hamiltonschen Vasenwerke erhärtete Bemerkung weniger geben, wenn nicht die Umgebungen diese Deutung ganz bestätigten. Denn schwerlich haben die alten Zeichner so genau auf die Länge und Kürze, Stärke und Schlankheit der Keule in den Händen des *Theseus* und *Hercules* — sie müſsten denn den bildlichen Unterschied Beider sich absichtlich aufgegeben haben — geachtet, weil Theseus noch immer das Nachbild des Hercules war. Alles aber, was wir hier sehen, deutet auf ihn, wie er, und zwar auf Creta, sich einfindet, und als Freyer um Ariadne, die Tochter des Minos, wirbt. Für Creta spricht die Göttin Diana in der Mitte der Scene, welcher hier von Daedalus der erste Tempel gegründet wurde, in welchem ihre Verehrer sie unter dem Beynamen *Dictynna* und *Britomartis* feyerten. Ueber ihr steht Ariadne, ein Kästchen in der einen Hand, die Schleuderbinde (σφενδονη) in der andern, Geschenke des Theseus. Die mythische Erzählung von Theseus und Ariadne, wie sie die Alten überliefern, reicht nicht hin, wie der Vf. (S. 15) gesteht, das Ganze zu erklären, und er nimmt seine Zuflucht zu einem verloren gegangenen Drama, weil so viel Theatralisches in der Stellung der Personen liegen soll. Nothwendig muſste der Erzählung, welche hier bildlich gegeben wurde, die Idee zum Grunde liegen: daſs Theseus nicht bloſs in der Absicht nach Creta kam, die Kinder Athens vom Tode, und die Athener vom schimpflichen Tribute zu befreyen, sondern auch mit dem Vorsatze, Minos zu bewegen, ihm die Tochter als Braut heimführen zu lassen. — Billig muſs Rec. fragen: Woher kam diese Kunde? — Doch, wir fahren fort. Zur Linken Dianens und Ariadnens schreitet Minos auf Ariadne zu, die den Vater zu erwarten scheint, und zur Rechten

ten steht Theseus mit seiner Keule und Brieftafel, diese in die Höhe haltend, seinen Namen und seine Abkunft beweisend. — Wahrscheinlich war in der Tafel sein Ahnenbaum gezeichnet. Wie dieses nicht denkbar, so jenes nicht antik. — Uns befremdet aber auch noch Zweyerley: einmal, dass Ariadne mit Stierhörnchen gebildet worden, und dann, dass sie mit dem Gesicht sich von der Göttin und Theseus abwendet. — Das Erstere vertheidigt der Vf. durch die Abkunft ihres Vaters vom Jupiter, welcher ihn als Stier mit Europa zeugte, und mit dem Stierwesen im ganzen cretischen Mythencyclus, und mit dem Gegensatz der Abkunft des Theseus vom Neptun. Sollte darauf der Künstler dieser Vasenzeichnung nur allein Rücksicht genommen haben, eben, weil das Attribut dem Mythus so nahe liegt; sollten nicht auch Andere sie so gezeichnet? Alle Spuren dieses genealogischen Symbols würden doch nicht verschwunden seyn? Doch wir wollen die Möglichkeit nicht bezweifeln, können aber die (S. 18) angeführten bildlichen Beweise nicht entscheidend nennen. Das Andere, was befremdet, wird vom Vf. nicht berührt. Geht aber die Scene in des Tempels Vorhalle vor, so, meinen wir, müsse Ariadne auch da die Geschenke empfangen haben — sie beschaut und bewundert sie ja — und mit dem Gesichte sich dem Theseus zuwenden. Diese Stellung halten wir für die natürlichste. Oder ist sie in dem Augenblicke dargestellt, wo sie den Vater erwartet? Es könnte seyn.

Wird das Ganze als skizzirtes Drama gedacht, so sind die handelnden Personen (S. 19): *Ariadne, Theseus* und *Minos;* den Chor bilden die hinter Minos erscheinende Frau, die Nymphe von Creta, mit dem wahrsagenden Vogel auf dem Zeigefinger der Rechten und dem Berggott Dictynnios in Gestalt eines jugendlichen Satyrs. Die über Theseus mit dem Scepter in der Hand und ihre Linke über denselben haltende weibliche Figur ist nach einem Orakelspruch des Gottes zu Delphi: Theseus solle die Venus zu seiner Begleiterin auf der Reise nach Creta nehmen, Venus Epitragia. Eros mit Reif und Stäbchen — magischen Werkzeugen — über Ariadne deutet noch deutlicher auf Theseus Absicht, als das Erscheinen der Venus und der Dreyfuss links und das Gefäss rechts an beiden Enden der Zeichnung auf Minos Sohn, Androgeos, den Sieger am Panathenäenfest, und überhaupt auf Kampfpreise hin, die, wie zu Athen, in einem Gefäss von gebrannter Erde, mit Oel gefüllt, bestanden. Muthmasslich wird noch die Frage aufgeworfen (S. 25): „ob der *Tripus* und der Oelkrug von dem Zeichner nicht bloss als Preiszeichen für die Sieger in den dramatischen Stükken beygefügt seyn sollten?"

Indessen können wir nicht unterlassen, auf einige allgemeine Wahrnehmungen über altgriechische Vasenzeichnungen aufmerksam zu machen, wie sie der Veteran unter den Archäologen hier mittheilt. Zeichnungen, wird S. 9 behauptet, wie sie der Maler machen würde, kommen in griechischen Vasenzeichnungen nie vor, ja die Monochromatisten haben sich noch engere Grenzen vorgeschrieben, als die Plastiker beym Relief." Selten decken Figuren einander in den Vasengemälden. Sie stellen jede getrennt von der andern auf. Rec. sieht darin den Mangel der Perspective, nicht, als kannten sie diese nicht, sondern sie finden sie unanwendbar. — „Die Zeichner in den Töpfereyen entlehnten ihre Muster, welche sie nachbildeten, mehr von Plastikern, als von Malern." Rec. hält die erste Bemerkung für wahr, ohne der andern ganz beyzustimmen. Wenn der Topfzeichner, wie ihm hier eingeräumt wird, nicht immer so gerade weg — *tale quale* — nachahmte, sondern die Figuren von einander trennte, warum sollte nicht auch der Maler weniger zusammengesetzte Gemälde zum Muster genommen haben? Zeichner und Maler hielten ja immer gleichen Schritt, waren durch und von einander bedingt. Wir können desshalb immer, worauf der Vf. die Wahrheit seiner zweyten Behauptung mit zu gründen scheint, zugeben, dass Freygelassene und Sklaven gewöhnlich die Arbeiter in dergleichen technischen Anstalten waren. Sicher gab es auch unter ihnen Freye, welche einige wissenschaftliche Ausbildung hatten, geschickte Maler. Ja die spätere Zeit giebt uns mehr als einen aus dem Stande der Sklaven. Monochromen und Vasenzeichnungen haben mit einander die grösste Aehnlichkeit, und die letztern konnten wohl bis zu jener Feinheit und dem Ausdruck sich nicht erheben, welche Wandgemälde auszeichnen. Uebrigens bestreitet der Vf. (S. 25) den Toscanischen Ursprung solcher Preis- und Siegsgefässe, weil weder in den Gegenden des alten Hetrurien, noch sonst irgend in Italien diesseit des Garigliano ein bemaltes oder mit Figuren bezeichnetes Gefäss je gefunden worden sey. „Andere Gefässe, in Toscana entdeckt, giebt es viele, aber eine beglaubigte Thatsache von einem in diesem Lande ausgegrabenen Gefäss, mit Zeichnungen und Malerey geziert, giebt es nicht. Solche Fabriken gehörten ausschliesslich, so viel wir bis jetzt wissen, den Griechen in Unteritalien, in Sicilien und in der eigentlichen Hellas an."

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1828.

GRIECHISCHE LITERATUR.

London, b. Black, Young u. Young: *Demoſthenis quae ſuperſunt e bonis libris a ſe emendata* edidit *J. J. Reiske*. Editio correctior curante *G. H. Schaefero*. T. I. 1822. XCIII und 512 S. T. II. 1822. 646 S. T. III. 1824. enthält die lat. Ueberſ. des *H. Wolf*. 701 S. Ein nicht numerirter Band (1823. 638 S.) enthält die Reiskeſchen Indices.

Apparatus criticus et exegeticus ad Demoſth. Vinc. Obſopoei, Hier. Wolfii, Jo. Taylori et *J. J. Reiskii annotationes tenens. Commodum in ordinem digeſtum aliorumque et ſuis annotationibus auctum* edidit *G. H. Schaefer*. T. I. 1824. 888 S. T. II. 1825. 762 S. T. III. 1826. 554 S. T. IV. 1827. 670 S. T. V. 1827. 774 S. gr. 8.

So vielerley Vorreden dieſs Werk auch enthält, ſo wird man doch vergebens ein Vorwort des neuen Herausgebers ſuchen, woraus man ſich über den Anlaſs, Zweck und Plan der Arbeit unterrichten könnte. Nur in den Anmerkungen ſelbſt findet man einige gelegentliche Aeuſserungen, aus denen man ſich in Verbindung mit einigen bekannten oder leicht zu errathenden Umſtänden etwas zuſammenſtellen kann, was einer Vorrede einigermaaſsen ähnlich ſieht. Die ſchon längſt im Buchhandel vergriffene Reiske'ſche Bearbeitung des Demoſthenes wurde zu vielfach geſucht, als daſs ein neuer Abdruck derſelben nicht wünſchenswerth geweſen ſeyn ſollte. Ihn zu beſorgen und mit Zuſätzen und Berichtigungen auszuſtatten entſchloſs ſich der um die alte Literatur ſo vielfach verdiente *Schäfer*, obgleich er, nach einer wohl nicht ſehr genau zu nehmenden Aeuſserung T. I. S. 591, ſeit einer Reihe von Jahren dieſe Studien unterlaſſen und ſogar einen Widerwillen gegen ſie gehabt hatte: „*haec ſtudia per longam annorum ſeriem intermiſſa adeoque faſtidita recolere ſero coepi.*" Seine Abſicht war, *Reiske's* Ausgabe im Ganzen treu wiederzugeben, und ſelbſt in dem ſo vielfacher Berichtigungen bedürftigen Texte nur in Kleinigkeiten, wie z. B. der Interpunction und Accentuation, ſich Aenderungen zu erlauben, „*graviorum vitiorum quae ei* (*exemplo meo*) *inhaerent innumerabilia, expurgationem futuri temporis otio, ſi deus annuerit, reſervaturus: nam in hac trepidatione plura moliri temerarium fuiſſet, nec per alias rationes, quas commemorare non attinet, mihi licuit.*" T. I. S. 201. vgl. S. 207 u. III, 371 „*hic etiam labor* τῷ ἀεὶ δουλεύοντι τῇ ἀνάγκῃ (man weiſs welcher) *miſere properandus fuit.*" Vielleicht hätte der Herausg. einen berichtigten Text gegeben, wenn *J. Bekker's* Ausgabe des ganzen Redners ſchon erſchienen geweſen wäre. Indeſs hat er in den Anmerkungen die von dieſem aufgenommenen Lesarten angegeben; anfangs jedoch nur die in der Berliner Ausgabe (der Philippiken) befindlichen Abweichungen von *Reiske;* die Oxforder konnte er erſt von der Rede περὶ συντάξεως an benutzen. Aus *ihr* verſpricht er das auf die Kritik der vorhergehenden Reden Bezügliche in einem Appendix nachzutragen (T. I. S. 685), was aber nicht geſchehen iſt. *Reiske's* Anmerkungen ſind vollſtändig gegeben, aber nicht in der unbequemen Ordnung, wie ſie bey ihm ſich finden. „*Pervellem,* ſagt unſer Herausg. T. II. S. 180, *a viro eximio quae ad eandem rem pertinent non diſcerpta eſſe. Inde natus mihi eſt labor ſatis aerumnabilis conciliandi quae paſſim minus apte coirent. Nimirum lectorum commoditati, quam Reiskiana editio ſaepiſſime fruſtratur, omni modo proſpiciendum fuit.*" Auslaſſungen oder Aenderungen hat er ſich ſelbſt da nicht erlaubt, wo, was *Reiske* zu verſchiedenen Zeiten über denſelben Gegenſtand geſchrieben hat, ſich widerſpricht, was ſehr oft der Fall iſt, wie z. B. II. S. 170. 489. IV. S. 449. „*Ne quis,* heiſst es III. S. 353, *in Reiskianis haec ſimiliaque miretur, meminerit nos habere Reiskii liturarios: quos quod bonus ille Heslerus* [ein um *Reiske's* Schriften ſehr verdienter Mann, der auch den Index zum Euripides verfaſst habe und in höchſter Dürftigkeit zu Leipzig geſtorben ſey. III. S. 65.] *tam religioſe ſecutus eſt, fortaſſe ſunt qui reprehendant, ego etiam laudo.*" Vgl. IV. S. 191. Nicht rechten dürfe man daher mit *Reiske* über manche ſeiner Verſehen und Irrthümer, die er mit liebenswürdiger Offenheit ſelbſt eingeſtehe II. S. 488, und die er zum Theil gewiſs ſelbſt berichtigt haben würde IV. S. 341, wenn nicht die zu ſchnell eilende Atropos ihn daran gehindert hätte. „*Nebulones videas attingere extremam ſenectutem: hominem bono litterarum viventem rapuit mors immatura.*" V. S. 513. Unverzeihlich ſey es daher, wenn Menſchen (*homunciones*), die mit einem ſolchen Heros verglichen οὐδὲ σκιᾶς ὄναρ genannt werden dürften I. S. 846, die nicht werth ſeyen, einem Manne wie *Reiske* die Schuhriemen aufzulöſen, ihn ſchmähten und miſshandelten. „*Sed hoc eſt de vitiis humanae naturae: bonis quae*

quae tute aerumnabili labore paraveris versuti cupide utuntur; secus administrata, ut nihil tibi debere videantur, maligno dente adrodunt." II. S. 488. Er habe um so grösere Ansprüche auf glimpfliche Beurtheilung, je milder er selbst sich gegen Andere bewiesen habe. „*Refellentis Reiskii lenitatem, sanae mentis indicem utinam nostri in critica sermones imitentur.*" IV. S. 112. Es sey zwar nicht zu leugnen, dass seine Irrthümer zuweilen ans Unglaubliche grenzten IV. S. 187; dass seine Einfälle mitunter so wunderlich seyen, als man sie nur denken könne III. S. 320; dass er oft in seinem Demosthenes wie in einer Schülerarbeit herumcorrigire II. S. 373; dass seine Geschmacklosigkeit nicht leicht zu überbieten sey II. S. 598: dagegen aber sey seine Gelehrsamkeit bewundernswürdig, sein Scharfsinn ausgezeichnet. Diess hätten selbst Ausländer [die uns oft erst das Gute, was wir bey uns haben, schätzen lehren müssen] anerkannt. So z. B. *Koraes*, *Brunck* II. S. 292 und noch mehr der grose Historiker *Gibbon*, der, worüber man sich wundern dürfe, *Reiske's* Scharfsinn mit dem Scharfsinne *Bentley's* zusammenstelle. I. S. 846. Freylich wenn er ein Ausländer gewesen wäre, so würde man wohl auch bey uns ihn höher geschätzt haben, so würde wohl namentlich *Fr. Aug. Wolf*, „*acerbus Reiskiani nominis obtrectator*" III. S. 196, eben so ihn, wie manche Engländer gepriesen haben III. S. 177: „*Germanum Germanus, quod est inveteratum nostrae gentis cacoëthes iniquissime vexavit.*" Dieser nicht zufrieden, oft da, wo *R.* richtiger als er gesehen hatte, ihm mit Bitterkeit, zuweilen mit höhnendem Spott zu widersprechen III. S. 138. 196. 213. 219 fg. 274, und gelegentlich wohl gar das Gute, was er bey ihm gefunden, zu verschweigen S. 260, spreche mit wegwerfender Verachtung von ihm S. 177, und beschuldige ihn sogar des Betrugs, ohne *R's* eigene Erklärung beachtet zu haben S. 268: „*Quam falso Reiskius fraudis insimuletur, ut intelligas, lege quae scripsit praefat.* §. 31. *Sed haec similiaque, que summi homo candoris identidem de crisi sua inculcavit Wolfius ut non scripta neglexit negliguntque etiam nunc Wolfii simiae.*" Wie sehr der Hallische Kritiker es darauf angelegt habe, dem Leipziger überall das Widerspiel zu halten, zeige sein Urtheil über die Augsburger Handschrift: „*Meministi quoties Halensis Criticus has Reiskii delicias quas dicit riserit. Hic, ut ad p.* 521, 18. 534, 6. 538, 13. 648, 2. 670, 5. *plurimisque aliis locis, vides Augustanum librum etiam Tayloro optimum visum esse. Et cui non videatur unus de codicibus notae melioris? Nimirum si Reiskius libro parum tribuisset, Wolfius fuerat stomachaturus hominem paratis bonis uti nescivisse.*" T. III. S. 547. (Das harte, aus *Wolf's* Seele gesprochene *hominem* hat eine Beziehung darauf, dass dieser Reisken *homo Lipsiensis* genannt hat, wofür er ein *homo Halensis* zurück erhält. T. III. S. 274.) Nicht zu verwundern ist es, dass bey dieser polemischen Stimmung des Herausg. manche Versehen und Missgriffe *Wolf's* mit mehr Schärfe gerügt werden, als es sonst wohl der Fall gewesen seyn würde. So werden ihm seine Grammatikale vorgerückt, III. S. 88. Ebendaselbst heisst es: „*mirabilis annotatio decens Graeculum illum, dedecens interpretem Halensem.*" Noch härter S. 196: „*Bekkerum qui norunt multum vereor ne acerbum Reiskiani nominis obtrectatorem nunc quoque turpiter se dedisse arbitrentur.*" In Beziehung auf *Wolf's* Erklärung der Formeln τί μαθών und τί παθών, die er zuerst richtig erklärt zu haben äussert, heisst es S. 241: „*Eodem quo tu, Wolfi, modo dudum explicuit cognominis tui, sed ut solebat vir eximius, parcus ille verborum, paucissimis.*"

Eben so wenig, als *Wolf*, werden andre Tadler *Reiske's* geschont, wie z. B. *Wunderlich* II. S. 154. 243. III. S. 68. und *Weiske* II. S. 291. vergl. S. 596, gegen den offenbar mit zu groser Bitterkeit gesprochen wird.

Wenn *Schäfer* sich überall als so eifrigen Anwalt und Lobredner seines Landsmannes zeigt, so darf man darin nicht etwa eine Art von Patriotismus suchen: es ist das reine Streben, dem Verdienste eines ausgezeichneten Mannes Anerkennung zu verschaffen; ein Streben, das er auch in dem Eifer zeigt, mit dem er für die Philologen der frühern Zeit spricht, in deren jetzt gewöhnlich vernachlässigten und verachteten Schriften sich so manche treffliche Bemerkung fände. I. S. 220. vgl. III. S. 241. Besonders wird *Hieronymus Wolf* als ein Heros der Vorzeit gepriesen, dessen grose Verdienste jetzt nur von Wenigen nach Gebühr anerkannt würden. T. I. S. 183. vgl. S. 225. II. S. 410. Mit nicht zu missbilligender Schärfe werden seine unberufenen Tadler gezüchtigt I. S. 297. IV. S. 116. Auch für neuere Philologen hören wir den Herausg. nicht selten als Anwalt sprechen. So wird *Porson* gegen eine Anklage in Schutz genommen V. S. 605. für *Schneider* seine Sachkenntniss geltend gemacht I. S. 297, den bekannten Schneideromastix habe die jetzt so schnellfüssige Nemesis erreicht V. S. 275. Auf sie wird durch Vorhaltung begangener Fehler III. S. 435. V. S. 579 auch *Osann* hingewiesen und ermahnt, ταῖς Μούσαις τὰς Χάριτας συγκαταμιγνύναι, καλλίστην συζυγίαν I. S. 216. Mit Missbilligung erwähnt der Herausg. die „ἄμουσος *rixa*" einer Fehde neuester Zeit V. S. 372. Er selbst rügt höchstens nur mit leisem Spott von Andern begangene Irrthümer, wie z. B. III. S. 89. IV. S. 48. Von dieser zuweilen doch mit einer gewissen Schärfe verbundnen Milde nur ein Paar Proben: Ueber eine Erklärung *Hermann's* heisst es III. S. 544: „*Haec num aliis probentur ignoro: mihi fateor videri tam mirabilia ut ambigam a viro clarissimo scribi potuisse mirabiliora.*" In Beziehung auf einen früher ausgesprochnen Zweifel wird IV. S. 590 gesagt: „*Non magis componendum quam quae scrupulum etiamnunc urentem mihi benigne exemturus, sed non explens beneficium nuperrime exprompsit opum suarum largus dispensator Fritschius Quaestionn. Luciann.* S. 111." Gegen denselben erklärt er V. S. 704, dass ihm die neulich herausgegebnen *Luciana*

nos des Hemsterhuis *nicht misfielen* und dafs er wünsche, *Geel* möchte in der Bekanntmachung fortfahren. „*Haud raro fit*, fügt er hinzu, *ut nos senes discamus ubi juvenes nostri, quae est horum temporum felicitas, frustra quaerunt quod doceantur.*" Nicht minder scharf erklärt er sich V. S. 28 gegen Poppo's „*proterva castigatio*", Schneider's „*Nemesin reverentes caveant juniores philologi; ne ipsi olim senes facti ab iis qui nondum nati sunt talionem experiantur. Ut enim Graece doctiores simus patribus, nepotes tamen nostri habebunt quod tam multa nos latuisse mirentur.*" Vgl. I. S. 224. Wer hört nicht gern die Stimme eines so einsichtsvollen Veterans gegen den hochfahrenden Modeton neuerer und neuester Philologen sich erheben: ein Ton, den nicht selten die leersten Köpfe am stärksten führen, so dafs schon deshalb Tüchtigere in denselben mit einzustimmen sich scheuen sollten. Rec. hat mit Vergnügen Aeufserungen dieser Art gelesen und hofft, dafs auch Andern die Zusammenstellung der in fünf Bänden zerstreuten nicht unangenehm seyn wird, zumal da sie grofsentheils von der Art sind, dafs sie den Charakter der Arbeit selbst aussprechen.

Betrachten wir jetzt zunächst die Einrichtung und den Inhalt derselben. Im *ersten* und *zweyten* Bande ist mit unerheblichen Veränderungen, wie wir schon oben sahen, der Reiske'sche Text abgedruckt, an dem man leider sehr wenig hat, da die Bekker'sche Recension desselben dabey unentbehrlich ist. Aufserdem stehen im *zweyten* Bande die Scholien, die Tabelle, in der die Seitenzahlen der Pariser, der Aldus'schen, der Baseler und der Frankfurter Ausgabe mit denen der Reiske'schen zusammengestellt sind, und zwey Verzeichnisse der eignen und fremden, von dem Herausgeber (*Reiske*) aufgenommenen Conjecturen. Der *dritte* Band enthält die lateinische Uebersetzung des *Hieronymus Wolf*, von der *S.* V. S. 384 sagt, dafs er bey derselben gar nichts gethan habe. Man könnte sie füglich entbehren, da man *Wolf's* eigne Ausgabe sich doch anschaffen mufs, schon des Ulpian wegen, noch mehr aber wegen mancher vortrefflichen Anmerkungen *Wolf's*, die von *Reiske* und also auch von *Schäfer* nicht mitgetheilt sind. Eben so wenig hat er für den in einem besondern Bande enthaltnen Reiske'schen Index etwas Erhebliches gethan. — Der *Apparatus criticus et exegeticus* füllt allein *fünf* Bände. Der *erste* enthält die Vorreden der frühern Herausgeber, Rüdiger's „*Dissertatio de canone Philippicarum Demosthenis*", Rauchenstein's „*Dissertatio de orationum Olynthiarum ordine*", die dieser beygefügten Bemerkungen Bremi's zu den Philippi'schen Reden, jede an ihrem Orte eingeschaltet, die Anmerkungen der Reiske'schen Ausgabe und *Schäfer's* selbst bis zu der Rede *περὶ τῶν πρὸς Ἀλέξανδρον συνθηκῶν*, diese mitgerechnet. Zu der Rede *περὶ συμμοριῶν* ist auch *Amersfoordt's* Einleitung und dessen Commentar mitgetheilt. Der *zweyte* Band umfafst die Anmerkungen zu der Rede *περὶ στεφάνου* und *περὶ παραπρεσβείας*. Dafs er bey der erstern die Auger'sche Bearbeitung nicht benutzt habe, entschuldigt der Herausg. II. S. 547 mit der Unbedeutendheit derselben; verspricht jedoch, was sie Gutes enthalte (*quidquid non prorsus inutile complectitur*), im Appendix nachzutragen, was indefs nicht geschehen ist. Der *dritte* Band enthält die Anmerkungen zur *Leptinea*, *Midiana* und *Androtionea*. Zu der erstern sind *Wolf's* Prolegomena und dessen Commentar vollständig mitgetheilt. Von hier an sind die eigenthümlichen Lesarten der Dindorf'schen Ausgabe excerpirt. Vergl. III. S. 57. Der *vierte* und *fünfte* Band enthält die Anmerkungen zu den übrigen Reden, so wie zu den Proömien und Briefen. Der letzte schliefst mit einigen *Addendis* und *Corrigendis*, unter denen Krüger's „*Specimen annotationum ad Demosthenis Philippicam I.*" aufgenommen ist. Leider fehlt ein Index zu den Anmerkungen der bey einer solchen Masse von Einzelnheiten, wie sie in diesen fünf Bänden sich zerstreut finden, so äusserst nothwendig ist, dafs zu wünschen wäre, ein Anderer fertigte ihn an, aber mit *Schäfer's* Genauigkeit: denn dieser selbst scheint solcher Arbeiten jetzt überdrüssig zu seyn. Ein junger Philolog, der sich dazu verstände, würde seine Mühe mehr, als durch den pecuniären Vortheil, durch mannichfache Belehrungen belohnt sehen. Auch erhielte er Gelegenheit, vieles Eigene zuzuthun und manche Nachträge zu liefern, zum Theil, was besonders wünschenswerth wäre, aus *H. Wolf's* Anmerkungen. Wer dessen Ausgabe nicht besitzt, würde auch den Ulpian gern abgedruckt sehen.

Die Vorzüge und Mängel der Reiske'schen Ausgabe sind zu bekannt, als dafs es hier ein Wort darüber zu sagen nöthig wäre. Genug, dafs sie des Guten so viel enthält, dafs ihr Wiederabdruck wünschenswerth war. Wir haben es also hier nur mit *Schäfer's* Anmerkungen zu thun. Es versteht sich von selbst, dafs es einem Manne von einer so gründlichen und umfassenden Kenntnifs des Griechischen und von so scharfem Urtheile und so feinem Gefühl nicht schwer werden konnte, auch ohne dem Redner vorzugsweise sein Studium zugewendet zu haben, an unzähligen Stellen die Irrthümer seiner Vorgänger zu berichtigen. Und das hat der Herausg. gethan, besonders in den ersten Bänden so häufig gethan, dafs Belege dafür anzuführen sehr überflüssig wäre, da jede Seite sie liefert. Man darf indefs nicht höhere Forderungen an ihn machen, als er selbst hat erfüllen wollen. Man mufs ihn nämlich nicht als Bearbeiter des Demosthenes, sondern nur als Herausgeber des Reiske'schen Demosthenes betrachten. So wenig in ersterer Hinsicht seine Leistungen die Ansprüche der Leser befriedigen möchten, so ausgezeichnetes Lob verdienen sie in letzterer. Ja er hat ohne Zweifel viel mehr gethan, als man von diesem Gesichtspunkte ausgehend eigentlich fordern oder erwarten dürfte. Seine Anmerkungen enthalten eine Fülle zum Theil neuer, grammatischer und lexikalischer Bemerkungen, die zwar nicht immer zu der Stelle, wo sie gegeben werden, gehören, aber doch als nützliche Beysteuer zu gründlicherer Kenntnifs des Griechischen dankbare Aufnahme verdienen. Wer wird bey einem solchen Werke

darüber hadern, dass gelegentlich gesagt wird, wozu genau genommen die Gelegenheit nicht da war.

Dass *Schäfer's* Anmerkungen sich grösstentheils nur auf die Sprache beziehen, darf wohl kaum erinnert werden. Indess hat er doch nicht selten auch für die Sacherklärung etwas geleistet und in dieser Beziehung vorzüglich die Schriften *Böckh's* und seiner Schüler vielfach benutzt. Nur darf man nicht erwarten, hier etwa Alles, was seit *Reiske* für den Redner geschehen ist, zusammengetragen zu finden. Ja selbst diejenigen Schriften, die öfter angeführt werden, sind nicht immer durchgängig benutzt, so dass ein späterer Bearbeiter sich die nochmalige Vergleichung derselben ersparen könnte. Das gilt auch in Beziehung auf das Sprachliche. Leicht dürfte es Manchem scheinen, als ob durch eine solche theilweise Vergleichung nicht viel gefördert sey; und in Hinsicht auf künftige Herausgeber des Redners ist das in der That nicht ganz abzuleugnen. Allein für das gegenwärtige Bedürfniss ist Etwas doch immer besser als Nichts, und da zu erwarten steht, dass eine gediegene oder auch nur die bedeutendsten Anforderungen erfüllende Bearbeitung des Demosthenes noch lange zu den frommen Wünschen gehören werde, so muss man vorläufig schon sich mit dem hier Gegebenen begnügen. Dazu kommt, dass wenn auch dieselben Schriften von Verschiedenen verglichen werden, doch der Eine dieses, der Andere jenes übersehen wird und ihre Vergleichungen sich also gegenseitig ergänzen können.

So viel im Allgemeinen über den Inhalt und Gehalt des Werks: wenden wir uns jetzt zu einer mehr ins Einzelne gehenden Prüfung. Wie man den Charakter eines Mannes besser kennen lernt, wenn man eine Zeitlang mit ihm umgeht, als wenn man nur aus einzelnen von ihm angemerkten Zügen sein Bild sich zusammenzusetzen versucht, eben so werden wir über das Verfahren und die Leistungen unsers Herausg. genauer zu urtheilen im Stande seyn, wenn wir ihn auf seiner Bahn eine Strecke begleiten, als wenn wir eine Masse von Einzelnheiten aus dem ganzen Werke herausgriffen; was bey einer Arbeit, wie die vorliegende, aus manchen Gründen nicht einmal wohl thunlich seyn würde. Am angemessensten wird es seyn, zu diesem Behufe die Anmerkungen zu der ersten Olynthischen Rede durchzugehen, wobey es sich von selbst versteht, dass Rec. mit der dem Veteranen gebührenden Achtung seine abweichenden Ansichten eben nur als seine Ansichten giebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

FRANKFURT a. M., b. Reinherz: *Palmzweige.* Ein Geschenk für die reifere Jugend: von *Wilhelm Kilzer.* 1827. 91 S. 12. (geb. 6 gGr.)

Mit Vergnügen haben wir diese kleine Sammlung von Gedichten gelesen, die nur einem wahrhaft religiösen und poetischen Gemüth entsprossen seyn können. In der Anschauung des Dichters concentrirt sich auf eine harmonische Weise Gott, Christenthum, Natur und Leben. Klar liegt Alles vor seinem Geiste, und ohne sich in mystische Nebel und leere Empfindeley zu verlieren, giebt er mit kindlichem Sinne und in einfachen Tönen, die zum Herzen dringen, das wieder, was er nach seiner Weise aus der *allgemeinen* Offenbarung des Christenthums erlauscht hat. Seine *Weise* ist aber nicht das Kind irgend einer Sectenlehre, nicht ein irrlockender Sang, der zu selbstsüchtiger Absonderung verführen soll; im Gegentheil: der Dichter will vereinigen, will Alles in den schönen Einklang der christlichen Lehre bringen. Davon geben die meisten seiner Dichtungen Zeugniss: besonders die *„allgemeine Kirche"* und das tief empfundne Gedicht *„Jesus in der Natur"*, das wir hier zum Belege mittheilen wollen.

„Du wohnst nicht nur in Tempelhallen,
Ich suche Dich in Gottes Welt.
Da seh' ich Dich durch Blumen wallen,
Da strahlt Dein Bild am lichten Zelt,
Und linder Hauch umweht auch mich;
Du rufest, und ich fühle Dich.

Dann möcht' ich ganz in Dich versinken
Und in die heilige Natur;
Da möcht' ich Deine Liebe trinken
Aus jedem Blümlein auf der Flur.
Dann fühl' ich mich Dir ganz verwandt
Und dem, der Dich zu uns gesandt.

Dann wird mein Erdenleben milde;
Es stirbt mir jeder Klagelaut.
Ich habe Dich im Glanzgefilde,
Hoch über'm Erdenschmerz erschaut,
Und tiefe Sehnsucht ruft in mir:
O, wär' ich, Liebster, schon bey Dir!"

Dieses ist zwar eins der vorzüglichern, aber nicht der vorzüglichsten Gedichte der Sammlung. Wir haben es deshalb gewählt, weil es uns ihren Zweck am besten zu bezeichnen scheint. Das Lied: *Gemeinschaft*, mit dem schönen Anfange:

„Wo zwey sich liebend nur versammeln,
Da bist Du, Vielgeliebter, auch —

und mehrere andere stehen, wie wir glauben, an tiefer Innigkeit und poetischem Leben dem mitgetheilten noch vor. Nicht ganz so wohl, wie diese rein geistigen und gemüthlichen Anklänge, haben uns die Darstellungen aus der Bibelgeschichte gefallen. Die Dichtung wird hier *zu* historisch und die Anwendung ist oft nicht bedeutend genug. Des vielen Trefflichen wegen, was diese Sammlung enthält, wäre jedoch zu wünschen, dass sie allgemein verbreitet würde. — Druck und äussere Ausstattung sind ganz vorzüglich.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1828.

GRIECHISCHE LITERATUR.

London, b. Black, Young u. Young: *Demosthenis quae supersunt e bonis libris a se emendata* edidit *J. J. Reiske*. Editio correctior curante *G. H. Schaefero*. T. I—III. etc.

Apparatus criticus et exegeticus ad Demosth. Vinc. Obsopoei, Hier. Wolfii, Jo. Taylori et *J. J. Reiskii annotationes tenens. Commodum in ordinem digestum aliorumque et suis annotationibus auctum* edidit *G. H. Schaefer*. T. I—V. etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Mit Recht ist §. 1 *Boissonades* falsche Verbindung des τὸ μέλλον συνοίσειν mit ἑλέσθαι zurückgewiesen und *Reiske's* sprachwidrige Auflösung des περὶ ὧν σκοπεῖτε durch ἐν τούτοις περὶ ὧν σκ. verworfen, wofür *Sch.* περὶ τούτων ἃ σκ. vorschlägt. Da indess σκοπεῖν in einer solchen Verbindung wohl mit περί construirt werden muss (vgl. z. B. III, 18. S. 33.), so dürfte hier vielmehr περὶ τούτων in περὶ ὧν aufzulösen seyn. Dass auch diese Auflösung sprachgemäss sey, bedarf kaum eines Beweises. Aehnlich steht a. a. O. §. 19: ἀναλίσκειν πρὸς ἃ μὴ δεῖ. Weil, durch Ulpian verführt, auch Neuere in dem Ausdrucke χρημάτων eine specielle Beziehung z. B. auf die θεωρικὰ gesucht haben, so würde es vielleicht nicht überflüssig gewesen seyn, an die ganz allgemeine Bedeutung der Redensart: ἀντὶ πολλῶν χρημάτων, die unserm: *viel (Geld) darum geben*, ähnlich ist, zu erinnern und sie durch Stellen, wie Xenoph. Memor, II, 5, 3. Thuc. IV, 40. VI, 10 zu erweisen. Dass die Lesart ἥκει hier die wahre sey, glaubt auch Rec.; nur sieht er keinen Grund ein, warum man hier *nur* an den Demosthenes selbst denken solle. Es sind wohl eben so hier Alle, die nach vorhergegangner Ueberlegung über die Sache reden mochten, gemeint, als bald darauf Alle, die aus dem Stegereif etwas darüber sprechen konnten (nicht etwa bloss Demades.) Ἀκούσαντες ist richtig durch εἰ ἀκούσαιτε erklärt, wie die Beziehung auf das vorige προθύμως ἀκούειν zeigt. Ueber die inconcinne Wendung im Folgenden, wo der Gegensatz durch scharfe Betonung des ἐκ τοῦ παραχρῆμα bemerklich gemacht werden muss, würde für Manchen eine Erinnerung nicht unnöthig gewesen seyn. Was für die Lesart ἡμετέρας gesagt wird, hat den Rec. nicht überzeugt. „*Quidni*, heisst es, *hic etiam partem hujus felicitatis sibi vindicet.*" Allein ὑμετέρας stimmt besser zu dem vorhergegangnen λάβοιτε, und erhält den auch in dem folgenden ὑμῖν fortgesetzten Gegensatz der Rathenden zu den sich Berathenden. Wozu konnte es hier dienen, wenn der Redner andeutete, dass auch er Theil an diesem Glücke habe? Gut wird das ἂν vor ἐπελθεῖν erklärt und dabey der vielfach anzuwendende Rath gegeben, in solchen Fällen die *obliqua oratio* in die *recta* zu verwandeln. Eben so gegründet ist die Bemerkung, dass wegen der Stellung ὑμῖν mit συμφέροντος zu verbinden sey. Beyläufig wird in Beziehung auf den von *Reiske* angeführten Hermogenes eine Erklärung des Ausdrucks βεβηκὼς ῥυθμός gegeben und in den von demselben mitgetheilten Stellen des Apsines und Alexander ein Paar Verbesserungen vorgeschlagen, die vielleicht nicht nöthig sind. Ueber die Personification §. 2 konnte XIX, 119. S. 377 verglichen werden. Mit Recht wird ἐκείνων auf die Angelegenheiten der Olynthier bezogen. Nicht billigen aber kann Rec. die Schreibart αὐτῶν für αὑτῶν. Denn hätte Demosthenes auch wirklich schon hier die Sicherheit der Athener als gefährdet darstellen wollen, was doch nicht wahrscheinlich ist, da er im Anfange der Rede mehr darauf hinarbeitet, ihnen Muth, als Schrecken einzuflössen: so würde er wahrscheinlich, da das αὐτῶν wegen des Gegensatzes betont seyn müsste, gesagt haben: ὑπὲρ τῆς αὐτῶν σωτηρίας. Demnach ist wohl die Lesart αὐτῶν mit *Bekker* wiederherzustellen. An dem Ausdrucke σωτηρία αὐτῶν, nämlich τῶν πραγμάτων, wird Niemand Anstoss nehmen. Vgl. III, 21. S. 34. XXXVI, 30. S. 954. Ueber φροντίζειν ὑπέρ τινος wird auf *Buttmann* verwiesen. Beyläufig wird gegen *Taylor* erinnert, dass XVIII, 11. S. 228. keine περιπλοκή sey. Zur Vertheidigung der Lesart ἔστι δή ist treffend bemerkt: „δὴ (*est*) *ordientis quod inprimis attendi oporteat.*" Allein die verglichene Stelle XXI, 127. S. 556, 11. scheint doch nicht ganz ähnlich zu seyn, da dort eine Folgerung Statt findet. Passender wird §. 17. S. 14, 5 angeführt. Denn auch dieses Citat scheint sich auf das δή zu beziehen, nicht auf das §. 16. von *Bekker* getilgte γέ, wie man aus der Stellung vermuthen sollte. Ob der Herausg. die Construction ὅπως βοηθήσητε gebilligt, sieht man aus der Verweisung auf *Bremi* nicht bestimmt; doch würde man es vermuthen, wenn man nicht durch die Anmerkung zu S. 21, 17 eines Andern belehrt würde. Inzwischen giebt es doch für den Conjunctiv Aoristi I. so viele und zum Theil so entscheidende Stellen (wie sie

fie freylich *Bremi* aus dem Demosthenes nicht nachgewiesen hat), dass an der Richtigkeit dieser Construction zu zweifeln um so bedenklicher ist, je weniger sich ein Grund dagegen entdecken lässt. Wohl erinnert zu werden verdiente es, dass *Reiske* den Zweck der Gesandtschaft zu weit ausgedehnt habe. Denn dass sie eine Aufsicht über das erst später abzuschickende Heer und über die Ausführung der von dem Volke zu bestimmenden Maassregeln führen sollte, diess anzunehmen, ist gar kein Grund vorhanden. Sie sollte nur verhüten, dass Philippos nicht vor der Ankunft der Athenischen Macht seine Absichten erreichte. Diess zeigen deutlich die folgenden Worte. Ueber die Schreibart ἄνϑρωπος und ἅνϑρωπος wird auf *Bremi* zu S. 42, 25 verwiesen, wo aber gegen dessen Ansicht gegründete Bemerkungen vorgetragen werden. Zwar durfte nicht bezweifelt werden, dass die Griechen sehr oft in allgemeinen Sätzen, wo wir *die Menschen* sagen, ἄνϑρωποι ohne Artikel gebrauchen, nicht bloss in Verbindung mit ϑεοί, wie Plato Rep. X. S. 612 *c*; ein Fall, in dem auch wir den Artikel wegzulassen pflegen, und selbst bey einem Gegensatze dieser Begriffe, wie Symp. XXIII, 2. S. 202: (δαιμόνιον) διαπορϑμεῦον ϑεοῖς τὰ παρ᾽ ἀνϑρώπων καὶ ἀνϑρώποις τὰ παρὰ ϑεῶν, sondern auch ausserdem, wie ebend. XIV, 1. S. 189. XXIV, 9. S. 205. So selbst der Singular S. 603 *d*: ὁμονοητικῶς διάκειται ἄνϑρωπος. vgl. S. 619. Nur darf man nicht glauben, dass in solchen Fällen der Grieche sich den Begriff als bestimmt gedacht habe: ἄνϑρωπος ist hier nicht der Mensch, sondern *wer Mensch ist, ein Mensch seyendes Wesen*. Wenn dagegen von Einem oder mehrern bestimmt bezeichneten Menschen die Rede ist, so muss es nothwendig ὁ ἄνϑρωπος, οἱ ἄνϑρωποι heissen; wenigstens in Prosa. Dasselbe gilt von ἀνήρ. Die Stelle Plat. Phädo S. 98, *b*: ὁρῶ ἄνδρα νῷ οὐδὲν χρώμενον ist so zu fassen: *ich sehe in ihm einen Mann, der* u. s. w. Dass beym Demosthenes immer ἀνήρ, ἄνϑρωπος zu schreiben sey, wenn von einer bestimmten Person die Rede ist, geht, wie *Bekker* bemerkt, zur Genüge daraus hervor, dass die *casus obliqui* in diesem Falle stets den Artikel haben. Dass beym Demosthenes und wohl auch bey manchen andern Rednern der Hiatus immer mehr zu tilgen sey, glaubt Rec. gleichfalls, gestützt auf das Zeugniss des Cicero, *orat.* 44. Wie hätten sie nicht das durch die dramatische Poesie verwöhnte Ohr ihrer Zuhörer, die auch in den Reden Kunstwerke verlangten, schonen sollen? Für τρέψηται will der Herausg. τρέψῃ τε, welche Aenderung, was ihm entgangen ist, schon *Wyttenbach* vorgeschlagen hatte. Dass Ulpian so gelesen habe, scheint eine irrige Angabe zu seyn. Leicht ist diese Veränderung allerdings; indess hat das Medium hier doch eine sehr natürliche Beziehung, ja das Activum würde undeutlich seyn. Ueber ἐπιεικῶς §. 4 wird die Erklärung des Etymol. M. angeführt. Die Lesart ὅπερ für ὅ ist doch zu wenig handschriftlich begründet, als dass auch Rec. für sie stimmen möchte. Vgl. IV, 2. S. 40. Eben das gilt von ἡμῖν für ὑμῖν. Vgl. §. 7 S. 11. Gegen *Valckenaer's* Veränderung des τό in τῷ wird treffend der Accusativ (statt des Nominativ) beym Infinitiv geltend gemacht. „*Taceo alia.*" Etwa dass für πράττεσϑαι bey dieser Aenderung πράττειν zu erwarten seyn dürfte, und dass τὸ εἶναι auch zu ἔχει Subject ist, wie auch *Bekker* bemerkt hat. Mit Recht wird ποιήσαιτο gegen *Reiske's* ποιήσηται vertheidigt und §. 5 der Präposition ὑπέρ eine weitere Bedeutung, als *Bremi* ihr zugestehen will, vindicirt. Ἀνάστασις ist genau genommen wohl nicht *eversio*. Die schon früher von dem Herausg. ausgesprochene Ansicht, dass in Stellen, wie die folgende: ἅ τ᾽ Ἀμφιπολιτῶν ἐποίησε τοὺς παραδόντας αὐτῷ (wofür *Bekker* ohne Noth αὐτῷ geschrieben hat) τὴν πόλιν καὶ Πυδναίων τοὺς ὑποδεξαμένους, nicht von einem Hyperbaton des τέ die Rede seyn könne, sondern dass man zu dem καί aus dem Vorigen etwas ergänzen müsse, hier ἅ, diese auch I. S. 690 gegen *Hermann* behauptete Ansicht hält Rec. für vollkommen gegründet. Ueber πολιτεία für δημοκρατία konnte noch Meier *de bonis damn.* S. 2 *n* angeführt werden. Zu §. 7. S. 11 erhalten wir einige Nachweisungen über die Schreibart ϑρυλεῖν. Unzureichend scheint der für ἐϑρύλουν angeführte Grund. Denn in solchen Fällen seine Zuhörer zu schonen, war eben nicht des Redners Sache. Dazu kommt, dass πάντες ἐϑρύλουν wahrscheinlich aus III, 7. S. 30 entstanden ist. Τοῦϑ᾽ für ταῦϑ᾽, was dem folgenden ταυτ᾽ seinen Ursprung verdanken dürfte, zieht auch Rec. vor, wenngleich er es gerade nicht für *significantius* hält. Wohl aber scheint ihm der Singular mit dem Vorhergehenden ὃ ἐϑρυλεῖτε mehr zusammenzustimmen. Was *Auger* und *Bremi* über μέχρι του gesagt haben, wird verworfen und *Krüger's* Erklärung dieses Ausdrucks gebilligt, die übrigens, wie Rec. jetzt sieht, schon *H. Wolf* gegeben hat. Ob αὐτούς oder αὑτούς zu lesen sey, wagt der Herausg. nicht zu entscheiden; Rec. zieht Ersteres vor, da in den Worten: ἐκ τῶν πρὸς αὐτοὺς ἐγκλημάτων dem Gedanken nach Philippos das Subject ist, und durch Letzteres die Idee angeregt werden könnte, als gingen die ἐγκλήματα von den Olynthiern aus. Inzwischen bedürfen Fälle dieser Art noch einer genauern Untersuchung, die freylich grosse Schwierigkeiten hat. Zur Empfehlung der nur in Einer Handschrift sich findenden Lesart εἰκότως wird Eurip. Orest. 727 angeführt: εἰκότως, κακῆς γυναικὸς ἄνδρα γίγνεσϑαι κακόν. Allein hier geradezu εἰκότως für εἰκός zu nehmen, möchte kaum statthaft seyn. Vielmehr scheint es, dass εἰκότως eine Bestätigung der Aeusserung des Orestes enthalte. Dann wird aber noch ein Satz hinzugefügt, der von einem aus εἰκότως zu ergänzenden εἰκός abhängt. Die Wiederholung des δεῖ nach οὐδέ §. 8. würde nach des Rec. Gefühl eher matt als nachdrucksvoll seyn. Gut wird *Reiske's* Uebersetzung des ὅϑ᾽ ἥκομεν berichtigt und dessen Vorschlag, παρ᾽ vor Ἀμφιπολιτῶν einzuschieben, verworfen. Der Genitiv hängt von den Eigennamen ab, wie Thuk. I, 24. VI, 3. Hinreichend wird παρῆσαν ἐπὶ τουτὶ τὸ βῆμα durch Parallelstellen vertheidigt. Die Lesart ἡμᾶς ἐκπλεῖν ist wohl mit Recht

Recht empfohlen. Zu παρευχόμεθα wird das Citat eines Grammatikers nachgewiesen. Ob nicht auch Demosthenes zuweilen Paronomasien gesucht habe, dürfte doch die Frage seyn. Gegen die Tilgung des καὶ nach ἡμεῖς lässt sich noch ein Zweifel erheben. Allerdings steht in solchen Fällen diese Partikel gewöhnlich entweder sowohl im relativen als im demonstrativen Satze, oder nur im erstern, zuweilen jedoch auch bloss im letztern, wie z. B. Xenoph. Hell. I, 1, 27: παρῄνεσαν προθύμους εἶναι καὶ τὰ λοιπὰ ὥσπερ τὰ πρότερα. und Lukian. Todtengespr. XIII, 2: κἀγὼ ταῦτα ἤκουον, ὥσπερ σύ. Da einige MSS. und ein Grammatiker τῆς τῶν Εὐβοέων haben, so glaubt der Herausg., dass man das τῶν nicht verschmähen dürfe, weil die Abschreiber oft den zweyten Artikel ausgelassen hätten. Nicht selten aber haben sie ihn auch hinzugefügt. Dazu kommt, dass wenn der eingeschobene Genitiv ein Eigenname, mehrentheils auch, wenn er ein Volksname ist, der Artikel regelmässig fehlt. Beyläufig wird man gewarnt, an der Kakophonie des ἥνπερ ὑπὲρ keinen Anstoss zu nehmen. Die Stellung: ἂν ἦτε τῶν μετὰ ταῦτ', die *Bekker* in der Ausgabe der Philippischen Reden gegeben, aber später zurückgenommen hat, findet *Sch.* wohlklingender. Wenn sie nur mehr handschriftlich begründet wäre. Die Schreibart τἄλλα §. 9 zieht er mit *Wolf* der von *Bekker* gewählten τἆλλα vor und will im Folgenden ἑνὶ τῷ πρώτῳ. Diess könne man vergleichen mit unserm: *dem ersten dem besten!* Eigentlich würde es doch heissen: *Einem, dem ersten.* Darin aber läge hier ein Widerspruch. Richtiger scheint also ἑνί τῳ πρώτῳ, *Einem als dem ersten*, so dass der Sinn ist: *wenn wir bey irgend einem dieser Orte den Anfang gemacht hätten.* Dass αὐτοὶ so viel sey als πολιτικῇ δυνάμει, hat schon *H. Wolf* erinnert. Derselbe hat auch in seinen griechischen Erklärungen des ῥᾷον καὶ πολὺ ταπεινοτέρῳ ungefähr eben so erklärt, als unser Herausg., der zu seiner Warnung ταπεινὸς nicht auf die Gesinnung zu beziehen, XVI, 24. S. 208 vergleichen konnte. Gegründet scheint die Bemerkung, dass nur νῦν δέ, nicht νυνὶ δέ, was hier in einigen MSS. aus dem Folgenden entstanden ist, als Verneinung eines vorangehenden hypothetischen Satzes gebraucht werden könne. Der Grund davon liegt in der Bedeutung des ι demonstrativi. Für ἀεὶ wird treffend die Bemerkung geltend gemacht, dass die Attiker in Compositis immer diese Form, wie αἰεὶ — gebraucht. Der Behauptung, dass es unnütz sey anzumerken, ob in den Handschriften die Vocale am Ende elidirt seyen oder nicht, kann Rec. nicht beypflichten. Die Tilgung des καὶ vor ἠξξήσαμεν billigt *Sch.* mit Recht. Der Meinung, dass, wenn bey Spätern das Perfectum von ἵστημι transitive Bedeutung habe, überall ἑστάκα zu schreiben sey, ist auch *Buttmann* gr. Gr. II. S. 159. Die Lesart πώποτε zieht Rec. gleichfalls vor, wenn schon *Bekker* jetzt πω gegeben hat. Jenes ist nachdrücklicher. Der Satz: *„noch ist kein König Makedoniens so gross geworden"*, würde fast so klingen, als könnten die frühern es auch jetzt erst werden. Passend sind die Stellen II, 16. S. 22. und V, 5. S. 58 verglichen. Im Folgenden wird νυνὶ δὲ δή vorgezogen und dafür Xenoph. Anab. VII, 6, 31. angeführt, wo indess doch ein viel schärferer Gegensatz sich findet. Dass οὗτος zu ὁ τῶν Ὀλυνθίων zu ziehen sey, davon kann Rec. sich nicht überzeugen. Denn bey dieser Verbindung erscheint das οὗτος sehr überflüssig, ja störend, in sofern vorher der günstige Zeitpunkt als unbestimmt erwähnt, jetzt plötzlich als ein sich von selbst verstehender bezeichnet wird: *„jetzt ist ein günstiger Zeitpunkt gekommen, dieser, den die Olynthier darbieten."* Wie viel passender ist der Gedanke, wenn man οὗτος mit καιρός τις verbindet: *„jetzt ist als ein günstiger Zeitpunkt dieser, der nämlich, den die Olynthier darbieten, von selbst der Stadt gekommen."* Treffend ist die Lesart προτέρων durch die Bemerkung vertheidigt, dass wenn Demosthenes πρότερον hätte geben wollen, er lieber gestellt haben würde: ἐκείνων τῶν πρότερον. Was für ein Krieg §. 10 gemeint sey, muss nach der Anordnung der Olynthischen Reden bestimmt werden. Vgl. *Bekker* zu dieser Stelle in s. Uebersetzung I. S. 189 f. Die Lesart κτημάτων §. 11 wird verworfen mit der gegründeten Bemerkung: *„Graeci dixerunt* χρημάτων κτῆσις, κτημάτων χρῆσις." Im Folgenden wird ein Citat beym Tiberius nachgewiesen und gegen *Rüdiger's* τῷ (für τὸ) μεμνῆσθαι mit Recht die Stellung des καὶ geltend gemacht. Zu συνανάλωσε ist aber genau genommen, wohl nicht τοῖς χρήμασι, sondern τούτοις (ἃ ἂν λάβῃ) zu ergänzen. Ueber den Artikel bey χάριν wird passend S. 1478, 14 verglichen, wobey noch hinzugefügt werden konnte, dass derselbe in solchen Fällen den Begriff *des Gebührenden, Schuldigen* enthalte. Ebenso steht er oft bey δίκη. Gut ist περί durch *de, quod attinet ad* erklärt (vgl. auch zu §. 19. S. 14, 18.), und die Tilgung der Interpunction nach οὕτως mit *Bekker* vorgezogen. Ueber die schon von *Wolf* richtig gedeuteten Worte ὡς τὰ πολλά war *Rüdiger's* Urtheil kaum einer Widerlegung werth. Gut wird gegen denselben für ἡμᾶς das folgende ἀποτρίψωμεθα geltend gemacht. Gegen *Wolf's* und *Reiske's* wunderlichen Irrthum wird §. 12 bemerkt, dass προησώμεθα ungriechisch sey. Ueber ὅποι βούλεται wird ein hieher gehöriges Citat des Tiberius mitgetheilt. Für die Lesart δι' οὗ möchten doch Stellen, wie VIII, 10. S. 92. XI, 21. S. 157 sprechen. Das τὸ κατ' ἀρχὰς ist mit Recht getrennt geschrieben, und das καὶ Einer Handschrift vor Μεθώνην, um das Asyndeton nicht zu stören, verworfen. *Reiske's* τόπον §. 13 begnügt der Herausg. sich ohne Weiteres zu verwerfen. Die Stelle hat indess wirklich einigen Anstoss, wenn man πάντα mit τρόπον verbindet, weshalb schon *Wolf* es von den übrigen Orten Thessaliens will verstanden wissen. In dem ῥᾳστας οὐκ ἐπὶ τὸ ῥᾳθυμεῖν ἀπέκλινε möchte Rec. nicht mit *Bremi* eine Paronomasie erkennen. Von der gewöhnlichen Ansicht abweichend ist die Behauptung, dass ὅποι und ὅπῃ gleichbedeutend seyen. Wohl mit Unrecht wird εἴπῃ gebilligt. Bey dieser Lesart würde der Sinn seyn: *was für Feldzüge*

man

man immer noch nennen mag." Der Redner aber will ſagen: „*wohin anders unternommene Feldzüge* (d. h. und andern Feldzüge, die) *man etwa noch nennen könnte.*" Die Meinung, daſs §. 14 nach οὖν nicht zu interpungiren ſey, möge man τις ἂν εἴποι oder ἄν τις εἴποι leſen, iſt vielleicht gegründet. So urtheilt auch *Erfurdt* zu Soph. Oed. T. 937. Anders *Reiſig de vi et uſu ἂν part.* S. 108. Daſs zu καὶ τὴν φιλοπραγμοσύνην nichts zu ergänzen ſey, glaubt auch Rec. Bezweifeln aber möchte er, ob ὅτι, was in einigen MSS. vor δεῖ ſich findet, aus ἔτι entſtanden ſey. Vgl. Morus *ind. ad Xenoph. Hell.* in ὡς. Zu den Lesarten σκοπεῖτε und σκοπεῖσθε wird nur bemerkt, daſs das Activum und Medium dieſes Worts in den Handſchriften des Demoſthenes oft verwechſelt ſeyen. Ueber den Infinitiv Aoriſti nach ἐλπίς werden zu *Bremi's* Anmerkung noch einige Citate hinzugefügt und zugleich erinnert, daſs wenn ἂν dabey ſtände, eine Bedingung oder bloſse Möglichkeit ausgedrückt ſeyn würde. Die Vermuthung, daſs §. 15 ἡμῶν für ὑμῶν zu leſen ſey, ſcheint unnöthig, obgleich eine Handſchrift ſie beſtätigt. Ausführlich und gut wird über die Attraction in τὸν ἐκεῖθεν πόλεμον geſprochen. Die angeführten Dichterſtellen ſind indeſs etwas verſchieden. Aehnlichere hat Rec. an einem andern Orte nachgewieſen. Vgl. noch Thuk. I, 62. VI, 102. Plutarch Lucull. 3. Genügend wird ὥσπερ für ὅνπερ durch einige Citate vertheidigt und ῥαδίως durch die Vergleichung von ῥᾳδιουργεῖν und die Verweiſung auf *Weiske* erläutert. Τὰ ἀρχαῖα ſind wohl gerade nicht *bona avita*, ſondern nur *das Vermögen, was ſie vorher beſaſsen.* Im Folgenden wird für οὕτως vor einem Conſonanten geſprochen. Zu §. 16 iſt erinnert, daſs ἴσως und ἂν faſt gleichbedeutend und hier verbunden ſeyen: „*quo modeſtius Orator hoc ſumere videatur.*" Die Form οἴομαι zieht auch Rec. vor, wie auch er glaubt, daſs γέ nicht von Abſchreibern herrühre. Ueber ὑποστέλλεσθαι wird auf *Wyttenbach* zum Julian verwieſen. In δίχῃ und ähnlichen Wörtern zieht der Herausg. die Schreibart mit dem Jota ſubſcr. vor, weil es eigentlich veraltete Dative ſeyen. Richtig wird das ἑτέροις auf die im Vorigen erwähnten Soldaten bezogen. Ebenſo iſt Andok. περὶ εἰρ. 7. zu erklären, wie Rec. anderswo gezeigt hat. Im Folgenden, ſo wie zu §. 18 werden mehre Nachweiſungen gegeben. Zu §. 19 dringt der Herausg. darauf, beym Demoſthenes conſequent γιγνώσκειν und γίγνεσθαι zu ſchreiben; wohl mit Recht. Treffend erinnert er, daſs der Redner in dem οὕτως ὡς βούλεσθε hier abſichtlich einen mildern Ausdruck gewählt habe, als in dem etwas bittern οὕτως ἄνευ πραγμάτων §. 20, nachdem er vorangeſchickt, was ſeinen Tadel entſchuldigen müſſe. Beyläufig bemerkt Rec., daſs das matte, ſchon des Artikels wegen verdächtige τοῦ πόρου wohl getilgt werden muſs; eine Vermuthung, auf die auch *Taylor* gefallen iſt. Genügend bewieſen iſt die Unerträglichkeit des ταὐτ' §. 20, das offenbar aus dem Ende des vorigen §., wo es vor eben den Worten ſteht, die hier folgen, eingeſchlichen iſt. Σύνταξιν wird mit Verweiſung auf III, 35. S. 38 durch τάξιν erklärt. Fein iſt die Bemerkung, daſs ſchon in der Stellung der Worte: εἰς τὰς ἑορτάς, vor denen man eine kurze Pauſe machen muſs, eine gewiſſe Bitterkeit liege. Richtig wird δή für δέ in Schutz genommen und *proinde* erklärt, auf den in οἶμαι liegenden Sarkasmus aufmerkſam gemacht, und im Folgenden, wo die Anführungen einiger Grammatiker nachgewieſen werden, das δέ als einzig richtig vertheidigt. Die Hermann'ſche Anſicht, daſs ἔστι als Paroxytonon zu ſchreiben ſey, wenn es bedeute: *es iſt erlaubt,* miſsbilligt *Sch.*, weil die alten Grammatiker davon nichts ſagten. Die gewöhnliche Lesart ἂν — δοκῇ zieht er der von *Bekker* aufgenommenen δοκεῖ vor, weil der Redner von den übrigen πόροις verſpottend ſpreche und die Bürger auffordere, von denſelben zu wählen, welche ſie immer wollten, wobey er überzeugt geweſen, daſs nur von der Verwandlung der Theorika in Stratiotika Heil zu erwarten ſey. Von dieſer Anſicht hat Rec. ſich noch nicht recht überzeugen können. Warum er mit *Bekker* den zweyten Artikel in τὰ τοῦ Φιλίππου §. 21 verwerfe, hat er ſchon oben erklärt. Die im Folgenden gebilligte Lesart ἔχοι iſt mit Recht II. S. 268 verworfen worden. Das ἐπιὼν wird gut durch ἐξ ἐπιδρομῆς erklärt und darüber auf *Reiske's* Index verwieſen. Das τὰ τῶν Θετταλῶν aber kann wenigſtens in Beziehung auf den folgenden Satz nicht heiſsen: „*res Theſſalorum, quae in Theſſalia geruntur.*" Wenn der Scholiaſt zu Ariſtoph. Plut. 521. den Satz: ἀεὶ τὰ Θετταλῶν ἄπιστα als Sprichwort angiebt, ſo dürfte daſſelbe ſo ausgedrückt wohl nur aus dieſer Stelle genommen ſeyn. Καὶ ἀεὶ §. 22 wird richtig durch *idque ſemper* erklärt; doch die zum Gregor. Cor. S. 286 angeführten Stellen ſind etwas verſchieden; ähnlicher ſind die von *Heindorf* zu Plato's Soph. 7. S. 279 nachgewieſenen. Die ἀγοραί werden nach Dorville: „*fora ubi commeatus veneunt*", erklärt. Aehnlich ſeyen λιμένες und ἐμπόρια von Xenoph. Hell. V, 2, 16 zuſammengeſtellt. Die Verbindung beider Artikel in τὰ τῶν Θετταλῶν kann Rec. nicht billigen, da der zweyte wahrſcheinlich aus §. 21 entſtanden iſt. Beyläufig beſchränkt der Herausg. eine in den Meletematis über den Artikel aufgeſtellte Regel, die vielfach gemiſsbraucht worden iſt. Gut wird in Beziehung auf *Bremi's* Anmerkung erinnert, daſs ἂν bey δέοι gar nicht ſtehen könne, und dabey der Rath gegeben, mit dem Griechiſchen das Deutſche fleiſsig zu vergleichen. Weil wir dieſs unterlieſsen, ſo verwikkelten wir gelehrt, was ſehr einfach und klar ſey. Die Warnung, an den zwey Dativen keinen Anſtoſs zu nehmen, iſt für Manche vielleicht nicht überflüſſig.

(Der Beſchluſs folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Januar 1828.

GRIECHISCHE LITERATUR.

London, b. Black, Young u. Young: *Demosthenis quae supersunt e bonis libris a se emendata* edidit *J. J. Reiske.* Editio correctior curante *G. H. Schaefero.* T. I—III. etc.

Apparatus criticus et exegeticus ad Demosth. Vinc. Obsopoei, Hier. Wolfii, Jo. Taylori et J. J. Reiskii annotationes tenens. Commodum in ordinem digestum aliorumque et suis annotationibus auctum edidit *G. H. Schaefer.* T. I—V. etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zu §. 23 werden einige Nachweisungen gegeben und παρὰ τὴν ἀξίαν richtig durch *praeter meritum, praeter dignitatem* übersetzt. Die gute Erklärung, welche *H. Wolf* von der Anakoluthie §. 24 giebt, wird mit Recht rühmend hervorgehoben; doch gegen die Tilgung des ὡς und die Verbindung des πῶς mit ἐτολμῶμεν lassen sich vielleicht noch einige Bedenken erheben. Zu συνάρασθαι wird die Anführung eines Grammatikers nachgewiesen und *Reiske's* zu dieser Stelle gegebene Deutung des Worts gebilligt. Das ἡμᾶς zieht auch Rec. dem ὑμᾶς vor. Nicht zu bezweifeln dürfte die gegen *Bremi* aufgestellte Ansicht seyn, dass der Satz: εἶτ' οὐκ αἰσχύνεσθε κ. τ. λ. von Anfang bis zu Ende als Frage zu nehmen und οὐ vor τολμήσετε deshalb hinzugefügt sey, weil die zwischen μηδέ und diesem Begriffe stehenden Worte die Verneinung verdunkelt hätten. Die Bemerkung, dass τοίνυν §. 25 μεταβατικόν sey, wofür zum Beweise eine genügende Anzahl von Stellen angeführt werden, hat vor *Sch.*, so viel Rec. weiss, noch Niemand gemacht. Im Folgenden erhalten wir mehre Nachweisungen. Die Worte: τὴν ὑπάρχουσαν καὶ τὴν οἰκείαν ταύτην ἀδεῶς καρπούμενοι bezieht auch *Schäfer* auf Macedonien, „*quam Athenienses impune praedaturi sint.*" Aber wie könnte das wohl durch ἀδεῶς καρποῦσθαι ausgedrückt werden? Vgl. §. 28. Ferner würden bey dieser Erklärung die Worte: τὴν ὑπάρχουσαν καὶ τὴν οἰκείαν sehr sonderbar seyn, da sie nur enthielten, was schon in τὴν ἐκείνου liegt. Ungleich passender ist es, die Stelle auf Attika zu beziehen: *dabey werdet ihr von dem Lande, was ihr* (überhaupt) *besitzt und* (namentlich) *von diesem eurem eigenen* (Attika) *den Ertrag ohne Furcht geniessen,* während zu besorgen ist, dass wenn ihr die Olynthier untergehen lasset, er in Attika selbst einen Einfall mache. So erscheint auch das ταύτην passend. Die in den Melett. S. 84, worauf verwiesen wird, angeführten Stellen sind verschieden, da in ihnen οὗτος den vorhergehenden Begriff stark hervorhebt, was hier für das τὴν οἰκείαν, auf Makedonien bezogen, sehr wenig angemessen wäre, weil dadurch dieser Begriff dem vorigen τὴν ἐκείνου eher als entgegengesetzt erscheinen würde. Die Lesarten des Syrianos: εἰπέ μοι und βαδίζοντα werden mit Recht als sehr beachtungswerth empfohlen; das ἔτι dagegen möchte Rec. mit *Bekker* beybehalten. Nach ὑμεῖς würde auch er lieber ein Fragezeichen setzen, da man beym Punkt eine für diese Stelle nicht ganz passende Ironie annehmen müsste. Die Formel ὦ τᾶν wird gut als schmeichelnde Anrede erklärt und darüber auf *Ruhnken* zum Timäos verwiesen, ἐκλαλεῖ durch *effutit, deblaterat* übersetzt, γέ nach ἡλίκα §. 27 in Schutz genommen, und dass man gewöhnlich τριάκοντα ἡμέρας für μήν gesagt, mit Verweisung auf *Elmsley* gezeigt. Ueberhaupt rechneten die Griechen lieber nach Tagen, als Monaten, wenn sie nicht etwa bestimmte, wie z. B. Mämakterion, Boedromion, anzuführen hatten. Den Beweis dafür liefern viele Stellen der Historiker. Mit Recht wird das von *Reiske* nach στρατοπέδῳ gesetzte Komma verworfen, μηδενός dem οὐδενός vorgezogen und λέγω durch καὶ ταῦτα erklärt. Dass πρὸ τοῦ besser getrennt geschrieben werde, glaubt auch Rec.; dagegen aber sieht er nicht ein, wie *Wolf* bey der Lesart τούτου an einen andern, als an den bevorstehenden Krieg hätte denken sollen. Das προςέσθ' verwirft der Herausg., weil er sich keiner Elision des αι beym Demosthenes erinnere. Das Präsens πρόσεσθ' wäre indess hier doch sehr hart, zumal da ζημιώσεσθαι vorangegangen ist. Richtig wird ὕβρις hier auf die von den Feinden zu erwartende Behandlung bezogen; sehr unsicher aber ist die durch eine Lesart veranlasste Conjectur: καὶ ἔτι γ' ἡ, da wenigstens Rec. sich kaum denken kann, dass der Redner die αἰσχύνη selbst noch vor der ὕβρις hätte hervorheben wollen. Der Genitiv ζημίας mag mit Recht vorgezogen seyn; nur der dafür angeführte Grund: „*cum ζημία dicatur de detrimento rei familiaris*" möchte nicht für Jeden deutlich und überzeugend seyn. Für die von *Wolf* und *Auger* gegebene Erklärung des καλῶς ποιοῦντες §. 28 zu beweisen, konnte auch die Stelle in der Mid. 212. S. 582 angeführt

führt werden. Gut ist über τῆς οἰκείας ἀκεραίου bemerkt, dass man das Adjectiv wegen des fehlenden Artikel erklären müsse: ἀκεραίου οὔσης, ἕως ἀκέραιός ἐστι. Im Folgenden wird eine Anmerkung über den Accent von εὐθῦναι gegeben und die Vermuthung ausgesprochen, dass καί vor πεπραγμένων zu tilgen sey.

Rec. hat absichtlich nichts irgend Erhebliches, was der Herausg. zu dieser Rede gegeben hat, übergangen, damit Jeder darnach über den Inhalt und Gehalt der Anmerkungen desselben ein Urtheil fällen könne. Die dabey gegen Manches erhobenen Einwendungen, bey denen nichts weniger als die Absicht zu tadeln obgewaltet hat, möge man nur als einen geringen Beytrag zur Kritik und Erklärung der besprochenen Stellen betrachten; ein Beytrag, der um so weniger als überflüssig erscheinen wird, je mehr in beiden Hinsichten noch für den Redner zu thun ist.

Im Aeussern ist das Buch sehr schön ausgestattet, wie man es von einem in England verlegten Werke nicht anders erwarten kann. Auch für Correctheit ist von dem Herausg., der selbst die Correctur besorgt hat, auf eine so lobenswerthe Weise gesorgt worden, dass er sehr ungerecht gegen sich ist, wenn er sich III. S. 141. über ein für ϱ gesetztes ν ereifert. Solcher kleinen Versehen könnte Rec. noch einige nachweisen, wenn er zu splitterrichterlichen Ausstellungen dieser Art mehr aufgelegt wäre.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Trautwein: *Die Halbkantianer und der Pantheismus.* Eine Streitschrift, veranlasst durch Meinungen der Zeit und bey Gelegenheit von *Jäsche's* Schrift über den Pantheismus. Von Dr. *Heinrich Ritter.* 1827. VIII und 91 S. 8. (10 gGr.)

Der Vf. gegenwärtiger Schrift wünscht durch sie den Vorwurf des Pantheismus von sich abzulehnen, „welchen man nur mit Vorsicht machen sollte, aber nur zu oft leichtsinnig vorbringt." In zwey Abtheilungen: I. *Persönliches, oder die Halbkantianer gegen den Pantheismus,* und: II. *Wissenschaftliches, oder der Pantheismus,* stellt er seine Gedanken zusammen. In der ersten werden die Aeusserungen des Prof. *Jäsche* (s. A. L. Z. 1827. Nr. 6.) erwogen. Dieser hatte von zwey völlig consequenten Systemen gesprochen, dem kritischen und dem transscendenten, welches letztere bey irgend einer pantheistischen Weltansicht anlangen müsse. Hiergegen bemerkt der Vf., die Wahrheit sey nur eine, der Irrthümer seyen unendliche möglich; die Vorstellung also sey schwerlich haltbar, dass, sobald über die Grenze der Vernunft hinausgegangen werde, man nothwendig auf eine pantheistische Ansicht verfallen müsse. Er selbst habe eine andre Furcht: er fürchte etwas den Pantheismus, etwas den Atheismus und die mechanischen Vorstellungen, etwas mehr noch die schwankenden Meinungen der Metaphysik und manches Andre, besonders die einseitigen Neigungen der menschlichen Seele, eine ganze Schaar von der verschiedensten Art." Die Neigung ist wie ein Nagel; sie heftet den Menschen fest an dem Gegenstande, auf welchen sie geht." (S. 13.) Es giebt keinen consequenten Pantheisten, ja nicht einmal ein consequentes System falscher Philosophie. Pantheismus ist nach dem Vf. die Lehre: Alles sey Gott, seinem wahren Wesen nach, nicht mit dem Schein behaftet, welcher uns das Göttliche in ihm verbirgt. Er spaltet sich in zwey Theile, von welchem der eine das Wahrhafte ohne allen Schein für eine stets lebendige sich entwickelnde Kraft hält, der andre dasselbe für ein sich stets gleich Bleibendes, für ein Vollkommnes ansieht; der erstere ist Evolutionslehre, der zweyte die Lehre von der Immanenz. Beide Lehren sind nicht folgerecht durchzuführen, doch kann das Bestreben vorhanden seyn, die eine oder andre Vorstellungsart festzuhalten; beide werden auch nicht selten durch einander gemischt. Keineswegs soll geleugnet werden, unser Erkennen wurzele im Sinnlichen, oder gehe von ihm aus; sondern nur, es könne über dasselbe hinausgehen. In jedem Geschehen wird schon die Thätigkeit eines Dinges, wodurch es Grund des Geschehens wird, erkannt; diess ist die Erkenntniss eines Nicht-Sinnlichen, zugleich Uebersinnlichen, weil das Erklärende, als Grund des Erklärten, über diesem steht. Das ist anwendbar auf jede freye That: also ist auch *in* der Welt der Erscheinungen (gegen *Kant*) Freyheit. Kann die Vernunft über das Freye im menschlichen Leben ein Urtheil abgeben, also auch das Gute erkennen: so ist Gott das wahrhaft Gute, und in allem Guten wird zugleich das Wesen Gottes erkannt. Auch der Vf. spricht gern von einem ausserweltlichen Gott, weil er sich gestehen muss, dass in dieser Welt die Fülle der Seligkeit noch nicht ist, welche in Gott, und dass daher in der Welt noch nicht Alles zur Wirklichkeit gekommen, was in Gott von uns angenommen werden muss. Aber damit findet er nicht unvereinbar, dass Gott in der Welt ist. Gegen die Trennung Gottes von der Welt empört sich, wie er sagt, das fromme Gefühl. Dadurch sind vielleicht in unsrer Zeit die pantheistischen Richtungen hervorgerufen worden. Die kritische Ansicht von Gott und der Welt ist dem Vf. nicht geeignet, den Pantheismus zu widerlegen, und die Lehre, welche Gott in der Welt und die Welt in Gott erblickt, ist kein Pantheismus.

Im zweyten Abschnitt sucht der Vf. zu zeigen, dass alle Philosophie auf Erklärung des Sinnlichen aus dem Unsinnlichen ausgehe. Hierbey lässt sich ein doppelter Weg denken: entweder man sucht das Ueber-

Ueberſinnliche zu erkennen an ſich, oder man forſcht nach ihm, von dem Sinnlichen ausgehend, weil es doch, als der Grund des Sinnlichen, auch dem Sinnlichen gemäſs ſeyn müſſe. Noch ein dritter Weg ſcheint möglich, welcher beide vereint, zugleich auf das Anſich des Ueberſinnlichen und auf ſeine Begründung des Sinnlichen uns blicken lehrend. Der erſte Weg führt auf das Vollkommne an ſich, auſser dem Nichts iſt, und in ihm keine Mannichfaltigkeit und Veränderung. Dieſs giebt diejenige Art des Pantheismus, welche man das Syſtem der Immanenz nennt. Vielheit und Werden ſind nicht, ſondern ſie ſcheinen nur zu ſeyn. Hier iſt ein Widerſpruch: denn was Schein genannt wird, iſt doch wirklich geſetzt. Die Gründe, daſs Gott nur unmittelbar durch Anſchauung erkannt werden könne, genügen nicht, und dieſe Annahme verſtattet weder im Leben noch in der Lehre Conſequenz. Der Vf. glaubt eine Mehrheit von Vollkommenheiten in Gott annehmen zu können, wenn man nur quantitative Vorſtellungen dabey entfernt; auch ein Werden, in wiefern es eine Betrachtung des Ueberſinnlichen, wie es für die Vernunft iſt, giebt. — Der zweyte Weg führt auf allgemeine Weltkraft, allgemeines Leben. Es iſt entweder vollkommen, ſofern ſeine Kraft immer gleich und bleibend geſetzt iſt, oder es iſt deswegen vollkommen, weil es in einem ſtetigen Leben immer neu ſich erzeugt, als ein unaufhörlich ſich Entwickelndes. Durch das Erſte wird das Leben auf eine ungehörige Weiſe vom Lebendigen getrennt. Gegen das Zweyte ſpricht das Daſeyn des Uebels. Die Evolutionsſyſteme ſetzen deswegen ein Streben nach dem vollkommenen Leben, entweder ſo, daſs dieſs erreichbar, oder nur in der Annäherung vorhanden iſt. Letztere Annahme zerſtört alle Wahrheit des Lebens, die andre ſcheint die Aufgaben der Wiſſenſchaft zu löſen, niedre Stufen ſind Durchgangspunkte zum höchſten Ziele. Inzwiſchen iſt auch dieſe Meinung, das wahrhaft Vollkommne ſey ein ſich Entwickelndes, das Weſen ſelbſt, welches ſich uns ſinnlich in einzelnen Kräften darſtelle, unhaltbar.

In dieſer möglichſt kurz angedeuteten Art ſtellt ſich der Vf. dem Prof. *Jäſche* und deſſen Anſichten vom Pantheismus gegenüber. Seine Entwickelung iſt einfacher, im Vergleich mit der nicht minder ſcharfſinnigen ſeines Gegners; wie er aber den Pantheismus von ſich ablehne, erhellt nicht deutlich, auſser daſs er ihn für eine einſeitige Richtung erklärt. Soll Rec. hierüber Einiges beyfügen, ſo ſcheint ihm der Scharfſinn unverkennbar, mit welchem man neuerdings den Pantheismus vertheidigt oder beſtreitet, aber zugleich wunderſam, daſs man über den Namen ſelbſt noch nicht ins Reine gekommen iſt. Die Vorausſetzung: es gebe nur Eine conſequente Wahrheitslehre und Eine conſequente Irrthumslehre, iſt zu raſch; vielleicht giebt es keine völlige Conſequenz beider. Damit, daſs der Vf. die Neigung einen Nagel nennt, welche den Menſchen an ſeinen Gegenſtand heftet, hat er, wie man zu ſagen pflegt, den Nagel auf den Kopf getroffen. Die Differenz der Syſteme hat ihre Wurzel mehr in den Neigungen, als in der bloſsen Conſequenz der Gedanken, weswegen man auch ſicher ſeyn darf, irgend eine Inconſequenz der Syſteme zu finden, ſo daſs ſie ſich beſſer durch ſich ſelbſt, als durch Anderes widerlegen. Wenn weder die Lehre der Immanenz, noch die der Evolution, folgerecht durchzuführen ſind, wie wird es dann mit der Ineinsbildung beider? Dieſe würde den Widerſpruch zur Grundlage machen, und etwa conſequent darauf fortbauen. Hiervon hat der Vf. nichts Näheres erwähnt, und doch ſcheint bey den wirklichen pantheiſtiſchen Lehren dergleichen mehr oder weniger zu geſchehen, worauf auch die Bilder einwirken, z. B. Emanation, Entäuſserung u. ſ. w., deren die Philoſophie weniger entrathen kann, als ſie glaubt, und denen ſich zugleich die Neigung der Menſchen gern entgegenwendet. *PP.*

NATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Obſervationes anatomicae de Diſtomate hepatico et lanceolato* ad illuſtrandam entozoorum humani corporis hiſtoriam naturalem ſcripſit D. *Eduardus Mehlis.* 1825. 42 S. fol. m. Kpf.

Mit Vergnügen zeigt Rec. eine Schrift an, in welcher der durch ſeine Preisſchrift bereits rühmlich bekannte Vf., ein Schüler der *Georgia Auguſta* und *Bremſer's*, einen neuen Beweis ſeines Fleiſses, ſeiner Geſchicklichkeit und Gelehrſamkeit giebt. Die Arbeiten ſeiner Vorgänger ſind allenthalben genau benutzt und ſehr häufig berichtigt; nur die neueſte Arbeit *Jurine's* über eine verwandte Species (*D. tereticolle*) hat der Vf. noch nicht gekannt (*Note ſur la Douve etc.* in *Mem. de la Soc. de Phyſ. de Genève*, Tom. II. P. I. p. 145. und daraus in *Ann. d. Sc. nat. Août* 1824.) Mit muſterhafter Genauigkeit hat der Vf. ſelbſt unterſucht, und die Schrift empfiehlt ſich überdieſs durch Deutlichkeit und Eleganz der Sprache.

Cap. I. *De Diſtomate hepatico et lanceolato generatim.* Genaue Angabe der Literatur und der Synonymen. *D. lanceolatum*, welches die mehreſten Helminthologen für das Junge von *D. hepaticum* halten, hält der Vf. mit *Nau* für eine eigne *Species.* Beide erhielt der Vf. auch aus dem Menſchen, von einer noch in Clausthal lebenden Frau, die ſie wiederholt ausgebrochen hatte. Der Vf. beſchreibt genau die Veränderungen, welche die Gallengänge durch die Entozoen erleiden. Unſer vormaliger verehrter College *Renner* hatte einſt die Güte, uns eine Leber zu ſenden, in der

der sich eben nicht viele *Distomata* fanden, ein grosser Theil der Gallengänge aber, und zwar auf eine sehr merkwürdige Art, verknöchert war. Der Vf. scheint sie ähnlich beobachtet zu haben. Dass diese Doppellöcher schnell sterben, fand auch der Rec.; dagegen kann man die Doppellöcher der Fische lange lebend erhalten. — Cap. II. *De cute et acetabulis suctoriis.* Die Haut ist sehr weich, doch glaubt der Vf. wahre Muskelfasern darin gefunden zu haben. Er beobachtete, dass sie durch die Haut das Wasser, in welchem sie sich befinden, einsaugen. An der hintern der beiden Saugmündungen konnte der Vf. keine Oeffnung und keinen Zusammenhang mit den Geschlechtstheilen finden. — Cap. III. *De apparatu nutritionis.* Der Mund besteht aus einem kleinen fibrösen Anhange der vordern Saugwarze. Durch eine kleine Mündung geht er in den Darm über. Dieser entspringt mit einem einfachen Stamme, der sich bald in zwey Aeste theilt, welche längs des Rückens neben einander herablaufen; aus diesen Aesten entspringen zerästelte, gegen die Haut verlaufende blinde Anhänge (*sie erinnern an den ähnlichen Bau des Darms im Aphrodite, Asterien* u. s. w., *in D. tereticolle ist aber der Darm einfacher. Rec.*). Der Vf. glaubt gesehen zu haben, dass diese Kanäle mit einer wahren Haut versehen sind, nicht bloss in der Substanz des Thiers ausgegraben, wie *Gaede* glaubt. Dieser Darm ist mit Chymus gefüllt, der sich in ihm auf und ab bewegt; die Reste werden, da der Darm hinten blind endigt, durch den Mund ausgespieen (*Vorgänge, die Jurine besonders gut aus D. tereticolle beschreibt, wo sie auch leichter zu beobachten sind. Rec.*). Ausserdem findet sich auf dem Rücken ein feines, bereits von *Rudolphi* und *Bojanus* beschriebenes Gefässnetz, welches nach dem Vf. mit dem Darm in Verbindung steht, und auf dem Schwanze glaubt der Vf. eine kleine Oeffnung entdeckt zu haben, durch welche er den Inhalt der Gefässe ausdrücken konnte. Das Gefässnetz vergleicht man mit Recht dem Rückengefässe der Insecten. Durch die hintere Oeffnung mag wohl, wie der Vf. glaubt, eine (*gallenartige, brennstoffige?*) Excretion erfolgen, da ja das hintere Körperende ursprünglich den negativen, den Excretions-Pol des Körpers darstellt. Im *D. lanceolatum* ist der Darm einfacher. — Cap. IV. *De nervis.* Dass die von *Ramdohr* und von *Otto* beschriebenen Theile keine Nerven sind, beweist der Vf., wie *Rudolphi* und *Gaede.* Dagegen entdeckte er das wahre Nervensystem, über welches wohl kein Zweifel Statt finden kann. Es besteht aus zwey Fäden, die aus der Gegend der vordern Saugwarze auf der Bauchseite des Thiers nach der hintern Saugwarze verlaufen. (*Diese hat auch Jurine erkannt und abgebildet. Rec.*). Diese Fäden schwellen nach vorn ganglienartig an, die Ganglien beider Seiten werden durch einen queeren, über dem Schlunde liegenden Faden mit einander verbunden, unter dem Schlunde aber fand der Vf. keinen Faden (*wie in den Muscheln. Die Ganglien und den Verbindungsfaden hat Jurine in D. teretic. nicht gefunden, Rec. sah sie aber jetzt auch in diesem Thiere*). Aus den Ganglien verläuft auf jeder Seite nach vorn ein feiner Faden an die Haut in der Umgegend des Mundes (*ein Sinnesnerv, wie ein Regenwurm. Rec.*). Diese Entdeckungen über das Nervensystem gehören ohne Zweifel zu den merkwürdigsten. — Cap. V. *De apparatu generationis et ovis.* Wie alle *Entozoa trematoda* ist *Distoma* mit männlichen und weiblichen Geschlechtstheilen versehen. In *D. hepaticum* wird der Same bereitet in gewundenen Gefässen, die zwischen dem Darm und der Bauchhaut liegen; diese vereinigen sich in zwey Hauptstämme, die dann auch zusammenfliessen in der Scheide des *Penis,* welcher gleich vor der hintern Saugwarze liegt; wenn er vortritt, ist er gekrümmt. — Der Eyerstock liegt auf beiden Seiten nach aussen vom Darmkanal vom Halse bis zum Schwanze; es besteht aus zahllosen Körnchen, ein jedes Körnchen besteht wieder aus kleinern Körnchen, die der Vf. für Eyerkeime hält. Von ihnen gehen die Oviducte aus; diese werden durch ein queeres Gefäss verbunden (*welches auch Jurine abbildet. Rec.*). Diese Gänge endigen sich an einem kleinen hohlen, ovalen Körper. An diesem fängt der Uterus an, ein einfacher, vielfach gewundener Schlauch; in diesen Schlauch gelangen die Eyer aus den Oviducten durch den ovalen Körper. Die Scheide öffnet sich dicht neben der Basis des *Penis* nach aussen. — Cap. VI. *De coitu et partu.* Wahrscheinlich findet eine gegenseitige Begattung und Befruchtung Statt. — Cap. VII. *De incremento et aetate Distomatum.* Häufig fand der Vf. Eyer in den Gallengängen, aber nie konnte er ihre Entwickelung beobachten.

Die Kupfertafel ist gleich denen in dem Bremser'schen Werke von *Mansfeld* sehr schön gestochen. — Der Druck ist gut und auch das Papier besser, als man es sonst häufig von der übrigens sehr achtungswerthen Verlagshandlung gewohnt ist.

Heusinger.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1828.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Paris, b. Urbain, Canel et Maurice: *Tristan le Voyageur, ou la France au XIV siècle;* par *M. de Marchangy.* 1825. 6 Bände. Zus. 2676 S. 8. (42 Frcs.)

Es giebt zweyerley Gattungen von Reisebeschreibungen, die im Grunde den nämlichen Zweck, wiewohl auf verschiedenen Wegen, verfolgen: Die Eine derselben beschäftigt sich mit der Darstellung wirklicher Thatsachen, die stets belehrend sind, in so fern dabey kein Zunft- oder System-Geist ins Spiel tritt, welcher der klaren und unbefangenen Beobachtung hinderlich ist, indem derselbe beabsichtigt, bereits ermittelte materielle und physische Wahrheiten umzustoſsen, und an ihre Stelle gewisse Hypothesen zu setzen. Die andere Gattung von Reisebeschreibungen umfaſst jene sinnreichen und unterhaltenden Fictionen, die allerdings ebenfalls nützlich werden können, sobald sie nur auf glaubwürdigen Beweisstücken beruhen, und nicht das Gepräge gewisser verderblicher Doctrinen an sich tragen, um deren willen allein sie die Einbildungskraft des Verfassers geschaffen hat. — An die Spitze der Werke dieser Gattung hat die öffentliche Meinung schon längst des Abbé *Barthélemy* Reisen des jungen *Anacharsis* durch Griechenland gestellt. Hier ist Alles wahr, mit Ausnahme der Person des reisenden *Scythen;* alle auſser Zweifel stehenden Begebenheiten Griechenlands sind, freylich bisweilen ein wenig gewaltsam, mit gewissenhafter Genauigkeit an den Zeitpunkt geknüpft, zu welchem der Vf. seinen Fremdling seine philosophische Wanderschaft machen läſst Was die ältern und neuern Geschichtschreiber und Philosophen über dieses klassische Land gesammelt und der Mit- und Nachwelt überliefert haben, findet sich hier gleichsam in einem gemeinschaftlichen Brennpunkte vereinigt; und so überläſst sich der Leser des Buchs sehr gern einer Täuschung, die, sobald er nur will, aufhört es für ihn zu seyn. Ist auch die Reise selbst eine Erdichtung, so macht dennoch die Schilderung der Begebenheiten einen desto lebhaftern Eindruck, da solche von einer Person vorgetragen werden, in deren Augen dieselben so höchst wunderbar erscheinen, und unter dessen begeisterter Feder sie jenen Charakter von Gröſse und einer gewissen Uebernatürlichkeit wieder gewinnen, dessen sie in unsern Augen die Erinnerungen und häufigen Uebungen unserer Jugend nothwendiger Weise entkleidet hatten. — Bis auf einige Kriterien, wonach sich eine besondere Klasse oder Abart erdichteter Reisebeschreibungen bildet, und die im Verfolg dieses Berichts bemerklich gemacht werden sollen, trägt Rec. kein Bedenken, Hn. *v. M's* vorliegendes Werk unter der so eben erwähnten Gattung zu befassen. Niemand wird dem Vf. die Richtigkeit der Thatsachen streitig machen können: er hat dieselben ohne Zweifel aus den glaubwürdigsten Quellen der französischen Geschichte der Vorzeit und des Mittelalters geschöpft und man darf in dieser Beziehung ihm volles Vertrauen schenken. Allein nicht bloſs hat er sich als Historienmaler, als Dichter bestreben müssen, einen gewissen Effect hervorzubringen, sondern er würde sicherlich auch nur eine matte und kalte Compilation geliefert haben, wäre er nicht von einem gewaltigen und fruchtbaren Gedanken beseelt gewesen, und hätte er nicht unter der Eingebung gewisser herrschenden Ideen geschrieben. Unter dieser Beziehung glaubt Rec. Hn. *v. M.* nicht zu nahe zu treten, wenn er seinen *Tristan* den meisten Romanen *Voltaire's*, wie *Zadig, Candide, Micromegas* u. s. w. zur Seite stellt. Freylich ist, was die moralische und philosophische Tendenz unsers Vfs. betrifft, *Tristan* gar sehr von den *Voltaire*schen Romanen verschieden; allein wiewohl es unter den darin vorherrschenden Ideen manche giebt, welche wahr, heilsam und vornehmlich allen Franzosen theuer sind, die ihr Vaterland lieben und auf ihren Nationalruhm halten, so kann man doch auch nicht wohl in Abrede stellen, daſs man auf Andere stöſst, welche dem Widerspruche genug Stoff darbieten und die von der groſsen Mehrheit des gegenwärtigen Zeitalters nicht überall beyfällig dürften aufgenommen werden. So haben wir gleich in der, mit allem Hn. *v. M.* eigenthümlichen Feuer entworfenen, Einleitung die Gesinnung angedeutet gefunden, die in dem ganzen Werke unverkennbar hervortritt, welche aber, irren wir uns nicht, nur von der Minderzahl seiner Zeitgenossen getheilt werden möchte.

„Wenn ein Volk," heifst es hier, „seine Institutionen in Vergessenheit und Verachtung hat fallen lassen, so muss es sie wieder auffinden oder untergehen, denn seine Natur ist von der Beschaffenheit, dass es ohne sie nicht fortbestehen kann." Nur bey den Nationen des Orients, könnte man dem Dichter einwenden, trifft man diese Stetigkeit alterthümlicher und ursprünglicher Einrichtungen noch an. Bey allen andern Völkern waren dieselben Veränderungen unterworfen, ohne dass sie desshalb gerade untergegangen wären. Gäbe man jene Behauptung zu, so müssten die heutigen europäischen Nationen alle nächstens ihrem Ende mit Bangigkeit entgegensehen, da es zu den politischen und moralischen Unmöglichkeiten gehört, dass wir zu jener Epoche der Vorzeit zurückkehren, wovon in vielen unserer Staatsverfassungen fast gar keine Spur, in mehrern andern aber nur noch einige wenige Trümmer wahrnehmbar sind. — An manchen andern Stellen eben dieser Vorrede tritt freylich an die Stelle des Erzählers aus dem vierzehnten Jahrhunderte, der Staatsmann des neunzehnten Jahrhunderts, der über seine Grundsätze Erläuterung giebt. So erhebt sich hier der Vf. gegen das berufene Centralisations-System, „welches allmählig ganz Frankreich in den Abgrund der Hauptstadt zu stürzen strebt und das den Provinzen jene National-Physiognomie raubt, die sich so lange an ihnen wahrnehmen liess." — Diese peinliche Betrachtung, sagt der Vf. bald hernach, habe ihn auf den Gedanken gebracht, Frankreich in Frankreich selber aufzusuchen, die ehrwürdigen Bürgschaften der öffentlichen Freyheiten aus dem Staube emporzuheben. — Einige Seiten weiter erklärt Hr. *v. M.*, er habe sich keinesweges vorgenommen, in dem Gemälde des alten Frankreichs ein eingebildetes goldenes Zeitalter zu lobpreisen und der Rohheit der frühern Jahrhunderte unserer Geschichte diejenigen Erfindungen und Künste aufzuopfern, womit das Genie die neuern Zeiten beschenkt hat. — In Beziehung auf die Religion, diese Grundlage aller gesellschaftlichen Organisationen, sagt Hr. *v. M.* unter Andern: „So wundervoll auch die Religion unserer Väter ist, so vermag sie doch nichts, wofern sie nicht durch wahrhaft politische Institutionen unterstützt wird." — Es scheint aus diesen Aeusserungen hervorzugehen, dass Hr. *v. M.*, ungeachtet der höchst sentimentalen Schilderung, die er in diesem Buche von dem Glücke entwirft, dessen die Bewohner Frankreichs im Mittelalter genossen, doch keinesweges der Meinung jenes Kanzelredners ist, der noch kürzlich den Franzosen verkündete, es sey, so lange die Charte bestehen werde, kein Heil für sie zu erwarten. — Auch scheint der Vf. eben nicht den Wünschen und Bestrebungen derjenigen beyzutreten, welche, die Bedürfnisse der verschiedenen Geschichtsepochen verkennend, den Staat wiederum in die Kirche versetzen, jenen dieser unterordnen möchten. „Ohne die Achtung und die Unterstützung, welche die grundgesetzlichen Institutionen der Geistlichkeit verleihen, — heisst es in der Einleitung, — würde diese nur geringe Mittel besitzen, um grosse Pflichten zu erfüllen. Man würde sie der Gefahr aussetzen, argwöhnisch und zänkisch zu werden, wie alles, was unmächtig ist.... Sie würde dahin gebracht werden, selbst einer verstellten Frömmigkeit zu schmeicheln, und in Folge einer erzwungenen Uebereinkunft, würde man am Ende die Heucheley, in Ermangelung des Bessern, zur Gelegenheits-Tugend erhoben sehen." — Nach so bestimmten Aeusserungen, an deren Aufrichtigkeit man nicht wohl zweifeln darf, kann man die Meinungen des Vf's. mit denen seines Helden füglich nicht mehr verwechseln. Denn sicherlich würde man mit Unrecht verlangen, dass ein Edelmann des vierzehnten Jahrhunderts, der in den Ideen des Lehenwesens befangen ist, weil er in einem Zeitalter lebte, wo diese allein herrschten, die philosophischen Ansichten unseres Zeitalters errathen hätte. „*Tristan*, sagt Hr. *v. M.*, in den Gefilden Poitou's aufgewachsen, unter dem religiösen Glauben und den erblichen Ueberlieferungen seiner Zeit, war was vierhundert Jahre später noch jene edeln Vendeer waren, die so edelmüthig ihr Leben opferten, um den Thron des heiligen Ludwigs wieder aufzurichten, weil sie, die auf ihren Landsitzen geblieben waren, im Rausche des Hoflebens die heroischen Tugenden ihrer Vorfahren nicht verloren hatten." — Der Held und der Geschichtschreiber sind daher, wie man nach dem Gesagten zugeben muss, zwey Personen, die nichts mit einander gemein haben, und die man billiger Weise in diesem Werke eben sowohl von einander unterscheiden muss, als den Ritter von la Mancha und seinen unsterblichen Biographen. Es wäre abgeschmackt, *Cervantes* die Thorheiten seines grotesken Helden zur Last zu legen; allein so oft *Don Quixote* vernunftgemäss spricht, Gerechtigkeit, sittliche und religiöse Gesinnungen äussert, rechnet man dem Schriftsteller solches Alles sehr gern zur Ehre an. Und so wollen wir denn auch annehmen, dass die Uebertreibung gewisser Grundsätze, der Aberglaube und eine Menge Wunderdinge, welche Tristan mit angesehen zu haben wähnt, so wie die rücksichtslose Hinnahme der lächerlichsten Volkstraditionen, Verkehrtheiten sind, wodurch Hr. *v. M.* seine Hauptperson hat characterisiren wollen, vor allen Dingen aber die Zeit, wohin er ihn versetzt hat. Dagegen aber wollen wir anerkennen, dass wenn ihr der Vf. wahrhaft religiöse Gefühle, ein fast unbegrenztes Verlangen nach gesellschaftlichen Verbesserungen, so wie feurige Wünsche für das Wohl der Menschheit, und Züge von ritterlichem Muthe und Hingebung beylegt, derselbe in diesem Theile seines Werkes seine eigne Subjectivität darstellt, hinsichts des übrigen Theils aber nur seine Lectüre und seine Erinnerungen zu Rathe gezogen, oder seiner Einbildungskraft ein freyes Feld hat geben wollen. So ist

Alles

Alles, was in dem Werke über die Rechte der Gemeinden und Provinzen, über den Richterstand und die Geistlichkeit gesagt wird, sehr gut gedacht; allein es lag im Plane des Vfs., nur die schöne Seite zu zeigen; und so mangelhaft auch immerhin manche Einrichtungen im neuern Frankreich seyn mögen, so können wir doch nicht glauben, dass Hr. *v. M.*, indem er seinen Helden die der vergangenen Jahrhunderte preisen lässt, im Ernste jemals gewünscht hahaben kann, sie mit denen der gegenwärtigen Epoche zu vertauschen, es sey denn, dass mittelst eines Wunders auch derselbe sittliche Zustand wiederhergestellt würde, worin sich die damaligen Voraltern der Franzosen befanden. — Nachdem wir im Vorstehenden die Tendenz des vor uns liegenden Werkes dargestellt haben, wollen wir in Kürze die Leser dieser Blätter noch mit der formalen Behandlung des von dem Vf. gewählten Stoffes bekannt machen. Hr. *v. M.* hat die Handlung gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts, sechs Jahre vor dem Tode Karl's des Weisen verlegt, weil er, wie er sich zur Rechtfertigung des von ihm gewählten Zeitpunktes äussert, einige Jahre später auf einem beweglichen und wechselhaften Boden sich versetzt befunden haben würde, da nunmehr die grossen Entdeckungen und wichtigen Neuerungen eintreten, welche die Gestalt des alten Frankreichs, so wie die alten Völker der bekannten Erde veränderten. Wählte aber der Vf. einen frühern Zeitpunkt, so fand der Reisende, bey einer unwandelbaren und wohlbegründeten Ordnung der Dinge, welche keinerley nützliche Veränderung noch bedeutende Verbesserung möglicher Weise ahnden liess, zu wenig Stoff zu Bemerkungen. Allein im J. 1374 gaben ihm der Ideen-Umschwung, den man bereits wahrnehmen konnte, und mehrere, hinsichts mancher politischen und religiösen Institutionen allgemein angebahnten Veränderungen Raum zu Betrachtungen und Erörterungen. In der Mitte von dem, was war und bald werden sollte, konnte man vergleichen und urtheilen. Ueberdiess genoss gegen das Ende der Regierung Karls V. Frankreich eines tiefen Friedens, daher es denn Tristan in allen Richtungen und ohne auf Schwierigkeiten zu stossen, durchwandern konnte. — Demselben auf diesen seinen Wanderungen zu folgen und die sentimentalen Schilderungen, die er vom damaligen Frankreich entwirft, Zug für Zug hier wieder zu geben, können nicht im Plane unsers Berichts liegen. Diesen mögen daher einige kurze Notizen über die Person des Reisenden und die von ihm auf seiner Ritterfahrt bestandenen Abenteuer beschliessen. Tristan, Herr von der Insel Ré und von Marans, verliess nach zurückgelegtem 30sten Lebensjahre die Gefilde von Poitou, um ein von ihm am Fusse der Altäre des heiligen Hilarius abgelegtes Gelübde zu erfüllen, *die hundert Städte des schönen Königreichs zu besuchen*. Er verweilte in Strohhütten und auf Schlössern, in Städten und Dörfern. Mit aufmerksamer Wissbegier forscht er in jeder Gegend des Landes nach ihren Gebräuchen, Gewohnheiten und Glauben. — Er beschreibt die ritterlichen Sitten der Burgherren, die Andachtsübungen des Landvolks, die Heiligen- und Familienfeste, die Privilegien und Aufzüge der Brüderschaften und Corporationen, ja selbst das Privatleben der Städtebewohner und ihrer Hausfrauen. Auch vergisst er nicht, die Volkssagen eines jeden Gaues zu erzählen, aber leider mit einem Tone zu naiver Ueberzeugung. Auch möchte man bey der Schilderung, die er von den Freuden und Genüssen jener Zeit entwirft und die in der That höchst rührend und anziehend ist, wohl die Schattenseite der Zeit vermissen, die denn doch, um ein durchaus wahres Gemälde zu liefern, nicht unberücksichtigt hätte bleiben sollen. — Als Minnesänger verkleidet, gelangt Tristan an den Hof Karls des Schlimmen; er besucht die Burgen der Grafen von Foix, Clisson's, Duguesclin's; er kämpft gegen die Engländer in Bretagne und Limousin. — Er wird dem Könige vorgestellt; er lernt das Hofleben kennen und die grosse Welt in der Hauptstadt, deren Luxus und geräuschvolle Zeitvertreibe ihn jedoch nicht abhalten, den Vorlesungen der Universität und den Sitzungen des Parlaments beyzuwohnen. Er verlässt Paris, um die südlichen Provinzen Frankreichs zu besuchen. Hier wird er von einer jener grossen Streifbanden gefangen, die in der Geschichte der Zeit unter dem Namen *Grandes Compagnies* bekannt sind und welche damals, aus Mangel anderweitiger Beschäftigung, Frankreich verheerten. — Befreyt aus den Händen dieser Strauchritter, deren Sitten und Lebensweise Tristan beschreibt, kehrt derselbe unter Bestehung vielfältiger Abenteuer, zum väterlichen Heerde zurück, wo er das was er sah und erlebte, zur Belehrung der Seinigen und zur Beförderung der Wohlfahrt seines Landes niederschrieb.

Z.

GESCHICHTE.

Magdeburg, b. Rubach: *Ueberlieferungen zur vaterländischen Geschichte alter und neuer Zeiten.* Herausgeg. von Dr. *Heinr. Aug. Erhard. Zweytes* Heft. 1827. VII u. 127 S. 8. (15 gGr.)

Rec. hat des *ersten* Heftes (s. A. L. Z. 1827. Nr. 24) mit Lob gedacht, und ist erfreut, diess Lob in Beziehung auf gegenwärtiges nur steigern zu dürfen. Vor allem möchten wir den Vf. zu dem in der Vorrede S. VII gegebenen Versprechen einer vollständigen und kritischen Geschichte von Erfurt (seiner Vaterstadt) ermuntern, da er jetzt in Magdeburg, wohin das vormalige Erfurtische Archiv gebracht worden, den Quellen der heimischen Geschichte so nahe steht, und sie benutzen darf; wie vieles

vieles möchte daselbst nach *Gudenus* noch aufzuklären seyn!

Zur Geschichte der Reformation und ihrer ersten Beförderer im nördlichen Deutschland, welches ja ein stehender Artikel dieser Hefte werden möge, ist diess Mal als zweyter Beytrag: *Georg, Fürst von Anhalt, und die Reformation in Merseburg* (meist nach *Camerarius* und *Seckendorf*) S. 1—47 gegeben. Die gesammelten Notizen über *Helt* (so und nicht *Held* schreibt der Vf.) und besonders über *Antonius Musa*, sind in Betracht der magern Jöcherschen Artikel sehr dankenswerth. Beygefügt hätte noch werden können, dass *Helt* mit seinen beiden fürstlichen Zöglingen auch bey der Leipziger Disputation gegenwärtig gewesen seyn soll. Nicht ganz hat uns der *historische Versuch von den Burggrafen von Meissen* befriedigt, S. 48—66, indem er zu wenig neues enthält, und vorzüglich aus dem Aufsatze in *Klotzch* und *Grundig* Sammlung vermischter Nachrichten zur sächsischen Geschichte I., geschöpft ist. Der Vf. nimmt auch eine Unabhängigkeit der Burggrafen von den Markgrafen an, die vielleicht in ihrer Anstellung beabsichtigt gewesen seyn mag, aber sicher wieder auf Jahrhunderte verloren ging, und erst später wieder hergestellt wurde. Der Hr. Vf. würde in Adelungs Einleitung zum Director. der südsächs. Geschichte und dann in der zu Grunde gelegten Abhandlung selbst, (die aber freylich unkritisch genug ist) Gründe genug gefunden haben. Wenn die Burggrafen auf den Provinziallandtagen (*provinciali palatio* in jener Abhandlung S. 7 muss *prov. placito* heissen) der Markgrafen erscheinen, wenn sie zu Schenkungen die Einwilligung des Markgrafen haben müssen (*ratum tenemus, et firmum, consensum nostrum plene adhibendo*, s. *Hornii Henr. Ill.* S. 321): so scheint diess ziemlich deutlich dafür zu sprechen. Dass der Vf. *Heinrich dem Reichen*, Vogt von Weida 1193, vier Söhne giebt, stimmt zwar mit der Annahme Vieler überein, dessen ungeachtet lässt sich für den 4ten, den angeblichen Besitzer von Greitz, durchaus kein entscheidender Grund finden, daher ihn auch schon *Fr. Majer*, Chronik des fürstlichen Hauses der *Reussen von Plauen* (Leipzig 1811), auf seiner Stammtafel S. 121 weglässt. Die beygefügten Urkunden beziehen sich mehr auf die Geschichte des Geschlechts *von Dahme*, und über Stadt und Herrschaft gleiches Namens, soll im nächsten Heft ein Aufsatz folgen. — Mit desto grösserm Interesse aber haben wir den dritten Aufsatz: *Chro. Mart. Wielands Leben in Erfurt* (nebst einigen seiner noch ungedruckten schriftlichen Arbeiten) S. 66 — 127 gelesen. Die Beylagen sind drey Briefe (zwey französisch) über seine Anstellung in Erfurt und seine Versetzung nach Weimar und ein Gutachten über Besetzung mehrerer Stellen, und nicht gerade das wichtigste. Dagegen ist die einleitende Schilderung des traurigen Zustandes der Universität Erfurt nach dem siebenjährigen Kriege, die Ursachen desselben, und die Restaurationsversuche von grossem Interesse. *Gruber*, in seiner mit Recht geschätzten Biographie Wielands hat diese Partie von Wielands Wirken, aus Mangel an Quellen, bey weitem nicht so reichlich ausstatten können. Man sieht, wie Universitäten, welche die Achtung von Aussen verloren und sich gleichsam selbst aufgegeben haben, unrettbar verloren sind. Wieland, dessen Vorlesungen aus den Lections-Catalogen nachgewiesen sind, konnte sie auch nicht retten. Rec. hat den milden freundlichen Greis öfter in Tiefurt und in seinem Osmantinum gesehen, und sich also doppelt gefreut, über ihn einiges bisher unbekannte zu erfahren. Möge Hr. Dr. *Erhard* uns bald wieder mit ähnlichen gehaltreichen Aufsätzen beschenken.

SCHÖNE KÜNSTE.

Heidelberg und Leipzig, b. Groos: *Islaor*, oder *der christliche Barde*. Gallische (?) Novelle, von *N. A. von Salvandy*, verteutscht von *Fr. K. Freyh. v. Erlach*. 1825. XX u. 216 S. 8. (1 Rthlr. 4 gGr.)

Dieser in poetischer Prosa geschriebene Roman soll ein treues (?) Gemälde eines der merkwürdigsten Ereignisse aus den letzten Zeiten des römischen Reichs darstellen, nämlich die Regierung Julians des Abtrünnigen, und seine Bemühungen, das Christenthum zu vertilgen.

Rec. hat in der ganzen Darstellung nichts Anziehendes gefunden. Der Stil ist schwülstig und höchst sentimental. Alles scheint darauf angelegt, ähnliche Wirkungen, wie Chateaubriant's „Geist des Christenthums," bey weichmüthigen Lesern hervorzubringen. Es sind schöne Worte. Aber „die Worte," sagt Göthe, „sind nicht das Beste." Wie nur solche unbedeutende ausländische Produkte noch Uebersetzer und Verleger finden!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1828.

BIBLISCHE LITERATUR.

Göttingen, b. Rosenbusch: *Einleitung in das alte Testament.* Von *Johann Gottfried Eichhorn. Vierte* Original-Ausgabe. *Erster* Band. XVI u. 576 S. *Zweyter* Bd. 709 S. *Dritter* Bd. 674 S. 1823. *Vierter* Bd. XLVI u. 542 S. *Fünfter* Bd. 700 S. 1824. 8.

Die mannichfachen, tief eingreifenden und wesentlichen Veränderungen, welche die Einleitung ins A. T. seit Erscheinung der *dritten* Ausgabe dieses berühmten Werks im J. 1803 erfahren hat, mussten den nun bereits vollendeten Vf. um so stärker zu einer durchgängigen Revision und theilweise zu einer gänzlichen Umarbeitung desselben auffordern, da die neuern Forschungen nicht bloss einzelne seiner kritischen Ergebnisse, sondern sein kritisches Verfahren überhaupt und die Grundsätze, auf welche es sich stützte, angefochten hatten. Es lag in der Natur dieser Begriffe, dass sie für einen Meister, welchen der fast eine Generation hindurch von allen Seiten ihm zugeströmte unbedingte Beyfall überredet zu haben schien, dass er ein in seinen Grundlagen unerschütterliches Werk aufgeführt habe, etwas Kränkendes selbst alsdann mit sich führen mussten, wenn sie mit grösserer Schonung erfolgten, als es der Fall war. Daraus wird man die gereizte Empfindlichkeit, die zu Einseitigkeit führende Befangenheit, mit welcher in der Vorrede und an mehren Stellen des Buchs über die Entdeckungen und Aufklärungen der neuern Kritik geurtheilt wird, wenigstens erklären, wenn auch nicht entschuldigen können. Immer aber erweckt es ein schmerzliches Gefühl, wahrzunehmen, wie ein so reich begabter Geist verhindert wird, den Entdeckungen Anderer mit kaltblütiger Prüfung nachzugehen, und eben dadurch zur Förderung der Wissenschaft alles dasjenige beyzutragen, was sich von einem freyen Gebrauche seiner Kräfte mit Zuversicht erwarten liess.

Was zuvörderst die Veränderungen der äussern Einrichtung betrifft, so lässt die neue Ausgabe den Einfluss einer sorgsam bessernden Hand nicht verkennen; der Vortrag ist von manchem üppigen Auswuchse befreyt, im Ausdrucke gewählter, reiner und edler geworden. Die Citate, über deren Unbestimmtheit und Unrichtigkeit gerechte Klagen erhoben wurden, sind mit dem sichtbarsten Fleisse berichtigt, bestimmter gefasst und die Hauptstellen aus den Quellenschriften öfters *in extenso* am Rande verzeichnet worden; das Griechische hat, wie es die kritische Genauigkeit verlangte, durchgängig die Bezeichnung mit den Accenten, das Hebräische wenigstens meistentheils die mit den Vocalpuncten hinzugefügt erhalten. Für die Bequemlichkeit bey Vergleichung der frühern Ausgaben ist durch unveränderte Beybehaltung der Paragraphenzahl (indem die neu hinzugetretenen Paragraphen nicht durch eigene Numern, sondern durch Buchstabenzeichen unterschieden worden), für die beym Nachschlagen durch (von Bd. 1. S. 113 an) hinzugefügte vollständige Columnentitel, so wie durch die nöthig gewordenen Berichtigungen und Vervollständigungen der Register angemessene Sorgfalt getragen worden. Auch der Druck erscheint reinlicher und anständiger, als in den frühern Ausgaben, und mit der Correctur kann man im Allgemeinen zufrieden seyn.

Weit wesentlicher aber sind die Veränderungen im Inhalt des Werks, welche sich nicht auf kleine Berichtigungen und Zusätze literarischer oder historisch-kritischer Art beschränken, sondern neue Untersuchungen und Erörterungen von solcher Ausdehnung in sich fassen, dass der Umfang des Ganzen um zwey volle Bände anwachsen musste. Diese Veränderungen und Zusätze fordern aber von selbst durch ihre Wichtigkeit zu einer in das Einzelne tiefer, als sonst bey neuen Ausgaben nothwendig ist, eingehenden Kritik auf. Sie betreffen in den zwey ersten, den allgemeinen Theil umfassenden Bänden (bey welchen die Erinnerungen in der Rec. A. L. Z. 1804. Nr. 173. 174 nicht unbeachtet blieben) die streitig gewordnen Punkte von dem Zeitalter der Sammlung des A. T. (§. 5), der Sprache und deren Mundarten (§. 10. 11), dem ältesten Schreibmaterial (§. 63) und der ältesten Schrift der Hebräer, sammt deren spätern Umgestaltung (§. 64—70); sodann die kritische Benutzung der Parallelstellen und alphabetischen Lieder (§. 139 *b. c.*), den Ursprung der alexandrinisch-griechischen Version (§. 162), τὸ Σαμαρειτικόν in den Anführungen der KVV. und der Codd. der LXX (§. 208). Ferner im *zweyten* Bande hat der Abschnitt von den Thargums S. 1—123 so bedeutende Umgestaltungen erfahren, dass er als eine neue Arbeit gelten kann. Hinzugetreten ist §. 316 *a* über die koptische Uebersetzung im baschmurischen Dialekt, und ganz verändert (nach *Rosenmüller*) §. 317: über die persische Uebersetzung des Pentateuch. Auch in der kritischen

schen Geschichte der *Vulgata* (§. 332—338) findet man nicht wenig verbessert, doch liessen sich aus genauern Studien der Werke des Hieronymus noch manche interessante Bemerkungen über sein Verfahren als Uebersetzer beybringen, und für die spätere Geschichte seiner Uebersetzung konnte das Hauptwerk von *Leander van Ess* noch nicht benutzt werden. Die bekannten Streitfragen über das Zeitalter des Pentateuchs der Samaritaner haben zu neuen Forschungen Anlass gegeben (§. 383). Besonders willkommen endlich erscheinen die in einer Reihe von §§. hinzugefügten Belege und Beyspiele für die Idiotismen und die Beschaffenheit der wichtigsten kritischen Denkmäler, wenn sie auch bisweilen der Sichtung bedürfen sollten. Vgl. §. 95. 165. 195. 199. 253. 304. Wir wenden uns zunächst zu einer kritischen Uebersicht der wichtigsten Ergebnisse dieser theils neuen, theils erneuerten Untersuchungen.

Die Sammlung des auch jetzt noch als eine „Tempelbibliothek" gefasten alttestamentlichen Canons soll nach §. 5 unter dem Hasmonäer Simon (144—136 v. Chr.), bald nach Erbauung des Tempels zu Leontopolis, zum Abschlusse gelangt seyn. Aber obwohl der ganz richtige Grundsatz aufgestellt wird, dass man bey dieser Bestimmung von dem Zeitalter des jüngsten Buchs der Sammlung ausgehen müsse, so sieht man sich dennoch sowohl an dieser Stelle, als im ganzen Werke, vergebens um nach bestimmten Nachweisungen in einem oder dem andern der jüngern Bücher A. T., durch welche eine so genaue Angabe nur irgend könnte gerechtfertigt werden; vielmehr sind es lediglich zwey gleich unbegründete *Vermuthungen*, welche ihr zur Stütze beygegeben werden: die erste, dass, wenn 1 Macc. 14, 15 von jenem Simon gesagt wird: *τὰ ἅγια ἐδόξασε*, diese Worte, welche von verschiednen Arten der Auszierung des Heiligthums gefasst werden können, von einer Ausstattung desselben mit der h. Büchersammlung, auf welche der Context durchaus nicht hinleitet, zu verstehen seyen; die andere, dass der *Simon der Gerechte*, mit welchem jüdische Ueberlieferungen jene grosse Synagoge, deren Geschäft die Redaction des Canons soll gewesen seyn, zu den Zeiten Alexanders d. Gr. lassen beendigt werden, aus einer Verwechselung mit dem hasmonäischen Simon entstanden sey. Die zunächst folgende neue Bearbeitung, die §. 10. 11 über die hebräische Sprache beabsichtigt, für die beiden Lieblingshypothesen des Vfs., dass der Pentateuch und Hiob in die mosaischen, ja selbst theilweise in die vormosaischen Zeiten hinaufzurücken seyen, vom linguistischen Gesichtspunkte aus, die Leser vorläufig geneigt zu machen. Doch täuschte sich hier der Vf., wenn er durch Widerlegung des unhaltbaren Grundsatzes S. 82: ein in einem alten Buche nicht vorkommendes Wort sey auch in alten Zeiten nicht vorhanden gewesen, seine Gegner glaubte getroffen zu haben, welche nur so viel behaupten: wenn ein Wort in *allen ältern Büchern* niemals (oder statt desselben regelmässig ein anderes) vorkommt, eben dasselbe aber in den jüngern Büchern herrschend gebraucht wird, so spricht die grösseste innere Wahrscheinlichkeit dafür, dass es dem jüngern Sprachgebrauche angehört hat. Zur Gewissheit aber wird diese Wahrscheinlichkeit erst alsdann, wenn nicht bloss solche einzelne Spracherscheinungen, sondern der durchgängig herrschende Sprachcharakter und die Vorstellungsweise eines Buchs Verwandtschaft mit den jüngern Erzeugnissen der hebräischen Literatur verrathen. Bey dem Abschnitt über hebräische Schrift §. 64—70 bemerkt man, auch ohne ausdrückliche Hinweisung, den bedeutenden Einfluss, welchen die Untersuchungen von *Gesenius* auf die Umarbeitung ausübten, und findet sich veranlasst, um Gründe und Gegengründe richtiger überschauen zu können, dessen mit Stillschweigen übergangene „Geschichte der hebr. Sprache und Schrift S. 137 ff." zu vergleichen. Ihr nämlich hat man es zu verdanken, wenn den alten Hebräern nicht mehr eine „*ägyptisch*-phönizische", sondern eine „der phönizischen ähnliche" Schrift beygelegt, und die Behauptungen: dass die Quadratschrift bloss kalligraphischen Veränderungen des alten (auf hasmonäischen Münzen erhaltenen) Schriftcharakters ihren Ursprung verdanke, dass die drey Vocalbuchstaben א, ו, י ursprünglich als Vocalzeichen *dienten u. m. a.* vollständiger zu begründen *wenigstens* der Versuch gemacht wird. Der kritische Gebrauch der Parallelstellen, d. i. der Abschnitte, welche sich zweymal in verschiednen Umarbeitungen vorfinden, soll nach §. 139 *b* deshalb sehr unsicher seyn, weil sich nicht ermitteln lasse, welche Bearbeitung von dem Vf. herrühre. Aber es ist nicht zu verkennen, dass bey Vergleichung solcher Parallelen sich in der Beschaffenheit der Abweichungen der Einfluss des jüngern Sprachcharakters mit fast gleicher Deutlichkeit, als bey Vergleichung ganzer Bücher untereinander, wahrnehmen und daran auch erkennen lasse, welche Bearbeitung nicht dem einer ältern Zeit angehörigen Vf., sondern einem Andern aus jüngerer Zeit müsse zugeschrieben werden. Es muss daher gestattet seyn, daraus Schlüsse abzuleiten für das Zeitalter der Bücher, in welchem sich die eine oder die andre Ausgabe vorfindet. Wenn also dazu die Vergleichung der Parallelen dieser Art z. B. in der Chronik und den ältern historischen Büchern, im Jesaia und dem 2 B. der Könige benutzt wird, so hat diess in der Beschaffenheit dieser Parallelen selbst seinen sehr guten Grund. Im Uebrigen betreffen die wesentlichsten Vermehrungen dieser Abtheilung hauptsächlich die Streitfragen über die Entstehung und kritische Geschichte derjenigen Ausgabe des hebr. Pentateuchs, welche sich in den Hdschrr. der Samaritaner fortgepflanzt hat, indem man von ihrem Vorhandenseyn einen sichern Schluss auf das höhere Alter des Pentateuchs glaubte machen zu können. Sogleich §. 162 wird, um das auffallende Zusammentreffen der alexandrinisch-griechischen Version mit den zufälligsten Varianten in den Hdschrr. der Samaritaner zu erklären, die früher nur flüchtig (in ei-

einer Anm. zu §. 388) hingeworfene Vermuthung, dass jene griechische Uebersetzung die Arbeit eines zu Alexandria lebenden Samaritaners gewesen sey, ziemlich weitläufig durch allerley Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeitsgründe unterstützt. Die aus solcher Hand geflossene Uebersetzung sollen alsdann die alexandrinischen Juden, unbekannt mit der Art ihrer Entstehung und ihren Abweichungen von dem Texte der Glaubensgenossen, ohne zuvor Nachforschungen über beides anzustellen, sofort in den kirchlichen Gebrauch eingeführt haben. Wir brauchen hier nicht erst hinzuweisen auf den Widerspruch, in welchen diese Hypothese mit der ganz übereinstimmigen Ueberlieferung des Alterthums geräth, welche die Entstehung der LXX auf *jüdische* Urheber zurückführt, sondern bemerken nur die bey den obwaltenden Verhältnissen zu den Samaritanern in Alexandria ganz unglaubliche Sorglosigkeit, welche die dortigen Juden sich darnach bey der Einführung ihres griechischen Gesetzbuchs hätten zu Schulden kommen lassen, besonders da der Vf. selbst (vgl. Bd. 3. S. 355 f.) seiner Ansicht nicht ganz getreu bleibt. In Zusammenhang mit jener Hypothese wird §. 208 behauptet, dass *τὸ Σαμαρειτικόν* bey den KVV. nicht eine zusammenhängende samaritanisch-griechische Uebersetzung bezeichne, sondern einzelne Emendationen zu den LXX in griechischen Randglossen aus der Hand eines Samaritaners, und S. 562 f. wird, gegen *Gesenius* und *Winer*, aus einer Reihe von Stellen, in welchen *τὸ Σαμαρειτικόν* von der samaritanischen Version abweicht, wenigstens so viel dargethan, dass dasselbe nicht durchgängig aus dieser letztern könne geflossen seyn. Bey der wichtigsten Streitfrage über das Zeitalter des samar. Pentateuchs §. 388 scheint uns dagegen der Vf. nicht scharf genug zu unterscheiden zwischen dem Zeitalter, in welchem einzelne der im Pent. gesammelten gesetzlichen Aufsätze zu den Ephraimiten gelangten, und demjenigen, in welchem bey deren theilweisen Nachkommen, den Samaritanern, der Text des Pent. diejenige Beschaffenheit erhielt, nach welcher er sich in ihren Hdschrr. fortgepflanzt hat. Dass einzelne schriftlich verfasste und auf mosaische Auctorität zurückgeführte Gesetze, wie sie der Pent. gesammelt hat, schon bey der Trennung beider Reiche vorhanden waren, wird selbst von den entschiedensten Bestreitern der mosaischen Abfassung zugegeben. Dass aber solche gesetzliche Aufsätze auch in dem getrennten Reiche Israel sich erhielten und nicht alle Kunde der alten Gesetze sich daselbst verlor, dafür sprechen theils ausdrückliche Zeugnisse, wie Hos. 8, 12. 2 Kön. 17, 13 (vgl. S. 603), theils die fast unausgesetzte und von einer angesehenen theokratisch-frommen Partey mächtig unterstützte Wirksamkeit einheimischer Prophetenschulen und Propheten, an welche sich prophetische Abgesandte aus dem Reiche Juda, wie Amos und Hosea, anschliessen konnten. Daraus folgt jedoch nicht das Vorhandenseyn eines vollständigen Pent., welches sich nicht einmal im Reiche Juda über Josia's Regierung, unter welcher erst die deuteronomische Gesetzgebung hinzutrat, hinaufführen lässt. Wenn nun aber unmittelbar nach Auffindung und Einführung dieser letztern (2 Kön. 22.) auf das bestimmteste ausgesagt wird, dass Josia die in Folge der deuteronomischen Gesetzgebung im Reiche Juda eingeführten Reformen des Cultus auch über das bereits eines grossen Theils seiner israelitischen Bewohner beraubte Gebiet des ehemaligen Reichs Israel zu verbreiten versucht, ja mit glücklichem Erfolg verbreitet habe (2 Kön. 23, 15—20), so spricht auch die höchste Wahrscheinlichkeit dafür, dass schon damals sich vollständige Exemplare des Pent. unter den Cuthäern, aus welchen später die Samaritaner hervorgingen, mögen verbreitet haben, was sich auch dadurch bestätigen lässt, dass diese letztern, um ihre Ansprüche auf Theilnahme am Tempelbau und Opfercultus zu Jerusalem zu begründen, sich darauf berufen, dass ihre Vorfahren schon von Asarhaddon, dem Assyrer (dem wahrscheinlichen Zeitgenossen des Josia) an, dem Jehovah Opfer dargebracht hätten, Esra 4, 2. Erst als ihnen dessenungeachtet von den bigotten Heimgekehrten jeder Antheil an der Aufführung und Benutzung des zweyten Tempels verweigert wurde, bildete sich eine vollständige Kirchentrennung, welche der theokratischen Partey unter den Samaritanern die Bewirkung der allgemeinen Einführung und Annahme des Pent. bey ihren Volksgenossen um so mehr erschweren musste, da sie sich mit dem entschiedensten Nationalhasse verband. Dass jedoch diese Partey dennoch zuletzt den Sieg davon trug, zeigt die Errichtung eines eignen Tempels auf dem Berge Garisim und die damit verbundne Einführung eines *levitischen* Priesterthums unwiderleglich. *Wann* und *auf welche nähere Veranlassung* diess erfolgt sey, mag sich immerhin nicht sicher ermitteln lassen, da die bekannte Erzählung des Josephus (Archaeol. XI, 7), welche darüber Auskunft geben soll, auch wenn sie nicht mit dem Vf. geradezu für „eine grosse Fabel" erklärt werden darf, doch so vielfache chronologische Schwierigkeiten und eine so verdächtige Verwandtschaft mit einem ähnlichen Vorfall zu des Nehemia Zeiten (Nehem. 13, 28. vgl. 12, 22) darbietet, dass man sie schwerlich in der Bestimmung der Zeiten und Personen für ganz glaubwürdig halten kann. Auf jeden Fall aber konnte die allgemeine Einführung und Anerkennung des Pent. unter den Samaritanern nur alsdann erst gelingen, als das Ansehn dieses Gesetzbuchs in einem levitischen Cultus seine Stütze, und sein Sinn in einer levitischen Priesterschaft seine authentische Auslegung gefunden hatte. Durch diese, aus abtrünnigen jerusalemischen Priestern und Leviten gebildete Priesterschaft wurden aber auch allem Vermuthen nach diejenigen Exemplare des Gesetzbuchs eingeführt, deren Text zu öffentlicher Geltung gelangte, in den Hdschrr. seitdem sich fortpflanzte, und die aus Josia's Zeiten etwa noch vorhandenen, einen ältern Text enthaltenden Hdschrr. aus dem öffentlichen Gebrauch ver-

verdrängte, womit sie sich denn bald gänzlich bey den Samaritanern verloren. Bey der jüdischen Priesterschaft dagegen musste gerade der Umstand, dass die jüngere, durch mannichfache Interpolationen entstellte Ausgabe des Pent. zu den Samaritanern und bey diesen zu kirchlichem Ansehn gelangt war, dazu mitwirken, dass nun um so eifriger die ältern minder entstellten Exemplare hervorgesucht und auch ihnen der *Textus receptus* festgesetzt wurde, damit man sich auch auf diese Weise von den verhassten Schismatikern unterscheide. Sollte aber wider Vermuthen gegen diese Ansichten von der Entstehung des Pent. und seiner verschiednen Ausgaben erinnert werden, dass im Pent. bestimmte Beziehungen auf das *babylonische* Exil enthalten seyen, welche es nicht gestatteten, ihn schon vor dem Exil zu den Cuthäern gelangen zu lassen, so bemerken wir darauf, dass die Einwendungen, welche unser Vf. (Bd. II. S. 621 f.) und noch gründlicher *Bleek* (in *Rosenmüller's* bibl. krit. Repert. Bd. I. S. 14 f.) gegen die Beweiskraft der Stellen dieser Art erhoben haben, uns vollkommen gegründet scheinen.

Die *specielle Einleitung* beginnt im *dritten* Bande mit einer sehr vermehrten und in den nähern Bestimmungen der Ergebnisse auch mannichfach abweichenden Untersuchung des *Pentateuch*, welche von den beiden Voraussetzungen ausgeht, dass derselbe aus dem mosaischen (und theilweise vormosaischen) Zeitalter sich selbst ableite, und dass die Ueberlieferung, welche ihn dahin versetzt, vollkommen glaubwürdig sey. Beide werden als ausgemachte Thatsachen behandelt, ungeachtet die erstere höchstens vom Deuteronomium und wenigen Aufsätzen der frühern Bücher, die letztere aber überhaupt nicht erweislich ist, und der Vf. selbst späterhin (Bd. IV. S. 68 f.) das kritische Verfahren für das vorzüglichste erklärt, nach welchem man das Zeitalter und den Vf. eines Denkmals, ohne sich durch die Ueberlieferung und die immer trüglichen Ueberschriften blenden zu lassen, lediglich aus innern Zeitmerkmalen ermittelt und nach diesem Ergebniss alsdann erst die Richtigkeit der Ueberlieferungen beurtheilt. Die Anwendung dieses Grundsatzes aber musste bey dem Pent. um so mehr erwartet werden, je schwankender gerade hier die Ueberlieferung sich verräth und je weiter die Zeiten, in welchen sie hervortritt, von den vorgeblichen des Denkmals, für welches sie zeugen soll, entfernt sind. Die allgemeinen Wahrscheinlichkeitsgründe aber, auf welche jene beiden Hypothesen gestützt werden, bewegen sich zum Theil in einem offenbaren Zirkel der Beweisführung, indem sie z. B. die Behauptungen, dass zu Moses Zeiten unter den Hebräern bereits Buchstabenschrift und tragbare, für längere Aufsätze sich eignende Schreibstoffe verbreitet gewesen seyen, aus den Angaben in den Aufsätzen des Pent., deren Zeitalter und Glaubwürdigkeit dadurch bewiesen werden soll, glauben darthun zu können, oder sich (S. 13. 71) auf einen Phönizier Sanchuniathon stützen, dessen Person, Zeitalter und Werke noch um Vieles streitiger sind, als die vorgeblich mosaischen. Auch bleibt es unbegreiflich, wie der Vf., ungeachtet er die neuern Bestreiter der Entstehung des Pent. im mosaischen Zeitalter genau und wiederholt geprüft zu haben versichert, dennoch S. 14 die auf sie gar nicht anwendbaren, noch dazu sehr stark ausgesprochenen Vorwürfe wiederholen konnte: dass sie die Echtheit dieser Denkmäler gegen ihr eignes Zeugniss und das der Ueberlieferung *bloss mit Gründen a priori* angegriffen hätten, da sie ihre Angriffe vielmehr *nur auf eine Reihe faktischer Beweise*, hergenommen aus den in jenen Denkmälern selbst, oder in den übrigen Büchern des A. T. sich kund gebenden Erscheinungen und Aussagen, glaubten stützen zu müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Petri: *Zinnien* (*Zinnia multiflora L.*) Novellen und Erzählungen von Dr. *August Kuhn*. 1827. 334 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Der Vf. dieser Novellen und Erzählungen, der Herausgeber einer *freymüthigen* Unterhaltungsschrift, darf dem Rec. auch sein *freymüthiges* Urtheil nicht verargen, dass er beynahe die Zeit bedauert, die er auf die Bekanntschaft der Zinnien verwendet hat. Die Abenteuerlichkeit geht darin Hand in Hand mit der Alltäglichkeit, und kann sich nicht verstecken hinter der gewandten Sprache. Das Tragische wird so zum Gräslichen hinaufgeschraubt, dass es an das Lächerliche streift. Diess findet besonders in Nr. 1. und Nr. 3. Statt. Die meisten Charaktere sind so sehr ohne Haltung, dass sie keine Theilnahme erwecken, ihre Schicksale mögen noch so sonderbar seyn. Kurz, der Leser sucht lebendige Blumen und findet *getrocknete!*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1828.

BIBLISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Rosenbusch: *Einleitung in das alte Testament*. Von *Johann Gottfried Eichhorn*. *Vierte* Original-Ausgabe. *Erster* bis *fünfter* Band u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die kritische Analyse der *Genesis* S. 18—177 führt zu dem unverändert gebliebenen Resultate, dass dieses Buch zusammengesetzt sey aus *zwey vormosaischen Urschriften*, Elohim und Jehova, deren Bestandtheile unverändert in einander geschoben wurden und sich daher mit Hülfe kritischer Merkmale wiederum müssen von einander absondern lassen. Gegen diese Ansicht hatten die neuern Forscher besonders zweyerley erinnert: *einmal*, dass sich in der Genesis zwar Einzelnheit der Aufsätze, nicht aber Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit verschiedener Massen derselben erkennen lasse; und fürs *zweyte*, dass nach innern Merkmalen das Zeitalter dieser Aufsätze nicht ein vormosaisches, sondern nur ein nachmosaisches seyn könne. Gegen die erstere, besonders von dem verst. *Vater* vertheidigte Vorstellung ist der grösstentheils neue §. 417 gerichtet, bey welchem wir besonders bedauern mussten, die innere Zusammenstimmung der zu einer jeden der beiden Urschriften gehörigen Aufsätze in Sprache, Behandlung und Ansichtsweise nicht stärker hervorgehoben und weiter verfolgt, dagegen aber auf die keineswegs beständige Verrschiedenheit im Gebrauche der Gottesnamen ein so einseitiges Gewicht gelegt zu finden, als könnten schon nach diesem Merkmal allein die beiden Urschriften ganz mechanisch wieder aus einander genommen werden. Hier vor Allem hätte der Vf., wenn es seine Gemüthsart zuliess, aus den Beobachtungen seines hier in dem Hauptergebnisse ihm völlig beystimmenden Gegners *de Wette* Manches zur tiefern Begründung seiner scharfsinnigen Hypothese entnehmen können. Weit häufiger und gewichtiger jedoch waren die Einwürfe gegen das behauptete *vormosaische Zeitalter* dieser beiden Urschriften, welche daher der Vf. in diesem Abschnitte zu seinem vornehmsten Augenmerk macht, indem er theils seine frühere Behauptung auf neue Beweisgründe zu stützen sucht (S. 69—90), theils einen neuen Abschnitt für die Widerlegung jener Einwürfe bestimmt (S. 160—169). Die Beweise aber werden vorzugsweise davon hergenommen, dass bey denjenigen Sagen der Genesis, für welche sich Analogieen in den Religionen der Hindu, der Phönizier, Babylonier und Perser vorfinden, die Form, in welcher die Genesis sie darstellt, sich durchgängig als die einfachere verrathe, also auch der schriftlichen Abfassungszeit nach der gemeinschaftlichen Quelle dieser Sagen müsse zunächst gestanden haben, indem die Sage, je weiter vom Urquell entfernt, desto künstlicher auch und zusammengesetzter sich gestalte. So richtig aber auch die letzte Bemerkung ist, so kann doch diese Wahrnehmung deshalb nicht beweisen, was sie soll, weil es von den schriftlichen Aufzeichnungen, in welchen sich jene analogen Sagen der Hindu u. s. f. fortgepflanzt und erhalten haben, einestheils ganz ungewiss gelassen werden muss, in *welches* Zeitalter sie gehören, andererntheils sehr wahrscheinlich gemacht werden kann, dass sie erst in Zeiten erfolgte, welche, selbst wenn man die Aufsätze der Genesis bis in das Davidische Zeitalter herabrücken wollte, dennoch, in Verhältniss zu diesem, sich als sehr späte kund geben müssten. Ueberhaupt hätte man erwarten sollen, dass bey der Bestimmung des Zeitalters dieser Urschriften die überaus wichtige Vorfrage: bis zu welchen Zeiten ihr historischer Bericht herabreiche, nicht so obenhin wäre behandelt worden, indem damit, unter der Eichhorn'schen Voraussetzung, dass eine jede derselben von Einem Vf. sey geschrieben worden, auch ein fester Grenzpunkt für ihre Abfassungszeit gewonnen wurde. Nun aber wird zwar sehr apodiktisch an mehren Orten (S. 178. 248) erklärt, dass mit Exod. c. 3 alle die Eigenheiten aufhören, welche die Referenten in der Genesis und im Exodus c. 1. 2 charakterisirten: aber namentlich wird nur das Aufhören des methodischen Wechsels im Gebrauch der Gottesnamen und eine Differenz in der Benennung des Schwiegervaters Mose's angeführt. Das Erstere jedoch konnte um so weniger beweisen, da in den Urschriften selbst, nämlich in dem Abschnitt Exod. 6, 2—13, der Grund deutlich enthalten ist, warum jene charakteristische Verschiedenheit aufhören musste. Der Elohist nämlich, nachdem er, seiner Vorliebe für Namensveränderungen gemäss, an die Stelle der alten Gottesnamen den neuen *Jehova* feyerlichst eingeführt hatte, musste auch im weitern Verlaufe seiner Relationen sich desselben vorzugsweise bedienen, und konnte nun nicht mehr, wie früher, an dem fast ausschliesslichen Gebrauche der alten Gottesnamen *Elohim* und *El-Schaddai* erkannt werden. Dass aber seine Eigenheiten in Sprache, Vortrags- und Behandlungsweise, dass sich einseitige Zurückweisungen auf die ihm angehörigen Abschnitte der Genesis auch noch in den folgenden

Auffätzen der Exodus; dass sich ferner Einzelheit der Auffätze und Verschiedenheit der Relationen, die letztern durch auffallende historische Parallelen, auch in ihnen noch kund geben, dass man daher berechtigt sey, mindestens die Urschrift des Elohisten noch bis auf die sinaitische Gesetzgebung herabzuführen — diess Alles wird, so gründlich es auch schon *de Wette* (Einl. §. 151) nachgewiesen hatte, nicht nur ganz unberücksichtigt gelassen, sondern sogar, seltsam genug, ein Umstand, welcher für diese Ansicht spricht, nämlich die abweichenden Namen für Mose's Schwiegervater, geradezu als gegen sie streitend angeführt. So lange aber jenes Ergebniss, nach welchem die elohistische Urschrift bis auf die sinaitische Gesetzgebung herablief, feststeht, bleibt es auch ausgemacht, dass diese Urschrift keine vormosaische kann gewesen seyn.

Von den vier folgenden Büchern des Pent. soll zuförderst im Allgemeinen gezeigt werden, dass sie älter als alle übrigen Bücher des A. T. seyen, dass sie nicht nach dem mosaischen Zeitalter entstehen, und dass sie von Mose verfasst werden konnten. Für das Erstere stützt sich der Vf. auch jetzt noch auf vorgebliche Archaismen der Sprache im Pent., auf eine Abhängigkeit der übrigen Bücher des A. T. in der Sprache und religiösen Vorstellungsweise vom Pent., welche es wahrscheinlich mache, dass dieser jenen in beiden Beziehungen ein Regulativ gewesen sey; endlich auf die ausdrücklichen Erwähnungen eines *geschriebenen* Gesetzbuchs in andern Büchern des A. T. Die Ausstellungen und Begrenzungen, welche jene Beweisarten inzwischen haben erfahren müssen, scheinen jedoch nicht allseitig von dem Vf. in Erwägung genommen zu seyn. Dass den Auffätzen des Pent. mehre grammatische und orthographische Formen, dass ihnen ein bestimmter Vorrath an Wörtern, Wortbedeutungen und Constructionen eigenthümlich zukomme, wird Niemand in Abrede stellen wollen; sie theilen diese Einzelnheiten mit andern Büchern und Auffätzen. Aber *Idiotismen* eines Schriftstellers oder Zeitalters sind noch nicht *Archaismen;* für das Vorhandenseyn dieser letztern muss ein besondrer Beweis geführt werden, welchen wir bey dem Vf. überall vermissen. Was ferner die bemerkte Abhängigkeit in der Sprache und Vorstellungsart betrifft, so bezieht sie sich in den übrigen Büchern immer nur auf einzelne Auffätze oder Abtheilungen des Pent., kann also auch nur für diese, nicht für das ganze Werk zeugen. So erscheint z. B. die deuteronomische Sprache und Ansichtsweise allerdings als „Regulativ" für die jüngern historischen und prophetischen Schriften: Josua, die Könige, Jeremia, Ezechiel, aber ganz und gar nicht für die ältern: Richter, Ruth, Samuel, Jesaia, Hosea, Joel, Amos u. a. Endlich die Berufungen auf ein *geschriebenes Gesetzbuch* finden sich nur in solchen Büchern und Abschnitten, welche nach den Ergebnissen der neuern Kritik später fallen, als die Vollendung der schriftlichen Aufzeichnung und Redaction des Pent. unter Josia, erscheinen also gleichfalls zum Beweise untauglich. Im Allgemeinen aber ist es in der Begründung des Urtheils, dass die vier letzten Bücher des Pent. nicht *nach* dem mosaischen Zeitalter entstehen konnten, ungemein störend, dass dabey durchgängig vorausgesetzt wird: die Gegner wollten diese Bücher als gleichzeitig geschriebene und promulgirte betrachtet wissen, während sie in der That nicht nur die Bestandtheile der fünf Bücher, sondern auch die fünf Bücher selbst, als verschiedne Sammlungen einzelner Auffätze, allmählig nach einander in sehr verschiedenen Zeitaltern hervortreten lassen, und daher nicht können getroffen werden, wenn man ihnen beweist, der Pentateuch, als Inbegriff aller dieser Sammlungen, könne weder aus den Zeiten Davids, noch aus denen des Josia oder Esra herrühren, da sie keine von diesen Meinungen zu vertheidigen jemals beabsichtigten.

Beym weitern Verfolg der speciellen Untersuchung S. 220 f. wird vom *Deuteronomium*, welches sich am bestimmtesten als Mose's Werk ankündigen soll, ausgegangen, und dasselbe bis Cap. 32, 48 auf Mose als Vf. zurückgeführt. Jedoch werden von den Einwürfen gegen seine mosaische Abfassung nur diejenigen berücksichtigt, welche besonders *Vater* aus den historischen Widersprüchen mit den Angaben der frühern Bücher hergenommen hatte. Unbegreiflich aber bleibt es, wie auch jetzt noch, obwohl nicht ganz übereinstimmig (S. 241 vgl. 252), behauptet werden konnte: *alles* Eigenthümliche der Sprache, wodurch sich die übrigen Bücher Mose's auszeichnen, herrsche auch im Deuteronomium bis zum 32. Cap., da doch sowohl *de Wette* als *Gesenius* durch zahlreiche und wohlgegründete *factische Belege* aufs überzeugendste dargethan hatten, dass der Sprachcharakter dieses Buchs sich eben so wesentlich von dem der frühern im Pent. unterscheide, als hinwiederum an den der spätern Bücher, des Josua und Jeremia anschliesse. Diese factischen Belege waren aber nothwendig zuvor zu entkräften, wenn die entgegenstehende Ansicht von Neuem sollte geltend gemacht werden. Endlich aber ist auch der überaus wichtige Umstand ganz übersehen, dass Inhalt und Geist der deuteronomischen Gesetzgebung gerade so beschaffen sind, wie man sie nach den Relationen in den Geschichtbüchern eben nur in den letzten Zeiten des judäischen Königreichs voraussetzen kann. In der Exodus S. 248—281 werden jetzt, ausser den einleitenden elohistischen Abschnitten C. 1. 2, auch noch andre, nicht von Mose herrührende, sondern von einem Zeitgenossen verfasste, und endlich die von dem Anordner des Ganzen eingeschalteten Zusätze unterschieden, auf den Zeitgenossen aber insbesondere die historischen, auf Mose die gesetzlichen Bestandtheile des Abschnitts C. 3, 1—24, 18 zurückgeführt. Auffallend aber erscheint es, wenn S. 255 die mythische Darstellung der Befreyung aus Aegypten und die ihr vorgeblich zum Grunde liegenden genauen Kenntnisse der jährlich wiederkehrenden Naturereignisse Aegyptens; beides auf einen gleichzeitigen Zeugen führen soll, welcher, wenn ihm, wie das Letztere voraussetzt, die natürlichen Gründe der Ereignisse bekannt waren, sie nicht mythisch (d. h. hier als Wunder, wie sie eben berichtet werden) darstellen konnte, ohne sich einer beabsichtigten Täuschung oder einer Art von Betrug schuldig zu machen, während sich in seinem Vortrage selbst die Spuren ei-

eines ſolchen durchaus nicht, wohl aber zahlreiche Verwandtſchaftsmerkmale mit den Nebelgebilden einer in groſser Zeitferne von den Ereigniſſen ſich bewegenden Ueberlieferung, welche nicht mit „Fabeleyen einer ſpätern Zeit" (S. 281) verwechſelt werden darf, nachweiſen laſſen. Die natürliche Erklärung jener Ereigniſſe ſelbſt, welche aber im Contexte keinen natürlichen Grund hat und ſich auch nicht einmal auf Analogieen ſtützen kann, ſetzen wir als aus der Abhandlung des Vfs. *de Aegypti anno mirabili* ſchon bekannt voraus. Bey der Kritik des Bilderdienſtes am Sinai C. 32, 1—34, 35 ſoll ein gleicher Hang, das Mythiſche natürlich zu erklären, ſeine Rechtfertigung finden durch die Vorausſetzung: in der poetiſchen Bilderſprache des Alterthums habe ſich das Natürliche als ein Wunderbares dargeſtellt, und aus ebenderſelben ſoll ſich auch hinwiederum das Alterthum ſolcher Abſchnitte ergeben. Daſs aber die Sprache des Alterthums, welche im Pent. herrſcht, dieſe Beſchaffenheit nicht habe, ergiebt ſich ſchon daraus, daſs in ſeinen einzelnen Aufſätzen dieſelben Ereigniſſe, welche der eine Referent als Wunder darſtellt, von dem andern als ganz natürliche beſchrieben werden, ſo daſs man alſo beides, das Wunder und die natürliche Begebenheit, in der Sprache wohl muſste unterſcheiden können. Vgl. z. B. Num. 9, 15—23 mit 10, 33—36. Wenn alſo Wunderbares in die Erzählung einflieſst, ſo muſs dieſs entweder aus der herrſchenden religiöſen Vorſtellungsweiſe der Zeitgenoſſen, oder aus einer Umgeſtaltung der Thatſachen durch die in der mündlichen Fortpflanzung derſelben mit gröſserer Freyheit ſich bewegende ſchaffende Kraft der Phantaſie erklärt werden. Zur Widerlegung dieſer letztern oder der mythiſchen Erklärungsweiſe iſt aber in der neuen Ausgabe, ſo ſehr auch *de Wette's* Scharfſinn dazu aufzufordern ſchien, nicht das Mindeſte geleiſtet worden. Bey dem *Leviticus* reichen die kurzen Bemerkungen S. 281—285 nicht hin, um darzuthun, daſs Moſe als Concipient aller in ihm vereinigten geſetzlichen Aufſätze zu betrachten ſey, zumal da die Abweichungen in den geſetzlichen Beſtimmungen, den ſolennen Formeln, der Behandlung und dem Vortrage, welche auf Verſchiedenheit der Concipienten führen, nicht im Einzelnen geprüft werden, um zu ermitteln, ob ſie mit der vorausgeſetzten Einheit des Vfs. ſich vereinbaren laſſen. In den *Numeris* iſt nach S. 286—322 das Verzeichniſs der Lagerſtationen C. 33 wahrſcheinlich der einzige unmittelbar moſaiſche Aufſatz; doch laſſen ſich die übrigen auf Zeitgenoſſen Moſe's zurückführen. Aber auch hier wiederum muſs, um durch Entfernung des der vorausgeſetzten Gleichzeitigkeit widerſtrebenden Mythiſchen dieſs Ergebniſs zu gewinnen, die vorgeblich poetiſche Sprache des Alterthums eine ſo groſse Rolle ſpielen, daſs beynahe ein beſonderes Wörterbuch zu ihrem Verſtändniſs nöthig erſcheinen könnte. In ihr bedeutet z. B. Jehova's Gegenwart in der Wolkenſäule ſ. v. a. Rauch des Karavanen-Feuers S. 298, das Aufthun der Erde und lebendige Herabfahren der Meuterer in das Scheol ſ. v. a. lebendig begraben werden S. 303, ja unter den נְחָשִׁים שְׂרָפִים ſoll ſie, gegen allen bekannten Gebrauch von שָׂרָף, nicht brennende, durch entzündliche Biſswunden tödtende Schlangen, Ceraſten, ſondern andere beiſsende oder ſtechende Thiere, *Skorpionen*, wofür doch ſchon die Sprache des Pent. einen andern Ausdruck עַקְרָב beſitzt, verſtanden haben, ſo daſs ein Erzbild des Skorpions an den Holzpfahl wäre geheftet worden. S. 318. Solche exegetiſche Unarten konnten in früherer Zeit Aufmerkſamkeit erregen: jetzt hat man ſie ſchon längſt ihrem wahren Gehalte nach richtiger zu würdigen gelernt. Endlich von den allgemeinen Einwürfen gegen das moſaiſche Zeitalter der vier letzten Bücher des Pent., zu welchen man S. 322 gelangt, hätte der von der Nichtbeobachtung der Geſetze hergenommene nicht, wie es ſchon öfter geſchah, in der leicht widerlegbaren Form hingeſtellt werden ſollen: die Geſetze ſeyen nicht vorhanden geweſen, weil ihr Inhalt nicht befolgt wurde. Denn er entnimmt ſeine Beweiskraft vielmehr nur aus der höchſt überraſchenden Analogie, welche ſich zwiſchen dem Bildungsgange der Geſetze und Rechte in Iſrael, wie er aus den Geſchichtbüchern erkennbar iſt, und der allmählig fortſchreitenden Entwickelung der Geſetze, wie ſie im Pentateuch ſichtbar wird, wahrnehmen läſst. Dieſe Analogie aber kann nur aus der Vorausſetzung genügend erklärt werden, daſs die im Pent. enthaltene Geſetzgebung nicht auf die moſaiſchen Zeiten beſchränkt war, ſondern mit der ganzen Volksgeſchichte der Hebräer bis auf die Zeiten des babyloniſchen Exils herab parallel lief.

Bey dem Buche *Joſua* will auch die neue Ausgabe in der Beſtimmung des Zeitalters nicht darüber hinausgehen, daſs es nach der Trennung beider Reiche entſtanden ſey. Die genauere Ermittelung des Zeitalters hängt hier vornehmlich davon ab, in welchen Zeiten man das Deuteronomium ſetzt, von welchem der Joſua ſich durchweg als abhängig verräth. Hätte der Vf. dieſs Verhältniſs, welches er S. 368. 401 nur obenhin berührt, vollſtändiger ins Auge gefaſst, wie es neuerlich z. B. von *Bleek* geſchehen, ſo würde er auch erkannt haben, daſs beide Bücher ihrem Urſprunge nach einander ſehr nahe ſtanden, ſo daſs entweder, wenn Deuteronomium in den letzten Lebensjahren Moſe's entſtand und bald nach ſeinem Tode ergänzt und vollendet wurde, auch der Joſua in die Zeiten des Joſua gehören muſs: oder aber, wenn die deuteronomiſche Geſetzgebung erſt unter Joſia hinzutrat, auch der Joſua erſt in den letzten Zeiten des judäiſchen Königreichs geſchrieben wurde, in welchem letztern Falle auch die hiſtoriſchen Unrichtigkeiten und Anachronismen in dieſem Buche ſich erklären laſſen, ohne daſs man des gewaltſamen Hülfsmittels häufiger Interpolationen benöthigt wäre. Uebrigens unterſcheidet der Vf. jetzt ſchärfer von den gleichzeitigen Quellen des Buchs die ſpätern, welche ihre Abkunft aus den Uebertreibungen der ſchon getrübten Ueberlieferung verrathen, und deren Relationen an mehren Stellen, namentlich C. 3. 4. 8 mit den ältern gleichzeitigen Berichten vermiſcht wurden. In dieſer Beziehung aber werden die Merkmale, woran das Mythiſche in den Relationen erkennbar iſt, ſo richtig und treffend angegeben, daſs man ſich wundern muſs, wie ſie früher bey den ganz analogen Relationen des Pent.

ja selbst theilweise wiederum im Josua, z. B. S. 402, gänzlich verkannt und poetische Beschreibungen ganz natürlicher Vorfälle entdeckt werden konnten, wo sich das aus freyer Dichtung geflossene Uebernatürliche des Mythos in den deutlichsten Zügen darstellt. Ein zweyter grösserer Zusatz S. 408—410, welcher den Inhalt des Buchs aus dem religiösen Gesichtspunkte rechtfertigen soll, gehörte nicht eigentlich in das Gebiet der Kritik und wäre vielleicht zweckmäsiger mit einer umfassendern Darlegung der Idiotismen desselben vertauscht worden. In dem *Buche der Richter* ist S. 420 eine Note hinzugetreten, nach welcher die Stellen 1, 10—15 und 2, 6—9 als Interpolationen aus dem Buche Josua gefasst werden, wonach der Widerspruch zwischen 1, 1 und 2, 6 gehoben und alles Erzählte als nach Josua's Tode vorgefallen dargestellt würde. Rec. räumt ein, dass diese Abschnitte, ohne den Lauf der Rede zu stören, wegfallen können: aber sie sind nicht die einzigen, welche dieser Theil des Buchs mit dem Josua gemeinschaftlich hat; auch 1, 20 vgl. Jos. 15, 14 — 1, 27 f. mit Jos. 17, 11—18 — 1, 29 mit Jos. 16, 10 gehören dahin. Diese Stellen als Interpolationen auszuscheiden, läst der Context nicht zu, und dass das Buch Josua sie aus unserer Schrift entlehnte, zeigen die ihm eigenthümlichen, auf spätere Zeitverhältnisse deutenden Zusätze (vgl. Jos. 16, 10 mit 1 Kön. 9, 16) und Auslassungen. Vgl. Jos. 24, 28 mit Richt. 2, 6. (Die Auslassung der Worte לָרֶשֶׁת הָאָרֶץ, *um das Land in Besitz zu nehmen*, ist hier besonders charakteristisch, da zwar das B. Josua, nicht aber das der Richter, die Besitznahme als eine schon unter Josua vollendete betrachtet.) Die bekannten Abweichungen und Widersprüche der Relation in dem ersten Theile unsers Buchs glaubt daher Rec. nur durch die Voraussetzung lösen zu können, dass er 1, 1—2, 5 u. 2, 6—16 zu Ende als zwey Aufsätze verschiedner Vff. betrachtet, deren jeder mit Josua's Tode seinen Anfang nahm. In einem zweyten Zusatze S. 426—28 wird gezeigt, dass C. 1—18 in die Zeiten zwischen Samuel und David gehöre, was Rec. nur hinsichtlich des ersten, von E. nicht getrennten Aufsatzes 1, 1—2, 5 nicht zugeben kann. Bey der S. 437—443 eingeschalteten vollständigern Nachweisung der mythischen Bestandtheile des Buchs kann sich wiederum das Streben, sagenhafte Gestaltungen der Relationen durch sogenannte natürliche Erklärungen auf die wirkliche Thatsache, welche wohl könnte zu Grunde gelegen haben, zurückleiten zu wollen, nicht ganz verleugnen.

In den *beiden Büchern Samuel's* ist, wie zu erwarten stand, das Hauptstreben der neuen Ausgabe gerichtet auf weitere Ausführung und Begründung der lebhaft angefochtenen Hypothese des Vfs., dass die parallelen Abschnitte der BB. Samuels und der Chronik aus einer alten, summarisch verfassten Lebensgeschichte Davids, welche beide Geschichtschreiber gleichmäsig benutzten, geflossen seyen. Die Hypothese selbst bleibt, bis auf die nähere Bestimmung S. 491, dass die Bearbeitung jener Urschrift im 2 B. Sam. die ältere sey, unverändert, und wird nur sehr ungenügend S. 514 f. gegen einige von den Einwürfen in *de Wette's* Beyträgen (*Gramberg's* Untersuchungen waren noch nicht erschienen) vertheidigt. Rec. glaubt zur Würdigung der Einhorn'schen Voraussetzung im Allgemeinen folgende Punkte bemerklich machen zu müssen: 1. Es ist bey den hebr. Geschichtschreibern gewöhnlich, die Schriftquellen, aus welchen sie schöpften, anzudeuten. Die BB. Sam. verweisen auf keine schriftliche Geschichtsquelle und ihre Relationen tragen durchgängig einen solchen Charakter, dass sie sich allein auf dem Wege mündlicher Ueberlieferung in dieser Gestalt konnten fortgepflanzt haben. 2. Die vorgeblich zur Davidischen Urgeschichte gehörigen Abschnitte unterscheiden sich von den übrigen durch keine Art charakteristischer Eigenheiten der Sprache oder der Behandlung und Ansicht. Nicht einmal das Einzige, was E. von dieser Art will bemerkt haben, die summarische Kürze, kann ihnen mit vollem Rechte beygelegt werden, da sie in mehren dahin gehörigen Abschnitten, wie 1 Sam. 31. 2 Sam. 6. 10. 24 nicht, in andern nicht dahin gehörigen, wie 2 Sam. 21, 15—17 gleichfalls Statt findet, überhaupt aber während der Regierung Davids jedesmal alsdann eintritt, wenn seine kriegerischen Unternehmungen berichtet werden, und bey den Ereignissen, welche die innern *Verhältnisse* betreffen oder zur Erläuterung des Ganges der Theokratie beytragen, einer ausführlichern *Erzählungsart* weicht. 3. Auch im *Zusammenhange der Erzählung* geben sich diese vorgeblich aus einer ältern Schriftquelle wörtlich aufgenommenen Abschnitte gar nicht als etwas Entlehntes und Eingeschaltetes zu erkennen, sondern fliessen durch gegenseitige Beziehungen nicht bloss mit dem unmittelbar Vorhergehenden und Folgenden, sondern mit dem ganzen Verlaufe der Erzählung so vollständig zusammen, dass sie sich nicht hinwegdenken lassen, ohne den Lauf der Rede und Erzählung an mehren Orten aufzuhalten oder zu trüben. Man vgl. den ungesuchten Zusammenhang von 1 Sam. 31 mit 28, 4 f., man beachte die Hindeutungen und ganz unabsichtlichen Zurückweisungen von 2 Sam. 2, 4 auf 1 Sam. 31, 11—13 von 2 Sam. 5, 5 auf 2, 11, von 5, 10 auf 3, 1, von 5, 13—16 auf 3, 2—5, von 6, 3 auf 1 Sam. 7, 1. 2, von 2 Sam. 7, 14 auf 1, 10, von 10, 2 auf 11, 1 u. 12, 30 und bedenke die überaus grosse Kunst, mit welcher solche Beziehungen müssten angelegt seyn, wenn das Werk nicht aus Einem Stück gearbeitet, sondern durch Einfügung fremder Bestandtheile zusammengesetzt wurde. Und wer möchte lediglich um der Urgeschichte willen den schönsten Zusammenhang der Rede bey 2 Sam. 6, 11 aus einander reissen, und dafür dann wieder, C. 11, 1 an 12, 30 löthend, eine ganz unhaltbare Zusammenfügung unternehmen wollen? Endlich 4. leidet es, bey tieferm Eingehen in die Sachen, gar keine Schwierigkeiten, die Parallelen der Chronik aus einer Benutzung der BB. Samuels zu erklären, ja selbst die Art und den Umfang dieser Benutzung aus den eigenthümlichen Ansichten und Absichten der Chronisten vollständig aufzuhellen, wie diess die in dieser Beziehung noch nicht widerlegten speciellen Untersuchungen von *de Wette* und *Gramberg* überzeugend dargethan haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1828.

BIBLISCHE LITERATUR.

Göttingen, b. Rosenbusch: *Einleitung in das alte Testament.* Von *Johann Gottfried Eichhorn. Vierte* Original - Ausgabe. *Erster* bis *fünfter* Band u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Aber auch den *BB. der Könige* liegen nach *E.* solche Urschriften zu Grunde, welche der Chronist in den parallelen Stellen gleichfalls ausgeschrieben hat. In dieser Voraussetzung nun sollen die Zugaben der neuen Ausgabe S. 537—543 einerseits darthun, dass die Bearbeitung der salomonischen Urgeschichte in den BB. der Könige die ältere sey; andererseits die Glaubwürdigkeit derselben, selbst hinsichtlich der jüngeren Darstellung des Chronisten, ins Licht setzen. Die Voraussetzung selbst hält Rec. so lange für eine unerwiesene, als nicht aus hinreichenden Gründen gezeigt worden, dass der Chronist nicht aus den BB. der Könige seine parallelen Abschnitte habe entlehnen können. Was aber die Glaubwürdigkeit anbelangt, so kann zwar nicht geleugnet werden, dass die Regierungsgeschichte Salomo's in einigen Abschnitten einen reineren historischen Charakter trägt, als andere Geschichtswerke der Hebräer, wohin Rec. K. 1, 2, 4, 6, 7, 9, 10—28 rechnen möchte; aber eben so wenig ist in andern der Einfluss mündlicher Ueberlieferung durch Einmischung des Uebernatürlichen (1. Kön. 3, 5. 9, 2), durch Uebertreibungen (2 Kön. 6, 9—14. 29. K. 10), oder durch die Gestaltung des Erzählten nach ästhetischen Gesichtspunkten (1 Kön. 3, 16—28) zu verkennen. Bey den Relationen des Werkes über die Propheten in Israel, Elias und Elisa, wird jetzt (S. 557) behauptet, dass sie ihre erste Quelle in mündlicher Ueberlieferung gehabt, der Geschichtschreiber aber sie nicht aus dieser, sondern aus den *Zeitgeschichten der Könige Israels* (דברי הימים למלכי ישראל), welche in Juda für Israel verfasst wurden, entnommen habe. Gegen diese letztere Ansicht jedoch erheben sich folgende Zweifelsgründe: 1) der Geschichtschreiber bezieht sich für seine Relationen von jenen israelitischen Propheten niemals auf diese Schriftquelle, welche er bey seinen Berichten von der Regierung der einzelnen Könige in Israel ganz regelmäsig anführt; es ist also kein Grund vorhanden, sie auf dieselbe Quelle zurück zu leiten. 2) Die Relationen von jenen Propheten unterscheiden sich von denen über die Könige in Israel auf eine sehr charakteristische Art nicht bloss durch eine abweichende Orthographie (S. 554), sondern auch durch solche Idiotismen der Sprache, welche auf Verschiedenheit des Vfs. führen. Es sind ihnen mehre sonst niemals vorkommende *Wörter* eigen, wie גָּהַר 1 Kön. 18, 42. 2 Kön. 4, 34. 35. שִׁנֵּס 1 Kön. 18, 46. רֶצֶף 1 Kön. 19, 6, *Wortformen* und *Wortbildungen*, wie צְלֹחִית f. צַלַּחַת 2 Kön. 2, 20, תַּחֲנוֹת f. מַחֲנֶה 2 Kön. 6, 8, סַר *missmuthig* 1 Kön. 20, 23. 21, 4. 5, זָעֵף *zornig* 1 Kön. 20, 43. 21, 4, *Wortbedeutungen*, wie כָּאַב H. *verderben* 2 Kön. 3, 19, sonst Schmerzen verursachen, נִסַּע *wegschaffen* 2 Kön. 4, 4, sonst aufbrechen von Reisenden, הִתְאַנָּה *Gelegenheit an Jemand suchen* 2 Kön. 5, 7, *Redensarten* und *Formeln* wie חֶדֶר בְּחֶדֶר vom *innersten Gemach* 1 Kön. 20, 33. 22, 25, 2 Kön. 9, 2, אָסַר מִלְחָמָה den *Krieg anbinden* f. anheben 1 Kön. 20, 14 (vgl. 2 Chron. 13, 3), עָשָׂה מְלוּכָה *Herrschaft machen* f. üben 1 Kön. 21 7, חָרַד חֲרָדָה von Sorge um etwas 2 Kön. 4, 13, der häufige, *zwölfmal* in diesen Abschnitten wiederkehrende, Gebrauch der Betheuerungsformel חַי יְהוָה, welcher in den übrigen Theilen des Werks nur *zweymal* wahrgenommen wird. Dazu kommt eine stärkere Hinneigung zum jüngern Sprachgebrauche und den Eigenheiten des chaldäischen Dialekts; nur diese Abschnitte theilen Ausdrücke, wie שָׁלָה H. f. תָּעָה im H. *irre führen* 2 Kön. 4, 28, מְדִינָה *Provinz* 1 Kön. 20, 14. 15. 17. 19 mit den jüngsten Erzeugnissen der a. t. Literatur, Chronik, Esther, Koheleth, nur sie wählen die chaldäischen Ausdrücke גֶּרֶם *selbst* 2 Kön. 9, 13 זָרַר *niesen* 2 Kön. 4, 35, שָׂפַק *hinreichen* 1 Kön. 20, 10. Diese letzteren Erscheinungen aber führen eben so wie der Inhalt dahin, dass die Aufzeichnung jener Sagen zu suchen sey im *Reiche Israel*, wo der Einfluss der Nationalliteratur geringer, die Vermischung und der Verkehr mit Ausländern grösser und daher auch die Sprache frühzeitiger dem Verfall ausgesetzt war, wie sie sich denn auch z. B. bey Hosea in geringerer Reinheit darstellt, als bey den gleichzeitigen Propheten des Reiches Juda. Dass aber ihre Aufzeichnung aus den dortigen *Prophetenschulen*, welche unter Elias und Elisa eine grosse Ausdehnung und

und einen bedeutenden Einfluſs erlangt hatten, abzuleiten ſey, ſchlieſsen wir gleichfalls nicht bloſs aus dem Inhalte, welcher für dieſe Inſtitute von dem gröſsten Intereſſe ſeyn muſste, ſondern auch aus Eigenheiten der Sprache und Ausdrucksweiſe, welche nur ſie mit den Propheten theilen. Nur in dieſen Abſchnitten nämlich findet ſich der Gebrauch des den Propheten charakteriſtiſchen Gottesnamens יְהוָה צְבָאוֹת 1 Kön. 18, 15. 2 Kön. 3, 14 oder nach der vollſtändigern Form יְהוָה אֱלֹהֵי צְבָאוֹת 1 Kön. 19, 10. 14, niemals in den übrigen Beſtandtheilen des Werkes; nur ſie brauchen von dem Propheten, welcher nach göttlichen Offenbarungen ausſchaut, die öfter wiederkehrende Formel עָמַד לִפְנֵי יְהוָה 1 Kön. 17, 1. 18, 15. 19, 11. 2 Kön. 3, 14. 5, 16. Endlich ſcheint auch die nur in ihnen vorkommende Bezeichnung der Prophetenſchüler durch בְּנֵי הַנְּבִיאִים und die entſprechende Anrede des Propheten mit אָב *Vater* 2 Kön. 2, 12. 6, 21. 13, 14 aus dem eigenthümlichen Sprachgebrauche der ſpäteren Prophetenſchulen gefloſſen zu ſeyn.

Die Zuſätze, welche der Abſchnitt über die *Chronik* erhalten hat, beziehen ſich auf die Kritik ihres genealogiſchen Theils (S. 576—581) und ihrer hiſtoriſchen Glaubwürdigkeit (S. 599—605). In den erſteren wird das Verhältniſs der Genealogieen des Chroniſten zu denen der übrigen hiſtoriſchen Bücher genauer entwickelt und die frühere Anſicht, daſs die demſelben eigenthümlichen Geſchlechtstafeln aus einem genealogiſchen Tempelarchiv gefloſſen ſeyen, mit guten Gründen, aus welchen ſich ergiebt, daſs ſie aus Privatdokumenten genommen wurden, beſtritten; endlich werden einige merkwürdige geſchichtliche Notizen, welche ihnen eingeſchaltet ſind, hervorgehoben. Bey den letztern aber vermiſst man die Gründlichkeit und Vollſtändigkeit, welche eine ſolche Prüfung nach den ſcharfſinnigen Einwürfen *de Wette's* erhalten muſste, und der Vf. ſelbſt ſcheint dieſs gefühlt zu haben, indem er wegen der weiteren Ausführung dieſes Punktes auf *Dahler* verwies. Tiefer in das Einzelne einzugehen ſcheint Rec. hier um ſo weniger nothwendig zu ſeyn, da er ſeine Beurtheilung der Chronik, mit Berückſichtigung der Eichhornſchen Kritik, bereits vollſtändig in dieſen Blättern (A. L. Z. 1825. Nr. 192—194) niedergelegt hat. In den folgenden Kapiteln, welche die Bücher Esra, Nehemia und Eſther umfaſſen (S. 606—674) bemerkt man die Reviſion nur an unerheblichen Kleinigkeiten.

Der *vierte Band*, die Propheten enthaltend, iſt mit einer Vorrede vermehrt, welche das Verhältniſs der hebräiſchen Propheten zu den Orakeln der Griechen erläutern ſoll, ſich aber gröſstentheils in eine Kritik der letzteren verliert, ohne die Vergleichung feſtzuhalten, ja zuletzt findet, daſs ſie eigentlich unſtatthaft ſey, weil die Ausſprüche der Propheten den Theomantieen der Griechen möchten geglichen haben, von welchen man aber wenig Sicheres wiſſe. Rec. iſt überzeugt, daſs man die prophetiſchen Aufſätze *mit keiner Art von Erzeugniſſen der μαντεία bey den Alten*, ſeyen es Orakel oder andere weiſſagende Sprüche, vergleichen dürfe, und das Merkmal der ruhigen klaren Beſonnenheit des Geiſtes, durch welches Platon im *Timaeos* (S. 71 St.) die προφητεία von der μαντεία unterſcheidet, auch auf die hebräiſche Prophetie faſt durchgängige Anwendung leide: ſind unſere prophetiſchen Denkmäler echt, ſo ſprach der hebräiſche Prophet das Orakel nicht unmittelbar aus, ſondern verkündete es auf eine auslegende, deutende Art; er redete Weiſſagungen, nicht Orakelſprüche und ahnungsvolle Andeutungen entfielen unbewuſst als γλῶσσαι ſeinem Munde. Nur in ſehr wenigen Fällen, vielleicht Jeſ. 21, 11. 12, möchte die innere Beſchaffenheit ihrer Ausſprüche auf einen der μαντεία ähnlichen Zuſtand ſchlieſsen laſſen.

Die *allgemeine* Einleitung in die Propheten S. 1 bis 75 hat, auſser geringeren Veränderungen, einer weiteren Ausführung der Abſichten Moſe's bey Errichtung des prophetiſchen Inſtitutes S. 10 f. und einer neuen Anmerkung über die ſchriftliche Aufzeichnung der prophetiſchen Reden S. 44 f., beſonders dadurch eine weitere Ausdehnung gewonnen, daſs aus der Abhandlung des Vfs. *de poësi prophetica Hebraeorum paralipomena* (*Commentt. Soc. reg. Gotting. recentiores* T. V.) die Ergebniſſe über „die Mittel, die Orakel auch da, wo Inſchriften fehlen, von einander zu trennen und das Zeitalter derſelben zu beſtimmen, den §§. 521 und 522 eingeſchaltet wurden. Die erſtern werden gefunden in der Natur der Begeiſterung, dem Ideenkreiſe, in welchem ſich die prophetiſchen Reden regelmäſsig bewegen, der Begrenzung, welche ſich aus ihrer Anlage, aus der Zuſammenfaſſung des Geſagten, aus den Merkmalen des Zeitalters und dem davon abhängigen Wechſel der Sprache ergeben. Man ſtöſst hier bey vielen feinen und richtigen Beobachtungen zugleich auf manche ſchiefe Anſichten, welche ſpäter auf die Behandlung des Einzelnen nachtheilig einwirken. Dahin gehört vornehmlich, wenn S. 59 behauptet wird: es liege in der Natur der Begeiſterung, daſs ſie die Seele nie von einem Gegenſtande zum andern irren laſſe, daſs ſie keine Unordnung der Gedanken begünſtige, daſs ſie die Gefühle und Bilder immer im Zuſammenhange, immer unter der *Herrſchaft des Verſtandes* erhalte; daher denn auch, wenn die Rede zu einem neuen Gegenſtande überſpringe, es der Natur der Begeiſterung gemäſs ſey, den Anfang einer neuen vorauszuſetzen. Obwohl nämlich Rec. die Ueberzeugung theilt, daſs der Wechſel des Gegenſtandes in vielen Fällen zur Unterſcheidung der Reden berechtige, ſo kann er doch weder jene Regel ohne Einſchränkung zugeben (denn es wird immer, um nur Eins zu erinnern, darauf ankommen, ob der Lauf der Rede den Wechſel herbeygeführt habe), noch auch in der Natur der Begeiſterung jene Merkmale

male gegeben finden; vielmehr hat ihn das Studium begeisterter Redner und Dichter gelehrt, dass ein ruhiges und ordnungsmäsiges Verfolgen desselben Gegenstandes bis zu völliger Erledigung sicheres Merkmal des Mangels an Begeisterung sey, indem der Begeisterte rasche Uebergänge, bunten Wechsel der Bilder, kühne Verknüpfungen disparater Gegenstände liebt und sein Vortrag nicht unter der Herrschaft des Verstandes steht. Daher kann es auch nur zu Misgriffen führen, wenn man sich von jenen Voraussetzungen ohne Weiteres bey der Abtheilung der prophetischen Reden leiten läst, und man hat sich daraus vornehmlich jene oft gerügte Zerstückelungsmanier zu erklären, durch welche die Eichhornsche Kritik die schönsten prophetischen Vorträge aus ihren Fugen reisset. Was sodann das Verfahren bey der Bestimmung des Zeitalters der prophetischen Reden anbelangt, so wird zwar sehr richtig bemerkt, dass man zuvörderst aus den Abschnitten, deren Zeitalter feststehe, zu ermitteln habe, auf welche Weise der Prophet Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu unterscheiden pflege; sodann die Züge sammeln müsse, durch welche der gegenwärtige Zustand in einer Rede bezeichnet werde und endlich diess Gemälde der Gegenwart mit den chronologischen Andeutungen in solchen prophetischen Abschnitten, deren Zeitalter bereits gesichert worden, zu vergleichen habe. Aber wir vermissen hier eine nähere Bezeichnung sicher leitender Merkmale, aus welchen erhellen könnte, dass auch dasjenige, was als *Gegenstand der Weissagung* in den prophetischen Reden bezeichnet wird, der Vergangenheit oder Gegenwart angehören könne, ungeachtet solche *vaticinia post eventum*, nach deren Begründung man sich überall vergebens umsieht, in der nachfolgenden Specialkritik eine sehr bedeutende Rolle spielen.

Diese letztere forderte bey dem Buch *Jesaja* nach der gründlich gelehrten und auf ganz verschiedene Ergebnisse führenden kritischen Untersuchung von Gesenius eine neue Bearbeitung von Grund aus, von welcher man jedoch so wenig Spuren wahrnimmt, dass man auf die Vermuthung könnte geleitet werden, diese neueren Forschungen seyen dem Vf. ganz unbekannt geblieben, würde nicht S. 97 in einer hinzugetretenen Note das durch specielle Nachweisungen der vollständigsten Uebereinstimmung in den Spracheigenheiten, den Einkleidungsformen, den dichterischen Eigenheiten, der Behandlungs- und Vortragsweise bis zur Induction durch faktische Belege vollkommen begründete Urtheil dieses Gelehrten, dass K. 40—66 *einem und demselben Propheten* beyzulegen seyen, mit dem kahlen, wie vom Dreyfuss aus ertönenden Orakelspruch abgefertigt, dass diese Kapitel *offenbar* (!!) Propheten aus ganz verschiedenen Zeitaltern als Vff. erkennen, obwohl dasselbe Orakel bald darauf S. 126 f. aussagt: die Trostsprüche im Exil, welche vom 40sten Kapitel an stehen, *rühren nach Sprache, Manier und Ansicht von einem und demselben Propheten her*, was zusammenreimen möge, wer dazu im Stande ist. Ueberhaupt muss dieser Abschnitt, welcher bey allgemeinen, schwankenden und unbegründeten, kritischen Observationen stehen bleibt, für das Speciellere und Bestimmtere aber auf die „hebräischen Propheten" und die Abhandlung *de poësi prophetica* verweiset, bey dem jetzigen Stande der Wissenschaft als ein ganz ungenügender erscheinen.

Bey *Jeremia* beschränken sich, nimmt man die verunglückte Rechtfertigung eines grammatischen Verstosses S. 156 und einige Zusätze über die unchronologische Folge der Reden S. 162 f. aus, die Veränderungen lediglich auf solche Modificationen der Urtheile, welche durch die bereits in den „hebräischen Propheten" behauptete Unechtheit der Abschnitte K. 46—51 mussten herbeygeführt werden. Vgl. S. 161. 204. 210 f. 217. 219—222. Die Unechtheit der Aussprüche K. 46—48 wird hier nicht besonders bewiesen, wohl aber eine Hypothese beygebracht und weitläuftig ausgeführt, aus welcher, wenn sie erwiesen wäre, sich erklären liesse, wie solche unechten Aufsätze sich möglicherweise unter die echten verirren konnten. Die vorgebliche Unechtheit der Weissagung über *Idumäa* K. 49, 7—22, welche aus ihrem Verhältnisse zu Obadja erhellen soll, werden wir später beleuchten; die Aussprüche gegen Babel aber, K. 50. 51, welche die Eroberungen dieser Stadt durch [Cyrus und] Darius Hystaspis nach dem Erfolg beschreiben, (vgl. Hebr. Proph. Bd. III. S. 255—285) können nicht von dem, fast ein Jahrhundert früher weissagenden, Jeremia herrühren. S. 210 f. Dass diese Weissagungen *nach dem Erfolg* ausgesprochen wurden, beruht auf vorgeblicher Berührung specieller Umstände bey jenen Ereignissen, welche der Erklärer in sie hineinzutragen sich vergeblich abgemüht hat: nur die Ueberzeugung von der Unechtheit beider Kapp. theilt Rec. mit dem Vf., glaubt sie jedoch auf ganz verschiedene Gründe stützen zu müssen, von welchen die erheblichsten hier zur weiteren Prüfung mögen vorgelegt werden: 1) die Spracheigenheiten in diesen Abschnitten verrathen nur geringe Aehnlichkeit mit der Vortragsweise des Jeremia, dagegen eine grosse Verwandtschaft mit den unechten Bestandtheilen des Buchs Jesaja. Vgl. Jahn's Einl. ins A. T. Bd. II. Th. 2. S. 463. Namentlich haben sie zweymal, K. 50, 29. 51, 5 den allen Bestandtheilen des Buches Jesaja gemeinschaftlichen, sonst aber bey keinem andern Propheten, auch in keiner von den echten Reden Jeremia's vorkommenden Gottesnamen קדוש ישראל. 2) Stellen aus den echten Reden Jeremia's findet man ihnen an mehren Orten auf ziemlich ungeschickte Weise eingefügt, wie es scheint in der Absicht, den älteren Propheten nachzubilden oder das Urtheil der Leser über den Vf. irre zu leiten. Diese Einschaltungen aber sind ihrer Beschaffenheit nach sehr verschieden von den Wie-

Wiederholungen, welche sich Jeremia auch sonst zu erlauben pflegt. Vgl. 50, 44—46 mit 49, 19—21. 51, 15—19 mit 10, 12—16. Aus gleicher Quelle ist auch die symbolische Bezeichnung Babels 51, 41 vgl. 25, 26 abzuleiten. 3) Durchgängig wird in beiden Abschnitten dem Reiche Babel ein nahe, ja unmittelbar bevorstehender Untergang gedroht. Die echten Reden weissagen diesem feindlichen Staate erst nach einer *geraumen* Zeitfrist 30, 7, welche sie bisweilen in den prophetischen Cyclus von *siebenzig Jahren* fassen (25, 11. 29, 10) den Untergang. Damit hängt nun zusammen, dass unsere Abschnitte 4) die Exulanten dringend zur Flucht aus Babel auffordern und ihre Heimkehr als eine nahe bevorstehende bezeichnen. Vgl. 50, 8. 18. 19. 29. 51, 6. Die echten Reden dagegen warnen die Exulanten, den trüglichen Verheissungen baldiger Heimkehr *kein Gehör zu schenken*, sondern Anstalten zur festen Ansiedelung im Lande der Verbannung zu treffen (29, 5—9), sich dem chaldäischen Könige, welchem Gott selbst die Herrschaft verliehen, in willigem Gehorsam zu unterwerfen 27, 5—8, und diesen weisen Rathschlägen bleibt der Prophet auch nach Zerstörung der Stadt getreu. Vgl. 42, 9—22 43, 8—13. Sollte ihn nun diese politische Weisheit wenige Jahre später, ungeachtet die öffentlichen Verhältnisse im Wesentlichen dieselben blieben, so gänzlich verlassen haben, dass er einen empörerischen Fanatismus, welcher das Verderben der Nation in ihrer damaligen Lage nach sich ziehen musste, durch Weissagungen, wie man sie hier lieset, anfachte? Ueberhaupt verräth keine Rede des Jeremia einen so wilden Nationalhass gegen die feindlichen Staaten, als er sich in diesen Aussprüchen zu erkennen giebt. 5) Nach unsern Abschnitten wird Babel durch *die Könige Mediens* fallen: die Reden des Jeremia gedenken dieses Volkes niemals wenn sie von dem zukünftigen Sturze Babels reden. Vielmehr lassen sie den Taumelkelch, das Symbol des Untergangs, von den Königen Mediens *früher* geleert werden, als von denen *Sesach's* d. i. Babel's 25, 25; ganz in Widerspruch mit unsern Weissagungen, nach welchen Babel durch Medien fällt. Dieser letztere Umstand führt auf Zeiten, in welchen die medische Macht zwar schon zum politischen Uebergewichte gelangt, aber noch nicht in Cyrus ein Haupt gefunden hatte, auf welches sich bestimmtere Hoffnungen zurückführen liessen; während von der andern Seite die Begegnisse unter Nebukadnezar (vgl. 50, 17. 51, 34) noch in frischem Angedenken schwebten: gleichzeitig wären also unsere Weissagungen etwa den unechten Aussprüchen über Babel im zweyten Buche des Jesaja (K. 13. 14, 1—23. 21, 1—10), später als die des Jeremia, früher als die im vierten Buche (Kap. 40—66) des Jesaja. Uebrigens ist bey diesem Propheten und dem, sonst wenig umgearbeiteten, *Ezechiel* das schon oft gerügte Spiel der Willkür, kritische Schwierigkeiten durch allerley Zusammenwürfelungen einzelner Rollen, wie sie etwa Zufall oder Absicht könnten herbeygeführt haben, sich auf bequeme Weise aufzulösen, durchaus nicht, wie man doch wohl hätte erwarten dürfen, ermässigt oder beschränkt worden.

Bey dem *Buche der zwölf Propheten* beziehen sich die meisten und längsten Zusätze auf eine, schon in den hebräischen Propheten vorbereitete, Unterscheidung mehrer und kürzerer Reden, den schon früher beleuchteten unrichtigen Maximen gemäss. Nach dieser kritischen Zerlegungskunst wird der, sich durch Kürze, rasche Uebergänge, loseren Zusammenhang überall auszeichnende *Hosea* in zwey Hauptheile geschieden, und dann werden in dem ersten Kap. 1—3 wieder drey Stücke, welche als eben so viel unglückliche Versuche über denselben Gegenstand durch einander gerathen seyen, im zweyten aber Kap. 4—14 nicht weniger als *sechszehn* Stücke von einander gelöset. Gleicherweise soll auch *Joel*, bey welchem früher die Einheit des Ganzen nachdrücklich war vertheidigt worden, jetzt in zwey Gedichte 1, 2—19 und 2, 1—4, 21 unterschieden, der erste Theil des Amos Kap. 1—6 in sechs, unter sich in keinem Zusammenhange stehende, Reden vertheilt, bey Micha statt *drey* jetzt *vier* Vorträge angenommen und bey Zephanja die zweyte Weissagung, wie es schon *Bertholdt* versuchte, bereits bey 2, 4 (ungeachtet das verbindende כִּי und der ganz ähnlichen Wendung der Rede bey dem Zeitgenossen Jeremia 10, 24. 25) begonnen werden. Eine genauere Prüfung dieser neuen Theilungsversuche könnte hier nicht angestellt werden, ohne die einzelnen Reden nach ihrem vollständigen Zusammenhange dargelegt zu haben, was dem Erklärer muss vorbehalten bleiben; im Allgemeinen aber glauben wir die Stimme der Kundigen auf unserer Seite zu haben, wenn wir die *Veränderungen* dieser Art nicht zu den *Verbesserungen* der neuen Auflage rechnen und uns in dieser Hinsicht für den früheren Eichhorn gegen den späteren erklären.

(Der Beschluss folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1828.

BIBLISCHE LITERATUR.

Göttingen, b. Rosenbusch: *Einleitung in das alte Testament.* Von *Johann Gottfried Eichhorn. Vierte* Original-Ausgabe. *Erster* bis *fünfter* Band u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Fast dasselbe Urtheil müssen wir in Beziehung auf die übrigen Veränderungen und Ausstattungen fällen, welche in dieser Abtheilung der neuen Bearbeitung können wahrgenommen werden. Gleich zu Anfange wird eine genaue und gründliche Erörterung der eben so wichtigen als schwierigen kritischen Streitfrage über die Zeitfolge der drey Propheten Hosea, Joel, Amos, welche sich nur durch eine, alle Einzelnheiten ihrer Denkmäler scharf ins Auge fassenden Vergleichung derselben unter einander zur sichern Entscheidung bringen läst, schmerzlich vermisst. Bey *Hosea* ist es befremdlich, wie an mehren Stellen S. 283. 295 die Ansicht Raum gewinnen konnte, dass dieser Prophet keine Verpflanzung des ganzen Volks ahne, sondern nur von *einzelnen*, nach Assyrien und Aegypten verpflanzten *Kriegsgefangenen* rede. Denn die Drohung einer Auswanderung nicht Einzelner im Volke, sondern des *ganzen Volks Ephraim* nach Assyrien und vorzugsweise nach Aegypten, liegt in den Stellen 8, 13. 9, 3. 6 vgl. v. 15. 17. 7, 10 eben so bestimmt gegeben, als 11, 10. 11 vgl. Jes. 27, 12. 13 die Hoffnung der Rückkehr aus *diesen beiden Ländern der Verbannung* ausgesprochen wird. Diese Drohungen hatten aber auch ihren guten Grund in den Zeitverhältnissen des Propheten: das gottvergessene Volk muss durch dieselben Staaten gezüchtigt werden, mit welchen es gerade damals antitheokratische Verbindungen unterhielt, und zurückkehren in dasselbe Land der Knechtschaft, in welchem die Väter erfahren hatten, was Zwingherrschaft heisse, Deut. 28, 68. Von ähnlichen Gesichtspunkten ausgehend hatte auch schon der etwas ältere Amos 5, 27 den Ephraimiten mit einer Verpflanzung *über Damaskus hinaus* gedroht. Bey *Obadja* wird das frühere Urtheil, dass sein Ausspruch über Idumäa älter sey, als der parallele im Buch Jeremia 49, 7—22, näher dahin bestimmt, dass der letztere unecht, der des Obadja aber mit einem Zusatz aus den Zeiten des Hasmonäers Alexander Jannaeus v. 17—21, welcher die Siege der Hasmonäer und die Grenzen des Staats, wie sie sich unter dem Genannten bildeten, nach speciell genauen Angaben beschreibe, sey vermehrt worden. Das Letztere ergiebt sich, vergleicht man die hebr. Proph. Bd. II. S. 607 f., aus Visionen des Erklärers, welche ihn in idealischen Verheissungen geschichtliche, aber durch kein geschichtliches *Zeugniss* zu bestätigende Ereignisse mit dem Seherauge erblicken liessen. Das Verhältniss zu Jeremia anlangend, so fehlen nicht nur allenthalben die *Gründe* für die Unechtheit des seinen Namen tragenden Ausspruchs, sondern die Vergleichung zeigt auch, dass seine Weissagung früher, als die nachgebildete des Obadja und *noch vor Zerstörung der Stadt* müsse ausgesprochen seyn. Entscheidend ist der Umstand, dass sie *noch nicht* der Unbill und Feindseligkeit gedenkt, deren sich die stammverwandten Idumäer bey der chaldäischen Eroberung der Hauptstadt gegen ihre judäischen Brüder schuldig machten; sondern erst Obadja v. 10. 11 diesen Zug aus dem spätern Jeremia, Klagl. 4, 21 erborgt, um die Verwünschung vollständiger zu motiviren, der Art anderer jüngern Schriftsteller. Ezech. 25, 12—14, Ps. 137, 7 sich anschliessend. Auch bezeichnet sie den Eroberer Idumäa's auf die dem Jeremia eigenthümliche Weise als einen vom Jordansschmuck aufbrechenden *Löwen* v. 19 vgl. 4, 9. 5, 7, als einen heranfliegenden *Adler* v. 22 vgl. 48, 40, und verräth damit die Zeiten des allgewaltigen Nebukadnezar, *über welche Obadja schon hinaus ist*, und daher auch von jenen Bezeichnungen, da sie auf seine Zeitverhältnisse nicht mehr passten, keinen Gebrauch machen kann. Bey Jeremia giebt sich die ihm eigenthümliche Breite der Darstellung, verbunden mit einzelnen schwierigen Redewendungen und Ausdrücken, auch in dieser Weissagung zu erkennen. Der Nachbildner Obadja verräth in den parallelen Stellen ein Streben, welches sich dem der alexandrinischen Diaskeuasten des Propheten ganz analog zeigt. Nämlich das von diesem in charakteristischer Breite der Vortrags Gefasste sucht er in gedrängtere Ausdrucksweise zusammenzuziehen, das Schwierigere aber zugleich durch erleichternde Lesarten zu beseitigen. Wie man nun, da diese Erscheinungen offen vorliegen, bey Feststellung des Verhältnisses beider Abschnitte jemals in solche Missgriffe gerathen konnte, würde räthselhaft bleiben, wenn nicht ähnliche Irrungen, bey *Eichhorn* und Anderen in Beurtheilung der parallelen Abschnitte wiederkehrend,

rend, ihre Quelle in mangelhafter oder befangener Collation leicht entdecken liefsen. Bey dem nächstfolgenden Propheten *Jonas* werden die Lefer der neuen Ausgabe nur geringe literarifch-kritifche Nachträge, bezüglich auf neuere Deutungsverfuche, befonders die Hypothefen *Friedrichfen's* S. 364—366, beygefügt, dagegen aber die Würdigung der mythifchen Grundlage diefer prophetifchen Sage und ihrer verfchiednen Geftaltungen im Sagenkreife des Alterthums, nach der dem Vf. beywohnenden eigenthümlichen Scheu, die Mythen in ihrer Wirklichkeit gelten zu laffen, übergangen finden. Ob die umftändlichere Entwickelung der Allegorieen und Moralien, welche in das Denkmal hineinzutragen leichtes Spiel wird, dem fcharffinnigen Kritiker, ob die zu Zerrbildern übertriebenen Charakterzeichnungen, welche mit befonderer Vorliebe ausgeführt werden, ihm eine Entfchädigung für jenen Mangel gewähren können, laffen wir dahin geftellt feyn.

Micha wird jetzt mit *Ant. Theod. Hartmann* in die Zeiten des Hiskia und Manaffe herabgerückt, indem die Ueberfchrift feine Blüthe etwas zu früh anfetze, worin Rec. beyftimmt, ohne doch an einem fichern Zeugniffe, Jerem. 26, 18 fefthaltend, ihn über Hiskia's Zeiten hinaus blühen zu laffen. Denn gerade da, wo die Regierung des Manaffe fich am hellften kund geben foll, in dem Abfchnitte 3, 1 — 4, 4, entfpricht das Gemälde eines mit heuchlerifcher Religiofität verbundenen tiefen Sittenverfalls Zug für Zug den Schilderungen, welche Jefaia von der unter Hiskia herrfchenden Sitte und Denkart z. B. 28, 7 ff. 29, 11—13. 30, 10 entwirft, während ein *heuchlerifches* Treiben, wie es Micha 3, 4—7, 11 rügt, unter einem Manaffe zwecklos gewefen wäre. Sonderbar aber erfcheint es, wenn daraus, dafs der prophetifche Tadel den König unberührt läfst, gefolgert wird: es fey damals kein König im Lande gewefen, und die auf unverbürgte Ausfagen des Chroniften zu ftützende Deportation des Manaffe liege alfo hier angedeutet. Rügt denn Jefaia den mufterhaft frommen Hiskia, Jeremia den vielgepriefenen Reformator Jofia, dafs man annehmen müfste, wo der König ohne Rüge bleibe, fey er nicht im Lande gewefen? Oder follte die farkaftifche Frage 4, 9: *ift kein König in dir, find deine Räthe gefchwunden?* welche der Context nur im verneinenden Sinne zu faffen geftattet, dahin führen können? Oder die Vs. 10 gedrohte Auswanderung nach Babel, welche ihren gefchichtlichen Auffchlufs in einem Vorfall unter Hiskia (Jef. 39) findet? Wäre überhaupt die Vergleichung mit Jefaia fchärfer und eindringlicher angeftellt worden, fo würde fich nicht nur ergeben haben, dafs alle Ausfprüche des Micha in die Zeiten des Hiskia gehören können, fondern es würde fich auch eine *Abhängigkeit des Micha von den ältern Reden des Jefaia unter Ahas* gezeigt haben, welche es unftatthaft erfcheinen läfst, in dem vielbefprochenen Abfchnitt Jef. 2, 2—4 eine Benutzung des Micha vorauszufetzen. Auch im *Nahum* hat eine aus dem Hange *vaticinia poft eventum* zu wittern erklärbare Anmerkung über das Zeitalter desfelben Eingang gefunden, nach welcher der Prophet zur Zeit der Eroberung Ninive's, *über welche er einen Jubelgefang anftimmte,* gelebt hätte S. 389. 390. 392, obwohl (S. 393 f.) die Nachrichten der Alten von der Eroberung diefer Stadt mit den Andeutungen des Nahum fchwer vereinbar feyen, was eben darauf hätte führen follen, dafs diefe letztern nicht aus der Quelle des Gefchehenen gefchöpft, fondern als unbeftimmte Ahnungen einer wahrfcheinlich bevorftehenden Zukunft hingeworfen wurden, wie denn auch nicht einmal der *chaldäifche* Eroberer als ein folcher zu den Zeiten diefer Weiffagung fchon konnte bezeichnet werden. Erwägt man ferner, dafs Sprache, Einkleidung, Behandlung und rednerifcher Schmuck bey diefem Propheten, ohne Spuren der Nachahmung zu verrathen, fich aufs genauefte an die allgemeinen Eigenheiten der ältern Propheten, am meiften an Joel, Jefaia, Micha, dann nicht felten auch an Amos und Hofea anfchliefsen; dafs zu Hiskia's Zeiten eine grofse Niederlage der affyrifchen Hauptmacht, welche eine gewaltfame Thronveränderung herbeyführte (Jef. 37, 36—38. vgl. 2 Kön. 19, 36—38), auch den Jefaia zu den kühnften Drohungen gegen Affyrien begeifterte; dafs im Nahum frifche Erinnerungen aus jener, der Niederlage voraufgehenden feindlichen Invafion Sanherib's fich kund geben Nah. 1, 11. 2, 14 vgl. mit Jef. 36, 2—12. 37, 9. 14.— 36, 16—20. 37, 4: fo wird man unbedenklich dafür entfcheiden müffen, dafs auch diefer Prophet an den blühendften Zeiten des Prophetenthums unter Hiskia Antheil genommen habe. Richtiger wird bey *Habakuk* die frühere Vorftellung, dafs er im Exil geweiffagt habe, jetzt S. 408 f. dahin geändert, dafs feine Blüthe etwa in das vierte Jahr des Jojakim falle, und nur im C. 3 glaubt Rec. etwas fpätere Zeiten angedeutet zu finden. Zu den blofsen Verfehen dagegen mag es gerechnet werden, wenn die neue Ausgabe S. 419 Aeufserungen ftehen läfst, nach welchen der überall nicht mit Billigkeit beurtheilte *Zephanja* prophetifche Auffätze foll nachgeahmt haben, von welchen bereits früher geurtheilt war, dafs fie in die letzten Zeiten des Exils, d. i. ein Jahrhundert *nach* Zephanja zu fetzen feyen. Grofse Umänderungen endlich nimmt man im *Zacharia* wahr, indem nicht nur eine ausführliche Inhaltsanzeige der beiden Reden feines erften Theils S. 430 f. hinzugetreten, fondern auch die Unterfuchung des zweyten Theils §. 605 nach Anleitung der hebräifchen Propheten Bd. III. S. 415 f. eine ganz neue Geftalt gewonnen hat, um zu überreden, der Abfchnitt 9, 1—10, 17 gehöre in die Zeiten Alexander des Grofsen, 13, 7—14, 21 fey auf den Tod des Judas Makkabi in der Schlacht mit Bacchides zu beziehen; bey 11, 1—17 und 12, 1—13, 6 aber fey zwar die Abfaf-

fungs-

sungszeit nicht sicher zu ermitteln, doch alle Wahrscheinlichkeit der Gleichzeitigkeit vorhanden. Da diese unglücklichen Hypothesen hier bloss wiederholt werden, ohne Berücksichtigung der sehr gewichtigen Gründe, aus welchen sie von *Gesenius*, *de Wette* und noch vor Kurzem in einer sehr empfehlenswerthen Probeschrift von *Ed. Forberg* bestritten wurden, so würde es überflüssig seyn, mit ihrer Widerlegung sich aufzuhalten. Die Abschnitte über *Haggai* und *Maleachi* konnten mit Recht im Wesentlichen unverändert bleiben, wie sie es geblieben sind; dass aber auch der *Daniel* der dritten Ausgabe sich unverbessert vorfindet, ohne dass der Untersuchungen von *Bertholdt*, *Griesinger*, *Gesenius* und *de Wette*, ungeachtet ihrer abweichenden Ergebnisse auch nur Erwähnung geschähe, bleibt ein Uebelstand, welchen wir nicht zu entschuldigen wissen.

Der *fünfte*, die poetischen Schriften enthaltende Band eröffnet sich auch jetzt wiederum unmittelbar mit der Einleitung in die *Psalmen*, welche der speciellen Kritik in Ermittelung des Zeitalters und der Verfasser ein weites Feld unangebaut hinterläst und nicht einmal dasjenige zu benutzen weiss, was *Rosenmüller* und *de Wette* in dieser Hinsicht Rühmliches bereits geleistet hatten. Reichlicher und nicht ohne glücklichen Erfolg wird für neue Ausstattung des *Buchs der Sprüche* gesorgt. Hinzugetreten sind nämlich geistreiche Bemerkungen über das Wesen und den Bildungsgang der Spruchdichtung S. 73 bis 77 und Erläuterungen über ihre verschiedenen Gattungen, die מְשָׁלִים, מְלִיצָה und חִידוֹת S. 83 — 88; endlich haben die frühern Urtheile über Verfasser und Composition der Sammlung wesentliche Berichtigungen gewonnen. Sehr überzeugend wird gezeigt, dass C. 1 — 9 eine Sammlung parabolischer Poesieen von ein und demselben Meister, spätern Ursprungs jedoch, als die in Salomo's Zeitalter fallende Spruchsammlung 10, 1 — 22, 16, welcher sie als Einleitung vorausgesandt wurden, in sich fassen, und dass diese Fundamental-Sammlung in der Folge der Zeiten allmählig mit Anhängen jüngerer Erzeugnisse der gnomischen Poesie, zuerst dem Abschnitt 22, 17 — 24, 34, dann in Hiskia's Zeit mit dem neuen Spruchbuche 25, 1 bis 29, 27, zuletzt mit *Agur's* Sprüchen 30, 1 — 23 und denen unter *Lemuel's* Namen C. 31 vermehrt und vervollständigt wurde. Rec. weicht von dieser Ansicht nur in so weit ab, als er den ersten Anhang der Fundamental-Sammlung 22, 17 — 24, 34 auf den Verfasser des ersten Abschnitts C. 1 — 9 glaubt zurückführen und eine ursprüngliche Verbindung beider Abschnitte annehmen zu müssen, wozu ihn die vollkommenste Uebereinstimmung des Sprachcharakters, der dichterischen Behandlung und der vorherrschenden Lieblingsvorstellungen nöthigt. Wird man nun durch die trefflichen Erörterungen über den Bildungsgang des *Maschal* zu der Vermuthung geführt, dass dem natürlichen Verlaufe nach die vollendetste Ausbildung dieser Dichtart auf die unvollkommnern Versuche in derselben der Zeit nach werde gefolgt seyn, so findet man sich in dieser Erwartung durch den folgenden Abschnitt getäuscht, welcher die schon bekannte Ansicht, dass *der Hiob*, in welchem der Maschal seine höchste Vollendung erreicht hat, vormosaischen Zeitalters sey, ja selbst der erzählende Anfang und Schluss von der Hand desselben Dichters der Urzeit herrühre, gegen die in der neuern Kritik zur Herrschaft gelangten Vorstellung, dass dieses Denkmal dem Zeitalter des Exils seinen Ursprung zu verdanken habe, aufs entschiedenste in Schutz nimmt, und bloss die Reden des *Elihu* C. 33 — 37 für spätere Einschaltungen, wie deren auch in den Abschnitten C. 40 — 42 mehre Statt gefunden, glaubt erklären zu müssen. Als Gründe dieses Urtheils gelten auch jetzt noch die Behauptungen: dass die mosaischen Begriffe und Vorstellungen dem Vf. ganz unbekannt geblieben seyen, dass Gott in dem Gedicht *gar nicht als König* erscheine, ohne dass auch nur der Versuch gemacht würde, die Beweiskraft der von *Bernstein* nachgewiesenen, für das Gegentheil zeugenden Stellen zu schwächen; dann folgt der übereilte Schluss S. 164: weil nomadische Sitte und Verfassung sich im Gedicht kund geben, müsse es der *uralten* Hirtenzeit angehören. Nicht einmal der Hirtenzeit der Hebräer nach richtiger Schlussfolge, geschweige der uralten. Musste der hebräische Dichter, um nomadische Zustände mit Lebendigkeit und Treue festzuhalten, selbst den Hirtenzeiten seines Volks angehören, da ihm die unmittelbare Anschauung solcher Sitte und Art zu allen Zeiten, auch noch in denen des Exils, durch nahe angrenzende Hirtenvölker ungesucht dargeboten wurde, ja gar kein Hinderniss obwaltet, den Dichter des Hiob auf eben die Scene zu versetzen, in welche sein Gedicht verlegt wird, und ihn, verbannt vom Vaterlande, unter den Hirtenstämmen arabischer Grenzdistricte leben zu lassen? Nicht besser als die Begründung zeigt sich die Vertheidigung dieser Hypothese, welche den auf Thatsachen sich gründenden Einwürfen eine Combination von Möglichkeiten entgegenhält. Nur da möchte sie Beachtung verdienen, wo sie auf die aus einem chaldaisirenden Sprachcharakter des Denkmals genommenen Einwürfe antwortet S. 178 — 183. Bey dem Versuche nämlich, aus den Spracherscheinungen dieser Art Merkmale für das Zeitalter zu gewinnen, scheint nicht genug erwogen zu seyn, dass der poetische Ausdruck bey den Hebräern sich überhaupt stärker zum Aramäismus hinneigt, dass sich dieselben Erscheinungen in Gedichten wieder vorfinden, welche ihrem poetischen Charakter und allen innern Zeitmerkmalen nach den ältesten und blühendsten Zeiten des Staats angehören müssen, in dem Gesange der Deborah und dem Hohenliede; dass die Scene des Gedichts in Gegenden ver-

versetzt, wo eine stärkere Vermischung der Dialekte, des hebräischen mit dem aramäischen und arabischen, schon ihrer Lage nach muss vorausgesetzt werden. Endlich aber ist auch nicht zu verkennen, dass zu den Aramäismen gerechnet wurde, was sich mit gleichem Rechte zu den Arabismen ziehen liess und zum jüngern Sprachgebrauche, was entschiedene Zeugnisse der ältesten Schriftdenkmäler auf seiner Seite hat. Abgesehen jedoch von dieser, in poetischen Schriften immer etwas misslichen Art der Beweisführung, leitet unbefangene Kritik auf folgende sichere, bis jetzt wenigstens auf keine Weise widerlegten Ergebnisse: 1. Das Gedicht muss von einem Hebräer verfasst seyn, welchem die ältern Erzeugnisse hebräischer Poesie in der Psalmensammlung und dem Buche der Sprüche nicht unbekannt geblieben waren. 2. Es bezieht sich polemisch auf die im Pentateuch herrschende theokratische Vergeltungslehre, setzt also die Ausbildung der mosaischen Constitution voraus. 3. In den Zeiten seiner Entstehung hatte die Ausbildung der Künste und Wissenschaften schon eine bedeutende Höhe erreicht; namentlich muss der Maschal schon in den mannichfachsten Versuchen bey den Hebräern geübt und bearbeitet worden seyn, bevor diese Dichtart zu der Vollkommenheit gelangen konnte, welche sie im Hiob erreicht hat. 4. Es gehört Zeiten an, in welchen die Widersprüche der theokratischen Vergeltungslehre mit den täglichen Lebenserfahrungen schon das Bedürfniss nach einer Theodicee bey den Hebräern geweckt hatte. Diess Bedürfniss aber spricht sich durch Versuche einer Theodicee zuerst in solchen Psalmen und prophetischen Abschnitten aus, welche den Zeiten des Exils angehören. 5. Aus der Voraussetzung dieser Zeiten lässt sich auch der Sprachcharakter des Gedichts am leichtesten und ungezwungensten erklären. 6. Die Schönheit und dichterische Vollendung des Werks ist diesen Zeitverhältnissen vollkommen angemessen. Das Exil hat eine Reihe von Psalmen und weissagenden Reden (Jes. 13—14, 23. 21, 1—10. 40—66) hervorgebracht, welche, aus dem ästhetischen Gesichtspunkte betrachtet, zu den vorzüglichsten ihrer Art gehören. Nur was an erzählenden Zugaben dem Gedicht voraufgesandt und angehängt worden, auf den Dichter selbst zurückzuführen, wird sich Rec. niemals entschliessen können, da diese Zugaben, abgesehen von andern schon oft hervorgehobenen sehr erheblichen Abweichungen des Ausdrucks und der Vorstellungsweise, durch die ihnen zu Grunde liegende theokratisch-eudämonistische Vergeltungslehre in einen grellen Widerspruch treten mit der hellern Ansicht, welche der aufgeklärte Dichter will festgehalten wissen. Auch in ihrem mythologischen Satan kann er nur den Charakter desselben Wesens wieder erkennen, welches bey dem Chronisten *zur Sünde anreizt*, und bey Zacharia als lügenhafter *Ankläger* ausgezeichneter Menschen in der Versammlung der Himmlischen auftritt. Von den übrigen poetischen Schriften geben das *Hohelied* und die *Klaglieder* zu wesentlichen Veränderungen keine Veranlassung. Im *Koheleth* endlich ist es eine wirkliche Verbesserung, wenn die von *Herder* eingeführte Unterscheidung zweyer Stimmen oder zweyer streitenden Personen aufgegeben, und dafür die Einheit des Vfs., besonders aus einer feinsinnigen psychologischen Entwickelung der eigenthümlichen Composition des Buchs, zur vollsten Ueberzeugung gebracht wird.

Es würde am Schlusse dieser kritischen Berichterstattung der Versicherung nicht bedürfen, dass wir die unsterblichen Verdienste des Verewigten um die biblische Isagogik keineswegs verkennen oder zu schmälern gesonnen waren, hätten wir nicht blinde Nachbeter und enthusiastische Verehrer zu berücksichtigen, welche es nicht fassen können, dass entschieden ausgesprochner Tadel verfehlter Ausführungen und irre leitender Grundsätze mit einer solchen Anerkennung sich gar wohl vereinbaren lasse, und Verdienste, welche man auf ihr richtiges Maass zurückführt, dadurch nicht geschmälert werden. Dass aber diess geschehe, war nothwendig, damit nicht die Wissenschaft durch Anpreisung und Nachahmung glänzender Fehler in eine Richtung gerathe, welche ihren Verfall nach sich ziehen müsste, und es konnte jetzt um so offener geschehen, da der Tadel den nicht mehr verletzt, welcher sich zum Reiche des Lichts und der Wahrheit erhoben hat. Sein wahres Verdienst aber wird nur derjenige zu würdigen wissen, welcher sich die Zeiten ganz vergegenwärtigt, in welchen er zuerst mit seinem Werke hervortrat; wie er damals Ordnung und Licht verbreitete über eine heillos verworrene und düstere Masse von Material; wie er freymüthig aufzutreten wagte gegen die Vorurtheile eben so unkritischer als verketzerungssüchtiger Theologen, gegen den frivolen Spott vermeintlich aufgeklärter, der Wahrheit nach aber in beklagenswerther Unwissenheit und Oberflächlichkeit befangener Beurtheiler; wie er neben dem unvergleichlichen *Herder* Liebe, ja Begeisterung für schmählig vernachlässigte Studien bey Tausenden erweckte und die ehrwürdigsten Denkmäler des Alterthums ihrem wahren Werthe und Gehalte nach erkennen liess. Zugleich welch' einen schönen Fluss der Rede, welche Klarheit der Darstellung, welch lebendiges Gefühl, welchen Reichthum an Ideen, welche Vielseitigkeit der Kenntniss und des Geistes er in der neuen Grundlegung der Wissenschaft darlegte. Gewiss Vorzüge genug, um seinem Werke auch alsdann noch die Bewunderung zu sichern, wenn seine Fehler Keinen mehr blenden und irre leiten.

D. v. C.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1828.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Giessen, b. Heyer: *Lehrbuch des gemeinen in Deutschland gültigen peinlichen Rechts.* Von *Anselm* Ritter *von Feuerbach*, K. Baier. wirkl. Staatsrathe u. s. w. *Neunte*, verbesserte, vermehrte, zum Theil umgearbeitete Ausgabe. 1826. XXIV u. 542 S. 8. (2 Rthlr.)

Das Werk eines Mannes, der in der Behandlung der Criminal-Rechtswissenschaft zuerst dem Bedürfniss einer Zeit, welche höhere Ansprüche machte, abhelfend, eine neue Bahn vorzeichnete und mit dem lohnendsten Erfolge betrat, der sich eine allgemeine Autorität unter den Criminalisten geschaffen, wie fast kein anderer — ein solches Werk, das seit vielen Jahren in den Händen der lehrenden, lernenden und ausübenden Criminalisten sich befindet, erst jetzt dem gelehrten Publicum neuerlich zu empfehlen, oder das längst benutzte nach seinem System, seiner Eigenthümlichkeit, seiner Behandlungsweise schildern zu wollen, würde eine sehr entbehrliche Arbeit seyn. Die Zeit hat über dasselbe in der Art, wie es auftrat, und über die einzelnen Ausgaben bis zu der vorletzten, wo ein Stillstand gegen die fortschreitende Wissenschaft eintrat, ihr lobendes und anerkennendes, wie ihr tadelndes Urtheil ausgesprochen, und es kann hier nur davon die Rede seyn, die *neue Ausgabe* in ihrem Verhältniss zu den vorhergehenden und zu dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft zu betrachten, und das Lob, welches derselben gebührt, um so unbefangener zu begründen, je weniger weder die Vorliebe für den Vf., noch dessen Autorität und die Verehrung seiner Verdienste uns abhalten darf zu bekennen, wie auch die grössten Leistungen dem Wunsche noch Vieles übrig lassen, und die Wissenschaft gerade an diejenigen, welche viel vermögen, auch die grössten Forderungen machen dürfe. Es kann nämlich nicht geleugnet werden, dass es schmerzlich zu bedauern war, in einer Reihe neuer Ausgaben des Lehrbuchs, besonders der letztern (mit Ausschluss der vorliegenden neuesten) fast nur unbedeutende Aenderungen wahrzunehmen; die nothwendige neue *Umarbeitung* nach den Forderungen der Wissenschaft in ihren Fortschritten zu unsrer Zeit blieb aus, und man fand nicht einmal *das* verbessert, was unabhängig von neuern Grundsätzen und Entdeckungen, schon nach dem bisherigen Standpunkt der Quellen einer Revision bedurfte, selbst einzelne Fehler blieben stehen. Mögen sie auch zunächst damit entschuldigt werden, dass der Vf. einige Auflagen nicht *selbst* revidirte, so war es um so auffallender, sie auch in der 7ten Ausgabe wieder zu finden, welche der Vf., nach der Vorrede, selbst durchgesehen hatte, „um dem Publicum seine Dankbarkeit für die gute Aufnahme seines Werks zu bezeugen." Es war schmerzlich für die Anhänger dieses Mannes und seiner Werke, so manche Resultate neuer Bemühungen, welche durch die vereinte Thätigkeit Vieler gerade auch in unsrer Zeit im Criminalrecht zu Tage gefördert wurden, hier so sehr unbeachtet zu sehen, dass längst widerlegte oder wenigstens höchst zweifelhaft gemachte Sätze immer unverändert, nicht etwa als Folge *wiederholter Prüfung*, sondern *deshalb* in den neuen Ausgaben vorkamen, weil es dem Vf. an der nöthigen Zeit gebrach, sein Werk von Grund aus umzuarbeiten. Es hatte daher schon seit längerer Zeit aufgehört die vorzügliche Stelle einzunehmen, welche es früher behauptete und, wie bey seinem ersten Erscheinen, als Repräsentant der Wissenschaft in ihrer zeitgemäsen Gestaltung zu gelten. War es doch möglich gewesen, dass mehrere Angriffe gegen *Feuerbach* in den spätern Heften des *neuen Archivs* für Criminalrecht, ungeachtet ihrer Unbilligkeit und Unhaltbarkeit, doch von Manchen gebilligt werden konnten! Diesem Umstande verdanken manche andere, nicht allgemein gehaltvollere, aber mit der Zeit fortgeschrittene Arbeiten ihre allgemeinere günstigere Aufnahme; es wurde aber auch wirklich Besseres, obschon nicht frey von Einseitigkeit, von einem entgegengesetzten Standpunkte aus geleistet. Ausser der *eignen* Anerkennung dieser Nachtheile des Stillstandes ist besonders *einem* Umstande die bedeutende und vortheilhafte Umänderung der neuen Ausgabe zuzuschreiben. Seit fast fünf Jahren war der *allgemeine Theil* von *Martin's* Lehrbuch vorhanden, wenig beachtet, auch von dem *Verfasser*, als die erschienene *Fortsetzung*, der *besondere Theil* jenes lobenswerthen Werks, es zeigte, theils wie viel hier durch neue *quellenmässige* Behandlung geleistet sey, theils worin die schwachen Seiten des Feuerbach'schen Buchs, wenigstens in der Behandlung der *positiven* Lehre seyen. Es war natürlich, dass endlich auch der durch andre Berufsgeschäfte sehr in Anspruch genommene Vf., der unterdessen auch durch ein *anderes* Werk den Beweis abgelegt hatte, dass ihm das Zeit-

Zeitgemäſse nicht fremd ſey, zu der Ueberzeugung kam, er könne und dürfe um der Wiſſenſchaft, des Publicums und um ſeiner ſelbſt willen ſein Werk nicht ferner in der alten Geſtalt erſcheinen laſſen, und ſich alſo zu einer wenigſtens *theilweiſen Umarbeitung* entſchloſs. Dieſer *Einſicht* und der durch *Martin* gegebenen Anregung verdanken wir nun in der *neünten* Auflage ein gewiſſermaaſsen *neues Werk*, welches mit den Vorzügen der ältern Ausgaben viel neue verbindet, ohne gewiſſe Mängel der frühern zu theilen. Warum wollte aber der Vf., der ſo viele Beyſpiele edler Selbſtverleugnung gegeben hat, nicht offen bekennen, daſs innere Nothwendigkeit und Pflichtgefühl ihn zu ſolcher Umarbeitung veranlaſsten, da er doch das Werk ſelbſt ein *lange vernachläſsigtes* nennt? Thut er ſich nicht ſelbſt Unrecht, wenn er in der Vorrede zweymal hintereinander ſagt, daſs der *Zufall*, „daſs die Anzeige des Verlegers von der nothwendig gewordenen neuen Ausgabe gerade in dem Jahre eintraf, in welchem dieſes Buch ein volles Vierteljahrhundert ſeines Wirkens und zugleich deſſen Verfaſſer das halbe Jahrhundert ſeines Lebens zurücklegt" — und *dieſe Zufälligkeit*, welche in ihm manche Erinnerungen und Betrachtungen anregte, ihm als beſondere Aufforderung galt, ſeine freyen Stunden dem Werke zuzuwenden? Wir können es nicht verhehlen: *ſo* ſollte man nicht *denken*, und wenn man es thut, muthet man es Niemand zu, es öffentlich zu *ſagen*. Daſs ein Werk bey ſpätern Ausgaben einen den Fortſchritten der Wiſſenſchaft entſprechenden Charakter erhalte, iſt eine höhere Forderung und Nothwendigkeit, und ſolcher Vorzug darf ihm nicht erſt durch *Zufall* zu Theil werden. Hat es nicht vielleicht mancher Sträfling zu büſsen, daſs der Zufall nicht früher *den* Mann, deſſen Autorität ſo viele Praktiker folgen, veranlaſste, manche gefährliche, längſt von Andern gemiſsbilligte Behauptungen, z. B. über die Vermuthung des *dolus*, zurückzunehmen?

Nach dem im Eingange angegebenen Standpunkte, den die Beurtheilung dieſer neuen Ausgabe zu nehmen hat, wird es nothwendig, theils in einigen Punkten die neue Ausgabe mit den frühern zu vergleichen, theils einzelne Grundſätze und Folgerungen hervorzuheben und einige Betrachtungen daran zu knüpfen.

Gegen die Art, wie §. 4. das Criminalrecht in einen *allgemeinen* oder *philoſophiſchen* und einen *poſitiven* oder *beſondern*. Theil unterſchieden wird, iſt neuerlich von mehrern Seiten erinnert worden, daſs auch der allgemeine Theil auf poſitiven Beſtimmungen mit beruhe, ſo wie der beſondere auf ſolchen wenigſtens nicht ausſchlieſslich; aber der Vf. hat weder den §. 4 geändert, noch, was ſchlimmer iſt, die Behandlung der beiden Haupttheile ſelbſt, woraus ſchon früher ſo manche Uebelſtände hervorgingen, weil die Meinung, daſs *der* allgemeine Theil nicht auch poſitiv ſey, es *begünſtigte*, *beliebige* Anſichten ſtatt geſetzlichen Beſtimmungen hinzuſtellen. In §. 5. Not. *c* war in der frühern Ausgabe von der C. C. C. *Koch's* Ausgabe von 1800 als die *neueſte* citirt, unrichtig, weil damals 1823 ſchon die *ſechste* von 1816 da war; jetzt wird die *achte* als die neueſte citirt, wieder falſch, da ſeit dem eine *ſiebente* Ausgabe erſchienen iſt. Von *Pfiſter's Rechtsfällen* §. 7 N. *c* giebt es 5 nicht 4 Bände. Die *Geſchichte* des peinlichen Rechts wird §. 6 nur aus dem Geſichtspunkte einer *Hülfswiſſenſchaft*, wie früher, erwähnt, alſo das hiſtoriſche Princip des poſitiven Rechts auch jetzt noch nicht anerkannt: daher wird auch §. 8 die Geſchichte in der Anmerkung kurz abgefertigt, indem die Reſultate neuerer, §. 6 Not. *e* a. E. citirter Unterſuchungen nur mit der Bemerkung angeführt werden, daſs die geſchichtliche Entwicklung des Strafrechts doch auf keine Weiſe zu einer ſichern Grundlage für die Wiſſenſchaft oder die Geſetzgebung führe. Sie *allein* freylich nicht, aber *ohne* ſie würde eine lediglich philoſophiſche oder dogmatiſche Betrachtung im gewöhnlichen Sinne noch weniger ſicher ſeyn! Sollte der Vf. es nicht anerkennen, was beſonders im *Röm. Privatrecht* durch die geſchichtliche Behandlung in unſrer Zeit geleiſtet und was darüber ſo wiederholt ausgeſprochen iſt? Darüber läſst ſich aber auch nicht disputiren; wo ſchon die Grundanſicht ſo entgegengeſetzt iſt, fehlt die Baſis zu einem wiſſenſchaftlichen Streite, der nothwendig eine Uebereinſtimmung über gewiſſe Punkte fordert, von welchen man ausgeht. Wir bemerken darum auch nichts über die vielbeſprochene Theorie des *pſychologiſchen Zwanges*, welche der Vf. beybehält. In §. 22 iſt der Begriff eines *Verbrechens im engern Sinne*, wie in den frühern Ausgaben, ungenau angegeben. Es heiſst hier: „Unabhängig von der Ausübung eines Regierungsacts und der Erklärung des Staats giebt es *Rechte*. Dieſe, durch *Strafgeſetze geſichert*, begründen den Begriff eines *Verbrechens im engern Sinne*." — Nicht doch! ein Verbrechen iſt nicht *ein durch Strafgeſetze geſichertes Recht*, wie der Vf. auch nicht ſagen *wollte*, aber *ſagte* — ſondern es iſt die *Verletzung* eines durch Strafgeſetze geſicherten *Rechts*, wenn man *dabey* ſtehen bleiben will, wie es der Vf. thut. Zu ſehr widerrechtlichen Reſultaten führt das §. 32 aufgeſtellte Princip: ein Verbrechen ſey nur möglich an Perſonen, welche *im Schutz des Staats ſtehen*, andere, die Ausgeſchloſſenen, ſtänden auch auſser dem Schutz der Strafgeſetze. Allein das Straf-Recht und -Geſetz hat einen höhern Grund und Beſtimmung, als daſs es bloſs zum Schutz der Perſonen und ihrer Rechte im Staate und durch denſelben dient, was nur eine Conſequenz eines höhern Grundſatzes ſeyn kann. Eben ſo ungegründet iſt, nach allgemeinen Principien und nach dem gewöhnlich hier vernachläſſigten poſitiven Rechte, die §. 34 Not. *a* aufgeſtellte Behauptung der Strafloſigkeit deſſen, welcher einen zum Tode Verurtheilten umbringt, ohne durch Auftrag

des

des Staats bemächtigt (soll heissen ermächtigt oder berechtigt) zu seyn, weil er nicht als Mörder gegen das Recht des Andern auf Leben, sondern nur als Polizey-Uebertreter handle, worüber wir unsere Ansichten mit Gründen an einem andern Orte mittheilen. Auch der Satz: *Volenti non fit injuria*, ist einer Missdeutung fähig, wie dann die Behauptung der Straflosigkeit der Tödtung eines Menschen, der den Tod verlangt, auch nicht einmal in der *ersten* Ausgabe hätte stehen sollen. Allerdings beschränkt der Vf. den Satz auf Rechte, worüber der einzelnen Person die *Verfügung* zusteht: aber er hat es doch auch selbst jetzt für nöthig gehalten, die Behauptung des §. 83 der vorigen Ausgaben wegzulassen, „dass das Recht des Andern das *einzige juridische Hinderniss* unsrer Handlungen sey." Diess war allerdings falsch, denn das Hinderniss ist vielleicht das *Gesetz des Staats*, und ausser diesem *juridischen* Hinderniss und dem denkbaren *factischen* (*libertas quidem est naturalis facultas ejus, quod cuique facere libet nisi quod vi aut jure prohibetur* pr. S. de jur. Person.) giebt es noch ein wichtigeres *sittliches*, das auch das *Strafrecht* anerkennen muss. Aber wenn es zu billigen ist, dass der Vf. jenen gefährlichen Satz aufgegeben hat, so ist es um so weniger zu gestatten, dass sich dennoch die *Folgen* desselben gleichsam heimlich wieder einschleichen. Dahin gehört auch der Satz des §. 40. II., dass an *Fremden* ausserhalb des Staats nicht Verbrechen begangen werden, da ja, wie gesagt, der Grund der Strafbarkeit nicht allein in der Rücksicht auf das Object des Verbrechens, sondern auf das Staats-Gesetz liegt, welches an sich unverbrüchlich seyn soll und Gehorsam fordert.

Durch die neue, offenbar bessere Bearbeitung der Lehre der *culpa* §. 55 fgg. sind die Fehler der frühern Ausgaben beseitigt, namentlich der §. 54 immer wieder von neuem abgedruckte Satz, „dass die Verbindlichkeit, deren Verletzung den Begriff der *culpa* bestimme, in der Nothwendigkeit bestehe, *alle Handlungen zu thun oder zu unterlassen*, woraus, nach den Gesetzen der Natur, eine Rechtsverletzung entstehen kann." Es hätte nämlich heissen sollen: „*keine* Handlungen *vorzunehmen* und *alle* zu unterlassen, woraus u. s. w." Hingegen ist jetzt §. 58 Not. *a* die unhaltbare Behauptung aufgestellt, dass das, was rücksichtlich privatrechtlicher Folgen gesetzlich sey, *magna culpa dolus est*", um so mehr im Strafrecht Anwendung finden müsse. Im Civilrecht, wo nur die Verpflichtung zum Schadensersatze zur Sprache kommt, ist es natürlich und hat seine guten Gründe, dass nicht bloss der absichtliche, sondern auch der durch grobes Versehen gestiftete Schaden vollständig vergütet werden müsse; aber wesentlich verschieden von diesem Gesichtspunkte sind die Gründe der *öffentlichen Strafbarkeit*; die Begriffe von *dolus* und *culpa* sind hier in der Wissenschaft zu *scharf* getrennt, und auch für die Strafgesetzgebung sind die psychologischen Gründe des Entstehens bey dem *Vorsatz* und der *culpa* nothwendig so verschieden, dass es weder nach allgemeinen Rücksichten, noch nach den Gesetzen gebilligt werden kann, *lata culpa* mit *dolus* gleichzusetzen, was auch wegen der gefährlichen Folgen des Vfs. Absicht nicht seyn kann, wie er auch bey der Strafbestimmung selbst seinen Grundsatz nicht anwendet. Das vom Vf. schon so oft gegebene Versprechen, an einem andern Orte befriedigend mit *nein* zu beantworten, ob die Gesetzgebung Grund haben könne, die *culpa dolo determinata* geringer als *dolus indeterminatus* zu strafen, ist auch jetzt nicht gelöst, sondern nur §. 60 Not. *b* wiederholt gegeben worden, was nicht zu billigen ist, öftere Verheissungen in Büchern zu machen, die doch keine Gelegenheitsschriften seyn sollen. Der §. 60 der frühern Ausgaben, welcher die *praesumtio doli* vergebens zu rechtfertigen sucht, ist jetzt *mit der Präsumtion* selbst weggeblieben, wovon zu §. 87 mehr zu erwähnen ist. Bey der Lehre der Criminalverjährung findet sich §. 64 Not. *c* wieder die Bemerkung, es lasse sich *geschichtlich* erweisen, dass es noch keine Criminalverjährung in *Cicero's* Zeitalter gegeben habe. Bey der Art, wie der Vf. von der Rechtsgeschichte denkt, muss man sich entweder darüber wundern, wie so zufällig und beliebig hier und da einmal eine historische Notiz mitgetheilt wird; oder auch wieder fragen: warum sie hier gleichsam *geheimnissvoll* erfolgt? „Es lässt sich erweisen" — aber wir hätten lieber den *Beweis selbst* um so mehr, als ihn der Rechtsgeschichte schuldig zu bleiben und das Criminalrecht vernachlässigen. Warum citirt der Vf. nicht wenigstens *Cicero's Rede pro C. Rabirio perduellionis reo*, worin dieser wegen eines vor 36 Jahren angeblich begangenen Verbrechens öffentlich Angeklagte vertheidigt wird, ohne dass die *Verjährung* mit als ein Defensions-Grund geltend gemacht wird. Diese Lehre erwartet eine ihr demnächst zu Theil werdende Revision eines *Civilisten*, der seinen vorzüglichen Beruf hierzu bereits bethätigt hat. Zu §. 65 bemerken wir als Beweis, wie viel besser es sey, sich an die Quellen zu halten, dass die Verjährung von 5 Jahren, nach den von dem Vf. selbst im Abdrucke mitgetheilten Stellen, für alle Vergehen gegen die *Lex Julia de adulteriis* Statt findet, nicht nur für die, wie es im Buche heisst, durch gesetzwidrige Befriedigung des Geschlechtstriebes begangenen, wenn sie nicht zugleich eine Verletzung *persönlicher Rechte* (soll heissen: Verletzung der Person selbst, oder ihrer Rechte) enthalten. Die Stelle selbst handelt gerade über die Frage von der Verjährung solcher Verbrechen, wodurch jemand nicht *seinen* Geschlechtstrieb befriedigt, z. B. des *leno*, und derjenigen, „*qui domum suam stupri causa praebuerunt.*" In der Lehre der *Infamie*, welche ungeachtet des dringenden Bedürfnisses unverändert geblieben ist, findet man auch diessmal wieder nur im Ganzen dunkle Andeutungen und Hinwei-

weisungen auf eine besondre erforderliche Ausführung, „die hier nicht am Orte sey." Man muss es bedauern, dass der Vf. diese nicht geliefert hat und dass er die neueste Schrift von *Marezoll*, welche nicht nur für das *Römische*, sondern auch für das *einheimische* Recht in dieser Lehre so wichtig ist, unbeachtet, ja nicht einmal in der Literatur-Angabe genannt hat. Das Schwierigste in dieser Lehre liegt mehr in der nur mittelst eines historischen Studiums möglichen *Vermittlung der Principien der verschiednen Rechte*, als in der Ausmittlung der Grundsätze der besondern Rechte selbst. Auch ist in Beziehung auf solche Hinweisungen und Andeutungen u. s. w. zu bemerken, dass dem akademischen Lehrer, der sein Lehrbuch erläutert und der seine methodischen Gründe haben kann, nicht Alles im *Buche* selbst ausführlich mitzutheilen, eine mit der mündlichen Erörterung in Verbindung stehende Freyheit erlaubt sey, welche keineswegs in dem Grade andern Schriftstellern gestattet werden kann, die zum Schreiben nicht durch ihren äussern Beruf aufgefordert werden; folglich, wenn sie es thun, auch ihre Meinung so gut als möglich bestimmt und begründet hinstellen sollten. — In der Lehre von den *Gründen der absoluten Strafbarkeit* ist die Darstellung der Gründe der subjectiven Strafbarkeit §. 84 — 91 neu bearbeitet, und hat dadurch, wie zu erwarten war, gewonnen; was wir aber nicht zugeben, sind Consequenzen der Theorie des Vfs.: so namentlich, dass der Zweck des Strafgesetzes in eine Einwirkung auf das Begehrungsvermögen, zu Verhinderung der Rechtsverletzungen, folglich deren Entstehung auch lediglich in das Begehrungsvermögen gesetzt wird, wie dann auch hier, wie in andern Lehren, überall Gemüth statt *Geist*, *Willen*, *Einsicht*, und überhaupt diese an sich verschiednen Ausdrücke ohne gehörige Unterscheidung gebraucht werden. Der Vf. stellt hier die Vermuthung der *Zurechnungsfähigkeit* als Regel auf; §. 86 bemerkt nun aber gegen seine frühere Ansicht §. 87, dass daraus nicht nothwendig die *praesumtio doli* folge. Rec. ist damit um so mehr einverstanden, je länger er bereits den Wunsch hegte, dass es dem Vf. gefallen möge, mit Beachtung dessen, was in neuerer Zeit dagegen gesagt worden ist, seine frühere gefährliche Behauptung zurückzunehmen. Wer es weiss, welche fürchterliche Folgen bey trägen Richtern, die sich statt sorgfältiger Ausmittelung aller Umstände lieber mit der *Vermuthung des dolus* behelfen, zumal wenn sie dabey auf die *Autorität eines berühmten Mannes* sich berufen können, statt die Quellen und neuern Forschungen zu studiren — auf die Praxis haben, der muss es ernstlich beklagen, dass der Zufall, welcher die Umarbeitung veranlasste, nicht früher sich zugetragen habe. Die Schriften, welche Not. * citirt werden, *Wening* und *Borst*, waren ja längst zugänglich, und die Gesetze doch auch: es fällt also nicht nur die Behauptung der frühern Ausgaben, dass diese Präsumtion durch L. 1. *Cod. ad leg. Cornel. de sicariis positiv* begründet sey, sondern auch, dass *Grolman* den Satz gründlich erwiesen habe, hinweg; nicht minder war es nun aber nothwendig, die Präsumtion der *Zurechnungsfähigkeit* auf *andre* Weise als früher zu rechtfertigen, wo sie nämlich §. 90 durch die *Analogie der Präsumtion* des *dolus* erwiesen werden sollte. Diess war schon darum zu missbilligen, weil, selbst die Rechtmässigkeit der Vermuthung des bösen Vorsatzes zugegeben, die *Gründe* beider gänzlich verschieden sind, und weil demnach aus der einen so wenig die andere folgen konnte, als umgekehrt jetzt etwa die *Zurücknahme* der einen die andere *entkräftet*. Die Imputationsfähigkeit, welche zu den allgemeinen Voraussetzungen der Strafbarkeit überhaupt gehört, wird aber wirklich, und zwar deshalb zu präsumiren seyn, weil der Umstand, dass ein Mensch seiner geistigen Kräfte mächtig sey, der regelmässige, und die Geistesabwesenheit u. s. w. Ausnahme ist, welche als solche zu erweisen ist, während eine davon wesentlich verschiedene Frage ist, ob der *überhaupt mit Willen* handelnde Mensch auch gerade *diesen bestimmten Erfolg* gewollt habe, oder ob *dieser*, *ohne* seinen Willen, aus seiner in *anderer Absicht* unternommenen Handlung entstanden sey? was einer Untersuchung bedarf, wobey die vom Vf. §. 87 angegebenen Umstände zwar zu beachten, aber nicht die *einzigen* sind, und allerdings ein näherer Beweis, wenn er möglich ist, auch Statt finden muss, dessen Herstellung nach unserm Process eine *Pflicht* des Untersuchungs-Richters ist. Mit Recht nimmt der Vf. diessmal Rücksicht auf die in neuerer Zeit gangbar gewordenen Theorieen der *Aerzte* und *Psychologen* rücksichtlich angeblicher Unzurechnungsfähigkeit gewisser Personen, welche vermöge besonderer Triebe zur *Brandstiftung*, *Entwendung* u. s. w. geneigt sind, und entscheidet sich richtig *gegen* die zu weite Ausdehnung, deren Resultat völlige Straflosigkeit in vielen bedenklichen Fällen und Verachtung des Gesetzes seyn müsste.

(*Der Beschluss folgt.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1828.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Giessen, b. Heyer: *Lehrbuch des gemeinen in Deutschland gültigen peinlichen Rechts*, von *Anselm* Ritter *von Feuerbach* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Neu bearbeitet ist §. 97 ff. *die Lehre der allgemeinen Milderungsgründe*. Indess scheint hier unter andern die Grenze zwischen *versuchten Verbrechen* und *Mangel am vollen Thatbestande*, nicht überall beobachtet zu seyn. Die Grundsätze, nach welchen der Richter bey *unbestimmten Strafgesetzen* verfahren soll, um eine der Eigenthümlichkeit des Falles angemessene Strafe herauszubringen, sind §. 102 ebenfalls mit Berücksichtigung der Ansichten Neuerer, besonders *Martin's*, modificirt; wenn aber der Vf. die Bildung einer *Analogie* überhaupt eines innern Zusammenhangs der Grundsätze unsers gemeinen Rechts deshalb für unmöglich hält, weil dessen verschiedene Bestandtheile jeder seinen eigenen *Geist* hätten (den jeder, nach verschiedener Beschaffenheit seiner Augen in dieser oder jener Gestalt, oder auch gar nicht sieht) und deshalb eine eigne Theorie nach allgemeinen Principien aufgestellt wissen will, so muss man bemerken, dass der Vf. sich selbst zu denen bekennt, die diesen, allerdings vorhandenen Geist nicht sehen; dass ferner hiernach überhaupt kein *gemeines*, weder *Civil-*, noch *Criminal-* ja selbst kein *Germanisches Recht* angenommen werden dürfte, und dass also auch hier wieder die geschichtlichen Notizen des positiven Rechts unbeachtet geblieben; endlich, dass nach jener allgemeinen Theorie die sonderbarsten Resultate an verschiedenen Orten zum Vorschein kommen müssen. Hier wird nämlich §. 103 die Gefährlichkeit der Handlungen für den Rechtszustand als allgemeiner Rechtsgrund und somit auch Maassstab der Beurtheilung der Grösse der Strafbarkeit angegeben: allein, da andere möglicherweise nur jenen *ersten* Grundsatz der *Bildung einer eignen Theorie*, aber nicht *diese selbst*, dem Vf. zugeben, sondern sich vorbehalten, darüber *ihre* individuellen Ansichten geltend zu machen, so wird man, wie auch von Andern bemerkt ist, bald Urtheile erfahren, die der Ansicht der Gesetzgebung völlig entgegen sind. Dass der *dolus* stets durch eine *sinnliche* Triebfeder bestimmt werde, §. 118, ist nur so weit richtig, als man *sinnlich* in einem andern, als dem *gewöhnlichen* Sinne nimmt. Gegen §. 121 Not. *a*. ist auch jetzt zu erinnern, dass es eine harte und ungerechte Abfertigung der Gegner ist, wenn der Vf. behauptet, sie hätten durch Verwechselung gewisser Sätze *geglaubt* gegen ihn zu streiten. Es ist gegen ihn viel und mit Erfolg gestritten worden, und da Niemand unfehlbar ist, da die Wissenschaft fortschreitet, und ihre Resultate nur durch vereinte Thätigkeit der Besten gefördert werden, so bleibt es ja nicht minder Feuerbachs grosses Verdienst, auch viele gründliche Forschungen *Anderer* veranlasst zu haben. Ja wenn selbst der grössere Theil seiner Behauptungen von Philosophen oder Rechtsgelehrten, seine Theorie und seine Methode nicht mehr wie *einst*, betrachtet werden sollten, so würde das Verdienst Feuerbachs für sein Jahrhundert und für länger dadurch nicht vermindert seyn. Um so höher muss aber solch ein Mann über der gewöhnlichen Empfindlichkeit stehen, die leider auch hier wieder öfters hervortritt. — Wir gehen zum *besondern Theil* über, müssen aber kürzer bey demselben verweilen und demnach, mit Uebergehung manches Lobes, welches der Ausführung vieler Lehren gebührt, wieder auf Einzelnes, besonders Neues, aufmerksam machen.

Bey dem *Hochverrath* ist auch hier, §. 165, die früher gegebene Theorie der *drey Staatsverträge*, des *Vereinigungs-*, *Unterwerfungs-* und des *Verfassungs-Vertrags* beybehalten worden. Da diess aber durchaus willkürlich ist, die Gesetze auf diese Unterschiede nirgends Rücksicht nehmen, die Bestrafung aller Arten des eigentlichen Hochverraths dieselbe ist, so scheint die Deutlichkeit der Darstellung dadurch nichts zu gewinnen, dass man sich unnöthigerweise in ein Gebiet von Controversen begiebt. Die Lehre der *Majestätsbeleidigung* ist zweckmässig umgearbeitet; in so fern sich namentlich nach Röm. Recht hier die Grenze zwischen diesem und dem vorhergenannten und andern Verbrechen oft nur schwer ziehen lässt, hat der Vf., zum Theil wenigstens, die Praxis für seine, von *Martin* vielfach abweichende Darstellung. Bey den *Münzverbrechen* sind einige durch *Martin* veranlasste Zusätze. Bey dem *crimen ambitus* sollte eine kurze *historische* Darstellung nicht fehlen. Eben so bey dem *Zweykampf*, wo nicht nur einige Bemerkungen *gegen* die Unterschiede der Strafbarkeit, namentlich der verschiedenen Arten der Theilnahme vermisst werden oder Zweifel erregen, sondern auch die §. 198 Note *a*. nun

nun schon so oft wiederholte Anklage, „dass in einem bestimmten, dem *Vf. bekannten Lande* Mitglieder höherer Behörden Duelle offenkundig und ungestraft begehen und sich dessen rühmen dürfen" zu der Frage veranlasst, warum diess in einem *Lehrbuch* steht, und der Vf. nicht vielmehr suche, dem Unwesen steuern zu helfen? Wenn der Lehrer nicht bloss das Duell *criminalistisch* betrachten will, wozu ihm diese Note durchaus *entbehrlich* ist, sondern auch pflichtmässig seine Zuhörer vor einem gerade auch bey *ihrem Stande* herrschenden Vorurtheil zu warnen bemüht ist, so steht ihm diese Note stets im Wege, und es ist geradezu zu bemerken, dass sie grossen Schaden stiftet. Die drey Arten der §. 194 ff. erwähnten *Befreyung eines Gefangenen* fallen unter so verschiedene Gesichtspunkte, dass sie kaum passend sämmtlich hier zusammengestellt werden. Bey dem *Urphedebruch*, dem *Aufruhr* sind einige gute Aenderungen. Die Bestimmung des Unterschieds von *Mord* und *Todtschlag*, §. 215, entspricht auch jetzt noch nicht den *Quellen*, so wenig als die Bezeichnung des *qualificirten* Mordes. Auch lassen sich noch immer gegen die §. 226 angegebene Auslegung des Art. 148, wonach in dem bekannten bestrittenen Falle der Urheber der *letzten* Verwundung als Todtschläger betrachtet werden solle, gegründete Zweifel erheben. Der *Selbstmord* wird besser im *allgemeinen Theil* erwähnt, wie dieses auch einige Neuere gethan haben. Die Lehre der *Körperverletzung*, des *Menschenraubes* und der *Entführung* haben einige im Ganzen zu billigende Aenderungen und Zusätze erfahren. Bey den *Injurien* ist die Not. *a*. §. 175 gegen *Rosshirt*, der sich bemüht hat, den Standpunkt des *Röm. Rechts* mehr hervorzuheben, ungerecht, und wieder nur aus dem bloss dogmatischen Standpunkt zu erklären, den dieses Buch befolgt. Hier ist aber in der That das Römische Recht nicht bloss *Curiosität*, da die Lehre der *gemeinen Injurien* im Ganzen nur auf Römischen Quellen und der Praxis, nicht auf *einheimischer gemeinrechtlicher* Gesetzgebung beruht, folglich gerade hier eine nur auf historischem Wege zu bewirkende Vermittlung verlangt werden muss. Die Lehre vom *Pasquill* ist ebenfalls richtiger dargestellt; die *Gotteslästerung* wünschten wir, so wenig wie die *turbatio sacrorum* zu den Injurien gestellt zu sehen. Auf die jetzt besser berücksichtigten Quellen hat *Martin* aufmerksam gemacht. Auch die Lehre vom *damnum injur. datum* ist zweckmässig nun dargestellt. Bey den *Entwendungen* besteht die wichtigste, längst auch gewünschte Aenderung in der Zurücknahme der früher, ganz ungesetzmässigen Behauptung des unbedingten Rechts, einen nächtlicherweile im Hause betroffenen Dieb zu tödten. Weder das Röm. Recht noch die C. C. C. unterstützten des Vfs. Behauptung. Wenn er nun seine neue, von vielen Andern längst aufgestellte Ansicht aus den einfachen Worten des stets zugänglich gewesenen Art. 150 ableitet, so ist es auffallend, dass er jetzt *Grolman* nicht anführt, der sich in allen frühern Ausgaben gefallen lassen musste, hier als einer citirt zu werden, welcher Behauptungen aufstelle, „die *sich* nirgends in den Quellen finden." Ueber die *Stellung* der einzelnen Verbrechen im *Systeme*, und die Classification der Unterarten einer und derselben Verbrechens-Gattung müssen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, alle weitere Bemerkungen unterdrücken; indess ist es bey der Lehre vom *Diebstahl* anzuerkennen, dass sie durch die Veränderung den gemeinen Diebstahl, nicht wie bisher, *zuletzt*, sondern *vor* den *ausgezeichneten* Arten vorzutragen, sehr viel gewonnen hat; wenn auch nicht in dogmatischer, doch in methodischer Hinsicht. Die Rückkehr zu des Vfs. ursprünglicher Ansicht über die Bestrafung des f. g. *dritten Diebstahls* nach Art. 162, gegen die spätere nach *Konopak* veränderte, ist gleichfalls durch *Martin's* Vorgang zwar veranlasst, aber, wie sich gewiss darthun lässt, nicht *gerechtfertigt*. Die Bestimmungen der C. C. C. über die Bestrafungen der *Kirchenräuber* theilt nun der Vf., und mit Recht *so* mit, dass er zugiebt, das *Religionsbekenntniss* des *Verbrechers* komme jetzt so wenig, wie das des *Richters* in Betracht: denn der Grund der Strafe, die hier aber nicht vertheidigt werden soll, ist nach dem Gesetz die *objective*, nicht die *subjective* Grösse der Verletzung. Für die Nothwendigkeit, dieses anerkennen zu müssen, rächt sich der Vf. in §. 347 Not. *a*. Hoffentlich sind seine Besorgnisse ungegründet, auch wollen ja die Gegner keinesweges die mildere, und in den Ansichten der Zeit gerechtfertigte Praxis verdrängen, sondern nur dem Gesetz selbst sein Ansehn verschaffen, eine Bemühung, worin ihnen im Allgemeinen vorausgegangen zu seyn, eines der grossen Verdienste des Vfs. ist. Bey dem *Raube*, der *Brandstiftung*, *Verletzung des Rechts aus Verträgen*, dem *Ehebruche* ff., sind einige, nicht unerhebliche Verbesserungen. Hingegen seine Ansicht über das, was zur Vollendung dieser und anderer Arten von Verbrechen, welche unter die *Lex Julia de adulteriis* fallen, gehört, hat er nicht geändert. Eben so sind die folgenden Lehren der bey ihm f. g. *materiell* und *formell vagen* Verbrechen in vieler Hinsicht besser und quellenmässiger bearbeitet. Bey dem *Meineid* kommt §. 422 Not. *d*. eine Erörterung vor, die wie, abgesehen davon, ob es ihm gelungen, namentlich gegen *Mittermaier* seine Ansicht durchzuführen, *mehrere* wünschten, so gründlich und zweckmässig hier viel in engen Raum zusammengestellt ist, und giebt einen Beweis, welchen Grad von Güte und wissenschaftlichem Werth das Werk haben könnte, wenn der Vf. seine Zeit und Kraft demselben im reichern Maasse zuwenden konnte. Dass bey der *Grenzverwirrung* der Unterschied des *einfachen* und *qualificirten* Verbrechens nicht beybehalten ist, der auch bey so vielen andern Verbrechen fälschlich aufgestellt wird, hat man wieder *Martin* zu verdanken, welcher in neuerer Zeit das Princip, wonach man in Ansehung der Strafbestimmungen des gemeinen Rechts, einfache und qualificirte Verbrechens-Arten unterscheiden darf, wieder eingeschärft hat. Auch die Lehre der

Ca-

Calumnie ist verbessert und vermehrt. In den Veränderungen und Vermehrungen der Lehre der von ihm s. g. *Polizey-Verbrechen*, so wie besonders die *Verbrechen der öffentlichen Beamten*, wo mehrere *sonst übergangene Fälle* behandelt werden, ist ebenfalls *Martin* ein Vorgänger gewesen.

Eine Umarbeitung des *Criminal-Processes* hatte der Verfasser gleichfalls gewünscht, aber nicht mehr vornehmen können; indess fehlt es auch hier nicht an *einzelnen* guten Veränderungen, so wie auch die Lehre vom *Untersuchungs-Processe* umgearbeitet ist. Was man am meisten vermisst, sind gehörige Nachweisungen aus den *Quellen* und besonders aus den *Schriften der Praktiker* jener Zeit, wo sich der gemeine Criminal-Process mehr ausbildete. Wie viel aus diesen zu entlehnen und zu lernen sey, sehen wir jetzt aus *Biener's Beyträgen zur Geschichte des Inquisitions-Processes*.

Der beschränkte Raum, welcher dieser Anzeige vergönnt ist, erlaubt nicht, in alle Einzelnheiten einzugehen, weder um jede Stelle anführen zu können, wo der Vf. sich bemüht hat, dem Werke eine grössere Vollendung zu geben, noch um über einzelne ältere oder neuere Behauptungen mit ihm zu disputiren. Schon das bisherige reicht hin, um zu zeigen, wie sorgfältig der Vf. diesesmal im Nachtragen, und im Benutzen neuerer Ansichten, und der wissenschaftlichen Fortschritte, verfahren sey. Die Grundansichten, das System u. s. w. sind auch allgemein bekannt, und es kann hier so wenig die Absicht seyn, auf diese, als auf die abweichenden Ansichten Anderer erst die Kenner aufmerksam zu machen. Das Buch ist in seiner jetzigen Gestalt ein *vortreffliches*, und wird sicher in einer wiederholten Bearbeitung wieder das *erste in seiner Art* seyn. Zu wünschen wäre freylich auch eine theilweise Aenderung eben der *Art* selbst, d. h. ein wirkliches Anerkennen des *historischen Princips*, welches in Verbindung mit einer *richtigen Philosophie* dem dogmatischen erst seinen wissenschaftlichen Grund gewahrt. Und dieses ist um so mehr eine Forderung der Zeit, da das gemeine Criminal-Recht doch mehr *doctrinelle* als *praktische* Wichtigkeit hat, und dieses künftig in noch höherm Grade der Fall seyn wird. Die Aufgabe der Wissenschaft wird sich vermehren je grösser die Zahl der *besondern Gesetzgebungen* wird, deren Verbindung mit dem ältern Recht fast nur noch auf *wissenschaftlichem* Wege erhalten werden *kann*, aber auch *muss*. Auch bleibt das Geschichtliche besonders auch von dem *legislativen* und *politischen* Standpunkte aus, von hoher Wichtigkeit. Fallen aber mit dem *praktischen* Interesse, auch jene *wissenschaftlichen* hinweg, so ist nicht zu berechnen, welchen Nachtheil einst die Beschränkung auf das *Studium geltender Particular-Rechte* haben kann. *Dagegen* muss uns der *bessere Geist* schützen, und *das* was in solchem von *denen* geleistet wird, welche dazu berufen sind.

Berlin, b. L. Oehmigke: *Moral und Religion in der Gerechtigkeitspflege.* Ein Versuch von dem Justizrath *Wiese* zu Rathenow. 1825. VIII u. 190 S. kl. 8.

Dass es mit der Gerechtigkeitspflege am besten stehen werde, wenn sämmtliche Justizpersonen nicht bloss Rechtsverständige und gesetzmässige Beamte, sondern überdiess durchaus sittliche und religiöse Menschen seyn werden, dass mithin von der Verbreitung der Moral und Religiosität unter ihnen ein weit grösserer Erfolg zu erwarten sey, als von allen Verbesserungen der Gerichtsordnung und Umgestaltung des Gerichtswesens, das ist der Gegenstand der Ausführung des Vfs., welche kaum Jemand in der Hauptsache zu bestreiten gesonnen seyn wird. In mehrern Nebendingen möchten allerdings die Allermeisten wohl andrer Meinung seyn. Dass einzeln stehende Unterrichter überhaupt der collegialischen Einrichtung der Untergerichte vorzuziehen wären, dass ein *Forum exemtum* darum löblich sey, „weil die Angelegenheiten der eximirten Stände in der Regel von der Beschaffenheit wären, dass sie, vermöge ihrer Wichtigkeit und nicht seltenen Verwickelung, wovon der Grund theils in der Natur dieser Gegenstände, theils in den besondern Verhältnissen mehrerer eximirten Stände, vorzüglich der Staatsbeamten, zum Staate liege, eine genauere Behandlung und tiefere Erwägung erforderten, als die gewöhnlichen Geschäfte der Untergerichte, die, aufrichtig gestanden, in der Regel so angethan wären, dass ihre Behandlung kein so tiefes Eindringen in die Rechtswissenschaft erfordert," wird nicht leicht Jemand zugestehen, der z. B. den Sitzungen des Stadtgerichts und Oberlandesgerichts zu Magdeburg, Stettin, Frankfurt, Breslau u. s. w. beygewohnt. Immer würde daraus nur eine Verschiedenartigkeit der Behandlung der Gegenstände, keine Verschiedenheit des persönlichen Gerichtsstandes folgen. Der Vf. ist ganz augenscheinlich im Bewusstseyn, auf seiner Stelle seinen Beruf zu erfüllen und weniger leisten zu können, wenn er nicht so frey handeln könnte, von Vorliebe für eben diese Stellung eingenommen, und geht über diess in seinem Eifer für das Gute zuweilen zu weit. So z. B. wird es kein Mittel zur Förderung des Reiches Gottes abgeben, wenn der Richter eine Partey auch vermag, lieber einen irdischen Vortheil aufzugeben, als seinen Gegner einen falschen Eid ableisten zu lassen. Ein Richter, der darauf ausginge, würde weit die Grenzen seines Amts überschreiten. Mitunter sind die Vorstellungen des Vfs. auch nicht klar geworden, und es kommen Begriffe vor, welche davon handgreifliche Beweise geben. Die Eintheilung des Egoismus in den logischen, moralischen und Geldegoismus ist ein eben so verworrener Gedanke, als der wiederholentlich vorkommende Ausdruck: Moralstolz. Nichts desto weniger wünscht Rec. recht sehr, dass jeder Jurist diese Schrift lesen und — beherzigen möge. Denn das blosse Lesen thut freylich nichts; auch werden diejenigen, welche

che keinen Sinn für die Denk- und Handlungsweise des achtbaren Vfs. mitbringen, das Buch bald aus der Hand legen, und sagen: das sollte mir fehlen, dass ich mich so abmühte, so nur meinem Berufe lebte, so dem Amte fröhnte und das Amt nicht für mich brauchte, meine Resource und l'Hombre-Partie hintenansetzte, und mich aus einem geniessenden Weltmanne in einen mühseligen Arbeiter umwandelte. Allein es giebt auch Viele, welche wohl Empfindung für das Edlere und Bessere haben, und denen es zur Ausbildung derselben nur an Aufmunterung, Vorbildern und deutlicher Erkenntniss mangelt. Diese werden viel Nahrung in dem vorliegenden Werke finden. Sie werden da die Bekanntschaft eines Mannes machen, der seine eigene Stellung ganz kennt und ausfüllt, der die Missbräuche und Abwege derselben sorgfältig vermeidet, und der es zum Motto seines Lebens gemacht hat, mit dem ihm anvertrauten inneren und äusseren Pfunde für die Ewigkeit zu wuchern. Die Summe seiner, hier ausgeführten, Ansichten drückt er selbst so aus: „Nicht das technische Element der Gerechtigkeitspflege scheine ihm das Heil derselben zu begründen, wenn nicht dabey die Vorherrschaft des politischen anerkannt, und Moral und Religion aller innern Politik zum Grunde gelegt würde, gleich wie sie in dem heiligen Bündnisse als Grundlage der äusseren Politik anerkannt worden sind." Wie hieraus die Erhebung des Materiellen über das Formelle in der Geschäftsführung, die Belebung des *nobile officium judicis*, der Eifer für Gerechtigkeit und deren Förderung, die Bereitwilligkeit und Dienstfertigkeit für alle Arbeiten und Handlungen zu deren Aufrechthaltung sich entfaltet und kräftiget, und wie sehr das bloss auf Legalität achtende, und selbst diese oft bey Seite setzende, Treiben einer nicht geringen Zahl von Justizbedienten dagegen absticht, hat der Vf. mit hellen Farben geschildert. In diesem Geiste war es auch natürlich, dass er alle Justizeinrichtungen verabscheut, welche bloss Schein für Wahrheit geben und mit der Gerechtigkeitspflege ein Schauspiel treiben, bey welchem sorgfältig verhütet wird, dass Niemand hinter die Coulissen sehe, vielmehr die Zuschauer in dem Wahne erhalten werden, die Bühne stelle das Leben dar. Das Plädojiren und die Jury sprechen ihn aus diesem Grunde nicht an, aber nicht bloss wegen seines heterogenen Gemüths, sondern aus Gründen, deren Fassung beweist, dass auch der Verstand diesen Dingen auf den Grund gesehen habe. „Die wahre Oeffentlichkeit besteht nicht darin," sagt der Vf., „dass bey offenen Thüren vor Jedermann, es mag mit seiner Vernunft bestellt seyn, wie es will, er mag nähere Kenntniss von den Dingen haben oder nicht, er mag aus Langerweile oder aus Interesse, aus Leidenschaftlichkeit und Parteylichkeit oder aus Gerechtigkeitsliebe in dem Gerichtssaale erschienen seyn, hin und her geredet und darauf ein Urtheil gesprochen wird, sondern darin, dass Jeder, der bey der Sache ein Interesse hat, oder daran zu nehmen berufen ist, sich in den Stand gesetzt sieht, darüber gründlich urtheilen zu können und urtheilen zu lassen. Dazu dient allein die Schrift, welche nicht verhallt; dazu dienen die Erkenntnisse, welche mit Gründen gegeben werden müssen." — — Eine Jury kann bloss meinen, und ehrlicherweise auch ihr Urtheil nur als ihre Meinung aussprechen; aber sie kann kein Erkenntniss fällen, weil ihr selbst die Erkenntniss des Rechts und der Gerechtigkeit abgeht, weil sie weder die Gründe ihres Urtheils selbst zu erkennen, noch Andern erkennbar zu machen braucht.

Nur Eins hat der Vf. nicht bedacht, was er doch bey seiner Betrachtung hätte bedenken *sollen*, da es derselben so nahe lag. Wie fängt es der Staat wohl an, Moralität und *Religiosität* unter seinen Beamten so allgemein *und so lebendig* zu machen, als es der Vf. wünscht? Wenn nun beide sich nicht erzwingen lassen, wenn es selbst dafür keinen äusseren Maasstab giebt, jedes äussere Erkennungsmittel wenigstens keine Sicherheit gegen Heucheley und Scheinheiligkeit gewährt, was soll da geschehen? Soll der Staat auch die Legalität auf die Seite setzen, und wenigstens diese nicht erzwingen, weil sie weniger werth ist, als die Moralität, die nicht erzwingbar ist? Hat der Staat eine Verpflichtung, allen seinen Unterthanen die möglichste Sicherheit zu gewähren, dass seine eignen Einrichtungen nicht zu ihrer Bedrückung gemissbraucht werden können, und die anvertraute Macht keines Beamten in Willkür ausarten könne? Hat der Organismus der Justiz und die Processordnung einen andern Zweck als diesen? Sind daher Controllen und Förmlichkeiten für diesen Zweck Ausgeburten des Misstrauens, oder nur Früchte pflichtmässiger und vernünftiger Vorsorge? Die Beantwortung dieser Fragen würde manche Sätze modificirt, und ein eignes Kapitel darüber erzeugt haben, wie die Achtung des Formellen im Staate aus der Moralität selbst hervorgehe, und Legalität und Moralität, wenn beide echt sind, unzertrennlich seyn.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1828.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

1) Prag, b. Calve: *Klinische Denkwürdigkeiten*, von Dr. *Ignaz Rudolph Bischoff*, k. k. öffentl. ordentl. Professor der medicinischen Klinik und praktischen Heilkunde für Wundärzte an der Karl-Ferdinands-Universität, Primararzte im k. k. allgemeinen Krankenhause und Arzte des Gebärhauses zu Prag. 1825. XII u. 332 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Darstellung der Heilmethode in der medicinischen Klinik für Wundärzte, in dem k. k. allgemeinen Krankenhause zu Prag. Im Jahre 1823.

2) Ebendas.: *Klinisches Jahrbuch über das Heilverfahren in der medicinisch-praktischen Schule für Wundärzte in dem k. k. allgemeinen Krankenhause zu Prag.* Im Jahre 1824. Von Dr. *Ignaz Rudolph Bischoff*, k. k. Professor u. s. w. 1825. XIV u. 144 S. 8.

Nr. 1. Berichte von klinischen Anstalten, wie es jetzt zur Mode geworden ist in gelehrten Zeitungen, ja selbst in dem Anzeiger der Deutschen und in eigenen Schriften mitzutheilen, scheinen dem Rec. im Allgemeinen der Heilkunde nur wenig Gewinn zu gewähren. Denn was kann es der Wissenschaft nützen, wenn man weiss, wie viele Kranke in dieser oder jener Anstalt behandelt worden sind? Wozu soll die Mittheilung ganz gewöhnlicher Krankheitsgeschichten dienen, wie wir sie schon zu hundert gedruckt besitzen? wenn es nicht Berichte von grossen Stadtspitälern sind, aus denen man auf den Gang der Krankheitsconstitution einen Schluss machen kann. Doch kommt Alles darauf an, wie man den Gegenstand erfasst, bearbeitet, und in dieser Hinsicht kann des Hn. *B.* Schrift zum Muster dienen. Er ist uns schon aus andern Werken als ein treuer Beobachter der Natur bekannt, und von diesem hört man immer gern, was er gesehen hat; als Arzt an einem grossen Krankenhause haben seine Erfahrungen einen weitern Umfang: er ist im Stande, den Lauf der Volkskrankheiten, den herrschenden Charakter derselben und die demgemäss zu modificirende Heilmethode kennen zu lernen. Die einzelnen Krankheitsgeschichten sind in bündiger Kürze, stets die wichtigsten Momente scharf bezeichnend, vorgetragen und für die Krankheitslehre wichtige und fördernde Bemerkungen beygefügt. Diess Alles wird dieser Schrift allgemeinern und bleibenden Werth geben; sie wird nicht allein für die Zuhörer des Vfs. ein schätzbares Andenken an seinen trefflichen Unterricht bleiben, sondern auch von andern jüngern und ältern Aerzten mit Nutzen und Belehrung gelesen werden.

Während des Schuljahres 18²²⁄₂₃ wurden in der medicinischen Klinik 141 Kranke behandelt, von welchen 127 geheilt, 2 ungeheilt entlassen, 10 starben und 2 wurden am Schlusse des Schuljahrs in eine der Abtheilungen des allgemeinen Krankenhauses übersetzt, wo sie beide genasen. Die einzelnen Krankheitsformen, welche behandelt wurden, führt der Vf. zuerst nur den Namen nach in chronologischer und in einer tabellarisch-systematischen Uebersicht auf. Dann folgt eine Beschreibung der Witterungsbeschaffenheit, des herrschenden Charakters in dem obengenannten Jahre und eine genauere Darstellung der Behandlung der einzelnen Krankheitsformen in wissenschaftlicher Ordnung nebst mehrern pathologisch-therapeutischen Bemerkungen, aus denen wir Einiges von dem, was uns vorzüglich lehrreich scheint, ausheben wollen. In der ersten Abtheilung von den Fiebern finden wir sehr beherzigenswerthe Worte zur Bestimmung und Würdigung der Begriffe *Synocha* und *Synochus*. Es wird bewiesen, in wie verschiedner Bedeutung jene beiden Worte von den berühmtesten Schriftstellern gebraucht worden sind und zu welchen Verwirrungen dieses Veranlassung gegeben hat. Um diese in der Folge zu vermeiden, macht *B.* den Vorschlag, dem wir vollen Beyfall geben, den Ausdruck *Synochus* aus der Nosologie ganz zu verbannen und den Begriff der *Synocha* als allgemeines Entzündungsfieber, welches in gelinderm Grade nach *Hufeland* und *Reimann* zweckmässig Reizungsfieber (*febris irritativa*) genannt werden kann, genau zu bestimmen. Er entwirft darauf das Bild des reinen Entzündungsfiebers ohne vorherrschendes Leiden eines Organs oder einer Verrichtung meisterhaft, und fügt mehrere Krankheitsfälle zur Erläuterung bey. Wir sind allerdings auch des Vfs. Meinung, dass man nicht jedes Fieber ohne Ausnahme als den Reflex einer topischen Krankheit im Gesammtorganismus betrachten dürfe; können ihm aber nicht Recht geben, wenn er glaubt, das Wesen des Entzündungsfiebers bestehe in einer krankhaft gesteigerten Thätigkeit des rothen Gefässsystems und vermehrter Bil-

Bildungstriebe des Bluts allein, jenes ist doch wohl nur *einer* der Ausdrücke der innern krankhaften Verhältnisse, und mit diesem reichen wir auch nicht aus, um die krankhafte Blutmischung in Entzündungsfiebern zu bezeichnen. Unter die Gattung entzündliche Fieber sind geordnet: 1) das allgemeine Entzündungsfieber, 2) das Katarrhalfieber, 3) das rheumatische Fieber. Die zweyte Gattung, gastrische Fieber, begreift das Saburralfieber und das Gallenfieber. Ein Fall von Saburralfieber, welches in nervös-fauliges Fieber überging und mit Intussusception der Gedärme verbunden war, ist vorzüglich merkwürdig. Während des Laufes der Krankheit war der Unterleib unschmerzhaft und zusammengefallen, vom Anfange an hatte sich Durchfall hinzugesellt, dem nicht Einhalt gethan werden konnte; der Kranke starb in der dritten Woche. Bey Eröffnung des Leichnams fand man sieben Ineinanderschiebungen, die sämmtlich von oben nach abwärts gingen, und deren jede über einen halben Schuh betrug; die Diagnose ist in solchen Fällen sehr schwierig. Als Seitenstück zu diesem Falle erzählt der Vf. die Geschichte eines Knaben von 14 Jahren, der an *Hydrocephalus acutus* starb, im Laufe der Krankheit sich bey Stuhlverstopfung öfter erbrach und in dessen Leiche man eine Ineinanderschiebung im dünnen Darme entdeckte, die an Länge zwey volle Schuh betrug, und bey welchen der untere Theil des Darmes in den obern eingeschoben war. Wie schwer war auch in diesem Falle die Diagnose: das vorhandene Brechen ist sowohl Erscheinung der Wasseranhäufung im Gehirne, als auch vorhandener Entzündung in den Gedärmen; es war wohl auch ein festsitzender Schmerz im Unterleibe vorhanden, allein auch dieser findet sich in den letzten Stadien des *Hydrocephalus acutus* nicht selten ein. — Bey einer *Febris biliosa et amenorrhoea* war der Urin schwarzroth, trübe, mit einem chocoladefarbigen Bodensatz, der sich sogleich verlor, so wie die Catamenien eingetreten waren. — Der Vf. widerlegt die Meinung, dass die Natur der Nervenfieber überhaupt in verborgner Entzündung des Darmkanals bestehe, bemerkt aber der Erfahrung ganz gemäss, dass eine schleichende und verborgene Darmentzündung besonders oft zu Fiebern mit nervösem und faulichtem Charakter hinzutrete. Da die Kranken in dem Stadio, in welchem dieses geschieht, gemeiniglich in Betäubung und Phantasieen liegen, so ist jene Entzündung schwer zu erkennen: der Vf. giebt als Zeichen an, dass die Kranken bey einer tiefern Berührung des Unterleibes, vorzüglich im Unterbauche zuweilen stöhnen, Zeichen des Schmerzes ausdrücken und die Gesichtsmuskeln verziehen; aber auch diese Zeichen scheinen uns bey betäubten und phantasirenden Kranken sehr zweifelhaft. — Meistens, aber gewiss nicht immer treten die nervösen Fieber als Folgecharaktere eines vorausgegangenen entzündlichen oder gastrischen Fiebers hervor. Vorzüglich lehrreich sind die Krankheitsgeschichten einer *febris nervosa cum enteritide, orta ex pleuritide*, einer *inflammatio glandulae thyreoideae* und einer *splenitis* mit Zerstörung der Substanz der linken Niere. — Die Symptome der verschiedenen in der Brusthöhle enthaltenen, zu den Respirationsorganen gehörigen Theile hat der Vf. auf folgende Weise scharf zu bezeichnen versucht: Bey der Brustfellentzündung ist der Schmerz anhaltend, stechend in der Seite des Brustkorbes; er wird durch tieferes Einathmen vermehrt. — Bey der Lungenentzündung ist kein eigentlicher Schmerz, wohl aber ein beengendes Gefühl von Druck, als läge eine Last auf der Brust; Husten, der auch durch tieferes Einathmen erregt wird. Die Luftröhren-Entzündung charakterisirt sich durch ein Gefühl von Druck und Zusammenziehung unter dem obern Theile des Brustbeins, eigenthümlicher Angst, erschwertes, oft keuchendes Athemholen; äusserst quälenden, stossweise erfolgenden, hart tönenden Husten, der schon bey dem Versuche des tiefen Einathmens und bey Einziehen kalter Luft erregt, und von Erstickungsanfällen mit Blauwerden des Gesichts und convulsivischen Zufällen begleitet wird. — Mehrjährige sorgfältige Beobachtung an dem Krankenbette hat uns von der Wahrheit der Behauptung des Vfs. gegen die gewöhnliche Annahme, *dass jene Entzündungen* sich allerdings in der Natur *genau von einander* trennen lassen und auch *die Zufälle der Peri*pneumonie mit jenen der Pleuritis und umgekehrt nicht immer verbunden sind. Häufiger kommt aber allerdings reine Pneumonie bis zum höchsten Grade der Krankheit als reine Brustfellentzündung im heftigern Grade vor: denn zu dieser gesellt sich im Laufe der Krankheit viel häufiger Entzündung der Substanz der Lungen. Bey den Leichenöffnungen findet man freylich gewöhnlich alle Theile entzündet: das kommt aber eben daher, weil bey erfolgendem Tode die Krankheit schon so hoch gestiegen ist, dass alle Gebilde von der Entzündung ergriffen wurden und in Ausschwitzung oder Brand übergingen. Doch sprechen auch Leichenöffnungen für obige Behauptung, wenn in seltenen Fällen der Tod durch zufällige Ursachen früher entstand. Eine solche interessante Krankheitsgeschichte mit Leichenöffnung, bey welcher das Brustfell allein entzündet gefunden wurde, theilt der Vf. mit. — Sehr gut entwickelt *B.* das Eigenthümliche des Kindbettfiebers aus der während der Schwangerschaft erhöhten Lebensthätigkeit der Gebärmutter und des überwiegenden Ernährungsprocesses, der in derselben dann Statt findet, nach der Geburt in jenem Organe zwar aufhört, aber doch aus dem weiblichen Organismus nicht ganz verschwindet. Die Fälle, welche in dem Jahre 1823 vorkamen, verliefen ungewöhnlich milde und wichen einer einfachen gelinden Behandlung. — Rheumatismus, Gelenkentzündung und Gicht unterscheiden sich nach des Vfs. Meinung auf folgende Weise: *Rheumatismen* sind überhaupt Reizungen oder Entzündungen der fibrösen, die Muskeln umkleidenden, oder auch der serösen Gebilde, die sich durch reissende, zu Wanderungen ge-

geneigten Schmerzen auszeichnen, als Hauptursache das unterdrückte Ab- und Aussonderungsgeschäft der Haut durch Verkühlung erkennen und daher durch Wechselwirkung des Hautorgans mit jenen Gebilden vermittelt werden. — Die *Gelenkentzündung* hat ihren Sitz in den Gelenken; sie entsteht entweder nach Art der Rheumatismen durch Verkühlung, oder durch mechanische Ursachen und Krankheitsversetzungen, oder sie tritt als die Form einer ganz eigenthümlichen Krankheit, der Gicht, auf. — Die *Gicht* ist eine aus innern Ursachen allmählig aus der Tiefe des Organismus sich entwickelnde Krankheit, die in regelwidriger Thätigkeit der Organe der Verdauung, vorzüglich des Lebersystems, so wie in einer fremdartigen Mischung des Bluts, welches einen kalkartigen Stoff in dem Urin nicht in hinreichender Menge abscheidet, begründet ist, und sich durch Störungen der verschiedensten Art, vorzüglich durch periodisch wiederkehrende Anfälle von reissenden Schmerzen in den Gelenken ausspricht. — Liegt gleich Wahres in diesem, so fehlt doch noch sehr viel, bis das wahre Wesen dieser Krankheiten ergründet seyn wird. Wie verschiedenartige Krankheiten entwickeln sich nicht aus der regelwidrigen Thätigkeit der Verdauung, vorzüglich des Lebersystems! sollte das Zurückhalten des phosphorsauren Kalks im Blute wirklich die krankhafte Blutmischung in der Gicht erklären? Ueberhaupt dürfte man mit der neuen Humoralpathologie wohl auch schwerlich viel weiter kommen, bevor nicht die Chemie besser vorgearbeitet hat. — Merkwürdig war auch die Erscheinung eines wahren *Typhus contagiosus*, der sich in einem Gefängnisse entwickelt hatte. Man bemerkte dieselben Symptome, welche den Spitaltyphus auszeichnen. Durch zweckmässige Vorkehrungen wurde der Verbreitung des Typhus in dem Gefängniss binnen Monatsfrist Einhalt gethan. Von 59 in dem allgemeinen Krankenhause behandelten Typhuskranken starben 10. Auch zwey junge Aerzte wurden in dem Spitale angesteckt und unterlagen der Krankheit. — Noch immer war es zweifelhaft, ob eiterige Lungenschwindsucht wirklich radical geheilt werden kann. Hr. *B.* erzählt einige Fälle, welche die Aussagen derjenigen bestätigen, die behaupten, sie hätten in den Leichen wirklich geheilte Lungengeschwüre gefunden. Zu wünschen wäre es wohl, dass man sich zur Vermeidung der Missverständnisse, die durch den verschiedenen Sinn, welchen man den Worten *Phthisis, Tabes, Atrophia, Febris hectica* und *Febris lenta* unterlegt, die Aerzte sich über die Bedeutung derselben vereinigen möchten, und wir können den Vorschlägen, welche der Vf. in dieser Hinsicht macht, unsern Beyfall nicht versagen.

Die Schrift Nr. 2. ist eine *Fortsetzung* der Darstellung der Heilmethode in der medicinischen Klinik für Wundärzte zu Prag im J. 1823. Sie erzählt die merkwürdigsten Vorfälle aus dem Schuljahre 18²³⁄₂₄, und zwar dieses Mal in chronologischer Ordnung, da der Vf. in jener Schrift die wissenschaftliche Ordnung gewählt hatte. Vom Anfange Novembers bis Ende Augusts wurden 130 Kranke in die Klinik aufgenommen: von diesen erhielten 113 ihre Genesung, 8 starben, 3 wurden ungeheilt entlassen, 6 wurden am Schlusse des Schuljahrs als Reconvalescenten in die Abtheilungen des Krankenhauses übersetzt, wo sie sämmtlich genasen. — Auch diese Schrift enthält mehrere lehrreiche Krankheitsfälle; wir wollen nur auf einige derselben aufmerksam machen, da unsre Leser mit der trefflichen Methode des Vfs. bey Erforschung der Krankheiten und dem vorurtheilsfreyen, auf umsichtiger Beobachtung der Natur allein gegründeten Heilverfahren, schon durch die Anzeige der oben genannten bekannt sind. Ein Fall von *Phrenitis* bestätigte *Vogel's* Bemerkung, dass die Härte des Pulses allein keine Indication zur Wiederholung der Aderlässe geben könne. — Eine *Coxalgia spuria* bey einem Knaben von 12 Jahren: der rechte Schenkel war um einen Zoll kürzer als der linke, und es zeigten sich im Verlaufe der Krankheit mehrere Zufälle der Coxalgie. Dessen ungeachtet wies es sich aus, dass die Krankheit ihren Grund nur in den Muskeln hatte, die durch Rheumatismus krankhaft afficirt, durch ihre Zusammenziehung den Schenkelkopf in die Pfanne hineindrückten und so jene Verkürzung bedingten. — Einige merkwürdige Fälle von Epilepsie und Krämpfen. Die Epilepsie hatte die Kranke, deren Geschichte erzählt wird, plötzlich befallen, und wurde auch in wenigen Tagen durch die antiphlogistische Heilmethode und Zinkblumen beseitigt. In einem Falle war Verstopfung des Stuhlgangs, in einem andern Schreck die Ursache heftiger Convulsionen. In jenem Falle wurden sie durch Klystiere und Abführungsmittel, in diesem durch Blutentziehung, kühlende Mittel mit *Aqu. Laurocer.* und *Flor. Zinci* gehoben. Eine Bauchfell- und Eyerstockentzündung, eine gefährliche chronische Gebärmutterentzündung, bey welcher im Anfange Blutentziehungen, dann Calomel, laue Bäder und erweichende Umschläge den günstigen Ausgang herbeyführten. — Eine *Splenitis*, die sich unter der antiphlogistischen Behandlung den achten Tag durch Schweiss und schleimigen Bodensatz im Urin entschied. — Bey der Syphilis giebt der Vf. der Exstinctionsmethode den Vorzug. Bey der Section eines an *Febris nervosa putrida* Verstorbenen fand sich eine heftige Entzündung in mehrern Stücken des Hüftdarmes und des Gekröses, ohne dass man während des Verlaufs der Krankheit auf einen so heftigen Grad der Entzündung hätte schliessen können. Nicht unwichtig ist die Bemerkung, welche bey einer *Colica inflammatoria cum ileo* gemacht wurde, dass sich das Erbrechen erst nach Anwendung des Berusepulvers hob, zum Beweis, dass nach beseitigter Entzündung eine bloss gesteigerte Empfindlichkeit des Darmkanals zurückgeblieben war, welche das Erbrechen unterhielt. Sehr lehrreich ist die Geschichte einer Kranken, welche von halbseitiger Läh-

Lähmung befallen, durch volle acht Monate ein Gegenstand der klinischen Behandlung war und nach vielfachem Leiden, in Folge einer musterhaften, mit unermüdeter Thätigkeit und rühmlicher Beharrlichkeit fortgesetzten Behandlung, so weit gebessert entlassen wurde, dass man ihre volle Genesung von dem Gebrauche der Heilquellen zu Teplitz mit Recht erwarten konnte. Es ist zu wünschen, dass der Vf. den weitern Verlauf dieses interessanten Falles bald bekannt machen möge.

NATURGESCHICHTE.

Paris, Toulouse, Bordeaux u. Montpellier, b. Huzard: *Catalogue des plantes indigènes des Pyrénées et du Bas-Languedoc*, avec des notes et observations sur les espèces nouvelles ou peu connues, précédé d'une notice sur un voyage botanique fait dans les Pyrénées pendant l'été de 1825; par *George Bentham*. 1826. 128 S. 8.

Obgleich eine verhältnissmässig nicht geringe Anzahl von Schriften über die pyrenäischen Pflanzen vorhanden ist, so müssen wir dem S. 13 enthaltnen Ausspruche beystimmen: „*il n'en existe aucune* (nämlich *Flore*) *qui soit passablement exacte et complète.*" Dazu kommt noch der in neuern Zeiten mit vieler Bitterkeit geführte Streit zwischen *Picot de La Peyrouse*, als Verfasser einer *Flore des Pyrénées* und dem Genfer Professor *de Candolle*, dem berühmten Herausg. der dritten Auflage der *Flore française* von *de la Marck*. Unter diesen Umständen würde eine von dem Hn. *Bentham* auszuarbeitende ausführliche Flora der Pyrenäen nicht anders als höchst willkommen seyn, vorausgesetzt, dass er dabey die beachtenswerthen und strengen Grundsätze befolgen möchte, die dem anzuzeigenden *Catalogue* zum Grunde liegen. Dieses Verzeichniss, alphabetisch geordnet, beginnt S. 57. Es umfasst, wie schon der Titel darauf deutet, nicht nur die eigentlichen Pyrenäen, sondern auch den *Bas-Languedoc*, indem der Vf. seit einer Reihe von Jahren in Montpellier lebt; doch lässt er die Kryptogamen für jetzt unerörtert, deren Bestimmung der Professor *Walker-Arnott* in Edinburg übernommen hat. Befolgt ward rücksichtlich der Benennungen *de Candolle's Prodromus* und *Steudel's Nomenclator botanicus*. Bey den meisten Arten befinden sich lehrreiche Bemerkungen über den Standort derselben, eine Kritik der oft sehr verworrenen Synonymen, der vorkommenden Varietäten u. dgl. m. Ganz besondre Aufmerksamkeit ist den schwierigen Gattungen *Cerastium*, *Orobanche*, *Helianthemum* und *Medicago* gewidmet, dergestalt, dass man diese Theile des *Catalogue* als wichtige Beyträge zur Kunde, ja fast als Monographieen dieser Genera betrachten kann. Allenthalben ist im Verzeichnisse das Bestreben sichtbar, ein von den sogenannten Artenmachern entgegengesetztes Verfahren einzuschlagen. Als neue Arten werden aufgestellt: *Arundo altissima* Benth.: *calycibus 3—5floris, valvulis inaequalibus, exteriore flosculis dimidio breviore.* Nähert sich dem *Arundo Donax* L. — *Hypecoum grandiflorum* Benth.: *caulibus ascendentibus, paniculatis multifloris; petalis interioribus trifidis, lobis oblongo-linearibus, medio substipitato, cochleariforme, margine ciliato, lateralibus subaequali, exterioribus trilobis, lobis lato-ovatis; staminum filamentis basi dilatato-membranaceis, lanceolatis; siliquis articulatis, compressis, arcuatis.* — *Lepidium heterophyllum* Benth.: *siliculis ellipticis, alatis, vix emarginatis, glabris; stylo exserto filiformi, caulibus diffusis, basi ramosis, apice ascendentibus simplicibus; foliis caulinis sagittatis, dentatis, glabris.* — *Santolina pectinata* Benth.: *caule fruticoso, ramoso, pedunculis unifloris; foliis pinnatifidis, laciniis linearibus, obtusis, integris bitrifidisve; squamis involucri tenuissime pubescentibus.* Wahrscheinlich dieselbe Art, als *S. pectinata* Lagasc. Dem *Catalogue* geht S. 15 eine „*Notice sur un voyage botanique fait dans les Pyrénées pendant l'été de* 1825" voran. Die Reise, die drey Monate dauerte, führte den Vf. über die in botanischer Beziehung wichtigern Punkte der östlichen und mittlern Pyrenäen. Sie ist mit anschaulicher Lebhaftigkeit beschrieben, und man wird mit Vergnügen die auf die Einwohner, ihre Sitten, ihre Lebensweise sich beziehenden lehrreichen Bemerkungen lesen. Dem künftigen Besucher dieser herrlichen Gegenden dürften die S. 45 gegebenen nothwendigen Verhaltungsregeln und Reisevorschläge nicht anders als willkommen seyn. Für den eigentlichen Botaniker setzen wir den Schluss des Ganzen hierher: „*En résumé, ce sont les Basses-Pyrénées et tout le revers espagnol depuis l'Océan jusqu'à la Méditerranée, qui sont le moins connus. C'est là que le botaniste assez vigoureux pour surmonter tout ce qu'il éprouverait d'obstacles, ferait de riches récoltes en plantes rares; et enrichirait probablement la science de plusieurs espèces nouvelles et curieuses.*"

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1828.

PHYSIK.

Leipzig, b. Gerh. Fleischer: *Wellenlehre auf Experimente gegründet*, oder über die Wellen tropfbarer Flüssigkeiten mit Anwendung auf die Schall- und Lichtwellen. Von den Brüdern *Ernst Heinrich Weber* und *Wilhelm Weber*. Mit XVIII Kupfertafeln. 1825. XXVIII und 574 S. (4 Rthlr. 12 gGr.)

Die Frage, ob ein gutes Lehrbuch der Physik, oder die ausführliche Bearbeitung einzelner Gegenstände derselben von grösserm Verdienste sey und mehr zur Beförderung der Wissenschaft beytrage, bleibt an und für sich, wenn nicht nähere Bestimmungen gemacht werden, offenbar unentschieden. Es ist von der einen Seite gewiss keine leichte Aufgabe, Alles, was im Gebiete der Physik geliefert worden ist, zu übersehen, mit Umsicht zu sondern, unter allgemeine Gesichtspunkte zu ordnen, und endlich so auf eine der Natur des Gegenstandes angemessene, möglichst leichte Art darzustellen, dass es in dem Kreise der für die Wissenschaft Berufenen allgemeinen Eingang finde, und durch die allgemeine Verbreitung zu der besondern Entwickelung der einzelnen Theile und zu neuen Entdeckungen die Anregung gebe. Ein gutes Lehrbuch der Physik ist ohne Zweifel seltner, als gute Special-Abhandlungen. Von der andern Seite ist es ein ganz verschiedenartiges Verdienst, die ganze Geistesthätigkeit auf eine besondre Klasse von Erscheinungen zu richten; die Bedingungen, unter denen sie eintreten und durch welche sie modificirt werden, zu erforschen, indem man diese Bedingungen nach Willkür hervorruft, abändert, beseitigt; die gegenseitige Abhängigkeit verwandter Erscheinungen aufzuspüren, und alle auf die einfachste Grunderscheinung zurückzuführen; mit einem Worte: es ist eine Kunst geschickt zu experimentiren und aus den Resultaten des Experiments eine Theorie herzuleiten, die alle einzelnen Erscheinungen unter einander verknüpft und uns voraussagt, wie dieselben, unter bestimmten Umständen, sich darstellen werden.

Eine sehr gute Special-Schrift liegt uns vor: die *Wellenlehre* der Gebrüder *Weber*. Die Veranlassung zu derselben war, wie in der Vorrede erzählt wird, eine ganz zufällige. Der ältere Bruder nämlich beobachtete im Winter 18$\frac{2}{2}\frac{1}{2}$, als er Quecksilber aus einer Flasche in eine andre goss, dass auf der Oberfläche des Quecksilbers der zweyten Flasche eine höchst regelmässige, aber verwickelte Figur durch das Hereinlaufen des Quecksilbers erregt wurde, welche unverändert fest zu stehen schien, so lange das hereinfallende Quecksilber mit derselben Geschwindigkeit und auf denselben Ort der Oberfläche auftraf; die aber eine andre Gestalt annahm, wenn diese Umstände sich änderten. Er erkannte diese Figur als eine Wirkung sich regelmässig immer an denselben Stellen durchkreuzender Wellen an, und fühlte sich hierdurch aufgefordert, Experimental-Untersuchungen über die Wellenbewegung tropfbarer Flüssigkeiten anzustellen. Er verband sich zu diesem Ende mit seinem Bruder, und so entstand das vorliegende Werk, das jeder der beiden Brüder „als eine vollkommen gemeinschaftliche Frucht vereinigter Anstrengungen" ansieht. Ein Spiel des Zufalls gab also zu einem Unternehmen die Veranlassung, zu welchem Beweggründe von dem grössten Gewichte hätten auffordern sollen. Doch diess ist fast immer der Fall; es führt selten ein logisch-strenger Gedankengang zu einer ersten Entdeckung, und das Ueberraschende, welches eine zufällige Entdeckung mit sich bringt, trägt gewiss nicht wenig dazu bey, das Gewicht einer solchen fühlbar zu machen und zugleich durchblicken zu lassen, wie an *eine* neue Erscheinung viele andere sich anreihen.

Untersuchungen, wie die vorliegenden, waren in der letzten Zeit zu einem wissenschaftlichen Bedürfniss geworden, das jedem Physiker nahe lag, „seitdem" — Rec. gebraucht hier den wörtlichen Ausdruck der Vorrede, die in bündiger Kürze das Wichtigste enthält — „*Chladni* seine merkwürdigen Entdeckungen in der Akustik bekannt machte und den Physikern in seinen wunderbar mannichfaltigen und dennoch gesetzmässigen Klangfiguren ein Räthsel vorlegte, das bis jetzt noch nicht gelöst ist, und *Savart* diese Arbeiten durch eine Reihe scharfsinnig erdachter Versuche vervollständigte; seitdem *Young* die Aufmerksamkeit der Physiker von Neuem auf die Beugung des Lichts in den Schatten hinein, und die dabey entstehenden Streifen und farbigen Ringe lenkte und sie zuerst durch die von *Newton* verlassene, von mehrern berühmten Männern, von *Des Cartes*, *Huyghens*, *Euler* angenommene Wellenlehre des Lichts erklärte, indem er die Erscheinung, dass sich Wellen bey ihrer Durchkreuzung an gewissen

wissen Stellen aufheben, an andern verstärken, unter dem Namen Interferenz sehr glücklich zur Erklärung jener Erscheinungen anwendete, und *Fresnel*, *Arago* und *Frauenhofer* durch äusserst feine Beobachtungen und Verhandlungen hierüber einen sichern Grund gaben; seitdem *Poisson* durch Rechnung zeigte, dass sich alle Gesetze des Lichts mit alleiniger Ausnahme der Farbenzerstreuung durch die Wellenbewegung eines elastischen Medii vollkommen erklären lassen; seitdem *Fourrier* (*Fourier*) — — — und endlich *Poisson* und *Cauchy* mit einem sehr genügenden Erfolge die Wellenbewegung des Wassers durch Rechnung enthüllten."

Wir wollen nun, so wie die Bedeutsamkeit des vorliegenden Werks es erfordert, in eine detaillirte Analyse desselben eingehen, und zwar vorzüglich auf diejenigen Versuche und aus denselben gezogenen Schlüsse aufmerksam machen, die den Vffn. eigenthümlich sind, und zum Theil, was in einer noch so wenig bearbeiteten, theilweise noch dunkeln Theorie uns nicht befremden darf, mit den bisher gehegten Ansichten nicht in Uebereinstimmung sind.

Das Ganze besteht aus einer Einleitung und zwey Haupttheilen, von welchen der eine von den Schwingungen tropfbarer Flüssigkeiten, der andre von den Wellen in Beziehung auf Licht und Schall handelt. In der Einleitung (S. 1—26) ist von den Schwingungen überhaupt, die in verschiednen Medien möglich sind, die Rede, und hauptsächlich wird die Eintheilung der Schwingungen in zwey Arten hervorgehoben, nämlich *erstens* in fortschreitende Schwingungen, oder die eigentliche Wellenbewegung (*oscillatio progressiva, motus ondulatorius*), wenn die Theile des schwingenden Körpers nur successiv in Schwingung gerathen; wie wenn man an ein hängendes Seil schlägt, einen Stein in ein Gefäss mit Wasser wirft, oder die Luft durch einen Ruf in Erschütterung bringt; und *zweytens* in die stehende Schwingung (*oscillatio fixa*), bey welcher alle Theile des schwingenden Körpers *zugleich* in Bewegung sind und ein schwingender Theil in den Schwingungen der benachbarten Theile keine Veränderung hervorbringt, oder nach dem Ausdrucke *Chladni's*, die schwingenden Theile unter einander im Gleichgewichte stehen. Beyspiele dieser zweyten Art der Schwingungen sind die Oscillation tönender Saiten, die zitternde Bewegung der Luft in einer Orgelpfeife. In tropfbaren Flüssigkeiten bemerkten die Vff. zuerst die stehende Schwingung, und hierhin gehört eben die in der Vorrede erwähnte Entdeckung, welche die erste Veranlassung zur Entstehung des vorliegenden Werks gab, und von denen auch später noch kurz die Rede ist. Die stehende Oscillation kann auf doppelte Art hervorgebracht werden: einmal, indem alle Theile des schwingenden Körpers zugleich in Bewegung gesetzt werden, und das andre Mal, was der bey weitem häufigere Fall ist, dass fortschreitende Schwingungen sich in eine stehende verwandeln, indem nämlich gleich breite Wellen sich in entgegengesetzter Richtung auf eine constante Weise begegnen. Die verschiedenen Schwingungsarten werden hier schon durch vorläufige Constructionen erläutert, im Verfolge der Untersuchung aber erst recht anschaulich gemacht. Es werden endlich beide Schwingungs-Arten, die fortschreitende wie die stehende, noch eingetheilt in die *longitudinale*, *transversale* und *rotatorische*, und diese Eintheilung durch Beyspiele unterstützt.

Erster Haupttheil. *Ueber die Schwingungen tropfbarer Flüssigkeiten.* Erste Abtheilung. *Ueber die fortschreitende Schwingung oder über die Wellenbewegung tropfbarer Flüssigkeiten* (S. 27—257). Abschnitt I. *Ueber die Erregung der Wellen überhaupt.* Es entstehen Wellen in einer Flüssigkeit, gleichviel ob dieselbe sich im vollkommnen Zustande der Ruhe befindet, oder schon eine fliessende Bewegung hat, wenn eine das Gleichgewicht störende Ursache auf verschiedene Theile der Flüssigkeit ungleichzeitig oder ungleichförmig wirkt. Eine Bewegung hingegen, welche das Gleichgewicht der Theilchen einer Flüssigkeit längere Zeit hindurch stetig und mit unveränderter Kraft an einem und demselben Orte stört, kann nur beym Anfange ihrer Einwirkung und beym Aufhören derselben Wellen erregen. Diess bestätigt sich, wenn man durch eine feine Oeffnung einen gleichförmigen Strom Quecksilber senkrecht in ein mit Quecksilber angefülltes Gefäss leitet. Abschn. II. *Ueber die Erscheinungen, welche bey Wellen wahrgenommen werden, deren erregende Ursachen auf die Wellen zu wirken fortfahren, namentlich über die unter dem Einflusse des Windes entstehenden Wellen.* Die Vff. schicken in diesem Abschnitte die Darstellung der zusammengesetztern Wellenerscheinungen, welche die Sinne am meisten ansprechen und deshalb zuerst und am häufigsten bey Gelegenheit beobachtet worden sind, voraus, und geben nur eine vorläufige Erklärung derselben, um dadurch „Interesse für die feinern Versuche zu erregen." Dessen ungeachtet hätte Rec. diesen Abschnitt lieber am Ende gesehen, denn gewiss ist zu den in der Wellenlehre niedergelegten Versuchen keine solche *captatio benevolentiae* nöthig, und es hat im Allgemeinen etwas Unangenehmes, wenn es dem Leser oft fühlbar wird, wie der Verfasser, um nicht vorzugreifen, sich nicht vollständig aussprechen darf. Was die Erregung der Wellen durch den Wind betrifft, so wird nicht nur auf den mechanischen Stoss desselben, den man sich nach zwey Richtungen zerlegt denken kann, Rücksicht genommen, sondern auch darauf, worauf die Franklin'sche Hypothese beruht, dass die Luft dem Wasser anhafte, und dass auf dem letztern durch das Fortschreiten der erstern eine dünnere Schicht fortgeschoben werde. Durch einen augenblicklichen Stoss des Windes wird eine kreisförmige Welle hervorgebracht. Derjenigen Ursachen, durch welche eine Welle verstärkt werden kann, zählen die Vff. vier auf: nämlich 1) die fortgesetzte Wirkung des Win-

Windes auf den nach der Richtung desselben fortschreitenden Theil der Welle; 2) die Vereinigung mehrerer nach derselben Richtung fortschreitenden kleinern Wellenstücke; 3) den Druck, durch welchen jede vorausgehende Welle die ihr zunächst nachfolgende unterstützt und vergrössert, oder auch neue Wellen hinter sich erregt; 4) die momentane Durchkreuzung von Wellen, die in entgegengesetzter Richtung fortgehen. Sehr hohe Wellen kommen nur unter folgenden beiden Bedingungen vor: 1) dass die Wasserfläche eine sehr grosse Ausdehnung habe, und 2) dass die Tiefe der Flüssigkeit sehr beträchtlich sey. Diese Bemerkung erstreckt sich nicht allein auf die Vergleichung kleinerer Gewässer, sondern auch auf die Vergleichung grosser Meere; so erheben sich z. B. die Wellen in der Ostsee nicht so hoch als in der Nordsee. Dann wird die Frage erörtert, wie weit sich die bewegende Kraft des Windes in die Tiefe des Meers erstrecke; worüber die Empfindung, welche die Taucher von dieser Bewegung verspüren und die von ihnen bemerkte Trübung des Wassers im Grunde des Meers unmittelbar, und die Rückwirkung der Unebenheiten des Bodens auf die Gestalt der Wellen an der Oberfläche des Wassers mittelbar Aufschluss geben. Ferner werden Beobachtungen über die bewegende Kraft der Wellen und über die Geschwindigkeit derselben mitgetheilt; die schon von Aristoteles aufgeworfene Frage: „weswegen kommen die Wogen zuweilen eher als der Wind"? erwogen und zum Schlusse sehr ausführlich unter einer besondern Ueberschrift, über die Besänftigung der unter dem Einflusse des Windes erregten Wellen durch die Ausbreitung von Oelen auf der Oberfläche des Wassers gehandelt. Ueber diese Punkte stellte besonders *Franklin* Versuche an, zuerst an einem Teiche, wo die Gewalt, mit welcher sich das Oel ausbreitete, ihn in Erstaunen setzte, und er wirklich, indem er an derjenigen Seite des Teiches, von welcher der Wind kam, einen Theelöffel voll Oel auf die Wasserfläche ausgoss, in einem Umkreise von mehrern Quadratellen die Wellen beschwichtigte. Spätere Versuche über das Stillen der brandenden Meereswogen bey Portsmouth führten zu keinem Resultate. In ihrer Erklärung der nicht zu leugnenden Thatsache, dass Oel, in kleinern Massen auf Wasser ausgegossen, die Wellen desselben besänftige, stimmen die Vff. im Ganzen der Franklin'schen Ansicht bey, betrachten die Sache aber als keineswegs vollkommen erklärt und meinen, „es sey wünschenswerth, dass die Versuche *Franklin's* auf Kosten irgend einer Regierung im Grossen wiederholt werden möchten." Ueberall in diesem zweyten Abschnitte sind die historischen Belege für die verschiedenen Phänomene sorgfältig gesammelt und überdiess die Resultate der eignen Beobachtung der Meereswellen mitgetheilt. Abschnitt III. *Ueber die Erregung von Wellen durch bewegende Ursachen, die nur augenblicklich wirken.* Man kann solche Wellen in einer Flüssigkeit hervorbringen, die von einem Punkte ausgehen und sich kreisförmig immer mehr ausdehnen, und umgekehrt auch solche Wellen, die sich auf einen Punkt zusammenziehen. Zum Behuf der letztern Art der Wellenerregung braucht man nur an ein rundes, mit einer Flüssigkeit angefülltes Gefäss an irgend einer Stelle anzuschlagen, wo alsdann die Erschütterung sich fast momentan dem ganzen Gefässe mittheilt und von allen Seiten zugleich auf die Flüssigkeit übergeht. In einem langen viereckigen Gefässe lassen sich auch solche Wellen erregen, die von einer geraden Linie ausgehen, und statt kreisförmig, sich geradlinig fortpflanzen. Man kann nie eine einzige Welle allein für sich erregen. Schon im zweyten Abschnitte (S. 89) heisst es: „Wir haben zuerst die Entdeckung gemacht, dass eine Welle, wenn das Wasser hinter ihr eben ist, während sie fortschreitet, an dem Orte, den sie verlässt, eine neue Welle erregt; dass diese neuentstandne Welle, wenn sie auch um so viel, als ihre Breite beträgt, fortgerückt ist, wieder eine neue Welle hinter sich entstehen macht — — und dass auf diese Weise hinter jener ersten Welle 30—40 neue Wellen nachgebildet werden, die alle in derselben Richtung fortschreiten, als die erste Welle. Dieses geschieht durch den Druck, den die erste Welle rückwärts ausübt, und dadurch, dass die Bewegung, in welche die Wassertheilchen durch die erste vorbeygehende Welle gekommen sind, fortdauert, wenn die Welle schon vorüber ist." Jede vorausgehende Welle verflacht sich sehr bald, verstärkt aber die nachfolgende. Bey dem Fallen eines Körpers in eine Flüssigkeit gehen der ersten grössern Welle mehrere kleinere noch vorher, wahrscheinlich dadurch veranlasst, dass der Stoss des die Wellen erregenden Körpers nicht momentan wirkt. Auch in fliessendem Wasser erregt ein hineingeworfener Stein kreisförmige Wellen, deren Mittelpunkt aber mit der Geschwindigkeit des Flusses vorwärts rückt. Diese kreisförmigen Wellen verzerren sich aber mannichfaltig, wenn die Geschwindigkeit der Strömung des fliessenden Wassers nicht überall dieselbe ist. Abschnitt IV. *Ueber die Gestalt der Wellen im Allgemeinen.* In diesem Abschnitte werden die Vorrichtungen beschrieben, deren sich die Vff. zu den meisten ihrer Beobachtungen bedient haben, und die sie mit dem Namen der grössern und kleinern *Wellenrinne* bezeichnen. Die grössere schliesst einen 6 Fuss langen, 2½ Fuss tiefen und 1 Zoll 1,4 Linie breiten Raum ein, der Boden und die Seitenwände derselben bestehen aus glatt gehobelten Bretern, nur dass an sechs Stellen der beiden langen Seitenwände, sich einander gegenüberstehend, sechs 6 Zoll breite, 2½ Fuss hohe Glasscheiben wasserdicht eingesetzt sind, um die Bewegungen, welche im Innern der Flüssigkeit, mit welcher die Wellenrinne angefüllt wird, Statt finden, beobachten zu können. Die kleinere Wellenrinne, deren Seitenwände ganz aus Glas zusammengesetzt sind, ist der grössern übrigens ganz ähnlich, ist aber im Lichten nur halb so breit, hat 5 Fuss 4 Zoll Länge und 8 Zoll Tiefe. Diese Wellenrinnen kann man mit einer beliebigen Flüssigkeit anfüllen, so wie auch

auch zugleich mit mehrern Flüssigkeiten von verschiedner specifischer Schwere und alsdann die Form der Wellen an den Oberflächen der verschiedenen Flüssigkeiten beobachten. Die Vff. theilen Beobachtungen mit, in welchen sich die Wellen selbst abgebildet haben, namentlich Quecksilberwellen auf einer mit Mehl bestreuten Schiefertafel, und Wasser- und Branntweinwellen auf einer blossen Schiefertafel oder einer mattgeschliffenen Glasscheibe. Um die Vertiefungen der Wellen sich abbilden zu lassen, ist diess Verfahren Schwierigkeiten unterworfen; hier bedienten sich die Vff. bloss eines Federzirkels. Bey solchen Messungen kommt es darauf an, zu wiederholten Malen Wellen von gleicher Stärke zu erregen. Diess erreichten sie nach folgendem Verfahren, dessen sie sich fast durchgehends bey ihren Versuchen bedienten, und das einen augenscheinlichen Vorzug vor jedem andern hat. Sie senkten nämlich in die Flüssigkeit eine Glasröhre von bestimmtem Durchmesser bis zu einer bestimmten Tiefe ein, erhoben in derselben die Flüssigkeit durch Saugen bis zu einer gewissen Höhe, und wenn Alles wieder in Gleichgewicht war, liessen sie dieselbe plötzlich wieder fallen. Die directen Messungen der Breite der Wellen sind grössern Schwierigkeiten unterworfen, weil die Höhe der Wellen in Beziehung auf die Breite derselben in den gewöhnlichen Fällen ausserordentlich gering ist. Abschnitt V. *Ueber die Bewegung der einzelnen Theilchen einer Flüssigkeit bey der Entstehung und Fortbewegung der Wellen.* Dieser Abschnitt ist einer der wichtigsten des ganzen Werks, denn in den Schwingungen der einzelnen Flüssigkeitstheilchen sind offenbar die Elemente zu jeder gründlichen Theorie der Wellenbewegung zu suchen; wenn wir jene kennen, können wir diese leicht construiren. „Eine Welle nämlich ist kein Körper, der bleibend dieselben Theilchen als Bestandtheile enthielte; sie ist nur eine Form der Oberfläche und der einzelnen über einander ruhenden Schichten einer Flüssigkeit, — — das Fortrücken einer Welle ist daher nur ein Fortrücken dieser Form und insofern nur eine Bewegung eines mathematischen, keines wirklichen Körpers." Zur Bestimmung der Bahnen, welche die einzelnen Flüssigkeitstheilchen bey der Wellenbewegung zurücklegen, beobachteten die Vff. in ihren beiden Wellenrinnen mit einem Mikroskope die Schwingungen, in welche die kleinen im Wasser schwebenden Theilchen geriethen, die mit demselben von gleicher specifischer Schwere und im Zustande der Ruhe des Wassers ebenfalls in Ruhe sind. Hier ist uns gestattet, nur einzelne Resultate dieser Beobachtungen hervorzuheben, und wir thun diess so viel als möglich mit den eignen Worten der Vff. „Die Schwingungsbahnen der Flüssigkeitstheilchen laufen, wenn die auf einander folgenden unter einander verbundenen Wellenberge und Wellenthäler gleich oder fast gleich gestaltet sind, in sich selbst oder fast in sich selbst zurück, und sind anscheinend Ellipsen, die in der Vertikalebene liegen." In der Nähe der Oberfläche nähern diese Ellipsen sich der Kreisgestalt, mit der Tiefe werden dieselben immer gestreckter und sind bald von einer horizontalen Linie nicht mehr zu unterscheiden. Mit der Tiefe nimmt auch der horizontale Durchmesser an Grösse ab, jedoch langsamer als der vertikale, denn in einer Tiefe, die der 350maligen Höhe der Wellen gleichkam, bemerkten die Vff. sogar mit blossen Augen noch eine schwingende horizontale Bewegung der kleinen im Wasser schwebenden Theilchen. „Während ein Theilchen der Flüssigkeit einmal seine Bahn durchläuft, schreitet die Welle, in der sich das Theilchen jetzt befindet, um so viel, als die Breite derselben beträgt, fort, und daher durchläuft auch ein Theilchen eben so vielmal seine Bahn, als Wellen durch den Raum gehen, wo sich das Theilchen bewegt." Ferner: „der senkrechte Durchmesser der Bahnen, welche die an der Oberfläche der Flüssigkeiten befindlichen Theilchen durchlaufen, kommt genau mit der senkrechten Höhe der ganzen Welle überein. Der horizontale Durchmesser der Bahnen, welche die Theilchen einer Flüssigkeit durchlaufen, hat dagegen kein bestimmtes Verhältniss zur Breite der Welle." Die grössere Breite der Welle verkleinert, die grössere Höhe derselben vergrössert unter übrigens gleichen Umständen sowohl den vertikalen, als auch den horizontalen Durchmesser der Schwingungsbahnen. — Doch wir können den Vffn. nicht bis in alle Einzelnheiten folgen, welches Interesse dieselben auch haben mögen. Am Schlusse des Abschnitts wird unter einer besondern Ueberschrift über die Bewegung der einzelnen Theilchen einer Flüssigkeit *bey der Entstehung der Wellen* gehandelt, während bisher nur von der Bewegung dieser Theilchen bey der *Fortbewegung* der Wellen die Rede war. Wir bemerken hier nur Folgendes: „wenn man die tiefsten Punkte der Wellen als Grenzpunkte derselben ansieht, so kann man den Satz aufstellen, dass alle Flüssigkeitstheilchen des Vordertheils einer Welle im Steigen, alle Flüssigkeitstheilchen des Hintertheils derselben im Niedersinken begriffen sind."

(Der Beschluss folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1828.

PHYSIK.

Leipzig, b. Gerh. Fleischer: *Wellenlehre auf Experimente gegründet* — — von den Brüdern *Ernst Heinrich Weber* und *Wilhelm Weber* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Des *ersten* Haupttheils erste Abth. Abschnitt VI. *Ueber die Geschwindigkeit, mit welcher sich die Wellen fortbewegen.* In diesem Abschnitte sind die Resultate mannichfach modificirter Versuche, bey welchen die Vff. sich einer sehr guten Tertienuhr bedienten, mitgetheilt und zum Theil tabellarisch zusammengestellt. Wir können hier nur einige wenige derselben ausziehen. „Die Geschwindigkeit der Wellen hängt von ihrer Höhe und Breite ab, oder, was dasselbe ist, von ihrer Breite und von der Schnelligkeit, mit welcher die Flüssigkeitstheilchen der Wellen ihre Schwingungsbahnen durchlaufen, denn diese Schnelligkeit ist selbst von der Höhe der Wellen abhängig." „Die Geschwindigkeit der Wellen hängt keineswegs allein von der Breite derselben ab, wie *Newton*, *Gravesande*, *d'Alembert* und neuerlich *Gerstner* behauptet haben." Das specifische Gewicht der Flüssigkeit scheint keinen Einfluss auf die Geschwindigkeit der Wellen auszuüben. Die Geschwindigkeit der Wellen, die durch das Niedersinken einer gleich grossen und gleich hohen Flüssigkeitssäule erregt werden, vermindert sich mit der Tiefe der Flüssigkeit, in der die Wellen erregt werden und fortschreiten. „Wenn eine Welle zwischen parallelen Wänden fortschreitet — — so vermindert sich dabey ihre Höhe, aber es vergrössert sich zugleich ihre Breite. Weil nun die Geschwindigkeit der Welle von beiden, von Höhe und von Breite zugleich abhängt, so bleibt sie fast unverändert und die Welle wird daher nur um so viel langsamer, als die Reibung der Flüssigkeit an den Wänden des Gefässes und der Widerstand der Luft ihre Geschwindigkeit vermindert." Weiter heisst es: „Unsere Versuche scheinen dafür zu stimmen, dass die Welle um eine constante Grösse abnimmt, während sie sich um das Doppelte vom Orte ihrer Entstehung entfernt." Wenn eine Welle während ihres Fortschreitens an Länge zu- oder abnimmt, vermindert oder vermehrt sich ihre Höhe und also auch mittelbar ihre Geschwindigkeit. Eine auffallende Langsamkeit in dem Fortschreiten der Wellen findet dann Statt, wenn der Boden der Rinne eine schiefe Ebene ist. Alle Queerdurchschnitte der Welle rücken dabey gleichmässig vor; derjenige Theil derselben, wo die Flüssigkeit am seichtesten ist, bleibt keineswegs zurück. Dann bemerkten die Vff. ferner, im Widerspruche mit allen übrigen Beobachtungen, dass ganz kleine Wellen eine viel grössere Geschwindigkeit hatten, als grössere Wellen. Diese Thatsachen gehören zu denjenigen, welche schon in der Vorrede als solche bezeichnet werden, von denen zu wünschen wäre, dass sie der mathematischen Analyse unterworfen würden. Abschnitt VII. *Ueber die Veränderung der Gestalt der Wellen bey ihrer ungehinderten und gehinderten Bewegung.* Wenn eine Welle ungehindert fortschreitet, so nähert sie sich, welche Gestalt sie ursprünglich auch haben mag, desto mehr der Kreisgestalt, je weiter sie fortschreitet. Interessant ist, wie unter der besondern Ueberschrift „*über die Durchkreuzung der Wellen*" über folgende drey Fragen Auskunft gegeben wird: 1) wie verändert sich die Gestalt der Wellen, während sie in einander fallen? 2) wie verändern sich während der Durchkreuzung zweyer Wellen die Bahnen, in welchen die einzelnen Flüssigkeitstheilchen schwingen? 3) ändert sich nach der Durchkreuzung der Wellen ihre Geschwindigkeit, und findet bey der Durchkreuzung selbst ein Zeitverlust Statt? *Ueber die Zurückwerfung der Wellen.* Der Wellenberg und das Wellenthal, die zusammen eine Welle ausmachen, gehen bey der Zurückwerfung der Welle durch einander durch. Dadurch entsteht Vergrösserung der Wellen und Interferenz, d. h. momentane Aufhebung der Wellenbewegung. Nach den Versuchen der Vff. beträgt bey der Durchkreuzung gleicher Wasserwellen die Höhe der Welle 1,79, wenn die Höhe der ursprünglichen Welle durch 1 dargestellt wird. Bey der Zurückwerfung und bey der Durchkreuzung überhaupt verwandelt sich die ellipsenförmige Bahn der einzelnen Flüssigkeitstheilchen in eine fast senkrechte, und jedes Theilchen sinkt auf demselben Wege wieder herab, auf dem es aufwärts gestiegen ist. Construction der Wellenbewegung, wenn die Wellen unter einem schiefen Winkel auf eine zurückwerfende Fläche auffallen, und wenn sie eine Inflexion erleiden, oder wenn sie durch einen mit einer Oeffnung versehenen Widerstand zum Theil zurückgeworfen werden, zum Theil einen freyen Fortgang haben. Interferenz der Wellen nach hyperbolischen Linien, ähnlich wie sie bey dem

dem Lichte von *Fresnel* beobachtet worden sind. Zum Schlusse wird noch über die Entstehung der Wirbel gehandelt.

Zweyte Abtheilung. *Ueber die stehende Schwingung tropfbarer Flüssigkeiten* (*Oscillatio fixa liquidorum*) (S. 258—279). Die stehende Schwingung ist eine ununterbrochen sich wiederholende regelmäsige Durchkreuzung der Wellen, die in der Regel, in einem begrenzten Gefäse, durch die Zurückwerfung derselben hervorgebracht wird. Hiernach ist nach den frühern Erörterungen offenbar, dass die einzelnen Flüssigkeitstheilchen nicht in ellipsenartigen Curven sich bewegen, sondern durch dieselben Punkte wieder rückwärts gehen, durch welche sie vorwärts gegangen sind. Hieraus folgt denn ferner auch, dass nicht, wie bey der fortschreitenden Wellenbewegung, die eine Hälfte eines Wellenberges und Wellenthales im Sinken begriffen ist, während die andre Hälfte steigt, sondern der ganze Wellenberg und das ganze Wellenthal zugleich im Steigen oder Fallen sich befindet, und gewisse Knotenlinien, in welchen die Flüssigkeitstheilchen keine Bewegung haben, sich bilden, gerade wie bey *Chladni's* tönenden Scheiben. Die einfachste Art der stehenden Schwingung erregten die Vff., indem sie an dem einen Ende eines langen mit Wasser angefüllten Kastens ein bewegliches Bretchen anbringen. Dadurch, dass man an diess Bretchen stösst, entsteht eine fortschreitende Welle; bewegt man dasselbe in einem richtigen Tacte, nämlich jedesmal von neuem, nachdem die durch die erste Bewegung desselben erregte Welle einen aliquoten Theil der Länge des ganzen Kastens zurückgelegt hat, so verwandelt sich bald die fortschreitende Wellenbewegung in eine stehende Oscillation. Eine stehende Schwingung zusammengesetzterer Art wird hervorgebracht, wenn man in einem Gefäse von quadratischer Form nach der Richtung einer Diagonale ein Bretchen einsetzt und dasselbe, wie vorhin, nach einem richtigen Tacte mit der Hand hin und her bewegt. Alsdann bilden sich auf der Oberfläche des Wassers, mit dem der Kasten angefüllt ist, an bestimmten Stellen kegelförmige Erhabenheiten und Vertiefungen. Ein zweytes Verfahren des Vfs., stehende Schwingungen hervorzubringen, besteht darin, dass sie in die Mitte eines mit einer Flüssigkeit (wozu sich Quecksilber am besten eignet) angefüllten Gefäses von regelmäsiger Form einen Körper, etwa einen Finger, in bestimmtem Tacte eintauchen und wieder herausziehen. Indem sie ein viereckiges Gefäss nahmen, erhielten sie eine stehende Bewegung, die einer Chladni'schen Klangfigur (*Traité d'Acoust.* III. Fig. 65) entsprach; indem sie in einem schnellern Tacte den Finger eintauchten, so schwang die Flüssigkeit nach einer andern von *Chladni* (IV. Fig. 82) dargestellten Klangfigur. Endlich brachten die Vff. noch eine stehende Schwingung hervor, indem sie ein mit einer Flüssigkeit angefülltes Gefäss auf eine elastische Unterlage fetzten, und dieser eine schwingende Bewegung mittheilten.

Dritte Abtheilung. *Vergleichung der durch die Erfahrung gefundenen Wellenerscheinungen mit den Resultaten der bis jetzt aufgestellten Wellentheorieen* (S. 280—436). Abschnitt I. *Allgemeine Bemerkungen und Versuche, welche die Anwendung des Calculs zu einer Begründung einer Theorie der Wellen auf verschiedenen Wegen erleichtern können.* Das Fortschreiten der Wellen ist eine Wirkung der Schwere, nicht des ursprünglichen Stosses. Dieser pflanzt sich, wenn die Flüssigkeit nicht ausweichen kann, fast momentan durch dieselbe fort und bringt in grosser Entfernung alsdann Bewegung hervor; sonst erstreckt sich die unmittelbare Wirkung desselben nur auf die nächste Umgebung. Versuche über Wellenbewegung in einer Reihe communicirender Glasröhren, wobey Alles wie in freyer Wellenbewegung sich verhält, nur dass die Geschwindigkeit der Wellen ungleich bedeutender ist. Abschn. II. *Geschichtliche Darstellung der bis jetzt aufgestellten Theorieen der Wellen selbst.* Es kann nicht in dem Plane dieser Anzeige der Wellenlehre liegen, in eine genauere Analyse dieses Abschnitts einzugehen. Rec. bemerkt daher nur kurz, dass man hier Bemerkungen über *Newton's* Theorie der Wellenbewegung findet; wörtliche Auszüge aus *Laplace's* und *Lagrange's* Rechnungen; ferner, um weniger Bedeutendes mit Stillschweigen zu übergehen, eine ausführliche Kritik der Theorie *Gerstner's*, und endlich eine sehr sorgfältige Vergleichung der Resultate von *Poisson's* Rechnung mit den in den vorigen beiden Abtheilungen beschriebenen Versuchen der Vff. Dieser letzte Theil dieses Abschnitts ist in französischer Sprache abgefasst, und bey dieser Gelegenheit wird manches Frühere wiederholt, so dass auch der Ausländer das vorliegende Buch, ohne der deutschen Sprache mächtig zu seyn, benutzen kann.

Zweyter Haupttheil. *Wellen in Beziehung auf Schall und Licht.* Erste Abtheilung. *Wellen in Beziehung auf Schall* (S. 437—568). Abschn. I. *Ueber die secundäre fortschreitende Schwingung, oder über die Wellen durch Beugung, an fadenförmigen gespannten Körpern.* Die Vff. nennen diejenige Schwingung, die unmittelbar durch den fortgepflanzten Stoss hervorgebracht wird, wie z. B. bey der Fortpflanzung des Schalls durch Wasser oder Holz, die primäre im Gegensatz der secundären, zu der zwar ein Stoss die Veranlassung geben kann, deren Fortpflanzung aber durch eine andre Kraft, z. B. durch die Kraft der Schwere oder der Elasticität, bedingt wird. Die secundären Wellen eines angespannten Seils (die Vff. beobachteten z. B. solche Wellen an einem 190 Fuss langen, über die Saale bey Halle gespannten Seile, und bemerkten, wie dieselben 16 Mal hin- und zurückliefen) sind den Wasserwellen im Ganzen analog, nur dass grosse und kleine Wellen gerade dieselbe Geschwindigkeit haben, und dass bey der Durchkreuzung der Wellen kein bemerkbarer Zeitverlust Statt findet. Die Euler'sche Rechnung stimmt auf das Vollkommenste mit den Versuchen der Vff. überein. Es heisst (S. 465): „Wir können unser Erstaunen nicht ver-

verbergen, das wir empfanden, als wir unsre Versuche mit der erst später ausgeführten Rechnung so genau übereinstimmend fanden, dass die grösste Abweichung der Versuche von der Berechnung nur 1⅓ Tertie betrug." Die Rechnungen *Euler's* sind ausgezogen und die Lage des schwingenden Seils wird für beliebige Momente bestimmt. Hier hätte die Abhandlung von *Monge: Construction de l'équation des cordes vibrantes* (*Journ. de l'Ec. Polyt.* XV cah.) angeführt und vielleicht benutzt werden sollen. Die Vff. bestätigen den von *Chladni* zuerst ausgesprochenen Satz: dass eine Welle eine angespannte Schnur in derselben Zeit durchläuft, welche die ganze Schnur braucht, um einmal hin und her zu schwingen. Abschn. II. *Ueber die stehende Schwingung an fadenförmigen, durch Spannung elastischen Körpern. Ueber die secundäre Schwingung der Körper, welche durch innere Steifigkeit elastisch sind.* Am Schlusse des Abschnitts sind die Wellenerscheinungen an einem 51 Fuss langen Faden beschrieben, der am Ende jedes Fusses mit einer Bleykugel belastet war. Diese Bleykugeln waren durchbohrt, so dass der Faden hindurch ging. Der auf diese Weise beschwerte Faden wurde in der Sternwarte zu Leipzig aufgehängt, und alsdann dadurch eine fortschreitende Welle erregt, dass man die letzte Kugel aus ihrer Lage brachte, während man die vorletzte Kugel festhielt, und dann plötzlich Alles sich selbst überliess. Abschnitt III. *Ueber die primäre fortgepflanzte Schwingung, oder über die Wellen des fortschreitenden Stosses in der Luft.* Eine besondre Beachtung verdienen in diesem Abschnitte die Versuche mit den Stimmgabeln. Wenn das Ohr sich in der Richtung der schwingenden Gabel, oder auch in einer Richtung befindet, die auf jener senkrecht ist, wird der Ton fast gleich stark gehört, aber bedeutend schwächer, wenn das Ohr sich in einer intermediären Richtung befindet. Dieser Versuch spricht für *Fresnel's* Theorie der Polarisation, die derselbe ersonnen hat, um die Nicht-Interferenz verschieden polarisirter Strahlen zu erklären; stimmt aber nicht mit dem Resultate *Poisson's* überein, wonach in einem elastischen Medium solche Wellen, die durch eine Erschütterung, die nur nach einer Seite hin Statt hat, hervorgebracht werden, sich auch nur merklich nach dieser einen Seite hin fortpflanzen. Indem die Vff. eine tönende Stimmgabel mit gehöriger Geschwindigkeit um die Längenaxe ihres Stiels auf einer Drehbank rotiren liessen, hörte dieselbe auf zu tönen, fing aber wieder zu tönen an, so wie das Rad der Drehbank stillstand. Abschn. IV. *Stehende Schwingung in der Luft.* Construction dieser Schwingung in einer Röhre; am offenen Ende einer Röhre findet ebenfalls, obwohl in unvollkommenerm Grade Zurückwerfung Statt. Erregung der stehenden Schwingung in ruhender und in strömender Luft; der eine Fall findet Statt bey Orgelpfeifen und Flöten, der andre beym menschlichen Stimmorgane und den Zungenpfeifen. Am Ende des Buchs ist eine Tafel angehängt über die Verminderung der Tiefe der Töne, welche zwey Zungenpfeifen gaben, wenn eine 61 Zoll lange luftdicht eingesetzte Röhre allmählig bis auf 1 Zoll reducirt wurde. *Ueber das Mittönen der Körper oder über die Resonanz.* Die Vff. unterscheiden eine zwiefache Resonanz: vermittelst der einen wird die Mittheilung der Schwingungen des tönenden Körpers an ein verschiedenartiges Medium stärker; vermittelst der andern wird der Ton selbst dadurch verstärkt, dass der resonirende Körper ein begrenzter ist und an seinen Grenzen die Schallwellen zurückwirft, so dass diese denjenigen, welche dem resonirenden Körper immer wieder von Neuem mitgetheilt werden, begegnen. Stark resonirende Körper zeigen ebenfalls Knotenlinien und Klangfiguren, die aber weniger symmetrisch sind, als die Chladni'schen. Manche von *Savart* (*Ann. de Chim.* 1824. Janv.) abgebildete Klangfiguren gehören in diese Klasse. Abschn. V. *Ueber die fortgepflanzte und stehende primäre Schwingung anderer Medien als der luftförmigen. Chladni* hat zuerst entdeckt, dass lange Stäbe tönen können, wenn sie ihrer Länge nach gerieben werden, wodurch die Theilchen des Körpers ebenfalls nach der Richtung der Länge in Schwingung gerathen. Diese Schwingung nennt er eine longitudinale. Diese Benennung verwarf *Savart*, weil es ihm gelang, auch nach vielen andern Richtungen Schwingungen sichtbar zu machen. Die Vff. behaupten aber in dem Sinne *Chladni's*, dass bey *tönenden* Stäben die Schwingungen immer longitudinal seyen, und dass *Savart's* Beobachtungen sich theils auf Schwingungen beziehen, die durch Resonanz veranlasst werden, theils auf Schwingungen einer höhern Ordnung, die nicht mehr hörbar sind. Was die Savart'sche Entdeckung über die spiralförmig gewundenen Knotenlinien an hohlen oder soliden langen Cylindern betrifft, so erklären sich die Vff. dahin, dass die Erscheinung solcher Knotenlinien eine unregelmässige ist, und dass diese Knotenlinien, im regelmässigern Zustande der Cylinder, als ringförmige, gleichweit von einander abstehende Linien erscheinen, und von denen jede, halb eine sammelnde, halb eine zerstreuende ist. Hierin hat diese Schwingung Aehnlichkeit mit der Schwingung eines Glasstreifens. Die Knotenlinien auf den beiden Oberflächen eines solchen Streifes liegen, bey der gewöhnlichen Methode longitudinale Schwingungen zu erregen, alternirend unter einander; die Vff. zeigen an, wie man solche Schwingungen einem Glasstreifen mittheilen kann, dass diese Knotenlinien auf beiden Oberflächen senkrecht unter einander liegen.

Zweyte Abtheilung. *Wellen in Beziehung auf das Licht* (S. 564—574). Natürlich findet man auf diesen wenigen Seiten keine ausführliche Erklärung der verschiednen Lichterscheinungen in der Hypothese der Wellenbewegung, und hier ist auch nicht der Ort eine solche zu suchen. Die Vff. schliessen mit folgendem Satze, der immermehr die Beystimmung der Physiker und Mathematiker zu erhalten scheint: — — „Hält man das Beginnen, eine solche Hypothese (über das Wesen des Lichts) zu suchen, überhaupt nicht für zu voreilig, so verdient die Wellen-

lentheorie des Lichts bey weitem den Vorzug vor der Emanationstheorie."

Aus der vorſtehenden, bey weitem nicht Alles umfaſſenden Analyſe geht zur Genüge hervor, daſs die *Wellenlehre* unter diejenigen Schriften gehört, die fortan jedem Phyſiker unentbehrlich ſind. Auſserdem gewährt ſie noch ein erhöhtes, zeitgemäſses Intereſſe, weil gerade jetzt von mehrern Seiten Phyſiker und Mathematiker ſich vereinigen, um endlich den Erſcheinungen der oscillatoriſchen und undulatoriſchen Bewegung, in der vielleicht der Grund der phyſikaliſchen Theorie aller Inponderabilien zu ſuchen iſt, eine wiſſenſchaftliche Unterlage zu geben *).

Das Aeuſsere des Buchs empfiehlt ſich. Die Kupfertafeln ſind zum Theil von den Vffn. ſelbſt geſtochen; es würde ſich hübſcher ausnehmen, wenn dieſelben nicht von ſo ſehr verſchiedenem Format wären.

BOTANIK.

London, b. Treuttel u. Würtz, Richter u. ſ. w.: *Prodromus plantarum Indiae occidentalis hucusque cognitarum, tam in oris Americae meridionalis, quam in inſulis antillicis ſponte creſcentium, aut ibi diuturne hoſpitantium; nova genera et ſpecies hactenus ignota complectens.* Digeſſit *Gulielmus Hamilton*, M. B. 1825. 67 S. 8. mit 1 Kpf. (5 Sh.)

Wir machen hiermit auf eine kleine intereſſante Schrift aufmerkſam, die wohl in Deutſchland noch ziemlich ſelten ſeyn dürfte, da wir ſie in den uns zur Hand gekommenen neueſten Werken noch nicht benutzt finden. Es iſt ein Verzeichniſs der neuen vom Vf. entdeckten, und einiger ſchon bekannten weſtindiſchen Pflanzen, mit Beſchreibungen oder auch nur Differenzen und Bemerkungen derſelben. Der Vf. ſammelte mehrere Jahre auf, wie es ſcheint, den meiſten Antillen, für eine Flora, und vervollſtändigte ſeinen Beſitz noch durch den Gebrauch des Herbariums des wackern Prof. *Desvaux* zu Anjou, der ihm zugleich bey der Ausarbeitung und Beſtimmung der neuen Gattungen und Arten zur Hand ging, woraus ſich um ſo mehr auf gründliche Arbeit ſchlieſsen läſst: denn ohne Vergleichung mit einer groſsen Zahl weſtindiſcher Pflanzen, die Rec. in dieſem Augenblick nicht zu Gebot ſtehen, läſst ſich über die Sicherheit der neuen Beſtimmungen nicht entſcheiden. Der Vf. will dieſe jetzigen Bogen nur als *Prodromus* eines dereinſtigen gröſsern Werks angeſehen wiſſen.

Neue *Genera* hat er vierzehn aufgeſtellt, nach Linné's Claſſen geordnet, und deren *Characteres eſſentiales* vorn in einer *Clavis* gegeben. Wir mögen ſie, ſo wie die Differenzen der neuen Species, nicht hier abſchreiben, da das Buch ſelbſt leicht erhalten werden kann. Der neuen Species ſind 158, aber auch den meiſten andern, bereits bekannten Arten hat der Vf. andre Differenzen und auf Autopſie gegründete Beſchreibungen beygefügt. Allgemeine Angaben oder Betrachtungen über die Flor der Antillen finden ſich in dieſem bloſsen Verzeichniſſe nicht, daher wollen wir nur einige der wichtigſten Bemerkungen ausheben, um damit mehrere der beſchriebenen Pflanzen bemerklich zu machen.

Peperomia ſuaveolens, *Ham.* auf Cuba. Die geriebenen Blätter duften wie Würznelken. — *Oryza latifolia Desv. Culmo altiſſimo, fol. lato-lanceolatis baſi rotundatis ſcabriusculis* etc. Im ſpaniſchen Domingo. Nicht mit *O. ſativa* zu verwechſeln. — *Cyperus Hydra. Nut. graſſ.* Eine Peſt der caraibiſchen Inſeln, und faſt nicht auszurotten. — *Coccosypſilum.* Alle Species ſind kriechend und rankend, daher der Beyname *repens*, den *Swartz* der einen Art nach *Browne* gab, zu ändern iſt. Der Vf. nennt ſie *C. Brownei.* — Die drey Species *Coffea occidentalis, guianenſis* und *paniculata* zieht er unter *Pavetta.* — *Evea guianenſis, Aublet* I. p. 100. t. 39. iſt nicht mit *Hevea guianenſis* deſſelben Botanikers zu verwechſeln. — *Myrmecia ſcandens Willd. Sp. pl.* (*Tachia Aublet*) hat ihren Namen von den in ihren hohlen Stämmen und Aeſten wimmelnden Ameiſen. — *Fagara pterota;* engl. *Baſtard Iron-wood, Saventree.* — *Theophraſta Henrici. Le petit Coco.* Aus dem Mehl der Saamen wird ein Brot bereitet. (cfr. *Lindley coll. bot.*) — *Emmotum fagifolium, Bois d'Agouti.* — *Echites* ſoll unter *digynia* der fünften Claſſe gehören. — *Pedilanthus padifolius Poit. Jew-buſh.* Das Decoct wird als *Antiſiphyliticum* und *emmenagogum* gebraucht. — *P. tithymaloides.* Aeuſserſt häufig am Cap Henry auf Hayti, von den Kräften der vorhergehenden, aber auch zugleich *emeticum*, daher ſie auch bey den Eingebornen den Namen *Ipecacuanha* führt. — *Hibiscus arboreus Ham. Mahaut, Mahoes.* Aus der geſchmeidigen Rinde werden Peitſchen zum Geiſseln der Negerſklaven verfertigt, daher das Wort auf den britiſchen Antillen ſynonym mit „unbarmherzigen Menſchen iſt. Die Pflanze ſoll nicht mit *H. tiliaceus* L. (die dem Orient angehört) verwechſelt werden. — *Cyrtapodium elegans Ham.* Eine Orchide, von welcher eine colorirte Abbildung beygegeben iſt. — *Inga cornigera. Cuernezuela.* In den Höhlen der Stacheln niſten zahlloſe Ameiſen. Sie ſteht nach dem Vf. beſſer unter *Inga*, wegen der *legumina pulpa batyracea farcta.* — *Inga faeculifera Ham. Poix doux.* Das gelbe Mark der Hülſen iſt eſsbar.

*) Eben als Rec. die Anzeige der Wellenlehre niedergeſchrieben hat, kommt ihm eine Note zu Geſichte, die *Poiſſon* am 1. Oct. 1827 in der Par. Akad. d. Wiſſenſch. vorgeleſen hat, in der er eine ſehr umfaſſende Arbeit über die Schwingungen tönender Körper ankündigt. Die erſte Abtheilung derſelben wird eine neue mathematiſche Analyſe, die zweyte eine ſehr detaillirte Vergleichung der Theorie mit den Verſuchen *Chladni's* und *Savart's* übertönende Scheiben und Stäbe enthalten. (*Note ſur les vibrations des corps ſonores.* Par Mr. *Poiſſon.* Ann. de Chim. et Phyſ. Sept. 1827).

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1828.

MATHEMATIK.

1) Wien, b. Gerold: *Anfangsgründe der analytischen Geometrie.* Zum Behufe des öffentlichen Vortrags und Selbstunterrichts. Bearbeitet und herausgegeben von *Adam Burg*, öffentlichem Repetitor der höhern Mathematik und Assistenten dieses Lehrfachs am k. k. polytechnischen Institute in Wien. Mit 2 Kupft. 1824. XVIII u. 307 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

2) Leipzig u. Sorau, b. Fr. Fleischer: *Die Kegelschnitte.* Ein Lehrbuch für den öffentlichen und eigenen Unterricht von Dr. *Joh. Aug. Grunert.* Mit 7 lithographirten Tafeln. 1824. 10 u. 434 S. 8. (2 Rthlr. 8 gGr.)

Bey dem lange Zeit hindurch herrschenden Mangel an deutschen Werken über analytische Geometrie schien es fast, als ob man sich in Deutschland nur mit den Arbeiten der Franzosen in diesem Fache begnüge. Die fast gleichzeitige Erscheinung der in so vieler Hinsicht ausgezeichneten Arbeiten von *Brandes, Littrow, Umpfenbach* und die beiden vorliegenden musste daher jedem Mathematiker höchst erfreulich seyn. Die zuletzt genannten Werke beschäftigen sich zwar nur mit den Elementen der höhern Geometrie, aber gerade darin war es auch fast am nöthigsten, die neue elegante Behandlungsweise der französischen Geometer bey uns einzuführen, um deren Anwendung auf höhere Untersuchungen dem Anfänger zu erleichtern. Rec. würde daher diese Werke schon längst in der A. L. Z. angezeigt haben, wenn er es nicht für zweckmässiger gehalten hätte, erst deren Brauchbarkeit beym Unterrichte durch eigne Erfahrung genau kennen zu lernen. Um ein vollständiges Urtheil über beide Bücher zu begründen, scheint es am besten, zuerst eine Uebersicht des Inhalts eines jeden, nebst einigen Bemerkungen mitzutheilen, und dann noch einige allgemeine und vergleichende Betrachtungen darüber folgen zu lassen.

Nr. 1. *Einleitung.* Von der geometrischen Construction der Gleichungen. (Grösstentheils so wie in *Biot's* analytischer Geometrie, doch mit erläuternden Zusätzen, besonders auch über den Unterschied der algebraischen und geometrischen Analysis.) Kap. 1. Von der Bestimmung der Lage eines Punkts in einer Ebene. (Meistens so wie *Biot*, doch Einiges mehr ausgeführt, Anderes zusammengezogen oder weggelassen.) — Kap. 2. Von der geraden Linie. (Die Gleichung der geraden Linie wird hier nur für rechtwinklige Coordinaten und auch da nicht für alle Lagen der geraden bewiesen. Eben so die Gleichung für den Abstand zweyer Punkte von einander. Dagegen ist zum Nutzen des Anfängers Manches recht ausführlich verificirt worden.) — Kap. 3. Von geraden Linien, die zu einander parallel sind, oder sich [sollte heissen: einander] schneiden. (Nur für rechtwinklige Coordinaten.) Kap. 4. Vom Kreise. (Aus der Gleichung für rechtwinklige Coordinaten werden die übrigen hergeleitet.). Kap. 5. Umwandelung der Coordinaten. (Zwar nicht allgemein und streng genug, aber für den Anfänger hinreichend.) Am Schlusse dieses Kapitels Einiges über Polargleichungen. — Kap. 6. Verbindung der Kreise mit geraden Linien und unter einander. (Unrichtig heisst es S. 77, dass wenn aus einem ausserhalb eines Kreises liegenden Punkte noch so viele Secanten zu diesem gezogen werden, die Producte, oder geometrisch die Rechtecke aus *ihren Abschnitten*, [sollte heissen: aus jeder ganzen Secante und ihrem äussern Abschnitte] einander gleich sind.) — Kap. 7. Verbindung mehrerer geraden Linien unter einander. (Gleichung des geradlinigen Dreyecks zwischen rechtwinkligen Coordinaten, Sätze über merkwürdige Punkte im geradlinigen Dreyeck, Einiges aus der Tetragonometrie und Polygonometrie.) — Kap. 8. Allgemeine Eigenschaften der Linien der zweyten Ordnung. (Auf ähnliche Weise wie in Euler's *Introductio in Analysin Infinitorum* T. II. Cap. V. wird die allgemeine Gleichung $Ay^2 + Bx^2 + Cxy + Dy + Ex + F = 0$ zum Grunde gelegt, und daraus werden die den Linien zweyter Ordnung gemeinschaftlichen Eigenschaften abgeleitet. Ein Paar kleine Fehler, die dem ungeübten Leser Schwierigkeiten machen können, will Rec. hier bemerklich machen. S. 166 Z. 4 v. u. steht aus Versehen $\frac{p}{x}$ statt $\frac{x}{p}$. S. 169 hätte, um die Bündigkeit des dort gemachten Schlusses „$A + Bd + Cd^2 = 0$ also $A = 0$" einzusehen, noch klar gemacht werden müssen, dass d dort wirklich eine veränderliche Grösse ist, welche selbst $= 0$ werden kann. — Kap. 9. Besondere Eigenschaften der Linien der zweyten Ordnung. *A.* Die Ellipse und Hyperbel. (Aus der Gleichung der Curve werden ihre Eigenschaften hergeleitet; der Vf. zeigt aber nicht, dass für eine Curve, welcher solche Eigenschaften zusammengenommen zukommen, auch nothwendig die gegebene Gleichung gelte; auch nicht,

wie die Curven, denen jene Gleichungen angehören, aus dem Kegel geschnitten werden können. Ein sinnstörender Druckfehler ist S. 187 Z. 13 mBX statt mBX'. Auch ist es ebendaselbst ein Fehler, dass geradehin aus $tang. mB'X' = cotg. mBX'$ geschlossen wird, es müsse $mB'X' + mBX' = 90°$ seyn; ein Schluss, der nur dann zulässig ist, wenn erwiesen ist, dass jeder einzelne der beiden Winkel $< 90°$ sey. *B.* Die Parabel. (Hr. *B.* zeigt hier unter andern, was der Vf. von Nr. 2. nicht thut, dass die Aeste der Parabel sich der zur Axe parallelen Richtung immer mehr nähern, obgleich sie sich immer weiter von der Axe entfernen.) — Kap. 10. Polargleichungen der Ellipse, Hyperbel und Parabel. Nur für einen Brennpunkt als Pol der Ellipse und Hyperbel werden die Ausdrücke aufgesucht, nicht aber, wie in Nr. 2., für jeden beliebigen Punkt. — Kap. 11. Von den Tangenten, Subtangenten, Normalen und Subnormalen der Linien zweyter Ordnung. — Kap. 12. Die Ellipse, Hyperbel und Parabel, auf ihre Durchmesser bezogen. (Bey der Hyperbel hätte Hr. *B.*, so wie der Vf. von Nr. 2. es gethan hat, das zweyte Paar conjugirter Hyperbeln, für welches die grosse Axe = der kleinen Axe des ersten Paars, und umgekehrt, ist, auch mit construiren sollen, weil dadurch die Lehre von den Diametern eine weitere Entwickelung erhält.) — Kap. 13. Die Hyperbel, auf ihre Asymptoten bezogen. (Rec. findet es rathsamer, die Lehre von den Asymptoten der Hyperbel mit der von den Durchmessern dieser Curve in nähere Verbindung zu setzen.) — Kap. 14. Von der Quadratur der Linien zweyter Ordnung. (Hr. *B.* vermeidet hier zwar den Gebrauch der höhern Analysis, nimmt aber doch die Idee des unendlich Kleinen, und, wenigstens versteckt, die von den geradlinigen Elementen einer Curve zu Hülfe.) — Kap. 15. Bestimmung des Krümmungshalbmessers für die Linien der zweyten Ordnung. (In der Entwickelung des Ausdrucks $\delta + \{-(x+\Delta x)^2 + 2d(x+\Delta x) - d^2 + r^2\}^{\frac{1}{2}}$ nach Potenzen von Δx hat der Vf. einen Schreib- oder Rechnungsfehler bey dem Vorzeichen des Gliedes, welches Δx^2 enthält, gemacht. Dieses Glied muss nach richtiger Rechnung nicht positiv, sondern negativ seyn. Dieser Fehler hat sich nachher durch das ganze Kapitel fortgepflanzt, dennoch ist die Formel für den Krümmungshalbmesser (S. 273) richtig angegeben, weil hier der Vf. durch ein zweytes Versehen jenes erstere wieder gut gemacht hat. Die Formeln für die Coordinaten des Mittelpunkts des Krümmungskreises sind aber beide falsch.) — Als Anhang hat Hr. *B.* einige Aufgaben über die Linien der ersten und zweyten Ordnung beygefügt, welche gut gewählt sind und dazu dienen können, den Anfänger zur Anwendung der vorgetragenen Sätze noch geschickter zu machen.

Nr. 2. *Einleitung*. (Wichtigkeit des Gegenstandes, und das Nöthigste über Geschichte und Literatur desselben.) Kap. 1. Von der Bestimmung der Lage eines Punkts in der Ebene, von den Gleichungen der Linien überhaupt und von den Gleichungen der geraden Linie und des Kreises insbesondere. Sehr ausführlich und deutlich.) — Kap. 2. Einige Anwendungen der im ersten Kapitel aufgelösten Fundamentalaufgaben (die merkwürdigen Punkte im geradlinigen Dreyeck u. dgl.) — Kap. 3. Von der Veränderung der Coordinaten. (Eins der besten Kapitel in diesem Werke. Deutlicher, als in den meisten Schriften über diesen Gegenstand.) — Kap. 4. Von der Parabel. (Aus der Erklärung: „Eine Linie von solcher Beschaffenheit, dass alle ihre Punkte von einer unbegrenzten geraden Linie und einem Punkte gleichweit entfernt sind, heisst eine Parabel", werden in 5 Abschnitten die Construction einer solchen Curve und ihre Gleichung und aus dieser die übrigen Eigenschaften abgeleitet, und sodann gezeigt, dass die Gleichung $y^2 = px$ keiner andern Linie angehören könne. Viele interessante Sätze dieses Kapitels sind aus der kleinen, aber gehaltvollen Schrift *Lamberts: Insigniores orbitae cometarum proprietates* entlehnt, aber hier anders bewiesen, als dort. Die S. 69 gegebene Erklärung von *Maximis* und *Mininis* ist nicht genau genug, da es nach derselben scheint, als könne eine Function nicht für mehr als einen Werth ihrer veränderlichen Grösse ein *Maximum* oder *Minimum* werden. — Kap. 5. Von der Ellipse. (Nach der Erklärung: „Eine Linie von solcher Beschaffenheit, dass die Summe der Entfernungen jedes Punkts derselben von zwey bestimmten Punkten eine constante Grösse ist, heisst eine Ellipse", zeigt der Vf. die Möglichkeit einer solchen Curve durch wirkliche Construction derselben, und befolgt überhaupt einen ähnlichen Gang wie im ersten Kapitel, indem er in 5 Abschnitten die wichtigsten Eigenschaften dieser Linie mittheilt. Der Anhang zu diesem und zum folgenden Kapitel über die Entwickelung der trigonometrischen Linien, der Potenzen und Logarithmen in Reihen ist aus des Vfs. mathematischen Abhandlungen, erste Sammlung. Altona 1822" (s. diese A. L. Z. vom J. 1823. Nr. 165. 166.) zum Behufe der Auflösung des Kepler'schen Problems und der Quadratur der Hyperbel entlehnt) — Kap. 6. Von der Hyperbel. (Auch hier ein ähnlicher Gang wie in Kap. 4 u. 5.) — Kap. 7. Einiges Allgemeine über die Kegelschnitte. (Allgemeine Untersuchung des Ausdrucks $Ay^2 + Bxy + Cx^2 + Dy + Ex + F = 0$ nach *Biot*; aus demselben folgt, dass sich durch 5 Punkte nur Ein Kegelschnitt beschreiben lässt, und dass zwey Kegelschnitte einander höchstens in 4 Punkten schneiden können.) — *Anhang*. Ueber den Krümmungshalbmesser der Kegelschnitte. (Ohne höhere Analysis sehr fasslich entwickelt.)

Beide Werke unterscheiden sich also vornehmlich dadurch, dass Nr. 1. stets aus dem Allgemeinen das Besondere ableitet, Nr. 2. hingegen meistens vom Besondern zum Allgemeinen aufsteigt. Die letztere Methode möchte wohl für die meisten Anfänger die fasslichere, wenn schon mitunter weniger kurz seyn, als die erstere. Hr. *G.* hat nach Euklid's Weise jedesmal den Hauptsatz, wovon die Rede ist, als Lehrsatz oder Aufgabe vorangestellt, wodurch, nach des Rec.

Rec. Ansicht, der Vortrag an Klarheit gewinnt. Bey dem grösern Umfange seiner Schrift konnte Hr. *G.* manche Sätze aufnehmen, welche Hr. *B.* nicht mittheilt; so zeigt er, dass die behandelten Linien durch wirkliche Schnitte des Kegels entstehen; er betrachtet das Delphische, das Kepler'sche Problem, die Trisection des Winkels u. s. w. Rec. findet es dem zufolge für den Anfänger am vortheilhaftesten, das Studium dieser beiden Werke zu verbinden, und zwar so, dass er Nr. 2. zuerst ganz durcharbeite, dann aber Nr. 1. mit steten vergleichenden Rückblicken auf Nr. 2. aufmerksam lese. — Das Aeussere beider vorliegenden Bücher, besonders des erstgenannten, bey welchem Papier und Druck wirklich vorzüglich gut sind, lässt wenig zu wünschen übrig. Druckfehler sind jedoch in beiden nicht wenige, am meisten in Nr. 2. auf den ersten neun Bogen; viele davon sind im Druckfehlerverzeichnisse nicht angegeben, z. B. Nr. 2. S. 22 Z. 16 statt QQ'' l. QQ'; Z. 18 st. $+AQ'$ l. $+AQ''$; S. 34 Z. 15 st. $(x-x'')$ l. $(x-x')$. S. 35 Z. 12 st. $\frac{2y''-y'-y''}{2x''-x'-x''}$ l. $\frac{2y''-y'-y'''}{2x''-x'-x'''}$; S. 82 Z. 1 st. Berührungspunkte l. Brennpunkte. S. 87 Z. 13 st. $\frac{p}{4}$ l. $(x''+\frac{p}{4})$ u. dgl. m. Die wichtigsten sinnstörenden Druck- oder Schreibfehler, welche in Nr. 1 vorkommen und vom Vf. nicht verbessert sind, sind schon oben bemerklich gemacht; nur ein Paar dergleichen will Rec. noch anführen: S. 124 Z. 4 st. $\frac{c\alpha^2\beta}{2(\alpha+\beta)}$ l. $\frac{c^2\alpha\beta}{2(\alpha+\beta)}$; Z. 13 st. $(x''+x')^2$ l. $(x''-x')^2$; Z. 15 st. *Tang. CAD* l. *Tang. CAB.* Die Kupfertafeln von Nr. 1. und Steindrucktafeln von Nr. 2. sind sauber gezeichnet und abgedruckt, ein Vorzug, der sonst besonders dem Steindrucke mathematischer Figuren oft fehlt.

Gz.

TECHNOLOGIE.

Stuttgart, in d. Metzler. Buchh.: *Handbuch des Flosswesens* (*Manuel du Flottage*), vorzüglich für Forstmänner, Kameralisten und Floss-Beamte. Von *C. F.* Graf *von Sponek,* Grossherzogl. Badischem Oberforstrathe, ordentl. Prof. der Forst- und Jagwissenschaft bey der Universität Heidelberg, Doctor der Philosophie, ordentl. Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften. 1825. VIII u. 255 S. kl. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Diese Schrift enthält in 3 Haupt- und Unterabtheilungen den ganzen Umfang des genannten Gegenstandes, und der vom Vf. gleich anfangs aufgestellte Begriff: dass das Flössen das Mittel sey, Hölzer jeder Art aus waldreichen Gegenden zu Wasser in holzarme zu transportiren — ist nach allen seinen Richtungen durchgeführt.

Der Vf. war selbst ehemals Oberforstmeister und zugleich Oberinspector der Flossstrassen und Flössereygeschäfte, und hat da in den zweyen von ihm verwalteten k. Würtemb. Oberförstereyen im Schwarzwalde eine grosse Menge von Erfahrungen über diesen sehr wichtigen Nebenzweig der Forstwissenschaft gesammelt, welche er mit demjenigen verglich, was er in frühern Schriften über denselben Gegenstand fand und in dem obigen Werke, welches er Anfangs in seinen Vorlesungen dictirte, mittheilt.

Es darf wohl kaum erwähnt werden, dass dieser seither wenig untersuchte Gegenstand eine grössere Aufmerksamkeit verdient, um so mehr, da hierdurch in waldreichen Gegenden viele Hände beschäftigt, in holzarmen die Preise erniedrigt werden, die Besitzer der Waldungen selbst aber einen nicht unbedeutenden Zuschuss ihrer Revenüen dadurch erhalten. Freylich in schlechten Zeiten und bey vergrössertem Bedarf Hoher und Niederer, ist günstig sich darbietende Fortbringung des Holzes durch Flössen auch oft das schädliche Mittel, die Waldungen zu ruiniren und so die Nachkommen zu gefährden; wird durch Verbot nicht zeitig Einhalt gethan, so wird Uebel von Tag zu Tag ärger.

In der Geschichte des Flössens wird hier berührt, dass mit einander verbundene Stämme und Breter schon im Alterthum auf Meeren und Flüssen transportirt worden sind; jedoch von Scheitholzflössen komme nicht eher eine zuverlässige Nachricht vor, als in der Urkunde von 1410 von einer auf der Saale von den Brüdern Friedrich und Wilhelm, Landgrafen von Thüringen, angelegten Holzflösse — und im Würtembergischen geschehe dieses Gegenstandes zuerst Erwähnung, als 1517 Herzog Ulrich seinem Vogt Vehinger gross und klein Holz auf der Murr zu flössen erlaubte, und eine andere Urkunde über Scheitholzflösserey sey die im Archiv zu Heilbronn noch vorhandene, datirt von Stuttgart d. 17. Febr. 1542. Späterhin kämen mehrere Urkunden der Art vor. Ueberhaupt war in Frankreich so wie in Deutschland früherhin das Flössen, so wie andere nützliche Unternehmungen, eine von Privatpersonen auf eigne Gefahr unternommene Anstalt, bis endlich die Obrigkeiten, den Nutzen einsehend, es zu den Staatsanstalten zogen und so das Flossregal entstand, welches Alles der Vf. ausführlich unter Anziehung mehrerer Documente dargestellt hat. Dann folgt die Literatur über Flosswesen von S. 40 — 47.

Hierauf beschäftigt sich die *erste* Hauptabtheilung bis ins kleinste Detail, mit beständiger Rücksicht auf die Erfahrungen des Vfs., mit dem Flossbetrieb bey Selbstadministration oder bedingter Verpachtung und mit dem Flössen des Scheitholzes insbesondere von S. 54 — 103. Auf diese Art der Flösse beziehen sich zum grössten Theil die beygegebenen 4 Steindrucktafeln, wo die zum Flossgeschäft nöthigen Instrumente und Vorrichtungen abgebildet sind.

Die *zweyte* Hauptabtheilung beschäftigt sich mit den Flössen, mit gebundenem Holze, mit dem Fällen und Behauen solcher Flosshölzer von allen Gattungen; besonders berücksichtigt sind die oft unübersteiglichen Hindernisse des Transports bis zum Flossgraben, so wie das einzelne Detail beym Flössen die-

dieser auf grofsen Strömen wirklich kunstvoll zusammengepaarten Holzmassen.

In der *dritten* Hauptabtheilung folgt dann, wie bereits bemerkt, eine Zusammenstellung von mancherley Wissenswerthem über diesen Gegenstand: Ueber Flofsrecht, Holzflofshandel auf dem Rhein, viele schätzbare Winke über das Ganze des Flofswesens und die in neuerer Zeit gemachten Versuche der Engländer, aus Nordamerika grofse Flöfse übers Meer nach ihrem Insellande zu bringen. Am Schlusse sind noch die Flüsse aufgezählt, auf welchen dermalen im Königreich Würtemberg und Grofsherzogthum Baaden geflöfst wird, so wie von sonstigen Flofsanstalten in Deutschland.

Jeder, der sich mit diesem complicirten Geschäft des Flöfsens zu befassen hat, wird die mitgetheilten Notizen und vieljährigen Erfahrungen des Vfs. dankbar anerkennen und unter seiner leitenden Anweisung viele Hindernisse glücklich beseitigen können. Druck und Papier sind gut und der Text bis auf einige Kleinigkeiten correct.

OEKONOMIE.

Landshut, b. Michaelis: *Agriculturae laus, incrementa et impedimenta.* Dissertatio, quam publ. sistit *Carolus Steinlein*, philosophiae ac scientiarum cameralium doctor legens in alma universitate regia Ludovica Maximiliana etc. 1825. 112 S. 4. (1 Rthlr. 6 gGr.)

Diese Schrift ist als ein, wiewohl nicht ganz gelungener Versuch zu betrachten, eine Uebersicht alles dessen zu liefern, was sich über den auf dem Titel genannten Gegenstand besonders in staatswirthschaftlicher Hinsicht sagen läfst. Bey einem grofsen Aufwand von Gelehrsamkeit, die der Vf. zur Schau stellt — es werden allein 152 Schriftsteller und eine noch gröfsere Anzahl Schriften citirt — wird oft das eigene sichtende Urtheil vermifst; auch ist die Uebersicht keineswegs erschöpfend, und eben so wenig überall gut geordnet. So hat der Vf. z. B. blofs die politischen Hindernisse des Landbaues aufgeführt, und die physikalischen, die hauswirthschaftlichen und die moralischen oder persönlichen beynahe ganz mit Stillschweigen übergangen; von den Wirthschaftsarten handelt er blofs die Dreyfelderwirthschaft und die Mecklenburgische und Holsteinsche Koppelwirthschaft ab; die Hütungsgerechtigkeit, anerkannt eins der gröfsten Hindernisse des Landbaues, hat der Vf. nicht unter der Rubrik Hindernisse, sondern unter Viehzucht abgehandelt. — Ueber einzelne von dem Vf. aufgestellte Behauptungen läfst sich bey der Beschränktheit des Raums mit demselben hier nicht rechten; sonst möchte diese Recension leicht eben so weitläuftig werden, als die Schrift selbst. Nur eins werde bemerkt, nämlich dafs der Vf., allzusehr abhängig von dem Urtheile des Schriftstellers, den er bey jedem einzelnen Abschnitte zu Rathe zog, sich nicht selten in Widersprüche verwickelt; so z. B. fordert er an einer Stelle Freyheit des Eigenthums für den Bauer, und an einer andern erklärt er sich entschieden für die Beybehaltung der Schäferey-Gerechtigkeit der gröfsern Güter, u. s. w. — Im Ganzen ist die Wissenschaft durch die vorliegende Schrift wenig gefördert worden. Dieselbe würde noch einigen Werth haben, wenn das Bekannte in einem reinen, guten Latein dargestellt worden wäre; diefs ist aber keineswegs der Fall. Der Stil ist oft schwerfällig und der Periodenbau verworren; der Vf. hat auf der einen Seite unnöthigerweise eine Menge ganz neuer Wörter geschaffen, und auf der andern wiederum ganz alterthümlicher Sprachformen (wie *queis* für *quibus* etc.) sich bedient. — Von den geschaffenen neuen Ausdrücken, so wie von der falschen Anwendung echt lateinischer Wörter, mögen hier einige Proben folgen: §. 10 *reditus vitalitius* (Altentheil, Auszug); *afflictio*, Betrübnifs; §. 12 *bona vitalitia* (?), *versio*, das Verwenden an oder auf etwas; §. 13 *novennibus annis*; §. 18 *pertinentiae*; §. 23 *importatio*, Einfuhr; §. 25 *attentio*, Aufmerksamkeit; *revolutio*, Umwälzung; *quies terna*, die Ruhe in jedem 3ten Jahre; *aratio terna*, das dreymalige Pflügen; *rotatio terna*, dreijähriger Fruchtumlauf (§. 32); *laboris vires*, Arbeitskräfte; §. 26 *leges positivae*; *districtus*, der District; *inspectio*, Aufsicht; §. 27 *destinare*, zu etwas bestimmen; §. 36 *ligamen*, Bindung (des Bodens); §. 38 *depauperatus*, verarmt; — und viele andere, deren einzelne Aufzählung in diesen Bll. zu viel Raum erfordern würde. Was die landwirthschaftliche Kunstsprache anlangt, würde der Vf. wohlgethan haben, aufser den alten römischen Schriftstellern unter den neuern besonders *Walther* (*de re rustica* libri III) um Rath zu fragen, dann würde er z. B. Wechselwirthschaft nicht durch *systema rotationis*, sondern durch *systema alternans*, Stallfütterung nicht durch *pabulatio stabularia*, sondern durch *pastio villatica* u. s. w. übersetzt haben. — Wie (§. 29) eine *figura quadrilatera non praedita angulis* wohl aussehen mag!

Zu den Druckfehlern mögen folgende gezählt werden: §. 17 Z. 9 steht *adoptatum* st. *adaptatum*, §. 20 Anm. 36 Z. 6 $\frac{1}{11}$ st. $\frac{1}{33}$; §. 25 Anm. 44 *Myarum* st *Myagrum*, *Res. cuteola* st. *R. luteola*, *Lin. usatiss.* st. *L. usitatiss.*, §. 29 *lib-rum* st. *li-brum*, §. 39 Z. 1 *ad* st. *at.* S. 62 letzte Zeile *dificillima* st. *diffic.*; S. 67 Z. 3. *humili* st. *humuli*; §. 65 *molest-is*; §. 67 Z. 7 *eos* st. *eas*, letzte Zeile *ovarium* st. *oviariam*; §. 68 *fructicum* st. *fruticum*, Anm. 149. *Robinis pseutacacia* st. *Robinia pseudacacia*, *ligusteum* st. *ligustrum*; §. 79 *frugum suorum* st. *suarum*; §. 80 *auc-tum*; §. 91 *ipsosque leges* st. *ipsasque.* — Im Uebrigen ist der Druck gut, rein und deutlich, und das Papier vorzüglich.

— — *g.*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1828.

GESCHICHTE.

Hamburg, b. Fr. Perthes: *Fürsten und Völker von Süd-Europa im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert.* Vornehmlich aus ungedruckten Gesandtschafts-Berichten, von *Leopold Ranke. Erster* Band. 1827. XXIV u. 444 S. gr. 8. (2 Rthlr. 20 gGr.)

Ueber manche historische Partieen glauben wir sehr wohl unterrichtet zu seyn, und sind es nicht. Es kommen von Zeit zu Zeit bisher ungekannte oder unbenutzte Quellen zum Vorschein, und ergiessen für den welcher aus ihnen schöpft, ein überraschend neues Licht in weite Räume. Gestalten und Verhältnisse, die sonst im Dunkeln lagen, treten jetzt hervor ins Klare, und Entwickelungen, deren tiefer liegende Ursachen sonst unserm Blick entgingen, zeigen sich jetzt in ihrem natürlichen Gange vom Keim bis zur Vollendung. Also bereichert sich für und für die historische Kenntniss; aber da neben den mehr und mehr sich öffnenden Fundgruben für die Geschichte verflossener Jahrhunderte noch der Strom der Tagesgeschichte in stündlich sich erweiternden Ufern fliesst: so entsteht daraus eine doppelte Unermesslichkeit, welche leicht den nach so grossen Schätzen Ringenden muthlos macht oder erdrückt. Mehr und mehr wird also eine *Sichtung* der schwellenden Masse nothwendig, und nur die Aufbewahrung der *wichtigeren* Ereignisse, nur die Wiederauffrischung *bedeutungsvoller* Geschichten erscheint als verdienstlich.

Das vorliegende Werk eines jungen fleissigen Forschers gehört offenbar in diese Kategorie, wenigstens was seinen *Hauptinhalt* betrifft, sollte auch im Einzelnen einiger Ueberfluss dabey zu bemerken seyn. Das Gemälde von *Südeuropa* in dem für dasselbe so wie für den ganzen Erdtheil verhängnissreichen sechszehnten Jahrhundert und bis zur Mitte des 17ten, die Entwickelung der Ursachen, welche das *Osmanische* Reich und das *Spanische* und *Italien* von der am Anfang solcher Periode behaupteten Macht und Herrlichkeit herabbrachten, die Charakteristik der ihren Bestimmungen vorzugsweise die Richtung gebenden Persönlichkeiten, und die Schilderung des inneren Zustandes der Länder und Völker nach dessen merkwürdigsten Seiten und Beziehungen, verdiente allerdings, ja forderte, sobald sich dazu geeignete Quellen darboten, eine ganz frische Bearbeitung; indem die Geschichtswerke, die wir bis jetzt darüber besassen, theils einseitig, oder unzuverlässig, theils lückenhaft sind, theils mehr nur die Reihe der *Ereignisse* als die den allgemeinen *Zustand* schildernden Züge enthalten.

Eine ganz vortreffliche und doch bisher wenig benutzte Quelle für solche Bearbeitung erkannte unser Verfasser in den Sammlungen *handschriftlicher Gesandtschafts-Berichte* u. a. politischer Aufsätze (als Instruktionen, Reden, Betrachtungen, Briefe von diplomatischen Agenten und Staatsbeamten), deren schon seit Jahrhunderten höchst reichhaltige vorzüglich in *Italien*, zumal in *Venedig* und in *Rom* angelegt, dann aber durch weitere Mittheilung und wiederholte Abschriften vervielfältigt wurden. Auch nach *Frankreich* (woselbst die Königl. Bibliothek, zumal an *venetianischen* Relationen, einen unermesslichen Schatz besitzt), auch nach *Deutschland* kamen die Abschriften. Die Königl. Bibliothek *in Berlin* enthält davon eine Sammlung (und zwar vorzugsweise von *venetianischen* Gesandtschafts-Relationen) in 48 Foliobänden, aus welchen bekanntlich bereits *Johannes von Müller* einen Auszug des Denkwürdigsten zu machen vorhatte, jedoch an der Ausführung durch seinen Uebertritt in Königl. Westphäl. Staatsdienste gehindert ward. Mit Eifer und Liebe und mit einem dem Müllerschen verwandten Geist übernahm später unser Verfasser die Arbeit, und benutzte zu derselben noch 5 andere Foliobände, deren 4 in der Herzogl. Bibliothek zu Gotha und einer in seinem eigenen Besitze sind. Von den Früchten dieser verdienstlichen Arbeit liegt uns hier der *erste* Theil vor, welcher von dem *Osmanischen* Reiche bis und unter Sultan *Amurath* IV., und von der *Spanischen* Monarchie unter *Karl* V., *Philipp* II. und *Philipp* III. handelt.

Bey weitem der grössere Theil des Buches ist der *Spanischen* Monarchie gewidmet, und mit Recht. Denn was von dem *Osmanischen* Reiche gemeldet wird, von den Ursachen zumal, die seinen Verfall vorbereiteten und bewirkten, so ist davon das Wichtigere längst bekannt und in vielen allgemeinen und besonderen Geschichtswerken mit befriedigender Uebereinstimmung dargestellt. Und was die besondere Zeichnung einzelner Sultane und Wesire oder auch die Schilderung des Harems und der Macht des Kislar-Aga u. s. w. betrifft, so ist darin nichts anderes zu erkennen, als der allgemeine Charakter noch vieler anderer erschlaffender asiatischer Despoten-

tenreiche in alter und neuer Zeit; eine eben so traurige als häfsliche Einförmigkeit in den *Grundzügen*, und nur durch *diese*, nicht aber durch zufällige Einzelnheiten oder Individualitäten besonders lehrreich. Indessen hat doch das Gemälde, welches uns *Ranke* von allem dem aus den Berichten von staatskundigen Augenzeugen, und welche die Verhältnisse der gefürchteten Pforte mit sorgsamster Aufmerksamkeit betrachteten, entwirft, eine ganz eigenthümliche Lebendigkeit und Anschaulichkeit, welche einen grofsen Totaleindruck gewährt und selbst dem längst Gekannten einen Reiz der Neuheit verleiht.

In noch weit höherem Maafse ist dieses der Fall mit den *Spanischen* Geschichten, worin wir nicht nur lebensreichere Darstellungen des von Anderen bereits Erzählten und Geschilderten finden, sondern auch manches bisher Unbekannte oder dunkel Gebliebene in überraschender Klarheit hervortreten sehen. *Dieses* ist nicht nur der *anziehendste*, sondern auch der *lehrreichste* und *eindringlichste* Theil des Buches. Zwar enthält das *ganze* Werk eine fortlaufende Schilderung des *Fluches*, welcher auf *despotisch* beherrschten Ländern und Völkern, ja auf den Despoten selbst und ihren Häusern, liegt: aber eine *Türkische*, rein *asiatische* Despotie ist unseren eigenen Lagen, Verhältnissen und Befürchtungen so fremd, dafs ihr Gemälde den tiefen Eindruck nicht machen kann, wie jenes einer *europäischen* und die über uns *verwandte* Nationen ihren tödtenden Scepter streckt. Die *Spanische* Regierung dagegen, mit ihrer siegreich durchgeführten Kunst, die Freyheiten der Völker zu erdrücken, mit ihrer fortschreitend gesteigerten Anmafsung, mit ihren den Geist der Menschen wie ihren Leib und zwey Welten umfassenden Herrscherplanen, und sodann mit ihrer frühe eintretenden Schwäche und Erbärmlichkeit neben rücksichtsloser Gewaltthat und Erpressung, mit ihren engherzigen Zwecken, und, hier verächtlichen, dort tyrannischen, Mitteln, endlich mit ihren heillosen Früchten — Verödung der gesegnetsten Länder, Verarmung, Entkräftung, Herabwürdigung, bleibende geistige und moralische Verschlechterung der edelsten Völker — die *Spanische* Regierung dieser Zeiten ist eine in alle Zeiten tönende Warnung.

Es ist nicht wohl möglich, einen Auszug aus diesem inhaltsreichen Werke zu machen: denn fast alle Blätter desselben sprechen gleichmäfsig unser Interesse an. Wir wollen daher nur beyspielsweise einiger Partieen erwähnen, die uns als vorzüglich gelungene Schilderungen erscheinen. Wir zählen zu denselben schon die Charakteristik K. *Karls* V. (S. 104 ff.), für welche, nach Robertson's meisterhafter Darstellung, dennoch neue Farben zu finden, nicht wenig Kunst erforderte; sodann das eindringliche Gemälde von *Philipps* II. düsterm Despotensinn (S. 114 ff.) und von *Philipps* III. grenzenloser Erbärmlichkeit (S. 132 ff.), nicht minder die Schilderung *Alba's* (157), („Er hatte den aristokratischen Hang, den Despotismus ausüben zu helfen, nur dafs er ihn nicht selber erführe.") des Günstlings *Lerma* (119) u. a. merkwürdiger Persönlichkeiten. Es thut sich bey Lesung dieses Buches das innerste Hofleben wie jenes des Volkes in ergreifender Natur und Wahrheit vor uns auf, und wir begreifen vollkommen alles *was* kam und *wie* es kam.

Der einsichtsvolle, selbstthätige *Karl* V. entfernte die *Hofherren* von der Geschäftsverwaltung, und übertrug diese einem aus Mitgliedern der verschiedenen Provinzregierungen zusammengesetzten obersten Regierungsrath, einem gesonderten Finanzrath und einem Staatsrath, Sich Selbst jedoch in allem Wichtigen die selbsteigene Entscheidung vorbehaltend. *Philipp* II. setzte seinen Staatsrath aus lauter Gliedern seines castilianischen Hofstaates zusammen. Die Provinzen verloren dergestalt ihre besonderen Fürsprecher im Rathe des Königs und die Kämpfe der Hofparteyen, die Gesinnungen der Günstlinge wurden entscheidend für das Schicksal des ganzen Reiches. Viele *Schändlichkeiten* und Verbrechen der Intrigue *wie der wilden Leidenschaft* bezeichnen die Geschichte dieses Hofes und der verschiedenen Günstlinge. Auch die Schwingungen des alten Streites zwischen den *Communeros* und dem *Adel* sind darin zu erkennen. Der Wechsel der Gunst zwischen der aristokratischen und der popularen Partey entscheidet wiederholt über die Stimmung zum Frieden oder zum Krieg. Indessen erhielt *Philipp* II. unter dem Kampfe der Parteyen noch immer einige Selbstständigkeit; er liefs sich wohl lenken, doch nicht beherrschen. Dagegen erscheint *Philipp* III. als durchaus willenloses Werkzeug in seines Günstlings und obersten Ministers, des Herzogs *von Lerma*, Hand. Nur der *Beichtvater* und sodann der *deutsch-östreichische Hof* behaupteten noch Einflufs neben Lerma. Als beide sich wider ihn verschworen, so fiel er.

Sehr lehrreich ist die Darstellung der allmähligen Umwandlung des *alten Staates* — worin die Selbstständigkeit von Individuen und Corporationen vorherrschte, die Centralgewalt schwach und die Kirche unter ihrem auswärtigen Oberhaupt gefürchtete Rivalin der bürgerlichen Regierung war — in den *neuen Staat*, der da geschlossen, einer starken Centralgewalt unterthan, aller diese Gewalt hemmenden Freyheiten entledigt, und dergestalt geschickter zum Angriff auf das Ausland ward.

Wenn *Karl* V., erbittert durch den Widerstand, welchen auf der Reichsversammlung von 1538 die *Granden* seiner Steuerforderung entgegensetzen, („die Lasten zu tragen — also behaupteten sie — zieme

zieme in Castilien dem *Bauer;* dem *Edelmanne* aber entreifse die geringste Auflage nicht allein die Freyheit, welche seine Vorfahren mit ihrem Blute erworben, sondern die Ehre selbst;") sich entschliefst, fortan keine *allgemeine* Ständeversammlung mehr einzuberufen; so mag wenigstens das Motiv, wenn auch nicht die Mittel gebilligt werden. Und wenn er sich später auch des *persönlichen* Dienstes dieser selbstsüchtigen Granden, im Staate wie im Heere, entschlug, sie zu friedlichem Wohlleben und verschwenderischer Pracht ermunternd, und hierdurch schwächend; so konnte das Volk darüber sich nur freuen. Wir gönnen ihnen auch gern den erbärmlichen Trost, statt alter Macht und Herrlichkeit jetzt die Ehre des Stehens mit bedecktem Haupt vor der Person des Königs, oder etwa „den Empfang einer Tasse aus welcher der König getrunken, oder für eine ihrer Damen des Kleides, welches die Königin getragen" — hinzunehmen. Wenn aber die Versammlungen der *Cortes,* d. h. der Abgeordneten der *Städte,* theils durch Wahlbeherrschung, theils durch Beschränkung der Vollmacht, theils durch Aufhebung alter Rechte und kostbarer Formen, theils endlich durch persönliche Bedrohung oder Bestechung zur völligen Unterthänigkeit gebracht, zu blofsen Figuranten herabgewürdiget werden: so ist dieses ein Gegenstand sehr niederschlagender Betrachtung und in *unserer* Zeit von zwiefach eindringlichem Effekt. Indessen sehen wir selbst die entkräfteten, unterworfenen, herabgewürdigten Cortes in einzelnen Momenten sich ihrer ehemaligen Selbstständigkeit erinnern, und das einzige ihnen übrig gebliebene Recht, der *Vorstellung* und *Bitte,* mit männlichem Freymuth üben.

Der sehr verschiedene Zustand der einzelnen spanischen Länder wird mit Klarheit und Gründlichkeit geschildert. Wir sehen, wie unter den *auswärtigen* Provinzen, zumal *Neapel* unter das Joch einer despotischen Willkürherrschaft fällt, *Sicilien* dagegen, wiewohl unter verderblichen Kämpfen und engherzigen Bestrebungen, einen Rest der Selbstständigkeit erhält; *Mailand* zwar die *königlichen* Rechte beschränkt, doch grofsentheils seiner angebornen *Aristokratie* anheimfällt; und wie selbst in den *Niederlanden* die hochgerühmte Freyheit nur in *Sonderrechten* einzelner Stände, Ortschaften, Familien, in *Privilegien* und *Exemtionen* anstatt in reiner Herrschaft des wahren Gesammtwillens besteht. Dennoch trägt die so sehr beschränkte Freyheit gesegnete Früchte, und ist unter allen auswärtigen Provinzen *Neapel* die unglücklichste und verlorenste, während *Sicilien* wenigstens eines *vergleichungsweise* erträglichen Zustandes sich erfreuet, *Mailand* zu Glanz und Herrlichkeit sich aufschwingt, und *Niederland* eine Fülle des Lebens, des Reichthums und der Kraft entfaltet, die es zur Perle aller spanischen Besitzungen, und selbst in rein *finanzieller* Beziehung zehnmal kostbarer als das neuentdeckte *Amerika* mit all seinen Gold- und Silberminen macht.

Wir finden übrigens hier nachgewiesen, dafs, wie schon der treffliche *Humboldt* dargethan, die gewöhnlichen Schätzungen von dem reichen Ertrage Amerika's, wenigstens während der ersten 60 Jahre nach der Entdeckung, sehr übertrieben sind, und dafs, wenn auch später gröfsere Summen von daher eingingen, sie doch Spanien nur eilig *durchliefen,* und mehr dem betriebsamen *Ausländer,* als dem trägen, stolzen, und dabey noch durch die unsinnigen Maafsregeln seiner eigenen Regierung von aller Betriebsamkeit abgeschreckten *Spanier* zu Gute kamen. Daher erklärt sich die fortwährende *Finanznoth* selbst K. *Karls* V., und mehr noch des minder kräftigen und daher auch minder glücklichen *Philipp* II., und des vollends unfähigen, dabey verschwenderischen *Philipp* III. Aber höchst merkwürdig sind die von allen diesen Regenten angewandten Hülfsmittel, die Anfänge der neuern raubsüchtigen und gewissenlosen *Finanzkunst,* deren allmählige Entwickelung in Spanien wir hier in umständlichen Berichten lesen. Von der *Alcavala,* einer den Zehnttheil des Verkaufspreises jeder Waare fordernden Steuer, bis zu den räuberischen Finanzoperationen der gewaltsamen Zinsherabsetzung, ja, selbst Kapitalsverminderung, sodann der Münzverfälschung, des Raubes von Privatgeldern, und der alle Produktion und allen Handel tödtenden Zölle und Taxen, finden wir unter jenen unersättlichen Regenten fast alle Künste der neuen und neuesten Finanzmänner versucht und durchgeführt, nur mit geringerer Geschicklichkeit und Ordnung; weswegen auch der Ertrag für die königliche Kasse minder ergiebig, dagegen der Ruin der Länder desto vollständiger war. Die Darstellung des spanischen Finanzsystems in diesen Zeiten, und die Schilderung des dadurch herbeygeführten *Elends* in den spanischen Ländern mufs man hier beym Verfasser selbst nachlesen. Ein Auszug wäre matt und unbefriedigend.

Uebrigens würde der Finanzdruck und jeder andre Mifsbrauch der Königsmacht minder verderblich gewirkt haben, hätte sich nicht zu ihren Plagen noch die unerträgliche Last einer übermüthigen *Aristokratie* gesellt. Ohne ausgesprochenes Urtheil, ohne Deklamation, blofs durch Erzählungen der *Thatsachen* bricht *Ranke* über diese den Stab. Auch den grofsen Antheil der *Möncherey* an dem Verderben Spaniens stellt er ins Licht, und zeigt dabey, wie sowohl diese als andere Ursachen des Verfalls allerletzt in der Unfähigkeit, Verkehrtheit und Erbärmlichkeit einer Regierung ihren Grund hatten, welche stets nur ihren augenblicklichen beschränkten oder unlautern Willen, nie-

niemals die öffentliche Meinung oder das heilige Recht bey ihren Entschlüssen zu Rathe zog.

Der Vf. endet sein Buch mit dem zentnerschweren Wort: „So zerstört der Despotismus durch seine Mittel seine Absichten. Ein schlechter Trost für die Menschheit! Die Wirkung des Despotismus, die Zerstörung der Tugend und der Wohlfahrt, diese bleibt."

Wir haben von den interessanten Gegenständen dieses Werkes nur einen Theil berührt. Immer genug, um den Wunsch einer möglichst baldigen Fortsetzung zu begründen. Bey dem grossen Reichthum an Materialien, der dem Vf. zu Gebote steht, wird er zwar oftmals in Versuchung gerathen, etwas zu weitläuftig zu werden (wovon auch der vorliegende Band einige Proben enthält); doch mag schon der *Titel* seines Buches ihm den Maassstab der passenden Ausführlichkeit oder Gedrungenheit angeben. —

Wir wollen inzwischen der Anzeige dieses interessanten Werkes die eines andern, *drey Jahre früher* erschienenen, Buches desselben Verfassers beyfügen, welches nach seinem Gegenstand sowohl als nach den Studien, die es voraussetzt, mit dem vorliegenden in enger Verbindung stehend erscheint. Dieses Buch führt den Titel:

Leipzig u. Berlin, b. Reimer: *Geschichten der romanischen und germanischen Völker* von 1494 bis 1535, von *Leopold Ranke*. *Erster* Band. 1824.

Mit demselben ist in Verbindung zu setzen eine gleichzeitig herausgegebene Schrift, unter dem Titel:

Ebendas., b. *Ebendems.*: *Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber*, von *Leopold Ranke*. Eine Beylage zu desselben romanischen und germanischen Geschichten. 1824.

Diese letztgenannte Schrift reicht allein schon hin, den *Geschichtsforscher* zu beurkunden und dem Leser Vertrauen für ihn einzuflössen. Die *Wahrheit* allein ist's, die er sucht, und um welche zu finden er den mühevollsten Weg nicht verschmäht. Mit der Fackel einer unbestechlichen, strengen Kritik beleuchtet er die Werke der bisher als Hauptquellen für die Geschichten der bezeichneten Periode (d. h. überhaupt des Anfangs der neuen Geschichte) geachteten Historiker wie die Persönlichkeit ihrer Urheber, und beraubt beide schonungslos des Nimbus, worin sie bisher geglänzet, oder bestimmt wenigstens genau, in wie fern und in wie fern nicht sie wirklich Glauben verdienen, überhaupt in wiefern sie als *wahre Quellen* zu achten seyen. Also werden zumal *Guicciardini*, *Beaucaire*, *Mariana*, *Fugger* (erneuert durch *Sigmund von Birken*), vor allen aber der *Erstgenannte* unerbittlich gegeisselt, auch *Sleidanus* und *Paul Jovius* vor ein strenges Gericht gezogen; vor eben diesem Gericht aber manche andere, welche bisher minder gekannt oder geachtet waren, zur gebührenden Anerkennung gebracht. Die Forderungen des Verfassers sind *nicht leicht* zu befriedigen. Er verlässt sich nur auf unmittelbare und tüchtige Augenzeugen, oder auf unverdächtige Theilnehmer der erzählten Begebenheiten, oder auf Urkunden, Staatsschriften und andere gleich glaubwürdige Denkmale. Er scheuet nicht die unendliche Mühe des Suchens, Lesens, Vergleichens, und ruht nicht, bis er ans Ziel gekommen. Die Geschichten, welche zu erzählen er sich vornimmt, wird er daher — so weit es immer möglich ist — bloss aus unmittelbaren Quellen sonach unverführt durch alle Irrthümer der Vorgänger aus Memoiren, Tagebüchern, Briefen, Gesandtschaftsberichten und ursprünglichen Erzählungen der Augenzeugen schöpfen, er will seinen eigenen Gang gehen, er will *Geschichtsforscher* im strengen Sinn dieses Wortes seyn.

In diesem Geiste sind nun wirklich die „*Geschichten der romanischen und germanischen Völker*" geschrieben, und es gebührt ihnen von dieser Seite das vollste Anerkenntniss. Indem wir dasselbe aussprechen, erlauben wir uns noch, allernächst über den vom Verfasser gewählten *Gegenstand* und sodann über dessen *Darstellung* einige Worte zu sagen. Seine Lieblingsstudien, dieses sehen wir wohl, haben die *Anfänge der neuern Geschichte* zum Gegenstande; es ist daher natürlich, und dankenswerth, dass er uns die Früchte solcher Studien mittheile. Aber sein Zweck geht nicht bloss dahin, eine Zahl von Begebenheiten, Charakteren oder Partieen aus dieser Periode aus dem Dunkel hervorzuziehen, oder richtiger als bisher geschehen darzustellen; sondern er will eine wirkliche *Geschichte* liefern, d. h. eine solche, deren Gegenstand eine *Einheit*, ja räumlich wie zeitlich ein *Ganzes* wäre.

(*Der Beschluss folgt.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Februar 1828.

GESCHICHTE.

1) Leipzig u. Berlin, b. Reimer: *Geschichten der romanischen und germanischen Völker* von 1494 bis 1535. Von *Leopold Ranke*. *Erster* Band u. s. w.

2) *Ebendas.*: *Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber*, von *Leopold Ranke* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Vf. sagt ausdrücklich in der Vorrede, „dass ihm die *romanischen und germanischen Nationen* als eine *Einheit* erscheinen", und wiewohl er nicht die *ganze Geschichte* dieser Nationen zu geben gedenkt, so erkennt er doch auch *in dem Theile*, den er davon beschreibt, oder in der Summe der von ihm herausgehobenen Geschichten ein wenigstens untergeordnetes Ganzes, nämlich „den Anfang der neuern Geschichte, und zwar einerseits die Gründung der spanischen Monarchie, den Untergang der italienischen Freyheit; andrerseits die Bildung einer zwiefachen Opposition, einer politischen durch die Franzosen, einer kirchlichen durch die Reformation, genug jene Spaltung unserer Nationen in zwey feindselige Theile, auf welcher alle neue Historie beruht." — Wir wollen die Haltbarkeit dieser letzten Idee durchaus nicht bestreiten. Durch sie wird allerdings eine grosse Masse von Begebenheiten unter einen interessanten Gesichtspunkt gesammelt und dergestalt zur historischen Einheit verbunden. Nur bleibt dann zu untersuchen, ob auch die *Auswahl* und *Zusammenstellung* des Stoffes im Sinn solcher *Einheit* geschehen. Was aber die *zuerst* aufgeführte Einheit betrifft, nämlich jene der *romanischen und germanischen Nationen*, so gestehen wir, dass wir sie mehr in der *Phantasie* als in *Wahrheit* begründet erachten.

Der Vf. selbst sagt sich von drey analogen Begriffen los, nämlich von jenen der *allgemeinen Christenheit*, der *Einheit Europa's* und der *lateinischen Christenheit*: des ersten, weil er auch die *Armenier* umfassen würde; des zweyten, weil die *Türken* und *Russen*, die da zu Europa gehören, auch die gesammten asiatischen Verhältnisse in die europäischen Geschichten hineinziehen würden; und endlich des dritten, weil auch *slavische*, *lettische* und *magyarische* Stämme unter der *lateinischen* Christenheit enthalten sind. Wenn wir in dieser Ansicht Ihm vollkommen beystimmen, so glauben wir zugleich, dass die Einheit der *romanischen und germanischen* Völker noch *weniger haltbar* als die drey andern sey. Es giebt freylich gar verschiedne Beziehungen, unter welchen sich eine Masse von Geschichten oder geschichtlichen Gegenständen zur Einheit sammeln lässt. Bey Völkern zumal kann die Einheit eine *geographische*, oder eine *genetische*, oder eine aus der *Gemeinschaft der Schicksale*, nämlich des Thuns und Leidens, des Entfaltens überhaupt des *Lebens* hervorgehende seyn. Die letztere wird mehr oder minder umfassend erscheinen, je nachdem sie auf mehr oder minder wichtige Lebens-Momente oder Interessen, auf mehr oder minder wirksame Principien eines *Gesammtlebens* sich bezieht. Die *politische* Einheit ist hier wohl die bedeutendste, wenigstens die am meisten in die Augen fallende; aber auch die *kirchliche*, die *wissenschaftliche* oder auf irgend einem andern Zweig einer gemeinsamen *Cultur*, die auf Sitte, Handel, Bedürfniss u. s. w. beruhende gehören hierher. Nur besteht jedesmal die Einheit bloss *in dem Kreise* solcher Gemeinschaft und nicht weiter, und mag z. B. eine *gemeinschaftliche* Geschichte der *Religion*, oder der *Wissenschaft*, oder des *Handels* oft für eine Summe von Völkern geschrieben werden, deren *politische* Schicksale in *verschiedenen Rinnsalen* fliessen, deren *allgemeine* Geschichte daher *unmöglich zur Einheit* zusammengefasst werden kann.

Wenden wir diese Begriffe auf die *romanischen* und *germanischen* Nationen an, so sehen wir zuvörderst, dass ihre *Einheit* weder eine *geographische*, noch eine *genetische* sey. Denn ihre Wohnsitze, obschon in West und Süd durch die Naturgrenzen des Meeres von andern getrennt, verlieren sie doch zum Theil schon gegen Norden und auffallender noch gegen Osten, ohne irgend eine feste oder deutlich zu bezeichnende Grenze in die Gebiete ganz anderer Völkerschaften, während sie selbst im eigenen Innern durch mehrere natürliche Scheidungslinien in gleich viele getrennte Länder zerfallen. Was aber die *genetische* Einheit betrifft, so wird sie schon durch den Ausdruck romanische *und* germanische Völker aufgehoben, abgesehen davon, dass beide Benennungen nur vom *Vorherrschenden* entnommen, und unter den also benannten Völkern auch mancherley *fremde* Stämme mit begriffen sind. Ja, es gesteht der Vf. selbst, dass von den *sechs* Nationen, die er unter jener Benennung zur Einheit zusammenfassen will, *drey* sind, die *französische*, *spanische* und *italienische*, in denen das *romanische* Element, und *drey*, die *deutsche*, *englische* und *scandinavische*, in denen das *germanische* Element vorherrscht. Worin bestände sonach die *Einheit*?? —

Der Vf. sagt in der Einleitung: „diese Nationen seyen wenn nicht von demselben, doch von nahe verwandtem Stamme, in Sitten ähnlich, in vielen Instituten gleich; ihre innern Geschichten hangen aufs genaueste zusammen, und einige grosse Unternehmungen seyen ihnen insgesammt gemein, und zwar zumal die *Völkerwanderung*, die *Kreuzzüge* und die *Pflanzungen in fremden Welttheilen*. Es sey überhaupt die Einheit unserer Nation zu erkennen in der *Idee*, *That* und *Entwicklung*. Das gemeinschaftliche Ritterthum, die Poesie, die kriegerische Städte-Freyheit, das gleichzeitige Streben und Ringen nach bessern Verfassungen, die Neigung zu Wanderungen und zum Gewinn u. a. seyen wie die Athemzüge dieses geheiligten Vereins."

Allein der Strom der *Völkerwanderung* ward zwar *vorzugsweise*, doch bey weitem *nicht ausschliessend* (wie viele *slavische* und selbst *asiatische* Stämme wälzten sich über die Länder Europa's!) durch *germanische* Völker bewirkt. Doch nicht *alle* diese Völker haben solche Wanderungen unternommen (man gedenke der *Sachsen* in Norddeutschland, sodann der in ihrer Heimath zurückgebliebenen *skandinavischen* Stämme); und jedenfalls geht dieser Zug die *romanischen* Völker, die ja *auch ein Element jener Einheit seyn sollen*, nicht an. Auch an den *Kreuzzügen* nahmen verschiedene *nicht* germanische Völker Theil, und es war die bewegende Kraft, welche die letzten Alle zu solchen heiligen Zügen entflammte, keinesweges auf der gemeinsamen *Abstammung* beruhend, sondern auf der *kirchlichen* Gemeinschaft, insbesondere auf dem vorherrschenden Einflusse *Roms*. Was aber die *Pflanzungen* in fremden Welttheilen betrifft, so haben auch *Phönizier*, *Griechen*, *Araber* u. a. einen ähnlichen Hang gezeigt, und nicht das *Blut*, sondern *Lage* und *Umstände*, verbunden mit vielen rein *zufälligen* und *besondern* Ursachen, die germanischen Colonisten über zwey Welten geführt.

Etwas Aehnliches ist von den andern, den Geschichten der romanischen und germanischen Nationen mehr oder weniger gemeinschaftlichen Charakteren zu sagen: wie vom Lehenwesen, vom Ritterthum, von Erhebung der Städte. Nicht eigentlich ein wechselseitiger *Zusammenhang* jener Nationen hat solche Gleichförmigkeit erzeugt, sondern nur eine *Gleichartigkeit der Umstände*, unter welchen jene Völker und Reiche entstanden und fortdauerten. Auch zwischen Völkern *verschiedener Welttheile* und weit *getrennter Zeiten* kann solche Gleichförmigkeit eintreten, und ist wirklich nicht selten erkennbar, ohne dass dadurch die Völker zur wahrhaft historischen Einheit würden. Dass aber die Geschichten unserer Völkerschaften (während des Mittelalters) allerdings *nicht* unter sich zusammenhangen, ist im Allgemeinen wohl unwidersprechlich, wiewohl *einzelne grosse* Begebenheiten oder Verhältnisse (wie z. B. die englisch-französischen Kriege) natürlich auch in weite Ferne wirkten. Aber zwischen der *Innigkeit* des Zusammenhangs z. B. der spanischen und scandinavischen oder der *schottischen* und *schweizerischen* Geschichten und jener z. B. *Deutschlands* mit den *Slavischen* Reichen und mit *Ungern*, oder jener *Italiens* mit der *Pforte* ist nicht einmal eine *Vergleichung* möglich. Erst in der *neuen* Geschichte entstehen nach und nach ausgedehntere Verknüpfungen der Völker und weiter reichende Staatensysteme; aber daran ist abermal nicht das *romanisch-germanische Blut*, sondern ein Zusammenhang *ganz anderer Ursachen* Schuld, und eben darum sind jene Systeme auch nicht *beschränkt* auf den Umfang der romanisch-germanischen Herrschaft.

Welchen Standpunkt daher immer wir nehmen: die *Einheit*, welche der Vf. behauptet, erscheint uns nirgend. Ihr liegt allenthalben theils eine *zu lose* Verknüpfung, theils eine solche, deren Grenzen *nicht* zusammentreffen mit jenen der romanisch-germanischen Zungen und Gebiete, zum Grunde. Ja, es *bleibt der Vf. selbst nicht getreu seiner Idee bey der Ausführung*. Denn mit nichten stellt er nur dar, was etwa unter den mancherley hier aufzustellenden Beziehungen, als wirklich gemeinschaftlich oder zusammenhängend möchte zu erkennen seyn; sondern er erzählt einige *Reihenfolgen* von Begebenheiten einzelner Reiche, ganz vorzüglich jedoch der Verwickelungen und Schicksale *Italiens*, und giebt uns so sehr *ins Detail gehende* Schilderungen *vereinzelter* Persönlichkeiten, Verhältnisse, Ortsbegebenheiten und Umstände, dass sie unmöglich mehr zusammenzufassen sind *zum Ganzen*, oder dass wenigstens, wofern man das Gemälde als *eines*, namentlich als Gemälde *der romanisch-germanischen Nationen* betrachten sollte, alle *Haltung* verschwände. Klar ist, dass wenn er mit derselben Umständlichkeit, womit wir hier die Geschichten von Florenz, von Mailand, von Neapel, von Venedig, vom Papst, von den verschiedenen einheimischen und auswärtigen Fürstenhäusern, die sich um die bluttriefenden Stücke Italiens streiten, erzählt finden, auch die Geschichten aller andern in seinem Begriff von romanischen und germanischen Nationen enthaltenen Völker und Häuser schildern wollte, sein Werk weniger nicht als *zehn* Bände füllen, und dann doch — bloss *Aggregat von Geschichten*, nicht *eine Geschichte* seyn würde.

Abgesehen von diesem Tadel müssen wir dem Vf. ein vielfach begründetes Lob ertheilen. Er stellt uns (und in *dieser* Aufgabe möchte vorzugsweise die Einheit seines Gemäldes zu erkennen seyn) die hoch merkwürdige, zugleich äusserst verwickelte Geschichte *Italiens* und seiner verschiedenen Staaten, vom Zuge K. *Karls VIII.* gegen Neapel bis zum völligen Untergang der italischen Freyheit unter der Präpotenz des *spanisch-östreichischen Hauses*, weit klarer, zusammenhängender und bewährter dar, als es bisher von irgend einem Geschichtschreiber geschehen; er bringt mit dieser Darstellung auch die zu ihrem vollen Verständniss nöthigen Daten der auswärtigen Geschichten, insbesondere der spanisch-östreichischen und französischen in Verbindung, und beleuchtet dadurch allerdings aufs verdienstlichste eine Masse von Begebenheiten, welche einen der Haupt-

über-

übergänge aus der *mittlern* Historie in die *neuere* ausmacht. Der Geist eines nach *Gründlichkeit* strebenden, die *Wahrheit* über Alles liebenden Geschichtforschers, ein dem Geiste *Johannes Müller's* verwandter Geist (auch in den Formen der Darstellung und im Ausdruck ist manche Aehnlichkeit zu entdecken) tritt uns hier allenthalben entgegen, und der Totaleindruck des Gemäldes — um so eindringlicher, da nicht räsonnirt oder declamirt, sondern bloss *erzählt* wird — ist eine klare, freylich auch niederschlagende Anschauung der Fäden, woran gewöhnlich das Schicksal der Völker und Reiche hängt, nämlich hier des blinden Zufalls — oder Verhängnisses — das über einzelnen Tagen oder Stunden waltet, dort der Interessen, Leidenschaften und Verbrechen, überhaupt wieder zufälligen Persönlichkeiten und Richtungen von *Einzelnen*, von *Häusern* oder von *Factionen*. In den Zeiten, von welchen der Vf. redet, d. h. in den Zeiten furchtbar steigender Königsmacht und damit des beginnenden Untergangs alter Freyheiten, Rechte und Verfassungen, und dabey unter Völkern, die sonst vorangeschritten an Erkenntniss und Bildung sind, erhält das Schauspiel einen besonders düstern Charakter, und wir mögen, was der Vf. in dem zuerst angezeigten Buche *„Fürsten und Völker von Südeuropa"*, insbesondere von *Spanien* von Karl V. an bis auf Philipp III. erzählt, gewissermaassen als einen *zweyten Theil* seiner *romanisch-germanischen* Geschichten, oder als eine *Fortsetzung* des in diesen letzten begonnenen Gemäldes von dem Zustande einiger der wichtigsten Länder unsers Welttheils seit dem Anfang der neuen Zeit betrachten.

Wir glauben dem Zweck dieser Anzeige durch solche allgemeine Beurtheilung zu genügen. Bücher dieser Art sind keines Auszugs empfänglich und das Eingehen in besondere *Einzelnheiten* würde dabey kleinmeisterisch und wenig belehrend seyn. Uebrigens erwarten wir, dass alle unsere geschichtliebenden Leser das *Buch selbst* zur Hand nehmen und so unmittelbar dessen mannichfaltige Schätze sich aneignen werden.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BREMEN, b. Kaiser: *Predigten* von *Gottfried Menken*. 1825. X u. 443 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Aus der mit nicht geringer Selbstgefälligkeit geschriebenen Vorrede ersehen wir, dass der Vf. diese sogenannten Predigten auf den Wunsch seiner vieljährigen Zuhörer herausgab, als eine lange Krankheit ihn hinderte zu predigen. Sie sind aus denen gewählt, welche er in den letzten Jahren gehalten und völlig ausarbeitet hatte. Er habe sie, wie er sagt, diessmal lieber *Predigten* nennen wollen, als *Homilien*: denn er dürfe wohl annehmen, dass wie seine Leser bis dahin in seinen Homilien wahrhaftige Predigten gefunden hätten, sie jetzt von selbst voraussetzen würden, in seinen Predigten wahrhaftige Homilien zu finden. Rec. gesteht ehrlich, dass er bis jetzt noch nicht zu den Lesern des Vfs. gehörte, also auch nicht beurtheilen kann, wofür man seine frühern religiösen Vorträge zu halten habe, das aber darf er dreist behaupten, dass die vorliegenden keine Predigten sind, wenn man, wie billig, sich an die allgemein angenommene Bedeutung dieses Wortes hält, ja auch nicht einmal Homilien höherer Art, wie sie wohl neulich genannt worden sind, und über deren Eigenthümlichkeit und wesentliche Unterscheidung von eigentlichen Predigten nach *Lange*, *Bartels* und *Schmidt* sich so gründlich ausgelassen haben: denn sie haben nicht einmal ein bestimmtes Thema; sondern Homilien niederer Art, nach dem Beyspiel einiger der ältern Kirchenväter, wie sie unsre Homileten fast einstimmig nur noch in sogenannten Betstunden zulassen wollen, sonst aber mit der Würde der geistlichen Rede und mit dem Standpunkte, auf welchem jetzt Kunst und Wissenschaft stehen, für unvereinbar erklären. Der Vf. sucht sich zwar (Vorr. S. VIII.) wegen dieser seiner Redeweise zu rechtfertigen, aber was er da als die Hauptsache angiebt, worauf er bey seinen Vorträgen gesehen, das lässt sich auch erreichen und zwar ungleich vollkommner, wenn man ihnen eine kunstgerechtere Form giebt. Der Rechtfertigung, dass die meisten dieser Vorträge über Stellen des A. T. sich verbreiten (Vorr. S. VI.), hätte es gar nicht bedurft; man kennt und schätzt jetzt allgemeiner den Werth desselben, wenn man ihn gleich nicht überschätzt, wie der Vf.; jedenfalls aber hütet man sich, wenn man mit Andern nicht überall gleicher Meinung seyn kann, vor so starken, unwürdigen Ausfällen auf sie, wie wir sie bey ihm (z. B. S. VII.) in den Worten lesen: „Der Tadel dieser Wahl (der Stellen aus dem A. T.) kann mich vielleicht betrüben, in sofern er die Unwissenheit und Sinnlosigkeit eines Theils der Meister des heutigen christlichen Israels beurkundet; er muss mir aber nothwendig Freude machen, in sofern er das Edle, die Richtigkeit und den Werth dieser Wahl bestätigt." Wie bescheiden und anspruchslos ist diese christliche Freude! Wir beneiden sie dem Vf. nicht! Eine nähere Inhaltsanzeige des Buchs ist ohne grosse Weitläufigkeit nicht möglich. Eine solche scheint es uns aber weder zu verdienen, noch findet sich dafür hier Raum. Indessen wollen wir doch unsern Lesern ein Pröbchen von der Auslegungskunst unsers Vfs. geben, weil er sich auf diese viel zu Gute weiss und auch ausdrücklich Verständniss der heil. Schrift durch dieses Werk befördern will. Danach werden sie dann leicht im Stande seyn, den Geist und Werth des Ganzen zu beurtheilen, und Mancher, der für eine künftige Geschichte der theologischen Beredtsamkeit und Auslegungskunst unserer Zeit merkwürdige Data sammelt, fühlt sich dann vielleicht bewogen, auch dieser Schrift in seiner Sammlung (wir wollen wünschen nur als Rarität!) ein Plätzchen zu gönnen. Wir wählen dazu die 4te Predigt (S. 54—74) über *Psalm* 90, wie wir aus dem Schlusse sehen, am Neujahrstage gehalten. Der Text steht ohne Gebet und Einleitung voran und ist ganz abgedruckt. So ist es überhaupt bey allen Predigten, und oft wird weit ausgeholt, ehe des bereits verlesenen Textes Erwähnung geschieht. Dass der Vf. diesen

Psalm

Pfalm dem Mofes ganzen Ernftes zufchreibt, möchte noch hingehen, wiewohl es fich mit einer gründlichen Kenntnifs des Hebräifchen, die er hin und wieder durch Berichtigung der kirchlichen Ueberfetzung beurkunden will, nicht fonderlich verträgt. Er fagt S. 57 ausdrücklich: „Diefer Pfalm ift nicht nur der ältefte unter allen Pfalmen, es ift beynahe der ältefte Gefang, der in menfchlicher Sprache auf Erden ertönt. Nehmen wir 3 oder 4 Lieder der früheften Vorzeit aus, fo ift alles Andere der Art, was fich bey allen Völkern und in allen Sprachen findet, jünger als diefer Pfalm." Doch der Vf. geht noch viel weiter. Er will fogar wiffen, dafs der Pfalm (S. 57. 58) individuell fey hervorgegangen aus einer einzigen Situation, geknüpft an Umftände (,) die einmal vorübergegangen nicht wiederkehren; an ein Ereignifs gebunden (,) das nur bey Einem Volke ein einziges Mal Statt fand, und fonft bey dem ganzen menfchlichen Gefchlechte nirgends und niemals." Es ift nämlich der Pfalm von Mofes in der Wüfte gedichtet, bezieht fich auf die den Ifraeliten dafelbft von Gott angedrohete Strafe, dafs Alle, die aus Aegypten mit Mofe gezogen wären, in der Wüfte fterben würden. Daraus erklärt er unter andern die Worte: unfer Leben währet 70 Jahre u. f. w. S. 66 heifst es: „Bey jenen Ifraeliten in der Wüfte war es um fo viel mehr auffallend (nämlich dafs fie *ihre Jahre wie ein Gefchwätz zubrachten*), weil fie, in einer Art und Weife wie andre Menfchen nicht, ihre Jahre zählen konnten, und das möglichfte Ziel ihres Alters in einer Beftimmtheit vorher wufsten, die fonft bey den Menfchen nicht Statt findet. Unfer Leben, fagt Mofes, — fo find es achtzig Jahre. Wer zwanzig Jahre alt war, als er Aegypten verliefs, der konnte nicht älter werden, als 60 Jahre, wer 30 Jahre alt war, konnte 70, und wer Aegypten im 40ften Jahre verlaffen hatte, konnte 80 Jahre alt werden, wenn er das höchfte Ziel erreichte.... So konnte nun Jeder mit jedem Jahre, das in der Wüfte verlebt war, zählen und rechnen, wie viele Jahre er noch zu leben habe, auf den Fall, dafs er die 40 Jahre (,) die Gott zum Aufenthalt in der Wüfte beftimmt, alle durchleben follte.... Waren etwa, als diefer Pfalm gefchrieben wurde, von jenen 40 Jahren fchon 35 vorübergegangen, fo konnten alle die Menfchen, die von 20 Jahren an und darüber Aegypten verlaffen hatten, wiffen: das Höchfte (,) was wir noch zu leben haben (,) find fünf Jahre." Nach diefer Probe von der Auslegungskunft und dem praktifchen Sinne des Vfs. wird man fich wohl fo leicht nicht mehr über irgend etwas Paradoxes, ja wir müffen fagen Abgefchmacktes wundern, das er feinen Zuhörern und Lefern aufzutifchen für gut gefunden hat. Denn es will Nichts dagegen fagen, dafs er (S. 61) behauptet, Mofes fpreche in den Worten: Kommet wieder, Menfchenkinder! die er dem Jehova in den Mund legt, „verhüllt und leife, aber doch unverkennbar deutend, in Ton und Geift des Gefetzes oder des A. T., den Glauben des ewigen Lebens und die Hoffnung der Auferftehung aus." Die Lefer werden aber vielleicht fragen, wie denn der Vf. den letzten Theil des Pfalmes, der die Bitten enthält, bey feiner Deutung deffelben, erklären werde. Wenigftens war Rec. gefpannt darauf, hatte jedoch fchon aus frühern Andeutungen eine leife Ahnung davon und diefe betrog ihn nicht. Denn trotz dem, dafs der fehr gute und natürliche Zufammenhang dadurch auf das gewaltfamfte und unnatürlichfte unterbrochen und Mofes zu einem Denker und Dichter herabgewürdigt wird, wie wir, Gott fey Dank! keinen im A. T. haben, follen fich jene Bitten auf Chriftus beziehen: *Zeige deinen Knechten dein Werk und deine Herrlichkeit ihren Kindern!* In diefen Worten, meint er (S. 71), fpreche [illegible] fes den Wunfch aus, „das *Werk Gottes* in feinem Fortgange zu fehen, das Eine, das vorzugsweife Gotteswerk heifst und ift... die Verföhnung der Sünde und Aufhebung des Todes und die Vereinigung der ganzen vernünftigen Schöpfung in ein Königreich der Gerechtigkeit und Liebe unter ein fichtbares Oberhaupt, dem Menfch gewordenen Sohne Gottes, dem vollendeten Menfchenfohne Jefu Chrifti, dem Mittler zwifchen Gott und Menfchen, und in und mit dem Allen die nur darin mögliche befeligendfte Offenbarung Gottes in feiner Heiligkeit." Er fühlte wohl felbft, in welchem Widerfpruche damit die letzten Worte des *Pfalmes* ftehen. Indeffen auch hier weifs er fich zu helfen. S. 73 fagt er: „Glaube, Liebe, *Hoffnung, Heiligung,* immer frohe Bereitfchaft auf *die Ewigkeit* konnte er hier, wo weder Ackerbau noch taufend andere, eigentlich alfo genannte Befchäftigungen des menfchlichen Lebens Statt fanden, um fo mehr, vor Mifsdeutungen ficher, nach einer Eigenthümlichkeit feiner Sprache (diefe mufs, beyläufig gefagt, dem Vf. oft ähnliche Freundfchaftsdienfte erweifen) das *Werk unfrer Hände* nennen." Den Schlufs wollen wir doch auch noch mittheilen: Er folgt unmittelbar auf die zuletzt angeführten Worte: „Wenn wir nun hier abbrechen müffen (fo ohne allen Uebergang und Zufammenhang mit dem Vorigen bricht gewöhnlich der Vf. ab) — nicht ohne Furcht, dafs wir in der Kälte diefes Morgens dem Einen oder dem Andern unter Euch fchon zu lange geredet haben — fo lafst uns, als hätten wir alle fogenannten erbaulichen Anwendungen, die man verftändiger und wahrhaftiger Weife aus diefem Pfalm herleiten kann, gehört, fie alle in feinem und gutem Herzen bewahrend, in die Welt und in das Leben mitnehmen", — u. f. w. Hätte doch der Vf. diefe Anwendungen, ftatt der unfruchtbaren Dinge, feinen Zuhörern ans Herz gelegt, fo würden fie erbaut worden feyn, was fie durch diefen Vortrag, fehr wenige Stellen ausgenommen, durchaus nicht feyn konnten. Denn der Vf. kann auch erbaulich fprechen; aber oft hat feine Diction etwas Gefuchtes, Gefchrobenes; er liebt Antithefen und Wortfpiele, und bedient fich, wo es gar nicht nöthig ift, fremder Wörter und unpopulärer Ausdrücke, nicht zu gedenken, dafs er oft fchwülftig und fein Periodenbau holperig, verwickelt und incorrect ift. An bittern Ausfällen auf Andersdenkende fehlt es auch in dem Werke felbft nicht. Selbft in der näher angezeigten Predigt findet fich (S. 59) eine folche Stelle.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1828.

THEOLOGIE.

1) Altona, b. Hammerich: *C. A. Borger* über den *Mysticismus*, a. d. Lat. übers. von *E. Stange* u. s. w.

2) *Ebendas.: E. Stange, über Schwärmerey, christlichen Mysticismus und Proselytenmacherey* u. s. w.

(Beschluss der in Nr. 36. d. A. L. Z. abgebrochenen Recension.)

Unserer in Nr. 36 der A. L. Z. gegebnen Anzeige der Borger'schen Schrift schliesse sich nun die einer eignen Schrift des Hn. Dr. *Stange* über dieselben und damit nahe verwandten Gegenstände an, welche der Vf. Anfangs der Uebersetzung des Borger'schen Werks gleich beyzufügen beabsichtigte, nun aber, da er damals durch anderweitige Geschäfte daran verhindert wurde, besonders herausgegeben hat. Wir kennen den Vf. schon aus einer frühern kleinern Schrift: „über den Mysticismus" als einen eifrigen Streiter gegen den verderblichen Mysticismus, und es leuchtet auch in dieser Schrift, welche denselben Feind von einem umfassendern Standpunkt aus zugleich mit seinen Verbündeten, der religiösen Schwärmerey und den jesuitischen Künsten der Proselytenmacherey, zu bekämpfen sucht, ein lobenswerthes Streben für religiöse Wahrheit und Vernunftmässigkeit hervor. In fünf Abtheilungen handelt der Vf. 1) *von den neuesten Erscheinungen im Gebiete des Mysticismus und der religiösen Schwärmerey,* 2) über *Schwärmerey,* 3) über *christlichen Mysticismus,* 4) *Geschichtliches über den neuesten Mysticismus,* 5) über *Proselytenmacherey.* Es leuchtet bey dieser Eintheilung das Unpassende ein, dass die Abthh. 1 u. 4. ihrem Gegenstande nach fast ganz zusammenfallen, so dass die in der 4ten Abth. erzählten Thatsachen eben so gut auch in der 1sten einen Platz finden konnten, und umgekehrt. Dankenswerth ist die Mittheilung mehrerer Beyspiele von mystischen und schwärmerischen Umtrieben und Ausbrüchen aus der neuesten Zeit (Abth. 1 u. 4), welche zum Theil zwar schon allgemein bekannt, zum Theil aber auch noch wenig oder gar nicht bekannt, auf jeden Fall aber wohl geeignet sind, aus den heillosen Früchten, wie Wahnsinn, Selbstmord, Mord u. a. Verbrechen, das Verderbliche dieser Denkarten zu beweisen. Dem Wunsche des Vfs. gemäss aber wenden wir unsre besondere Aufmerksamkeit auf die 2te Abth. *über Schwärmerey,* wovon er hier nur abrissmässig handelt, künftig einmal aber ausführlich zu reden willens ist. Hier muss Rec. den Vf. gleich Anfangs auf einen Mangel aufmerksam machen, der seine Art zu schreiben und zu untersuchen überhaupt trifft, dass er nämlich nicht ruhig und scharf auf die Sache selbst eingeht und diese mit genauem Ausdruck und Begriff bestimmt, sondern zu sehr rhetorisch darüber declamirt, oder durch unter einander geworfene Darstellungen und Beyspiele über eine Sache hin und her redet, von der man nicht weiss, was er eigentlich darunter versteht. Für diese Schrift sowohl als für eine künftige weitere Ausführung des Abschnitts über die Schwärmerey wäre daher sehr zu wünschen, dass der Vf. statt des rhetorischen Prunks es mit den Begriffen recht genau nehme und den einfachen, geraden Weg der Untersuchung gehe. Er wird dann auch einige Weitläufigkeit und Breite vermeiden können, die ihm hier zum Vorwurf gemacht werden muss. Zweckmässig beginnt der Vf. die Untersuchung über Schwärmerey mit der Unterscheidung dieser von Begeisterung, weil beide so oft und leicht verwechselt werden, und bestimmt diesen Unterschied richtig so, dass Begeisterung ein lebhaftes Ergriffenseyn der Seele für einen Gegenstand unter den Aussprüchen der Vernunft sey, Schwärmerey aber der Leitung der Vernunft sich entzogen hat. Aber ehe zu einer Classification der verschiedenen Schwärmereyen weiter geschritten wurde, hätte philosophisch und vorzüglich psychologisch noch genauer das Wesen und die Quelle der Schwärmerey aus der geistigen Natur des Menschen entwickelt werden sollen. Wohlbegründet ist die Eintheilung der Schwärmerey (S. 47 fg.) nach den drey Hauptvermögen der menschlichen Seele in *theoretische, ästhetische* oder Gefühlsschwärmerey und *praktische;* dagegen mangelt es an einem Grunde für die Unterabtheilung der theoretischen Schwärmerey in intellectuelle, metaphysische, theologische und religiöse. Zur intellectuellen oder Verstandesschwärmerey, worunter sich ein Jeder gewiss nichts Anderes wird denken können, als einen durch Affect *zu heftigen* und dadurch excentrischen und über seine Grenzen hinausgeführten Verstandesgebrauch, zählt der Vf. gerade diejenigen (S. 47), „welche in Wissenschaften und Künsten *nicht* mit dem Verstande urtheilen, denen es *nicht* um Einsicht und Erkenntniss zu thun ist, sondern die über die Wahrheit *nach Gefühlen* entscheiden" (also Gefühlsschwärmerey). Wenn er aber weiterhin (S. 48) doch darunter das Ueberschreiten der Grenzen der menschlichen Erkenntniss durch phi-

philosophische Freygeister darunter versteht, so sieht man nicht, wie sich diese intelletuelle Schwärmerey von der metaphysischen unterscheidet, die nach seiner Erklärung (S. 48) ebenfalls „einsehen will, was die menschliche Vernunft nicht begreifen kann, und darum durch die Einbildungskraft Systeme von den letzten Gründen des Uebersinnlichen schafft." Was der Vf. zur *theologischen* Schwärmerey rechnet, ist zum Theil, wie das Beyspiel von der Maus, welche eine gesegnete Hostie gefressen hatte, mehr theologische Grübeley und Spitzfindigkeit, als Schwärmerey. Die *religiöse* Schwärmerey aber gehört keinesweges allein der theoretischen an, so wie ja die Religion nicht allein Erkenntnifs ist, sondern gehört zunächst viel mehr der Gefühlsschwärmerey, aber auch der praktischen an, weil Religion eben so gut auch in Gefühl und Willen lebt. Die ästhetische oder Gefühlsschwärmerey wird eingetheilt in eine *phantastische, sentimentale, poetische, superstitiöse sinnliche* und *verliebte*. Hier ist die poetische auch zugleich eine phantastische, die verliebte fällt in die sentimentale, die superstitiöse beruht auf einer Verirrung des Verstandes und gehört also der theoretischen Schwärmerey an, und was der Vf. sinnliche Schw. nennt, wo nämlich (S. 56) „Jeder, der etwas, was die Sinnlichkeit afficirt, heftiger begehrt oder ängstlicher flieht, als Pflicht und Vernunft es billigen", ist gar nicht allemal Schwärmerey, sondern meist ein unsittlicher Gemüthszustand. Die *praktische* Schw. theilt der Vf. ein in *moralische, politische, historische, physische* und *Universal-Schwärmerey*. Nur die beiden erstern und die letztere gehören hierher. Aber die politische Schw. muss nicht allemal, wie der Vf. (S. 58) erklärt, die bisherigen Staatseinrichtungen umstossen wollen, man kann ja auch schwärmerisch für diese eingenommen seyn und sie blind gegen alle Abänderungen in Schutz nehmen, wie die s. g. Ultra's, Royalisten oder Aristokraten. Die *historische*, worunter der Vf. nur die Wundersucht und die Wunderscheu in der Beurtheilung der Geschichte versteht, ist an sich keine Schwärmerey, sondern kann auch ganz affectloses Vorurtheil seyn; wird sie aber durch hinzutretenden Affect zur Schwärmerey, so ist es keine praktische — auf die That gerichtete — sondern vielmehr eine theoretische Schw. Die *physische* — soll heifsen *physikalische*, weil sie in der Physik schwärmt — nach Willkür Naturkräfte schafft u. s. w., möchte wohl ebenfalls mehr eine theoretische Schwärmerey seyn. Der Vf. geht nun (S. 60) zu der *Religionsschwärmerey* im Besondern über, die er aber eben so unbefriedigend rhetorisch und durch einzelne Beyspiele, als durch klare und bestimmte Begriffe erläutert. So die S. 60 und 61 immer mit den Worten beginnenden Sätze: „Es ist Schwärmerey, wenn" u. s. w. Oben (S. 52) war zwar die religiöse Schwärmerey unter die theoretische Schw. gestellt worden, und dennoch wird diese hier (S. 62) in theoretische und praktische Religionsschwärmerey eingetheilt. Auch der Unterschied zwischen religiöser Begeisterung und religiöser Schw. ist sehr schwankend nur declamatorisch dargestellt. Wenn es heisst (S. 64), der Schwärmer folge nur dunkeln Gefühlen, nicht der Vernunft, so musste durchaus das Verhältnifs des Gefühls zu der Vernunft und die Art des Gebrauchs der Vernunft in Bezug auf die Gefühle näher bestimmt werden. Die Hauptquellen der Schwärmerey (S. 68 fgg.) sind nach dem Vf. theils *in uns*, theils *aufser uns*. Die erstern sind: erhitzte Phantasie, Mangel an gehöriger Aufklärung, Ausschweifungen der frühern Jahre, besonders Wollust, körperliche Anlage, Krankheiten, Leidenschaften, hauptsächlich Liebe und Stolz, und Hang zur Unthätigkeit (für passive Andächteley). Die andern sind: Mannichfache Schicksale, Verbindungen mit Schwärmern, einsame Lebensart, die bezaubernde Kraft betrüglicher Wunderthäter und religiöse Ceremonien und Mysterien. Als Wirkungen der Religionsschwärmerey nennt der Vf., doch zu übertrieben und hart, physischen, geistigen und moralischen *Tod*, was doch nur von dem äufsersten Extrem als Möglichkeit gesagt werden kann, nicht aber als gewöhnliche Wirkung. Unter den Mitteln, die (S. 81) wider die Schwärmerey vorgeschlagen werden, sind einige, besonders die den Religionsunterricht der Jugend betreffenden, sehr zu empfehlen; andere aber sind nach der Ansicht des Rec. mit einem gerechten und liberalen Verfahren einer Regierung nicht ganz vereinbar, wie z. B. das gewaltthätige Verhindern von religiösen Privat-Versammlungen, das Verbieten aller und jeder s. g. Tractätchen, und das gänzliche Ausschliefsen derjenigen von geistlichen und Schulämtern, die nach der — vielleicht irrigen — Ansicht der Behörden für Schwärmer gelten, weil diess Beschränkung der Freyheit der Meinung ist, die sich kein Staat zu Schulden kommen lassen möge. Rec. hielt es für Pflicht, Hn. *St.* gerade bey dieser Abth. auf diese Mängel aufmerksam zu machen, da diess ihn vielleicht veranlassen könnte, sie bey einer künftigen genauern Bearbeitung dieses Gegenstandes zu vermeiden. Die 3te Abtheilung: *von dem christlichen Mysticismus*, leidet ebenfalls, neben vielen guten Gedanken, an der Unbestimmtheit der Begriffe und dem Mangel an guter Anordnung. Gleich anfangs werden, zwar richtig, aber man weifs nicht wie und warum, (S. 87) dem Mysticismus „zwey unheilbare Geschwüre beygelegt", nämlich 1) die Annahme einer innern Lichtquelle, und 2) das Abziehen vom äufserlichen Leben. Weiterhin findet man nirgends eine feste Bestimmung, was eigentlich Mysticismus sey, ausgenommen gelegentlich (wie S. 90), dafs der Mysticismus ein Vorherrschen des Gefühls in der Religion sey, oder dafs er in der Meinung bestehe, ein Eingeweihter in unmittelbare Erleuchtungen zu seyn, was zwar ebenfalls richtige, aber weder hier begründete, noch das Ganze umfassende Bestimmungen sind. Ganz unrichtig ist (S. 88) die Eintheilung in theoretischen und praktischen Mysticismus, denn der theoretische Mysticismus nach des Vfs. Bestimmung, nämlich das blo-

blosse Vertheidigen eines mystischen Systems, ohne selbst im Gemüth davon ergriffen zu seyn, ist gar kein Mysticismus, da Theilnahme des Gemüths nothwendige Bedingung desselben ist. Auch der Unterschied zwischen wahrer Religion und Mysticismus, wie ihn der Vf. (u. a. S. 104) so bestimmt, „dass beide von dem Uebersinnlichen ausgehen, aber die Mystik das Geheimnissvolle festhält, ohne auf Aufhellung durch die Vernunft zu denken, die Religion dagegen sich bemüht, das Geheimniss des Göttlichen durch das Licht der Vernunft zu enträthseln", möchte nicht ganz richtig seyn, da gerade die wahre Religion bey dem *Glauben* stehen bleibt, die Mystik aber über den Glauben hinaus, zu einer Enträthselung und Enthüllung des Uebersinnlichen, Geheimnissvollen hinaus, und es unmittelbar *schauen* will. Wahr ist dagegen die (ebendas.) ausgesprochene Meinung des Vfs., dass es keinen *wahren* Mysticismus gebe, und dass der Mysticismus als solcher falsch und irrig sey. Wenn er aber S. 108 Mysticismus und Christenthum auch dadurch von einander unterscheiden will, dass das letztere eine *moralische* Vereinigung mit Gott lehre, der erstere dagegen eine *physische* annehme, so muss dagegen erinnert werden, dass auch eine moralische Vereinigung mit Gott mystisch seyn könne, wenn sie nämlich eine *unmittelbare* ist, und dass diess vielmehr das Charakteristische des Mysticismus sey, ob die Vereinigung mit Gott als mittelbar oder unmittelbar gedacht werde. In dem 9ten §. von den *Quellen des christlichen Mysticismus* kann Rec. dem unbekannten Vf., einem Freunde des Hn. *St.*, der diesen und die 6 folgenden §§. beytrug, darin nicht beystimmen, dass das Heidenthum (nämlich das griechisch-römische) und Judenthum in seiner Geschichte eben so viel Mysticismus enthalte, als das Christenthum, ja dass jene fast ganz aus Mysticismus bestehen (S. 129. 130). Diese Ansicht gründet sich nur darauf, dass jene Religionssysteme mehr Sinnliches und Abergläubiges enthalten, wogegen nach des Rec. Meinung gerade in dem idealern Charakter des Christenthums mehr Anlage zum Mysticismus liegt. Aber eine sinnliche und rohe Auffassung der Religion scheint der Vf. für das einzige Wesen des Mysticismus zu halten und diesen daher mit Aberglauben und Obscurantismus häufig zu verwechseln. In diesem Sinne stellt er das System der katholischen Kirche (S. 135 fgg.) ganz als Mysticismus dar, was es jedoch nur von einer Seite hier ist; dagegen das evangelische Dogma von der göttlichen Gnade sucht er dadurch ganz von dem Mysticismus freyzusprechen (S. 140), dass nach dieser Lehre nur eine geistige Wirksamkeit Gottes auf den Menschen angenommen werde, der Mystiker aber eine sinnlich-anschauliche behaupte. Allein das Charakteristische des Mysticismus ist, wie schon oben gesagt wurde, nicht das Sinnliche, sondern das Unmittelbare in dem Verhältniss des Menschen zu Gott; und nach diesem Begriffe ist nicht zu leugnen, dass die evangel. Lehre von der Gnade dem Mysticismus allerdings wenigstens sehr günstig, wenn nicht gar selbst mystisch sey, in sofern nämlich, als eine übernatürliche, also unmittelbare Wirkung Gottes, ein Ueberschreiten der endlichen Schranken der Vernunft in ihr liegt. In der kurzen Uebersicht der Geschichte des Mysticismus in der christlichen Kirche (S. 149 fg.), welche derselbe Vf. giebt, scheint wiederum jener einseitige Begriff von Mysticismus so vorzuherrschen, dass sich die ganze Darstellung immer an die katholische Kirche mit ihrem Aberglauben und hierarchischem Obscurantismus knüpft, das Wesen des Mysticismus aber nur selten und namentlich der der Kirche opponirende Mysticismus fast gar nicht berührt wird. So ist der ganze Kampf der Reformation gegen die päpstliche Gewalt ganz unrichtig dargestellt als ein Kampf der Aufklärung gegen Mysticismus; da im Gegentheil der Mysticismus *mehr* auf der Seite der Reformation stand, als auf der der Hierarchie. Auch einige Nachlässigkeit und Unvollständigkeit ist an dieser Darstellung zu rügen, z. B. dass in der 1sten Periode die neuplatonische Philosophie, als der hauptsächlichste und wichtigste Mysticismus, nur ganz im Vorbeygehen erwähnt wird (S. 153), und *Petrus Lombardus*, ganz mit Unrecht, unter die Mystiker gezählt wird (S. 171). Mit der 4ten Abth. tritt wieder Hr. *St.* selbst ein und liefert: *„Geschichtliches über den neuesten Mysticismus"*, und redet endlich in der 5ten Abth. *„über Proselytenmacherey"*, worin er mit grosser Freymüthigkeit und mit einem edlen Eifer für die protestantische Kirche die neuern hinterlistigen Bestrebungen für Erweiterung der katholischen Kirche, die hauptsächlich von den Jesuiten betrieben werden, aufdeckt und in ihrem wahren Lichte beleuchtet.

— δ —

RÖMISCHE LITERATUR.

Hannover, b. Hahn: *C. Cornelii Taciti opera.* Ad optimarum editionum fidem Scholarum in usum curavit *G. H. Lünemann.* Pars I. 315 S. Pars II. 320 S. 1825. gr. 8. (20 gGr.)

Auch unter dem Titel:

Nova Bibliotheca Romana Classica, probatissimos utriusque orationis scriptores latinos exhibens etc. adornavit *G. H. Lünemann.* Tom. III. Taciti opera etc.

In dieser Ausgabe, die von Seiten des Verlegers durch Anständigkeit des Drucks und Wohlfeilheit des Preises sich empfiehlt, hat der Herausgeber sich zuerst das Verdienst erworben, dass der Text des Schriftstellers möglichst rein von Fehlern abgedruckt ist. Einige sehr wenige Druckfehler sind am Ende angezeigt worden, und uns sind ausser jenen keine, bey einer freylich nicht sehr sorgfältigen Durchsicht, aufgestossen. Sodann hat er die sehr zahlreichen Fehler der Oberlin'schen Ausgabe (wenigstens der grössern, die wir in Händen haben) gehörig verbessert, und es ist dafür gesorgt worden, dass nicht die Flüchtigkeiten *Oberlin's* durch seine Ausgabe, wie das so oft geschehen ist, sich forterben. Endlich hat er

auch

auch an einigen, obschon sehr wenigen Stellen den Text wirklich verbessert, und es ist fürwahr zu bedauern, dass der Herausg. auf diesen Theil seiner Arbeit nicht mehr Mühe und Zeit verwendet hat, oder dass er, wie es vielmehr scheint, in dieser Hinsicht allzu gewissenhaft gewesen ist. Wir meinen übrigens, wohlverstanden, nicht, dass er sich auf die zahllosen und so oft abenteuerlichen und ungereimten Conjecturen zum Tac. habe einlassen sollen, die manche Zeitschriften fast ohne Aufhören vorbringen: sondern im Gegentheil, dass er den Text des Tac. von so vielen Verwässerungen hätte säubern sollen, durch welche mehrere der letztern Herausgeber des Tac. und auch einige der frühern, sich an demselben versündigt haben. Wie ist z. B., um von unzähligen Stellen nur eine einzige anzuführen, Hist. I. 70 die *ala Petrina*, mit der nach des Savilius Vorgang uns *Lipsius* beschenkt hat, und die auch *Ernesti* und *Oberlin* in Schutz nehmen, noch länger im Texte zu dulden? Will man so mit den Namen verfahren, was bleibt dann vor der Willkür gesichert? Daher haben wir mit grosser Freude gesehen, dass der Herausg. namentlich gegen *Ernesti*, der nur zu oft den Tacitus mit seiner Ciceronischen Scheere beschnitten, seine Angriffe gerichtet hat, und hin und wieder ist wirklich dem Tac. sein Recht wiederfahren. Nur hätte dieses öfter geschehen und consequenter durchgeführt werden müssen. Ueberhaupt scheint es den Herausgebern des Tac. noch immer an einem festen Grundsatze, durch welchen sie sich in der Kritik des Textes leiten liessen, gefehlt zu haben, und ehe ein solcher nicht aufgestellt und aufs strengste befolgt wird, ist nach unsrer Ansicht kein besonderes Heil für den Tac. zu erwarten. Es wird durch die bisher befolgte Weise nur einer und der andere Schaden ausgeflickt und eben dadurch fürs Ganze wenig gefördert, sondern den Spätern die Arbeit nur noch saurer gemacht. Wer jetzt nicht gerade das Glück hat, eine der ältesten Ausgaben einmal zu erhaschen, wird aus unsern neuesten Drucken schwerlich errathen können, was eigentlich die *Vulgata* des Tacitus ist und was in den Handschriften sich findet. *Beatus Rhenanus* war, wie es scheint, damit auf dem richtigen Wege, nur hätte er, anstatt eine Handschrift, und auch diese nur flüchtig, zu vergleichen, mehrere Handschriften und diese gründlicher durchsehen müssen. Aber sein *Thesaurus locutionum constructionumque et vocum Tacito solennium* ist die Grundlage aller Kritik und Exegese dieses Schriftstellers, und deshalb wäre von einem künftigen Herausgeber des Tac. zu fordern, dass er diesen *Thesaurus* vervollständigte, ordnete und auf allgemeine grammatische Grundsätze zurückführte: dann würde seine Kritik eine Basis erhalten, er würde dann nicht mehr umherschwanken von dem einen zum andern, sondern des Tacitus Denk- und Schreibweise würde ihm beym Tacitus alleiniges Gesetz seyn. Um aber für seinen Sprachgebrauch zu voller Gewissheit zu gelangen, ist sorgfältige Vergleichung der noch vorhandenen Handschriften die nächste und erste Bedingung. Was hat nicht *Droncke* durch die Vergleichung des *Cod. Vaticanus* für den Agricola genutzt, der dadurch (obgleich noch nicht bey *Droncke*) eine ganz neue Gestalt gewonnen hat! Um so mehr wundern wir uns aber, dass der Herausg. für dieses Leben des Agricola nicht die jetzt bereit liegenden Hülfsmittel benutzt, sondern nur an einer Stelle (cap. 11. *vicinum insulam*) die Lesart des *Cod. Vat.* aufgenommen hat. — Am meisten hat der Herausg. dem *Dialogus de oratt.* durch eine sehr sinnreiche Emendation genutzt, indem er nämlich cap. 26. statt des sinnlosen: *plus vi habeat quam sanguinis* schreibt: *plus viri h. q. s.* (von *virus*, Gift), welches allerdings sehr passend die Schriften des Cassius Severus bezeichnet, über welchen Tacitus sein Urtheil *Annal.* I. 72 auf dieselbe Weise abgegeben hat. *U. B.*

RELIGIONSSCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., b. Guilhauman: *Schul- und Hausbibel.* Ein vollständiger Auszug aus dem alten und neuen Testament, alles dessen, was nur irgend zur Religion gerechnet werden kann, mit den nöthigsten kurzen Erklärungen und einem Anhang, enthaltend *biblische Religionslehre.* Von Dr. *J. B. Engelmann.* 1827. 416 S. 8. (16 gGr.)

Die Frage über die Nutzbarkeit der Bibelauszüge ist wohl in neuerer Zeit dahin entschieden, dass wenn den Erwachsenen die vollständige heil. Schrift nicht vorenthalten werden könne und dürfe, doch für die Jugend in Schulen ein wohl angeordneter Auszug sehr zweckmäsig sey. Deshalb fanden die einzelnen Sammlungen biblischer Geschichten, zum Theil nach dem alten *Hübner*, wie die *Schwelmsche* und die von *Küster;* und vollständigere, auch die Lehren umfassende Auszüge, z. B. die von *Kohlrausch* und von *Engel*, so vielen Eingang und Beyfall. Auch der vorliegende ist schon in einer Lehranstalt gebraucht worden. Er bedient sich in den Abschnitten, die er in ganzer Ausdehnung giebt, des *Lutherschen* Textes, hier und da nach *v. Meyer* berichtigt, oder wenigstens verändert. Die ausgelassenen Stellen werden von dem Vf. dem Inhalte nach mit eigenen Worten angegeben, oft zu wenig in der Bibelsprache ausgedrückt, doch grösstentheils richtig. Die kurzen, eingeschobenen Erläuterungen sind zweckmäsig. Ueber die Wahl der mitgetheilten und bloss excerpirten Stellen liesse sich mit dem Vf. rechten. Warum fehlt z. B. die *Schöpfungsgeschichte*, die doch so manches Erhabene und Erhebende enthält? Warum ist die *Versuchungsgeschichte* Jesu vollständig mitgetheilt, in der doch so Vieles, selbst den Meistern schwer verständlich ist? Der Anhang giebt einen kleinen Bibelkatechismus, der bloss die Rubriken und die Versnumern enthält, die im Auszuge von 1 bis 8119 fortzählen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

März 1828.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Heidelberg, b. Groos: Dr. *J. C. Gensler's*, weiland Geheime(n)-Justizraths u. ordentl. öffentl. Lehrers der Rechte zu Heidelberg, *vollständiger Commentar über Martin's Civilprocess-Lehrbuch.* Herausgegeben, durchaus revidirt und theils kritisch, theils erläuternd glossirt von Professor Dr. *Karl Eduard Morstadt* in Heidelberg. 1825. *Erster* Band. VI u. 381 S. *Zweyter* Band. 330 S. gr. 8. *incl.* eines Nachtrags. (4 Rthlr.)

„Unleugbar besassen wir bisher kaum in irgend einem andern Felde der deutschen Jurisprudenz, und am wenigsten im Civilprocesse selber, ein Compendium, welches eine so reiche Masse von Material, in engem Raume zusammengedrängt, enthielte, wie das Lehrbuch, dessen Commentar hiermit geliefert wird. Eben so gewiss aber ist es, dass jenes Material nur allzu häufig in räthselhaften Andeutungen besteht, welche der Anfänger sich nicht zu entziffern vermag; in Verweisungen, welche den Ueberblick peinlich erschweren, und in Controversentscheidungen, deren Gründe man nicht ausgesprochen findet. Ein erklärendes Handbuch über *Martin's* Compendium war deshalb schon lange der Gegenstand eines frommen Wunsches." So weit sind wir mit dem Herausgeber vollkommen einverstanden. Allein wenn derselbe nun den Abdruck der Hefte, „welche der verstorbene Verfasser noch unmittelbar vor seinem Tode seinen Zuhörern theils mit pünktlicher Sorgfalt in die Feder dictirt, theils gedruckt in die Hand gegeben hat", als die Verwirklichung des Ideals eines solchen Commentars ausgiebt, und auf dem Titel sogar den Zusatz: vollständiger, hinzufügt: so halten wir dafür, dass diess viel zu viel behauptet sey. Der verst. *Gensler* hatte sich allerdings vorgesetzt, das ganze genannte Lehrbuch nach und nach zu commentiren: aber er hat diess nicht in einem Zuge gethan, sondern einzelne Abschnitte, als Vorarbeiten, ausgearbeitet, wie eben die Veranlassung dazu kam. Eine Reihe solcher Abhandlungen erschien schon im J. 1814, und mehrere andre sind in den periodischen Schriften abgedruckt, an denen der Verstorbene Mitarbeiter war. Auf diese bezieht sich derselbe hier bloss; sie also müssten wenigstens hier einverleibt werden, wenn von Vollständigkeit der Erläuterung die Rede seyn sollte. Aber auch hiervon abgesehen, scheint uns die Wahl der Benennung eines Commentars unpassend. Vorlesungen sind es, wie sie ein erfahrner Lehrer für nöthig gehalten hat, um das Lehrbuch, woraus seine Zuhörer den Civilprocess in allen seinen Theilen kennen lernen sollten, diesen verständlich, verdaulich und fruchtbar zu machen. Daher die Ungleichheit der Behandlung und Ausführung der einzelnen Theile; daher überall das dem Zwecke angemessene Bestreben, den Sachen unmittelbar auf den Grund zu gehen, um entweder aus deren Natur oder aus den dafür bestehenden Gesetzen darüber eine deutliche und begründete Erkenntniss zu bewirken, und dagegen die Uebergehung einer Menge Ansichten Andrer oder der Sammlung einer vollständigen Literatur. Dagegen haben diese Vorlesungen in materieller Hinsicht allerdings verdient, erhalten und verbreitet zu werden. Sie schliessen einen grossen Schatz gediegener Gelehrsamkeit in sich; sie müssen dazu beytragen, besonders durch die sorgfältigere Unterscheidung der verschiedenen zusammengeflossenen Quellen des in Deutschland durch die Praxis ausgebildeten Processes Begriffsverwirrungen aufzulösen; und sie geben den künftigen Juristen eine treffliche Anleitung, wie die Sache anzufassen sey, um bey den vorhandenen Streitfragen aufs Reine zu kommen. Als das ganz Vorzügliche heben wir aus (I. S. 20) die Unterscheidung der heilbaren und unheilbaren Nichtigkeit und die deutliche Bestimmung des Kriteriums dieses Unterschiedes, indem alles dasjenige in den Kreis der heilbaren Nichtigkeit fällt, was nur gegen die formellen Anordnungen der positiven Gesetzgebung verstösst. Hierher gehört ferner die Feststellung des schwankenden Begriffs der Notorietät (I. S. 238), als desjenigen der Geschichtskundigkeit, möge es in das Gebiet der Natur- oder Literär-, der politischen oder Ortsgeschichte gehören, woher die Verschiedenheit des Notorischen entspringt, welches entweder allgemein, oder nur relativ notorisch seyn kann, jenachdem dem Richter, welcher immer das Subject der Notorietät ist, die Kunde als Mitglied der Menschheit oder wenigstens seines Volks, oder nur als in einem bestimmten Raume und in einer gewissen Zeit lebenden Vernunft- und Sinnen-begabten Wesen einwohnen muss. Beyläufig können wir nicht umhin, bey dieser Gelegenheit auf die Inconsequenz der Verehrer der reinen Verhandlungsmethode aufmerksam zu machen, welche sich in der Kraft der Notorietät an den Tag legt. Ueberall ist man darüber einverstanden, dass das Notorische kei-

keines Beweises bedarf, *quia probatio fit judici*, und weil es einen Widerspruch enthält, den Richter erst von dem unterrichten zu wollen, was er schon sattsam weiss. Also im ganzen Kreise der Notorietät ist der Richter selbstständig handelnd und selbst beglaubigend; aber über die Grenze des Notorischen hinaus muss er mit einem Male durchaus leidend sich verhalten und darf die Wahrheit nicht weiter erkennen, als die Parteyen sie ihn lassen wollen und Geschick oder Mittel dazu besitzen? — Vortrefflich ist auch der ganze Abschnitt von den ausserordentlichen Rechtsmitteln, ganz besonders der *restitutio in integrum*, über welche durch die genaue Unterscheidung des römischen, kanonischen und vaterländischen Rechts (II. §. 285) helles Licht verbreitet ist. Der Werth dieser Vorlesungen musste wohl Anerkennung finden, und in Folge derselben sind solche gleichzeitig zweymal in den Druck gegeben worden, indem sie auch vom Dr. *Guyet* herausgegeben worden sind. Letzterer beschuldigt sogar den Prof. *Morstadt* der unrechtmäsigen Aneignung derselben, wogegen Letzterer sich allerdings in der Nachschrift siegreich vertheidigt. Auch ist nicht zu leugnen, dass des Letztern Glossen den Werth des Ganzen erheben, weil sie häufig den richtigen Sinn des Ausdrucks feststellen, nähere Bestimmungen hinzufügen, oder auf vorkommende Irrthümer aufmerksam machen. Nur hätten wir gewünscht, dass der Ton in diesen Glossen mehr Urbanität bewährt hätte. Der Wahrheit und Wissenschaft braucht dadurch kein Eintrag zu geschehen. Man nennt es schon im gewöhnlichen Leben grob, wenn Jemand erwiedert: das ist nicht wahr! Man erwartet von einem mit der Feder gewandten Manne mit Recht, dass er dafür einen höflichern Ausdruck zu finden weiss. *Qui proficit in literis et deficit in moribus, plus deficit quam proficit.* Nicht einmal, wenn der Hr. Professor in seinem *Practicum* die Ausarbeitungen seiner Zuhörer kritisirte, würde es zu loben seyn, wenn er sie mit Ausdrücken begleitete, wie: Alberne Terminologie, chaotische Begriffsvermengung! Das ist nicht wahr; wo steht dieser Unsinn gesetzlich sanctionirt? u. s. w. Aber unter der Arbeit eines hochverdienten Collegen sind sie im höchsten Grade unschicklich und verdienen eine strenge Rüge, weil das Gewand der Unschicklichkeit der Wahrheit selbst Eintrag thut. Mitunter kommen auch wohl, jedoch nur selten, Anmerkungen vor, worüber mit dem Glossator noch sehr zu rechten wäre, z. B. (S. 276) über die Frage: ob ein aus den Schriften des Gegners entnommenes Geständniss auch im Gegensatze zu einer schriftlichen Urkunde stehe? da doch der Gegensatz zwischen Geständniss und Beweis in engerer Wortbedeutung bekannt und gegründet genug ist. Ebenso dreht derselbe sich im Zirkel, wenn er (S. 283) fragt, wo es geschrieben stehe, dass die Einlassung auf die Klage die unerlässliche Bedingung der Befugniss zur Vorschützung peremtorischer Einreden sey? In der gesetzlichen Bestimmung der speciellen Klagebeantwortung selbst und in dem Begriffe derselben steht es geschrieben, woraus es eb[en] *Gensler* entwickelt hat. Auch sind (S. 374) Edition[s]gesuche von subjectiven Klagenhäufungen so him[-]melweit verschieden, als das *Accessorium* vom *Prin[-]cipale*. Diese und ähnliche Bemerkungen heben wi[r] nur darum aus, um Veranlassung zu geben, da[ss] der Herausg. nicht so entschieden absprechen, son[-]dern bedenken möge, dass, wer steht, zusehe, dass er nicht falle, unbeschadet der sonstigen Achtung seiner Verdienste, sowohl überhaupt, als auch insonderheit bey der Revision und Glossirung dieser Vorlesungen.

Da nun die Kritik ebenderselben unsres Amts ist, und wir demselben noch nicht genügt haben, indem wir im Allgemeinen die Anerkennung des entschiedenen Werths dieser Arbeit aussprachen und beitten, vielmehr auch das Einzelne durchgegangen werden muss, was einer Berichtigung oder Erinnerung bedarf: so finden wir uns gleich vorn herein veranlasst, zu bezweifeln: ob die Civilprocess-Gesetzgebung mit Recht zu den Theilen des Staatsrechts gerechnet werden könne? Nur die Stellung und das Verhältniss der Gerichte als Behörden des Staats gehört ins Staatsrecht; aber die Processordnung, als die Vorschrift für die Formen der Schützung des Rechts vor und in den Gerichten ist lediglich Sache des Privatrechts, dessen Verwirklichung dadurch bezweckt und bedingt wird. Ueberhaupt schadet es der richtigen Auffassung des Wesens der Rechtsverwaltung und ihres Umfangs gar sehr, wenn man, wie häufig geschieht und auch der Vf. noch thut (S. 27), die Bestimmung der Justiz bloss in die *Jurisdictio*, in die Schlichtung der Rechtsstreitigkeiten setzt, da doch die Justizgewalt den Schutz des Rechtszustandes sämmtlicher Unterthanen zum Vorwurfe hat. Denn auch der, welcher des Andern Recht auf keine Weise bestreitet, selbst ausdrücklich anerkennt, muss durch die Gerichte zur Erfüllung seiner Schuldigkeit gebracht werden, und kann dazu nur durch Urtheil und Recht angehalten werden. Hierauf gründet sich der Mandatprocess, der eine angemessenere Rechtsform ist, als die executorische Clausel des französischen Rechts, welche doch ebenfalls nur ein Ausfluss der Justizgewalt des Staats ist. Eben darin unterscheidet sich Justiz und Polizey wesentlich, dass die erstere es unmittelbar immer nur mit dem Rechte des Einzelnen zu thun hat, die letztere hingegen mit der allgemeinen Sicherheit oder Wohlfahrt, wobey mittelbarer Weise nur das gefährdete Recht des Einzelnen Schutz finden kann, weil durch dessen Angriff die Sicherheit des Ganzen beeinträchtigt wird. Aus dieser Ursache kann die *jurisdictio voluntaria* keinen Bestandtheil der Polizeyverwaltung abgeben, sondern gehört nothwendig zu den Verrichtungen der Rechtspflege. Die Civilrechts-Polizey hingegen begreift den grössten Theil derjenigen Verrichtungen in sich, welche dem öffentlichen Ministerium in Frankreich obliegen, nebst einigen andren, die ihm ebenfalls gebühren. — Dass die freye Wahl der Processart unbeschränkt sey (S. 14), be-

bedarf zum wenigsten derjenigen Einschränkung, worauf der Vf. späterhin in §. 129 Nr. 3 selbst gekommen ist. — Die verschiedne Bedeutung des Ausdrucks: relativ, macht es schwer, darüber zu streiten, ob es richtig sey, zu sagen: (S. 34) der Beweis im Processe stelle nur eine relative Wahrheit her. Gewiss ist, dass er eine formelle herstellen soll, und dass absolute Wahrheit im eminenten Sinne für Menschen in keinem Fache besteht, das Gebiet des Glaubens ausgenommen. Soll aber unter absoluter Wahrheit diejenige verstanden werden, welche darum anerkannt werden muss, weil die Bedingungen der Bewahrheitungen daran vorhanden sind: so ist jeder vollständige Beweis eine absolute Wahrheit, welche ihre Wirkung auch ausser dem Processe behauptet, in welchem jener geführt wurde, in so weit ausser demselben jene Bedingungen noch obwalten. Daher kann eine recognoscirte Urkunde gegen Niemand mehr diffitirt, ein geschworner Eid aber nur demjenigen entgegengesetzt werden, der sich ihn gefallen liess, oder gefallen lassen musste, oder dessen Stelle einnimmt. Nicht die Ueberzeugung des Richters ist der Zweck des Beweises, sondern das formelle Wissen dessen, was bewiesen werden soll (S. 215). Diese böse Verwechselung von Ueberzeugung und Gewissheit, von denen jene rein subjectiv, diese objectiv ist, macht die Quelle der gefährlichsten Irrthümer in der ganzen Philosophie des Processes aus. Auf die Ueberzeugung des Richters kommt es überall nur da an, wo es nach der Natur der Sache keine äussere Gewissheit geben kann, oder wenigstens keine äusserlich bestimmbaren Erkennungszeichen derselben, oder wo das Gesetz keine Gewissheit erheischt, meistentheils, wo es nicht auf die Bestimmung des Rechts, sondern auf vorläufige Entschliessungen der Gerichte im *Procedere* ankommt. Wo Etwas bewiesen werden muss oder bewiesen worden ist, wird die richterliche Ueberzeugung so gleichgültig, dass sie ganz fehlen, wohl gar mit dem Bewiesenen im Widerspruche stehen kann. Um deswillen ist es zwar nur die Wiederholung einer schon oft da gewesenen, aber nichts desto weniger unrichtigen Definition, wenn der Beweis im summarischen Processe Bescheinigung genannt wird. (II. S. 44) Beweis und Bescheinigung sind nicht bloss formell, sondern reell verschieden; jener bezweckt ein Wissen aus objectiven Gründen, dieser einen Schein, also ein Fürwahrhalten aus subjectiver Betrachtung. Darum müssen alle Beweismittel auch Bescheinigungsmittel seyn, weil die richterliche Ueberzeugung sich unter das Gesetz beugen muss; aber blosse Bescheinigung kann nie einen Beweis abgeben. Wo daher in den summarischen Processen das Gesetz sich nicht mit der Bescheinigung begnügt, sondern Beweis verlangt, muss letzterer materiell von derselben Beschaffenheit seyn, wie im ordentlichen Processe, wenn gleich die Form der Beweisführung verschieden seyn kann; und wo das Gesetz nicht erklärt, dass es bloss der Bescheinigung bedürfe, bewendet es allemal bey der Regel des Erweises. Die grosse Verschiedenheit beider Arten der Bewahrheitung legt sich recht deutlich im Executivprocesse im Gegensatze zum Mandate *cum clausula* an den Tag; dort wird Beweis, hier nur Bescheinigung erfordert. Auch im Arrestprocesse, bey der Provocation und dem *Possessorio summariissimo* ist deutlich zu erkennen, dass die Bescheinigung keine Gewissheit, sondern nur die günstige Meinung des Richters, eine *Praesumtio hominis* bezweckt. Allein es ist abermals eine Verwechselung verwandter Begriffe, wenn die *Praesumtio hominis* mit der *Probatio artificialis* für gleich gehalten wird. (I. S. 228) Der indirecte Beweis, d. h. der directe Beweis des Gegentheils, ist zwar immer ein artificieller Beweis, weil er erst durch den Schluss vollendet wird, dass contradictorische Dinge nicht mit einander bestehen können, aber beide sind nicht einerley; der künstliche Beweis kann ausserdem noch direct und indirect geführt, nie aber durch blosse Vermuthungen völlig zu Stande gebracht werden, wenn nicht wenigstens eine Thatsache völlig erwiesen wurde, worauf die sämmtlichen Schlussfolgen sich gründen oder darauf zurückgeführt werden. Ausserdem ist der künstliche Beweis so weit vollbracht, als seine Basis gewiss gemacht worden ist. Eben so wenig ist die *Praesumtio juris et de jure* einerley mit der *Fictio juris*. Hier ist das Gegentheil schon gewiss, dort noch ungewiss; nur darf es nicht in Gewissheit gesetzt werden, wenn solches auch möglich wäre. Alle Präsumtionen sind noch kein Beweis, sondern sie kommen nur darin überein, dass sie der Beweislast überheben, entweder mit Beschränkung, oder mit Zulassung des Gegenbeweises. Um deswillen ist es durchgreifende Rechtsregel: *Probatio incumbit, contra quem est praesumtio.* Hiermit verträgt sich nicht die aufgestellte Regel (S. 308), dass derjenige ohne Unterschied den Beweis zu führen habe, der sein angesprochenes Recht auf die Behauptung eines Thatverhältnisses stützte. Denn spricht für diese Behauptung eine Vermuthung, so braucht er nicht erst zu beweisen. Aus dieser Ursache kann der Erweis reiner Negativen nicht gefordert werden, wo die entgegenstehenden Thatsachen durch keine rechtliche Vermuthung unterstützt werden. Sehr schön aber hat der Vf. an eben diesem Orte ausgeführt, dass die *anticipatio* des Beweises oder Gegenbeweises noch durchaus keine freywillige Uebernahme der Beweislast sey, ein Satz, der sehr wichtige Folgen hat.

Diess wären die erheblichsten Ausstellungen, welche zu machen wir uns veranlasst gefunden haben. Einige andere betreffen nur einzelne Sätze, welche von wenigerm Belange sind, weil sie nicht zu den Grundsätzen der Theorie gehören. So widerspricht der Vf. selbst der Behauptung, dass die subjective Klagenhäufung unbedingt ein *monstrum* sey (S. 35), weiterhin bey der Erörterung, unter welchen Bedingungen das *forum identitatis* eintrete (S. 80). Dass Erkenntnisse über den *Statum personarum* und die Qualität unbeweglicher Sachen auch gegen Andre, als die Litiganten ein Recht be-

begründen müssen (S. 193), folgt unvermeidlich aus der Natur und dem Begriffe des Zustandes, der nur ein und derselbe seyn kann. Allerdings zweckmässig würde es seyn, wenn bey allen solchen Processen ein *ministerium publicum* die Gerechtsame des Publicums verträte und vertheidigte. Eine unbedingte Verwerfung der sogenannten qualificirten Einlassung (S. 272) kann aus demselben Grunde nicht zugegeben werden, warum Suggestiv-Fragen unzulässig sind. Denn die Folge davon würde seyn, dass die Einlassung in allen den Fällen unwahr seyn müsste, wo die Modification des gegnerischen Anführens von der Erklärung über dessen Wahrheit oder Unwahrheit unzertrennbar ist, mithin dasselbe weder *pure* bejaht, noch verneint werden kann. Dieser Fall tritt aber immer ein, sobald der Gegentheil in seinem Anführen entweder ein Merkmal ausgelassen, oder zugesetzt, oder verfälscht hat, welches auf den aus dem Thatbestande zu ziehenden Rechtsbegriff von Einfluss ist. Wenn auf mehrere, successiv abzuleistende, Eide erkannt werden muss (S. 342), so ist allemal diejenige Eidesleistung voranzustellen, bey deren Ableistung oder Verweigerung es auf die weitere Eidesleistung des Gegentheils nicht ferner ankommt, diese mithin vermieden werden kann. Wo Zwischenurtheile (*interlocutiones mixtae*) in die Rechtskraft übergehen, da ist es allerdings auch nothwendig, dass diese Rechtskraft durch suspensive Rechtsmittel aufgehalten werde. (II. S. 125) Mit dem Wegfalle der Voraussetzung fällt aber auch das dafür allein vorhandene Heilmittel fort. Am wenigsten befriedigend sind die Abschnitte von den Nebenparteyen im Processe. Bey der accessorischen Intervention hat es der Vf. immer noch unentschieden gelassen, ob und in wie weit der Intervenient *ex proprio jure*, oder nur *ex persona* derjenigen Hauptpartey, welcher er beysteht, zu excipiren, repliciren oder dupliciren befugt sey? Diese Untersuchung ist von Bedeutung, da sie überhaupt sich auf das Verhältniss aller Nebenparteyen zum Hauptprocesse erstreckt. Bey der Litisdenunciation ist nicht immer bloss Sicherung einer Regresklage der zureichende Grund ihrer Substantiirung (S. 218), sondern dieser liegt ganz allgemein darin, dadurch Sicherung vor dem Vorwurfe oder Einwande der mangelhaft geführten Rechtsvertheidigung und durch Vernachlässigung derselben bewirkter Beschädigung des Litisdenunciaten zu erlangen. Ohne den Nachweis dieser Besorgniss ist daher auch keine Litisdenunciation statthaft. Endlich ist es zuviel behauptet (S. 230), dass die Eidesdelation nie *in perpetuam rei memoriam* geschehen könne, weil das Beweismittel des Eides unverlierbar sey. Denn da ein acceptirter Eid nach dem Tode *pro praestito* angenommen wird und die Erben über die eigne Wissenschaft ihres Erblassers nur *de ignorantia* zu schwören brauchen, so kann es von dem grössten Nutzen seyn, vor dem Ableben dessen, der *de veritate* schwören soll, in Gewissheit zu setzen, ob er schwören werde, oder nicht? Selbst bey einem Eide *de ignorantia* kann die höchste Besorgniss eintreten, dass die Erben einen Eid leisten werden, den ihr Erblasser nicht geschworen haben würde.

SCHÖNE KÜNSTE.

Glogau, in der neuen Günter. Buchh.: *Friedrich der Grosse* oder *die Schlacht bey Cunersdorf.* Ein dramatisches Charaktergemälde in fünf Acten von *J. Gründler*. 1826. 8. (16 gGr.)

Der Vf. dieses historischen Drama's verwahrt sich in seinen Vorbemerkungen wegen einiger kleinen Eingriffe in die wirkliche Geschichte, die er sich erlaubt hat, namentlich dass er den König in gerader Richtung nach Cunersdorf heranziehen und den General *Ziethen* der Schlacht beywohnen lässt. Hiernach könnte man glauben, er habe sich im Uebrigen streng an die historische Wahrheit gehalten; doch dem ist nicht also; nicht allein hat er den Dichter *Kleist* vom Major zum Obersten befördert, sondern er lässt auch gegen die Geschichte die Dichter *Gleim* und *Lessing*, ja sogar eine unsers Wissens rein erdichtete Braut von Kleist, Namens Doris *von Kaniz* (besser: *Canitz*) in der Nähe der Schlacht seyn. (*Gleim befand sich*, wie man aus seiner Biographie von *Körte sieht*, *zu jener* Zeit an seinem gewöhnlichen Wohnort *Halberstadt* und eilte auf die Nachricht von *Kleist's* Missgeschick nach Magdeburg, um durch dortige russische Gefangene zum Besten seines Freundes zu wirken, erfuhr aber sogleich dessen Tod.) Durch alle diese Freyheiten aber ist keine genügende dramatische Handlung zu Stande gekommen. Denn die Unterredungen der Dichter und Gelehrten (auch *Quintus Icilius* und andere Freunde des Königs treten auf), so wie die Liebe und das Schicksal der Doris von Caniz bleiben ohne allen Einfluss auf die Schlacht selber, die als ein harter und spröder Stoff für das Drama ihren Gang für sich geht und sich zu keinem dramatischen Effect verarbeiten lässt. Der Vf. könnte sagen, er habe auch kein eigentliches Drama, sondern ein dramatisches Charaktergemälde angekündigt, und man müsse vornehmlich auf die Charakteristik der vorkommenden, meist historischen Personen das Augenmerk richten; allein auch von dieser Seite erscheint die Dichtung ziemlich schwach. Einige Nebenpersonen, besonders vom Kriegerstande, sind allerdings nicht übel gelungen; die meisten aber haben nicht Objectivität genug, man hört aus ihnen den Vf. selbst in einer abgemessenen pathetischen Büchersprache reden. Diess gilt insbesondre von *Friedrich II.* selber und auch *Lessing* ist ganz verfehlt. In den ausgesprochnen Ansichten und Urtheilen vernimmt man oft mehr den Geist unsrer Zeit, als den der damaligen. Unstatthaft erscheint es auch, dass der König am Vorabend einer so wichtigen Schlacht von der deutschen Literatur, von *Gottsched* und *Gellert* redet. Jedes Ding hat seine Zeit, und der König wusste diess gewiss besser, als irgend Jemand. *R—t.*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1828.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

1) Weimar, im Landes-Industrie-Comptoir: *Kurze Abhandlung der klinischen Beobachtung und Diagnostik*, von *C. Martinet*. Aus dem Französischen übersetzt, mit Zusätzen aus Beobachtungen anderer Aerzte ergänzt von Dr. *Brehme*. 1826. XX u. 381 S. 8. (1 Rthlr. 6 gGr.)

2) Dresden u. Leipzig, in der Arnold. Buchh.: *Versuch einer medicinisch-chirurgischen Diagnostik in Tabellen*, oder Erkenntniss und Unterscheidung der innern und äussern Krankheiten, mittelst Nebeneinanderstellung der ähnlichen Formen; von Dr. *Karl Gustav Schmalz*, Arzte und Physikus zu Königsbrück, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. *Vierte*, von neuem stark vermehrte und verbesserte Auflage. 1825. XVI u. 263 S. Fol. (8 Rthlr.)

Seitdem der verewigte *Wichmann* durch seine schätzbaren *Ideen zur Diagnostik* den ersten Impuls zur weiteren Ausbildung dieses wichtigen Zweiges der medicinischen Wissenschaften gegeben hat, ist man von allen Seiten bemüht gewesen, das Wachsthum desselben zu fördern und schon hat sich der Zweig selbst zu einem Stamm herangebildet, der andere Zweige des Wissens zu verdrängen droht, und namentlich scheinen die Lehren der Semiotik und allgemeinen Pathologie, wie auch neuerlich der würdige *Hufeland* bemerkt, darüber fast in den Hintergrund gestellt worden zu seyn. Obgleich nun wohl nicht zu leugnen ist, dass man in neuerer Zeit in Aufsuchung neuer Krankheitsformen und in Beschreibung einzelner, diese Krankheitsformen von andern ähnlichen unterschiedenen, Symptome zu ängstlich und zu mikrologisch verfahren ist, indem ja Complicationen von Krankheiten eben so wenig wie individuelle Verschiedenheiten als allgemeine Norm aufgestellt werden dürfen, und ja jeder besondere Fall auch sein besonderes und eigenthümliches Gepräge trägt; so dürfen wir doch den grossen Nutzen, den das genaue Studium der Diagnostik der Medicin überhaupt gewährt hat, keinesweges verkennen. Wir müssen uns vielmehr der Reichthümer freuen, in deren Besitz uns der Fleiss und das eifrige Streben vieler neuerer Beobachter gesetzt hat, ohne uns jedoch die Armuth zu verhehlen, mit der sie, insbesondere was andere weniger cultivirte Seiten der Heilwissenschaft betrifft, gepaart ist.

Beide hier anzuzeigende Schriften haben das Verdienst der fleissigen Benutzung aller in dieses Fach einschlagenden Entdeckungen und Beobachtungen; jedoch beschränkt sich Nr. 1 vorzüglich nur auf die Bereicherungen, welche demselben in Frankreich zugeflossen sind und insbesondere in den Werken von *Landré-Beauvais, Double, Chomel, Laennec, Broussais, Bertin, Cayol, Lallemand, Parent-Duchâtelet, Rostau, Deslandes, Serres, Andral* und *Recamier* enthalten sind, während Nr. 2. eine vollständige Sammlung der dahin gehörenden Entdeckungen aus allen cultivirten Ländern enthält. Der Uebersetzer von Nr. 1. hat sich daher auch veranlasst gesehen, aus anderen Werken Manches nachzutragen und zu ergänzen. Besonders hat derjenige Abschnitt, welcher von den Krankheiten der Haut handelt, manchen Zuwachs aus *Batemans* bekannten Schrift über diesen Gegenstand erhalten.

Was den Plan beider Werke betrifft, so weichen sie darin wesentlich von einander ab, dass Nr. 1. die Krankheiten nur nach dem Sitz in verschiedenen Cavitäten, Organen und Geweben einzeln aufzählt, ohne auf das Uebereinstimmende oder auf die Verschiedenheiten in ihren Erscheinungen hinzuweisen, also eigentlich nicht als Diagnostik im strengen Sinne des Wortes angesehen werden kann; Nr. 2. dagegen, immer nur die Aehnlichkeit der Erscheinungen berücksichtigend, auch solche Krankheiten tabellarisch zusammenstellt, welche im nosologischen Systeme nicht zusammen gehören. So kommen z. B. unter der allgemeinen Rubrik: abnorme unfreywillige Bewegungen der Glieder, die an sich sehr verschiedenartigen Krankheiten: Zuckungen, Tanzsucht, Gichter, Fallsucht, Kriebelsucht, Mondsucht, Wasserscheu, Muskularunruhe, nebst ihren besonderen Unterabtheilungen neben einander zu stehen; ein Verfahren, dem eigentlich kein bestimmter Plan zum Grunde liegt: denn hätte der Vf. consequent verfahren wollen, so würde er auf gleiche Weise *jedes* besondere Symptom, wie hier die abnormen unfreywilligen Bewegungen der Glieder, als besondere Rubrik haben aufstellen müssen. Welchen Umfang würde diess aber dem Werke gegeben und zu wie vielen Wiederholungen würde diess Veranlassung gegeben haben? Er ist daher wieder an andern Stellen des Werkes von diesem Plane abgewichen, und hat z. B. die echten Herzkrankheiten, besonderen Ka-

Kachexien u. f. w. zu eigenen Rubriken gemacht, dabey aber immer wieder auf andere Rubriken hingewiesen, in denen Krankheiten vorkommen, welche mit den hier abgehandelten in symptomatischer Verwandtschaft stehen. Eine in der That schwierige Arbeit, zu der Geduld und Ausdauer durchaus erforderlich waren! Man muss, wie Rec., selbst den Versuch einer solchen diagnostischen Zusammenstellung gemacht haben, um die Schwierigkeiten, die sich hier darbieten, und zugleich das Verdienstliche einer solchen Arbeit gehörig zu würdigen. Jede Eintheilung, wir mögen wählen welche wir wollen, läst Manches zu wünschen übrig, und da überhaupt tadeln leichter ist als besser machen, so dürfen wir auch die oben bemerkte Inconsequenz in dem dem Werke zum Grunde liegenden Plane dem Vf. nicht zum Vorwurf machen, um so weniger, da es, bey genauerer Durchsicht, von Seite der Vollständigkeit, alle die Ansprüche erfüllt, die sich nur immer an eine solche mühselige Arbeit machen lassen. Doch wir verlassen diese allgemeine Ansicht, um noch einige Worte über die besondere Ausführung beider Werke hinzuzufügen.

Nr. 1, wovon das Original unter dem Titel: *Manuel de Clinique, des méthodes d'exploration en médecine, et des signes diagnostiques des maladies; contenant un précis d'anatomie pathologique.* Par *L. Martinet*, zu Paris 1825 herauskam, zerfällt in einen allgemeinen und in einen besonderen Theil. Jener schildert zuerst die verschiedenen medicinischen Beobachtungsmethoden, und handelt dann von dem Beobachter, von der Beobachtung im Allgemeinen, von den Beobachtungs-Methoden in Bezug auf die Krankheiten des Kopfs und in Bezug auf die Krankheiten der Brust, von den Phänomenen, welche der Respirationsact darbietet, von denen, welche von der Stimme abhängig sind, von den Charakteren der Expectorations-Produkte, von den Phänomenen, welche durch die Percussion der Brust wahrnehmbar werden, von denen, welche sich auf den Zustand des Herzens und seiner Anhänge beziehen, von der Beobachtungs-Methode in Bezug auf die Krankheiten des Abdomen. Diesem hat der Uebersetzer noch einen besondern Abschnitt von den Untersuchungen, welche sich auf die allgemeinen Ursachen der Krankheiten beziehen, beygefügt. Obwohl hier durch den Uebersetzer Manches, ohne wesentlichen Verlust, hätte abgekürzt werden dürfen, so läst doch das Ganze auf einen sehr umsichtigen und geübten Beobachter schliessen und enthält Regeln, welche besonders jüngeren Aerzten zum Studium und zur Beachtung empfohlen werden dürfen.

Der *zweyte* oder specielle Theil behandelt die Diagnostik und pathologische Anatomie der Krankheiten des Gehirns und seiner Anhänge, der Brust, des Herzens und seiner Anhänge, des Abdomen, der Urinwege, der Gewebe, namentlich der Haut, des Zellgewebes und des mucösen Gewebes, des Muskel-, des fibrösen und des Synovial-Gewebes, des Gefäss- und des nervösen Gewebes, der allgemeinen Krankheiten, wozu Scorbut, Syphilis und Scrofeln gerechnet werden, der Fieber und zwar der hitzigen Exantheme und der Fieber überhaupt, der Vergiftungen, namentlich der durch corrosive Metallsalze, durch vegetabilische Substanzen, durch animalische Producte, durch Gase der Asphyxien, insbesondere der von Mangel an respirabler Luft; und endlich die Diagnose und pathologische Anatomie der zufälligen Gewebe, welche keine Aehnlichkeit mit den gesunden Geweben des Körpers haben. Das Ganze schliesst eine Tabelle über die Methode, einen Kranken zu untersuchen. — Auch an dieser Eintheilung möchte zuvörderst zu tadeln seyn, dass manche Krankheiten, welche zusammen in Eine Klasse gehören, unnöthiger Weise in verschiedene versetzt worden sind; so würde z. B. der Croup und die *Angina laryngea* statt zu den Krankheiten der Luftwege, zu denen des mucösen Gewebes gerechnet werden müssen. Ferner gehören manche Krankheiten gar nicht zu der Klasse, unter welcher sie stehen, sondern zu einer für sich bestehenden, z. B. die Hysterie und Hypochondrie, die Manie und *Dementia* nicht unter die Krankheiten des Gehirns, sondern unter die Geisteskrankheiten, indem sie ja bekanntlich nicht immer ihren Heerd im Gehirn haben; die *Metritis*, der *Cancer uteri* und andere Krankheiten dieses Organs und der Eyerstöcke nicht zu den Krankheiten der Urinwege, sondern zu denen der Geschlechtstheile, wohin auch die Blennorrhagie gehört, die hier unter die Krankheiten der Gewebe gestellt worden ist. Desgleichen würden *Peritonitis* und *Hydrops ascites* wohl schicklicher eine Stelle unter den Krankheiten des *Abdomen*, als unter denen der Urinwege gefunden haben, u. s. w. — Auch von Seite der Vollständigkeit bleibt noch Manches zu wünschen übrig. So fehlen unter den Krankheiten des Gehirns: Schlafsucht, Schwindel, Mondsucht, freywilliger Somnambulismus; unter denen der Luftwege *Struma* und *Bronchocele*, die verschiedenen Arten der Dysphagie, die verschiedenen Arten von Asthma, das Empyem; unter denen des Abdomen: die Entzündung des Zwerchfells, der Milz, der Bauchspeicheldrüse, so wie die übrigen Affectionen dieser Organe; unter den Krankheiten der Urinwege (und Geschlechtstheile) die krankhaften Affectionen der Vorsteherdrüse, des Hodensackes und der Hoden; unter den Vergiftungen die durch das Wurst- und Käsegift u. a. m. Bey der Durchsicht der einzelnen hier aufgezählten Krankheiten bietet sich uns Gelegenheit zu manchen Bemerkungen; um jedoch diese Anzeige nicht über die uns angewiesenen Grenzen auszudehnen, beschränken wir uns blos auf folgende: Bey der *Encephalocele* ist der neuerlich so treu von *Nägele* gezeichneten Blutkopfgeschwulst Neugeborner und ihrer Unterscheidungsmerkmale gar nicht gedacht. Dem *Hydrocephalus acutus essentialis*, wie er hier genannt wird, fehlen mehrere, in Deutschland allbekannte, wichtige Zeichen, unter andern der feine, trockene

trockene Ausschlag an verschiedenen Theilen des Körpers, der trübe, molkige oder milchweisse, mit glänzenden Punkten gemischte Harn, das Bohren mit dem Hinterhaupte u. s. w. Bey der Blutergiessung ausserhalb der Hirnsubstanz (unter den anatomischen Charakteren ist aber auch vom Erguss in die *Ventriculi laterales* die Rede) hätte bemerkt werden *sollen*, dass die sie begleitenden Zufälle gewöhnlich *erst* kürzere oder längere Zeit nach Einwirkung der äussern Gewalt erfolgen. — Die diagnostischen Charaktere der *Manie* und *Dementia* sind bey weitem nicht erschöpfend und schliessen nicht alle bekannte Arten dieser Krankheiten ein. — Unter den Zeichen der *Tracheitis*, welche besonders durch *Badham* und *Hastings* Beobachtungen neuerlich mehr unter uns bekannt worden ist, fehlen unter andern, die schnelle und mühsame Respiration, die Beklemmung und das schwere Athmen, das Kochen in der Brust, die Zunahme des Schmerzes beym Husten, u. s. w. — Was der Vf. unter *Catarrhus suffocativus* versteht, lässt sich wenigstens aus der davon angegebenen, kurzen Schilderung, nicht klar einsehen. Da die Schriftsteller unter dieser Benennung offenbar mehrere Krankheitszustände begreifen, so wäre um so mehr eine ausführliche und genaue Beschreibung zu wünschen gewesen. — Obwohl die Zeichen des Hydrothorax den Arzt oft in Ungewissheit lassen, so giebt es doch deren so viele, dass man sich wundern muss, sie hier alle übergangen zu sehen. — Das Aneurysma der *Aorta pectoralis* kann auch verhindertes Schlingen, in Folge des Drucks auf die Speiseröhre, hervorbringen. — Beym *Hydro-Pericardium* fühlt man zuweilen deutlich die wellenförmigen, durch das Schlagen des Herzens innerhalb der angesammelten Flüssigkeit hervorgebrachten Bewegungen, wie sich Rec. aus eigener Beobachtung überzeugt hat. — Bey einer Hypertrophie des ganzen Herzens beobachtete Rec. heftige und starke Schläge des Herzens, die sich der ganzen linken Seite des *Thorax* mittheilten und vorzüglich starke Pulsationen der Carotiden. Dabey waren die *Venae jugulares* wie Stricke zu sehen. — Wenn es von der *Carditis* heisst, ihre diagnostischen Charaktere seyen so undeutlich, dass es nicht möglich sey, sie im gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft anzugeben, so gilt diess doch wohl nicht von allen Fällen. Stiche in der Gegend des Herzens, ja zuweilen die heftigsten Schmerzen an dieser Stelle, unaussprechliche Angst u. s. w. sind doch ziemlich constante Zeichen dieser Entzündung, und hätten daher hier nicht übergangen werden sollen. — Unter *Angina membranacea* versteht der Vf. nicht was man bisher darunter verstand, nämlich den Croup, sondern eine eigene Art der *Angina gangraenosa*, wobey sich weisse speckartige Flecke lostrennen, ohne Substanzverlust zu hinterlassen. — *Cancer recti* ist häufig von heftigen Hämorrhagien und wenn die vordere Wand des Darmes und die hintere der Harnblase durchfressen ist, von Abgang des Darmkothes mit dem Urin begleitet. — Bey den Krankheiten der Gebärmutter hätte auch der *Induration* dieses Organs gedacht werden sollen, welche offenbar eine von dem *Cancer uteri* verschiedene Krankheit ausmacht. Auch die *Graviditas extrauterina*, welche doch auch zu den krankhaften Zuständen gehört, fehlt. — Der Scharlach, von welchem hier bloss die gutartige Form beschrieben wird, endiget nicht mit kleyenartiger, sondern mit einer Abschuppung, bey der sich bekanntlich ganze Stücke der *Epidermis* abtrennen. — Wenn es von der Vergiftung durch Säure heisst, die erbrochene blutige, gelbliche oder braune Flüssigkeit brause auf dem Fussboden auf, so ist diess doch wohl nur von einem marmornen oder sonst kalkhaltigen Fussboden zu verstehen, indem wohl auf einem andern kein solches Aufbrausen wahrgenommen werden dürfte. — Die Vergiftungszufälle nach grossen Gaben der Iodina sind noch zu wenig bekannt, als dass sich darüber etwas Ausführliches sagen liesse, allein schon aus den schädlichen Folgen, welche kleine Dosen hervorbringen, lässt sich mit grosser Wahrscheinlichkeit schliessen, dass sie von ganz andrer Art sind, als die nach Vergiftungen durch Säuren.

Ungeachtet dieser und anderer nicht unbedeutender Mängel verdient diese Schrift doch, insbesondere angehenden Aerzten desswegen empfohlen zu werden, weil sie vorzüglich von Seite der pathologischen Anatomie die neuesten Entdeckungen, obgleich ziemlich kurz, doch mit einiger Vollständigkeit in sich fasst.

Was den Plan von Nr. 2 betrifft, wovon schon eine Recension der *zweyten* Auflage in der A. L. Z. 1812 Nr. 299. geliefert ist, so haben wir oben darüber schon einige Worte gesagt. Hinsichtlich der Vollständigkeit des Werkes wagen wir es nicht, den Vf. auf diese oder jene Krankheitsform, die uns darin zu fehlen schien, aufmerksam zu machen, weil sie vielleicht unter einem oder dem andern Abschnitt vorkommen, und nur von uns übersehen seyn könnte. Doch scheinen uns die verschiedenen Mängel des Geruchsinns: *Anosmia, Hyperosmia, Parosmia* und die der Sprache: *Alalia* und *Mogilalia* wirklich zu fehlen. Auf Mängel in den einzelnen Artikeln aufmerksam zu machen, halten wir für überflüssig. Ist doch das Werk als durchaus brauchbar von der Mehrzahl praktischer Aerzte anerkannt. Wie an allen menschlichen Dingen, wird auch der Vf. von Tag zu Tag an seiner Arbeit zu bessern finden; denn es kann nicht fehlen, dass bey einer Wissenschaft, wie die Diagnostik, sich täglich und stündlich neue Bereicherungen entgegen drängen, so dass, wenn, wie wir dem Vf. wünschen wollen, einmal die zehnte Auflage anstatt der vierten zu ediren seyn wird, der Raum *eines* Bandes dazu zu beschränkt seyn dürfte, um sie alle aufzunehmen. So viel ist gewiss, bis jetzt hat der Vf. geleistet, was die Kräfte eines einzelnen rüstigen Arbeiters zu leisten vermögen, und obgleich ihm dabey mehr das Verdienst des zweckmässigen Sammelns, als des eigenen Schaffens

fens zukommt, so ist dieses Verdienst desshalb nicht minder gross und dankenswerth, und Rec. glaubt mit Wahrheit sagen zu können, Hn. *Sch's.* Diagnostik sey ein Werk deutschen Fleisses und deutscher Gelehrsamkeit, wie es bis jetzt keine andere Nation aufzuweisen habe.

Hbm.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) BERLIN, b. Amelang: *Eusebia.* Andachtsübungen in Gesängen, Gebeten und Betrachtungen, für weibliche Erziehungsanstalten und für die Familienandacht, von *F. P. Wilmsen.* Mit einem Titelkupfer. 1827. VI u. 382 S. 8. (1 Rthlr.)

2) *Ebendas.*, b. *Ebendems.*: *Gott mit dir!* Andachtsbuch für gebildete Christen jüngeren Alters. *Zweyte* verb. u. verm. Aufl. Mit einem Titelkupfer. 1827. 419 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Der Vf. von Nr. 1. trägt schon längst einen in der deutschen ascetischen Literatur gefeyerten Namen, weil er es versteht, die Bedürfnisse des Geistes und des Herzens gleichmäsig zu befriedigen und die goldene Mittelstrasse hält zwischen kaltem Räsonnement und verzehrender Glut der Schwärmerey. Auch die vorliegende, besonders den Jüngeren des weiblichen Geschlechts gewidmete, und namentlich für weibliche Erziehungsanstalten sehr empfehlenswerthe Gabe zeichnet sich durch vorzügliche Eigenschaften aus. Sie ist *Liederbuch* und *Gebetbuch* zugleich. Das erstere besitzt vorzüglich den Vorzug der Neuheit. Die meisten darin aufgenommenen geistlichen Gesänge sind aus dem noch ungedruckten Gesangbuche für die Gemeinden Berlins entlehnt, an welchem fast seit zehn Jahren von würdigen Männern gearbeitet wird, und welches, wie verlautet, nun bald an das Licht treten wird, da es die Billigung der höheren Behörden bereits erlangt hat. Nach den hier gelieferten Proben muss es sowohl in Absicht auf die Auswahl, als in Absicht auf die Behandlung der Lieder, dem Ziele der Vollendung nahe kommen. Andere hier mitgetheilte Gaben der geistlichen Dichtkunst sind von *Garve* und von *Döring* und aus den von diesen Dichtern erschienenen Sammlungen genommen. Bey beiden ist die ausserordentliche Fruchtbarkeit zu bewundern: denn der eine hat 303, der andere gar 630 Lieder geliefert. Da kann denn wohl freylich nicht Alles ausgezeichnet seyn. Hr. *W.* hat nur die vorzüglichern mitgetheilt, und wir müssen allerdings mit ihm darin übereinstimmen, dass christlicher Geist in ihnen weht und dass sie sich durch hohe dichterische Kraft und Schönheit empfehlen.

Das *Gebetbuch* enthält theils eigentliche Gebete, theils Betrachtungen und Selbstgespräche, die sich aber zuweilen in Gebete auflösen, zuweilen mehr die Form von Ansprachen und Paränesen annehmen. Sie sind bis auf Eine Betrachtung, welche an den edeln *Hanstein* erinnert, alle von dem Vf. selbst und verdienen das Lob der Mannigfaltigkeit und Zweckmässigkeit in sehr hohem Grade. Es ist das Grundwesen des weiblichen Gemüths darin sehr treffend berücksichtigt, ohne dass sie doch in einen weichlichen und empfindelnden Ton ausarteten. Möchte doch dieses Buch in recht vieler Jungfrauen Hände kommen und die Herzen derselben vor der leichtfertigen und leichten Speise, welche die neueste Romanenliteratur mit wenigen Ausnahmen darbietet, bewahren!

Nr. 2, von dem uns die erste Auflage nicht zu Gesicht gekommen ist und dessen Vf. sich nicht genannt hat, darf ebenfalls auf Empfehlung Anspruch machen. Es weht in ihm ein guter, ernster, frommer Geist; die Sprache ist gebildet ohne geziert zu seyn. Die stete Hinweisung auf die heil. Schrift und die Anschliessung von dichterischen Stellen geben den oft in Gebete übergehenden Betrachtungen Haltung und Leben. Sie umfassen, nach den vorausgeschickten zwey Abschnitten über *Einsegnung* und *Abendmahl*, die Materien: Gott und seine Eigenschaften; Jesus Christus (wobey die christl. Feste berücksichtigt werden); Bibel und Kirche; Eintritt in die Welt; Verbindungen der Menschen; Reue und Busse; und schliessen mit Morgen- und Abendandachten. Das Titelkupfer, *den Erlöser*, wie er das Brot segnet, darstellend, ist eine würdige Zierde.

JENA, b. Mauke: *Wie es möglich war, dass der Geist des Irrthums die christliche Kirche so lange beherrschen und der Geist der Wahrheit doch zuletzt einen so herrlichen Sieg erringen konnte. Predigt am Reformationsfeste* 1827 in der Haupt- u. Pfarrkirche zu Jena gehalten von Dr. *J. G. Marezoll.* 1827. 31 S. 8.

Die Predigtmanier des nun bereits verewigten Vfs. ist zu bekannt, als dass wir nöthig hätten, hier erst darauf hinzuweisen. Der Raum, welcher der Anzeige einer einzelnen Predigt in dieser A. L. Z. verstattet ist, lässt nur zu, rühmend zu erklären, dass das hier von heiliger Stätte gesprochene Wort ein ernstes, würdiges, gewichtiges und wohl zu beherzigendes gewesen sey, wie wir Aehnliches von dem Vf. an solchen Tagen zu vernehmen gewohnt waren. Die Zeit ist noch nicht gekommen, in welcher es uns gestattet wäre, nachzulassen in der Wachsamkeit und Reformationspredigten, wenn sie nicht den Geist des ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ verleugnen, können vorzugsweise dazu dienen, zu dieser Wachsamkeit zu ermuntern, auf dass wir, die wir theuer erkauft sind, nicht von neuem der Menschen Knechte werden.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1828.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Dümmler: *Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen.* Von *Ernst Stiedenroth. Erster* Theil. 1824. VI u. 282 S. *Zweyter* Theil. VI u. 281 S. gr. 8.

Eine Schrift, die, wie vorstehende, ihren Vf. als einen geübten und consequenten Selbstdenker beurkundet und auch nach *Herbart's* unverkennbarem Vorgange des Eigenthümlichen so Vieles enthält, verdient eine ausführlichere Beurtheilung. Rec. begnügt sich daher nicht mit einer Kritik im Allgemeinen, sondern wird die Angabe des Hauptsächlichsten mit einigen Bemerkungen begleiten und dem Hn. Vf. dabey die ihm aufgestossenen Bedenken unmassgeblich zur weitern Prüfung vorlegen.

Der Vf. legt selbst einen vorzüglichen Werth auf eine in der Einleitung enthaltene Kritik der Vermögentheorie, welche letztere er für eine Verbildung der Psychologie in neuern Zeiten ansieht, und von welcher er sie zu befreyen und auf den rechten Weg zu führen beabsichtigt, und verspricht sich, dass, wenn man der Anwendung seiner Methode, deren Tauglichkeit er durch mehrmalige Vorlesungen über diese Wissenschaft geprüft hat, folge, man nicht wieder zur frühern zurückkehren werde. So gegründet indess diese Erwartung ist — denn *folgt* man *seiner* Methode, so giebt man eben damit die andere auf, und diess wird doch wohl Keiner ohne, wahre oder falsche, Ueberzeugung thun? — so gewiss ist es auch, dass ein negativer, von der Unzulänglichkeit einer andern Methode hergenommener Beweis noch lange nicht hinreicht, die Vollkommenheit einer neuen zu zeigen. Nur zur Entschuldigung mag es ihr dienen. Wie aber nun, wenn der Vf. in seiner Kritik der Vermögen überhaupt nur mit einem Schatten föchte? Rec. ist geneigt, seine übrigens viel Wahres enthaltende und mit gemässigter Polemik gehaltene Kritik in der That für viel mehr nicht zu halten; denn welchem Psychologen ist es wohl im Ernst in den Sinn gekommen, die Vermögen als *„ursprüngliche Seelenprincipien"* geltend zu machen? Unterscheidet dagegen in der *Erscheinung* nicht auch der Vf., ob er gleich gern Alles, wie das Bewusstseyn selbst, zur Vorstellung machen möchte, Gefühl und Bestrebung noch von der Vorstellung? Und lässt sich — zugegeben, dass wir keine psychologische Erkenntniss dessen, was der Geist an sich (*absolut*) ist, haben können, weil der Geist an sich, ohne Körper, wohl für die Metaphysik Etwas, aber für die Psychologie gar Nichts ist — nicht schon *a priori* darthun, dass die *Erscheinungen* des Seelenlebens, worunter doch nur *relative Aeusserungen* ihrer Urkraft verstanden werden können, sich gleichsam in mehrere Schattirungen reflectiren müssen, und dass aus der Wechselwirkung zwischen Zweyen, welche der Vf. auch in Seele und Leib und deren Verbindung statuirt, sich nothwendig ausser einer Action von aussen nach innen, wodurch die *Vorstellung* der Aussendinge entspringt, und einer Reaction von innen nach aussen, wodurch die *Bestrebung* erzeugt wird, noch ein Drittes finden müsse, welches den jedesmaligen Zustand des afficirten Theils inne wird und durch Lust und Schmerz an demselben der Grund von ihrer Abwechselung und somit das Maassgebende und Gleichgewichthaltende wird, das *Gefühl?*

Doch der Vf. verlangt (S. III), man solle sich stets auf *ihn* einlassen und nicht ohne Rücksicht auf ihn entgegengesetzte Ansichten beschützen, und Rec. will ihm hierin willfahren, ob er gleich diese Anforderung für ein wenig egoistisch ansieht: denn warum soll nicht die Beweisführung für einen Satz für eine indirecte Widerlegung des entgegengesetzten gelten, wenn nur *einer* von ihnen wahr seyn kann? Im vorliegenden Falle nun würde der Vf. unstreitig seine Behauptung geltend machen, dass die Psychologie keine empirische, sondern eine metaphysische Wissenschaft sey; und in der That ist hier ein bedeutender Wendepunkt. Aber wer hat nun Recht? Sonst betrachtete man sie nie anders, denn als Metaphysik; *Wolff* schied von der metaphysischen oder rationalen noch eine empirische aus; *Kant* glaubte durch seine Kritik die rationelle Psychologie, wie alle bisherige Metaphysik, gänzlich gestürzt zu haben, und jetzt soll das empirische ein gleiches Loos treffen. So bliebe denn gar nichts mehr übrig? Doch nein; man reisst nur ein, um anders zu bauen; und so wird es auch bleiben, so lange man das Wesen der Philosophie in zufällige Formen setzt. Man darf nur einer Wissenschaft einen neuen Begriff unterschieben, wie diess in neuerer Zeit namentlich mit der Metaphysik häufig geschehen ist: so wird sie leicht wieder zum Zufluchtsort eines veralteten und als unbrauchbar verworfenen Wissens, und die Menschen zerbrechen sich noch lange die Köpfe in müssiger Speculation über das, was sie nicht wissen können, und was ihnen nicht zu wissen Noth thut,

ſtatt über das Alltägliche zu philoſophiren (*rerum cognoſcere cauſas et fines.*) Doch der Vf. erkennt ja eben in dem reflectirenden Verſtandesgebrauch, in Auffaſſung des Beſondern unter allgemeine Geſichtspunkte und Darſtellung des Erſcheinungsmäſsigen nach innern nothwendigen Bedingungen noch keine Philoſophie, und will ſomit die empiriſche Pſychologie, die doch *philoſophiſche* Wiſſenſchaft ſeyn ſoll, nicht einmal als *Wiſſenſchaft* überhaupt gelten laſſen, weil dieſe nicht aus zuſammengeſetzten Gemälden beſtehe, ſondern Sonderung und Claſſification verlange. Er behauptet zwar, die Philoſophie unterſcheide ſich nicht durch den Stoff, ſondern nur durch die Auffaſſungsweiſe von dem übrigen Wiſſen; aber er nimmt ſodann *philoſophiſch* und *rational* wieder gleichbedeutend mit *aprioriſch* und *metaphyſiſch*, und leugnet nun, daſs man auf empiriſchem Wege von dem Zuſammengeſetzten zu den Elementen hinabſteigen und ſomit von den Erſcheinungen zur Erkenntniſs des Subſtrats und ſeines Urſprungs gelangen könne, gleich als ob nicht auch eine von der Erfahrung ausgehende Betrachtung und Forſchung philoſophiſch und rational ſeyn könnte. Oder ſetzen die Naturwiſſenſchaften nicht auch rationelle Auffaſſung und Philoſophie voraus, wenn dieſe letztere einmal nicht in einem *realen* Sinne auf die Wiſſenſchaft vom Ich beſchränkt, ſondern bloſs nach der *Auffaſſungsweiſe* von der gemeinen Erkenntniſs unterſchieden werden ſoll? Die bisherige Pſychologie trennt, ſondert und claſſificirt aber, nach des Vfs. eignem Geſtändniſſe, nur zu viel; warum ſollte ſie alſo nur ein *Magazin*, in welchem der in ſeiner Erſcheinung ſtets ſchwankende Stoff aufgehäuft wird, ſeyn, und den Charakter der Wiſſenſchaftlichkeit, oder auch nur den einer philoſophiſchen Wiſſenſchaft darum entbehren, weil ſie nicht metaphyſiſch iſt? Die Metaphyſik kann allerdings nie empiriſch ſeyn, ſonſt wäre ſie Phyſik, aber nicht alle Philoſophie iſt darum Metaphyſik, und wird rational für gleichbedeutend mit aprioriſch und metaphyſiſch genommen, ſo können empiriſche und rationelle Pſychologie wohl beide neben einander beſtehen, obgleich ſie ſich durch die aufſteigende (analytiſche) und abſteigende (ſynthetiſche) Methode unterſcheiden würden. Nur die letztere iſt metaphyſiſch. Wenn daher der Vf. die Metaphyſik in eine allgemeine und beſondere trennt und die Pſychologie als einen Theil der letztern betrachtet, um die analytiſche Methode für die Pſychologie brauchen zu können, weil er ſelbſt ihre Nothwendigkeit einſah und ihr bey einer zu bildenden Wiſſenſchaft mehr Ueberzeugungskraft — nicht auch bey einem zu findenden Subſtrate von Erſcheinungen mehr (reale) Wahrheit? — zutraut, ſo fällt er eigentlich ganz aus dem Gebiete der Metaphyſik heraus: denn dieſe beſteht nimmermehr in einer Aufſuchung des Weſens aus Erſcheinungen, ſondern in einer Deduction der Erſcheinungen aus dem realen Weſen, und iſt jederzeit ſynthetiſch. Die vom Vf. beliebte aufſteigende oder analytiſche Methode iſt aber keine andre, als die transſcendentale, welche ihrem Anfangspunkte nach die empiriſche heiſst. Das Schwankende der Erſcheinungen muſs ja eben fixirt werden, wie dieſs der Vf. ſelbſt ſo trefflich auseinandergeſetzt hat; um das Bleibende oder Wiederkehrende in ihm zu erkennen und ſo zur Erkenntniſs des Subſtrates und ſeines Urſprungs zu gelangen, die dann, wenn man recht verfahren iſt, nach dem Vf. mit dem Reſultate der Metaphyſik zuſammentreffen muſs, d. h. kein andres Reſultat geben darf, als die Metaphyſik, ohne ihr etwa auf halbem Wege zu begegnen.

Woher denn nun aber jenes Zuſammentreffen? Doch nicht etwa daher, weil die pſychologiſchen Beſtimmungen des Vfs., welche von der Metaphyſik aus getroffen werden, nach einem *vorausgeſetzten* Syſteme erfolgen, das in den Geiſt hineinſetzt, was man darin finden will? Nicht doch; ebendieſs macht ja der Vf. der bisherigen Pſychologie zum Vorwurf. Und doch, beym Lichte beſehen, auch nicht anders: denn was iſt wohl die Metaphyſik ſonſt, als eine rückwärtsgehende Prüfung unſrer empiriſch d. h. transſcendental erworbenen Erkenntniſs, welche Prüfung nach dem innern Zuſammenhange unſrer Ideen erfolgt und daher nothwendig abhängig iſt von der Art ihrer erſten Erwerbung? *Denn angeborne* Ideen giebt es ſo wenig, als eine *rein aprioriſche* Erkenntniſs oder intellectuelle *Anſchauung*, worin Rec. ganz mit dem Vf. einverſtanden iſt. Wenn denn *nun* aber die Metaphyſik nicht eine Wiſſenſchaft vom objectiven, *realen* Weſen an ſich oder dem Abſoluten ſeyn kann, was nach *Kant* keines Beweiſes mehr bedarf, und ſo auch nicht ſeyn kann eine Zergliederung ſubjectiver, aber urſprünglicher Anſchauungs- und Denk*formen* — den empiriſchen Urſprung der letztern weiſet der Vf. recht gut ſelbſt nach —; ſo iſt offenbar, daſs ſie nichts iſt, als eine bloſs der *Methode* nach verſchiedene, nämlich ſynthetiſche Betrachtung unſrer *realen* Erkenntniſs. Dieſe iſt aber freylich nicht einerley mit der *objectiven*, ſondern ſie umfaſst eben ſowohl die ideale, als materiale Welt; aber nur letztere exiſtirt objectiv, d. h. im Raume. *Realität* kommt nämlich allen Dingen zu, oder: das Prädicat *Seyn* legen wir allen Dingen bey, die wir vorzuſtellen genöthigt ſind — der Vf. wird uns darin gewiſs beyſtimmen, — ſey es nun, weil ſie mittelſt unſres Leibes Veränderungen in uns, d. h. Vorſtellungen und Empfindungen hervorbringen, oder weil wir ſie nach unſern, an der äuſsern Erſcheinungswelt gewonnenen und geprüften, auch wohl zum Theil an mathematiſchen Conſtructionen bewährten Denkgeſetzen zur Erklärung der Erſcheinungen nothwendig ſetzen müſſen. Wer ſieht nicht, daſs auf letztre Weiſe die Ideen und ideelle Welt für uns erzeugt worden, und daſs alſo mit Recht die Metaphyſik nicht bloſs von dem Inbegriffe alles Materiellen der *Welt* ſchlechthin — ſondern auch vom Inbegriffe alles Ideelle oder Intelligibeln — von *Gott* — und überdieſs noch vom Menſchen, dem Mikrokosmos des Materiellen und Intelligibeln, oder der *Seele* — denn dieſe wird nothwendig als verbunden mit

mit einem Leibe, nicht als reiner Geist gedacht — handeln könne, wie denn auch Seele, Welt und Gott von jeher die drey höchsten Objecte der Metaphysik gewesen sind, und zwar eben in dieser Ordnung und das mit Recht. Unsre zuverlässige oder philosophische Erkenntniss hebt nicht mit der Aussenwelt an, wie, der menschlichen Entwickelung zufolge, unsre discursive Erkenntniss; sondern das γνῶναι σεαυτόν ist der Weisheit Anfang, nicht nur in praktischer, auch in theoretischer Hinsicht. In uns stossen wir *nämlich*, trotz der Einheit unsres Wesens, bey *Erklärung* der Erscheinungen nothwendig *auf ein Doppeltes*, Geist und Körper, die aber in lebendiger Wechselwirkung gedacht als Leib und Seele erscheinen. Wie wir nun abwärts von dem Leibe zuletzt auf den abstracten Begriff der *Materie* kommen, so aufwärts von der Seele zu dem der *Intelligenz*. Betrachten wir aber beide in einer ähnlichen Wechselwirkung, wie Leib und Seele, so erhalten wir die objective Erkenntniss von der *Welt* (*natura naturata*) und die subjective Erkenntniss von *Gott* (*natura naturans*), und, ohne beide zu identificiren, gestehen wir, dass die eine nicht ohne die andre von uns endlichen Wesen *gedacht* und erklärt werden kann.

Und wozu diess Alles? *Erstens:* um zu zeigen, dass der *Stoff* unsrer metaphysischen Erkenntniss ebenfalls nur empirisch-transscendental, d. h. durch Schlüsse von den Erscheinungen auf die rückwärtsliegenden Gründe, vom Besondern auf das Allgemeine, von dem Wirklichen auf das Nothwendige, von dem Materiellen auf das Ideelle, oder durch *Reflexion* gewonnen wird; dass die Ideen der Metaphysik ebenfalls nur innere Reflexe der Erscheinungswelt aus unserm Bewusstseyn sind, und die metaphysische Erkenntniss sich mithin nur durch die Form, nämlich die synthetische Methode oder Deduction, unterscheidet; dass also unsre metaphysische Erkenntniss von der Seele, wie von der Welt und Gott, nicht wesentlich von der gewöhnlichen verschieden ist, sondern nur in der Methode; dass sie also leicht mit der analytisch erworbenen Erkenntniss übereinkommen kann, wenn auch bey methodischem Verfahren die eine nicht geradezu absichtlich nach der andern gemodelt wird; dass aber, wenn das Letztere nicht geschieht, sie doch in manchen Punkten verschiedne Resultate geben können, die sich gegenseitig berichtigen müssen. Nun kann aber in der Metaphysik der Fehler entweder nur logisch seyn, wenn die Principien richtig waren, oder diese selbst müssten falsch gesetzt oder falsch verstanden worden seyn, was sich jedoch im Laufe der Untersuchung bald ergeben würde. Auf dem analytischen Wege aber kann leichter ein Irrthum Statt finden, weil hier durchaus nie alle einzelnen Erscheinungen vorliegen, also keine Vollständigkeit vorhanden ist, welche erfoderlich wäre, um auf diesem Wege zu nothwendigen Resultaten zu gelangen. Darum kann man wohl sagen, die Metaphysik diene mehr dazu, die transscendentale Psychologie zu berichtigen, als umgekehrt, und diess schon darum, weil überhaupt noch gar keine Metaphysik vorhanden seyn könnte, wenn nicht jene vorangegangen wäre, also das, was sie etwa zur Berichtigung der Metaphysik darbieten konnte, höchstens in Entdeckung von ganz neuen Erscheinungen oder neuen subjectiven Erklärungsgründen beruhen könnte, weil sie ausserdem gleich Anfangs schon mit benutzt worden wären. Aber ebendeshalb ändert Niemand leicht seine psychologische Erkenntniss um ein Grosses, weil er seine ganze Metaphysik, was ihm das Gewisseste zu seyn schien, da es die zur Einheit verbundne Summe seines Wissens war, mit ändern müsste; und so können auch wohl fehlerhafte Systeme sich gegenseitig lange unterstützen und halten. Rec. ist nicht so hartnäckig, dass er ohne Grund an einem alten Systeme, fremdem oder eignem, festhalten sollte; aber er erkennt doch hieraus zugleich, dass eine ganz neue Psychologie nur einmal von dem wird geschrieben werden können, der Metaphysiker und Psycholog zugleich ist. Es kann aber Niemand ein tüchtiger Metaphysiker seyn, der nicht zugleich Physiker ist, und Niemand ein guter Psycholog, der nicht zugleich Physiolog im weitern Sinne dieses Wortes ist. Wenn nun Rec. dem Vf. das Prädicat eines guten Metaphysikers gern zugesteht und ihm auch physiologische Kenntnisse nicht absprechen will, so könnte es scheinen, als vereinte er beide Eigenschaften eines Psychologen; allein er hat auf die physiologischen Bedingungen der Seelenerscheinungen fast gar keine Rücksicht genommen und das Metaphysische selbst nicht gnug von seinen Untersuchungen ausgeschieden, wenigstens nicht als ein Besonderes hingestellt, um die Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung zwischen beiden zeigen zu können. Eine andre Metaphysik giebt aber erwiesener Maassen auch eine andre Kritik einer Seelenlehre.

Abstrahirten wir aber auch einmal von all unserm Wissen und überliessen wir uns bloss der Leitung des Vfs., wie er es zu verlangen scheint: so würden wir am Ende der Untersuchung doch eben nichts Neues gefunden haben — wenigstens Rec. kann das von sich versichern — sondern nur auf einem andern Wege, auf welchem man nicht neuen Gegenständen, sondern ihnen nur in einer andern Stellung begegnet, dahin gelangt seyn. Und das ist das *Zweyte*, was Rec. aus Obigem folgern wollte. Nämlich, während der Rückblick vom Felsenblocke der Metaphysik, von dem sich noch lange einzelne philosophische Wissenschaften losarbeiten werden, nur ein einziger ist, so sehr er auch auf den aufwärts bestiegenen Pfad gerichtet seyn mag, doch die Nebenwege der Andern mit übersehen lässt: so sind dagegen die aufsteigenden Wege und Methoden mannichfaltig, und je schwieriger im Grunde alle sind, um so mehr glaubt ein Jeder, der noch im Klimmen begriffen ist, oder aus Freude über den so eben beendigten Weg nur auf ihn allein zurücksieht: *er* habe den rechten gefunden, und hält nun auch den seinigen nicht nur für den einzigen, sondern muthet zugleich auch den An-

Andern zu, ihn dafür anzuerkennen und zur allgemeinen Heerstrafse zu machen. Gern gesteht Rec. das Verdienstliche von der Bekanntmachung eines jeden neuen Versuchs, wäre es auch nur, um die Zahl der möglichen Irrwege zu verringern; aber anmafsend findet er es doch, seinen Weg für den allein richtigen und ersteiglichen zu halten. In der That aber sind die meisten Psychologieen, welche sich als ganz neu und originell ankündigten, fast immer nichts Anderes gewesen, als Beyträge zu jener Methodenkenntnifs.

Die Alten, die überhaupt mehr an dem wirklichen Leben festhielten, als sich leeren Speculationen überliessen, und mehr handelten als schrieben, betrachteten auch die psychologischen Thatsachen mehr als Erscheinungen und *Lebens*momente. Sie liefern recht eigentlich nur psychologische Gemälde, besonders von den Leidenschaften und dem Willen, als den eigentlichen Triebfedern des Handelns, wie in einzelnen Biographieen und Geschichtswerken, so in allgemeinen Charakterschilderungen, oder lassen doch wenigstens den Erscheinungen ihren concreten Namen, der sie als solche bezeichnet. So insbesondere die Griechen. Mehr schon abstrahirten die Römer, und in ihrer starren Sprache bildete sich, besonders unter den Händen der Scholastiker, die abstracte Terminologie für Seelenerscheinungen zuerst aus, mit ihr zugleich aber auch die Vermögentheorie, die von *Wolff* und seinen Schülern freylich nicht sowohl vollendet, als vielmehr zahlreich vervielfältigt ward. Auch kann nicht geleugnet werden, dafs manche die einzelnen Vermögen *beynahe* hypostafirten und sie nun als etwas Bekanntes zur Erklärung noch unbegriffener Erscheinungen vorausfetzten und gebrauchten. Darin hat der Vf. ganz Recht. Aber ist denn darum die abstrahirende Ansicht und abstracte Darstellungsweise von den Seelenerscheinungen, ohne jene zufälligen, nicht nothwendig mit ihr verbundenen Fehler, durchaus verwerflich, dafs sie schlechthin eine Verbildung der Psychologie zu nennen wäre? Und trüge dann nicht der ganze speculative Gang der neuern Philosophie, welche sich so gern mit Abstractionen behilft, die Schuld, und nicht die einzelnen Psychologen? Aber eben deshalb mufs die psychologische Richtung der neuesten philosophischen Systeme als ein Fortschritt zum Bessern betrachtet werden, weil so die Philosophie, die unter *Wolff's* Händen beynahe zu blofsen Begriffserklärungen geworden war, ein reales Fundament erhielt; und die Psychologie ist bey dieser Stellung keineswegs zu kurz gekommen, wie der Vf. glaubt, und hinter andern philosophischen Disciplinen zurückgeblieben — diese konnten ja auf solche Weise ohne tiefere psychologische Kenntnifs gar nicht gewinnen, und liegen durchgängig noch so im Argen, dafs Rec. überzeugt ist, wenn der Vf. ein so ernstlich angriffe, wie die Psychologie, sie würde leichter fallen würde, als eben diese. Denn gesetzt auch, die ganze Psychologie bestände bis jetzt bloss in den so eben gerügten abstracten Systemen, so dürfte der Vf. doch nicht glauben, dafs er sie ganz gestürzt hätte: oder meint er, man werde fernerhin nicht mehr eben so gut von *Bewufstseyn*, *Gedächtnifs*, *Phantasie*, *Verstand*, *Urtheilskraft*, *Vernunft*, *Genie* u. s. w. sprechen, als von einzelnen Sinnen, deren Verschiedenheit Niemand leugnet, weil sie verschiedne Organe am Körper haben, und die in die Seele doch immer nur auf Eine Weise einwirken? So wenig einzelne Sprachreformatoren eine Sprache je ganz umgestalten können, so wenig wird es einem Psychologen gelingen, die psychologische Terminologie, die bereits in den Geist der Sprache innig verwebt ist, jemals ganz umzugestalten, oder aus dem Leben, ja nur aus den Schulen zu verdrängen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Düsseldorf u. Elberfeld, b. *Schaub*: *Evangelische Hauspostille* oder christliche Betrachtungen und Gesänge für die häusliche Andacht, zur Beförderung wahrer Frömmigkeit und Seelenruhe. Von Dr. *Wilhelm Hülsemann*, evangel. Prediger und Schulinspector in Elsey. *Erster* Band. 1827. XII und 427 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gGr.)

Die Zahl der Erbauungsschriften, namentlich der Predigtsammlungen für den Zweck der häuslichen Erbauung, ist fast Legion geworden in unserm Zeitalter, dennoch kommen jährlich neue Rekruten hinzu. Auch die vorliegende vermehrt das lange Register um einen dicken Band, den Rec., aufrichtig gestanden, nicht ganz durchgelesen hat. Deshalb kann er auch nur im Allgemeinen sein Urtheil dahin abgeben, dafs er in den angestellten christlichen Betrachtungen, d. h. Predigten, so weit er gelesen, recht viel Erbauliches und Erweckliches, aber nicht gerade Tiefes, Originelles und Ergreifendes gefunden hat. Der Redner hat gewifs seine Gemeinde wohl erbaut und wird auch in ihr seine Leser finden. Die Betrachtungen werden von *poetischen Ergüssen* begleitet, die gröfstentheils Leichtigkeit und Gewandtheit im Versbau haben, aber sich nicht den Meisterwerken geistlicher Dichtkunst an die Seite stellen lassen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1828.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Dümmler: *Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen.* Von *Ernst Stiedenroth. Zwey* Theile u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Was wäre nun aber wohl rathsamer, wenn jene Namen einmal hypostasirte Vermögen ausdrückten: ihren Begriff und somit auch sie selbst ganz zu verwerfen, oder (um in der bildlichen Vorstellungsweise der Personification zu bleiben) ihre Wirkungsart zu zeigen, und so die Seelenerscheinungen, gleichsam *mittelbar*, erklärlich zu machen? Allein an Hypostasirung ist dabey nicht einmal zu denken, sondern nur an Abstractionen, allgemeine Begriffe für einzelne verwandte Vorgänge. Das Individuelle *muss* aus der Wissenschaft schwinden. Wie ist diess aber anders möglich, als dadurch, dass man das Eigenthümliche abstrahirt, und nur die *Form* der Erscheinung, in der sie stets und bey allen Menschen wiederkehrt, behält? Diese ist aber nichts unmittelbar Anschauliches — denn sie ist in unserm Fall eine innere — kann also nur durch Abstraction gewonnen und abstract am unzweydeutigsten bezeichnet werden.

Der Vf. verfährt im Grunde selbst nicht anders, und das natürlicher Weise: denn unsre Erkenntniss ist immer nur negativ, nämlich durch Gegensätze unterscheidbar — das behauptet der Vf. selbst auch — also auch nur comparativ und analog, nie ursprünglich und absolut. Ja er fällt bisweilen sogar selbst in die gewöhnliche Sprachweise zurück, weil sie für uns die natürlichste ist. Was liegt auch am Ende daran, ob ich sage: der Mensch *könne* phantasiren und *vermöge* zu phantasiren, oder: er *habe* das oder ein *Vermögen* zu phantasiren, mithin auch: er habe *Phantasie*? Wenn ich nur darlege, *wie* er phantasirt! Und setze ich die Wirkungsart der Phantasie aus einander, so will ich ja damit nichts Anderes, als die Art der Thätigkeit des Geistes, welche wir Phantasiren nennen, zeigen; und wenn ich sage: die Phantasie wirkt so und so, so heisst diess ja eben nichts Andres, als: die Art und Weise, wie der Eine Geist thätig ist, wenn er phantasirt, ist diese oder jene. Ich erkläre ja eben so gut eine ganze Gattung von Einzelerscheinungen, die nun einmal nicht anders, als durch ihre Gegensätze und Aehnlichkeiten erkannt und erklärt werden können. Bey den verschiedenen Erklärungs*arten* — und mehr, als eine solche, ist des Vfs. Psychologie auch nicht — kommt es daher nur auf die grössere Verständlichkeit an. Und wie es an sich einerley ist, ob ich eine Seelenlehre deutsch oder lateinisch schreibe: so ist es auch *an sich* gleichviel, ob ich bey der Erklärung der Seelenerscheinungen mich der abstracten oder concreten, der mathematischen (wie *Herbart*) oder der philosophischen Darstellungsweise bediene. Es betrifft diess ja bloss die äussere zufällige Form, welche sich allein nach der Fassungskraft der zu Belehrenden zu richten hat. Etwas Andres ist es freylich, ob ich dieselben für blosse Gehirnactionen, oder für rein-geistige Thätigkeiten ausgebe. Ich glaube aber, das Wahre liege zwischen diesen beiden Extremen in der Mitte. Man stelle also die Seelenerscheinungen als Vorgänge *im* Bewusstseyn, dem physisch-psychischen Brennpunkte im Menschenleben, dar, und lasse das sich da als verschieden Ankündigende immerhin verschieden seyn: sobald es sich nur nicht geradezu aufhebt. So wird es am ersten durch seine Gegensätze innerlich erkennbar und erklärlich. Dazu weise man physiologisch die Mitwirksamkeit des Körpers nach, so gewinnt die Sache an Anschaulichkeit. Ja ich möchte, um der letztern willen, die physiologische Methode, ohne Gefahr des Materialismus, weil die Physiologie den Menschen ja doch als lebend, d. h. als Vereinigung von Geist und Körper betrachtet, allen andern Methoden vorziehen, da sie die Untersuchung selbst auch, ihr einen Anhalt gewährend, sicherer leitet; und wieviel ist nicht hierin in neuerer Zeit geschehen, wovon der Vf. gar keine Notiz zu nehmen scheint? Ein Psycholog — ich wiederhole es — sollte doch ja, wo nicht Arzt, doch wenigstens Physiolog seyn! Kommen solchen Untersuchungen, die recht eigentlich empirisch und doch wissenschaftlich sind, die metaphysischen Resultate (die Metaphysik ist gleichsam die auf alle analytischen Methoden passende Probe) entgegen; dann können wir in ihrer Uebereinstimmung mehr noch einen Beweis für die Richtigkeit der Ergebnisse finden, als wenn wir alle Erscheinungen als Modificationen der einen Vorstellung betrachten, und von dieser geistig subjectiven Erscheinung nur als von einer materiellen, objectiven, von ihrer Erleuchtung, Bewegung, Beruhigung und Spannung, oder mit *Herbart* gar von *Statik* und *Mechanik* des Geistes selbst, reden. Solche Vermischungen fremdartiger Gebiete können in der

der That nichts weiter bewirken, als eine mit andern Dingen analoge Vorstellungsart, machen aber gewöhnlich das Dunkel nur noch gröſser und täuschen den, der die *Analogie* ausfindig macht, mit dem Wahne, die *Sache selbst* begriffen zu haben. Es ist nicht viel besser, als das ewige Parallelisiren der Naturphilosophen: denn gäben diese nur das Verglichene nicht auch für identisch aus, wodurch sie die Unterschiede sogleich wieder aufheben, so lieſsen sich dieselben dadurch oft noch besser anschaulich machen, weil doch Bild und Gegenbild hier jedes in gleicher Sphäre gehalten, dort aber beide unter sich *vermischt* werden. Wenn denn nun aber die Beschränktheit unsers Geistes keine andre Erkenntniſs, als eine analoge, wo immer nur Eins durch das Andre erklärt wird, zuläſst, warum sollen wir nicht die *physiologische*, als dem geistigen Leben näher stehend, lieber gebrauchen, als die *mechanische?* Oder warum sollen wir, auf der entgegengesetzten Seite, nicht lieber die höhern geistigen Erscheinungen aus der Analogie der physiologisch erkannten niedern erklären, als gerade aus ihrem Verhältniſs zu der *Vorstellung*, die das Abstracteste ist, was in unsre unmittelbare Erkenntniſs fällt? Ist denn etwa mit dem *Vorstellen* das „Substrat" des Geistes, oder vielleicht gar „dessen Ursprung" gefunden, daſs der Vf. eben nur darauf das geistige Seyn und Alles, was im Bewuſstseyn vorkommt, ja dieses selbst, als eine bloſse Qualität der Vorstellung, reduciren will? Wäre der *Wille* nicht, und zwar verschieden von der Vorstellung, so würden wir nicht nur nicht denken können: denn auch dem Denken muſs der Wille zu denken vorausgehen, sondern wir würden auch nichts als Vorstellungsmaschinen, gleichsam Spiegel seyn, die bald anlaufen, bald rein sind, bald das Licht aufnehmen, bald zurückwerfen und so oder anders zurückwerfen, je nachdem sie geschliffen sind; wir würden, mit Einem Worte, selbst eine Abstraction seyn, oder, da der Leib doch als *refractor* noch übrig blieb, an unsrer völligen Materialität nicht mehr zweifeln können. So berühren sich die Extreme.

Doch genug in Hinsicht auf die Tendenz dieser Schrift und zur Würdigung ihres Standpunkts in der Wissenschaft. Sehen wir auf die Ausführung der einzelnen Theile, so begegnen wir vielen Vorzügen und vortrefflichen Einzelheiten derselben.

Die 45 Seiten lange *Einleitung* hat vornehmlich die erwähnte Kritik der bisherigen Vermögentheorie zum Inhalte und zugleich die Aufstellung von dem richtigen Begriff und der rechten Methode der Psychologie zum Zwecke. Ungeachtet der gemachten Ausstellungen dagegen leugnet Rec. keineswegs, daſs viele Angriffe auf die bisherige Psychologie nicht ungegründet sind: doch treffen die meisten Vorwürfe nicht sowohl die Psychologie selbst, als vielmehr nur einzelne ihrer Bearbeiter, was doch wohl *zweyerley* ist. Daher kann denn auch aus den verschiedenartigen Bestimmungen der Psychologen und dem angeblichen Suchen Vieler nach einem Vereinigungspunkt allein noch kein gültiges Verwerfungsurtheil für die Psychologie selbst gefolgert werden. Auch ist mancher Vorwurf in dessen Augen, der mit der Literatur hinlänglich vertraut ist, gewiſs ungegründet, z. B. der: daſs es allen Psychologen, versieht sich auſser dem Vf., an einer bestimmten Grenzlinie zwischen den obern und untern Vermögen und an einem strengen Parallelismus zwischen beiden, somit auch an einem sichern Ueberblicke mangle. Gleicherweise ist das *Gedächtniſs* nicht immer als ein bloſs aufbewahrendes oder gar todtes Vermögen betrachtet und gänzlich von der Erinnerung geschieden worden; und sein Räumlichseyn, d. h. seine Abhängigkeit von der Beschaffenheit des Gehirns, z. B. bey jungen und alten Personen, wird der Vf. doch nie wegleugnen können, wenn er gleich behauptet, daſs es bloſs auf uns ankomme, zu behalten, was man wolle. So wenig dieſs bey dem besten Willen allezeit möglich ist, eben so oft drängt sich im Gegentheil so Manches auf, was man so gern der Vergessenheit übergeben möchte. Auch erklärt sich aus seiner physischen Beschaffenheit sehr natürlich und nothwendig die *Abnahme des Gedächtnisses* und überhaupt einzelner Vermögen, welche Annahme der Vf. als eine Absurdität der Vermögentheorie ansieht, da nach ihr die Vermögen durch längere Uebung nur vervollkommnet werden müſsten: ein Vorwurf, der nur die einseitigen Spiritualisten trifft, die nie so gar häufig gewesen sind, und denen der Vf. weit näher steht, als die meisten neuern Psychologen. Wenn aber der Vf. die *Begierden, Neigungen und Leidenschaften* nicht zu den untern Vermögen gezählt wissen will, so hat er die moralische Natur des Menschen schlecht erkannt. Aber eben weil ihm diese über der bloſsen Vorstellung entschwindet, sieht er nicht ein, wie selbst der Verstand oft in dem Dienst niederer Antriebe steht, ohne sie deshalb zu adeln. — Was dagegen der Vf. von S. 35 an von der Methode psycholog. Data zu erhalten und festzuhalten sagt, hat ganz des Rec. Zustimmung. Am Ende werden sodann noch die *einzelnen Theile der Psychologie* angegeben, ohne ihre Eintheilung zu rechtfertigen, weil diese aus der Natur der Sache hervorgehe, die im Laufe der Untersuchung sich von selbst ergeben werde. Möchte sie doch der Vf. aber lieber zu seiner Leser und zu seinem eignen Frommen in *der Kürze* darzustellen versucht haben! Die Theile sind aber folgende sieben: *Von den allgemeinen Bestimmungen der Vorstellungen*, von der *Reproduction*, vom *Denken*, von der *äuſsern und innern Anschauung*, vom *Gefühl und Affect*, vom *Begehren und der Freyheit* und von den *Zuständen*. Der *erste* Band enthält die Ausführung der vier erstern, der *zweyte* die der drey letztern.

Erste Abtheilung. Die *erste Bestimmung* der Vorstellung ist ihr *Bewuſstseyn*. Das Bewuſstseyn ist nämlich nach dem Vf. nichts für sich, sondern nur die Vorstellung selbst, gleichsam ein Licht, das

das nur aus seiner Negation Finsterniss abgeleitet werden kann. Es ist aber nicht immer gleich hell (?), seine Helle hängt ab von der Bestimmtheit der Vorstellung, und die jedesmal gegenwärtige, d. h. die bewusste oder wirkliche Vorstellung ist eben das Bewusstseyn. Am meisten sind wir uns derselben bewusst, wenn sie auf den Körper wirkt, welche Einwirkung dem Vf. die organische Begleitung heisst. Das Bewusstseyn ist ihm also „die wirkliche, unterscheidbare, der organischen Begleitung theilhaftige Vorstellung." — Rec. erinnert dagegen nur, *dass eine Qualität der Vorstellung niemals diese selbst seyn kann*, also auch das Bewusstseyn nicht die Vorstellung; dass aber im Bewusstseyn mehr noch als blosse Vorstellungen vorkommen, nämlich auch Gefühle und Bestrebungen, die sich wesentlich von jenen verschieden ankündigen. Will aber der Vf. diese unter der organischen Begleitung mit einschieben, so muss Rec. ihn doch fragen: ob er sich denn nicht auch mancher Vorstellungen bewusst seyn könne *ohne* jene organische Begleitung. Warum nahm er diese also in die Definition des Bewusstseyns selbst mit auf, da sie kein nothwendiges Merkmal, sondern nur ein Hinterthürchen war, um fremdartige Dinge ins Gebiet des Bewusstseyns und somit der Vorstellung einzulassen? Und dauert denn das Bewusstseyn nicht auch im Schlafe fort, nur minder lebhaft, weil es, an die Nerventhätigkeit gebunden, mit dieser zugleich abgespannt wird, und im *Schlafe*, dem erschlafften Zustande derselben, d. h. bey dem Zurücktreten des sensibeln Systems *gegen das innere* productive, die Sinnthätigkeit und *mit ihr die* wirkliche Vorstellung, d. h. Wahrnehmung von Aussendingen, wegfallen, an der sich unser Bewusstseyn stets finden, gleichsam orientiren und berichtigen muss, weil ja das Ich selbst nur durch den Gegensatz *mit* dem Nichtich erkannt wird? Genügender noch, als es dem Vf. gelungen ist, und physischen Beobachtungen angemessen, lassen sich hieraus alle angeführten Erscheinungen, als: fehlende Erinnerung aus den Kinderjahren, welche grossentheils von organischen Bedingungen abhängig ist, die der Verdunkelung des Bewusstseyns beym Einschlafen, der Schwindel u. s. w. erklären. *Es kann* aber daraus auch zur Gnüge hervorgehen, *dass das* Bewusstseyn zwar nichts an sich, aber *auch nicht* bloss die Vorstellung oder gar nur eine *Eigenschaft* derselben, sondern der innere Reflex aller *Seelenerscheinungen*, gleichsam das *sensorium commune in weiterm* Sinne ist, in welchem alle Vorgänge sich, so zu sagen, abspiegeln.

Die zweyte Bestimmung der Vorstellung ist, dass *sie sich bewegt*, in einem steten Flusse begriffen ist, woraus der Unterschied zwischen wirklicher und möglicher Vorstellung sich ergiebt. Die Vorstellung bewegt sich, so lange sie eine wirkliche ist, und wird eine mögliche, sobald sie aufhört sich zu bewegen. — Wozu nun aber sogar bildliche Bezeichnungen, wie *Bewegung*, wobey doch an räumliche Bewegung nicht zu denken seyn soll, sondern nur eine scheinbare, ein Hervortreten und Schwinden, eine Erhellung und Verdunkelung unter dem Lichte des Bewusstseyns, Verwirklichung und Vernichtung als wirklichen Vorstellung. Da nehme sich nun Jeder selbst das beliebige Bild heraus! — Ueber die erste Erwerbung der Vorstellungen durch Gegensatz, so weit sie nämlich von innern, d. h. aber doch nur logischen Bedingungen abhängig ist, macht der Vf. dabey treffliche Bemerkungen, ohne jedoch der äussern Bedingungen, als der frühern, nur entfernt zu gedenken. Sodann spricht er noch von der *beruhigten* Vorstellung, welche eintritt, wenn die Verdunkelung der vorhandenen Vorstellungen nach Gesetzen erfolgt und ein *Gleichgewicht* in der Seele entsteht; von der *Verbindung* der Vorstellungen, d. h. ihrem Zugleichseyn im (also doch *im*) Bewusstseyn; ferner von der *unberuhigten* Vorstellung, d. h. derjenigen, welche von der Stimmung noch getragen wird. Die Stimmung geht aber aus der Wechselwirkung der Vorstellung — denn diese ist dem Vf. gleichbedeutend mit Seele — mit dem Körper hervor, so dass das Gefühl selbst nur eine Qualität der Vorstellung ist. Endlich von der *Spannung* der Vorstellungen, welche eintritt, wenn eine gegenwärtige, durch ihre Verbindung und die entsprechende Stimmung getragene Vorstellung andre verdrängt, und sie nicht im Stande ist, durch Hülfe der Reproduction oder Production diesen Andrang zu überwältigen.

Die *zweyte* Abtheilung handelt von der *Reproduction*, der unmittelbaren, mittelbaren, leichten, treuen, und der Gedächtnissbildung und zwar auf eine so genügende Weise, dass Rec. diesen Abschnitt — manche Folgerung aus dem angenommenen Princip abgerechnet — für den gelungensten zu halten geneigt ist.

Die *dritte* Abtheilung umfasst das Denken überhaupt, das Phantasiren und das Denken im engern Sinne. 1) *Das Denken überhaupt* ist das Bewusstseyn des Verhältnisses, welches der Inhalt der Vorstellungen bildet. Dabey handelt der Vf. insbesondre noch von den Formen und dem Leben des Denkens, sodann von dem Interesse und dessen einzelnen Momenten, namentlich der Aufmerksamkeit (und dabey von der Reflexion), der innern Wahrnehmung und der psychologischen Wahrheit des Gedankens, welche Statt findet, wenn sein Inhalt durch keinen andern Gedanken angefochten wird, wenn er dagegen alle seine Gegensätze anficht. — Sind denn diese aber sodann nicht auch anfechtend? 2) *Das Phantasiren* findet Statt, „wenn eine Vorstellung durch irgend etwas bestimmt, welches ein Verschiedenes seyn kann, aus der Masse der Vorstellungen das Verwandte zu sich ruft, um durch die eingegangenen Verhältnisse ein nicht gegebenes Anschaubares zu vollenden, nur als solches innerlich Anschaubares und nicht anders." S. 172. Mit Recht bringt der Vf. das Phantasiren in nähere Berührung

rung mit dem Denken, als es gewöhnlich geſchieht, wenn gleich die meiſten Pſychologen der Phantaſie ebenfalls eine bedeutende Mitwirkſamkeit bey der Erzeugung der Ideen einräumten; aber er trennt es auch wieder von dem Denken im engern Sinne. Dieſes „will objectiv ſeyn, d. h. was es reſultirt, das ſoll *ſo ſeyn*." Das Phantaſiren an und für ſich genommen will kein objectives Denken ſeyn, d. h. was es giebt, ſoll nicht *ſo ſeyn*. Das Phantaſiren vollendet alſo eine Vorſtellung oder Vorſtellungsreihe ohne Rückſicht auf Gegebenheit nur in ſich, obgleich ſie die Begriffe auſser ſich, d. h. durch „Verſinnlichung, Darſtellung, vollendet und dadurch ein Anſchauliches ergiebt." — Was der Vf. S. 178 gelegentlich über die ſinnliche Entſtehung der mathematiſchen Figuren ſagt, hat des Rec. vollkommenen Beyfall, nur kann er darin dem Vf. nicht beyſtimmen, daſs auch das Auge, wie das Getaſt, an beſtimmte Umriſſe gebunden ſey, weil die Farben ſich nicht anders darſtellten: denn die Farben verlieren ſich, wie in der Ferne geſehen, oft ohne allen Anfangs- und Endpunkt, daher auch der Schein das Auge vorzüglich täuſcht, während das Getaſt das Wahre, d. h. das Wirkliche, am ſicherſten auskundſchaftet, d. h. wahrnimmt. — Endlich 3) das *Denken im engern Sinne* iſt „die fortdauernde Bedingtheit reproducirter Vorſtellungen durch die Data des Denkens, oder durch die Vorſtellungen, welche eine neue Beſtimmtheit verlangen, und für die eine ſolche gefunden werden ſoll, bis dahin, daſs ſich aus den Verhältniſſen der Reproductionen die fragliche Beſtimmtheit ohne Anfechtung weder dieſes Verhältniſſes, noch der Vorverhältniſſe ergiebt, ſo daſs die Vorſtellung, welche das Denken erregte, durch die gefundene Beſtimmung von dieſer Seite her und in dieſer Weiſe, wie ſie ſich bedürftig zeigte, beſchloſſen und vollendet wird." S. 204. Welche Definition! Doch was der Vf. über das Weſen und Leben und über die Richtungen des Denkens ſagt, iſt der Beachtung ſehr werth. Minder ausgezeichnet ſind die darauf folgenden Bemerkungen über den Unterſchied der Köpfe — der Vf. theilt ſie in penetrirende und producirende — und die allgemeine Charakteriſtik des Denkens. Der Verſtand iſt dem Vf. nicht ein beſonderes Vermögen, ſondern ein Charakter des Denkens. Dieſes iſt nämlich dann *Verſtand*, „wenn das Reſultat das Verhältniſs ausſpricht, welches unter den Gegenſtänden des Denkens ſelbſt iſt." S. 221. Die *Vernunft* dagegen iſt ihm „jene Freyheit des Geiſtes, vermöge der das verſtändige Reſultat herausgebracht werden kann — ſo weit dieſs nämlich von jener Freyheit abhangt — und wenn es herausgebracht iſt, ſich geltend macht," S. 224. Ebenſo werden ferner Scharfſinn, Tiefſinn, Witz, Humor, Genie und Talent kurz berührt und erklärt.

Die *vierte* Abtheilung betrifft die *äuſsere und innere Anſchauung* durch Anſchauungsbegriffe. Hier kommt der Vf. erſt auf die Sinne, denen er doch im Ganzen zu wenig einräumt, indem er die Anſchauung durch den Geiſt ſelbſt gegeben ſeyn läſst, doch ohne irgend eine ihm einwohnende Form, es ſey die der Sinnlichkeit oder die des Verſtandes. Sodann zeigt er, wie die äuſsere Anſchauung von Bewegung, Geſtalt, Raum, Ausdehnung, Körper, Einheit und Vielheit, Dichtigkeit und Schwere, Ding und ſeinen Eigenſchaften, Subſtanz und Accidens, Begriff und durch deſſen Verbindung mit der Anſchauung durch das Wort die Vorſtellung von Zeit und Ewigkeit und der Natur, der Glaube an die Realität der Auſsenwelt, die Vorſtellung vom Seyn, und zuletzt, wie die innere Anſchauung des Selbſtbewuſstſeyns oder des Ichs und ſeiner Beſtimmungen, Activität und Paſſivität, entſtehe. Der Hauptſache nach mit dem Vf. einverſtanden und alle angebornen Anſchauungs- und Denkformen leugnend, kann doch Rec. dem Vf. darin nicht ganz Recht geben, daſs er dieſe geſammten, äuſsern und innern Anſchauungen nicht geradehin für empiriſch entſtanden erklärt: denn der Geiſt iſt hier wiederum doch nichts Anderes, als gleichſam der reflectirende Spiegel, in welchem ſich jene Verhältniſſe ſo und nicht anders abſpiegeln. Doch Rec. kann hier nicht auf eine detaillirte Beurtheilung dieſer einzelnen Anſchauungen eingehen, geſteht aber, daſs er dieſen Abſchnitt gleich nach dem über die Reproduction ſtellt und trefflicher Bemerkungen voll gefunden hat. Nur zu S. 272 noch die Frage: ob man, wenn gleich das Ich und mit ihm das Selbſtbewuſstſeyn auf analytiſchem Wege, welches der natürliche und pädagogiſche iſt, erſt ſpäter, als das Bewuſstſeyn der Auſsendinge, ja vielleicht von manchen Menſchen nie recht gefunden wird, deſſenungeachtet in der Wiſſenſchaft, die doch den ſynthetiſchen Weg einſchlägt, nicht von ihm anheben dürfe, als von dem Mittelpunkte des *erkannten* und *deutlich bewuſsten* geiſtigen Lebens?

(*Die Fortſetzung folgt.*)

NEUE AUFLAGE.

MÜNCHEN, b. Fleiſchmann: *Lehrbuch der allgemeinen Geographie nach den neueſten Beſtimmungen.* Von Dr. J. A. Eiſenmann u. ſ. w. *Dritte* Auflage. 1827. IV u. 394 S. gr. 8. (1 Rthl.) (S. die Recenſ. Erg. Bl. 1828. Nr. 28.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1828.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Dümmler: *Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen.* Von *Ernst Stiedenroth. Zwey* Theile u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Bestimmter tritt das Unterscheidende in der Theorie des Vfs. im *zweyten Bande* hervor, der vom *Gefühl und Affect, vom Begehren und der Freyheit,* und, mehr nur anhangsweise, *von den Zuständen* handelt. Um dem Gefühl den Charakter der Vorstellung zuzueignen, geht der Vf. von dem Schlusse aus: das Gefühl ist in der Seele, weil es bewusst wird; was in der Seele ist, ist aber Vorstellung und nur sie allein bewusst; *ergo.* Allein beide Vordersätze bedürfen noch des Beweises; der vorangestellte *minor* — denn sonst müsste der Körper, weil wir uns dessen bewusst werden, in der Seele seyn und dann freylich alles Gefühl mit; und der *maior,* weil wir die Beweisführung des Vfs. im ersten Theile nicht gutheissen konnten und auch dort in der Vorrede auf den zweyten verwiesen wurden. Um das Gefühl zur Vorstellung zu machen, müsste vor allen Dingen nachgewiesen werden, dass es einen Gegenstand zum Inhalte habe, wie diess bey der Vorstellung, gleichviel ob ihr Inhalt wahr oder erdichtet ist, jederzeit der Fall ist. Der Vf. meint, das Gefühl sey *als Gefühl* Vorstellung, oder mit andern Worten, das Gefühl sey nicht eine Vorstellung, die einen andern Inhalt hätte, als das Gefühl selbst, es sey eine Gefühlsvorstellung. Was ist damit aber anders gesagt, als: das Gefühl sey als Gefühl bewusst, komme also für sich ins Bewusstseyn, und nur dieses Bewusstseyn davon sey eine Vorstellung? Es sind aber doch wohl zwey verschiedene Dinge: das ursprüngliche Gefühl und die Vorstellung, die ich mir zum Behufe der Reproduction davon mache; oder es ist der Keim auch der künftigen Frucht gleich, in welcher wiederum Keime zu neuen Früchten enthalten sind! Der Vf. muss selbst eingestehen, das volle Bewusstseyn leide Mangel an einer Bedingung, das Gefühl sey keine reife Vorstellung — also eigentlich doch bloss eine Vorbedingung für sie? Aber wie viele Gefühle treten, namentlich bey Menschen, deren Bewusstseyn nicht durchgebildet und hell ist, nie in das Gebiet der Vorstellung ein! Wozu überhaupt hier die Frage aufwerfen: *wo* das Gefühl sey? Eine Frage, wobey man allemal auf Ungereimtheiten kommt, wenn man sie nicht abweist, wie denn einige, durch sie verleitet, behaupteten, aller körperliche Schmerz sey bloss im Kopfe, auch wenn sich Jemand in den Finger schnitte. Körper und Seele sind im lebenden Organismus Eins, (wo Nerven sind, ist auch Gefühl, ja ohne sie nirgends ein solches; nur die Wahrnehmung desselben fällt in die Seele oder in das Bewusstseyn, den Mittelpunkt aller geistigen Reflexe,) und der Psycholog, der sich auf dem Gebiete des Erforschbaren hält, wird daher niemals fragen, ob das Gefühl in der Seele oder im Körper *sey,* sondern nur von welcher Seite es *ausgehe,* ob von der animalisch-vegetativen, oder von der psychisch-humanen, und unverkennbar ists, dass dabey die vergleichende Thierpsychologie ihm wichtige Dienste leisten wird, um das dem Menschen Eigenthümliche ausfindig zu machen und ihm seine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Auch meint der Vf. selbst, der Schein (?), dass das Gefühl im Körper sey, dürfe nicht so leicht abgewiesen werden. Er thut es aber kurzweg damit, dass er behauptet, es dürfe derselbe keine Gewalt über die schon gewonnenen sichern (?) Bestimmungen üben. Allein solche Schwierigkeiten sollten vielmehr zum Prüfsteine der Theorieen dienen, und diese nicht im Voraus ohne Erledigung derselben entworfen und festgestellt werden. Der Vf. sieht zu schnell von solchen äussern Erfahrungen ab und mehr auf die *nächste* Bedingtheit, die hier in der Seele und also Vorstellung sey, da er als Psycholog mehr auf die *erste* und also entfernteste Bedingung zu sehen hatte. — Dass das Gefühl nicht von Einer Vorstellung abhangen könne, weil es sonst stetig seyn müsste und nicht nach Stimmungen verschieden seyn könnte, beweist er selbst; er hilft sich aber mit der Aussage, das Gefühl sey eine *Qualität* (erst Bedingung und nun Qualität!) der Vorstellung, an der es zu haften *scheint,* und beruhe auf einem Bewegungsverhältnisse der Vorstellungen, komme nur durch Andersseyn zum Bewusstseyn, — worin er zugleich eine Bestätigung des Contrastitätsgesetzes findet. Allein es werden ganz einfache Empfindungen, wenn sie stark genug sind, z. B. von stetigen körperlichen Bedingungen, die nicht unter der Willkür stehen, herrühren, *ohne Wechsel* bewusst und gefühlt, und durch das Einerley auch nicht gehoben. Auch setzen dieselben keine Wirkung der Seele auf das Organ zu ihrer Verwirklichung voraus, sondern nur einen Zusammen-

menhang der Nerven. Daher nimmt auch der Vf. an, die *organische Begleitung*, ein zweytes Merkmal der Vorstellung, finde sich bey dem Gefühle immer, und es gebe daher kein reingeistiges Gefühl, sondern nur die Rückwirkung vom Körper werde empfunden, wobey der Vf. offenbar wieder die Erscheinung mit der veranlassenden Ursache verwechselt, welche hier das Entscheidende ist. S. 8 kommts nun zu einer Definition des Gefühls: „es ist das Bewegungsverhältniss der ursprünglichen oder correspondirenden körperlichen Affectionen und im letzten Fall als correspondirend und genaues Abbild eins mit dem Bewegungsverhältniss der anderweitigen Vorstellungen, dessen Qualität in dem ersteren unabtrennbar eingeschlossen liegt."

Ebendas. wirft sich der Vf. selbst noch eine andere Schwierigkeit auf; das Gefühl, sagt er, läfst sich nicht reproduciren, also ist es keine Vorstellung! Er erwiedert: „es ist eine solche Vorstellung, die durch andere und deren Bewegungsverhältniss bedingt ist, so dass sie an diesen haftet. Diese können erneuert werden und so giebt es auch eine Wiederherstellung des Gefühles, obwohl sie grofsen Schwierigkeiten ausgesetzt bleibt, weil die gegenwärtige Lage oft der Verbindung entgegen ist; immer aber wird sie mehr *Pro-*, als Reproduction des Gefühls seyn, nur die Gefühlsbedingungen werden reproducirt." Die Production ist aber keine Reproduction; die Schwierigkeit ist also damit gar nicht gelöst. Wäre das Gefühl Vorstellung, so müsste es sich *reproduciren* lassen. Aber bey allen Vorbedingungen in der Seele wird doch kein Zahnschmerz — das vom Vf. selbst gewählte Beyspiel — zum Vorschein kommen ohne die äufsere Veranlassung, was doch der Fall seyn müfste, wenn die Gefühls*vorstellung*, wie sie es nach dem Vf. seyn soll, das Gefühl selbst wäre. Es kommt aber auf diese Weise eben nur die Vorstellung, die man von dem Gefühl hatte, wieder zum Vorschein, welche das Gefühl nicht selbst ist. Wie wäre es auch möglich, dasselbe ohne die veranlassenden körperlichen Bedingungen wieder zu empfinden, da es durchaus keine „Wirkung der Seele," sondern lediglich des Körpers war. Es müssten denn die Nerven, in denen der Schmerz empfunden wird, die Seele selbst und zugleich auch die Ursache des Schmerzes seyn; sie sind aber in dieser Hinsicht nur Organe zur Wahrnehmung der äufsern Störung und also Bedingungen zu deren Fortleitung zum Bewufstseyn. — So sollen auch *unangenehme* Gefühle nach S. 11 entstehen bey einem ungünstigen Bewegungsverhältnifs, dieses aber eintreten, wenn die Verdunklung, um dem Flusse des Vorstellens Raum zu geben, durch das Nachfolgende geschehen sollte und doch nicht entsprechend geschehen kann. Beruhten aber unangenehme Empfindungen blofs auf einer Hemmung oder Störung des Vorstellungsflusses; so würde jeder, der in thierischer Trägheit kein Bedürfnifs des Vorstellens fühlt, sondern nur vegetirt, im ganzen Leben kein unangenehmes Gefühl haben! Aber er hat es, weil seine Nerven schmerzhaft afficirt werden können!

Ferner wird S. 12 f. eine *Mischung des Gefühls* statuirt, und zwar aus dem Grunde; weil ein Körperschmerz und ein Seelengenufs zusammen seyn können. Ist aber das Letztere der Fall, so mufs ja das körperliche Gefühl auch einen andern Grund, als das geistige haben, kann keine Wirkung der Seele seyn! Der Vf. gesteht indefs gleich selbst, es *könne* geschehen, dafs eins durch das andere aufgehoben werde, es *muss* aber vielmehr nach kurzem Schwanken geschehen, wenigstens die Verdunklung des einen und ein Vorherrschen des andern Gefühles stattfinden; peinliche Körperschmerzen lassen keinen Seelengenufs aufkommen, es sey denn, dafs dieser oder der Geist überhaupt so stark ist, dafs er jene verdrängt, in welchem Falle sie aber, wie bey Märtyrern, gar nicht empfunden werden. Dafür spricht auch das Folgende bey dem Vf. selbst. Zudem nimmt der Vf. noch 1) *neutrales* Gefühl — also 4 positive (?) Unterschiede desselben: das Angenehme, das Unangenehme, das Gemischte und das Neutrale — an, welches gleichgültig, aber doch verschieden seyn soll von einem indifferenten (gefühllosen) Zustande. So bleibt aber nichts übrig, als die Vorstellung von dem Nichtvorhandenseyn eines angenehmen oder unangenehmen Gefühls, und es kommen auf die Weise Vorstellungen, die doch „nur uneigentlich so genannt" werden können, „da Vorstellung ohne Vorgestelltes ein Unding ist" (S. 14), zum Vorschein, die, weil sie keinen unterscheidbaren Inhalt haben, sich selbst aufheben, da wir *den* Grund nicht können gelten lassen, dafs sie als blofse Seelenbestimmungen schon Vorstellungen seyen und also diesen Namen verdienen. Es ist nichts, als ein übergehender Gefühlszustand ohne Inhalt. Es bewährt sich diefs auch in der Folge bey der Aufzählung der einzelnen Gefühle. Der Vf. rechnet da zu den neutralen S. 51 den *Ernst*, S. 70 die *Verwunderung* und *Ueberraschung* und S. 71 das *Erstaunen;* aber Rec. kann in diesen von Seiten ihres *innern psychologischen* Momentes keine Gefühle erkennen, so lange sie sich nicht auf eine Seite, das Angenehme oder Unangenehme, schlagen, wie der Vf. bey den meisten selbst hinzusetzt, dafs sie „in der Regel auch sonst noch eine Bedeutung für uns hätten und durch den *erregenden Gegenstand* vorherrschend angenehm oder unangenehm würden."

Wenn der Vf. die *Eintheilung der Gefühle* in Körper- und Geistesgefühle aus dem Grunde verwirft, weil sie die Schwierigkeit habe, dafs sie nicht weiter greife, und dafs man, nachdem diese beiden grofsen Haufen abgesondert seyen, sich wieder nach andern Theilungsgründen umsehen müsse, deren keiner in der Nähe liege; so vergafs er wohl, dafs dann nichts näher liegt, als Körper und Geist selbst, und dafs aus ihnen sich die Untertheile ergeben. Doch müssen wir der vom Vf. S. 34 beliebten Eintheilung in Gefühle, die *kein bestimmtes* Vorgestelltes vorauszusetzen, und die ein solches vorauszusetzen

schei-

scheinen, — diese blosse Scheinbarkeit abgerechnet, — die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass sie seinem Systeme entspricht; nur ist sie nicht sicher genug, wie aus S. 61 und 62 von selbst erhellt: denn dort wird nachgewiesen, dass die Gefühle, die nicht an einem bestimmten Vorgestellten zu haften scheinen, auch durch ein bestimmtes Vorgestelltes erregt werden können, und hier, wo die Gefühle, die ein bestimmtes Vorgestelltes vorauszusetzen scheinen, *darnach* weiter eingetheilt werden, ob sie an dem Vorgestellten für sich allein, oder ob sie an seinem Verhältniss zu uns haften, wird gleich hinzugefügt: „es ist dabey die *vorherrschende* Beziehung beachtet; es versteht sich aber, *dass in vielen Fällen eines in das andere übergehen oder beides verschmelzen kann.*" — Unter den objectiven Gefühlen tritt sodann zuerst das *Wahrheitsgefühl* auf, aber es wird zugestanden, dass es die Wahrheit nicht verbürge. Warum heisst es also objectiv? Dasselbe giebt nur subjective Wahrheit, ist nur Gefühl der Ueberzeugung, welches S. 67 von dem Wahrheitsgefühl noch so unterschieden wird, dass es, um sich in seiner Qualität recht kund zu thun, ein Schwanken voraussetze;" gleich als ob ohne Zweifel keine Ueberzeugung entstände. Schicklicher hätte daher wohl der Vf. seine *objectiven* Gefühle — *objectiv-subjective*, die von ihm S. 129 ff. auf die letzte Art benannten aber *subjectiv-objective* genannt. Die S. 67 genannten Gefühle der Neuheit, des Contrastes, der Bewunderung und der Ueberraschung haben bey der Eintheilung des Vfs. auch keine feste Stellung, sondern werden nur als mit dem Wahrheitsgefühl zusammenhangend — ein unsicherer Maassstab — hier aufgeführt, übrigens aber richtig nach ihrer Verwandtschaft unter einander. Auch sieht man nicht, wo bey den Gefühlen der erstern Art — ohne bestimmtes Vorgestelltes — die Eintheilung in Körper- und Geistesgefühle herkommt; wenigstens ist diese nicht durch die Obertheilung gegeben, um so weniger, als auch nach S. 35 die Körpergefühle in der Seele seyn sollen, und zwar wegen der Möglichkeit ihrer Reproduction (von deren Unstatthaftigkeit bereits oben die Rede war), ferner weil es körperliche Gefühle gibt, auf die selbst die Möglichkeit im Körper aufgehoben ist, z. B. Schmerzen in einem abgenommenen Fuss bey Wetterveränderung, (wo doch bloss die Täuschung stattfindet, dass man den Schmerz an dem äussersten Stumpf der früheren Gewohnheit zufolge in die ehemaligen Extremitäten verlegt,) sodann weil Kinder oft Schmerz empfinden, ohne die Stelle bezeichnen zu können, (entweder ist aber da der innere Sinn noch nicht ausgebildet, oder der Schmerz allgemein, mehr ein Unbehagen, davon auch die Erwachsenen den Sitz oft nicht kennen; sonst, z. B. an äussern Gliedmassen, werden auch Kinder die schmerzhafte Stelle aufzeigen,) endlich, weil ein lebhaftes geistiges Gefühl den Körperschmerz aufheben kann (was dadurch bewirkt wird, dass entweder nur das Bewusstseyn davon verdunkelt wird, oder die Nerven von der Seele aus in eine entgegengesetzte Thätigkeit versetzt werden, wie der Vf. S. 37 es auch selbst zu erklären scheint). Wozu solche Annahme aber führt, kann man bey dem Vf. selbst nachsehen (S. 37), wo er eine *psychische Medicin der Körperkrankheiten* als einen wesentlichen und durchaus noch zu bildenden Theil unsrer heutigen Medicin nennt, und S. 40 über Sympathie. Die tägliche Wahrnehmung, dass das Gefühl an einer bestimmten Stelle im Körper hafte, wird S. 38 kurz als *Schein* zurückgewiesen, weil wir uns räumlich vorzustellen pflegten. Wie gern man doch den Menschen zu lauter Seele machte, da diese doch erst in und durch den Körper ist, und sich aus diesem Erfahrungssatze auch alle die Erscheinungen, wenn sie anders nicht blosse Einbildungen sind, erklären lassen, auf welche sich der Vf. zum Beweise seiner Annahme beruft. Umsonst bemüht er sich auch S. 38 f. zu beweisen, dass er keinen Cirkel begeht. Der Vf. hat den innern Sinn nicht richtig aufgefasst und die physischen Bedingungen zu sehr vernachlässigt, obwohl er sie später zur Erklärung einzelner Erscheinungen selbst zu Hülfe nehmen muss. Aus gleichem Grunde ist auch sein Ausfall auf sogenannte etymologisirende Psychologen (S. 41) ungerecht, da der Vf. selbst Gebrauch von der Wortforschung macht. — Oder ist's nicht auch nöthig, aus Gesetzen der Sprache den psychologischen Sprachgebrauch zu berichtigen und bey Unterscheidung der *Benennungen* — nicht der Zustände selbst — die Sprache zu hören und zu achten? Verdient sie etwa weniger Berücksichtigung, als z. B. Lichtenberg's Bemerkung, dass ihm oft ein Gedanke gefalle, wenn er liege, der ihm nicht mehr gefalle, wenn er stehe, welche „feine Reflexion" (S. 46) doch mehr witzig als wahr ist?

(Die Fortsetzung folgt.)

GESCHICHTE.

1) Magdeburg, b. Rubach: *Boris Gudenow, oder der Sturz vom Czaaren-Throne.* Von *Leopold Lindau. Erster* Theil, 292 S. *Zweyter* Theil, 292 S. 1827. 8. (2 Rthlr. 6 gGr.)

2) *Ebendas.*, b. *Ebendems.*: *Gottschalk's, Fürsten der Obotriten, Mord am Hochaltare.* Historische Zeichnung aus dem XIten Säculo. Von *H. M. Erster* Band. 244 S. *Zweyter* Band. 231 S. 1827. 8. (2 Rthlr.)

Beide vorliegende Unterhaltungsschriften sind auf historischem Grunde angelegt; nur die erstere auf einem, besonders seit *Karamsin*, festern Boden, dagegen die zweyte auf sehr lockerm. Diess würde jedoch dieser als Dichtung keinen Nachtheil bringen; da hingegen die Entstellung der Geschichte in einer zum Roman umgestalteten geschichtlichen Begebenheit aus einer schon *rein geschichtlichen* Zeit nicht bloss als ein Attentat gegen die Wahrheit höchst

höchst tadelnswerth ist, sondern eine solche Umgestaltung auch ihres Zwecks als Dichtung bey den vorherrschenden geschichtlichen Elementen nothwendig verfehlen muss, indem der Schriftsteller, wenn er auch ein grösseres Talent zeigte als der Vf. von Nr. 1, (der mit dem Uebersetzer der Walter Scott'schen Romane, *Wilh. Lindau*, nicht zu verwechseln ist,) nie ein in sich abgeschlossenes Ganzes daraus zu bilden vermag. So hat denn ein Werk dieser Art keinen Charakter, schwankt zwischen zwey Gebieten hin und her, und kann auf keinem befriedigen; dagegen auf dem geschichtlichen Gebiet, welches sich der *Sage* nähert, wie bey Nr. 2. das des heidnischen Meklinborg, eine freye dichterische Gestaltung eher zulässig ist, wenn nur ein wirklich dichterischer Geist sie unternimmt.

Nr. 1 mit dem schielenden Titel, in welchem *Godunow* (wie im ganzen Buche) in *Gudenow* verändert, und worin von einem Sturze vom Czaaren-Thron, als von einer diesem in sich grossen russischen Herrscher allein zukommenden Bestimmung, die Rede ist, enthält nichts anders als die interessante und allerdings an romantischen Zügen fruchtbare Periode der russischen Geschichte von 1582 bis 1613, welche die letzten Jahre des grossen Vorgängers Peters des Grossen, *Iwan* II., das Aussterben des Stammes Rurik, Boris Godunows Thronbesteigung, die Erscheinung des ersten falschen Demetrius und dessen Untergang umfasst, also über Boris Godunow hinausgeht, der sich bereits in der Mitte des zweyten Theils vergiftet. Bis auf den Demetrius ist der Vf. der Geschichte ziemlich treu gefolgt, nur dass er den weiblichen Theil auch mit Liebes-Intriguen, wie zwischen Nikitiz Romanow und Alexia, der Schwester des Boris, ins Spiel bringt. Bey den Abenteuern des Demetrius, den er mit Bestimmtheit als einen betrogenen Betrüger aufstellt, ist er, bis auf den Tod Axiniens, der Tochter des Boris, die er auch in ein Liebesverhältniss mit dem nämlichen oben erwähnten Romanow nach dem Tode der Alexia verwickelt und durch diesen retten lässt, ganz dem Entwurfe *Schiller's* zu seiner unvollendeten Tragödie gefolgt, und wird sich vielleicht mit dem grossen Dichter rechtfertigen wollen, wobey er aber zu bedenken hat, dass der dramatische Dichter ganz andere Freyheiten über einen historischen Stoff haben muss als der Romanendichter, indem der Roman unmittelbar an das Gebiet der Geschichte grenzt und sich dieser auch in der unmetrischen Darstellung gleichstellt. Mit *Schiller's* Odowalsky, dem heimlichen Liebhaber und Geliebten der Marina (die im Buche immer Mariana heisst), der Verlobten des Demetrius, hat er nicht anders fertig werden können, als dass er ihn sich in Marina's Zimmer erschiessen lässt. Uebrigens ist der Charakter Marina's, nach *Schiller* angelegt, noch am besten durchgeführt, als ein hochstrebender, für Glanz die sanftern Gefühle aufopfernder weiblicher Charakter. Der Vf. hat in einer gewissen Lodoiska ihr einen Gegensatz geben wollen, aber nicht verstanden sie ins Spiel zu bringen und dann bald gänzlich fallen lassen. In wiefern etwa auch die Ausführung des Schiller'schen Demetrius durch Hn. *v. Maltitz* auf den Vf. eingewirkt hat, vermag Rec. nicht zu entscheiden, da ihm die Maltitzsche Tragödie nicht zur Hand ist. Wie aber kommt der Vf. dazu, den Demetrius (den er immer Czarowitsch statt Czarewitzsch nennt), und den Mönch Otropejef zu zwey verschiedenen Personen zu machen? — Die Führung des Romans, denn ein solcher soll das Werk doch seyn, ist gänzlich verfehlt; die Charakterzeichnung grösstentheils schwankend; die Situationen sind nicht gehörig benutzt; von epischer Composition hat der Vf. keinen Begriff: denn gemeiniglich sagt er bey jedem bedeutenden Schritte seiner Person voraus, wie dieser in der Folge sich wenden werde, so dass nirgends eine Spannung entsteht, und also kein episches Interesse, ja nicht einmal ein historisches aufkommen kann; die häufigen Reflexionen sind oft sehr trivial, die Sprache ist, und ganz besonders in den vielen Gesprächen, ziemlich matt. Was das Werkchen von Unterhaltungskraft hat, ist vorzüglich dem geschichtlichen Interesse beyzumessen.

Aber tief unter Nr. 1. steht in jeder Hinsicht Nr. 2. Zeichnung deutet auf Kunst, und von einer historischen Zeichnung erwartet man eine, wenn nicht geistreiche, so doch wenigstens getreue Auffassung eines ausgezeichneten Charakters oder einer ausgezeichneten Zeit. Von beidem ist in diesem seitenreichen Werke keine Spur. Erfindung und Anordnung, Zeichnung und Ausdruck sind gleich matt und schwankend, und nichts bietet sich dar, was im mindesten Interesse anzuregen vermöchte; aber an allerley trivialen Reflexionen und seitenlangen Raisonnements der modernsten Art fehlt es auf keiner Seite, und es ist gar erbaulich, wie doch die wendischen alten Heiden so christlich raisonniren. — Fast möchte Rec. vermuthen, er habe es hier mit einer weiblichen Feder zu thun. Irrt er sich nicht, so darf er doch nicht alle Galanterie ganz verleugnen, und will daher das Compliment machen, dass die Sprache ziemlich so glatt ist wie matt; und das will wahrlich viel sagen. Den Stoff selbst will Rec. ganz unberührt lassen, und nur bemerken, dass nicht Gottschalk den Mord am Hochaltare verübt, wie man dem Titel nach, wo Mord für Ermordung steht, glauben könnte, sondern dass er ermordet wird. Uebrigens ist hier von dem Gottschalk die Rede, welcher 1047 durch Swen II. das Wendenreich an der Ostsee erhielt; aus welcher geschichtlichen Thatsache in diesem Romane, obgleich er Gottschalk mit der Tochter des Dänenkönigs sich verheirathen lässt, weiter kein Vortheil gezogen wird.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

März 1828.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Dümmler: *Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen.* Von *Ernst Stiedenroth. Zwey* Theile u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was der Vf. S. 72 fg. über das *sittliche Gefühl* sagt, hat des Rec. vollkommne Zustimmung; nur findet er den Anstoss, den der Vf. S. 74 fg. an der Annahme eines sittlichen Triebes nimmt, — weil dieser, da er so wenig, als jeder andre Trieb, von seiner eigenen Negation oder von nichts ausgehen könne, eine sittliche Organisation voraussetzen würde, und weil bey seinem Vorhandenseyn nicht so viel Unsittliches zu sehen seyn könnte, als wirklich gesehen wird — nicht gegründet: denn der sittliche Trieb würde natürlich, wie alle andern Triebe, aus Bedürfniss entspringen, und wie diese bey sinnlichen Trieben allerdings aus der Organisation des Körpers hervorgehen, so bey dem sittlichen aus der ursprünglichen Einrichtung unsers Geistes. Dass er sich nicht überall stark ankündigt, rührt daher, dass seine Leitung schon Kenntniss voraussetzt, und zwar, weil sein Gegenstand ein unsichtbarer ist, grössere als der sinnliche Trieb, der jenen überdiess wegen seiner frühern Entwickelung und aus Gewöhnung oft überwiegt. Das Nichtvorhandenseyn der Sittlichkeit beweist so wenig dagegen, als der Selbstmord gegen den Naturtrieb der Selbsterhaltung; oder soll die Sittlichkeit sich nicht auf eine ursprüngliche Einrichtung unsers Geistes gründen, sondern bloss etwas Angebildetes seyn? — Der Vf. setzt dafür S. 75 die *Liebe* als Quelle des moralischen Gefühls; diese ist aber nichts anders, als ein geistiger Wunsch oder ein gefühltes Bedürfniss, also im Grunde dasselbe; sonst müsste man auch fragen: *woher* die Liebe? Das S. 76 darüber Gesagte ist dunkel. Die Liebe als Quelle der Sittlichkeit klingt und ist allerdings christlich und populär, aber nicht wissenschaftlich tief und bestimmt, schon wegen der Vieldeutigkeit dieses Worts, das beynahe gleich ist. Der Vf. findet es daher selbst nöthig, ihr S. 77 ein Regulativ beyzugeben, „die Betrachtung und Vorstellungsweise über die Welt und ihre Verhältnisse", wodurch sie als blosse Gemeinnützigkeit zu sehr in das Gebiet des Verstandes gezogen wird. Deshalb will er auch die Selbstliebe (auch die geläuterte, gleichmässig vertheilte?) unter dem Namen des Egoismus (dessen zulässige Seite er doch später S. 229 selbst anerkennt) ganz verdrängt wissen, obgleich Christus sagt: „Liebe deinen Nächsten als *dich selbst*, also nur einen erweiterten Egoismus verlangt, wie es denn überhaupt nur darauf ankommt, die Stellung seines Ichs zu Andern wohl zu erkennen und mit Gerechtigkeit zwischen beiden Theilen zu verfahren. — Die Entstehung der sittlichen Vergeltung und Strafe bleibt nach S. 78 noch immer ein ungelöstes und aus der Liebe wohl nicht zu lösendes Räthsel. Der Vf. leitet sie — welche unsichere Norm! — aus dem Contraste und der sinnlichen Entrüstung ab. Auch die Handlungsweise, welche er S. 79 u. fg., zur Bestätigung seiner Basis des sittlichen Gefühls in der Liebe, zu Hülfe ruft, trägt vielmehr bey, sie zu verdächtigen. Wahrheit geht über Schonung; die Liebe kann dabey bloss die *Art der Beybringung* (von unangenehmen Ereignissen an gefährliche Kranke ist nämlich die Rede) bedingen. Rec. würde, wenn der Kranke in dem vom Vf. gesetzten Falle gleichwohl stürbe, sichs nicht vergeben können, ihn mit seinem letzten Worte noch belogen zu haben; und die Tödtlichkeit einer Krankheit bleibt überdiess eine zu unsichere Berechnung, als dass man davon einen Grund zur Beeinträchtigung der Wahrheit hernehmen könnte. Ja es kann mit der offenen und wohl angebrachten Aussage vielleicht das gerade Gegentheil bewirkt werden, wie diess — psychologisch wahr — nicht bloss Romanschreiber benutzt haben, sondern auch das Buch, welches, namentlich in psychologischer Hinsicht, das wahrste ist, factisch erzählt. Der Vf. sey daher statt aller Gegenbeyspiele auf 2 Sam. 12, 18—23 verwiesen. — Nicht mehr beweist der letzte S. 80 angeführte Grund: denn nicht die schuldige *Liebe*, sondern die schuldige *Gerechtigkeit* verdoppelt die Pflicht — wenn das unbedingt Gebotene Grade zulässt? — und zwar deshalb, weil hier auf der einen Seite kein Misstrauen Statt findet, also keine Vorsicht gebraucht wird, und von der andern Seite eben das *Vertrauen* Missbrauch erfährt. Vieles beruht überdiess in solchen Fällen auf blossen Vorurtheilen und einer *falschen* Ansicht von der Heiligkeit der Pflicht. — Unzureichend ist ebendaher aus der Liebe, als dem Princip des sittlichen Gefühls, S. 80 die Erklärung der sittlichen Zufriedenheit und Unzufriedenheit geblieben. Erweise der Liebe sollen sie am meisten gewähren, und gewähren sie doch so oft nicht!

nicht! — Auch mischt aus gleichem Grunde der Vf., gleich *Herbart*, das ästhetische Element, die Schönheit, zu sehr in das Sittliche ein. So soll nach S. 77 unt. der Egoismus die Quelle der Sittlichkeit trüben, weil er von etwas Anderm ausgeht, als von der Liebe und *der Schönheit*. So soll auch die *Schaam* seyn: „das Gefühl, welches die gegenwärtige innere der äussern Verletzung der *sittlichen Ehre* begleitet", obwohl der Vf. selbst eingestehen muss, dass dasselbe „sich auch in *aussersittlichen* Beziehungen einstellen *könne*"; ja vielmehr *muss*, besonders in intellectueller Rücksicht, bey sogenannten Blössen, die man sich giebt, ein Grund, warum die Schaam über das Unschickliche oft grösser ist, als über das Unsittliche" (S. 87), wovon der Vf. den Grund darin sucht, dass das Unschickliche weniger zweifelhaft sey, als das Unsittliche (?!) Rec. meint vielmehr, weil der Schein mehr auf jenes zu sehen und Missgriffe hierin zu bemerken gewohnt ist. Doch geht der Vf. so weit, dass er S. 88 von der Sittlichkeit, „die manchmal etwas heroisch auftritt und in ihrer Wahrheit vom Schicklichen, wenn es ein Trug, eine Leerheit scheint, nichts wissen will", nichtsdestoweniger Beachtung desselben verlangt! So soll auch nach S. 82 die Vollziehung der sittlichen Weisung *um ihrer Schönheit willen, sey es nun, dass sich auch das Pflichtgefühl eingestellt hat, oder nicht*, die Tugend ergeben. So soll, wenn „ein *Schönes* zerstört ist", die Reue sich verstärken (S. 83), und zur *Busse*, nach S. 84, die Vorstellung hinführen, dass durch einen Ueberschuss gegen das gewöhnliche sittliche Leben, bey dem man sich ziemlich *wohlbefand* (hier kommt gar das *Angenehme* herein), eine grössere Unsittlichkeit ausgeglichen werden könne", da die Busse doch eigentlich weniger gut machen, als die verdiente Strafe dulden und dadurch abbüssen will. — Aus diesen Erscheinungen zusammen lässt der Vf. S. 85 das *Gewissen* construirt seyn, und ist gleich nicht zu leugnen, dass es keine ursprüngliche, angeborne Erscheinung in dem Menschen ist, sondern geistige Bildung voraussetzt; so ist es doch ein einfacher Act, und es sähe unstreitig schlimm um die Sittlichkeit aus, müsste vor seinen Aeusserungen erst diess Alles vorhergehen, was hier gefordert wird, wenn es heisst: sittliches *Zartgefühl* (das sittliche sollte aber ein *Kraft*gefühl, „ohne Verzärtelung" seyn, wie der Vf. sogleich sagt) setzt frühe Weckung der Liebe, ihre Nahrung ohne Verzärtelung, und eine Schärfung in der Betrachtung und Handlung, wie in der Aufnahme sittlicher Muster und der Bildung eines ideellern Lebens voraus." So wird auch das Gefühl fürs Schickliche S. 87 nicht dem ästhetischen, sondern dem sittlichen Gefühl beygezählt, als „durch zarte Rücksichten auf Andre in der Gesellschaft geboten, möge diese auf eine Sitte gestützt seyn, oder nicht." — Rec. verkennt die nahe Berührung des Sittlichen und Aesthetischen (abgesehen von dem Namen des Erstern, da es nicht mehr das bezeichnet, was Sitte *ist*, sondern was *Sitte seyn sollte*, also seine etymologische und historische Bedeutung in eine ideale und philosophische umgesetzt hat) keineswegs, aber dann müsste das ästhetische Gefühl bereits erklärt seyn, wie es wohl überhaupt vor dem sittlichen abgehandelt werden sollte. Ueberhaupt aber klingt ihm die Theorie des sittlichen Gefühls, wenn er so sagen darf, zu verliebt; keusche Liebe veredelt, aber nur die Sittlichkeit *erleichternd* durch Wachsamkeit über sich selbst, erzeugt aus dem Wunsche, sich nichts zu vergeben; es ist, als wenn man in einer geliebten Person ein höheres Wesen vor sich, Gott selbst vor Augen hätte. Der Vf. gesteht später S. 105 selbst, dass Sinn für das Schöne nicht immer von einem lebendigen Gefühl für das Sittliche begleitet sey, und umgekehrt. Ganz richtig; aber dann sollte auch das sittliche Gefühl nicht von jenem abhängig gemacht werden.

Das *ästhetische Gefühl* will Rec. der Kürze wegen übergehen, zumal er gegen des Vfs. Theorie wenige Einwendungen zu machen hat. Nur die Definition desselben und einige Bemerkungen mögen hier stehen. Die erstere läuft nach S. 91 darauf hinaus, dass das *ästhetische Gefühl* eine Erkenntnissquelle sey, aus der dem Vorgestellten eine ideale Qualität beygelegt wird, die in ihm für sich allein nicht liegt, sondern die erst im Gefühle selbst aufgeht (letztere Bestimmung zur Erklärung der Verschiedenheit der Geschmacksurtheile). Eben so subjectiv lautet die Erklärung des *Schönen* auf der folg. S.: „es ist das Gleichniss und der Wiederschein angenehmer, wenigstens vorherrschend angenehmer und für sich begehrungsloser Zustände der Seele, und gefällt eben deshalb, weil der angespielte Zustand dem Gleichniss Trefflichkeit in sich beylegt." Der Grund davon liegt nach S. 93 vorzugsweise „im *Symbolisiren*, nämlich in der Verbildlichung des Innern durch das Aeussere, des Aeussern rückwärts durch das Innere (diess ist wohl weniger eine Verbildlichung, als die *Auffassungsweise des Aeussern*, als eines Innern, z. B. des Schönen in der Natur, *als eines Bildes* von innern Zuständen), und eines Aeussern oder Innern durch ein andres bey ähnlicher Empfindung." Die *schönen Seelen*, die es nach S. 94 nach dem wahrsten Ausdrucke (im eigentlichen Sinne des Worts) geben soll, werden doch nur uneigentlich so genannt werden können, da das Schöne *scheinen* d. h. in die Sinne fallen muss, um ein solches zu seyn. Also dürfte wohl mehr von schönen Zuständen und Handlungen der Seele die Rede seyn, und auch diess nur uneigentlich. Nach S. 96 sollen ein Cubus und noch mehr eine Kugel, Ordnung und Symmetrie, und nach S. 97 das Colorit und die Mannichfaltigkeit *für sich* schön seyn; allein sie können es bloss durch die Verhältnisse werden. Wenigstens beweist das hinzugefügte Beyspiel auch nur für einen Beytrag zum Schönen, während dagegen nach S. 98 die *Verschönerung* in eigentlichen Abbildern, als eine *Entstellung* der Wahrheit, unangenehm seyn soll, da sie doch als Idealisirung nothwendiges Erforderniss ist, nicht allein um Portraits in das

das Reich des Schönen zu versetzen, sondern auch schon um der *bleibenden* Aehnlichkeit willen, die z. B. bey menschlichen Individuen durch die sklavische Nachahmung der Wirklichkeit nicht erreicht werden kann. Eben so ist die Behauptung, dass alles Grosse, selbst *wenn es sonst verwerflich wäre,* von Seiten seiner Grösse ein ästhetischer Gegenstand sey (S. 99), nur halb wahr, so wie die darauf folgende, dass das *Erhabene* durch *alle* Künste hindurchgehe, in welcher Annahme wohl der Grund für die erstere mit liegen soll. Nach S. 102 endlich soll der Sinn für das Schöne sich am leichtesten für Musik bilden, aber wohl eher für den Weltsinn des Auges, wo das Organ ebenfalls Antheil nimmt, wenigstens wenn die Bildung des Geschlechts der des Individuums gleich geht: denn bey diesem wird das Auge eher ausgebildet, als das Ohr, namentlich das musikalische Gehör. Auch spricht schon die Benennung Schön von Scheinen für die Vorherrschaft dieses Sinnes in Auffassung des Schönen.

Dieselbe Kürze muss sich Rec. bey dem *religiösen Gefühle* auflegen. Die Grundbedingung (S. 107) ist allerdings *timor;* aber Rec. zweifelt sehr, ob dabey das *bewusste* Wirken eines Wesens vorausgesetzt werde, da die Menschen grösstentheils selbst unbewusst handeln. Der Entwickelungsgang des religiösen Gefühls ist wohl mit dem innern Grunde desselben verwechselt. Und doch führt der Vf., wie anderwärts, so gerade bey diesem Abschnitte, eine Sprache, die selbst bey der Wahrheit des Vorgetragenen, wo nicht Anmassung verräth, doch bey einem jungen Wahrheitsforscher befremdet.

Ueber die *objectiv subjectiven* Gefühle theilt der Vf. mehr praktische Bemerkungen mit, die grösstentheils trefflich und wahr sind. Nur dünkt Rec. die *Eitelkeit*, die nach S. 131 dem Begehren angehören soll, mehr in einem Gefühl der Selbstgefälligkeit zu bestehen. Dagegen soll S. 147 vom *Hass*, als Gefühl die Rede seyn, ist es aber mehr vom Hass als Leidenschaft.

Die Theorie des Vfs. tritt wieder mehr hervor in der *sechsten* Abth. *Von dem Begehren und der Freyheit*, S. 168. Er ist schnell damit fertig, die Begierde, weil es nach seiner Ansicht nicht anders seyn kann, auf die Vorstellung zurückzuführen. Er geht von dem, nicht bewiesenen, Satze aus, dass es ohne Vorstellung keine Begierde (nämlich überhaupt kein Begehren) gebe, und meint, was begehrt werden solle, müsse also vorgestellt werden. Aber zur Bestimmung des Wesens der Begierde kommt es ja nicht auf ihr Object, sondern nur auf ihren innern Grund in der Seele an; oder ist das Verlangen nach Nahrung bey dem Kinde, das noch gar keine Vorstellungen hat, darum weniger ein Begehren, oder bleiben umgekehrt nicht tausend Vorstellungen begehrungslos? Der Vf. fühlt diess selbst, indem er zugiebt, die Begierde würde nicht anheben können, hätte das, was begehrt werden soll, seine Vollendung schon in der Vorstellung; das Vorgestellte bedürfe also noch eine Ergänzung. Um diese anzunehmen, muss es, weil sonst die Begierde aufhörte, beharren, sich gegen die Verdrängung wehren, (was ist denn aber der Grund dieses Beharrens?); darauf tritt die Befriedigung ein. Vorläufig wird daher S. 169 so definirt: „Die *Begierde* ist ein Vorgestelltes, welches sich gegen die Verdrängung wehrt, bis es seine Ergänzung an sich genommen hat." Die Hauptsache bleibt demnach noch zu erörtern, wie nämlich die Ergänzung zu denken sey? Darüber erfährt man aber nichts weiter, ausser: „als eine neue (es frägt sich, *was für eine?*) Bestimmtheit des Vorgestellten und als seine Beruhigung in ihr", und dann ein: „es versteht sich (vermuthlich in der Meinung, es verstehe sich von selbst, auf die nach S. 174 Andere verfallen sollen, „wenn sich etwas nicht von selbst versteht", an welchem Orte er wahrscheinlich nicht an seinem oftmaligen Gebrauch dieser Redeweise dachte), dass in diesem ganzen Verlaufe die Gefühle seyn werden." Aber die Frage ist: *wo* zeigen sie sich und *wie?* ob bestimmend, oder begleitend, oder im Verfolge? Die Beantwortung dieser Fragen würde dem Vf. nicht in der Vorstellung, sondern im Gefühle den Grund der Begierde aufgezeigt haben. Gleichwohl wagt es der Vf., aus *dieser* Deduction noch (S. 170) folgenden allgemeinen Schluss für seine Ansicht zu ziehen: „aus ihrem Wesen geht von selbst hervor, dass die Begierde zugleich Gedanke (nun gar *Gedanke* statt Vorstellung) seyn wird, und der Gedanke wieder zugleich Gefühl seyn kann(?), so kann eins und dasselbe Gedanke, Gefühl und Begierde seyn, (aber ist nicht dieses Eine nach diesen Rücksichten etwas ganz Verschiednes in der Seele, z. B. der Hunger, dessen Begriff oder *Gedanke* doch wohl wesentlich von seinem Gefühl und seiner Begierde verschieden ist?), und dieses Resultat ist der Schluss zur Abfertigung der Vermögen durch die entgegengesetzte dem innern Leben gemässe Ansicht." Scheint nicht vielmehr hiemit das durch die abstracten Bestimmungen der Vermögentheorie Gewonnene völlig wieder verloren zu gehen? Auf die Gefahr hin, von dem Vf. zu den Psychologen gezählt zu werden, „welche die gemeine Ansicht immer an Ungereimtheiten zu überbieten streben", weil sie annahmen, dass ein Begehrungsvermögen dem Vorstellungsvermögen zur Seite stehe, S. 168, kann sich Rec. durch solche absprechende Redensarten nicht überzeugt halten. Vielleicht kann der Vf. an einem Beyspiele, das er S. 170 aufstellt, „das Gefundene weiter zu erleuchten", noch lernen. Daher zu ihm noch einige Winke. Aus dem unangenehmen Gefühl des Durstes entsteht die Begierde zu trinken; ganz recht, aber nicht deshalb, „weil ein angenehmerer Zustand bekannt ist", was der Vf. als Bedingung hinstellt, um der Begierde den Ursprung aus der Vorstellung zu sichern, sondern weil man vom unangenehmen Gefühle getrieben, und von der Natur wie das Kind zur Mutterbrust, zum Flüssigen und nicht zum brennenden Sande geführt wird, wenn man durstet; woher lernten die Thie-

Thiere sonst saufen? Käme aber auch die Vorstellung nothwendig hinzu: was entscheidet, das Frühere, oder „die durch das Verhältniss der Ergänzung zu dem unangenehmen Gefühl, welches gegenwärtig ist, getragene Vorstellung, welche die *Mittel*, wie man zu dem Trank gelangte (gleich als ob auch der Durst etwas Memorirtes oder Angelerntes wäre) *reproducirt*"? Die *Befriedigung* ist ja ihm selbst wieder eine Stillung des unangenehmen Gefühls, das freylich seiner Meinung nach die Vorstellung bloss trägt (?). Dass nicht die Vorstellung dieselbe herbeyführt, sieht man ja wohl daraus, dass Trägheit einen abhalten kann, zu trinken, obgleich er sich den angenehmern Zustand vorstellt. Die Vorstellung bewegt also nicht, sondern das überwiegende Gefühl selbst ist das Treibende. Doch eben diese Meinung wird S. 171 von dem Vf. nochmals zurückgewiesen, und aus welchen Gründen? weil es „dem Wesen des Begehrens nicht gemäss ist" (das fragt sich ja eben erst), welches vielmehr aus der Bedürftigkeit einer Vorstellung entspringe, die zwar ein Gefühl zur Begleitung haben könne, aber nicht durch dieses, sondern durch ihren Inhalt allein das Begehren wecke. So hat der Vf. wenigstens wieder das Wort „Vorstellung", ohne zu bedenken, dass nicht das Object (der Inhalt der Vorstellung, wie es gleich vorher heisst) die Begierde weckt, sondern diese vielmehr jenes erst sucht, und dass, wenn dazu eine Vorstellung nothwendig wäre, eben „die Bedürftigkeit" (soll heissen *das Bedürfniss*, denn jenes wäre gleich Dürftigkeit) derselben als der innere Grund zu erklären war. Dasselbe gilt von dem S. 171 zum Beweise dafür, dass die Begierde unmittelbar aus der Vorstellung hervorgehen könne, angeführten Beyspiele (denn als solches muss die Vorstellung, um nur herein*gezogen* zu werden, hier dienen); indem nicht ihr Lauf, sondern eben die „entstandene Lücke", das gefühlte Bedürfniss, welches Ergänzungsabhülfe, Erledigung verlangt, der Grund der Begierde ist, und als solcher zu beachten war! Muss der Vf. selbst doch wenigstens so viel einräumen, dass „der Anfang des Begehrens und Gefühls zusammenfalle", da er diesem die Priorität nicht zugestehen will; und auch in seinem letzten Beyspiele mit einem: „verstände sich von selbst", ein unangenehmes Gefühl *zugleich* zulassen, weil er wohl sieht, es ist unzertrennlich. Aber wenn es auch hier unausbleiblich war, wo gerade dargethan werden sollte, dass die Begierde lediglich aus der Vorstellung entspringe, so musste das den Vf. schon auf das Richtigere hinführen, zumal da in dem frühern Beyspiele vom Durst die Vorstellung nicht nöthig war, sie also als Accidens, das Gefühl aber als *nothwendiges* Bedingniss erschien!

(*Der Beschluss folgt.*)

ERDBESCHREIBUNG.

PRAG, b. Calve: *Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse.* Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- u. Völkerkunde. Zugleich als fortlaufende Ergänzung zu *Zimmermann's* Taschenbuch der Reisen, herausgeg. von *Johann Gottfried Sommer*. *Fünfter* Jahrgang. Mit 6 Kpft. 1827. LVI u. 431 S. *Sechster* Jahrg. M. 7 Kupfer- u. Steintafeln. 1828. L u. 437 S. gr. 12. (4 Rthl.)

Der Verfasser dieser angenehmen und lehrreichen Jahresschrift, von der zuletzt in unsern Erg. Bl. 1826. Nr. 92. die Rede war, fährt fort, nach dem frühern Plan mancherley aus dem weiten Gebiet der Länder- und Völkerkunde nach neuern bewährten Schriftstellern mitzutheilen und durch geschmackvolle Kupfer zu versinnlichen. So wenig angenehm es nun Vielen ist, zwey- und dreymal dasselbe zu bezahlen, so ist doch nicht zu leugnen, dass mehrere der grössern Werke vielen Lesern des Taschenbuchs entweder gar nicht, oder nur in magern Auszügen zu Gesicht kommen, und dass ihnen also dieses Buch ein wahres Bedürfniss befriedigt. Wie sehr übrigens der Gedanke dieser Schrift auch dem Auslande gefalle, sieht man aus der Nachahmung oder vielmehr wörtlichen Uebersetzung des Taschenbuchs ins Englische unter dem Titel: *The Cabinet of foreign Voyages and Travels etc.* London 1825. und aus der Fortsetzung desselben unter dem wenig veränderten Titel: *The annual Cabinet of modern foreign Voyages and Travels etc.* Beiden Jahrgängen ist eine allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen und vornehmsten geographischen Entdeckungen beygefügt, deren Quellen die in Paris und Deutschland erscheinenden geographischen Journale sind, und die das Zerstreuete lehrreich zusammenstellen, wenn auch nicht erschöpfen. Die andern Aufsätze schildern im *fünften* Jahrgange die Städte Peking, Peru und Valparaiso, Ungerns vornehmste Heilquellen, die Goldgruben bey Beresow und die Gewehrfabrik zu Isch in Russland, *Weddell's* Reise nach dem Südpol, *Anderson's* Reise nach der Ostküste von Sumatra, die Balearischen Inseln und die Bhills im nördlichen Hindostan, so wie im *sechsten* Chili, die La Plata-Provinzen, die Insel Sardinien, den Vulkan Pele auf der Insel Owaihi, die englische Niederlassung zu Fort Dundas an der Nordküste von Neuholland, Bagdad u. s. w. Auszüge aus Auszügen und eine Beurtheilung der Quellen, aus denen Hr. *S.* schöpfte, erwarten unsre Leser wohl schwerlich, und wir begnügen uns daher, ihnen das Daseyn der beiden neuesten Jahrgänge angezeigt zu haben.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

März 1828.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Dümmler: *Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen.* Von *Ernst Stiedenroth. Zwey* Theile u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Abhandlung vom *Triebe* beginnt wieder mit Polemik. Der Vf. tadelt zuvörderst, dass man den Trieb vor der Begierde abzuhandeln pflege, und meint, eine solche Ordnung könne nur ohne psychologische Einsicht getroffen werden, weil man über das Wesen des Begehrens überhaupt im Reinen seyn müsste, wenn man sich über den Trieb, als eine Art desselben, verständigen wolle. Wer aber sieht nicht, dass das Wesen des Begehrens und Bestrebens überhaupt von der Begierde im engern Sinne, der Sprache zufolge, sich wesentlich unterscheidet, und dass diese so gut eine Art des Begehrens sey, als der Trieb selbst; dass der Vf. also, wenn seine Beschuldigung nicht geradezu unwahr seyn soll, ein *sophisma ambiguitatis* und zwar eine *fallaciam sensus compositi et divisi* begeht? Nennt er S. 187 doch selbst den Trieb eine *Grundlage der Begehrungen*, welches Wort doch noch mehr den *sensum compositum* hat, als die Begierde. — Um ferner die Annahme zu bestreiten, dass der Trieb an sich noch auf kein bestimmtes Object gerichtet sey, die Jeder an sich selbst bestätigt finden kann, so oft er nicht weiss, was ihm eigentlich Befriedigung schaffen würde, wendet er diess so, als ob sie nichts anders aussage, als das Begehrungsvermögen bestimme das Begehrungsvermögen, etwas noch Unbekanntes und Unbestimmtes zu begehren, worin kein Verstand sey, — ohne zu bedenken, dass die Nöthigung dabey nicht aus der Luft gegriffen, sondern vom gefühlten Bedürfniss des organischen Leibes oder des Denkvermögens abgeleitet werde. Aber freylich das taugt nicht zu seiner einmal adoptirten Ansicht, dass Alles in der Seele sey und Alles auf Vorstellung beruhe! Wozu denn aber so absprechende Urtheile? Diese dienen in den Augen des Forschers wenigstens nicht zur Ueberzeugung, ja auch nicht zur Empfehlung! Ebenso verrückt er den Gesichtspunkt in Hinsicht auf die *Allgemeinheit* der Triebe der Erhaltung, Erweiterung, Nachahmung, Geselligkeit und Glückseligkeit, wenn er, um sie, die nicht zu seiner Deduction aus der Vorstellung passen wollen, unzulässig zu finden, S. 184 dagegen anführt, einem natürlichen Triebe müsse man gehorchen, nichts desto weniger werde der Trieb der Selbsterhaltung oft überwunden; der Nachahmungstrieb scheine denen zu fehlen oder geschwunden zu seyn, die überall auf Originalität ausgehen und jeden Schein der Hingegebenheit an das Gewöhnliche ängstlich meiden; der Erweiterungstrieb beuge sich nicht selten unter dem Streben nach grösserer Beschränkung und nach Ruhe; der Geselligkeitstrieb habe nicht verhindert, dass Menschen sich in die tiefste Einsamkeit begaben; der Glückseligkeitstrieb habe auch nichts dawider, dass Einige mit offenen Augen (darum auch absichtlich?) in ihr Verderben gehen, und sich nicht entschliessen können, die erkannten Mittel zur Glückseligkeit zu ergreifen, und dass Andere sich einer ideellen Sache opfern, ohne anzunehmen, sie würden durch das Opfer glücklicher, als durch den Versuch zu ertragen oder durch die Enthaltung. Gleich als ob er nicht wüsste, dass neben dem Gesetze der Sinnlichkeit noch ein höheres, und diess zwar freylich erst aus dem Zusammenwirken seiner entwickelten Geistesanlagen entstandnes Gesetz in dem Menschen wohne; oder wozu soll der Satz moralisch führen, dass man einem natürlichen Triebe gehorchen *müsse*, ohne ihn freywillig durch ein geistiges Gegengewicht beschränken zu können? — Um endlich *ursprüngliche* Seelentriebe zu leugnen, weil sie dann nicht Vorstellungen seyn könnten, behauptet er, der Trieb setze Organisation voraus, die nur der Leib, als ein Zusammengesetztes, besitze, während die Organisation der Seele erst allmählig durch die innere Bildung des Vorstellungslebens entstehe. Allein möge sie nicht von vorn herein mit der Geburt genau bestimmt seyn, sondern Entwickelung voraussetzen; bringt diese etwas in die Seele hinein, oder entfaltet sie nicht vielmehr die ursprünglichen Anlagen, und ist also der Ursprung derselben nicht gleichwohl in der Natur der Seele zu suchen? Der Vf. lässt auch selbst die körperlichen und geistigen Triebe in seiner Erläuterung sofort aus leiblichen und geistigen *Gefühlen* entspringen, und erklärt den Trieb überhaupt sodann S. 186 als „diejenige Vorstellung, Gefühlsvorstellung oder andre, die eine Erledigung sucht, oder sie sich geradezu schafft, ohne durch die Vorstellung der Art und Weise der Erledigung in die Form der Begierde getreten zu seyn, oder auch vielleicht nur treten zu können." Er bringt, man weiss nicht woher — es sey denn, weil er unmittelbar vorher vom *Erkenntnisstriebe* gesprochen hat — die *Vorstellung* in die Definition herein, muss aber selbst eingestehen, dass es vornehmlich Gefühlsvorstel-

ſtellung (d. h. doch wohl nichts anders, als Wahrnehmung des Gefühls?) ſey, und ſetzt nur, ſeine Anſicht zu retten, „oder andere" hinzu.

Nach S. 192 ſoll die *Leidenſchaft* ihrem *Begriffe* nach nicht aus jeder Begierde entſtehen können (gleich als ob der Begriff darüber entſcheide, was die Leidenſchaft ſeyn dürfe oder nicht, und nicht vielmehr ſelbſt nach dem Weſen der Leidenſchaft feſtzuſtellen wäre). Eine ſolche Begierde nämlich, die durch keine Phantaſie zu erregen iſt und einzig und allein dem an gewiſſe Zeiten gebundenen Bedürfniſſe abhilft, kann nicht in Leidenſchaft übergehen. Aber es giebt keine einzige Begierde, die nicht leidenſchaftlich werden könnte, und eben aus dem natürlichen Grunde, weil auf alle die Phantaſie Einfluſs haben kann, auch wenn ſie durch zeitliche (temporelle, momentane) Bedürfniſſe erregt werden, namentlich was die *Mittel* der Befriedigung anlangt. Berührt dieſs der Vf. doch ſelbſt, wenn er S. 193 von *phyſiologiſchen* — (ſoll, wie öfters, heiſsen: *phyſiſchen*, denn aus der Phyſiologie entſpringen ſie nicht, und ſollte es heiſsen: der Phyſiologie angehörigen, warum ſagt er denn ſelbſt in ähnlichen Fällen nicht pſychologiſche, ſondern pſychiſche Urſachen?) — *Lagen*, aus welchen die Leidenſchaften entſpringen, ſpricht. — Gegen *Kant* polemiſirt er S. 200 in ſofern unbillig, als er ihm ohne Weiteres die Meinung zuſchreibt, alle Leidenſchaften ſeyen immer nur von Menſchen auf Menſchen, nicht auf Sachen gerichtet, und hinzuſetzt: „Dieſs iſt ganz falſch." *Kant* unterſcheidet von Leidenſchaften, die er auf Perſonen bezieht, noch die *leidenſchaftlichen Neigungen*, als auf Sachen gerichtet; und iſt dieſe Eintheilung gleich willkürlich, ſo verdient doch *Kant* jenes Irrthums nicht bezüchtigt zu werden, den ihm der Vf. aufbürdet. — S. 201 heiſst es: „den *letzten Quellen* nach ſind die Leidenſchaften theils ſinnlich, theils geiſtig, theils gemiſcht. Die *letzte Quelle* aber von allen iſt die Sinnlichkeit; wenigſtens muſste ſich der Vf. deutlicher erklären, ob er meint: was ſie erſt dazu macht, oder worauf ſie ſich gründe, auf welche Triebe oder Gefühle.

Auf eine der ſchwächſten Partieen des ganzen Werks ſtöſst man S. 252 ff. in der Lehre *von der Freyheit*. Mit Recht vindicirt ſie der Vf., weil ſie „eine pſychiſche Qualität, ſofern ſie zur Erſcheinung kommen kann, betrifft", der Pſychologie, obwohl ſie der Metaphyſik und noch mehr der Ethik auch angehört, und alſo nicht „rein-pſychologiſch" iſt, wenn man dieſe Wiſſenſchaften nicht in das Gebiet der Pſychologie hereinziehen will, wie der Vf. die letztre allerdings in ſeinen Unterſuchungen und auch hier nicht genug ausgeſchloſſen hat. Die (gegründete oder ungegründete? Rec. meint aber, recht verſtanden, das erſtere) Anſicht *Kant's*, der die Freyheit in ein intelligibles Bewuſstſeyn ſetzt, weil in der Erſcheinung ſich nur Nothwendigkeit finde, abzuweiſen, hat es ſich der Vf. unſtreitig zu leicht gemacht, wenn er ſagt: „Eine ſolche Bewuſstſeynstrennung findet ſich aber nicht im menſchlichen Geiſte und kann ſich nach der (d. h. des Vfs.?) Lehre vom Bewuſstſeyn nicht finden." Auch er ſcheint demnach „an die Schwierigkeiten, die *Kant* zu jener Verſetzung getrieben hatten", nicht genug gedacht zu haben, gleich Andern, die ſie „durch das gemeine Bewuſstſeyn gegeben finden, in welchem ſie auf keine beſſere Weiſe gegeben iſt, als die Vermögen." Das, was ſich im Bewuſstſeyn für die Nothwendigkeit der Annahme von der menſchlichen Freyheit findet — auch die ſittliche Nöthigung zu derſelben und *Jacobi's* religiöſe Anſicht — nennt er nun den *Schein* der Freyheit, da doch nach des Vfs. eigner Anſicht das, was wir zu denken genöthigt ſind, für uns *iſt*, und wir ſelbſt für das Seyn der Auſsenwelt keine andere Beweiſe haben. Er thut dieſs aber vornehmlich, um nicht von einem Vermögen oder einer *Anlage* zur Freyheit ſprechen zu müſſen, und verrückt ſich damit nicht nur den eigentlichen Geſichtspunkt, ſondern auch den zu betrachtenden Gegenſtand ſelbſt, indem er nun an die Stelle der pſychologiſchen Freyheit die ethiſche ſetzt, wie ſich ſogleich weiter zeigen wird. Wo nämlich *ſeine* Unterſuchung von der Freyheit beginnt, fühlt er ſich gedrungen, vorerſt „die gemeine Vorſtellungsweiſe zu berichtigen, als ſey die Freyheit etwas der menſchlichen Seele von Haus aus Eingewurzeltes." „Wäre ſie dieſs, meint er, ſo könnte ſie nicht verloren gehen, und müſste ſich gleich anfangs zeigen. Auch das Kind wäre frey und der Trunkene nicht minder. Wie lieſse ſich ferner eine ſolche Freyheit in ihrer Aeuſserung denken? Beſtimmung durch irgend etwas wäre nicht, Ueberredung gäbe es nicht, denn was wäre das, welches überredet werden ſollte? Mit welchem Auge ſähe es, mit welchem Ohr hörte es? Die Freyheit, die etwas der Art ſogar ausſchlieſsen ſollte, wäre alſo das blindeſte Zufallen, was gedacht werden könnte; und da auch dieſes Zufallen nicht einmal ſubjectiv urſächlich und alſo nothwendig motivirt ſeyn ſollte, ſo käme man auf eine nicht allein blinde und doch beſtimmt gerichtete, ſondern auch urſachloſe Thätigkeit, welches das Unſinnigſte iſt, was gedacht werden kann. Freylich ſoll die Freyheit nicht begriffen werden, aber ſie darf doch wenigſtens keine in die Augen ſpringende Abſurdität ſeyn." S. 255 f. Wer ſieht dieſer Declamation das Seichte nicht ſogleich an, oder merkt es nicht vielmehr, daſs der Vf. bereits die *ethiſche*, die gewordene und erworbene Freyheit im Auge hat, da die pſychologiſche, oder die Anlage zur ſittlichen Freyheit, allerdings nie verloren gehen kann, ohne daſs der Menſch aufhört Menſch zu ſeyn? Denn der Laſterhafte kann umkehren, und der, welcher die Perſönlichkeit verloren hat durch Geiſteszerrüttung, hat allerdings in der Erſcheinung aufgehört Menſch zu ſeyn, kann auch (abgeſehen, daſs man die Form wegen des frühern Inhalts oder wegen der Möglichkeit der Heilung noch achtet) nicht als ſolcher behandelt werden, und wird es ſelbſt rechtlich (juridiſch) nicht. Gleichwohl müſſen wir auch bey ihm annehmen, daſs die Freyheit noch da iſt und ſich auch offenbart, wenn die Seelenſtörung aufhört, ſchon bey lichten Intervallen oder doch im Tode; denn von *auſsenher* kann ſie nicht wieder kommen, wie ſie auch von *auſsenher* nicht in das Kind kommt, alſo *in ihm* ſeyn muſs. *Wie* ſie in ihm iſt, und *wie* ſie ſich zur Thatfreyheit erhebt, das hatte der Vf. als Pſycholog zu zeigen, hat er aber nicht gezeigt. Das Erſtere lag ihm nahe, als er die pantheiſtiſche

sche Ansicht von der Freyheit anführte, aber ohne Weiteres verwarf, weil man sonst auch dem Thiere Freyheit zuschreiben müsste. Mag man indess diese nicht anerkennen, so kann man ihm doch ein Analogon nicht absprechen, und dieses zu erforschen wäre auch für des Vfs. Ansicht von der Willkür — wovon nachher — zweckdienlich gewesen. Eben weil der Mensch alle zerstreuten Radien der Thierseelen, wie ihre organischen Vorzüge, so weit diess möglich ist, in sich vereinigt, eben deshalb ist er *menschlich* frey. Zugleich würde so dem Vf. klar geworden seyn, dass der erweiterte Vorstellungskreis die Freyheit des Menschen bedingt, und diess würde sogar seine (Systems-) Ansicht begünstigt haben. Denn allerdings ist „Freyheit ohne Vorstellung ein Unding"; aber Vorstellung hat auch das Thier, und der Vf. geht offenbar zu weit, wenn er, seinem Systeme zu Liebe, daraus die Folgerung zieht: „Freyheit setzt nicht bloss Vorstellung voraus, sondern *alle Freyheit liegt im Vorstellungskreise,* weil jede innere Seelenthätigkeit in ihm liegt"; und nun ohne Weiteres als Thatsache hinstellt: „Im Vorstellungskreise *giebt es* eine doppelte praktische Freyheit, eine höhere und eine niedere." Jene nennt er die sittliche Freyheit, diese die Willkür. Wir können diess zugestehen, wenn er *praktisch* bloss für: das Handeln anlangend, und *sittlich* bloss für: den Willen in moralischer Hinsicht betreffend annimmt. Allein er nimmt wenigstens die Freyheit der letztern Art für *ethische* oder *sittlich gute,* d. h. für die Freyheit des Sittlichen (Menschen) oder der Sittlich*keit;* denn *die* sittliche Freyheit, die dem Vf. zufolge in dem vom sittlichen Urtheil gebilligten oder dem Urtheile nicht widerstrebenden Willen liegt, S. 256; oder nach S. 287 in dem einsichtigen Wollen oder in der thätigen sittlichen Einsicht ruht (mit dem ausdrücklich beygefügten Gegensatze: „wer dem schlechten Willen hingegeben ist, ist in der Sklaverey"), die daher auch *verschiedne Stufen* hat und der zufolge Gott allein ganz frey ist, — ist offenbar die *gewonnene,* erworbene Freyheit, nicht die Anlage zu ihr, welche eben das Räthsel ausmacht. Ja es kann darüber gar kein Zweifel obwalten, da der Vf. S. 260 selbst erklärt: „sie, deren Wesen man bisher nicht gekannt hat", auf deren Bedeutung man nie (?) verfallen ist, sie ist, *um es auf einmal herauszusagen,* die wirkliche Freyheit." Wem fällt nicht das *parturiunt etc.* ein? Denn er versteht die *libertas in actu,* wie unter der „scheinbaren Freyheit" die *libertas in facultate;* scheint aber auch mit dem Worte *„wirklich"* zu spielen, wenn es in der Folge heisst: „der Mensch ist also *wirklich* (*actu?* oder *revera?* welches Letztere er bewiesen zu haben glaubt) frey." Dass er die *Freyheit in der Aeusserung* abhandelte, erhellt auch noch aus dem Uebrigen; denn sie soll bedingt seyn „durch das *Selbstdenken,* zur Aufräumung von schädlichen Vorurtheilen und Erwerbung von Einsicht, (aber wenn nur Selbstdenker frey sind, so sind unstreitig die meisten Menschen unfrey, was Rec. nicht leugnen will, da er sogar den selbstdenkenden Verfasser von Vorurtheilen des Systems nicht frey sieht; so sehr er der Einsicht sich rühmt, aber eben nur in praktischer, nicht in psychologischer Hinsicht zugestehen kann) und durch *Selbstbeherrschung;* aber diese ist ja nichts anders, als jene Freyheit selbst in ihrer Erscheinung, im Kampfe mit der Leidenschaft. Dass der Vf. sie S. 259 durch Uebung wachsen lässt, beweist schon, dass sie kein einfacher Bestandtheil der Freyheit sey; vielmehr wird S. 261 die Annahme, dass man frey sey, oder der Glaube an Freyheit, als Stützpunkt der Sittlichkeit *und* Selbstbeherrschung angegeben; es werden also Sittlichkeit (und das ist ebenfalls des Vfs. sittliche Freyheit) und Selbstbeherrschung coordinirt. — Die letztre Behauptung, das der nämlich frey sey, der sich fest *für frey hält,* ist offenbar zu weit ausgedehnt, da ja auch der Sklave des Lasters sich für frey hält. Unter dem Glauben an Freyheit oder dem Scheine derselben *postulirt* aber der Vf., was zu erklären war und was er erklärt zu haben meint, die psychologische Freyheit, oder *Willkür.* Diese beseitigt er ganz kurz, obgleich er die *Hauptsache* in ihr um so weniger verkennen konnte, als er selbst behauptet, sie sey die Voraussetzung für die Entstehung der sittlichen Freyheit, die ohne sie nicht möglich sey. Warum behandelte er sie also nicht *zuvörderst,* statt nun von seiner, wie er glaubt, sicher erstiegenen Höhe bloss dieses Licht ein wenig auf sie herabschimmern zu lassen? Rec. gesteht gern, dass sich die eine ohne die andere nicht wohl erklären lasse, aber die Willkür forderte wenigstens eine bessere Darlegung, als die auf einer *halben* Seite vom Vf. gegebene: dass sie „den Zusammenhang des innern Lebens, wie er an der Wahrnehmung hängt und die Wirklichkeit bildet, *voraussetze,* dass diese darin eine zusammenhängende Richtung der Anstrebungen und Handlungen möglich mache, und dass sie den Menschen *vermöge seiner innern Bildung* (diese ist ja eben die unbekannte Grösse oder Qualität, die zu lösende Aufgabe der Psychologie, und war von Seiten der Willkür hier die Aufgabe des Vfs.) vorzugsweise charakterisirt." Gleichwohl hat der Vf. eine so hohe Meinung von seiner Darlegung, dass er am Schlusse des Abschnitts glaubt annehmen zu dürfen, „mit dieser Ansicht und Einsicht (?) diesen so lange behandelten Gegenstand von seinen Hemmungen befreyt und *erledigt* zu haben." Ja es scheint, als ob er absichtlich das, was an Beweisen für fremde Ueberzeugung noch fehlt, durch einen vornehmen Ton habe ersetzen wollen, denn nachdem er die gewöhnliche — der Vf. nennt sie die *gemeine* — Vorstellungsweise, welche die Unbegreiflichkeit der Freyheit eingesteht, (ein Eingeständniss, zu welchem der Vf. durch die Religionsphilosophie auch gelangen dürfte), eine in die Augen springende *Absurdität* genannt hat, wozu er sie doch erst durch seine oben wörtlich angeführte Verdrehung gemacht hat, fährt er S. 256 fort: „So oft die Freyheit auch hin und her behandelt ist, so ist sie doch noch niemals vollständig behandelt, und das Wichtigste und Wesentlichste ist unsers Wissens noch von Niemand gesehen, und konnte es auch erst dann, wenn man zuvor mit der innern Bildung der Seele bekannt war", und meint, wie schon angeführt ward, das Wesen der sittlichen Freyheit (wie sie von ihm als Güte des Willens oder geworden Sittlichkeit dargestellt ist) habe man bisher noch nicht gekannt, worin sich doch wahrlich eine grosse Unkenntniss der philosophischen

Literatur oder eine vornehme Hinwegsetzung über dieselbe ausspricht; denn kurz zuvor hat er die Meinung: die Freyheit bestehe darin, dass man nach Gründen handeln könne, mit seiner Ansicht dem Wesen nach einstimmig gefunden. Und unter diesen Ausfällen läuft die gegründete Warnung mit unter: „die Anmaassung einer Einsicht für Alle muss vermieden werden." Man sieht, wohin Eingenommenheit für Systeme (fremde oder eigne) verleitet! Und wenn er in dem Zusatze, darauf habe man bey der Vermögenlehre niemals kommen können, einen neuen Triumph über diese anzudeuten scheint: so kann Rec. nicht umhin, ihn nochmals daran zu erinnern, wie seine Theorie von der Freyheit nur darum so gänzlich verunglückte, weil er es vermeiden wollte, von der Freyheit, als einem ursprünglichen, obwohl auf dem Zusammenwirken der höhern Geisteskräfte beruhenden Vermögen, oder von ihr als *Anlage* zu reden!

Da in der *siebenten* Abth.: *Von den Zuständen*, der Vf. selbst kurz ist, und diese überhaupt mehr in die Anthropologie als Psychologie gehören, so mögen darüber auch wenige Bemerkungen gnügen. Der Vf. theilt sie in *reguläre* — Temperamente, Geschlechter und Alter — und in *irreguläre* — Schwächen und Störungen. Rec. vermisst bey den erstern den Schlaf und das Wachen, wenn er auch den Traum im Allgemeinen als Störung will gelten lassen, obgleich er oft nichts Andres, als ein ungestörtes Phantasiespiel ist, und eher von Störungen *im Traume* hätte die Rede seyn können. Ueber die *Temperamente* macht der Vf., besonders gegen einseitige Schilderungen derselben, einige wahre Bemerkungen; aber statt zu behaupten, dass „über keinen Gegenstand so viel *Unsinniges* gesagt, auch keiner durch den Aberglauben so sehr in das Gebiet des *Unsinns* hineingespielt" worden sey, S. 260, hätte Rec., der überhaupt mit solchen Complimenten nicht so freygebig ist und sich vielmehr überzeugt hält, dass Alles, was darüber gesagt worden ist, Sinn hatte, wenn es auch darum nicht wahr zu seyn braucht, lieber geradezu gestanden, dass die ganze Temperamentenlehre auf unsichern Gründen, namentlich unrichtigen Ansichten einer veralteten Physiologie beruhe, und lieber wegbleiben, denn wie ein verlegner und unbrauchbar gewordner Artikel noch im Register mit fortgeführt werden sollte. Höchstens müsste man noch von Seelenstimmungen und Erregbarkeit reden. Was der Vf. von der Veränderlichkeit, dem Wechsel, der Umwandlung und Mischung der Temperamente sagt, konnte, ja musste ihn beynahe von selbst darauf führen. Wenigstens erlaube er uns, so lange er noch bestimmte Temperamente unterscheidet, die doch weit unbestimmter in einander verfliessen, als die verschiednen Thätigkeiten der Seele, auch diese abgesondert und als so viele Vermögen zu betrachten, oder seine Theorie in dieser Hinsicht für inconsequent zu halten. Oder unterschied der Vf. hier, weil sich ihm, wie bey den Sinnen, eine *äussere* Verschiedenheit darbot? Aber des Psychologen ist es, die *Geister* zu *erforschen*! — Wenn der Vf. ferner S. 272 von den *Geistesschwächen* sagt: „sie gehen auf die Veränderung der gesunden Thätigkeiten des Geistes"; so ist dieses nicht nur unbestimmt ausgedrückt, sondern kann auch Veranlassung geben zu glauben, als ob der Vf. die Ursache davon in dem Geiste selbst suche. Und doch scheinen die darunter aufgeführten Arten: Melancholie, Hypochondrie, Laune, Vertiefung, Zerstreuung und Leichtsinn, dem zu widersprechen, indem einige derselben gerade bey *starken* Geistern nicht selten sind. Die *Störungen* S. 276 setzt der Vf. mit Recht darein, dass bey ihnen die psychische Willkür entweder überhaupt, oder auf irgend einem Punkt aufgehoben ist. Aber, wenn er weiter behauptet, die Aufhebung der Willkür setze wieder ein verändertes Verhältniss der Seele zum Körper voraus, und daraus den Schluss zieht, dass alle Störungen unmittelbar durch das Organ bedingt sind; so ist diess nach des Rec. Erachten zu voreilig und auch mit des Vfs. Lehre von der Freyheit im besten Einklange. — S. 278 vermisst Rec. die im Inhaltsverzeichniss aufgeführten *Unpässlichkeiten*, gesteht aber auch, dass er sich nichts Bestimmtes darunter zu denken vermag. Wenn *ebendas.* die Geisteskrankheiten als anhaltende Störungen aufgeführt werden, so scheint dagegen dem Rec. mehr die Krankheit das *genus* und die Störung eine *species* zu seyn. Wenigstens dürfte der *Blödsinn*, als in einem Mangel bestehend, mehr Schwäche oder organische Störung, als Geisteskrankheit seyn, in deren Begriffe sich das Merkmal der Dauer auch nicht einmal „gewöhnlich" zu finden braucht.

Rec. hält es für überflüssig, noch ein Gesammturtheil auszusprechen, um so mehr, als seine vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen ein solches von selbst zu bilden und, nach diesen Belegen, zu begründen geeignet seyn dürften. Nur das muss er erinnern, dass ihm das Buch, da es einzelner trefflichen Gedanken überall voll ist — weshalb Rec. beyspielsweise nur auf die über das Gefühl verweist — noch nicht die allgemeine Anerkennung gefunden zu haben scheint, die es, trotz seiner verfehlten Tendenz, gleichwohl verdient. Vielleicht ist aber der Vf. durch seine in theoretischen Partieen oft schwer verständliche, nicht kurz und bündig genug verfasste Darstellung zum Theil selbst Schuld daran. Möge er selbst diese und die übrigen zum Theil mehr für ihn, als für andre Leser bestimmten Erinnerungen mit der unparteylichen Wahrheitsliebe aufnehmen, aus welcher sie hervorgingen, und dadurch sich überzeugen, dass Rec., trotz seiner abweichenden Ansicht, doch nicht zu denen gehört, die er S. 66 also beschreibt: „Jeder, der, statt von der Sache auszugehen, von den Irrthümern fremder Systeme, in denen er hängen geblieben ist, beginnt, wird nur das Verderben mehren und sich als blind Ablehnender zeigen. Denn eine neue Untersuchung der Sache weist er ab, weil er sie selbst nie untersucht und sie nur im Licht des Irrthums empfangen hat; gegen andre Irrthümer aber hat er an den seinigen ein hinreichendes Bollwerk."

Ernst Klotz.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1828.

BAUKUNST.

TÜBINGEN, in Comm. b. Osiander: *Handbuch der neuesten ökonomischen Bauarten.* Von Dr. *C. M. Heigelin,* Privatdocenten der Baukunst an der staatswirthschaftlichen Facultät zu Tübingen. Mit 10 Kupfertafeln. 1827. IV u. 152 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Zuvörderst mögen einige Stellen aus der „Einleitung hier Platz finden. — „*Der Begriff der ökonomischen Baukunst* hat erst in der neuesten Zeit sich zu bilden angefangen, ungeachtet ökonomische Baukunst in einzelnen Ländern und Gegenden schon *seit den ältesten Zeiten ausgeübt* wurde, indem sie sich durch Bedürfniss und Noth von selber, wenn auch oft auf eine rohe und unvollkommene Weise, bildete."

„Dieser Zweig der Baukunst unterscheidet sich von den andern wesentlich dadurch, dass es bey Anlegung wirthschaftlicher Gebäude vor allem darauf ankommt, *der Oekonomie das geringstmögliche Umtriebs-Kapital zu entziehen.* Die ökonomischen Gebäude müssen schon deshalb eine sehr einfache, mit geringen Mitteln zu erreichende, Construction erhalten; aber auch ein anderer Grund verlangt dieses: nämlich *die Wandelbarkeit der Oekonomie.* Es ist allgemein bekannt, wie viele äussere Verhältnisse auf die Unternehmungen der Fabrikanten, so wie auf den Wirthschaftsbetrieb der Güterbesitzer bestimmend einwirken; mehr oder weniger *vorübergehenden* Zwecken also dienen die Gebäude; es darf auch aus diesem Grunde kein hoher Werth in ihnen stecken, sie müssen durch das was sie dem Besitzer für den Umtrieb (Betrieb?) seines Geschäfts oder seiner Wirthschaft leisten, sich so bald als möglich *bezahlen.* Dieses ist eine Wahrheit, welche aus dem praktischen Leben deutlich hervorgeht, aber manchen Baumeistern widerwärtig genug erscheint; denn dieselben wollen nur zu häufig gewisse Constructionsregeln auf alle und jede Arten des Bauwesens anwenden, kurz sie wollen, *anstatt der Oekonomie zu dienen, derselben Gewalt anthun.*"

„Sollen nun aber die ökonomischen Gebäude der angegebenen Bestimmung entsprechen, so ist hauptsächlich nothwendig, dass sie so viel als immer möglich mit denjenigen Materialien ausgeführt werden, die sich auf dem Grund und Boden des Besitzers vorfinden, oder wenigstens mit solchen, die am leichtesten herbeyzuschaffen sind; daraus bildet sich der *örtliche Charakter* der wirthschaftlichen Bauart. Wir finden denselben in vielen Gegenden aufs deutlichste ausgedrückt; überall hat er sich fast durch die Noth selbst gebildet, indem oft nur wenige Erfindung zu Hülfe kam. — — — Diese Fülle der mannigfaltigsten Constructionen zeigt uns den aufgestellten Begriff aufs lebendigste verkörpert. Wir überzeugen uns dadurch, dass wir uns an keine bestimmte Bauart binden dürfen, sondern sie aus den Bedingungen der Oertlichkeit entwickeln müssen. Das dürfen wir aber nicht übersehen, dass die Bauarten, die wir in den verschiedenen Gegenden finden, nicht gerade immer die vorzüglichsten sind, die sich für jene Gegenden anwenden liessen, vielmehr sind die allermeisten bedeutender Verbesserungen fähig, wenn sie auch im Allgemeinen auf ihre Oertlichkeit berechnet sind. — — —"

„Wie nun einerseits die Beobachtung der örtlichen Umstände und das Haushalten mit eigenem Material zur Wohlfeilheit des wirthschaftlichen Bauwesens nothwendig ist, so müssen andrerseits die Constructionen so eingerichtet werden, dass so wenig als möglich die, immer kostspieligen, eigentlichen *Handwerke* in Anwendung kommen, und so viel als möglich durch die *Mitarbeit der Landleute* selbst geleistet werden kann."

„Nach diesen Bestimmungen unterscheidet sich also die ökonomische Baukunst nicht nur von der höheren und öffentlichen, sondern auch von der bürgerlichen sehr wesentlich, und es ist nothwendig, sie immer von diesem ihrem besondern Standpunkte aus aufzufassen. Die Zwecke der *Dauerhaftigkeit*, der *Feuersicherheit*, besonders der *Wärme* und *Trockenheit* und dadurch der *Ersparniss an Brennmaterial*, der *Gesundheit* u. s. w. müssen dabey beständig im Auge behalten werden. — — —"

„Der eifrige Wunsch, das ökonomische Bauwesen einem solchen Zustande näher zu bringen, hat mich bey einer langen Reihe von Versuchen geleitet, wovon ich die gemeinnützigsten Resultate durch diese kleine Schrift der allgemeinen Benutzung darbiete. — — —"

Gegen alles Vorstehende möchte wohl schwerlich etwas eingewendet werden können, da es fast nichts als Wahrheiten enthält, die gewiss von jedem vorurtheilsfreyen Baumeister, schon seit längerer Zeit, anerkannt sind; allein obgleich, nach einer solchen Einleitung, wohl erwartet werden könnte, dass

dafs der Vf. die *Dauerhaftigkeit* und die *Feuersicherheit*, bey den von ihm vorgeschlagenen Constructionen, nie aus dem Auge verloren hätte, so ist diefs leider dennoch nicht der Fall, sondern nur zu oft geschehen. Als Belege für diese Behauptung mögen folgende Stellen aus dem Buche dienen.

S. 22. „Man mufs sich daher einen wohlfeilen Mörtel verschaffen, und diesen erhält man durch den Strafsenkoth, welchem man blofs etwa $\frac{1}{10}$ Kalk zuzusetzen braucht. Aber auch dieser Mörtel kommt oft noch ziemlich theuer, so dafs derselbe gleichfalls mehr gespart wird, als den Fundamenten gut ist. Man kann daher noch eine andere Art Mörtel bereiten, der in vielen Fällen noch weit wohlfeiler zu stehen kommt. Man nehme von der Erde, welche man aus dem Fundamentgraben genommen hat, und mische sie mit $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ Kalk." Welche Begriffe mufs der Vf. vom Kalkmörtel haben!

S. 24 ff. „Man grabe das Fundament so aus, dafs es nach unten ziemlich schmäler wird als oben. — — Man nehme nun im Durchschnitt ungefähr faustgrofse, harte Steine (wie grofse Chausseesteine) und beschütte damit den Boden des Fundamentgrabens so, dafs eine Schichte dick Stein an Stein liegt. Diese Steine sind um so besser, je schärfere Ecken sie haben. Ist der Boden nicht vorher schon ziemlich feucht, so giefse man über diese Schicht überall etwas Wasser mit Handkübeln umher; das Wasser vertheilt sich durch die Steine gleichförmig, zieht sich zwischen denselben in den Boden hinab, und erweicht denselben. Nun mufs man eiserne Stämpfel mit Stielen aus eichenem Holz haben, jeden Stämpfel etwa 15 Pfund schwer, unten rund und breit. Mit diesen Stämpfeln stöfst man zuerst etwas leicht auf der Steinschicht umher und dann allmählig stärker, bis die Steine fest und tief sich in den Boden eingedrückt haben. Nun wirft man von der ausgegrabenen Erde eine Schicht von etwa $\frac{1}{2}$ Fufs darauf, sodann wieder eine der unteren gleiche Steinschicht, begiefst diese wieder mit Wasser, stöfst sie auf gleiche Weise fest, und so fort 3 bis 4 Steinschichten, je nachdem man ein bedeutenderes oder geringeres Gebäude zu gründen hat." Seine Bemerkungen zu dieser Stelle glaubt Rec. weglassen zu können.

Aber auch seine Beurtheilung, in der angefangenen Art, fortzusetzen, wäre ihm unerträglich. Nur um seine Leser davon zu überzeugen, dafs er sich durch das ganze Buch durchgekämpft habe, mögen noch folgende Bemerkungen hier Platz finden.

S. 26. Der Vf. hat sich „viel von dem keilförmigen Einspannen des Fundaments in den ganzen umgebenden Boden" versprochen; — aber nicht daran gedacht, dafs der letztere doch wohl leicht durch Regen und Thauwetter erweicht werden könnte, und dann fast alle Widerstandsfähigkeit verlieren würde.

S. 30. Zur untersten Lage eines Fundaments sollen die Steine mit der *spitzigsten* Seite nach unten kommen. Welche Begriffe mag Hr. Dr. *Heigelin* von der Statik haben?

S. 37. Die Balkenköpfe sollen schwalbenschwanzförmig bearbeitet werden, um als Anker zu dienen. — Bleiben denn die Balkenköpfe ewig jung und ewig grün? Und, wenn diefs der Fall wäre, läfst sich denn das Mauerwerk zwischen den Balkenköpfen so genau, als dazu nöthig wäre, ausführen?

S. 45. Auf wie viel Höhe man zu den Schornsteinen Luftsteine brauchen darf, hat der Vf. nicht angeführt, und will sogar „zwischen den Wechseln ein scheitrechtes Gewölbchen aus gebrannten Backsteinen zwischen ein setzen." Rec. wünscht *viel* Glück bey einer solchen Bauart, die Hr. Dr. *H.* für *feuersicher* zu halten scheint.

S. 53. Rec. möchte wohl fragen, wie viel denn eigentlich das Hundert der hier beschriebenen Lehmquadern kostet?

S. 55. 57. 82. Immer wieder Strafsenkoth unter den Lehm, und dann auch Kalk, um Quader zu bilden!

S. 70. Die hier beschriebene Art Pisewände aufzuführen, scheint Rec. sehr empfehlungswerth zu seyn.

S. 93. Haben denn die Wölbsteine auch im *Schlusse* den *meisten* Druck auf der *innern* Seite auszuhalten?

S. 104. Man zapft die Sparren in die Balken aus *Ungeschicklichkeit* ein?!!

S. 111. Die Verbesserung des Dachverbandes, welche in der hierzu gehörigen Fig. XLV. 2. angegeben ist, zeugt wieder von der Bekanntschaft des Vfs. mit der Statik.

S. 113. Sind denn die hier angegebenen Mängel der Bohlendächer die hauptsächlichsten?

S. 114. Hört denn bey Bohlendächern der Seitenschub auf?

S. 115—127. Die von dem Vf. angegebene Art der Eindeckung der Dächer hält Rec. für recht gut.

S. 128—136. Der hier beschriebene Dachstuhl hat viel Gutes, ist aber, dem Wesen nach, schon lange bekannt.

S. 148. Wir sollen die Fesseln der sogenannten *Symmetrie* zerbrechen. Wohl bekomm's!

Die sogenannten Kupfer scheinen nur Steindruck zu seyn; sind aber, auf jeden Fall, herzlich schlecht.

GARTENBAU.

ILMENAU, b. Voigt: *Das Ganze der Ananaszucht, oder die verschiedenen Arten, wie man Ananas gezogen hat und noch zieht, von der ersten Einführung dieser Frucht in Europa bis zu den neuesten Verbesserungen in der Cultur derselben* durch *Hn. T. A. Knight.* Nach dem Eng-

Englischen eines Mitgliedes der Gartenbau-Gesellschaft zu London. Mit einem Steindruck, die besten Einrichtungen des Ananashauses und Gruben vorstellend. 1825. VI u. 175 S. 8. (16 gGr.)

Wäre diese Monographie wirklich, wie der Titel erwarten läfst, frey nach dem Englischen bearbeitet, abgekürzt und nur das wirklich Unbekannte in einem Auszuge gegeben worden, dann würden nicht so viel ermüdende Wiederholungen darin vorkommen und der Preis hätte dann um die Hälfte geringer angesetzt werden können. Es hat aber dem ungenannten Herausgeber gefallen, das Schriftchen, wie man dem Ganzen, auch ohne das Original zur Hand zu haben, gleich ansehen kann, wörtlich zu übersetzen, unbekümmert, ob es dem deutschen Lesern in dieser Gestalt zusagen werde oder nicht. Doch findet dieser manches Interessante hier, und ob es uns gleich nicht an Anleitungen fehlt, um sich in der Zucht (nicht Treiberey, wie hier übersetzt ist,) dieser Königin der Früchte eines glücklichen Erfolges zu erfreuen, so hat doch die Zusammenstellung der Bemühungen berühmter Gärtner viel Angenehmes.

Der Vf. hat nämlich die Nachrichten über die verschiedenen in Europa bisher befolgten Arten diese Pflanze zu behandeln, gesammelt, hat die namhaft angeführten Schriften der berühmtesten Gärtner von 1761 — 1808 benutzt, und seine eigenen Beobachtungen bey denjenigen Gärtnern, welchen die Zucht dieser Frucht am besten gelungen ist, hinzugefügt. Von den ausserhalb England über diesen Gegenstand erschienenen Büchern urtheilt er, ihrer wären wenige und von geringem Werthe, weil es den Gärtnern auf dem festen Lande mit der Cultur der Ananas nie sehr gelungen wäre. (?) Prof. *Thouin* und *Bosc* werden als die vorzüglichsten französischen Schriftsteller über diesen Gegenstand angeführt, und *Kirchner* als der einzige Deutsche genannt, welcher 1796 darüber geschrieben habe. Hierauf nennt er die angesehensten jetzt lebenden Erzieher dieser Pflanze in England, und schliesst die Einleitung mit der Bemerkung, dass die Ananas auf dem festen Lande in Rufsland am meisten, in Frankreich und Deutschland selten und in Italien nur in einigen Gärten gezogen werde.

Das Ganze ist in fünf Kapitel getheilt. Das erste führt die Ueberschrift: Von der Ananas überhaupt, ihre Cultur in West- und Ostindien, Einführung in England und Holland. Die Ananas, *A. ovata* (*Bromelia A. Lin.*), hat den Namen von *Nana*, wie sie in Brasilien heisst. Diese Art ist die einzige, welche allgemein und in beiden Indien, so wie in China in Ueberflufs gezogen wird. Sie ist aus Westindien in Südamerika eingeführt worden. Die ersten Versuche, sie in Europa zu ziehen, scheinen gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts von *Le Cour*, einem reichen flamländischen Kaufmann zu *Drivoeck* in der Nähe von Leiden gemacht zu seyn. Dieser versahe 1719 die Gärten in England mit Ananas, obgleich dieselbe bereits 1690 als eine botanische Pflanze durch Bentick, nachherigen Grafen von Portsmouth, daselbst eingeführt war. Die ersten fruchttragenden wurden 1730 in Richmond gefunden. Die eingemachten Früchte waren aber schon im 16ten Jahrhunderte nach Europa, und besonders nach Holland und England gebracht worden.

Das zweyte Kapitel handelt von den Varietäten der Ananas. Hier werden 16 Arten derselben ausführlich beschrieben, und dann noch 7 genannt; zugleich wird aber auch gesagt: dass, wenn alle neue Arten aufgeführt werden sollten, die aus Westindien nach England gebracht würden, ihre Zahl gegen 40 ansteigen könnte. Dann wird noch das Bekannte über ihre Fortpflanzung erwähnt.

Im dritten Kapitel werden die ausserhalb England gewöhnlichen Erziehungsarten der Ananas aufgeführt. In Holland hat sie der schon erwähnte Le Cour zuerst zum Fruchttragen gebracht. Er unterschied drey Arten, und beschrieb seine Verfahrungsart in seinen Beobachtungen über Gärten 1737. Er erhielt erst nach drey Jahren Früchte. Die Deutschen lernten ihren Gartenbau von den Holländern. Wie es scheint, haben sie die Cultur der Ananas fast unmittelbar nach ihrer Einführung in Holland versucht. Dr. Kaltschmidt in Breslau erhielt 1702 viele Früchte, zuerst aber versuchte ihre Cultur Baron Münchhausen bey Hameln in Westphalen. Friedrich d. E. hatte zu Sansfouci einen Holländer zum Gärtner, durch welchen die Ananaszucht sehr glücklich betrieben wurde; aber nach des Königs Tode kam sie ganz in Verfall. In der Nähe von Petersburg und Moskau werden sehr viele dieser Früchte, und zwar vorzüglich durch britische Gärtner gezogen; die besten Warmhäuser sind von Leith oder London nach Petersburg gebracht worden. In Frankreich scheint man erst seit der zweyten Hälfte des 18ten Jahrhunderts in den Königl. Gärten zu Versailles Cultur der Ananas angefangen zu haben. Die Früchte sind in Frankreich und Italien nicht so gut als in Deutschland, Britannien und Rufsland. Die Ursache davon soll in dem Mangel von Wasser (?) und zu grosser Hitze während der Nacht liegen. Auch in Schweden, Dänemark, Spanien und Portugal werden diese Früchte gezogen.

Das vierte und längste Kapitel handelt von den verschiedenen, vormals und gegenwärtig bey den praktischen Gärtnern in Britannien gebräuchlichen Verfahrungsarten. Hier werden 15 Gärten aufgeführt, und bey einem jeden wird gesagt, welche Form er seinen Treib- und Folgehäusern, so wie seinen Gruben gegeben habe, welches Erdreich er für das beste halte, wie er die Pflanzen behandele, die schädlichen Insekten vertreibe, und welche Erfahrungen er in Hinsicht der Früchte, ihrer Grösse, Güte und Zeit der Reife gemacht habe. Wenn sich nun auch in diesem Kapitel manches Lehrreiche findet, so giebt es auch Manches, was zu weitläuftig abgehandelt wird, z. B. die Mittel gegen die schädlichen

lichen Insecten. In dieser Hinsicht ist gewiss wahr, was S. 124 behauptet wird: Ordnung und Reinlichkeit, und Sorgfalt für gesunde und kräftige Pflanzen sey das beste Mittel gegen die Insekten, und dass diese durch Begiessen mit reinem Wasser und durch Anfüllung des Hauses mit Wasserdämpfen am sichersten vertrieben würden.

Das fünfte Kapitel enthält endlich neuerlich vorgenommene Verbesserungen in der Cultur der Ananas. Wenn man nun schon durch den Titel auf dieselben und namentlich auf die von *Knight* unternommenen aufmerksam und begierig gemacht worden ist, so findet man sich hier am meisten getäuscht, denn es werden nur Versuche aufgeführt, die nicht immer von glücklichem Erfolge begleitet wurden, und der Vf. giebt selbst den Rath, diesen erst noch abzuwarten, und unterdessen den früher genannten vorzüglichsten Gärtnern zu folgen. Die Versuche und Verbesserungen des genannten Präsidenten Knight bestehen hauptsächlich in Nichtgebrauch der Bodenwärme, und in der Anwendung einer weit höheren Temperatur, während des Sonnenscheins, zu allen Jahreszeiten, als gewöhnlich angewendet wird. Des Abends spät nach jedem hellen und heissen Tage wurden die Pflanzen reichlich mit Wasser besprengt. Er giebt den Pflanzen Töpfe von 1 Fuss im Durchmesser, verpflanzt sie aber nicht, wie Andere, zur Herbstzeit in grössere Töpfe, weil sie in dieser, und in der folgenden Jahreszeit wegen Mangel an Licht wenig Saft erzeugen, und also der Blüthe und Frucht viel entzogen wurde, weil die Pflanze nach der Versetzung neue Wurzeln bereiten muss. Er hatte immer gesunde und starke Pflanzen, welche, 15 Monate alt, Früchte ansetzten.

Hierauf folgen Nachrichten von Gärtnern, welche Dämpfe zur Erwärmung des Bodens und zur Heitzung der Treibhäuser mit ziemlich glücklichem Erfolge angewendet haben. Der beygegebene Steindruck veranschaulicht die dargebotenen Nachrichten gut.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

Halle u. Leipzig, b. Reinicke: *Ueber die Theilnahme des Predigers an dem Religionsunterrichte in den Volksschulen.* Erörterungen, Beleuchtungen und Winke von M. *Karl Friedr. Zimmermann*, Prediger zu Burgscheidungen und Dorndorf. 1825. 62 S. 8. (6 gGr.)

Nachdem der Vf. die Uebertragung eines besondern Religionsunterrichts an den Prediger im Allgemeinen, und insbesondere die Anordnungen, welche die Sächsischen Schulordnungen und das Preussische Landrecht darüber geben, gebilligt, auch die entgegenstehenden Einwürfe als ungenügend abgewiesen hat, verweilt er vorzüglich bey der Frage: *„Wie sich Prediger und Schullehrer in den Religionsunterricht theilen sollen?"* Hier giebt es nun eine doppelte Antwort, man theilt sich entweder in den *Stoff*, oder in die *Schüler*. In ersterer Hinsicht könnte dem Schullehrer das reinbiblische und historische, dem Prediger das Dogmatische und Systematische des Religionsunterrichts übertragen werden, so dass der erstere nur Materialien gebe, der andere sie verarbeitete; oder man liesse die Kinder durch den Schullehrer erst in der Vernunftreligion unterweisen, und dann von dem Prediger das Christenthum darauf pfropfen; oder auch man unterschiede die göttlichen Offenbarungen nach der Zeitfolge, und liesse die Kinder erst in der alttestamentlichen und dann in der neutestamentlichen, oder endlich den Schullehrer in der Moral, den Prediger in der Dogmatik unterrichten. In der zweyten Hinsicht entstände eine Klassenabtheilung, in welcher dem Schullehrer die Anfänger, dem Prediger die weiter vorgerückten zugetheilt würden. Die erste Ansicht, die Theilung des Lehrstoffes, findet der Vf., man mag sie wenden wie man will, mit Recht unzulässig, und es bleibt daher nur die zweyte, dass Prediger und Schullehrer nach einer Klassenabtheilung die Schüler unter sich theilen, wobey nur die Gleichheit der Principien zu bewahren ist, so dass der Unterricht in den verschiedenen Abtheilungen doch in einem Geiste gegeben werde, worüber der Vf. zum Schlusse mehrere Winke giebt. Die Meinung des Rec. geht dahin, dass der Prediger von dem gewöhnlichen Religionsunterrichte in der Schule gänzlich zu entbinden, dagegen ihm ein desto sorgfältigerer *Confirmandenunterricht* zur Pflicht gemacht werden soll. Diesem Confirmandenunterricht wird nun hauptsächlich die Aufgabe gestellt, dass er die im Schulunterrichte gegebenen Materialien, von welcher Art sie sind, zu einem Ganzen gestalte, und eine geordnete und zusammenhängende Uebersicht der gesammten religiösen Ueberzeugungen erwirke. Hierdurch fällt nun gewissermassen die Doppelantwort auf die Frage über Vertheilung des Religionsunterrichts zwischen Prediger und Schullehrer in eine zusammen, nämlich der Schullehrer ertheilt zwar den ganzen Religionsunterricht in allen Klassen, aber mehr analytisch, so dass er bey dem Einzelnen sich weiter aufhaltend, den Zusammenhang des Ganzen herauszusetzen sich weniger angelegen seyn lassen kann: der Prediger ertheilt ihn auch ganz, aber synthetisch, so dass die Elite von Schülern, die er vor sich hat, erkennt, wie aus den früher gesammelten Materialien das wohnliche Gebäude des Christenthums zusammengefügt werden kann.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1828.

GESCHICHTE.

Hamburg, b. Perthes u. Besser: *Noten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters.* Von *Anton Christian Wedekind*, königl. Amtmann zu Lüneburg. Heft 1 u. 2. 1821. Heft 3 u. 4. 1823.

Der als gründlicher Forscher längst bekannte Vf. erläutert in diesen Heften eine bedeutende Reihe bisher im Dunkeln gelassener oder doch nicht hinlänglich aufgeklärter Stellen der Quellenschriftsteller, und liefert damit einen wichtigen Beytrag zu der Geschichte und Erdbeschreibung des Mittelalters.

Das *erste* Heft enthält 10 Noten, und zwar: I. *Limes Saxoniae*, eine Nachweisung der unter Karl d. Gr. schon festgesetzten Reichsgrenze zwischen den Sachsen und Wenden. Es wird dabey *Adamus Bremensis* L. II. c. IX. zum Grunde gelegt und gezeigt, wie die frühern Ausleger die Grenze unrichtig zu bezeichnen dadurch verleitet wurden, dass sie den bey Adam v. Br. angeführten Grenzbach Mescenreiza für die Bille hielten. Der Vf. glaubt, dass entweder die drey Stunden von Lauenburg fliessende Steinau, oder die zwey Stunden entfernte Linau für den in Rede stehenden Grenzfluss anzunehmen ist, und seine Meinung wird, neben den dafür besonders angeführten Gründen, noch dadurch bestätigt, dass bey jener Bezeichnung des Anfangspunkts der Grenzlinie auch die übrigen von *Adam* angegebenen Punkte, ohne erzwungene Erklärung der Namen, sich nachweisen lassen. Die Grenzlinie wird mit grosser Ortskunde bis an die Ostsee verfolgt, und am Schlusse der Untersuchung sind noch interessante Bemerkungen über den Umfang und die Abtheilung des transalpinischen Sachsens hinzugefügt. II. *Suithleiscranne. Cives Cocarescemiorum. Raxa.* Hier äussert der Vf. seine Meinung über die Ortsbestimmungen, welche bey Wittichind *Ann.* L. III. *ap. Meib.* T. 1. p. 657. in der Erzählung der Streitigkeiten zwischen Herzog Hermann der Sachsen und seinen Gegnern Wichmann und Ecbert vorkommen. Es wird gezeigt, dass unter Suithleiscranne das jetzige Schwedt, welches nach Zeiler *contin. itiner. Germ.* p. 476 vormals den Namen Landscron führte, zu verstehen sey. Die *Cives Cocarescemiorum* setzt der Vf. in Ostfalen, und glaubt sie in der Gegend von Camern oder Sandau suchen zu müssen; für *Raxa* aber liest er mit *Eccard: Taxa*, und hält diesen Fluss für die Dosse, deren beym *Adam von Bremen* und *Helmold* unter der Benennung *Doxa* Erwähnung geschieht. III. *Ginna Horsedal.* Witichind führt diese Ortsnamen L. III. in der Erzählung einiger Vorfälle unter K. Otto I. in Baiern an. Obwohl der Zusammenhang der Erzählung nicht gestattet, die Oerter ausserhalb der Grenzen Baierns zu suchen, so hielten doch frühere Schriftsteller das Kloster Zinna in Obersachsen für den erstern Ort und nahmen an, dass Horsedal bey Mainz gelegen habe; ein Beweis, wie wenig sorgsam man die ältere Geographie verfolgte. Der Vf. weist nach, dass beide Ortschaften, das jetzige Zenn oder Langen-Zenn und Rossthal im Baierschen Amte Cadolzburg liegen. IV. *Glindesmor.* Nach Dithmar von Merseburg drangen 994 Ascomannen in die Weser-Gegenden, plünderten die Gegend von Hadeln bis nach Leesum, wurden von einem gefangenen sächsischen, zum Wegweiser benutzten Ritter irre geführt und im Glindesmor niedergehauen. Während ältere Schriftsteller diesen Platz im Holsteinischen zu finden glaubten, weist der Vf. überzeugend nach, dass er zwischen der Oste und Hamme, da, wo noch jetzt das Glinfer-Moor sich findet, zu suchen ist. V. *Hesleburg. Seusun. Ala. Bisinstidi.* Als nach dem Ableben Kaisers Otto II. Herzog Heinrich von Baiern, mit dem Zunamen der Zänker, sich die kaiserliche Würde anzueignen suchte, auch ein Theil der Reichsfürsten ihn zu Quedlinburg, wo Heinrich 984 das Osterfest feyerte, als Kaiser bereits anerkannt hatte, versammelten sich andere, vorzüglich sächsische Fürsten, auf dem Schlosse Hesleburg, und verbanden sich zu Aufrechthaltung der Rechte des vierjährigen kaiserlichen Sohns, des nachmaligen Kaisers Otto III, gegen Heinrich. Dieser begab sich sofort nach Werla, um der Verschwörung zu begegnen. Der von hier aus abgesandte Bischof Poppo konnte jedoch nur eine Friedensunterhandlung zu Seusun vermitteln. Heinrich reiste, ohne diese abzuwarten, nach Baiern ab, und die erbitterten Fürsten erstürmten nun die Burg des mit Heinrich verbundenen Grafen Ecbert, *Ala*, und befreyten Adelheid, die Tochter des verstorbenen Kaisers. Herzog Heinrich, welcher die Grenze Frankens betreten hatte, lagerte bey *Bisinstidi*, um die Fürsten dieser Provinz für sich zu gewinnen, machte jedoch, als er den Zweck nicht erreichen konnte, sich verbindlich, den jungen König Otto III. auszuliefern. — Der Vf. zeigt, mit wie weniger Rücksicht auf den Zusammenhang der Er-

Erzählung die darin benannten Ortschaften von frühern Auslegern in Schwaben, am Rheine, in Thüringen u. s. w. aufgesucht wurden. Er weiset nach, dass Ala, Werla, Seusun und Hesleburg nicht in grosser Entfernung von einander im alten Sachsen gelegen haben müssen; er nimmt Hesleburg für Asseburg bey Wolfenbüttel, Alaburg für Als- oder Oelsbur, drey Meilen von letzterm Orte entfernt; Seusun für Seesen im Braunschweigschen. — Die Burg Werla findet er mit *Grupen*, *Hüberlin* und Andern bey Burgdorf im Hildesheimschen Amte Schladen. — Die obige hier zum Grunde gelegte Erzählung ist aus *Dithmar* gezogen. Sie kommt auch in dem vom Vf. selbst zuerst vollständig mitgetheilten *Chronicon Corbeiense* (Noten H. 4. S. 374) vor. Der Versammlungsort sächsischer Fürsten, welcher beym *Dithmar* Hesleburg heisst, führt in dem Chronicon den Namen Aseburg — und dadurch wird mehr noch bekräftigt, dass das Schloss Asseburg unweit Wolfenbüttel für den Ort der erwähnten Versammlung zu nehmen ist. Der Chronist bemerkt, dass die sächsischen Fürsten nach der Zerstörung der Alaburg auch die mit dieser im Darlingau belegene Burg Hebesheim angegriffen und von Grund aus zerstört hätten; und daraus erhellt ferner, dass, wie der Vf. anführt, die Burg Ala in Sachsen lag, obwohl Rec. nicht der Meinung ist, dass sie an dem Platze, woselbst jetzt Oelsburg liegt, zu suchen ist: denn dieser Ort lag nicht innerhalb des durch die Oker begrenzten Darlingau. Dem Vf., der den Schauplatz der Vorfälle so richtig bezeichnete, waren die bis jetzt nicht hinlänglich beschriebenen Burgen auf dem Elme zwischen Wolfenbüttel und Schöningen: 1) über Evesen in dem Holze dieser Gemeinde, 2) bey Langeleben an dem noch jetzt sogenannten Alafelde, und 3) über Schöningen auf dem Gipfel des Berges, an dessen Fusse Warle, oder nach ältern Urkunden Werla, liegen, nicht näher bekannt. Die alten Schlösser sind in ihren Ruinen nicht zu verkennen, und viele, einer besondern Erörterung vorzubehaltende Umstände deuten darauf hin, dass jene Ueberbleibsel den genannten Festen angehören. Möchte doch der so vorsichtige und gründliche Vf. gelegentlich sein Augenmerk auf diese Denkmäler der Vorzeit richten, damit durch den competenten Richter die Lage der auch in andrer Hinsicht so denkwürdigen Plätze überzeugend nachgewiesen würde! Vielleicht würde er dann auch vorziehen, für Seusun nicht Seesen, sondern das von Quedlinburg nicht sehr entfernte Seehausen zu nehmen. VI. *Hebesheim.* Es ist davon schon in den Bemerkungen zu der vorhergehenden Note die Rede gewesen. Der Vf. glaubt Hebesheim in der Burg Hessen wiederzufinden; dieser Meinung kann indess Rec. nicht beystimmen. Die Ruinen der Burg auf dem Gipfel eines Berges über Evesen, mit bedeutenden Waldungen in der Gegend umher, finden sich noch jetzt zwar nicht auf dem von *Falke* (*trad. corb.*) bezeichneten Platze, sondern tiefer im Holze, jedoch so, dass die Lage unverkennbar zu der Geschichtserzählung passt. Das Thal zwischen dem Elme und der Asse bietet einen offenen Weg nach der untern Bude zu dar, und Stellen in diesem Thale heissen noch jetzt der Heerweg. VII. *Hamburg und Anschar. Diöcesan-Grenze von Verden.* Unter Hinweisung auf die Quellen geht der Vf. die Veränderungen durch, welche mit dem Bisthum Hamburg, vorzüglich unter Bischof Anschar, vorgingen, und wie mit jenen Veränderungen die Grenzen der bischöflichen Sprengel von Bremen und Verden sich erweiterten und verengten. Nach der Vereinbarung mit dem Bischof von Verden im J. 848 wurden die Grenzen von dessen Sprengel endlich genauer bestimmt. Der Vf. erläutert nun die damalige Grenzbezeichnung, mit Ausnahme des Theils von der Weser bis zu dem Ausflusse der Lähn in die Elbe, welcher letztere früher schon in des Vfs. Schrift: Hermann, Herzog von Sachsen u. s. w. — genauer verfolgt worden. Die mühsame sorgfältige Arbeit enthält gleichfalls einen höchst schätzbaren Beytrag zu der Geographie des Mittelalters: denn ohne vorgängige Bestimmung der Diöcesangrenzen wird eine genauere Bezeichnung der Gauen nicht gelingen. VIII. *Riäde. Radi. Heilanga.* Kaiser Heinrich I. hatte den Ungern im J. 932 den gewöhnlichen Tribut verweigert und dadurch einen neuen Einbruch des feindlichen Heers veranlasst. Nach Witichind und dem vom Vf. selbst im 4ten Hefte der Noten u. s. w. mitgetheilten *Chronicon Corbeiense* sammelte der König sein Heer bey Riäde oder Radi im Gau Heilanga. Der Vf. zeigt nun, dass der benannte Ort und der Gau in der Gegend der Börden Mulsum, im Bremischen Amte Harsefeld, und Heeslingen im Amte Zeven zu suchen sind, nicht aber da, wo *Falke* und *Gercken* sie, in den Lüneburgischen Aemtern Knesebeck und Klötze, zu finden glauben. IX. *Terra Brisciae.* Die *Annal. breves de Landgrav. Thuring. ap. Eccard* S. 350 nennen unter den Landestheilen, auf welche Landgraf Ludwig der Heilige im J. 1226 die Eventualbelehnung erhielt, auch „*terram Brisciae, quantum expugnare valeret.*" Die Chronikenschreiber nehmen diess für Preussen; der Vf. hebt indess das Missverständniss durch Mittheilung der darauf sich beziehenden Stelle aus der in der Bibliothek zu Hannover befindlichen Handschrift der Chronik von Reinhardsborn, woselbst es heisst: „*et terram plissiae.*" X. *Chronographie der Bischöfe zu Verden.* Hier giebt der Vf. Nachweisung über die Bischöfe von Verden, von Swibertus dem ersten Bischofe an bis auf Franz Wilhelm, welcher zur Zeit der Aufhebung des Bisthums durch den westphälischen Frieden lebte. Die Berichtigung des Verzeichnisses der Bischöfe ist um so wichtiger, da die Schriftsteller der mittlern Zeiten häufig Verden mit Verdün und Werden verwechseln. Zugleich enthält der Aufsatz viele für die Geschichte des Bisthums Verden sowohl, als für die Geschichte Deutschlands überhaupt wichtige Bemerkungen.

Das *zweyte* Heft enthält acht Abhandlungen. XI. *S. Ida ducissa.* Die Abstammung dieser Ida, deren Leben in *Leibnitz Scr. Br.* T. 1. p. 171—181 vor-

vorkommt, war zweifelhaft. Der Vf. benutzt neuere Quellen, besonders das von ihm selbst mitgetheilte *Chronicon Corbeiense*, um die Verwandtschaftsverhältnisse und die Abkunft von Pipin von Heristall nachzuweisen, und legt zur Uebersicht eine Stammtafel bey. Zugleich giebt er einige Scholien zu dem Leben der heiligen Ida, welche viele schätzbare Beyträge zu der Geschichte und Geographie des Mittelalters überhaupt enthalten.— Unter XII. *Hadwidis abbatissa* wird ferner die zu dem vorhergehenden Abschnitte mitgetheilte Stammtafel erläutert. Mit der ihm eignen Gründlichkeit zeigt der Vf., wie Haduvin, Aebtissin von Herford, Ludolf, Herzog von Sachsen, und die nachfolgende sächsische Kaiserfamilie zu dem Karolingischen Hause durch Bernhard, Sohn Karls Martell, in verwandtschaftlichen Verhältnissen stehen. XIII. *Ludolf und Oda in Rom.* — *Brunshausen.* Hier stellt der Vf. Untersuchungen über die Zeit der Stiftung des Klosters Brunshausen und über das Todesjahr des Stifters, Herzogs Ludolf, an, und erklärt sich für die Meinung, dass Ludolf im J. 864 gestorben sey. Am Schlusse sind einige Bemerkungen über die Besitzungen des Ludolfinischen Hauses in Ostsachsen um Gandersheim und an der Oker beygefügt. XIV. *Heinrich IV. in Canossa.* Hier werden die Tage bestimmt, auf welche die Busse Königs Heinrich IV. zu Canossa fällt. Es waren die vom 25sten bis 28sten Jan. 1077. XV. *Equus in rheda.* Der Vf. erklärt den in einer Stelle der *Chronica Augustensis* (ap. Freher. T. 1. p. 349.): *„Burcardus halberstatensis episcopus Luiticiorum provinciam ingressus, incendit, vastavit, avectoque equo quem pro Deo in rheda colebant, super eum sedens in Saxoniam rediit."* vorkommenden Ausdruck: *rheda* — welchen man bisher in: Wagen übersetzte. Er nimmt mit grösserer Wahrscheinlichkeit an, dass *Rheda* ein Eigenname und für den Sitz des Radegast, den Wendischen Ort Rhetra, oder wohl ursprünglich Rheda zu nehmen sey. XVI. *Henricus puer.* Den Historikern war bisher ein Sohn erster Ehe Heinrichs des Löwen, Namens Heinrich, unbekannt. Der Vf. giebt über diesen, durch einen Sturz vom Tische früh ums Leben gekommenen, Heinrich aus der sächsischen Fürstenchronik und aus dem Nekrolog des Klosters zu Lüneburg Nachweisung, und äussert sich am Schlusse der Note über die Gründe, nach welchen Heinrich der Löwe von seiner ersten Gemahlin, Clementia von Zähringen, sich trennte. XVII. *Tod des Grafen Buthue vor Plön.* Nachdem hier die Vorfälle nach dem Tode des Wendischen Fürsten Gottschalk im J. 1066 und der Verrath, welcher dem ältesten Sohne desselben, dem Grafen Buthue, das Leben kostete, nach *Helmold* erzählt, auch aufmerksam darauf gemacht worden, wie durch eine kritische Bearbeitung der Geschichte der Kriege und Fehden zwischen den Sachsen und Wenden manches Dunkel in der deutschen Geschichte überhaupt gehoben werden würde, zeigt der Vf., dass die Uebergabe von Plön und die Niedermetzelung der Besatzung und des Grafen von den Schriftstellern viel zu spät in das J. 1074 gesetzt worden. Er beweist, dass das Blutbad vor Plön am 8ten August 1071 erfolgte. XVIII. *Jojada, Prinzessin von Ungern.* Die Angaben über die Kinder und Enkel des 1063 verstorbenen ungrischen Königs Bela I. stehen, wie der Vf. zeigt, mit einander im Widerspruche und bedürfen, nach manchen fleissigen Forschungen ungrischer Historiker, noch jetzt einer schärfern Prüfung. Hier theilt er seine Ansichten über die Abstammung der ungrischen Prinzessin Sophie mit, die zuerst an Ulrich, Markgrafen von Krain und Istrien, und dann an den sächsischen Prinzen Magnus verheirathet war. Er ist sodann der Meinung, dass eine Tochter Königs Bela I., Namens Jojada, nie gelebt hat, obwohl ältere und neuere Schriftsteller diess bisher annahmen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

REISEBESCHREIBUNG.

Erlangen, b. Palm u. Enke: *Reise durch das südliche Frankreich und durch Italien.* Von Dr. *G. H. Schubert.* *Erster* Band. 1827. X u. 416 S. 8. (2 Rthlr. 4 gGr.)

Den *Eingang* zu dieser Reise macht ein Auszug aus einem Briefe an eine deutsche Prinzessin, welcher eine Art von Zueignung ist und uns zeigt, dass der Vf. mit dieser Hoheit in freundschaftlichen Verhältnissen zu stehen die Ehre und das Glück geniesst; nach demselben, der etwas weitläufig und wenig interessant ist, kommt der Vf. zu den *Vorbereitungen zur Abreise*, welche nicht nur die Reisegesellschaft, sondern gleich mit die Abreise von Erlangen bis Lyon enthalten. Von *Lyon* geht es mit manchem, aber oft recht interessantem Abstecher — wie das Thal und die Quelle von Vaucluse, die Gardonbrücke, das römische Amphitheater u. s. w. bey Nismes, — über *Nismes, Montpellier* und *Cette,* über *Beaucaire, St. Remy* und *Aux* nach *Marseille.* In Marseille macht unser Autor einen längern Aufenthalt, geht sodann nach *Toulon,* von da besucht er *Hyeres,* kehrt nach Toulon zurück und begiebt sich von hier aus zu Fusse nach *Nizza,* wo dieser *erste* Band schliesst.

Der gelehrte und als Schriftsteller ausser seinen bekannten grössern, ins Reich der Astronomie und der Naturwissenschaften einschlagenden Werken, schon durch sein „Wanderbüchlein" zum angenehmen Reisebeschreiber befähigte Vf. sagt in der Vorrede Folgendes über vorliegendes Buch: „Ich übergebe hier dem freundlichen Leser ein Buch, welches, wie die Reise selbst, welche es beschreibt, unter sehr verschiednen Sternen und mit einem sehr verschiednen Glücke entstanden und gemacht erscheint. Trüber Himmel und Sonnenschein dazwischen, auch ganze liebliche Tage; Postkutschen-Lärmen und Getöse der Handelsstädte und dann wieder die Stille eines Paradieses; neugieriges und doch unverständiges oder halbverstehendes Betrachten von Gegenständen, für welche eigentlich der reine Sinn fehlte, dann wie-

wieder ein Ausruhen des Auges und Herzens an solchen Dingen, welche die ganze Seele füllen; Kälte und Hitze, selten die rechte, gute, mittlere Wärme: das sind die Leiden und Freuden des Buchs, so wie sie die seines Verfassers gewesen." Bey einer Reise, die wie diese so oft gemacht und beschrieben worden, ist es aber gerade höchst erfreulich, einen Reisenden berichten zu hören, der, wie *S.*, mit einer Fülle der vielseitigsten Kenntnisse, mit einem fein beobachtenden Geiste und dem reichsten, tiefsten Gemüth sich auf den Weg machte; wenn auch sein Selbstzweck wohl nur Erholung von überhäuften Arbeiten gewesen seyn mag. Rec. muss nach dieser Bevorwortung gestehen, dass, obwohl sich durch den ganzen Theil hin jene trefflichen Eigenschaften des Vfs. abspiegeln, er dennoch sich bey weitem nicht befriedigt gefühlt hat. Nicht als ob er grosse Ansprüche an wissenschaftlicher oder Kunst-Ausbeute gemacht, oder hinreissende Naturschilderungen erwartet, oder eine Menge ins Einzelne gehender Bemerkungen verlangt hätte; keins von alle diesen — und dennoch blieb das Gelesene unter seiner Erwartung. Worin diess aber gelegen? ist uns leichter zu fühlen, als zu sagen; indess einsehend, dass wo auch nur von leisem, bescheidenem Tadel gegen einen Trefflichen deutscher Nation die Rede seyn kann, solcher hinlänglich begründet werden muss, wollen wir diess versuchen. Zwey Dinge sind es, die in dem Buche gleichsam abwechseln, und die beide, auf die vorgetragne Weise, uns im Lesen und Betrachten des übrigens vielfältigen Nützlichen, Geistigen und Schönen störten. Das erste, eine gewisse zu lang ausgesponnene Naivetät, das andre, ein bey jeder und auch ohne diese Gelegenheit absichtliches Anklingen des frommen Tones. Der Vf. machte die Reise mit seiner Gattin, die sich hierbey eben so rüstig als überall freundlich und hülfreich zeigte; diese führt derselbe unter der recht hübschen, einfachen Benennung: die Hausfrau, ein. Aber nun ist nirgends eine Abwechselung mit Gattin, Frau u. s. w., und so fängt das so oft wiederkehrende Wort, nicht dessen Bedeutung, an zu langweilen. Wenn uns nun aber S. 89 u. 90 der alt bekannte Scherz auf saure Weinsorten, den man gewöhnlich auf den Grüneberger Wein in Schlesien bezieht, lang (Schulwein, Strumpfwein und Dreymännerwein) erzählt und auf Jena bezogen wird, und wenn endlich auf ähnliche Weise mancher Witz angebracht ist, so sticht er doch fast überall nicht vortheilhaft gegen den ungesuchten Humor ab, der das Wanderbüchlein so erfreulich beseelte. Den zweyten Gegenstand berührend: so kann sicher Niemand mehr Achtung gegen Frömmigkeit und frommen Sinn haben, als Rec. hegt, und gebührend erkennt er diese in der Gesinnung des Vfs. an. Allein schon früher hat es ihn geschmerzt, dass auf den neuen Standpunkt, den dieser sich dadurch zu eigen gemacht, die Wissenschaft von ihm immer in das religiöse Gefühl gewaltsam hineingezogen wird und eben nicht dadurch gewonnen hat, wie denn, um nur Eins zu erwähnen, die Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften in den neuern Auflagen uns bedeutend gegen die erste zurückzustehen scheinen. Auch im vorliegenden Buche hat der Vf gar sehr oft, statt von Gegend, Kunst und Kenntniss der Natur, von seinen religiösen Ideen gesprochen, und diess dehnt er dann, immer mehr hineinkommend, zuletzt so weit aus, dass, nachdem er uns eine religiöse Unterhaltung zwischen zwey katholischen Geistlichen in der Diligence *mit*theilt, worin auch das alt-apostolische Glaubensbekenntniss vorkommt, er fortfährt: „Ich durfte da nicht schweigen. Auch ich, sagte ich, bin als Christ lutherischer Confession geboren und erzogen. Aber bis zu meinem letzten Hauche werde ich festhalten an jenem Wort des Lebens, an jenem alten Glaubensgrund der apostolischen Kirche, den Sie, mein *Herr*, eben aussprachen, und von dieser Gesinnung sind sehr viele meiner Glaubensgenossen in meinem Vaterlande. Freylich weiss ich gar wohl, dass, wie diess auch Ihrem Freunde bekannt scheint, manche meiner Confessionsverwandten von flachen Einwendungen und Zweifeln gegen die einfältige, göttliche Wahrheit hin- und herbewegt werden, welche ihren Grund in der thierisch-sinnlichen (?) Befangenheit unsrer Natur haben. Wenn es aber zuweilen scheint, als sey diese in unsern Tagen sehr allgemeine geistige Krankheit oder unruhige, innere Bewegung ausschliessend nur unter den Protestanten einheimisch: so mag dieser Anschein wohl auch zum Theil darin seinen Grund haben, dass unter uns Protestanten alle, selbst die seichtesten und frechsten Einwürfe so laut und öffentlich ausgesprochen werden dürfen, wie diess bey manchen andern Confessionsverwandten wohl schwerlich möglich und erlaubt wäre." — So zwischen der Naivetät und den frommen Betrachtungen hin- und hergewogt, gelingt es selten, einen Ruhepunkt bey den andern recht interessanten Mittheilungen aus ältester und neuester Zeit, den Bemerkungen über wichtige Bauwerke und den Schilderungen der Natur und des Vfs. gemüthvollen Lebens in ihr, zu finden. Dessen ungeachtet sehen wir mit Erwartung dem *zweyten* Theile, welcher den Aufenthalt in Nizza und Italien mit Einschluss von Rom und Neapel enthalten soll, entgegen: denn trotz des Gerügten gestehen wir von Herzen gern ein, dass doch nur Wenige so lebendig, so einfach und wahr dabey zu schreiben wissen, als *Schubert*.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

März 1828.

SCHÖNE KÜNSTE.

Dresden, b. Arnold: *Schriften von C. F. van der Velde.* 25 Bände. *Dritte* verbesserte Auflage. 1824—1827. 8. (21 Rthlr.)

Die Kritik hat keineswegs zur einzigen, nicht einmal zur Haupt-Aufgabe, den *lebenden* Schriftsteller durch Lob zu belehren und zu ermuntern, oder durch Tadel zu bessern. Wie selten auch wird dieser Zweck erreicht! Aufmunterndes Lob thut leicht die entgegengesetzteste Wirkung, indem es einschläfert und hemmt; Tadel, wie gegründet er seyn mag, gilt für Feindseligkeit und Missgunst, und die Schriftsteller-Eitelkeit weiss sich an dem freygebig gespendeten Beyfall wohlwollender Freunde zu erheben. — Der Hauptzweck aller echten Kritik ist vielmehr die rücksichtlose, von der Person des Schriftstellers ganz absehende Würdigung seiner Werke nach höhern Principien, wodurch ihre wahre Bedeutung aufgezeigt und ihnen ihre Stelle in der Reihe der literarischen Erzeugnisse einer Nation angewiesen wird, ohne dass eben von Lob und Tadel in dem gewöhnlichen Sinne, als einseitigen Aeuserungen subjectiver Empfindung und individuellen Geschmacks viel die Rede seyn kann. Diess zugegeben, wird man die verspätete Beurtheilung der *van der Velde-schen* Schriften auch jetzt noch an der Zeit finden. Ueberflüssig wäre dieselbe nur dann, wenn ihnen durch den Untergang in der Fluth der Tages-Literatur bereits das Verdammungsurtheil gesprochen und mithin alle Bedeutung für die Gegenwart geraubt wäre. Dass diess aber nicht der Fall ist, vielmehr diesen Schriften noch von einem grossen Publicum gehuldigt wird, beweist unter andern deutlich genug die nach Verlauf weniger Jahre nöthig gewordene, vor Kurzem erst beendigte neue Auflage sämmtlicher Schriften dieses Verfassers, welche uns hier zur Beurtheilung vorliegt.

Band 1—3: *Erzstufen,* sechs Geschichten in *drey* Theilen, mehr oder minder angenehm, im Ganzen mehr. — Der *erste* Theil enthält: *Asmund Thyrsklingurson,* eine Erzählung aus dem letzten Fünftheil des siebzehnten Jahrhunderts. Eine isländische Geschichte, in der ein junger, kühner, löwenstarker Isländer bürgerlicher Abkunft durch Rettungen aller Art das Herz eines schönen hochgebornen Fräuleins und zuletzt auch ihre Hand gewinnt. Mannichfaltige Naturerscheinungen und Liebes-Abenteuer gewähren eine recht angenehme Unterhaltung, und verstehen sich auch ihrer hinlänglichen Kürze halber wohl einzuschmeicheln. — *Der Flibustier.* Eine spanische Seeräubergeschichte mit etwas Liebe. — *Zweyter* Theil: Die *Trude Hiorba,* ein Mährchen, in welchem weder Gold noch Silber und sonstige feenhafte Herrlichkeiten gespart sind, übrigens von dem grossen Haufen der Dichtungen dieser Gattung keine hervorstechende Eigenthümlichkeit unterschieden. — *Gunima,* eine Hottentotten-Geschichte. Bis ein Weisser sich entschliesst, eine Gelbe zu heirathen, bedarf es in der Bücherwelt vieler Gefahren, Rettungen und bewundernswerther Hingebung von Seiten der Gelben. *v. d. V.* lässt, um Gunima glücklich zu machen, alle Minen springen, benutzt alle wilden Thiere mit ihrer Wuth und erlässt dem Weissen keine Gefahr. Aus Allen befreyt ihn Gunima, die ihn endlich, was der Sache den Ausschlag giebt, um ihrem Edelmuth die Krone aufzusetzen, in der Wüste bey Wassermangel mit ihrem Blute tränkt. Giebt es dafür mehr oder weniger als eine Heirath, die dem Weissen ohnehin nicht schwer wird? — In einer der vielfachen Schreckensscenen erscheint ein *käsebleicher Hottentott;* schade, dass solche Eindrücke vorübergehen! sonst wäre aus dem Gelben schnell ein Weisser geworden. *Dritter* Theil: Die *Tartarenschlacht.* Eine Scene in Schlesien im J. 1241, während die Tartaren im Lande hausten. Die Hauptfigur, eine polnische Fürstin, ihrem ersten Gemahl geraubt oder von ihm verstossen, was nicht deutlicher bezeichnet ist, hat sich mit einem schlesischen Edelmann vermählt; flüchtet, wenn es nöthig ist, ersticht sich in Polnischem Kostum auf dem Schlachtfelde, ohne dass dem Leser deutlich wird, warum? und der hinterlassene Rittergemahl beschliesst aus Reue, deren Grund kaum angedeutet ist, sein Leben im Kloster. — *Axel.* Diese Erzählung aus dem dreyssigjährigen Kriege dürfte leicht die gelungenste in der Sammlung der Erzstufen seyn. Ein junger schöner Schwedischer Graf tritt in ein altadliges Haus als Stallknecht in Dienst, liebt, wird geliebt, erfährt Verachtung seines Standes, lässt sich der Liebe wegen Alles gefallen, und schlägt sich mit Worten durch Kränkungen, mit dem Degen durch Schlachten bis zum Obristen, dem auch bald der Graf folgt, die Liebe krönt und die Heirath herbeyführt. Ausser einem vom Schrecken ergriffenen Magister, der *käsebleich* in den Saal tritt, leidet die kurze Erzählung an wenig Störungen.

Band. 4. *Prinz Friedrich* soll uns die Geschichte König Theodor's, des Prätendenten von Korsika geben. Ein überreicher, doch armseliger Inhalt windet sich zwischen Roman und Geschichte hindurch; welchem von beiden stiefmütterlicher begegnet ist, wäre schwer zu bestimmen. So viel bleibt gewiss: der als Gewand dienende Roman hat einen unzulänglichen Schnitt, und die Geschichte König Theodor's, der Hülle des Romans entwachsen, bahnt sich mühsam einen Weg, um ihren Platz zu behaupten. Fast dürfte man in anderm Sinne das Nämliche von dem Romane sagen, der in der Geschichte König Theodor's eben so überflüssig ist. Beide könnten selbstständig seyn, jedes in der ihm angemessensten Form. In *v. d. V's.* Behandlung ist kein Zweck erreicht, am wenigsten der der Unterhaltung. Raschheit mit Unwahrscheinlichkeit gepaart führen wie mit Dampfmaschinen von Begebenheit zu Begebenheit, und betäubend schnell verliert Prinz Friedrich eine Schlacht nach der andern, um nicht zu dem Throne zu gelangen, den sein Vater, König Theodor, durchaus erringen will. Ganz verzeichnet sind die beiden Heldinnen. Die Hauptperson, deren stumme Liebe den Sieg davon trägt, lässt, wie oft bey *v. d. V.*, ihre Empfindung nur vermuthen, während die Andere mit pompöser Schönheit alle Mittel anwendet, ein Herz zu gewinnen, das sie nur erobern, nie besitzen mag. Historische Personen dürften auf mildere Behandlung, ideale auf einnehmendere Anspruch machen.

Band 5 — 7. *Die Eroberung von Mexiko* in drey Theilen. In einem weiten Felde, fruchtbar an mancherley Geschichts-Utensilien, wühlt und haust *v. d. V.* convulsivisch, gönnt sich im Reichthum des Stoffs bey keinem Ereignisse gehörige Ruhe, auch nur *Eins* der vielen durch oder auszuführen. Wie aus einem Füllhorne sind allerley Sachen und Sächelchen ausgestreut, die in losem Zusammenhange stehen. Der Leser windet sich durch den drey Bände durchschlängelnden Stoff mühsam hin, und möchte des talentvollen Vfs. halber gern befriedigt seyn, gelangt aber nicht dazu, weil der zerarbeitete, nicht aber verarbeitete Stoff ihm nur Wünsche zurücklässt. Der Eingang des *ersten* Theils lässt einen kriegerischen Roman vermuthen, wenn auch nicht daran glauben, da es nun einmal *v. d. V's.* Manier ist, seine handelnden Personen auftreten zu lassen, wie sie sonst wohl abtreten. Die Gluth Aller reicht nicht aus, ob es gleich nur 3 Bändchen sind, die sie durchziehen soll. Im Donner der Kanonen geht Freundschaft, Liebe, Treue, Muth, Tapferkeit, Edelmuth unter und auf, ohne dass von dem Vielen etwas gehörig reif würde. Im galoppirendem Erobern versinkt im zweyten Theil der erste, im dritten gehen die beiden vorigen unter. Die Krieger sind müde, die Liebenden haben ihre Liebe vergessen, und Cortez, der unschuldige Veranlasser der van der Veldischen Eroberung Mexiko's, stirbt, nachdem ihm Spanien seine Thaten und Verdienste schlecht gelohnt, ebenfalls müde und matt.

Band 8. *Der Malteser*, eine Erzählung aus der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts. Priester oder Ritter finden immer ihr Publicum, wenn der Mensch in ihnen kämpft und der Nimbus am Ende schwinden muss. Ein edler tugendhafter Held, der sich tapfer mit Gott Amor herumschlägt, sich der frommen Christenheit zu Liebe kreuzigt und segnet, den Aufgeklärten aber den Spass macht, über das Brevier wegzuschielen, hat gewiss gewonnenes Spiel. Ritter Paul, der natürliche Sohn eines Maltesers, wird von seiner sterbenden Jungfer-Mutter nach Malta geschickt zum Herrn Vater, den er nicht kennt. Dort soll er nach eignem Begehren dem geistlichen Orden einverleibt werden, verliebt sich aber geschwind in eine — Nonne, die ihn fromm wieder liebt und stirbt. Nun ist es richtig. Man sieht ihn am Altare knieen; der geistliche Vater schlägt ihn weinend zum Ritter; der weisse Mantel mit rothem Kreuze hängt um seine Schultern. Jetzt geht es gegen die Ungläubigen. Welche Masse von Heldenmuth er nun ausübt, wie grossmüthig er sich gegen seinen Feind Paolo (auch einen Bastard seines Vaters von einer Türkin) benimmt, ist unbeschreiblich. Auf der Insel Chios findet er endlich die Schöne, welcher sein Herz, nun schon unter dem Kreuze, zum zweyten Male unterliegt. Sie hält ihn für einen christlichen Kaufmann, und weil er Christus glaubt, wie sie, liebt sie ihn, ohne viel Umstände zu machen. Auf Chios geräth er in wunderbare Verlegenheiten, vernichtet ein ganzes Türkenheer, rettet die Geliebte auf sein Schiff, und kehrt mit ihr, von Ruhm und Wunden bedeckt, nach Malta zurück, wo ihm Papiere eingehändigt werden, die den Schleyer seines Schicksals lüften, ohne dass er sich dem Vater in die Arme werfen darf. Sein garstiger Bruder, auf den Sünden und Laster im Uebermaasse gehäuft sind, wird ins Kloster gesteckt und verspricht Besserung. Für die geleisteten Dienste unsers Helden leistet der heilige Vater auch das Seinige, entlässt ihn seiner Gelübde und unser Held wird glücklich mit seiner Dirne.

Band 9. *Die Lichtensteiner*, eine Erzählung aus den Zeiten des dreyssigjährigen Kriegs. „Die Phantasie", heisst es S. 196, „hat ihr buntes leichtes Gebäude aufgeführt auf dem festen Granitgrunde der Geschichte, der Jetztwelt lebendig zu vergegenwärtigen die wilden Meinungskämpfe der schweren finstern Vorzeit und zu warnen vor den Rückfällen, mit denen die Zeit sich ewig wiederholend uns bedroht"; und in dem die Stelle des Vorwortes vertretenden Sonett: „der Christ erweise sich durch milde Duldung." Diese Lehre anschaulich zu machen, war also des Vfs. Absicht, und es ist ihm nicht übel gelungen, durch Schilderungen von Gräueln aller Art Abscheu vor Glaubenskämpfen zu erregen. Durch alle jene Schreckensscenen zieht sich dann eine Liebesgeschichte mit allen möglichen Hindernissen und Untergang drohenden Gefahren, wobey endlich, da alle menschliche Hülfe versagt, der Himmel selbst mit Donner und Blitz ins Mittel tritt und die Liebe krönt.

krönt. Gelungen sind besonders die Scenen aus dem Familienleben und der Kinderwelt, in welche der Leser gleich anfangs eingeführt wird.

Band 10. *Die Wiedertäufer*, eine Geschichte aus der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts. Ein reicher Stoff, der von *v. d. V.* in eine armselige Form gekleidet und gewaltsam in einen Band zusammengedrängt ist. Auch hier ist kein Zweck erreicht, weder der des Romans, noch der Geschichte. Der Vf. läſst die Mord- und Gräuelthaten, welche die Wiedertäufer in Münster begehen, so rasch auf einander folgen, daſs sie nicht einmal Grauen, sondern nur Widerwillen erregen. Wäre die Erzählung rein-historisch, so hätte sie wenigstens *das* Verdienst; so aber schlingt und windet sich durch Mord, Usurpation, Verderbtheit der Sitten und Zügellosigkeit, durch alle Rubriken von Immoralität eine Geschichte mit Liebe, die nicht einmal eine Liebesgeschichte heiſsen kann. — Wohl hat der Tod dem Vf. die Feder zu früh aus der Hand genommen; die Wiedertäufer aber wären nie zu spät erschienen.

Band 11. führt den besondern Titel: *Die Patricier;* Bd. 12: *Guido;* Bd. 13 und 14: *Arwed Gyllenstierna;* Bd. 15 u. 16: *Der Böhmische Mägdekrieg;* Bd. 17: *Das Liebhabertheater;* Bd. 18 u. 19: *Christine und ihr Hof;* Bd. 20: *Das Horoskop;* Bd. 21: *Die Heilung der Eroberungssucht;* Bd. 22: I. *Der Zaubermantel,* II. *die Böhmischen Amazonen:* Bd. 23 und 24: *Die Gesandtschaftsreise nach China.* Der 25ste Band enthält *v. d. Velde's* Lebenslauf und Briefe.

Eine ausführliche Angabe des Inhalts aller dieser viel gelesenen Schriften würde überflüssig seyn, eine gleichmäſsige Beurtheilung derselben aber des Raumes zu viel erfordern. Rec. fügt daher nur noch einige allgemeine Bemerkungen hinzu.

Van der Velde wollte *historische* Romane schreiben, indem er seinen Erzählungen durchgängig einen aus der wirklichen Geschichte entnommenen Hintergrund gab. Zu seinem Nachtheile fordert er aber dadurch selbst zu einer Vergleichung mit dem ausgezeichnetsten Roman-Schriftsteller dieser Gattung auf, den unsre Zeit hervorgebracht: mit *Walter Scott.* Wenn gleich nicht zu leugnen ist, daſs *v. d. V.* die Geschichte kannte, und auf seine Weise verstand, auch für Zeit und Ort charakteristische Züge zusammenzulesen und sie an seinen Bildern als ein eigenthümliches Kostum anzubringen weiſs, so kann man doch auch nicht leugnen, daſs bey ihm ein Bild ziemlich wie das andere aussieht; alle erinnern durch eine gewisse Familien-Aehnlichkeit an ihren gemeinschaftlichen Ursprung; weder Charaktere noch Situationen sind durchdrungen von dem eigenthümlichen Geiste der Zeit und Nation, welcher sie angehören. Wir sehen nicht leibhafte Gestalten aus einer lebendigen Wirklichkeit vor uns, sondern Theaterfiguren, denen der Vf. ihre Rollen beygebracht hat, und die sich Mühe geben, ihrer angemaaſsten Stellung, ihrem fremdartigen Kostum gemäſs sich zu geberden, aber doch immer verrathen, daſs sie eigentlich nicht sind, wofür sie gelten wollen. Mit einem Worte: wir sehen und fühlen uns nicht in der wirklichen, sondern in einer in des Vfs. Kopfe entsprungenen Romanen-Welt. Die verschiedenartigsten Gegenstände werden auf dieselbe Weise behandelt, auch hinsichtlich der äuſsern Darstellung. Welchem Himmelsstriche, welcher Zeit auch die Vorgänge angeeignet seyn mögen: überall scheint zu Anfange eines Abschnitts der Mond oder die Sonne, je nachdem die Gemüther abendlich oder taglich gestimmt seyn sollen; Helden lehnen sich auf Schwerter, Rathsherren und Bürgermeister sitzen gedankenvoll; Staatsdiener statten Bericht ab, und nachdem das Räderwerk aufgezogen, läuft es gehörig bis zum nächsten Abschnitte, wo sich dann wieder ein neuer Steher, Sitzer, Denker u. s. w. findet. Dieſs Stehen- und Sitzenlassen seiner Helden in genau beschriebenen Attitüden ist bey dem Vf. so zur herrschenden Manier geworden, daſs sich selten ein Abschnitt findet, der nicht damit anfinge.

Uebrigens aber kann man *van der Velden* weder Erfindungs- noch Darstellungsgabe absprechen. Seine Begebenheiten drängen und häufen sich nur oft allzu sehr zum Nachtheil der Wahrscheinlichkeit, und stürmen auf die handelnden oder vielmehr leidenden Personen so gewaltsam ein, daſs diese, davon erdrückt, sich unmöglich ruhig und klar entfalten können; ganz im Widerspruch mit der eigentlichen Aufgabe des Romans. — Die Diction, bis auf einige hier und da sichtbare Manier, ist gut, wenn gleich nicht ganz rein und gediegen. Der Vf. hat die Sprache in seiner Gewalt und hätte nur seine Herrschaft über dieselbe auch bis zur Unterdrückung mancher rhetorischen Floskeln ausdehnen sollen, die hier und da unangenehm stören. Im Ganzen kann man ihm das Prädicat eines guten Erzählers nicht versagen, dem es nicht selten gelingt, angenehm zu unterhalten: allein die eigentlich poetische Tiefe, die schöpferische Kraft, welche lebendige, mit dem Stempel der Wahrheit und Natur gezeichnete Gestalten hervorzaubert, müssen wir ihm gänzlich absprechen, da sich in allen seinen Schriften davon keine Spur zeigt.

K. H.

1) Holzminden, b. Bohn: *Ueber den weisen Genuſs der Jugendfreuden.* Ein Lehrgedicht. Allen edlen Jünglingen Deutschlands gewidmet von *Friedrich Helms.* Zum Besten der Griechen. 1827. 92 S. 8. (12 gGr.)

2) Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Die Thäler;* episch-idyllisches Gedicht von Dr. *Pape.* 1827. 237 S. 8. (1 Rthlr.)

Das erste dieser längern Gedichte ist eine sehr willkommene Gabe und wackern Lehrern und Erziehern um so erwünschter, je mehr die jetzige Jugend nach Genuſs strebt und so oft den wahren Genuſs

nüſs verkennt. Der Vf. ſchildert die erlaubten Freuden der Sinne, die Freuden des Geiſtes und des Gemüths in drey Geſängen, warnt vor herrſchenden Fehlern und trüben oder giftigen Genuſsquellen ernſt und herzlich. Aber ſein Gedicht hat auch poetiſchen Werth; es ſind paſſende und zum Theil neue Bilder gewählt und die Verſe zeichnen ſich durch Rundung und Wohlklang aus. Darum möchten wir das Gedicht zum Vorleſen in Schulen und zu Declamationsübungen empfehlen. Eine Stelle zeuge von dem Geſagten:

Fliehe den Schwarm der Romane, gezeugt vom verſengten Gehirne
Lichtumflatternder Motten im Putz zernageter Lappen
Vom naſskalten Jammer im blühenden Schooſse getragen,
Bis ein erwärmender Blick der Verleger gereift ihn hervorruft.
Gleichwie Geſchmeiſs zahllos, wenn feuchtwarm brütet der Sommer
Kriechet am Kohl, und die Blätter bedeckt mit widrigem Unrath,
Bis ſie das Haupt durchfriſst und das Herz der kränkelnden Pflanze.
Alſo wimmelt die Brut der beſudelnden Afterromane
Stets vom Bücherverkäufen gepflegt und dem Bücherverleiher,
Weit durch Stadt und Gefild zu den leſewüthigen Leuten.

Nr. 2. nennt ſich ein epiſch-idylliſches Gedicht; allein zu einem Epos fehlt ihm die Objectivität, zu einer Idylle die Ruhe und Einfachheit. Der Ton der Klage, der ſich vom Anfang bis zum Ende hindurchzieht, entbehrt des Reizes, weil der Held nicht Intereſſe genug erweckt. Er thut nichts, das ihm unſer Herz gewinnen könnte, ſondern jammert ewig, und weiſs nicht, was er will. An einzelnen rührenden Scenen und lieblichen oder ergreifenden Darſtellungen fehlt es jedoch nicht; auch ſind die Hexameter im Ganzen nicht miſslungen.

NATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Dieterich: *Caroli Linnaei*, Equitis ſtellae polaris, archiatri regii, prof. med. et rei herb. in Univerſ. Upſal., *Syſtema Vegetabilium*. Editio *decima ſexta*, curante *Curtio Sprengel*, Equite ſtellae polaris et Aquilae rubrae, prof. med. et rei herb. in Univerſ. Hal. Vol. IV. Pars II. *Curae poſteriores*. 1827. 410 S. 8. (1 Rthlr. 20 gGr.)

Schon bey der Anzeige der vorhergehenden Bände dieſes wichtigen Werks (A. L. Z. 1827. Ergänz. Bl. Nr. 14. S. 109.) haben wir auf die Erſcheinung der vorliegenden Ergänzungen aufmerkſam gemacht. Sie ſind, was in der Natur der Sache liegt und bey dem unermüdlichen Eifer des berühmten Vfs. ſich nicht anders erwarten lieſs, ſehr zahlreich ausgefallen. Es kann der Zweck nicht ſeyn, ſie hier einzeln durchzugehen, da ein Jeder, der eine Ueberſicht des Pflanzenreichs nach dem jetzigen Zuſtande der Wiſſenſchaft zu erlangen wünſcht, nicht ermangeln wird, ſich das Ganze anzuſchaffen, das, wegen des eben gerühmten Vorzugs, in keiner botaniſchen Bibliothek fehlen darf. Daſs die hier dargebotenen Nachträge und Berichtigungen ſyſtematiſch und mit ſteter Beziehung auf die betreffenden Vorgänge auf einander folgen, verſteht ſich von ſelbſt. Der S. 348 beginnende *Index auctorum in hoc opere citatorum*, welcher bis S. 385 geht, giebt nicht nur ein Verzeichniſs der angezogenen Schriftſteller, ſondern auch die Titel ihrer Hauptwerke. Bald iſt das Geburtsjahr, bald das Sterbejahr, bald dieſe oder jene biographiſche Notiz beygebracht, wodurch daſſelbe als ein ſchätzbarer Beytrag zur botaniſchen Literargeſchichte betrachtet werden kann. Sind auch vielleicht hin und wieder die Vornamen mancher botaniſcher Schriftſteller, wie z. B. bey *Chaix*, der *Dominique* hieſs, ausgelaſſen und mancher andre unrichtig angegeben, wie z. B. bey *Willdenow*, wo das *Chriſtian* in *Karl* verwandelt werden muſs, ſo iſt man doch vor den ſeltſamen Verſtümmelungen in der Rechtſchreibung der Namen und den Angaben der Büchertitel geſichert, die das von *de Candolle* herausgegebene *Syſtema naturale* verunzieren und auf eine wahrhaft beluſtigende Art in der Regensburger botaniſchen Zeitung gerügt worden ſind. Der Hr. Profeſſor *Spr.* hat ſehr ſchicklich dieſe Gelegenheit benutzt, um diejenigen Freunde der Wiſſenſchaft zu nennen, deren Gefälligkeit ſeine anſehnliche Pflanzenſammlung die meiſten Bereicherungen verdankt. S. 386 ſteht, wie bey den frühern Bänden, ein *Index generum*, in welchem nicht nur die angenommenen, ſondern auch die bloſs als Synonyme betrachteten Gattungen in alphabetiſcher Ordnung auf einander folgen. Endlich beſchlieſst S. 403 ein *Appendix* dieſen letzten Band, mit der Ueberſchrift: *Henrici Schott faſciculus plantarum braſilienſium*, worin der Verfaſſer, Gärtner zu Wien, der in den Jahren 1817 und 1818 in Braſilien verweilte, 77 von ihm entdeckte braſilianiſche Pflanzen beſchreibt. Die Handſchrift war zu ſpät eingetroffen, um noch für die *Curae poſteriores* benutzt zu werden. Als neue Gattungen werden hier aufgeſtellt: *Alſeïs*, *Dimorphandra*, *Myrrhinium*, *Acosmium*, *Exoſtyles*, *Melanoxylon*, *Afera*, *Othlis*, *Daſynema* und *Peridium*. Möchten doch diejenigen, die braſilianiſche Pflanzen bekannt machen, dieſe wohlbegründeten *Genera* berückſichtigen, damit die Namenverwirrung nicht auch dieſer fruchtbaren Quelle ſich bemächtige. Dieſe Warnung erſcheint um ſo mehr zeitgemäſs, als jetzt an mehrern Orten in Europa neue braſilianiſche Gewächſe beſchrieben und mit botaniſchen Benennungen belegt werden.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1828.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Hamburg, b. Meldau: *Denkblätter der Predigten, welche in der Kirche zu St. Georg vor Hamburg gehalten sind,* von *J. W. Rautenberg,* Pastor daselbst. *Sechste* Sammlung. 1826. VIII u. 464 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

2) *Ebend.*, b. *Ebendemf.*: *Ch. S. Ulber's,* weiland Hauptpastors und Scholarchen zu St. Jacobi (soll heissen: Hauptp. zu St. Jac. u. Scholarchen) in Hamburg, Abzugs-Predigt zu Landshut und Anzugs-Predigt zu Hamburg. Neu herausgegeben von *J. W. Rautenberg*, Pastor zu St. Georg, Vorst. Hamb. 1826. 64 S. 8. (6 gGr.)

1) Wir waren entschlossen, dieser Denkblätter in unserer A. Literatur-Zeitung nicht wieder zu gedenken, da es sich mit Bestimmtheit voraussehen läfst, dafs der Vf. derselben auf der Höhe seiner vermeintlichen Infallibilität auf die Ausstellungen eines tief unter ihm stehenden Beurtheilers keine Rücksicht nehmen werde. Aber wir erfuhren, dafs ein geistreicher Lehrer der Homiletik auf einer deutschen Universität, durch frühere Anzeigen auf diese Predigtentwürfe aufmerksam gemacht, dieselben mit Erfolg benutze, um seinen Zuhörern zu zeigen, wie man *nicht predigen* solle. Da wir nun glauben, dafs auch dieser Jahrgang nicht wenig dazu geeignet ist, einen solchen *negativen* Nutzen zu gewähren, so wollen wir in aller Kürze über denselben berichten.

Herr *Rautenberg* ist diessmal in seiner Vorrede sehr bescheiden und bittet seine geliebten Leser um Nachsicht mit den Mängeln seiner Arbeit, die er auf den Grund zurückgeführt wissen will, dafs „er's noch nicht ergriffen habe," und „noch nicht vollkommen sey." Nur auf ein Lob will er nicht verzichten, nämlich „dafs er einen lebendigen (?!) Stein in den Bau unserer evangelischen Kirche füge." Wir glauben ihn aber in dieser Hinsicht völlig beruhigen zu können; er ist *in seiner Art* wirklich nicht nur nicht zurückgeschritten, sondern fortgegangen und der Vollkommenheit sehr nahe. Wir finden auch in diesem Jahrgange dieselbe starre symbolische Orthodoxie, mit Verunglimpfungen solcher, die anders denken, als er, gepaart, dasselbe theatralische Haschen nach dem Auffallenden und dem, was auf die Thränendrüsen wirkt, dieselben affectirten und oft geschmacklosen Bilder, dasselbe mystische Phrasengeklingel, wie in den früheren Geistesprodukten desselben. Zum Beweise und zur Ergetzung unserer Leser nur einige Proben:

Am Sonnt. Septuag. predigt der Vf. über den Satz: „Dafs Gott uns selig mache aus Gnaden und nicht aus Verdienst;" da geht es dann im zweyten Theile weidlich über diejenigen her, „die dawider murren," d. h. die Vernunftfreunde. Die Antwort, die seine Jünger diesen Widerwärtigen geben sollen, besteht vorzüglich darin (S. 86): „Gottes Wort lehrt einmal nicht anders," nämlich nach seiner mystischen Gnaden-Theorie. Ja er will sogar denen, die mit dem „ungesalzenen" Einwurf vortreten, jene Lehre lege den Leuten die Hände in den Schoofs und sey ein Wiegenlied für ihre Sicherheit, zur Strafe für ihr „kindisches Geschwätz die Ruthe geben." Man sieht, wie gnädig ihn Gottes Gnade stimmt. — In der Predigt am 8. Sonnt. nach Trinit.: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten" bemerkt er freylich selbst (S. 314), es sey betrübend, dafs viele Leute es bey der Neigung zu andächtiger Betrachtung und sinnender Beschauung der Offenbarung des Herrn bewenden und mit aller ihrer Frömmigkeit doch das Leben an ihrer Stelle leer und öde lassen, so dafs man schon auf ein glückliches Resipisciren des Vfs. hofft; aber noch in derselben Rede (S. 319) werden wir, mit Beziehung auf 1 Mos. 3 (man erstaune über die treffliche und treue Exegese dieser Stelle!) belehrt, „dafs der Acker *des menschlichen Herzens* von Natur nur Disteln und Dornen trage," und S. 320: „dafs die alte Natter des Hochmuths so leicht ihr Haupt wieder emporhebe und uns vorgaukele, dafs unsere belobten Werke gut seyen," u. f. w. — Am ersten Weihnachtstage wirft Hr. *R.* die Frage auf: „Wer hat ein fröhlich Weihnachtfest?" Hierauf, meint er, antworte sein Text — wir finden in demselben kein Wort davon: — „Nicht Augustus und sein Hof, sondern Maria zu Bethlehem; nicht die Obersten zu Jerusalem, sondern die Hirten auf dem Felde; nicht die Geister der Finsternifs, sondern die Engel Gottes im Himmel." Dafs Augustus keine Weihnacht gefeyert habe, glaubt jeder Hn. *R.* aufs Wort; es hätte auch wirklich mit einem Wunder zugehen müssen, wenn er es gethan; aber ihm darum vorzuwerfen, es sey bey ihm „finster und schaurig, wüste und leer; Weihnachtsgäste können es nicht aushalten in seinem Palast, da werde es ihnen grauen, wie in der Todtengruft" ist eine grosse Ungerechtigkeit gegen den Mann,

Mann, der nichts von Christo wissen konnte, oder ein allegorischer Unsinn, in den sich kein Vernünftiger finden kann. Kaum aber traut man seinen Augen, wenn man den sinnlosen Satz: Aug. feyert kein fröhlich Weihnachtfest so übertragen sieht: „Nicht die Gewaltigen und Hohen, sondern die Demüthigen und Stillen haben ein fröhl. W." Mit den Gewaltigen und Hohen aber meint der Vf. „*nicht blofs* Könige und Fürsten" (also diese sind für immer von aller Weihnachtsfreude ausgeschlossen), sondern alle die, „welche noch irgend trachten nach hohen Dingen, mit einem Worte, welche auch gern Kaiser wären, d. h. an der Stelle derer, welche durch Gold und Stand und Ansehen gewaltig sind in dieser Welt;" — eine treffliche Definition von einem Kaiser! Auf ähnliche Weise geht es in dieser ganzen Predigt fort, die übrigens mit dem erhebenden Verslein anfängt:

„Gottlob, nun ist die Weihnacht da
In Ihrer Herrlichkeit!" u. s. w.

In eine ganz eigene Verlegenheit geräth der Vf. in seiner Reformations-Predigt: „Zwey Merkmale der wahren Kirche Jesu." Da hat er Luther gelobt wegen der Freymüthigkeit, mit der er kämpfte gegen papistischen Glaubenszwang, und fährt dann mit Recht (S. 423) fort zu zeigen, das sey der Geist der Lutherischen Kirche. „Aufs Bestimmteste, sagt er, weiset sie alle Menschen-Gebote und Machtsprüche u. s. w. zurück und hält sich an das Wort des Herrn." Wie stimmt nun das mit der sonstigen Symbololatrie des Vfs.? Er sucht sich zu helfen. „Sie ist," fährt er fort, „weit entfernt, ihre Bekenntnisse zu verehren als kanonische Schriften von apostolischer Hand. Allein sie erkennt darin Zeugnisse und Regeln des Geistes Gottes aus der Schrift gezogen." Sind das etwa auch die Lehren: dafs Gewitter, Hagel, Viehsterben vom Teufel hervorgebracht werden; dafs derselbe die Luft vergifte, dem Menschen keinen Bissen Brot gönne, dem Einen den Hals breche, den Andern ersäufe, oder wahnsinnig mache; dafs die bösen Geister als Gespenster erscheinen u. dgl.? „So wenig," sagt Hr. *R.*, „sie dieselben (die Symbole) fehllos hält und ihrer Verbesserung wehren will," (nun! das ist ja, was alle Vernünftige wünschen und was auch Luther in seinem Rath, wie das Studium der Theologie zu betreiben sey, befiehlt, nämlich unsere Bücher an der heil. Schrift, wie an einem Probiersteine zu prüfen!) „so wenig duldet sie doch eine Abweichung davon oder eine Veränderung darin" (also soll es doch wieder beym Alten bleiben! Wer findet sich aus diesem Gewirre heraus!) „wenn dieselben nicht aus einem allgemein anerkannten vollkommneren Verständnifs des Wortes Gottes hervorgegangen sind." (Ach, wann wird das zu Stande kommen, so lange es noch Exegeten giebt, wie Hr. *R.* und Consorten!)

Doch wir brechen ab, um noch ein Lob über den guten und richtigen Druck, der bey solchen Predigtentwürfen seltener ist, auszusprechen. Auch mit der Orthographie des Vfs. hat man Ursache zufrieden zu seyn, bis auf die sonderbare, immer wiederkehrende Schreibart der Wörter *Hofart* und *hofärtig*, z. B. S. 18. 319. 403. Der Vf. denkt sich doch nicht etwa eine Etymologie von *Hof* und *Art?* Freylich hat *Heinsius* in seinem Wörterbuche diese Meinung, und verfährt consequenter, als Hr. *R.*, indem er *hofartig*, nicht *hofärtig* schreibt. Aber darum ist sie noch nicht die richtige. Es ist *Hoffart, hoffärtig* zu schreiben, und diefs von *hoch Fahrt*, hochfahrendem Wesen, abzuleiten. Unsere ältesten Dichter schreiben überall *Hochfahrt*. So *Friedr. von Logau* Sinnged. 1354. Vgl. *Lessings* Werke, Bd. 8. S. 178 und *Adelungs* Wörterbuch der hochdeutschen Mundart.

2) *Christian Samuel Ulber*, geb. zu Landshut in Schlesien am 26. Aug. 1714, seit 1740 Prediger und seit 1741 Senior daselbst, seit 1757 Hauptpastor der St. Jacobskirche zu Hamburg, wo er am 28. August 1776 starb, war bekanntlich ein für seine Zeit ausgezeichneter Geistlicher, der als Prediger und Dichter religiöser Lieder sich hohen und verdienten Ruhm erwarb. Nachrichten über ihn findet man in *Meusel's* Lexicon der von 1750 — 1800 verst. teutsch. Schriftsteller. XIV. S. 186; ausführlicher in: Leben und Schriften *Chr. S. Ulber's*. Hamb. 1777. 8. und in *J. O. Thiefs* Hamb. Gelehrtengesch. Bd. 2, S. 243 ff.

Hr. *R.* hat nun zwey Reden dieses Mannes hier wieder abdrucken lassen, nämlich: dessen Abschiedspredigt zu Landshut: „Die weinende Liebe bey dem Abschiede eines Lehrers aus seinem Vaterlande," so wie dessen Antrittspredigt in Hamburg: „Das schwere Herz eines Seelenhirten bey der Uebernahme einer fremden Heerde." Keine Vorrede belehrt uns über den Zweck, den er dabey gehabt. Sie sind dem Hn. Dr. *Böckel*, dem Nachfolger Klefekers, bey der Einführung in sein Amt (im Oct. 1826) mit einigen wenigen Worten zugeeignet. Wollte Hr. *R.* vielleicht dem Hn. Dr. *Böckel* dadurch die Art und Weise vorhalten, wie er sein Amt zu führen, oder ihm ein Muster in die Hände geben, wie er seine Vorträge einzurichten habe? Dann hat er, glauben wir, seinen Zweck verfehlt; denn nach Allem, was wir von diesem würdigen Gelehrten hören und lesen, scheint er uns nicht der Mann zu seyn, der Verlangen trüge, sich nach veralteten Mustern zu bequemen, sondern es scheint sein Wahlspruch zu seyn: αὐτὰρ ἐγὼν βασεῦμαι ἐμὰν ὁδόν. Es hat auch der sel. *Ulber* an Einem Nachfolger genug, und dieser ist Hr. Rautenberg selbst, wie die Vergleichung der *Ulberschen Denkzettel* (Entwürfe seiner Predigten, von denen es 18 Jahrgänge, Hamb. 1758 — 1775, giebt) und selbst der obigen beiden Reden mit Hn. *R's. Denkblättern*, in Hinsicht auf Phrasen, Anreden, Wendungen, Uebergängen, sattsam beweist. *Claus Harms* und *Ulber* sind offenbar die Muster, denen

nen Hr. R. nachstrebt. Uebrigens würde der geistreiche *Ulber*, wenn er jetzt lebte, anders predigen, er würde mit seiner Zeit fortgeschritten seyn und nicht die Ergebnisse derselben in Bezug auf Wissenschaft und verfeinerten Geschmack im Kanzelvortrage eigensinnig ignoriren, wie es Hr. *R.* thut, indem er im Jahr 1826 auf eine Predigt aufmerksam macht, worin der Redner sich mit folgenden Worten an seine neue Gemeinde wendet (S. 47): „Was sehe ich? Ein Haus voll Menschen, so eine kleine Welt vorstellet. So viele tausend Schafe, die sich um mich lagern. — — Und wie verschieden sind diese Schafe! Da sind *fette* und *magre*, starke und schwache, gesunde und kranke, blinde und lahme, alte und junge, grosse und kleine, *kluge* und *alberne, alles unter einander.* Rosensträuche und *Distelköpfe*, Edelsteine und Kieselsteine, Gold und Blei, alles treffe ich auf dem Felde an, das ich zu bauen habe."

Sollte übrigens der Herausg. noch einmal wieder daran denken, Proben der Ulberschen Beredtsamkeit neu auflegen zu lassen, so empfehlen wir ihm vor allen dazu die in *Gözens* Kanzelreden Bd. 7. S. 215 ff. befindliche Predigt: „Jesus im Munde und der Teufel im Herzen." Diese dürfte in unsern Zeiten hie und da gute Wirkung thun.

THEOLOGIE.

LEIPZIG, in Baumgärtners Buchh.: *Evangelischer Glaubensschild*, oder *vergleichende Darstellung der Unterscheidungslehren der beiden christlichen Hauptkirchen*, zur Selbstbelehrung und Befestigung in evangelischer Glaubenstreue. Von *Ludwig Sackreuter*, Freyprediger und Lehrer an der zweyten Stadtmädchenschule zu Darmstadt. Mit einem Vorworte von Dr. *Ernst Zimmermann.* (Auch mit dem Titel: *Katechismus der Unterscheidungslehren der römisch-katholischen und evangelisch-protestantischen Kirche* u. s. w.) 1827. XXIV u. 264 S. 8.

Vertraut mit dem Geiste und den Bestrebungen der römisch-katholischen Kirche, wie solche zu unserer Zeit sich offenbaren, erachtet der ehrwürdige Vorredner dieser Schrift, Hr. Dr. *Zimmermann* zu Darmstadt, es für sehr nöthig, „dem unkundigen Theile der Zeitgenossen, mehr apologetisch als polemisch, die Acten des obwaltenden Streithandels in den mannigfachsten Formen vorzulegen." Er freut sich in dieser Hinsicht der Theilnahme, womit die hierhergehörigen Schriften von *Tzschirner*, *Bretschneider*, *Otto* u. A. vom Publico aufgenommen worden sind, und macht seinen Lesern Hoffnung, dass sie bald auch von ihm eine Schrift erhalten werden, in welcher er, hauptsächlich für Theologie-Studirende, den Protestantismus und Katholicismus im Gegensatze darzustellen beabsichtigt. Durch das vorliegende, sich seines Beyfalls erfreuende Werk wünschte der Vf., der schon durch seine „kurze Geschichte der christlichen Religion und Kirche. 2te Aufl. Darmstadt 1825." rühmlichst bekannt ist, vorzüglich dem gebildeten Bürger und Landmanne, dem Volksschullehrer und den in ihren Kenntnissen schon ziemlich vorgerückten Confirmanden nützlich zu werden, und ihnen ein Buch zu geben, woraus sie sich über die abweichenden Lehren beider Kirchenparteyen selbst unterrichten und zur klaren Ansicht derselben gelangen könnten. Deshalb wählte er die katechetische Form, welche auch Hrn. Dr. *Z.* bey einer Darstellung dieser Art eigenthümliche Vortheile zu gewähren und besonders für die grosse Klasse derjenigen geeignet zu seyn scheint, welche sich über diesen Gegenstand zu belehren wünschen, ohne doch einem zusammenhängenden Vortrage die nöthige Zeit und Aufmerksamkeit widmen zu können. Als ein besonderer Vorzug dieser Schrift wird gerühmt, dass der Vf. jeden der abgehandelten Streitsätze nicht nur mit den nöthigen Schriftstellen, sondern auch mit den eigenen Worten der Bekenntnissschriften beider Parteyen belegte. — Diesem Plane gemäss, über welchen sich der Vf. selbst in einer besondern Vorrede noch ausführlicher erklärt hat, besteht die ganze Schrift, — ausser einer *Einleitung* (S. 1—18), in welcher von der christlichen Kirche und von den Glaubensbekenntniss-Schriften oder symbolischen Büchern der römisch-katholischen und der evangelisch-protestantischen, sowohl der lutherischen als der reformirten, Kirche gehandelt wird, — aus folgenden *sechs* Hauptabschnitten, mit den einem jeden untergeordneten Theilen. I. *Von der Kirche* (S. 19—79). 1) Merkmale derselben; 2) Oberhaupt der Kirche; 3) Priesterschaft und Geistlichkeit; *a.* Priesterschaft, Klerisey der katholischen Kirche; *b.* protestantische Geistlichkeit; *c.* Versammlungen der Geistlichkeit; *d.* öffentlicher Gottesdienst. II. *Von den Erkenntnissquellen des Glaubens* (S. 80—103). 1) Tradition oder ungeschriebenes Wort Gottes der katholischen Kirche; 2) Bibel oder das geschriebene Wort Gottes. III. *Von den Gegenständen der Verehrung und Anbetung* (S. 103—120). 1) Heiligenverehrung; 2) Mariendienst; 3) Bilderverehrung; 4) Reliquienverehrung. IV. *Von dem Menschen* (S. 121—147). 1) Ursprung und Fortpflanzung der Sünde (Erbsünde); 2) Einfluss der Sünde auf den Willen; 3) Befähigung zum Guten durch die Rechtfertigung; 4) Gute Werke und deren Verdienstlichkeit. V. *Von den Sakramenten* (S. 148—253). 1) Im Allgemeinen; 2) im Besondern; *a.* von der Taufe; *b.* von der Firmelung; *c.* von dem Abendmahle und der Messe; *d.* von der Busse und dahin Einschlägigem (?); *e.* von der letzten Oelung; *f.* von der Priesterweihe; *g.* von der Ehe. VI. Als *Anhang* (S. 254—264) 1) das Glaubensbekenntniss vom Papste Pius IV., oder die Norm des katholischen Religionseides; 2) das Glaubensbekenntniss der evangelisch-protestantischen Kirche, abgefasst von der evangelischen Kirchenbehörde des Grossherzogthums *Baden*, bey Gelegenheit der Grün-

Gründung der neuen evangelischen Gemeinde zu Mühlhausen und Lehmingen. (Diese beiden Actenstücke sind mitgetheilt, weil sie nach der Meinung des Vfs. zur Wiederholung des im Buche Vorgetragenen dienen können.) — Nach einer sorgfältigen Prüfung dieser Schrift bestätigt Rec. sehr gern das vom Hn. Dr. *Zimmermann* über sie gefällte Urtheil, „dass man nirgends in ihr das Bestreben verkennen werde, Klarheit und Deutlichkeit mit Gründlichkeit, Wahrheitsliebe mit Leidenschaftlosigkeit zu verbinden." Nur scheint ihm der Vf. durch das an sich sehr rühmliche Bestreben, möglichst gründlich zu verfahren, zuweilen zu einer Ausführlichkeit verleitet zu seyn, die der Erreichung seiner lobenswerthen Absichten eher hinderlich als förderlich seyn möchte. Besonders glaubt er, dass, ohne den geringsten Nachtheil für eine gründliche Behandlung, die Zahl der Fragen hie und da beträchtlich hätte vermindert werden können, wenn der Vf. überall es sich zur festen Regel gemacht hätte, bey jedem von ihm behandelten Gegenstande, zuerst die Streitfrage, mit Hinzufügung der nöthigen historischen Aufklärungen, dann die Gründe der katholischen Kirche für ihre sich auf jene beziehenden Lehren, und hierauf die Gegengründe, nach Vernunft und Schrift, wenn gleich in katechetischer Form, doch nicht durch so viele Fragen zerstückelt, wie es hier öfter geschehen ist, so kurz als möglich vorzutragen. Die Anführung der eigenen Worte aus den öffentlichen Bekenntnissschriften der Katholiken und Protestanten mag immerhin als ein dieser Schrift eigenthümlicher Vorzug betrachtet werden. Ob es aber nöthig war, zuerst die Lehren selbst, als Antworten auf die vorgelegten Fragen, darzustellen und dann, als Belege, die oft unklaren Worte der symbolischen Bücher *in extenso* abdrucken zu lassen, dürfte man in Rücksicht auf die Leser, für welche dieses Buch bestimmt ist, wohl nicht ohne Grund bezweifeln. Noch weniger, als aus den katholischen, scheinen die Anführungen aus den protestantischen Bekenntnissschriften hier immer zweckmäſsig zu seyn. War es die Absicht des Vfs., wie er in der Vorrede sagt, durch diese Schrift *die Uebereinstimmung der protestantischen mit der reinen Lehre Christi* darzuthun: wie konnte er diese Absicht dadurch zu erreichen hoffen, dass er den katholischen Bekenntnissschriften die symbolischen Bücher der protestantischen und besonders der evangelisch-lutherischen Kirche gegenüber stellte? Enthalten denn diese durchgängig eine richtige Darstellung der *reinen* Lehre Jesu? — Ausdrücklich behauptet der Vf. (§. 20), dass der Inhalt der symbolischen Bücher der Protestanten nur in so fern dem Geiste des Protestantismus angemessen ist, als er mit der Vernunft und heiligen Schrift in Uebereinstimmung steht. Dass aber eine solche Uebereinstimmung nicht allenthalben Statt findet, wird von ihm selbst an mehreren Stellen seiner Schrift, wenn nicht mit klaren Worten ausgesprochen, doch verständlich genug angedeutet, z. B. in seinen Darstellungen der Lehren von der Erbsünde, von der Rechtfertigung, von der Kraft der Taufe. — Ohne alles und jedes bemerken zu wollen, was dem Rec. minder beyfallswürdig zu seyn scheint, erlaubt sich derselbe nur noch Einiges hervorzuheben. Bey der Ausführlichkeit, womit die Lehre von der Tradition (§. 119—142) behandelt worden ist, hätten die verschiedenen Arten derselben, unter welchen man die hermeneutische vermisst, wohl mit einigen Worten erklärt werden sollen. Wenn (§. 131) gegen die Behauptungen der Katholiken über die Mängel der heiligen Schrift gesagt wird, „das, was als religiöse Wahrheit, als Richtschnur des Glaubens und Lebens allen Menschen fromme, was also auf Belehrung (?), Besserung und Beruhigung Bezug habe, sey so bestimmt, lichtvoll und vollständig in ihr vorgetragen, dass es auch der Ungelehrte leicht zu fassen, zu behalten und auf sich anzuwenden vermöge:" — so wird sich diess, mit Rücksicht auf die symbolischen Bücher der protestantischen Kirche, nur dann erweisen lassen, wenn man annimmt, dass ein groſser Theil der in diesen Büchern enthaltenen Dogmen und Bestimmungen nicht zu den in der Schrift gegründeten practischen Religionswahrheiten gehöre. — Mit Recht dürfte die katholische Kirche es für eine unrichtige Vorstellung erklären, dass sie (nach §. 132) schlieſse, „weil die Apostel schriftlich abfassten, worüber sie mündlich belehrt wurden, so finden solche mündliche Ueberlieferungen auch jetzt noch Statt, und sind auch jetzt noch nöthig." — Von der heiligen Schrift wird, in Beziehung auf die Tradition der Katholiken, §. 140 gesagt: „Als ein Buch göttlichen Ursprungs ist das darin unveränderliche Gotteswort über alle Menschensatzungen in Glaubens- und Gewissenssachen erhaben, — und darum macht uns nicht bloss unsre Vernunft, sondern auch *die Schrift selbst* das stete, treue Festhalten an ihren Lehren und Geboten zur unerläſslichen Pflicht." Werden die Gegner nicht hierin dieselbe *petitio principii* finden, die man ihnen zum Vorwurf macht, wenn sie behaupten, man müsse glauben, dass die Kirche unfehlbar sey, weil die Kirche solches lehrt? — Zuweilen vermisst man im Ausdruck die gehörige Deutlichkeit, z. B. S. 100, wo die Frage: „Warum eifert man in der katholischen Kirche so häufig gegen den freyen Gebrauch der Bibel?" — also beantwortet wird: „Vorwand hierzu musste die Schwerverständlichkeit derselben abgeben; allein der wahre Grund lag wohl nur darin, dass man die Beurtheilung vieler ihrer Lehrsätze und Gebräuche nicht nach dem Worte Gottes anstellen könne, dass solches wenigstens nicht von Jedermann geschehe." — — Aus diesen wenigen Bemerkungen dürfte sich ergeben, dass, so schätzbar das vorliegende Werk auch schon in seiner gegenwärtigen Gestalt ist, dennoch bey einer zu erwartenden zweyten Auflage, durch eine sorgfältige Revision, noch Manches zu dessen Vervollkommnung werde geschehen können.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1828.

THEOLOGIE.

Halle, in d. Buchh. d. Waisenh.: *Handbuch für christliche Religionslehrer. Zweyter* Theil. *Homiletik, Katechetik, Pastoralwissenschaft* und *Liturgik.* Von Dr. *August Hermann Niemeyer. Sechste* neu bearbeitete Auflage. 1827. I. u. 444 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Auch unter dem Titel:

Homiletik, Katechetik, Pastoralwissenschaft und *Liturgik.* Von Dr. *A. H. Niemeyer. Sechste* neu bearb. Auflage.

Gegenwärtige Anzeige kann nicht den Zweck haben, unsere Leser mit dem Inhalte eines bereits in so vielen Auflagen dem Publicum vorliegenden classischen Werks bekannt zu machen; sie wird vielmehr besonders auf dasjenige hinzuweisen suchen, was der hochverehrte Vf., ungeachtet seiner überhäuften anderweitigen Arbeiten und Geschäfte, abermals zur Verbesserung und Bereicherung dieses Werks geleistet hat, und was demselben eine neue Empfehlung giebt an das lehrbegierige Publicum, welches, noch frey von den Verirrungen der Zeit, einem unverständlichen Scholasticismus oder trübsinnigen Mysticismus, theologische Wissenschaft in klarer und praktischer Darstellung zu schätzen weiss.

Sowie der *erste* Theil dieses Handbuchs für christliche Religionslehrer, welcher die populäre und praktische Theologie enthält, in der *sechsten* Ausg. einem vieljährigen Freunde, dem bereits seitdem verstorbenen Superint. Dr. *Krehl* zu Pirna am Jubelfeste seiner funfzigjährigen Amtsführung gewidmet war, so hat der Vf. den vorliegenden *zweyten* Theil dieses Werks einem „vieljährigen bewährten Freunde, dem Hn. Conf. R. u. Prof. Dr. *Wagnitz* in Halle, am Tage der funfzigjährigen Jubelfeyer seines Predigtamts" mit einer herzlichen gehaltreichen Zuschrift als Freundesgabe dargebracht, nachdem er selbst einige Monate früher sein akademisches Jubelfest unter den glücklichsten Auspicien gefeyert hatte.

Was nun das Verhältniss dieser neuen Ausgabe zu den frühern betrifft, so ist zwar, wie auch die neue Vorrede andeutet, im Wesentlichen des Plans und der Ausführung wenig verändert, doch ist fast keine Seite ganz dieselbe geblieben, und sowohl im Ausdruck als in der Behandlung einzelner Materien Vieles bestimmter und vollständiger gefasst worden. Die bedeutendsten Abänderungen und Zusätze finden sich indess in der Homiletik und Pastoralwissenschaft. Bey vielen Materien konnte der Vf. auf die ausführlichere Behandlung derselben in seinen schätzbaren *Briefen an christliche Religionslehrer* verweisen. Ganz neu gestaltet erscheint der letzte der Liturgik gewidmete Abschnitt, der diese jedoch nur als Theorie des kirchlichen Gottesdienstes, nicht als Geschichte desselben behandelt. In der beygebrachten Literatur sind zwar manche Nachträge zu bemerken, wofür einzelne an sich nicht werthlose, aber durch bessere übertroffene Schriften mit Recht weggelassen sind, da für Anfänger von der Angabe einer zu reichen Literatur in Compendien nicht viel Nutzen zu erwarten ist; sollte indess hin und wieder eine bedeutendere Schrift vermisst werden, so wird diese in den Vorlesungen leicht nachgetragen werden können. Das Werk selbst eröffnet eine „Vorbereitende Abhandlung über den Beruf und die gegenwärtige Lage des christlichen Lehrstandes, geschrieben im J. 1794, vermehrt im J. 1807; aufs Neue durchgesehen und erweitert im J. 1827." Besonderes Interesse gewährt ein am Ende beygefügter Zusatz, der durch die neuen Erscheinungen in dem religiösen und kirchlichen Leben veranlasst wurde und der als die Stimme eines so vieljährigen kenntnissreichen und umsichtigen Beobachters die höchste Aufmerksamkeit verdient. Der Raum erlaubt uns hier nur Einiges aus demselben anzudeuten. Der Vf. verkennt keineswegs, dass bey Vielen unsrer Zeitgenossen ein lebendiges Interesse für alles Religiöse sich gezeigt, und neben der äussern Kirchlichkeit auch die innere Achtung gegen das Christenthum und seine Verkündiger sich vermehrt, dass diese nur durch einen Zusammenfluss der mannichfaltigsten Umstände und Ereignisse herbeygeführte fromme Aufregung auf den geistlichen Stand und selbst auf die Studirenden einen wohlthätigen Einfluss gehabt habe, von welchem man in der Periode der sogenannten Aufklärung, die freylich mit Unrecht von den neuern Frommen und Erweckten als eine Periode gänzlichen Unglaubens, der Ruchlosigkeit und Gottlosigkeit bezeichnet wird, noch keine Spuren wahrgenommen habe. Soll indess diese neue Regsamkeit von wahrhaft segensreichem Erfolg und von Dauer seyn, so bleibt, dem Vf. zufolge, noch Manches zu wünschen übrig; zuvörderst, dass es der evangelischen Kirche unsrer Zeit besser ergehen möge, als es

es bald nach der Periode der Reformation der Fall war, damit sie nicht aufs neue ein Kampfplatz von Streitigkeiten werde, wobey viel mehr an dogmatische Lehrsätze und Meinungen, als an das, was doch immer die Hauptsache bleibt, an das Gesinntseyn und Handeln im echten Geiste des Christenthums gedacht, ihres Hauptgebots aber, der *Liebe*, ganz vergessen werde. Mögen die Zeiten nicht wiederkehren, wo man den Werth eines Mannes und seine Würdigkeit zum Amt oft allein nach dem, was man Rechtgläubigkeit nannte, bestimmte und dadurch so oft Heucheley und charakterlose Anbequemung an die Denkart derer, von welchen Amt und Brot zu erwarten war, veranlasste, die dann, sowie sich die äussern Umstände änderten, gar bald wieder mit veränderter Maske hervortrat. Nächstdem muss der Einfluss mancher philosophischen Schulen unsrer Zeit auf die Theologie in allen ihren Theilen, namentlich auf die Behandlung und Darstellung der so einfachen und gerade durch ihre Einfachheit und Gemeinverständlichkeit so wohlthätig wirkenden Lehre des Christenthums, die Besorgniss erwecken, dass manche angehende Geistliche diese neue Weisheit aus den akademischen Hörsälen sogar in ihre kirchlichen Vorträge übertragen, wobey man alten dogmatischen Formeln einen Sinn unterlegt, der den Urhebern derselben durchaus fremd war, und jedem Uneingenommenen bey seiner auffallenden Unklarheit völlig fremd bleiben muss. In Beziehung auf den Streit zwischen rationalistischen und supernaturalistischen Ansichten, welcher letztern Vertheidiger sich neuerlich mit unwissenschaftlicher Polemik und verketzernder Unduldsamkeit haben vernehmen lassen, äussert der Vf. mit Recht, dass beiderley Ansichten bey wissenschaftlicher Consequenz nicht zu vollständiger Einigung gebracht werden können, dass aber das Leben selbst von aller Einseitigkeit eines streng abgeschlossenen Systems zurückführe und der Geistliche durch den nähern Umgang mit seinen auf so verschiedenen Stufen stehenden Gemeinegliedern die geistigen Bedürfnisse derselben und die zweckmässigste Befriedigung dieser durch einfache, fruchtbare, von aller Schulweisheit entfernte Lehre aufs beste kennen lerne. Uebrigens darf den Beobachter seiner Zeit der fortgehende Kampf in religiöser und theologischer Hinsicht um so weniger beunruhigen, da dieser ein hohes Interesse für Religion und ihre Wissenschaft an den Tag legt, und unter Leitung einer höhern Regierung bey allem Wechsel der Denkweisen das Wahre nie ganz verdunkelt ist, auch die Religion nie ihre wohlthätige Wirksamkeit völlig verloren hat. „Wenn es aber, so schliesst der Vf. diese Abhandlung, dem Unerforschlichen gefallen hat, so viele Menschen ihre eignen Wege — und welche Wege! — wandeln zu lassen, ohne dass uns die h. Schrift daran verzweifeln lässt, dass er sich einst Aller erbarmen werde; wenn selbst die Weisesten, nach dem Ausspruche des Apostels, Alles nur wie durch ein Glas, dunkel und fragmentarisch zu erkennen vermögen, wie kann man wähnen, dass es dem schwachen Menschen nur auf Einem Wege vergönnt sey, das Heil zu finden?"

In der hierauf folgenden gehaltreichen *Einleitung:* Ueber Bestimmung, Bildung und Pflichten christlicher Religionslehrer überhaupt, möchte wohl mancher Leser, der nicht das Glück hatte, den Vorlesungen des Vfs. über diess Lehrbuch beyzuwohnen, Einzelnes noch ausführlicher erörtert zu sehen wünschen, z. B. die Ideen zur Beförderung der Würde und Nützlichkeit des geistlichen Standes, welche nicht sowohl durch höhern Rang dieses Standes in der bürgerlichen Gesellschaft, wie Manche meinen, als vielmehr durch andere mit seiner Natur und seinem Wesen mehr zusammenhängende Mittel hervorgebracht werden könnte. Sehr anregend sind unter andern die hier beygebrachten Fragen: Wird nicht die schlechte Beschaffenheit so vieler Prediger hier und da recht sichtbar begünstigt? durch die oft so sehr geringe Sorgfalt bey ihrer Wahl, durch die noch allgemeinere Unzweckmässigkeit ihrer Prüfung, durch die zu wenige Aufsicht auf ihre Amtsführung, durch die vernachlässigte Versorgung der Verdienten und Würdigen im Alter? — Sind nicht sehr viele Religionslehrer in einer Lage, die alle Thätigkeit ihres Geistes in kurzer Zeit abspannen muss? Scheinen nicht viele ihrer Amtsverrichtungen mehr da zu seyn, um ihnen etwas zu thun zu geben, als sie zweckmässig und nützlich zu beschäftigen? Sind die Vorgesetzten der Prediger in einer solchen Lage, dass sie ihre Bestimmung recht erfüllen können? Sind sie nicht oft nur die Handlanger der Consistorien? Können ihre Kirchenvisitationen den Hauptzweck erfüllen? — Würden nicht häufigere Zusammenkünfte und Synoden der Prediger eines Sprengels zu jenem wichtigen, auf Geistesbildung und Amtsführung gehenden Zweck von weit wohlthätigerm Einfluss seyn? — Ist es verantwortlich, ganze oft grosse Gemeinen, ja nicht selten eine ganze Generation unter der *alleinigen* Leitung eines Mannes zu lassen, den Jedermann als unwissend und sein Amt entehrend kennt, der aber klug genug ist, Excesse zu vermeiden, die Absetzung zur Folge haben könnten? (S. 15.)

Der *erste* Haupttheil umfasst die Theorie des *homiletischen* und *katechetischen* Religionsunterrichts, letztere in beschränkterm Umfange, da es bey der Katechetik weniger auf vervielfältigte Regeln, als auf praktische Anleitung und Uebung ankommt, die leider nur zu häufig vermisst wird. Ohne hier in das Einzelne einzugehen und die häufigen Nachbesserungen namhaft zu machen, bemerken wir nur, dass der Vf. auch bey den hier gegebenen Anweisungen von dem früher durch ihn bewährten Grundsatze, vermittelst des Verstandes auf das Herz zu wirken, nicht abgewichen ist. Da neuerlich von frommen Eiferern die Behauptung aufgestellt worden, dass Glaube an die auffallendsten von ihnen vertheidigten angeblich christlichen positiven Lehren lediglich von dem Willen eines jeden Hörers abhange und dass Verwerfung derselben bloss Werk des bösen Willens sey,

ſey, ſo hätte Rec. noch eine beſondre Zurückweiſung jenes Wahns hier beygebracht zu ſehen gewünſcht. Sehr beachtungswerth iſt, was der Vf. am Schluſſe dieſes Abſchnitts zur Empfehlung der in neuern Zeiten oft ſo ſehr vernachläſſigten Katechiſirkunſt ſagt, da die Erfahrung lehrt, daſs es weit mehr gute und fertige Prediger, als geſchickte Katecheten giebt, und es weit leichter iſt, ſich auf einen Vortrag als auf ein Geſpräch vorzubereiten. Die Hauptaufgabe jener gar nicht leichten Kunſt bleibt immer, ſich ſcheinbar von den Ideen der Schüler leiten zu laſſen, und dennoch den Faden nie aus der Hand zu verlieren, um nicht in ein planloſes Geſchwätz zu verfallen. Das bloſse Unterrichten in alten oder neuen Sprachen, Geſchichte u. ſ. w. iſt noch keine hinreichende Vorübung.

Der *zweyte* Haupttheil handelt von den Pflichten des Predigers in den allgemeinen und beſondern Verhältniſſen ſeiner Gemeine, oder von der *Paſtoralwiſſenſchaft*. Daſs der Vf. von dem Inbegriff derſelben die *Caſuiſtik* oder Lehre von den Gewiſſensfällen ausgeſchloſſen hat, wird man nicht miſsbilligen können, wenn man bedenkt, daſs es weit vortheilhafter iſt, auf allgemeine Grundſätze des weiſen und gewiſſenhaften Verhaltens zu denken und daran die Urtheilskraft zu üben, um jene nach den verſchiedenen Fällen zu modificiren, als für jeden einzelnen Fall eigne Geſetze zu ſchreiben. Es geſchieht nur zu leicht, daſs der, welcher immer Andre für ſich denken läſst, durch die Aehnlichkeit der Fälle getäuſcht wird, während geübter Wahrheitsſinn und reiche Menſchenkenntniſs weit ſichrer leiten. Dagegen wäre ſehr zu wünſchen geweſen, daſs der Vf. einen Abriſs des Kirchenrechts, welcher ſonſt mit der Paſtoralwiſſenſchaft verbunden zu werden pflegte, nicht gänzlich von ſeinem Plane ausgeſchloſſen hätte, da derſelbe aus dem reichen Schatze ſeiner vielſeitigen Kenntniſſe und Erfahrungen über manche neuerlich in Anregung gebrachte kirchenrechtliche Gegenſtände ein ſehr willkommnes Licht zu verbreiten im Stande geweſen wäre. Von den vielen in dieſem *zweyten* Haupttheile abgehandelten Materialien kann Rec. nur Einiges als beſonders zeitgemäſs hier andeuten: „Beruf zum Predigtamt", wo das Vorurtheil von einem beſondern göttlichen innern Rufe zu einem geiſtlichen Amte, ſo wie das myſtiſche und heuchleriſche Geſchwätz von einem ſolchen in Antritts- oder Abſchiedspredigten gerügt wird, während doch Jedermann die ſo ſehr menſchlichen und irdiſchen Abſichten und Mittel kennt, die dabey mehr als alle Rückſicht auf Gottes Willen vorgewaltet haben; „Erhaltung der Achtung und des Vertrauens während der Führung des Predigtamts durch Unbeſcholtenheit und das Muſterhafte des ganzen, ſowohl häuslichen als öffentlichen Lebens"; „Vorſichtigkeit in der Theilnahme an geſellſchaftlichen Vergnügungen." Da dem Geiſtlichen hiebey auch die Meinung der Schwächern nicht gleichgültig ſeyn darf, ſo konnte die Theilnahme deſſelben am Tanz und Spiel gar nicht, am Schauſpiel nur in manchen Fällen und Verhältniſſen, zuläſſig gefunden werden. „Unmittelbare Seelſorge", deren Schwierigkeiten keineswegs alle Annäherung und weiſe Einwirkung auf einzelne Gemeineglieder hemmen ſollten. Unter den „Bewahrungs- und Förderungsmitteln der Sittlichkeit und Frömmigkeit" werden auch Erbauungsſtunden und fromme Vereine berückſichtigt. So wenig es für den Geiſtlichen rathſam iſt, wie neuerlich ſelbſt von jüngern geiſtlichen Eiferern berichtet wird, ſich in die Zuſammenkünfte der untern Stände in Trink-, Wirths- und Tanzhäuſern einzudrängen und dort mit ſehr zweydeutigem Erfolge ein geſtrenges Cenſoramt zu üben, oder die Anweſenden ſelbſt fortzutreiben, ſo wenig darf er doch ſogenannten Erbauungsſtunden und Conventikeln ſeine nähere Aufmerkſamkeit entziehen, beſonders ſeitdem ſie in den neueſten Zeiten zu den furchtbarſten Verirrungen Anlaſs gegeben haben. Wenn gleich der Vf. auch jene Vereine mit ſeiner bekannten Milde beurtheilt, ſo verkennt er doch nicht: Schon in der Abſonderung liege eine Verſuchung zu geiſtlichem Stolz und Einbildung auf eine beſondre Heiligkeit, und daher, wenn nicht zu Geringſchätzung und harter Verdammung, doch zum mitleidigen Beſeufzen derer, die nicht Theil nehmen mögen, oder nicht dieſelbe fromme Sprache führen, und deren heitere Frömmigkeit von allem düſtern Weſen und allem äuſsern Schein frey iſt, häufig auch zu einem leeren geiſtlichen Geſchwätz, das bey Mangel an Klarheit und richtigem Urtheil über den Sinn der h. Schrift nicht ausbleiben kann. „Wenn aber gar Ueberſpannung und Ueberreizung der Gefühle zum herrſchenden Ton wird, ſo iſt erfahrungsmäſsig keine Schwärmerey ſo groſs, daſs ſie nicht darin Heerd und Nahrung finden ſollte." (S. 302.) Im Folgenden wird ſehr zeitgemäſs auch darauf aufmerkſam gemacht, was der Prediger in Beziehung auf die Wirkſamkeit der Bibel- und Tractatengeſellſchaften zu beobachten hat, um Aberglauben und Schwärmerey zu verhüten. Mit Uebergehung deſſen, was über das Verhalten des chriſtlichen Lehrers gegen einzelne Claſſen und Glieder ſeiner Gemeine treffend bemerkt iſt, wenden wir uns zu dem *dritten* Haupttheile des Ganzen, der Liturgik, oder der Lehre von dem Verhalten des Predigers bey der Leitung und Verwaltung des öffentlichen Gottesdienſtes, um ſie auf einzelne für die gegenwärtigen kirchlichen Verhältniſſe höchſt wichtige Ausſprüche des Vfs. hinzuweiſen. Da die Form des chriſtlichen Cultus nicht auf poſitiven Vorſchriften Chriſti beruht, auch ſeine erſten Schüler mehr nur gelegentlich, als durch vollſtändige Statuten, wie es gerade die Verhältniſſe der erſten Gemeinen mit ſich brachten, etwas darüber verordnet haben, ſo kann das Grundprincip der chriſtlichen Gottesverehrung kein anderes ſeyn, als das in jener Lehre auf das deutlichſte ausgeſprochene, daſs Gott, der ein Geiſt iſt, nur auf eine geiſtige Weiſe, die alle Beziehung auf eine körperliche Natur ausſchlieſst, verehrt werden könne (Joh. 4, 24.), und daſs derſelbe, als der Urheber aller Din-

Dinge, über alle Bedürfnisse menschlicher Dienstleistung erhaben sey (Apostg. 17, 24. 25.); und so kann die äussere Gottesverehrung nur die Bestimmung haben, theils die Lehre Christi, als den allervollkommensten Unterricht von Gott und seinem Willen, unter seinen Bekennern zu erhalten und zu vermehren, theils die innere Religiosität auf die würdigste Weise auszudrücken und zu nähren. Nach diesem allein richtigen Grundsatze gehört es nun auch zu den Vorzügen des protestantischen Gottesdienstes, dass bey der äussern Gottesverehrung der Predigt die erste Stelle eingeräumt werde. Soll indess ihre Wirkung dieser entsprechen, so bleibt unter andern zu wünschen, dass grössere Mannichfaltigkeit in den Formen, besonders der sonntäglichen Vorträge, mehr Unabhängigkeit von den stehenden Texten eintrete, dass zu lange (und oft sehr unbehaltsam eingekleidete) Predigten vermieden werden. Hat doch schon Luther ernstlich gewarnt, „die Zuhörer nicht zu martern und aufzuhalten mit langen Predigten." Dessen ungeachtet sollte nicht jeder Predigt ein bestimmtes, nie zu überschreitendes Zeitmaass vorgeschrieben werden. (S. 371 f.) In der Abhandlung über den Kirchengesang ist besonders beherzigungswerth, was der Vf. über die Auswahl geistlicher Lieder, auch zum Behuf eines neuen Gesangbuchs, sagt, da man sich gerade gegenwärtig darin zu gefallen scheint, ganz veraltete geschmacklose Lieder, in denen die schwärmerischste Mystik bis zum anstössigsten Unsinn gesteigert wird, vor andern hervorzuheben. Bey dem Altar- und Chorgesang wird nicht unerwähnt gelassen, wie wenig der Hauptzweck allgemeiner Verständlichkeit und Erbaulichkeit dabey erreicht werde, besonders bey erstem, wenn der Geistliche aller Stimme und Fertigkeit im Gesange ermangelt und mit üblich gewordener Unschicklichkeit beym Singen der Gemeine den Rücken zukehrt. Auch was der Vf. im Folgenden über Verwaltung der Sacramente, Verbindung kirchlicher Handlungen und Gebräuche mit wichtigen Ereignissen im Menschenleben —, Würde des äussern Gottesdienstes und andere hierher gehörende Gegenstände beybringt, enthält so viel Wahres und zeitgemäss Wichtiges, dass Rec. ungern sich versagt, Mehreres davon hier anzudeuten, um noch einigen Raum für die „Schlussbemerkung über liturgische Abänderung des Bestehenden" übrig zu behalten. Nicht nur der Inhalt des N. T., sondern auch die Bekenntnissschriften der evang. Kirche gestehen ihren Vorständen das Recht zu, nach den veränderten Zeitumständen und localen Bedürfnissen der Gemeine zweckmässige Verbesserungen im öffentlichen Gottesdienste zu bewirken. „Sie machen es ihnen selbst zur Pflicht, die Gemeineglieder durch mittelbare oder unmittelbare Theilnahme daran zu dem Bessern geneigt zu machen. Auch haben die weisesten und kräftigsten Regenten diess stets anerkannt und nie ein unbedingtes Zwangsrecht bey liturgischen Einrichtungen oder Abänderungen verlangt" (wiewohl noch neuerlich unwissenschaftliche Eiferer jenen ein solches fälschlich zu vindiciren gesucht haben). — Auch da, wo man einzelnen Geistlichen die Befugniss zugestehen würde, zweckmässige Abänderungen zu machen, würden sie sich doch zu hüten haben, einen zu grossen Werth, sey es auf alte oder neue Formen der Agenden zu legen, da diess bald zu einem eigensinnigen Widerstreben, bald zu einer tadelhaften Neuerungssucht führt, und mit der wirklichen nicht bloss eingebildeten Wichtigkeit der Sache für den grössten Theil der Zuhörer in keinem Verhältniss steht. — Bey den Anstalten des kirchlichen Gottesdienstes glaubt Jeder aus dem Volk eine Stimme zu haben, und diese muss um der Erhaltung der so kostbaren Denk- und Gewissensfreyheit willen gerade von den Lehrern des Volks am ersten geachtet werden. — Die Abspannung, oft selbst körperliche Ermüdung und die daraus entstehende Unaufmerksamkeit und Gleichgültigkeit tritt unstreitig da am ersten ein, wo sich gewisse stehende liturgische Formulare immer und immer wiederholen. Die überschätzte *englische Liturgie* ist der beste Beweis davon, wie eine solche bey Vielen ein ganz todter Mechanismus wird und daneben die Zeit für den Gesang und die Predigt so sehr verkürzt. Wie leicht ein bewährter und geliebter Geistlicher unter dem Schutze einer weisen Regierung Missbräuche abzuschaffen vermöge, zeigt das Beyspiel des ehrwürdigen *A. H. Franke*, der schon im Febr. 1699 von dem Exorcismus an *Spener* schrieb: Diesen Todten haben wir in der Stille beygesetzt. — Wir beschliessen diese Anzeige mit dem innigen Wunsche, den gewiss jeder unterrichtete Leser mit uns theilen wird, dass der ehrwürdige Vf. bey seinen so vielseitigen seltenen Verdiensten auch ferner mit jugendlicher Kraft bis zur spätesten Lebensfrist seine schriftstellerischen so verdienstvollen Leistungen fortsetzen möge.

NEUE AUFLAGE.

Erfurt, in d. Keyser. Buchh.: *Lehrbuch der Geographie.* Auf Befehl Sr. Königl. Hoheit des Prinzen August von Preussen *zunächst als Grundlage für den Unterricht in den Brigadeschulen der Königl. Preuss. Artillerie* bearbeitet von *Wilhelm Meineke*, Premier-Lieutenant u. s. w. *Zweyte*, umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. 1827. *Erste* Abth. XVII u. 268 und *zweyte* Abth. 534 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gGr.) (Siehe die Recens. A. L. Z. 1825. Nr. 149.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1828.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

London: *Lectures on the operative surgery of the eye:* being the substance of that part of the authors course of lectures on the principles and practice of surgery, which relates to the diseases of that organ. By *G. J. Guthrie.* 1823. 523 eng gedruckte S. 8.

Die Veranlassung zur Herausgabe dieser Vorlesungen über die an den Augen vorkommenden Operationen war, wie der Vf. in der Vorrede sagt, der Wunsch seiner Zuhörer, ein Werk zu besitzen, welches sie in vorkommenden Fällen zu Rathe ziehen könnten, um daraus die Ansichten mehrerer Aerzte über einen Gegenstand kennen zu lernen, was aus den meisten englischen Werken über Augenheilkunde, die nur dasjenige berühren, was nach Ueberzeugung des Verfassers selbst das Empfehlenswertheste ist, nicht möglich wird. Dieser Wunsch kann, wenn vielleicht *Travers's* Werk theilweise ausgenommen wird, als ein sehr gerechter angesehen werden, und es verdient daher auch die Erfüllung desselben von Seiten des Vfs. alles Lob. Die Uebersetzung des *Weller'schen* Werks über Augenheilkunde hätte dem Bedürfnifs abhelfen können, wenn sie nicht durch die unpassende Form, in welcher sie erschien, den Engländern zum Theil unbrauchbar oder doch wenigstens ihr Gebrauch erschwert worden wäre. Erfreulich muss es uns Deutschen seyn, in einem Werke, welches einer der ausgezeichnetsten Wundärzte Englands als ein Bedürfniss seines Vaterlandes ansieht, vorzüglich *deutschen* Fleiss und deutsche Erfahrung benutzt zu finden; woraus aber auch von der andern Seite hervorgeht, dass dieses seinen Zweck rühmlichst erfüllende Werk für Deutschland nicht so allgemeines Interesse haben kann, als man vorher, bey der blossen Ankündigung eines Werks über Augenheilkunde von Hn. *Guthrie*, erwartet hatte; weshalb auch eine deutsche Buchhandlung, welche sich durch Herausgabe zahlreicher Uebersetzungen ausländischer Schriftchen auszeichnet, keine Uebersetzung vorliegenden Werks gab, ungeachtet sie schon vor Erscheinung des Originals eine angekündigt hatte, um wenigstens jeder andern diese Gelegenheit zu rauben. Die getäuschte Hoffnung, gleichzeitig die Uebersetzung mit benutzen zu können, ist auch der Grund, warum Rec. so spät an die Anzeige dieses Werks gekommen ist, welches in England mit grossem Beyfalle aufgenommen wurde, und von dem unter andern *Melin* sagt: es sey umfassend, enthalte Alles, was für einen Operateur zu wissen nöthig sey, und solle von jedem Wundarzte, der Glück in seinen Operationen zu haben wünscht, studirt werden.

Die Lage der Theile hat Hr. *G.* zum ordnenden Princip gewählt, und handelt daher zuerst von den Krankheiten der Augenlieder, dann der *Conjunctiva* u. s. w. mit Ausschluss derjenigen, die keine manuelle Hülfe erfordern, welche letztern er in einem eignen Werke zu beschreiben verspricht, sobald er ein andres über die Krankheiten der Harnröhre beendet haben wird. Bisjetzt ist es, soviel Rec. bekannt, noch nicht erschienen.

Das *erste* Kapitel handelt von der *Einwärtskehrung der Augenlieder* und kann einem, der die Ansichten der englischen Augenärzte überhaupt darüber nicht kennt, wohl ein Werk ziemlich verleiden, welches mit folgender sich und der Natur widersprechenden Definition anhebt: „Diese Krankheit (die Einwärtskehrung der Augenlieder) besteht in einer Einwärtskehrung oder falschen Richtung einer oder mehrerer Augenwimpern" u. s. w. Hr. *G.* scheint hierbey gänzlich unbeachtet gelassen zu haben, dass Einwärtskehrung der Wimpern, welche man gewöhnlich mit dem Namen *Trichiasis* belegt, auch ohne Einwärtskehrung der Augenlieder vorkommen kann, mithin, wie es auch von Vielen geschieht, als eine eigenthümliche Augenkrankheit zu betrachten ist. Schon aus dem Angeführten geht hervor, dass es keineswegs im Allgemeinen gegründet ist, dass die Alten die Krankheit, wenn sie nur theilweise Statt gefunden hatte, *Trichiasis* oder *Trichosis* genannt hätten; *Distichiasis* hingegen, wenn sich eine doppelte Wimperreihe gebildet hätte, was doch wohl dann nur geschah, wenn die eine der beiden Reihen eine Richtung gegen den Augapfel genommen hatte. Endlich soll man sie *Ptosis* genannt haben, wenn sie von Erschlaffung des Augenlieds herrührte. Man nannte aber nur den Vorfall des Augenlieds so, keineswegs die bisweilen daraus entstehende Einwärtskehrung desselben. Es liesse sich noch Manches hierbey erinnern, wenn Rec. nicht fürchten müsste, für Deutsche zu bekannte Sachen zu sagen. Die Schilderung der Symptome des *Entropium* und der *Trichiasis*, von welchen vereint Hr. *G.* eigentlich spricht, indem er sie nicht von einander unterscheidet, ist vorzüglich; nur sind einige dabey angeführt, welche von gleichzeitig vorhandenen andern Krankheiten herrühren, und daher durch eine

eine Verweisung hätten entbehrt werden können. Fast alle bekannten Methoden werden in ziemlich chronologischer Ordnung aufgeführt, vorzüglich aber die *Jäger's*, wie sie in *Hosp's* Dissertation beschrieben ist, ausführlich dargestellt. Die angeführten zwey Krankengeschichten, die drey Seiten füllen, hätten bey einem Werke dieser Art, obwohl sie sehr bemerkenswerth sind, wenigstens abgekürzt werden sollen. Unbegreiflich ist es Rec., wie *G.*, bey einer anscheinend so genauen Kenntniss der *Jäger-schen* Methode, unmittelbar darauf sagen kann, dass er sie von der *Saunder'schen* nicht unterscheiden könne, welche er auf der folgenden Seite beschreibt, und gleich der *Jäger'schen*, wegen der entstehenden Deformität und unvollständigen Heilung verwirft. Die entstehende Verunstaltung ist aber nach *Jäger's* Methode oft sehr unbedeutend, während sie es nach der viel schwerer ausführbaren *Saunder'schen* allemal ist, und die Heilung nach *Jäger* ist stets vollständig, sobald bloss *Trichiasis* vorhanden ist, gegen welche die Abtragung des Wimperrandes vorzüglich empfohlen, nicht sowohl gegen *Entropium*, welches *G.*, wie im Eingange gezeigt wurde, mit diesem Uebel verwechselt. Nach deutlicher Beschreibung der Methoden *Crampton's* und *Helling's*, welche *G.* als in vielen Fällen ebenfalls unzulänglich erkennt, giebt er sein Verfahren an, nach welchem die leichtesten sowohl als die schwersten Fälle dieser Krankheit, die seit Hippokrates ein *opprobrium chirurgorum* gewesen sey, mit Sicherheit geheilt werden könne. Es ist, wie er selbst angiebt, eine Abänderung des *Crampton'schen*, von dem es sich wesentlich nur durch die Grösse und Stelle der Schnitte unterscheidet. Besonders ist es, wie Rec., der Hn. *G.* selbst operiren sah, bestätigen kann, am untern Augenliede leicht ausführbar, und wird daselbst von *G.* auch in den leichtesten Fällen vorgenommen, was jedoch nicht zu billigen ist. Ueberhaupt erfährt man von Hn. *G.* zu wenig, wie man sich bey leichten Graden des Uebels verhalten soll, und durch die unglückliche Verwechselung der *Trichiasis* mit dem *Entropium* entsteht mannichfaches Dunkel.

Das *zweyte* Kapitel, welches von der *Erschlaffung des obern Augenliedes* handelt, enthält nichts Bemerkenswerthes, als etwa die angehängten Krankheitsfälle, welche sehr wohl zur Erläuterung der verschiednen Ursachen des Uebels geeignet sind.

Die *Auswärtskehrung der Augenlieder*, der *G.* das *dritte* Kapitel widmet, giebt ebenfalls eine Würdigung der wichtigsten Ansichten über die Entstehung und Heilung dieses Uebels. Den Ursachen zufolge glaubt *G.* folgende vier Arten desselben annehmen zu müssen: 1) Eine von chronischer Entzündung abhängige, wobey zugleich Zusammenziehung der Haut und der Bedeckungen des Augenliedes zugegen wäre; aber ohne vorhandne Narbe. 2) Eine von hitziger Entzündung abhängige oder unmittelbar auf sie folgende, mit Erschlaffung und Geschwulst der *Conjunctiva*. 3) Eine durch Zusammenziehung der äussern Haut in Folge einer Narbe auf oder in der unmittelbaren Nähe des Augenlieds. 4) Eine durch Lähmung bedingte. Rec. glaubt, dass es unrecht sey, bey den beiden ersten Graden so sehr auf die Entzündung Rücksicht zu nehmen, da sie auch bisweilen unabhängig von derselben vorkommen; auch wäre wohl noch diejenige Art anzuführen gewesen, welche bey alten Personen in Folge von Zerfressung der *Commissuren* der Augenlieder entsteht. Uebrigens ist in diesem Kapitel wenig Eigenthümliches enthalten; Ausschneidung eines dreyeckigen Stücks aus dem Augenliede oder der wuchernden Conjunctiva und Aetzung derselben werden als die kräftigsten Heilmethoden empfohlen. Mit Unrecht übergeht *G.* die Angabe, ob bey der Heftung der Augenlieder nach Ausschneidung des dreyeckigen Stücks das ganze Augenlied durchstochen werden solle, oder nur die äussere Haut, oder diese und der Knorpel, und ob aus einem oder dem andern Verfahren Nachtheil entstehe, der gewiss von vielen Aerzten von Durchstechung des Knorpels gefürchtet werden dürfte. Auswärtskehrung des obern Augenlieds beobachtete der Vf. seltner. Sie soll von den Griechen *Lagophthalmos* genannt werden. Rec. enthält sich vor der Hand des Urtheils, ob diess der Fall sey, muss aber vor dem Gebrauche des Worts in dieser Bedeutung warnen, da man ihm jetzt eine andre beygelegt hat, nämlich um Verkürzung des obern Augenlieds ohne gleichzeitige Auswärtskehrung damit zu bezeichnen. Aus dieser Verwechselung mag es wohl auch herzuleiten seyn, dass *G.* das wahre Hasenauge, welches in vielen Fällen einer chirurgischen Behandlung recht wohl fähig ist, nur nebenbey erwähnt und unbegreiflicher Weise mit *Ectropium* verwechselt.

Der Betrachtung der *Verwachsung der Augenliedränder unter sich* und der *Augenlieder mit dem Augapfel* schenkt der Vf. eine verhältnissmässig nur kurze Betrachtung, vielleicht schon deshalb, weil er vermuthet, sie entstehe niemals in Folge von Krankheit, sondern sey nur als ein angebornes Uebel zu betrachten. Vollkommne Verwachsung soll nach ihm niemals vorkommen, sondern nur theilweise, indem wenigstens an dem einen Winkel eine Oeffnung zu Einführung einer Sonde gefunden werde; er tadelt daher *Beer's* Eintheilung des Uebels in *perfectum* und *imperfectum*. Rec. kann aus eigner Erfahrung nicht über die letztere Behauptung entscheiden; theilweise Verwachsung der Augenlieder von den Winkeln ausgehend, in Folge suppurativer Entzündung hatte er aber selbst zu beobachten Gelegenheit, und kann daher der erstern Behauptung des Vfs. nicht beytreten; in der That führt er auch bald darauf selbst ähnliche Fälle an und widerspricht so seinen eignen Behauptungen, wenn man nicht annehmen will, er habe vorher von dem *Anchyloblepharon perfectum* gesprochen, dessen Existenz er jedoch, wie eben erwähnt wurde, in Zweifel zieht. Das *Symblepharon* hält er, wie das *Anchyloblepharon*, für unheilbar, sobald es nicht bloss dünne Streifchen sind, welche den Augapfel mit den Augenliedern verbinden. Das Verfahren *Himly's* scheint ihm unbekannt geblieben zu seyn, er würde sonst eine nicht

nicht ſo ganz ungünſtige Prognoſe geſtellt haben. — Ueber *die Wunden der Augenlieder*. — Ueber *die Geſchwülſte an denſelben*. — *Encanthis*. — Das *Pterygium* beobachtete der Vf., übereinſtimmend mit *Fabricius*, *Hildanus* und *Scarpa*, ſtets von dreyeckiger Geſtalt, was jedoch den Beobachtungen des Rec. widerſpricht, der auch bandförmige ſahe, die ſowohl hinſichtlich ihrer Structur als Anheftung an die *Sclerotica* völlig mit gewöhnlichen Pterygien übereinkamen. Die gänzliche Lostrennung groſser Flügelfelle, wie *Beer* ſo oft that, billigt er nicht, da er, wie ſchon *Scarpa*, daraus bisweilen Narben entſtehen ſahe, welche die Bewegung des Augapfels hinderten; er räth daher, das *Pterygium* in einer Entfernung von 2 Linien von der Hornhaut zu durchſchneiden, und von da aus nach der Hornhaut zu, loszutrennen. Ueber die Urſachen erfahren wir nichts, nur ſo viel glaubt der Vf. ſeiner vielfachen Erfahrung nach verſichern zu können, daſs chroniſche Augenentzündung nicht Veranlaſſung dazu giebt. Am Schluſſe dieſes Abſchnitts werden noch die *Papulae malignae Beer's* erwähnt, die Hr. *G.* gleich Rec. nie zu beobachten Gelegenheit hatte, und endlich eine Art fleiſchige oder knorpliche Geſchwülſte, welche im Zellgewebe unter der *Conjunctiva* entſtehen, und ſobald als möglich mittelſt der Operation entfernt werden ſollten. — Ueber die *Entfernung fremder Körper* aus dem Auge und die Behandlung *der Wunden des Auges* wird nichts Neues beygebracht. Der folgende Abſchnitt *von den Geſchwülſten in der Augenhöhle* und *der Hervortreibung des Augapfels* enthält auſser einer recht guten, aus eigner Erfahrung gegebnen Darſtellung des Bekannten einen intereſſanten Fall von Aneurisma beider Augenarterien, welcher tödtlich endete. Krankheiten der Thränendrüſe betrachtet *G.* als verhältniſsmäſsig ſehr ſelten, und führt, dieſs zu beweiſen, die Meinungen vieler ſehr ausgezeichneter Wundärzte an Er ſelbſt beobachtete unter 7000 Augenkranken aller Art nur einen Fall von Vereiterung der Thränendrüſe. Gegen mancher Aerzte Behauptung iſt er der Meinung, daſs Scirrhus der Thränendrüſe ohne allgemeinen Scirrhus des Auges vorkommen könne, und führt zum Belege zwey Fälle an, welche *Todd* und *O'Beirne* beobachteten, in denen gleichzeitig ein zweckmäſsiges Verfahren angegeben wird, die *Exſtirpation* der ſcirrhöſen Drüſe zu bewerkſtelligen.

Das *Staphyloma* iſt nach *G.* eine Hervortreibung des vordern Theils des Auges, vorzüglich der *Cornea*, welche ſich dabey verdunkelt. Die Urſache beſteht nach ihm in heftiger Entzündung, ohne weiter auf eine Erklärung des nähern Vorgangs einzugehen, was auch vielleicht bey dem jetzigen Zuſtande unſers Wiſſens am zweckmäſsigſten war, da die bis jetzt damit gemachten Verſuche nur gar zu ſehr ihre Unſtatthaftigkeit beurkunden. So viel Rec. Staphylome zu beobachten Gelegenheit hatte, ſo waren ſie alle unter acuten Augenentzündungen, namentlich ſogenannten purulenten entſtanden. Das durchſichtige Staphylom ſcheint *G.* ganz überſehen zu haben. Die gröſsere Häufigkeit des Staphyloms im kindlichen Alter leugnet er, und glaubt, daſs die gröſsere Dicke der Hornhaut um dieſe Zeit eher ein Schutzmittel gegen das Staphylom ſeyn müſſe; vielmehr ſucht er das ſonſt häufige Vorkommen des Uebels durch die Blattern zu erklären, die, vor Einführung der Vaccine, vorzüglich Kinder befielen oder ihnen eingeimpft wurden. Rec. begreift nicht, wie die zwar dickere, aber auch ſchwammigere und weichere, der *Iris* näher liegende Hornhaut mehr Widerſtand leiſten ſoll, als eine feſtere, härtere und von der *Iris* entferntere, was überhaupt auch mit der täglichen Erfahrung nicht übereinzuſtimmen ſcheint; hierzu kommt noch, daſs purulente Augenentzündungen, die *G.* ſelbſt als den häufigſten Grund des Uebels anſieht, bey Kindern verhältniſsmäſsig am öfterſten vorkommen, wenn wir die in den letztern Kriegen epidemiſch herrſchenden Augenentzündungen im Militär abrechnen wollen, die doch allem Anſcheine nach immer mehr und mehr verſchwinden werden. In Folge bloſser adhäſiver Entzündung glaubt *G.* nicht, daſs Zuſammenhängungen der *Iris* und *Cornea* entſtehen können, ſondern daſs allemal Ulceration dazu erforderlich ſey, wenigſtens will er dieſs jedesmal beobachtet haben bey den vielen Fällen, die er nach der ſogenannten ägyptiſchen Lungenentzündung zu beobachten Gelegenheit hatte. Die gröſsere Dicke der Staphylome bey Kindern leitet *G.* daher, daſs die Hornhaut ſich bey ihnen weit leichter wieder erſetze, während die Wiederaufſaugung durch die Verwachſung der *Iris* mit der Hornhaut vermindert werde, bemerkt jedoch ſelbſt, daſs dieſe Erklärungsweiſe manche Zweifel zulaſſe. Was *G.* über coniſches Hornhautſtaphylom ſagt, zeigt, daſs er es mit der ſogenannten coniſchen Hornhaut (*conical cornea*) verwechſelt, welche jedoch eine davon weit verſchiedne Krankheit iſt. Deſſen ungeachtet hat er gewiſs darin Recht, daſs er die zur Bildung coniſcher Staphylome in Deutſchland gewöhnlich angenommenen nähern Bedingungen als unſtatthaft betrachtet. Die Anſichten *v. Walther's* und *Beck's* über dieſen Gegenſtand ſcheinen ihm unbekannt geblieben zu ſeyn. Zur Beſeitigung der Krankheit empfiehlt er entweder Aetzmittel, oder den Schnitt. Die Benutzung der erſtern nach ſeiner Methode ſcheint Rec. in manchen Fällen alle Beachtung zu verdienen, da ſie von der *Richter's* abweicht, indem der Höllenſtein ſo lange auf die Hornhaut gehalten werden ſoll, bis Durchbohrung derſelben erfolgt. Von *Richter's* angeführtem Aufſatze über das Staphylom hatte *G.* wenigſtens S. 121 u. 124 nicht ſelbſt geleſen, da er *Scarpa* tadelt, ihn miſsverſtanden zu haben, was vielmehr mit unſerm Vf. der Fall iſt. Ebenſo ſcheint dem Rec. die Vorſchrift etwas unbeſtimmt, daſs man bey kugeligen Staphylomen, welche mit andern Augenübeln nicht complicirt ſind, nur ſo viel wegſchneiden ſolle, als nöthig iſt, daſs ſich die Augenlieder gehörig ſchlieſsen können, denn es wird in den mehreſten Fällen nicht nachtheilig werden, etwas mehr hinwegzunehmen, während man, wenn dieſs zu wenig geſchah, oft die Operation nach Verlauf einiger Zeit wiederholen muſste, wie dieſs z. B. von der des *Celſus* und *Scarpa* bekannt iſt. — Ueber *die Ausrottung*

des

des *Augapfels* und *seiner Anhänge* hat G. nur das Bekannte gut zusammengestellt, so wie zu Anfange dieses Abschnitts Einiges über Bildung vom Blutschwamm angegeben, den er, wie daraus hervorgeht, mit dem Markschwamme für identisch ansieht, besonders in Bezug auf die im Allgemeinen schlecht zu stellende Prognose.

Der nun folgende Abschnitt über den grauen Staar füllt 106 Seiten, enthält aber auch nicht bloss eine Anweisung, wie man vorhandnen grauen Staar operiren solle, sondern eine ausführliche Beschreibung des Uebels selbst. So gut diese im Ganzen ist, so glaubt Rec. doch nicht, dass sie in dieser Ausdehnung hier an der rechten Stelle sey, wenigstens hätten Einzelnheiten, z. B. das Verhalten der *Iris* bey dieser Krankheit, nicht einer so grossen Ausführlichkeit bedurft, um so mehr da das Meiste davon allgemein bekannt ist. Mit Unrecht legt G. sehr hohen Werth auf seine Ansichten über den letzterwähnten Gegenstand und sucht sie gegen *Larrey* und *Shaw* zu vindiciren; sie waren schon lange vor diesen von Vielen erkannt, was ja auch bey der Leichtigkeit, mit welcher sie sich der Beobachtung darbieten, nicht anders seyn konnte. Sehr Schade ist es, dass die Ideen des Hn. *v. Walther* über den Einfluss der Ciliarnerven auf die Bewegungen der *Iris* unserm Vf. nicht bekannt gewesen sind, es würde ihm Manches klarer und zu erklären leichter geworden seyn, ungeachtet seine Beobachtungen, die sich stets durch Reinheit und Unbefangenheit auszeichnen, auf die nämlichen Resultate geleitet hatte. — Mit Recht bekämpft G. die Eintheilung in reifen und unreifen Staar; fälschlich aber betrachtet er die Benennungen von *Cat. dendritica* und *choroidalis* als Staare bezeichnend, welche beide von Anhängung von schwarzem Pigmente ihren Charakter erhalten hätten. Die Eintheilung in idiopathischen oder constitutionellen und örtlichen oder durch Verwundung entstandenen Staar scheint dem Vf. von grosser Bedeutung, in sofern sich daraus eine Vorhersage für das andre Auge nehmen lasse. Weder Scropheln, noch Syphilis, noch Gicht und Rheumatismus betrachtet er als einen wesentlichen Einfluss auf die Bildung des grauen Staars habend, worin ihm jedoch Rec. wenigstens in Bezug auf die Scropheln nicht beystimmen kann, vielmehr aus mannichfacher Erfahrung vom Gegentheile überzeugt ist. Eine erbliche Anlage zum grauen Staare erkennt G. an. Was die Bildungsweise des grauen Staars anlangt, so hätte Rec. über den und jenen Punkt eine etwas vollständigere und genügendere Auskunft erwartet, was auch bey dem bedeutenden Umfange, welcher der Lehre vom grauen Staare gegeben worden ist, wohl hätte geschehen können. Ganz unerwartet folgt nun mitten in der Beschreibung des Staars ein kleiner Abschnitt über *Mückensehen*, und hierauf einer über *die Unterschiede zwischen Cataracta* und *angehender oder ausgebildeter Amaurose*. In Bezug auf das Erstere sagt Hr. G., es könne nie feststehend vorkommen, und sucht dessen Sitz in der Morgagni'schen Feuchtigkeit und Linse, welche unstatthafte Ansicht *Demour's* jedoch schon von dem Hn. *v. Walther* zur Gnüge widerlegt worden ist. Ueber die entferntern Ursachen desselben wird ebenfalls nichts angegeben. Hr. G. hält es für gefahrlos, da es nur sehr selten in grauen oder schwarzen Staar überginge, übrigens für unheilbar. Die Veränderung der Färbung der Iris, welche G. als dem *Glaucome* stets zukommend betrachtet, hatte Rec. nur in einigen Fällen zu beobachten Gelegenheit, und glaubt keineswegs, dass es ein gewöhnliches oder mit dem *Glaucome* wesentlich zusammenhängendes Vorkommen sey. Eben so wenig ist die Erweiterung der Pupille stets mit einer auffallenden Unregelmässigkeit begleitet. Die Verziehung der Pupille nach den Seiten hält G. nur für eine zufällige Erscheinung. Rec. kann hierbey nicht umhin, den Irrthum des Vfs. zu *rügen*, dass er, besonders jetzt noch, die Ansichten *Beer's* und *Weller's* nach der Uebersetzung von *Monteath* als die der Deutschen überhaupt ansieht; übrigens thut er sehr unrecht, wenn er über ein oder das andre *subtilere* Kennzeichen eines Augenübels, welches sich vielleicht nicht allemal als solches bewähren sollte, spöttelt, da bey einem so zarten Theile, wie das Auge, auch feine Unterscheidungszeichen für die oft sehr ähnlichen, aber doch verschiednen Krankheiten gesucht werden müssen, was besonders von *Beer* mit Glück geschah, wenn er auch in einigen etwas zu weit gegangen seyn sollte. Die Zeichen, welche G. als Merkmale vorhandnen Glaucoms bey gleichzeitiger Cataracte angiebt, sind nicht ganz statthaft und fallen mit denen mancher Arten von *Amaurose* ganz zusammen; besonders ist es falsch, dass allemal sehr heftige Schmerzen und fast stets Entzündung vorausgegangen seyn soll, was, ungeachtet es oft der Fall ist, doch eben so oft nicht der Fall seyn wird. Dass übrigens die Entzündungsform, welche Glaucom hinterlässt, am häufigsten gichtischen Charakters sey, wird G., wenigstens durch seine selbstgefälligen Worte, nicht widerlegen. Was über die Entzündung der *Choroidea* angegeben wird, um dadurch die Ansichten *Beer's* hinsichtlich der verschiednen Form der Pupille bey Glaucom hagerer oder fetter Personen zu beseitigen, stützt sich nicht auf einen einzigen deutlich erwiesenen Grund, wie denn sogar die Erweiterung der Pupille bey Entzündung der *Choroidea* noch nicht als unzweifelhaft betrachtet werden darf, wozu noch kommt, dass bey einer so heftigen innern Augenentzündung, wie sie der Vf. zur Bildung von Glaucom selbst annimmt, die *Choroidea* nicht leicht unentzündet bleiben dürfte, mithin Erweiterung der Pupille nach der Seite allemal beobachtet werden müsste. Wie durch Druck von hinten in Folge von Entzündung der *Choroidea*, sogar bey gleichzeitiger *Iritis* Erweiterung der Pupille bedingt werden soll, ist Rec. nicht wohl begreiflich. Die Anzeigen zur Operation des grauen Staares bey gleichzeitig vorhandnem schwarzen sind zu flüchtig und ungenügend angegeben. Ueber die Ursachen des Uebels wird nichts Neues angegeben, aber die Meinungen *Beer's*, *v. Walther's* und *Delpech's* angeführt und gewürdigt, sämmtliche aber als nicht genügend erkannt.

(*Der Beschluss folgt.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

April 1828.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

London: *Lectures on the operative surgery of the eye* — — By *G. J. Guthrie* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

In der Eintheilung des grauen Staares ist der Vf. nicht glücklich gewesen, indem dadurch mehr Dunkelheit als Licht verbreitet werden dürfte. Er nimmt zwey Klassen, nämlich wahren und falschen Staar, an, und rechnet zur ersten diejenigen Arten, welche in der Linse oder Kapsel ihren Sitz haben, ohne mit Leiden der Iris oder andern benachbarten Theilen verknüpft zu seyn; zur zweyten diejenigen, welche mit Leiden der Iris oder benachbarter Theile in Folge von Entzündung verbunden sind (S. 227). Es ist die Unzulässigkeit dieser, schon zur Bezeichnung ganz anderer Zustände vergebenen Eintheilung so in die Augen fallend, dass Rec. sie nur zu erwähnen brauchte, und daran erinnert, dass die gleichzeitigen Leiden benachbarter Theile auf das Wesen des Staares selbst keinen Einfluss haben können, sondern nur Complicationen sind. Warum sie Hr. G. aus einem andern Gesichtspunkte betrachtete, ist Rec. unerklärlich, um so mehr, als er unmittelbar darauf sagt, man könne auch die Benennung von *complicirtem Staare* beybehalten, um dadurch das gleichzeitige Vorhandenseyn anderer wichtigerer Krankheiten, als: *Amaurosis*, *Glaucoma* u. s. w. zu bezeichnen. Wie konnte hierbey die Wichtigkeit ins Spiel kommen? — Den Linsenstaar theilt Hr. G. in harten, flüssigen, weichen und käsigen Staar, welche letztern beide wohl ziemlich mit einander übereinkommen möchten; auch werden die Unterscheidungszeichen derselben in dem folgenden nicht weiter angegeben, sondern nur eine Darstellung der Kennzeichen des harten und weichen Staares gegeben, welche aber vorzüglich zu nennen ist. Die Zeichen des hinteren Kapselstaares sind weniger zuverlässig, und G. selbst fragt am Ende der Angabe derselben, ob nicht vielleicht die *hyaloidea* der Sitz der sogenannten *Cataracta capsularis posterior* wäre? Gegen *Beer* behauptet er, dass sich dieser Staar nur sehr langsam auf die Linse verbreite, wovon Rec. jedoch ebenfalls das Gegentheil beobachtet zu haben glaubt, welches sich auch schon aus der näheren Verbindung, in der die hintere Kapsel mit der Linse steht, im Voraus erwarten liess. Was über *Catar. punctata* und *dimidiata* gesagt wird, ist undeutlich, und scheint auf einem Missverständnisse des von *Beer* darüber Angegebenen zu beruhen. Der trockenhülsige Staar soll gewöhnlich weit fester mit dem Strahlenblättchen zusammenhangen als die Kapsel im gesunden Zustande, was doch wenigstens nur auf einige Stellen oder auf eine zu beschränken seyn dürfte. Das vorzugsweise häufige Vorkommen dieses Staars bey Neugebornen, fand der Vf. durch seine Erfahrung nicht bestätigt, und Rec. muss damit übereinstimmen. Was über Erkennung der *C. spuria* gesagt wird, ist, da die Bestimmung dessen, was *Cataracta spuria* genannt werden soll, unrichtig ist, auch wenig brauchbar. Hr. G. scheint selbst mit seiner Ansicht nicht ganz im Reinen gewesen zu seyn, er würde sonst schwerlich so wesentlich verschiedene Formen der *Cataracta* als schlechthin falsche neben einander gestellt haben. Wir finden nämlich unter dieser Rubrik die *Cat. capsulo-lenticularis lymphatica*, *spuria purulenta*, *pyramidata*, *grumosa*, *trabecularis*, *cum bursa ichorem continente*, *putrida*, *arborescens*, *choroidalis*, wovon mehrere nicht einmal die Kennzeichen an sich tragen, die G. selbst von einem falschen Staare fordert.

Die Heilung des grauen Staares anlangend, glaubt G., dass nur leichte und kurze Zeit gedauerte Trübungen der Kapsel ohne Operation geheilt werden können. Was über Reife oder Unreife des Staares und über die Vorbereitung zur Operation gesagt wird, enthält zwar nichts Neues, ist aber gut zusammengestellt. Interessant, aber nicht recht an ihrem Orte, ist die aus dem *Asiatic. Magazine* und *Review* entnommene Beschreibung der bey den *Hindoos* üblichen Operationsweise. Zunächst wird nun von den Operationsmethoden gehandelt, mittelst welcher die verdunkelte Linse aus ihrer Lage gebracht wird; namentlich, 1) von der einfachen Niederdrückung, 2) von der Niederdrückung nach *Scarpa* und 3) von der Umlegung *Willburgs* und *Beers*. Sämmtliche Methoden werden gut dargestellt und beurtheilt, erstere gänzlich verworfen, letztere aber als die vorzüglichste überhaupt empfohlen. *Beers* und *Scarpas* Nadel hält G. für die brauchbarsten. Die von *Langenbeck* empfohlene *Reclination* durch die Hornhaut wird beschrieben, ohne jedoch ein Urtheil über sie zu fällen. Die Ausziehung des Staares wird in geschichtlicher und technischer Hinsicht sehr genau und ausführlich beschrieben. Wegen der nach ihr zu fürchtenden Ent-

Entzündung räth *G.* jedesmal acht Stunden nach gemachter *Extraction* einen dem Zustande des Operirten angemessenen Aderlass zu machen, im Falle nicht schon wegen entstandener Schmerzen eher Bedürfniss dazu eingetreten seyn sollte.

Solchen Aerzten, die nicht mit beiden Händen gleich geschickt sind, empfiehlt Hr. *G.* bey Operation des rechten Auges die sitzende Stellung des zu Operirenden während der Operation in eine liegende zu verwandeln und hinter ihn zu treten. Jungen Aerzten räth er überhaupt die Rückenlage des Kranken, weil dadurch grössere Stetigkeit gewonnen wird, worin Rec. völlig mit ihm einverstanden ist, und glaubt, dass man die Rückenlage nicht bloss auf die Extraction, sondern in vielen Fällen auch auf Nadeloperationen erstrecken sollte. Eben so lobenswerth, wie über die bereits erwähnten Operationsmethoden, wird auch über die Zerstückelung des Staares sowohl mittelst Einführung der Nadel durch die *Sclerotica* als durch die *Cornea* gehandelt, und sodann auch noch ein eigener Abschnitt den gegen Kapselstaar gerichteten Operationsmethoden gewidmet, unter welchen jedoch nur die *Cataracta arida siliquata* und Kapselnachstaare verstanden werden, wie man aus dem Verfolg der Abhandlung erkennt. Sehr zweckmässig wird zur Entfernung der genannten lederartigen Staare eine doppelte Operation empfohlen, ohne welche man gewöhnlich sein Ziel verfehlen möchte. Hr. *G.* bedient sich nämlich einer Nadel, die etwas weniger gekrümmt ist als die *Scarpa'sche*, führt sie hinter der Iris auf gewöhnliche Weise ein, sucht die verdunkelte Kapsel nach Möglichkeit von ihren Verbindungen loszutrennen, und in die vordere Augenkammer, oder wenigstens in die Pupille zu schieben. Einige Tage darauf, nachdem die Gereiztheit des Auges sich verloren hat, eröffnet er ein Viertel oder ein Drittel der Hornhaut, und zieht mittelst eines Häkchens oder einer kleinen Pincette die verdunkelte Kapsel aus, und schneidet sie mit einer Schere ab, im Fall eine oder die andere Verbindung derselben sich bis durch die Hornhautwunde heraus, ohne abzureissen, dehnen sollte. Es ist dieses Verfahren, welches schon früherhin von Mehreren, unter andern von *Jäger* (*Radii script. ophthalmol. min. comment. V.*) ohne dass Hr. *Guthrie* diess anmerkt, empfohlen wurde, sehr zu loben, und in manchen Fällen das einzige Hülfsmittel. Die von *Gleize, Gibson* und Andern empfohlene Vereinigung der Umlegung oder Zerstückelung mit der Ausziehung, verwirft *G.* mit Recht, ausgenommen in einigen unvorhergesehenen Fällen, und da, wo wegen hinterer *Synechie* eine Lostrennung mittelst einer Nadel nöthig ist, wo jedoch, nach Rec's. Ansicht, in der Regel am meisten von der Umlegung zu erwarten seyn dürfte. Die verschiedenen Meinungen über *Cataracta congenita* werden recht genügend auseinandergesetzt und beurtheilt. Der Vf. fand, so weit seine Erfahrung reicht, immer Linse und Kapsel gleichzeitig verdunkelt, erstere weich oder flüssig. In der Bestimmung der Zeit, welche bey dieser Art des Staares zur Operation zu wählen ist, folgt er *Saunders*, in der Wahl der letztern selbst aber, zieht er das Einführen der Nadel durch die *Sclerotica* dem durch die Hornhaut vor, was, wie Rec. überzeugt ist, aus mehreren Rücksichten Nachahmung verdient. Sollte die Kapsel nicht aufgesaugt werden, so wird deren Ausziehung durch die Hornhaut empfohlen. Sehr ausführlich und umfassend ist der Abschnitt von den Vor- und Nachtheilen der verschiedenen Operationsmethoden und deren Anwendbarkeit bey verschiedenen Arten des grauen Staares. Der Bildung eines nicht einseitigen Arztes gemäss giebt *G.* keiner Methode schlechthin den Vorzug, sondern räumt einer jeden unter gewissen Verhältnissen ihren Wirkungskreis ein. Dem widersprechend ist, dass er, ohne einen Grund anzugeben, der Meinung derjenigen beytritt, welche glauben, das Gesicht werde durch die Ausziehung des Staares am vollkommensten wiedergegeben, wovon sich Rec. bis jetzt noch nicht hat überzeugen können, indem er es sowohl nach Umlegung als auch nach Zerstücklung so vollkommen wiederkehren sah, als man es nur immer nach einer Staaroperation zu erwarten berechtigt ist; versteht sich, dass hier nur von vollkommen gelungenen Operationen die Rede seyn kann. Uebrigens widerspricht Hr. *G.* S. 390 seiner Annahme selbst. — Die Nachtheile der Zerstücklung scheint *G.* etwas zu hoch anzuschlagen. So fand z. B. Rec., dass ein wider Vermuthen sehr harter Staar, nachdem die Kapsel zerrissen und er selbst nur wenig angebohrt worden war, sich nach wenigen Wochen völlig zur Zerstücklung eignete; auch kann der härtere Kern ohne Nachtheil reclinirt, der weichere Umfang aber der Aufsaugung überlassen werden. Die *Keratonyxis* setzt *G.* im Allgemeinen der *Scleroticonyxis* nach, nicht wegen der *Corneitis*, die ihre Gegner als eine häufige Folge derselben angaben, als vielmehr, weil man nicht so kräftig die Lostrennung der Kapsel bewirken kann, wenn sie unvorhergesehen fest gefunden werden sollte.

Einer nicht minder ausführlichen Betrachtung widmete der Vf. die Bildung der künstlichen Pupille, welche sich von S. 393 bis zu Ende des Werkes erstreckt, und mit einer geschichtlichen Darstellung dieser Operationsmethode beginnt, die, ungeachtet man sie so ausführlich hier nicht erwarten kann, doch in einem Handbuche der Art ihren Zweck nicht verfehlt. Nach kurzer Darstellung der verschiedenen Operationsmethoden folgt ein sehr gründlich gearbeiteter und von vieler Erfahrung zeugender Abschnitt die Prognose enthaltend, dem eine Klassification der Zustände des Auges, welche die in Frage stehende Operation nöthig machen, vorangeschickt ist. Wenn die Pupille nicht im Mittelpunkte der Iris angelegt werden kann, so hält *G.* die Theile in folgender Ordnung am passendsten: 1) den unteren etwas nach innen gelegenen Theil; 2) den inneren etwas unter dem Querdurchmesser gelegenen; 3) den unteren und äusseren. — Zur ersten Klasse rechnet er

er diejenigen krankhaften Zustände, welche auf Structur- und Functionsstörungen der Iris oder der Linse und ihrer Kapsel beruhen, wobey die vordere Augenkammer ihren natürlichen Durchmesser und der mittlere Theil der Hornhaut seine Durchsichtigkeit behält. Es bleibt hier Rec. undeutlich, warum die Leiden der Linse denen der Iris gleichgestellt wurden, da sie allein nie zur Bildung einer künstlichen Pupille veranlassen können, obwohl sie oft mit anderen Uebeln, welche dieselbe erheischen, gleichzeitig vorkommen, und dann sehr wichtige Rücksichten erfordern, ungeachtet die, welche der noch gesunden Linse und Kapsel bey dieser Operation zu widmen sind, sie an Wichtigkeit noch sehr übertreffen. Die *erste Klasse* zerfällt in zwey Arten, deren erstere *a*) diejenigen Fälle umfasst, wo in Folge von Staaroperationen ein höherer oder niederer Grad von Pupillensperre erfolgt ist, mit oder ohne Absetzung von gerinnbarer Lymphe, und mit oder ohne Vorhandenseyn der Kapsel. Für diese Fälle hält der Vf. die *Coretomie Cheselden's* und die *Coredialyse* am meisten angezeigt, und hat wenigstens in so fern völlig Recht, als kein anderer Fall sich für erstere Methode mehr eignen dürfte, ungeachtet Rec. die *Maunoir'sche*, vorzüglich wo Lymphausschwitzung hinter der Iris vorhanden ist, für zweckmässiger hält, indem das so leicht erfolgende Abreissen der Iris vom Ciliarligamente bey der Operation mit dem Messer, in vielen Fällen unvermeidlich ist, und eine laterale Pupille einer centralen allemal nachsteht, um so mehr, wenn sie an einem nicht ganz schicklichen Orte entstanden seyn sollte. Hr. *G.* zieht in dem Falle, wo Lymphausschwitzungen oder Verwachsung mit der Kapsel vorhanden sind, die *Coredialyse* der *Coretomie* vor, wie es aber scheint, nur zur Entschuldigung der misslingenden Versuche einer Einschneidung, wo Abtrennung vom Ciliarligamente erfolgt. Die Furcht, dass die Fibern der Iris sich nicht gehörig zurückziehen und die Sehe erweitern würden, kann bey der Maunoir'schen Methode durch die Richtung der Schnitte beseitigt werden. Die zweyte Art der ersten Klasse begreift „alle falsche (nämlich nach unserm Vf.) Staare, wo die Linse oder ihre Kapsel mit der Iris zusammenhängt und die Pupille verkleinert ist, in Folge von einfachen oder specifischen Entzündungen, wobey die Iris mehr oder weniger ihre natürliche Farbe und Gefüge behalten hat, an ihrer vorderen Fläche aber abgeplattet ist." Gegen diesen Zustand empfiehlt der Vf. Lostrennung des Staares und Zerstücklung desselben, so wie Einschneidung des Randes der Pupille im Fall sie zu klein bleiben sollte, oder sogleich die *Coretomie* nach *Cheselden* zu vollbringen. Rec. glaubt, dass die *Maunoir'sche* Methode auch in diesem Falle oft mit Vortheil angewendet werden kann, während es sehr schwer seyn mag, hinter der Iris, also ohne zu sehen, die völlige Verwachsung der Kapsel von der Iris zu trennen, ohne dabey letztere auf das Nachtheiligste zu verletzen; wozu noch kommt, dass häufig, und bey wirklichen sogenannten falschen Staaren fast stets, die Pupille dermassen verschlossen ist, dass die Eröffnung derselben durch blosses Zerstückeln der Linse und Einschneiden ihres Randes nicht leicht erreicht werden dürfte. Das Verfahren *Adams*, die zu harte Linse durch einen grossen in die Iris gemachten Schnitt in die vordere Augenkammer zu schieben und sodann zu *extrahiren*, wird mit Recht als ohne grossen Nachtheil unausführbar verworfen. Hinsichtlich der Gestalt, Grösse und Lage der Pupille zieht *G.* die mit dem Messer gemachte der durch *Maunoir's* Schere gebildeten vor, ohne jedoch nähere Gründe anzuführen. Nach Rec. Einsicht geschieht diess mit Unrecht, da alle drey angegebene Eigenschaften einen gleichen oder höheren Grad von Vollkommenheit mittelst der Schere erhalten können. Der hier eingeschaltete Abschnitt über die Nachbehandlung hätte lieber erst später folgen sollen, und enthält mehreres, was einen andern Platz verdient hätte. In jedem Falle lässt der Vf. 3—6 Stunden nach der Operation einen Aderlass von 14, in einigen von 24—30 Unzen machen, um entstehender Entzündung vorzubeugen oder die vorhandene zu heben; er weicht hierin von Recs. Ueberzeugung ab, der bey Personen, die mit einer ausgezeichnet entzündlichen Anlage nicht begabt sind, einen prophylactischen Aderlass, besonders von der Grösse für nicht erforderlich, mithin für nachtheilig hält. Bey wirklich eingetretener Entzündung oder deren Spuren ist ein kräftiges Aderlassen, wie es *G.* empfiehlt, sehr zu billigen, nur glaubt Rec., dass Eröffnung der Armvenen das der Temporalarterie ersetzt, wofür mehrerer Aerzte Erfahrungen sprechen; nicht zu gedenken der mannichfachen Unannehmlichkeiten, welche die *Arteriotomie* mit sich führt. Oertliche Blutentziehung durch Blutegel hält *G.* für weniger nützlich, als gewöhnlich angenommen wird. Den Nutzen ekelerregender Arzneyen zur Verhinderung oder Minderung von Entzündung lehrten auch Rec. mehrfache eigene Erfahrungen.

Zur *zweyten Klasse* werden vom Vf. diejenigen Fälle gerechnet, „welche von Veränderung des Gefüges der Hornhaut abhangen, wobey die vordere Augenkammer in ihren Dimensionen fast oder ganz regelmässig erhalten worden, und die Iris und Linse nebst Kapsel gesund ist." Sie hat eine Unterabtheilung erhalten, der aber keine andere entspricht, deren Zweck also dem Rec. undeutlich geblieben ist. Hr. *G.* beschreibt die dazu gehörigen Fälle folgendermassen: „Die Hornhaut ist in Folge von Vereiterung, Verwundung u. s. w. theilweise verdunkelt (*Leucoma*), und verhindert so den Zutritt des Lichts oder macht das Gesicht undeutlich; die vordere Augenkammer, Linse und Kapsel sind aber naturgemäss." Es wird für diese Fälle vornehmlich die *Corectomie* empfohlen. Wohl wäre es in einem Handbuche zu erwähnen nöthig gewesen, dass man vor dem Schreiten zur Operation alle mögliche Versuche zur Aufklärung der Hornhaut, oder wenigstens zur Verkleinerung der Verdunkelung zu machen habe. Die zur

zur *Corectomie* empfohlene Methode ist die *Gibson-sche*, und man muss sich wundern, warum Anderer Verfahrungsarten nicht einmal dem Namen nach erwähnt werden, welches letztere nur von der sehr ähnlichen *Walther'schen* und von der *Beer'schen* geschieht. Warum der Vf. der *Corectomie* in diesen Fällen schlechthin den Vorzug giebt, ist nicht angegeben, was um so mehr zu wünschen gewesen wäre, als die *Coredialysis* sich ebenfalls oft sehr erfolgreich unter denselben Verhältnissen gezeigt hat, ja von manchen Augenärzten der *Corectomie* noch vorgezogen werden dürfte. — Die *dritte Klasse* begreift diejenigen Zustände, welche von Vereinigung der vorgenannten Veränderungen mit einander abhangen, oder mit Verkleinerung der vorderen Augenkammer verbunden sind. Es werden davon sechs verschiedene Arten aufgestellt. In der ersten findet sich unbedeutende Anhängung der Iris an die Hornhaut, welche an dieser Stelle verdunkelt ist, die Pupille nach einer Seite gezogen und verkleinert, Linse und Kapsel durchsichtig; in der zweyten dasselbe, Linse und Kapsel aber verdunkelt. Wir finden zuvörderst eine sehr ausführliche Beschreibung der Geschwüre der Hornhaut, welche in dieser Ausdehnung hier nicht recht an ihrem Orte zu seyn scheint. Die empfohlenen Heilmethoden bestehen in Lostrennung des angewachsenen Stückes der Iris mittelst eines durch die Hornhaut eingeführten Staarmessers, oder in Einschneidung des Pupillenrandes mittelst einer Schere nach vorgängiger Eröffnung der Hornhaut; bey gleichzeitiger Verdunklung der Linse wird zu der *Cheselden'schen Coretomie* gerathen. Rec. ist mit diesen Empfehlungen wohl einverstanden, hätte aber gewünscht, dass der Vf., da Fälle der Art so häufig vorkommen, ihnen dieselbe umsichtige Beschreibung hinsichtlich der einzuschlagenden Operationen gewidmet hätte, wie den in den ersten Klassen begriffenen. Füglich hätte die von *Himly* empfohlene Verlegung der Pupille mit in Erwähnung gebracht werden sollen. — In der dritten Art ist die Iris *convex*, aber nicht an die durchsichtige Hornhaut anhängend, die Pupille fast geschlossen, und die vordere Augenkammer sehr verkleinert, oder beynahe ganz fehlend. Hr. *G.* empfiehlt für diesen Fall *a*) Niederdrückung oder Zerstücklung der Linse und Eröffnung einer künstlichen Pupille. *b*) Eröffnung der Hornhaut, Bildung einer künstlichen Pupille und Entfernung der Linse. *c*) *Coredialysis*. — Die vierte Art begreift die zur dritten gehörigen Fälle mit gleichzeitiger Verdunkelung der Hornhaut, und Anhängung der Iris in der Gegend der natürlichen Pupille. Die fünfte die zur vierten gehörigen, mit gleichzeitigem Hornhautstaphylom, und noch vorhandener oder bereits entfernter Linse. Die sechste enthält die zu einem der drey vorigen gehörigen Fälle, mit Verdunklung der Mitte der Hornhaut, die so dick und gross ist, dass nur ein schmaler durchsichtiger Ring übrig geblieben ist, und die wässrige Feuchtigkeit fast gänzlich mangelt. Die siebente die unter der sechsten begriffenen Fälle, wobey die Iris in Berührung mit der Hornhaut und nur das Segment eines kleinen Ringes durchsichtig geblieben, die vordere Augenkammer aber obliterirt ist. In der achten endlich finden wir die Fälle, die unter den obigen nicht begriffen waren, und eine verschiedene Heilart erfordern. Für den vierten Fall wird *Coredialysis* mit *Corectomie* vereint, oder da, wo nur ein geringer Theil des Randes der Pupille anhängend ist, *Corectomie* allein empfohlen, letztere jedoch immer mit vieler Vorsicht, da häufig Structurveränderungen der Iris bey Verwachsungen gleichzeitig vorhanden sind. Für die fünfte Art, wo eigentlich statt blosser Anhängung der Iris *an die* Hornhaut Vorfall derselben durch letztere gefunden wird, und die Iris also in einem sehr angespannten Zustande sich befindet, wird von *G. Coretomie* durch die Hornhaut angerathen; für den sechsten hingegen die von Deutschen zuerst für diese Fälle empfohlene *Coredialyse*, so wie bisweilen, jedoch stets mit weniger guter *Prognose*, die *Corectomie*. Bey der siebenten Art kann nur *Coredialyse* in Anwendung gebracht werden, und zwar nach Hn. *G's.* Empfehlung mittelst *Langenbecks Coreoncion* oder *Reisingers* Haken. Es würde Rec. zu weit führen, auf die bereits viel besprochene Nützlichkeit dieser Instrumente einzugehen, die er in manchen Fällen, und auch besonders im gegenwärtigen, wo es eines Theils auf festes Fassen der Iris ankommt, und anderen Theils auf nicht Verletzen der vorderen sehr beengten Augenkammer, wohl anerkennt, ungeachtet auch nicht vergessen werden darf, dass gerade in dem beengten Raume das *Coreoncion* auch nicht an seiner Stelle ist, und beide Instrumente in geschickten Händen völlig durch den Mohrenheimschen Haken ersetzt werden. Unter der letzten Art wird nur der Fall angeführt, wo die Hornhaut dermassen verdunkelt ist, dass eine hinter ihr befindliche Pupille nutzlos seyn würde. Der Vf. versuchte zweimal, nach *Autenrieth's* Rathe, eine Pupille in der *Sclerotica* zu eröffnen, die sich aber beide Male mit völlig undurchsichtiger Materie ausfüllte.

Den Beschluss dieses vortrefflichen Werkes, welches sich besonders durch richtige und sorgfältige Auffassung der verschiedenartigen in der Praxis vorkommenden Fälle, so wie durch unbefangenes Anpassen der geeigneten Operationsmethoden auszeichnet, macht die Erklärung von fünf beygefügten, sauber gestochenen und schön colorirten Kupfertafeln, deren erste zur Erläuterung der Operation des *Entropion*, die zweyte zu der des theilweisen und allgemeinen *Ectropium* und *Pterygium* bestimmt ist. Die dritte giebt recht sehr gute Darstellungen verschiedener Arten des grauen Staares, und auf der vierten und fünften sind Instrumente, besonders deutscher Augenärzte, und verschiedene Formen künstlicher Pupillen abgebildet.

Radius.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1828.

PHILOSOPHIE.

Schleswig, gedr. u. verlegt im Kön. Taubstummen-Institut: *Ueber humanes Leben.* Von *Joachim Dietrich Brandis.* 1825. XXXV und 335 S. 8. (2 Rthlr. 12 gGr.)

In einem *zweyten* Theile der *Pathologie*, wozu ursprünglich das vorliegende Werk laut der Vorr. bestimmt gewesen, von Sprache, Gottesverehrung, Staat, Familien und Wissenschaft überhaupt reden zu hören, kann auffallen, und es möchten die Grenzen der Disciplin überschritten scheinen. Da indessen jedem Autor frey steht, sich den Kreis seiner Gegenstände weiter oder enger zu ziehen, so ist hieraus kein besondrer Vorwurf zu entlehnen, und weil der Titel zugleich verändert worden, umfasst er alles Anthropologische, Philosophische, Historische des Inhalts. Der Vf. bemerkt: das Leben überhaupt, und also auch das humane Leben, ist nur in seinen Manifestationen darzustellen, nicht als Substanz zu unterscheiden. Vielleicht haben die Anthropologen und Philosophen eben so sehr zu Verirrungen Anlass gegeben, indem sie diesem Leben als eigne Substanz verschiedne formale Eigenschaften beylegten und so gleichsam eine menschliche Seele anatomiren wollten, als die Physiologen, wenn sie den Organismus in verschiedne Theile trennten und aus der Begrenzung der einzelnen Theile die Ursache dieser Begrenzung und das vegetative und animalische Leben selbst erklären wollten. Wir können sagen, auf diese oder jene Einwirkung der Aussenwelt äussert sich das vegetative oder animalische Leben bestimmt in den einzelnen Theilen, um eine Einheit zu erhalten; auf eine andre Art äussert es sich, wenn diese Einheit gestört ist, aber die Ursache dieser Aeusserungen können wir in Form und Mischung der Theile nicht finden. Derselbe Fall ist es mit dem humanen Leben: Alles, was wir der Seele als Eigenschaften beylegen, Vernunft, Verstand, Witz u. s. w. sind relative Aeusserungen, die durch das Bestreben *Ein* Mensch zu seyn bestimmt, von den Umständen in der Aussenwelt bedingt werden. Nur durch die Darstellungen dieser Bedingungen lernen wir dieses Leben kennen, nicht durch allgemeine Forschungen über seine nicht darstellbare Substanz. Die Hauptäusserungen des humanen Lebens wollte der Vf. auffassen, das Individuelle andern Disciplinen überlassen. Er hofft keiner philosophischen Schule, keiner religiösen Partey als enthusiastisches Mitglied beygezählt zu werden, sondern will als Mensch zu Menschen reden. Sein Weg ist sonach derjenige der Beobachtung, welchen der Arzt ohnehin als den eigenthümlichen anerkennt, und den zu betreten niemanden gereuen darf, was für eine speculative Ansicht auf immer den Vorzug erhalte.

Im *ersten* Kapitel, welches vom vegetativen, thierischen und geistigen oder humanen Leben handelt, versucht der Vf. eine Definition des Lebens ziemlich im Sinne der neuern Naturphilosophie. „Leben ist das im Unbegrenzten, Absoluten (in Gott) begründete Streben, zu einem Zweck das Einzelne vom Ganzen zu trennen (abstrahiren) und wieder zu einer Einheit zu verbinden (combiniren). Sein Product ist nicht durch äussere Impulse mitgetheilte, sondern aus innerer Bestimmung angefangne Thätigkeit, durch welche ein *Ganzes* hervorgebracht und erhalten werden soll, das wir eine Individualität nennen." Bloss im Räumlichen bemerklich ist es vegetativ, mit Vorstellung und Willen (vielleicht besser Begierde) versehen, ist es thierisch, mit dem göttlichen Vermögen vereinigt, welches das Ganze zu erfassen (Gott zu erkennen) strebt, ist es menschlich. (Gott also die Totalität, die Indifferenz der Differenz u. s. w.) Im humanen Leben ist Gedanke, Persönlichkeit, freyer Wille; in ihm können nicht bloss materielle Reize, Apperceptionen und Vorstellungen, sondern auch Gedanken und Ueberzeugungen jede Lebensäusserung hervorrufen. Wenn die Individualität im Begrenzten neu dargestellt wird, heisst diess Fortpflanzung, welche nicht bloss ein Act des vegetativen Lebens allein, sondern des Ganzen ist, der natürlichen Anlage, des Gemüths, des Charakters. Im humanen Leben zeigt sich dabey die grösste Veränderung und Mannichfaltigkeit. Doch giebt es auch eine andre Mittheilung des Lebens: im vegetativen Leben Ansteckung, im thierischen Sympathie, Abrichtung, im humanen Leben Enthusiasmus. So wie Ansteckung das thierische und selbst das humane Leben afficiren kann, ebenso kann auch Enthusiasmus auf das thierische Leben allein wirken. Der Vf. beruft sich auf die merkwürdige Anhänglichkeit der Thiere an gewisse Menschen. Je grösser die einzelne Lebensäusserung durch vermehrten Reiz oder durch vermehrte Erregbarkeit ist, desto weniger können andre Lebensäusserungen im begrenzten Individuum zugleich Statt haben, desto weniger haben aber auch andre Lebens-

äusserungen Einfluss auf sie, und das im Absoluten begründete Leben kann in seiner ganzen Kraft wirken. Bey dem Menschen haben wir für das Vorherrschen einer einzelnen Ueberzeugung mannichfaltige Benennungen, der höchste Grad, wo alle Apperception und alle vegetative Bewegung des Organismus aufhören, heisst Scheintod; wo nur noch die nothwendigsten vegetativen Thätigkeiten zur Erhaltung des Organismus Statt haben, Entzückung; ein geringerer Grad, wo Apperception der Aussenwelt und Muskelbewegung, sofern sie mit der geistigen Ueberzeugung in Verbindung steht, möglich ist, Begeisterung; ein noch geringerer Grad, der nur vor allen übrigen thierischen und vegetativen Thätigkeiten vorherrschend ist, Leidenschaft. (S. 25.) Ist der Reiz, welcher diese heftige humane Lebensäusserung hervorbringt, willkürlich selbst gemacht, nicht in der Wahrheit gegründet, so heisst die dadurch entstandne humane Thätigkeit Schwärmerey, sind aber selbst die äussern Producte dieser Lebensthätigkeit willkürlich nachgeahmt, Heucheley. Welches Product durch solche gesteigerte humane Lebensthätigkeit hervorgebracht werden kann, welche innere Ueberzeugung, und wie diese mit dem Absoluten im Verhältniss steht, also wahr, halbwahr, eingebildet oder gar unwahr ist, zu beurtheilen, liegt ausserhalb der Grenzen der nur im Begrenzten Statt habenden Beobachtung Anderer, weil 1) der Ekstasirte und Enthusiasmirte selbst in einem dem Traume ganz ähnlichen Zustande lebt, und seine Ueberzeugung nur sehr unvollkommen in das vollkommen besonnene Leben übertragen kann; 2) der Beobachter nicht beurtheilen kann, was in diesen Erscheinungen wirklich geistiges Leben, was Schwärmerey oder gar Heucheley ist; 3) keine Versuche als Gegenprobe weder mit uns selbst, noch mit Andern angestellt werden können. Der Vf. zieht hieraus den Schluss, der thierische Magnetismus mit allen seinen religiösen, hyperphysischen und physischen Formen werde auf ewige Zeiten ein freyes Feld bleiben, worauf Wahrheit und Betrug gleiche Rechte haben, wie er es von Anbeginn der menschlichen Gesellschaft gewesen ist. Die Lebensthätigkeit, wodurch wir die vegetativen, thierischen und humanen Tendenzen so moderiren, dass wir dem Prototypo der Menschheit in den verschiednen Lagen der Individualität am nächsten kommen, nennen wir Vernunft. Vernunft ist das Festhalten der individuellen humanen Bestimmung, sie ist also nichts von Aussen Kommendes, nichts zu Lernendes, sondern sie ist das menschliche Leben selbst, wird, wie alles Leben, durch öftere Wiederholung seiner Aeusserung (Uebung) vermehrt und gestärkt, sinkt bey Mangel an Aeusserung in einen Schlummer, der andern Erregungen des Lebens freyen Spielraum giebt.

Das *zweyte* Kapitel handelt von den Aeusserungen des humanen Lebens allein. Die nächste und deutlichste Aeusserung des göttlichen Geistes ist die Sprache. Untersuchungen über ihren Ursprung dürften mit der Untersuchung über den Ursprung des Menschengeschlechts in Eins fallen. Sprache war jedem Menschen seiner Natur nach eigen, von keiner göttlichen Offenbarung der Sprache ist irgend die Rede. Erst als man die thierische Natur des Menschen durch Anatomie, vermeinte Physiologie und Systematisiren der Naturkörper deutlicher zu erkennen glaubte, kam man auf die Idee, der Mensch habe sich bloss durch Lehre und Nachahmung aus dem Zustande der Thierheit zu der jetzigen Cultur emporgehoben. Die Sprache des humansten Volks wird auch die gebildetste seyn. Viel Unvollkommnes muss immer in der Sprache bleiben, weil in unsrer Bestimmung und Classification der Substanzen viel unvollkommen und zufällig bleibt und kein menschlicher Geist fähig ist, sie alle zu fassen. *Dieses* Streben des menschlichen Lebens, diese Einigung der Substanzen immer vollkommner, immer für die innere Ueberzeugung genugthuender zu machen, nennen wir Wissenschaft. Alle Wissenschaft ist Sprachstudium und ihr letztes Ziel ist Gott. Der Drang der humanen Mittheilung musste Erfindungen veranlassen, derselben eine mehr bleibende Natur zu geben: Abbildungen, Hieroglyphen, Schriftsprache. Bey der Gottesverehrung unterscheidet der Vf. (Kap. 3.) die theosophische und moralische. Jene entspringt, wenn ein von der göttlichen Gabe der Humanität hoch Begeisterter mit Wort und That zeigt, dass er mit dem Ehrfurcht einflössenden Wesen in näherer Verbindung steht, so bildet sich ein Priesterstand und Theokratie. Die moralische Gottesverehrung bildete sich dort, wo die äussere Natur den Menschen grössere Hindernisse der äussern Erhaltung entgegensetzte; jede menschliche Tugend erhielt ihren Gott. Judenthum und Christenthum verdienen besondre Erwägung: letzteres befreyte die Menschheit von dem Fluche der symbolischen Formgesetze. Es ward bald ins Endliche hinabgezogen, der Glaube, das feste Zutrauen auf den Unendlichen ward zum Wahrhalten einzelner im Begrenzten geschehenen, von Menschen erzählten Thatsachen. Man vermehrte die äussern Zeichen, sie wurden wie die Symbole gemissbraucht, das Unendliche in das Vergängliche Begrenzte hinabzuziehen. Metaphysischer und logischer Scharfsinn sollte die einfache Lehre befestigen und begreiflicher machen. Die germanischen Völker theilen sich in zwey Classen: 1) die den römischen Staat eroberten und von griechischen und römischen Sitten erobert wurden, 2) die selbst nicht eroberten und nicht erobert wurden. Jene waren abhängiger von der Hierarchie, als diese. Luther's Reformation löste die Bande der Hierarchie, lehrte keine neue, durch spitzfindiges Grübeln aufgefundne Dogmen.

Mit dem Staat beschäftigt sich das *vierte* Kapitel. Nicht eine kalte Logik hat die Menschen zusammengebracht und erst einen Societäts-Contract entworfen, nach welchem sie in Gemeinschaft leben wollten, sondern derselbe göttliche Geist, der Alles zu einer Einheit in der Idee zu vereinigen strebt, der das Zusammengehörige liebt und das Entgegengesetzte hasst, weil

weil er zugleich Theil und Zweck des Ganzen ist. Das, was das Ganze und alle seine Theile im Einzelnen zugleich fördert, nennen wir Recht. Im Absoluten, in Gott allein ist ungetrübt Wahrheit und Recht. In jedem Staate muss aber eine *endliche* menschliche Entscheidung des Rechts, eine Regierung seyn. Welche Regierungsform die beste sey, ist eine an sich höchst müsige Frage, da kein bestehender Staat zu einer andern Form ohne momentane Anarchie übergehen kann, und in der Anarchie thierische List und Gewalt stets unumschränkt walten. Kein Staat ist von seinem ersten Ursprunge an durch religiöse Tendenz und durch das geistige Princip Philosophie, Kunst und Wissenschaft weniger gebildet, als der römische. Um so mehr musste er die humane Vereinigung in sich selbst suchen: Drang nach Gesetzen war die erste und lebhafteste Aeusserung der römischen Humanität. Jurisprudenz bildete sich im römischen Staat fast als das einzige Studium aus, man wollte damit das ganze menschliche Leben mit allen seinen möglichen Verhältnissen und Vorfällen in Gesetzen anticipiren und es im Umriss darstellen. Dieses sank vor dem Feudalsystem und der Hierarchie. Vor ihnen flüchteten Handel, Künste und Handwerker in die Städte, es verbreitete sich der Geist der Corporationen, Bürgersinn, Industriegeist. Die Entdeckung von Amerika brachte in das Staatsleben einen merkantilischen Geist, in monopolisirenden Handelsgesellschaften lag der Keim einer völligen Umstaltung der europäischen Humanität. Durch sie entstand ein neuer Götzendienst, Nationalhandel und Nationalcredit genannt, der mit unerbittlicher Grausamkeit mehr Menschenopfer und mehr Hingeben der ganzen Individualität in seine Willkür forderte, als irgend eine Hierarchie (?). Der Vf. erwähnt der britischen und holländischen Ostindischen Compagnie, so wie der französischen. Oestreich errichtete 1719 eine Compagnie des Orients, Dänemark errichtete mehrere Compagnieen, mehr oder weniger folgten andre Staaten oder suchten zu folgen. Banken entstanden, mit ihnen Papiergeld. Man könnte mit Recht das Papiergeld das Grab des Feudalsystems und des germanischen Industriegeistes nennen. Es kam ein unglaubliches Geschwindleben in den Staat, ein Fabrikensinn und Fabrikensystem, welche der Vf. nicht von günstiger Seite schildert. Armuth und Drang nach Reichthum und Luxus standen neben einander. Der Absatz der Production wird verkümmert. So ist überall die eigentlich germanische Freyheit zum Theil verloren gegangen, die nicht im Antheil an der Regierung des Staats, nicht in repräsentativer Legislatur, sondern in dem freyen und möglichst gesicherten Gebrauche des Eigenthums jeder Art besteht. Unverkennbar ist, dass diejenigen Länder, welche, vom germanischen Geiste beseelt, der Hierarchie früher am meisten widerstanden, auch von dem Selbstmorde der Staaten durch Veränderung der äussern Staatsform am meisten frey geblieben sind; in dem Verhältniss am meisten, als ihre geographische und politische Lage ihnen jenes Streben nach Nationalreichthum und Nationalcredit am wenigsten zuliess. Die Kenntniss der Harmonie in allen Theilen, als des eigentlichen Lebens des Staats, nennen wir Aufklärung. Wie aber der eine Organismus sich nicht die Formen des andern aneignen kann, so ist es thörig, sich diese oder jene Staatsverfassung zu wünschen. Das Bestehende ist das Beste, weil es so geschaffen ist; durch Aufklärung in den einzelnen Theilen und nur durch diese kann es vervollkommnet, durch menschliche gewaltsame Abänderung immer gestört werden, durch menschliche gewaltsame Abänderung immer gestört werden. (Verstehen wir den Vf. recht, so empfiehlt er allmählige Reformen statt Revolutionen, und gewiss mit gutem Grunde. Jedoch der Ausdruck, das Bestehende sey das Beste, könnte nach seiner vollen Anwendung auch gegen jede Reform gerichtet seyn, und für die Möglichkeit der letztern wäre doch wohl Eine Staatsverfassung vorzüglicher als die Andre, also auch wünschenswerther. Revolution ist ein aus dem Gefühl unerträglichen Unglücks hervorgegangnes zweytes Unglück, oft grösser als das erste.)

Weil der Mensch hülfloser als alle Thiere geboren wird (Kap. 5.), so geschieht die Entwicklung seines Lebens in der Familie. Man könnte das Menschengeschlecht in drey Hauptfamilien theilen: 1) wo die Erlangung der äussern Bedürfnisse leicht ist und gern Andern aufgebürdet wird, Kastenverhältniss, väterliche absolute Autorität; 2) wo die Existenz mühsam der Natur abgewonnen werden muss: hier ist Sklaverey ursprünglich fremd, der Vater übt nicht allein die Autorität. Nur diese Völker waren allein im Stande, die Erde zu einem gemeinschaftlichen Wohnplatz der Menschen zu machen, sich durch fruchtbare und unfruchtbare Zonen zu verbreiten; 3) wo nomadisches Leben Statt findet, welches der Perfectibilität am wenigsten fähig ist; der Hausvater ist alleiniger Herr, Polygamie ist allgemein. Aus der Vermischung und mannichfaltigen Reaction dieser verschiednen häuslichen Humanität ist die gegenwärtige Cultur der Völker entstanden. Indier hatten Kasten, Griechen und Römer nicht; sie lernten von Andern. Zur Bildung einer Familie scheinen folgende äussere Bedingungen erforderlich: zuvörderst Eigenthum, dessen Unveränderlichkeit ältere Gesetzgeber erstrebten, das Lehnsystem wirkte am wohlthätigsten auf Deutschland, die Erblichkeit des Lehns vereinigte die Familie und das Eigenthum inniger, als es Lykurg's Gesetze bewirken konnten. Der Vf. giebt einige Tabellen über die Vertheilung des Grundeigenthums in Frankreich, England, Preussen und den dänischen Staaten. In Frankreich sind Grundeigenthümer die Hälfte der Volkszahl, in England kaum $\frac{1}{12}$, in Preussen $\frac{1}{3}$, in Holstein $\frac{1}{10}$. In England ist der siebente Einwohner arm, in Dänemark der zwey und dreyssigste, in Preussen und Frankreich wahrscheinlich nicht der achtzigste oder hundertste. Auch die Zahl der Verbrechen glaubt der Vf. auf grössere oder geringere Versatilität des Eigenthums zurückführen zu können. In der Ehe, als einer zweyten Be-

Bedingung der Familie, ist Monogamie das Natürlichste, nur wo thierisches Verlangen die Humanität überstimmt, kann Polygamie eintreten. Das gemeinschaftliche Bündnifs muss mehr wie irgend ein andres unauflöslich seyn. Jede Ehescheidung ist auf gewisse Art ein Bekenntnifs, dafs man das Bündnifs nicht menschlich, sondern thierisch eingegangen ist. Es muss mit religiöser Feyerlichkeit geschlossen werden. Kinder sind integrirende Theile der Familie, deren Zerstreuung gute Erbschaftsgesetze vorbeugen sollten. Knechte gewähren der Familie Hülfe. Sklaverey stand mit Luxus und dem dadurch veranlafsten Handel in genauem Verhältnifs.

(*Der Beschlufs folgt.*)

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, in d. Exped. d. Annalen, b. Hofr. Schmidt, im Königl. Ministerium d. Innern u. d. Polizey: *Annalen der Preufsischen innern Staats-Verwaltung.* Herausgeg. von *K. A. v. Kamptz,* Königl. wirklichem Geheimenrathe und Director. *Erster* bis *eilfter* Band. 1817 — 1827. gr. 8.

Vor dem J. 1810 wurden in Preufsen alle eigentlichen Gesetze und alle Verordnungen der Minister, so wie die der Provinzial-Behörden einzeln gedruckt und den betreffenden Beamten zugefertigt, und wenn auch ein Theil dieser Verordnungen in der Edicten-Sammlung später abgedruckt ward, so blieb diefs doch unvollständig. Erst im J. 1810 erschien die Gesetzsammlung, worin die wirklichen Gesetze, und bald darauf die Amtsblätter, worin auch die Verordnungen der Ministerial- und Provinzial-Behörden abgedruckt wurden. Hiermit war dem Publicum Gnüge geschehen. Allein dem Beamten fehlte noch eine Sammlung der von den Ministerien und Provinzial-Behörden erlassenen Verordnungen und Instructionen, welche nicht sowohl das Publicum als den Beamten interessirten. Diese waren zwar in den verschiednen General-Acten enthalten, aber mitunter sehr schwer zu finden und nicht einmal Jedem zugänglich.

Diesem allgemein gefühlten Bedürfnifs hat der K. Preufs. wirkliche Geheimerath Hr. *v. Kamptz* in Berlin seit dem J. 1817 mit gleicher Verdienstlichkeit, wie diefs bey der Justiz-Verwaltung durch seine rühmlichst bekannten Jahrbücher geschehen, für das Verwaltungs-Fach abgeholfen. Schon die Eintheilung der Materien zeugt von der lichtvollen Klarheit, welche in allen Arbeiten des Herausg. sich findet. Die einzelnen Verordnungen sind nämlich nach folgenden Rubriken geordnet: I. Allgemeine Verwaltungs-Sachen, enthaltend z. B. Ressort-Verhältnisse, Rang- und Dienstverhältnisse der Beamten unter sich, die Qualification zu den verschiednen Aemtern u. s. w. II. Verhältnisse zu auswärtigen Staaten. III. Staats-Einkünfte, mit folgenden Unterabtheilungen: *A.* Finanz-Verwaltung im Allgemeinen, *B.* Steuern, *C.* Forst- und Jagd-Verwaltung, *D.* Post-Verwaltung, *E.* Bergwerks-Regal u. s. w. IV. Landes-Cultur. V. Cultus. VI. Oeffentlicher Unterricht. VII. Communal-Wesen. VIII. Polizey, mit folgenden Unterabtheilungen: *A.* Polizey im Allgemeinen, *B.* Ordnungs-Polizey, *C.* Post-Polizey, *D.* Sicherheits-Polizey, *E.* Polizey gegen Unglücksfälle, *F.* Armen-Polizey, *G.* Gewerbe-Polizey, *H.* Bau-Polizey, *I.* Wege-Polizey u. s. w. IX. Medicinalwesen. X. Militair-Sachen.

Nach diesen Rubriken geordnet erscheinen nicht nur die sämmtlichen von den Ministerien an die betreffenden Provinzial-Behörden erlassenen General-Verfügungen, sondern auch die an *einzelne* Behörden ergangenen Verordnungen. Ausserdem aber auch die wichtigern in den Amtsblättern enthaltenen Verordnungen und Instructionen der Ober-Präsidenten und Landes-Collegien, mit Ausnahme alles dessen, was sich allein auf die Rechtsverwaltung bezieht, weil dafür die Jahrbücher des Herausg. bestimmt sind.

Die für jeden Jahrgang beygegebenen Register sind so zweckmäfsig angeordnet, dafs sie den Gebrauch dieses verdienstlichen Werks für den Beamten aufs höchste erleichtern. Zuerst nämlich wird ein chronologisches Register gegeben, worin der kurze Inhalt der betreffenden Verordnung noch ausser dem Datum angegeben ist. Diese Inhalts-Uebersichten finden sich im Werke selbst jeder Verordnung vorgedruckt und erleichtern bey ihrer Kürze den Gebrauch dieses Werks ausserordentlich. Ausserdem aber ist jedem Jahrgange ein Sach*register* beygegeben, wo man mit der gröfsten Vollständigkeit auf diejenigen Seiten des Werks hingewiesen wird, wo über den verlangten Gegenstand etwas vorkommt.

Doch auch das Wissenschaftliche ist über dem Praktischen nicht vergessen worden, indem der *zweyte* Abschnitt jedes Hefts für Staatswissenschaft bestimmt ist. Dieser Abschnitt enthält zuvörderst: *auswärtige Gesetzgebung;* worin aber nur allgemein wichtige Gesetze, oder solche aufgenommen worden, welche, als in Nachbarstaaten Gültigkeit habend, dem diefsseitigen Beamten wichtig seyn dürften. In einem zweyten Abschnitt: *Literatur,* giebt der Herausg. zwar nur kurze, aber treffende Beurtheilungen interessanter Schriften, welche auf die Staatsverwaltung Bezug haben, mitunter auch nur Anzeigen von dergleichen Schriften.

Auf diese Weise besteht dieses höchst dankenswerthe Unternehmen bereits über 10 Jahr, indem vierteljährlich ein Heft und alljährlich ein Band desselben erscheint. Jährlich wird über den Ertrag des Werks Rechnung abgelegt, weil der Hr. Herausg. den Ueberschufs zu namhaften wohlthätigen Zwecken verwendet.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

April 1828.

PHILOSOPHIE.

Schleswig, gedr. u. verlegt im Kön. Taubstummen-Institut: *Ueber humanes Leben.* Von *Joachim Dietrich Brandis* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Von der Wissenschaft handelt das *sechste* Kapitel. Der Mensch ist mit wenig Instinktwissen geboren. Die Wissenschaft, als eine durch Vernunft bestimmte und durch den Verstand dargestellte Einheit, wird durch Sprache und Schrift Gemeingut für das ganze Menschengeschlecht. Wo die Natur dem Menschen Alles ohne viele Mühe darbietet, wird der Geist auf die Ahnung einer absoluten Einheit alles Seyns gerichtet, Begeisterte geben Offenbarungen, Priester bewahren diese, das Gemeinleben geht nicht vom Individuum auf das Ganze, sondern vom Ganzen auf das Individuum. Der Vf. berührt den Unterschied der orientalischen und griechischen Wissenschaft des Mittelalters, der Araber u. s. w., und sagt von der Metaphysik: Sie will nicht das Unbegrenzte vom Begrenzten trennen, sondern sie will dem begrenzten Forscher die allgemeinsten Gesetze des Lebens und jeder einzelnen Abtheilung seiner Manifestationen lehren. Sie ist eben so abgeneigt, in das Unbegrenzte Differenz (Individualität) zu bringen (Mysticismus), als die letzte und unbegrenzte Ursache aller Manifestationen (Leben) ganz zu leugnen, und Alles auf Wechselverhältnisse des Begrenzten (Materialismus) zurückzuführen. *Kant* machte die ersten Versuche, eine Metaphysik der Sitten und Naturwissenschaften aufzustellen; vielleicht würde eine Metaphysik des ganzen gestirnten Himmels, der Sonnensysteme, der Erde, der Thiere und der Pflanzen, der Theologie, des Staats, der Familie u. s. w. von Nutzen seyn können. (S. 295.)

Das letzte Kapitel ist der Wechselmanifestation des vegetativen, animalischen und humanen Lebens gewidmet. Circulation der Säfte, Nerven, Sinnesorgane sind Erfordernisse des thierischen Lebens. Nachforschung nach einem Centralorgan ist grundlos, eben so unstatthaft die Annahme besondrer Organe für einzelne humane Aeusserungen. Alle Manifestationen des Lebens sind nur Ein Bestreben, die Individualität zweckmäsig zu erhalten; hierin ruht die Heilkraft der Natur. Schlaf ist die tägliche Erscheinung der Wechselwirkung des vegetativen und animalischen Lebens. Das Leben des einzelnen Theils ist dasselbe, wie das Leben des Ganzen, es ist dasselbe Streben zur Erhaltung der Einheit. Schmerz ist Vorstellung der Hindernisse, welche dem thierischen Leben entgegenstehen, den Organismus zweckmäsig zu verändern, so dass die Einheit des Ganzen erhalten werde. Das Leben des einzelnen Theils mit seinen Anomalien verhält sich zum ganzen Bewusstseyn, wie sich die einzelne Vorstellung der Aussenwelt mit dem dadurch erregten Verlangen und Abscheu zu demselben verhält. Jedes Verlangen oder Abscheu, wenn es plötzlich ohne *deutliche* Vorstellung ins Leben eintritt, erregt *Schreck*, er kann alle Lebensäusserungen aufhören machen (*Apoplexia*), oder alle thierischen Lebensfunctionen aufheben, weil die Sinne mit der höchsten Anstrengung, aber ohne Einheit streben, eine bewusste Vorstellung hervorzubringen (*Ecstasis*). Wo das Bewusstseyn der Gegenwart aufgehoben ist, kann die Rückerinnerung Vorstellungen machen, wie im Traum. Beym Menschen kann sich dieses unvollkommne Bewusstseyn und Traumvorstellung auch mit der Besonnenheit in Verbindung setzen. Die Traumgestalt wird dadurch zu einer Person, welche die äussere Aussenwelt erkennen, selbst in der Rückerinnerung sich vorstellen, aber mit dem eignen Bewusstseyn und Besonnenheit nicht vergleichen kann. Der höchste Grad dieser Erscheinung ist den Aerzten unter dem Namen Traumwandeln (Somnambulismus) bekannt, geringere Abstufungen erscheinen in den verschiednen Arten der Melancholie. Der Vf. macht hierüber sehr anziehende Betrachtungen, unterscheidet den durch Apperception in der Aussenwelt und den durch Apperception im Gemeingefühl verursachten Schreck, erwähnt des Zustandes, welcher nahen Tod anzeigt, wenn das Gemeingefühl in der Gegenwart gänzlich aufhört und nur noch in der Rückerinnerung sich mit den vollkommen wachen Sinnen zu Vorstellungen verbindet, wodurch der Mensch den Charakter eines überirdischen, aus dieser Zeitlichkeit bereits abgeschiednen Wesens erhält. Eine grosse Klasse von Heilmitteln erhöhen deutlich das thierische Leben und beschleunigen Destruction und Reproduction, wie Wein und Opium. Es wird solcher Zustand auch von dem obersten Regulator, dem humanen Leben, bestimmt, ohne dass wir sagen können, dass dieses durch das narkotische Mittel afficirt wird, und man sagt mit Recht, dass man im Rausch am

am besten den Charakter eines Menschen kennen lerne, nicht weil der Charakter *afficirt* wird, sondern weil er so lange wie möglich dem verworrenen Halbtraume entgegenstrebt. Die menschliche Seele — als jener göttliche Odem, der die Menschen zum höhern Urquell alles Seyns, zur Gottheit emporhebt — kann wohl selbst nicht krank werden, psychische Krankheiten sind, wenn eine Störung den Odem Gottes hindert sich zu manifestiren. Krank könnte man nur die Seele nennen, wenn bey *vollkommnem* Bewusstseyn und bey vollkommner Vegetation die Besonnenheit inhuman geworden wäre; dann hiesse es aber nicht mehr Krankheit, sondern Verbrechen, Bosheit, Sünde. Die Mittel, diesen Zustand zu heilen oder ihm zuvorzukommen, sind göttliche und menschliche Gesetze, die vegetativen und animalische Lebensäusserungen zu moderiren, so dass sie das Bewusstseyn nicht stören, sind Arzneymittel. Ursprünglich kann das humane Leben nicht krank seyn, d. h. kein Verbrecher oder Boshafter wird als solcher geboren, in gewisser Rücksicht ist also jeder Verbrecher auch ein physisch Kranker. Rechtspflege und Arzneykunde kommen hier auf einer Grenzscheide zusammen, die von einer oder der andern Seite leicht überschritten wird, da sie ihrer Natur nach nicht ganz genau bezeichnet werden kann. Wie das Gesetz den freyen Willen durch das *du sollst* bestimmt, und ihn dadurch über das animalische und vegetative Leben zum *Herrn* macht, so kann auch der Arzt sich an das humane Leben wenden, dieses aufregen und veranlassen, dass es auf das vegetative und animalische Leben einwirkt. Es ist sein Hauptstudium, diesen Grundsatz auf individuelle Fälle anzuwenden, es kann ihm nicht gelehrt werden, sondern es ist das Resultat seiner humanen Liebe für den Kranken, diese kann den Kranken selbst nach und nach dahin bringen, sein eigner Arzt und Meister über seine kranken Lebensäusserungen zu werden, Aber allein darf er dabey nicht stehen bleiben, sondern kann bey allen Krankheiten der vegetativen und animalischen Lebensäusserungen, durch zweckmässige Erregungen, durch Diät und Arzney mildern und heilen. Vom humanen Leben aus alle Krankheiten heilen zu wollen, führt auf unnützes Lehren und Predigen, oder gar zu einem Charlatanismus, der von Anbeginn der menschlichen Gesellschaft, in Tempeln, Höhlen, auf Gräbern und neuerlich — in Magnetisirbuden unnütz geübt, und manchen Arzt fast kränker als seine zu Heilenden gemacht hat. Mit diesen, der wahren Empirie und eines philosophischen Arztes sehr würdigen Worten schliesst der Vf. sein Werk.

PHYSIK.

Prag, b. Haase: *Handbuch der Naturlehre*, entworfen von *Cassian Hallaschka. Dritter* Theil. 1825. VI u. 255 S. 8. mit einer Tafel in Steindruck. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Rec. hat sein Urtheil über die beiden ersten Bände des vorliegenden Handbuchs bereits in diesen Blättern (A. L. Z. 1825. Nr. 242.) ausgesprochen; wenn man in diesem Bande auch erkennt, dass der Vf. Gegenstände behandelt, mit denen er sich vorzugsweise beschäftigt hat, so glaubt Rec. doch keineswegs, dass er denselben empfehlen könne: der Anfänger wird von vielen Gegenständen verworrene Begriffe bekommen, und wollte man uns auch einwenden, dass dieses Werk in der Hand eines tüchtigen Lehrers, welcher die Fehler verbessert, sehr viel Gutes leisten könne, warum dann nicht Schriften benutzen, in welchen dieselben Gegenstände besser vorgetragen sind? Ohnehin ist ja Vieles in diesem Lehrbuche aus *Muncke's* auch äusserlich weit besser ausgestattetem Lehrbuche entlehnt, aber durch Zusätze des Vfs. oder Auslassungen andrer Sätze entstellt; eine *Behauptung*, welche wir sogleich näher beweisen wollen.

Die Schrift zerfällt in *vier* Abschnitte: I. Eintheilung der Oberfläche des Himmels und Bestimmung der Kreise auf demselben. S. 1—114. II. Mathematische Geographie. S. 114—162. III. Physische Geographie. S. 163—220. IV. Atmosphärologie. S. 220 bis 255. Diese Eintheilung ist die gewöhnliche und weicht von der in *Muncke's* Lehrbuche in sofern ab, dass dieser I. und II. zusammenstellt; III. und IV. sind dagegen bis auf kleine Nüancen ebenso, wie bey *Muncke*, obgleich sich freylich hier, wie in den meisten übrigen Lehrbüchern fragen liesse, ob denn die Atmosphärologie nicht auch zur physischen Geographie gehöre. So behandelt *Muncke* die Temperatur der Erde nicht, wie es dem Rec. zweckmässiger scheint, in der Meteorologie, sondern in der physischen Geographie; eben dieses thut unser Vf. Während dagegen in der Vertheilung des Raums, welchen die einzelnen Theile einnehmen, in *Muncke's* Lehrbuch ein gewisses von der grössern oder geringern Menge der bekannten Sätze abhängendes Verhältniss ist, wird ein solches bey unserm Vf. gänzlich vermisst. So nimmt bey *Muncke* die Meteorologie nahe $\frac{1}{4}$ von dem *zweyten* Bande ein, bey unserm Vf. nur etwa $\frac{1}{6}$, was doch für ein Handbuch der *Physik* wohl zu gering ist.

Wir haben bereits erwähnt, dass *Muncke's* Lehrbuch die Quelle ist, welche der Vf. grösstentheils bey dieser Schrift wörtlich abgeschrieben hat; wir haben aber auch zugleich bemerkt, dass der Vf. zuweilen den Text geändert hat. Wir wollen dieses nur an einigen Stellen zeigen: denn sollten wir alle durchnehmen, so könnte unsre Anzeige leicht mehrere Stücke dieser A. L. Z. füllen. Ein Zusatz und zugleich eine Fortlassung findet sich in der Bestimmung der Gestalt der Erde durch die Pendelmessungen. *Muncke* sagt nämlich S. 37: „Ein Mittel zur scharfen Bestimmung der Pendellängen lehrte *Zach.*" Unser Vf. ändert diesen Satz auf S. 144 auf folgende Art um: „Ein Mittel zur scharfen Bestimmung der Pendellängen lehrte *zuerst* der Freyherr *v. Zach, dann Biot.*" Woher weiss der Vf., dass *v. Zach zuerst* ein genaues Verfahren gab? doch wohl schwerlich aus der von ihm citirten Abhandlung *v. Zach's*? dieser sagt ja selbst in der genann-

nannten Abhandlung, dass bereits *Borda* ein Jahr vor ihm ein sehr genaues Mittel zu dieser Untersuchung gegeben habe. Was ferner den Zusatz „dann *Biot*" betrifft, so steht derselbe eben so fest, denn *Biot* gesteht ja selbst, er habe *d'après la méthode de Borda* beobachtet. — Ferner giebt *Muncke* und nach ihm unser Vf. einen Auszug aus *Laplace's* Untersuchung der ältern Messungen in der *Mécanique céleste*. Wenn man darnach die Pendellänge in Peru mit denen in höhern Breiten vergleicht, so erhält man für die Abplattung, wie sich unser Vf. auf S. 145 ausdrückt, „im arithmetischen Mittel $\frac{1}{321}$; und mit diesem arithmetischen Mittel stimmen andre Vergleichungen ziemlich überein." Dann heisst es sogleich, nach den Beobachtungen *Duperrey's* sey diese Grösse $\frac{1}{287}$. Dass diese Zahl mit der obigen nicht *ziemlich übereinstimmt*, bedarf wohl kaum einer Erwähnung; aber der Vf. hat es in diesem Falle für gut befunden, einiges von *M.* Gesagte fortzulassen. *M.* fährt nach der eben mitgetheilten Stelle nämlich fort: „So giebt Paris mit Petersburg" u. s. w.

Nicht immer hat es dem Vf. gefallen, die Anmerkungen *M's.* ganz zu benutzen. So hat *M.* ein sehr vollständiges Verzeichniss der Vulkane gegeben, dieses fehlt bey unserm Vf.; ferner führt *M.* auf S. 164 unter den verschiednen Hypothesen über die Entstehung der vulk. Eruptionen zuerst die durch Schwefelkiese an, und theilt dann die übrigen mit; unser Vf. sagt jetzt auf S. 197: „die fortdauernde Gluth in dem Innern der Vulkane wird ohne Zweifel durch entzündete grosse Schwefelkies-, Alaunschiefer- und Steinkohlenlager unterhalten" u. s. w. Uebrigens sagt *M.*, dass die Heerde sehr tief unter dem Granit liegen, während unser Vf. dieselben „an der Grenze zwischen den Gang- und Flötzgebirgen" sucht, eine Behauptung, die man wohl schwerlich in einem 1825 erschienenen Werke suchen dürfte und die ihren Grund wahrscheinlich in den von *Muncke* S. 164 genannten brennenden und über dem Granit liegenden Steinkohlenlagern hat.

Die Zahl der Druckfehler ist sehr bedeutend und wird den Anfänger, für welchen diese Schrift bestimmt ist, häufig verwirren. Unter den vielen Fehlern, welche dem Rec. aufgefallen sind, erwähnt er folgenden auf S. 249: „Ueber das Wesen des Nordlichts giebt es viele Meinungen, unter welchen die des Hn. *Plac. Heinrich* die wahrscheinlichste, nach welcher das Nordlicht eine *Luft*entwickelung aus der Menge des Polar*kreises* als natürlichem Lichtmagnete ist." Rec. hatte die Schrift von *Heinrich* über Phosphorescenz gelesen, erinnerte sich aber nicht, eine ähnliche Behauptung gefunden zu haben, dass nämlich der Polarkreis, eine fingirte Linie, ein Lichtmagnet und in Menge vorhanden sey, und dass sich aus ihm Luft entwickle. Endlich löste auch hier *Munke* das Räthsel; dort heisst es nämlich S. 214: „Nach einer sinnreichen Hypothese hält *Plac. Heinrich* das Nordlicht für eine *Licht*entwickelung aus der Menge des Polar*eises* als natürlichem Lichtmagnete."

Das Gesagte wird wohl hinreichen, den Geist dieses Werks zu beurkunden. *L. F. K.*

GESCHICHTE.

TÜBINGEN, b. Osiander: *Geschichte der französischen Staatsumwälzung*, von *A. Thiers.* Uebersetzt von Professor Dr. *R. Mohl* in Tübingen. *Fünfter* Band. 1827. 324 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Erzählung geht in dem schon angezeigten Geiste fort, vom Juni bis Nov. 1793. Sie rollt nicht rasch dahin wie *Mignet's* Worte, die nur die Gestaltungen in ihren grossen Umrissen und die Gesammtbewegung in ihrem Drang und Widerstande klarer, als bey seinen Vorgängern erkennen lassen. Die Handlung verbirgt die Handelnden und die Hauptstadt Frankreich. Hier vernehmen wir dagegen meist aus dem eignen Munde der Handelnden, was sie dachten und wollten, und mit den Worten der Berichte die Lagen in Frankreich. Robespierre spricht nicht am besten, aber für die Stimmung der Zuhörer und für den gewählten Augenblick am treffendsten; und wie er dann mit starrem Sinn und kalter Berechnung zur Gewalt über den Convent und im Heilausschusse kommt, wird es immer blutiger und schauerlicher in Frankreich. Es ist ein praktischer Kopf von der fürchterlichsten Art: das Mittel, das am schnellsten zum Zweck führt, ist ihm das rechte und das beste; aber um deswillen ist ihm auch das bloss leidenschaftliche Handeln zuwider, und so hat er den Schein des Gemässigten den Tollköpfen gegenüber, wie diesen Schein auch seine Jacobiner den Cordeliers gegenüber haben. Viele ertrugen die Anstrengung des leidenschaftlich bewegten und nachdenkenden Geistes nicht, sie starben an der Entzündung, wie jetzt vor unsern Augen Canning. Die ruhig verständigen und arbeitsfleissigen Bürger hatten sich vergeblich der öffentlichen Sachen annehmen wollen. Sie hatten keine Geschäftsübung, die grossen Städte keine Verbindung unter einander. In der Hauptstadt allein verstand man sich auf das Regieren, hatte man durch ganz Frankreich offenkundige und geheime Verbindungen, war man in dem Besitz aller Hebel der Staatsgewalt und der Werkstätten der Kriegkunst. Das Alles machte es dem starren Robespierre möglich, den Convent, die Hauptstadt und ganz Frankreich vor ihm zittern zu lassen, während Carnot den Plan und die Mittel zum grossen Kriege bereitete. Die guten und verständigen Bürger hatten die Schreckenszeit geahndet, die über sie kam; alle Städte, die selbstständiges Gefühl bewahrt hatten, wollten mit den Waffen und durch Verbündung unter einander die Gewalt an die rechtlichen, ansässigen Leute bringen, und eine feste Gemeinordnung zur Gewähr eines glücklichen Freystaats gründen. Aber sie geriethen dadurch mit den alten französischen Ideen von dem Königthume und von der Hauptstadt, als dem Sitze aller Macht und Herrlichkeit, zugleich aber mit den revolutionären Einrichtungen, wodurch die Lande in Departemente zerschnitten und die Gewaltmittel der Hauptstadt noch vergrössert waren, in Widerspruch, so wie mit dem Volksgefühl, dass in der Vendee wie bewusstlos in das alte zurückstürmte. Sie konnten sich nicht

nicht verständigen und die Hauptstadt liefs ihnen keine Zeit dazu. Die Jacobiner verdrängten mit Hülfe einer Gemeineordnung, worin jeder Erwachsene Stimmrecht hatte, die wackern Männer aus den Stadträthen, schreckten sie von der Theilnahme an den öffentlichen Sachen durch das Gesetz über die Verdächtigen ab, welches zu willkürlichen Verhaftungen den freyesten Spielraum gab, und die grofsen Blutgerichte zu Paris wurden überall nachgeahmt. Dennoch vermochte die Hauptstadt ihren Sieg über Frankreich ohne Waffengewalt, ohne Zerstörung von Lyon, der mächtigsten Stadt nach ihr, nicht zu vollenden, und in der Hauptstadt selbst fielen die Girondisten als Siegesopfer. Die Guillotine in ihrer fortdauernden Bewegung verbürgte nun die Ruhe in Frankreich und sie verbürgte zugleich den Werth des Papiergeldes. Keine Künste, keine Strafen hatten die Entwerthung des Papiergeldes verhindern können, bis es die Todesstrafe that, in Verbindung mit den ungeheuren Arbeiten und Lieferungen, welche der Krieg erforderte, und die noch immer besser im Papiergelde, als gar nicht bezahlt wurden.

Die Bauern mufsten zu Zwangspreisen liefern, zu Zwangspreisen verkaufen, und hatten statt Abgabenerleichterung eine vermehrte Steuer- und Gemeinelast zu tragen. Die Handwerker und Kaufleute mufsten auf gleiche Weise liefern und verkaufen und gezwungene Anleihen bezahlen. Der Adel verlor überdiefs grofsentheils sein Besitzthum, und fand vor den unerhörten Verfolgungen keinen andern Schutz, wenn er nicht fliehen wollte und konnte, als unter den französischen Fahnen. Während die Hauptstadt und in ihr Robespierre an der Spitze Frankreich so in Gehorsam und Gewalt hielt, ward sie nahe und das französische Gebiet überall von Feinden bedroht. Aber die Feinde liefsen Carnot Zeit, aus Paris eine Waffenstätte und aus Frankreich ein Lager zu machen. Das Aufgebot in Masse verwandelte sich in eine Aushebung von 300,000 rüstigster und grofsentheils gebildeter Leute, die eben deswegen den französischen Heeren eine ganz andre Seele gaben, als die feindlichen Heere hatten, und diesen offenbar überlegen wurden.

Man mufs zugleich über die Leiden und die Leistungen des französischen Volks erstaunen, und wer wird nicht bedauern, dafs Frankreich dem Geist und bösen Willen unterlag, womit die Hauptstadt, obgleich sie in Blut gebadet, erfüllt blieb. — Die Früchte des damaligen Sieges sind der Hauptstadt durch alle folgenden Ereignisse erhalten, aber sie dürfte nun doch in den französischen Landen mit andern Augen als früher betrachtet werden, und sie könnte wohl durch ein stilles und leises aber anhaltendes Streben in den Landen nach selbstständigem und eigenthümlichem Seyn und Leben in Verlust kommen, deren Folgen sich gar nicht berechnen lassen.

Es soll nun noch ein echt französischer Zug von den Girondisten nach ihrem Todesurtheile mit den Worten des Vfs. erzählt werden. „Beym Abgehen aus dem Gerichtssaale stimmten sie alle mit einem Male die Marseiller Hymne an:

Das blutige Beil der Tyrannen
Schwebt über unserm Haupt.

Ihre letzte Nacht war herrlich. Verginaud hatte Gift, er warf es aber weg, um mit den Freunden zu sterben. Sie setzten sich zu einem gemeinschaftlichen Mahle, bey dem sie Alle bald heiter, *bald* ernst, bald beredt waren. Brissot und Gensonné waren nachdenklich und still; Verginaud sprach mit innigem Bedauern von der sterbenden Freyheit, und mit hinreifsender Beredtsamkeit über das Loos des Menschen. Ducos sagte Verse, welche er im Gefängnifs gemacht hatte, her, und Alle sangen Lobgesänge auf Frankreich und die Freyheit."

Aus dem Verfolg werden die Leser sehen, in welchen Vorstellungen Vf. und Rec. abweichen. „Am folgenden Tage den 31sten Oct. drängte sich eine ungeheure Menge, um sie zu sehen. Sie sangen auf dem Wege zum Blutgerüste die Marseiller Hymne, wie sie die Soldaten auf dem Wege gegen den Feind sangen. Bey der Ankunft auf dem Umwälzungsplatze stiegen sie von dem Karren und umarmten sich unter dem Rufe: Es lebe die Freyheit! *Sillery* bestieg zuerst das Blutgerüst, und nachdem er das Volk, in welchem er noch immer die *schwache* betrogene Menschheit achtete, ernsthaft gegrüfst hatte, empfing er den Todesstreich. Alle ahmten ihm nach und starben mit Würde. In 31 Minuten schlug der Henker diese berühmten Häupter ab, und zerstörte in diesen wenigen Augenblicken Jugend, Schönheit, Tugend, Talent. So war das Ende dieser muthigen Bürger, welche ein Opfer ihrer grofsmüthigen Träumereyen wurden. Sie kannten weder den Menschen und seine Fehler, noch wufsten sie ihn in einer Umwälzung zu leiten, zürnten dem Volke, dafs es (?) nicht besser sey, und wurden von ihm (?) vernichtet, weil sie sich ihm (?) beständig (?) entgegensetzten. Ehre ihrer Asche! Nie haben so viele Talente, so viele Tugenden (?) in einem Bürgerkriege geglänzt, und man mufs ihnen nachrühmen, dafs wenn sie auch die gewaltsamen Mittel nicht begriffen, welche Frankreich allein retten konnten (?), ihre Gegner sich mehr aus Leidenschaft, als aus Einsicht (?) für dieselben entschieden. Nur denjenigen aus der Bergpartey könnte man höher als sie stellen (?), der sich für diese Mittel aus blofser Staatsklugheit (!) und nicht aus Hafs entschieden hätte."

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

April 1828.

PHYSIK.

Wien, b. Heubner: *Anfangsgründe der Physik, als Vorbereitung zum Studium der Chemie,* von Dr. *Benjamin Scholz. Dritte* Auflage. 1827. XVI u. 769 S. 8. mit 5 Kupfertafeln. (3 Rthlr. 16 gGr.)

Vorliegendes Lehrbuch, von welchem die früheren Ausgaben in den Jahren 1815 und 1821 erschienen, zeichnet sich vorzüglich durch Vollständigkeit und Einfachheit der Demonstrationen aus, und gehört nach dem Urtheile des Rec. zu den besseren Lehrbüchern, welche wir in Deutschland besitzen. Hauptsächlich glaubt Rec. es denjenigen Lesern empfehlen zu müssen, welche ohne hinreichende mathematische Kenntnisse zu besitzen, die wichtigsten Sätze der Physik kennen lernen wollen. Eine Vergleichung dieser Ausgabe mit der zweyten zeigt, mit welcher Liebe der Vf. die neueren Entdeckungen nachgetragen und wie sehr er sich bemüht hat, weniger richtige Ansichten zu verbessern. Da es wohl sehr wahrscheinlich seyn möchte, dass von diesem Lehrbuche in einigen Jahren eine neue Auflage erscheint, so will Rec. nach einer kurzen Angabe, weniger des ohnehin bekannten Inhaltes als des Verhältnisses, in welchem der Raum steht, welchen die einzelnen Theile der Physik in dieser Schrift einnehmen, Bemerkungen über einige weniger richtige Behauptungen hinzufügen.

Zuerst handelt der Vf. von dem Wesen und den Grundkräften der Materie und den damit in nächster Verbindung stehenden Eigenschaften der Körper S. 9—190. In diesem Theile werden die Gesetze der Mechanik, der Cohäsion, der Crystallisation und der chemischen Verwandtschaft mitgetheilt. Sodann kommt der Vf. zur Betrachtung der Imponderabilien und zwar handelt er nach des Rec. Ansicht sehr zweckmässig zuerst von der Electricität S. 190—286; hierauf vom Magnetismus und Electromagnetismus S. 287—346; vom Lichte S. 346—422; von der Wärme S. 423—532. Im dritten Hauptabschnitte betrachtet der Vf. die Atmosphäre S. 533—638; im vierten die Akustik S. 643—703. Ein Nachtrag S. 704—749 enthält eine Vergleichung der Maasse und Gewichte und ein sehr ausführliches alphabetisches Register beschliesst das Werk.

In der Lehre vom Pendel spricht der Vf. auf S. 66 von dem Einflusse des Schwingungsbogens auf die Dauer der Oscillationen und fährt dann fort: „wenn jedoch die Schwingungsbogen kleiner als 15° sind, so wird der Unterschied, seiner Unbedeutendheit wegen, erst nach vielen tausend Schwingungen bemerkbar." Diese Behauptung ist nicht richtig; denn zuerst möchte es wohl sehr schwer seyn, ein Pendel zu construiren, welches freyhängend viele tausend Schwingungen machte, da bekanntlich an unseren Uhren der Mechanismus so eingerichtet ist, dass die Weite stets dieselbe bleibt, also die Oscillationen nicht aufhören; nehmen wir dagegen ein frey hängendes mit möglichster Sorgfalt construirtes Pendel, dessen wohlpolirte Schneiden auf achatnen Unterlagen ruhen, so findet man nach 100 und noch weniger Schwingungen schon Unterschiede, die sich sehr wohl wahrnehmen lassen. — Auf S. 67 giebt der Vf. eine Tafel für die Länge des Secundenpendels an verschiedenen Punkten. Da dieselbe nur ältere Beobachtungen enthält, so wird es gewiss sehr zweckmässig seyn, wenn er diese Grössen bey einer neuen Ausgabe völlig streicht und dafür einige von den neueren Messungen *Biot's*, *Kater's*, *Sabine's* und anderer Gelehrten giebt. Auch liesse sich die Erfahrung, welche *Richer* in Cayenne machte und welche hier eben so unrichtig als in den meisten dem Rec. bekannten Schriften vorgetragen wird, nach der Originalabhandlung *Richer's* verbessern, wie dieses Rec. bereits an einem andern Orte ausführlicher gezeigt hat (*Hertha*, Februar 1827. S. 76). — Die Beschreibung der Luftpumpe auf S. 111 ist wohl zu kurz und ohne Abbildung nicht verständlich. — Sehr ausführlich ist in diesem ersten Theile die Lehre von der chemischen Verwandtschaft abgehandelt.

In der Lehre von der Electricität erwähnt der Vf. S. 195 den Fundamentalsatz, dass sich $+E$ und $+E$ abstossen, dagegen $+E$ und $-E$ anziehen. Der Beweis des Vfs. möchte indessen wohl wenigen Lesern verständlich seyn; es sollen nämlich zwey Glasröhren so lange mit demselben Körper gerieben werden, bis sie *in gleichem Grade electrisch* gemacht sind; eben so sollen eine Glasröhre und eine Siegellackstange mit Flanell so lange gerieben werden, bis *beide gleiche Grade* von E zeigen; nach demjenigen aber, was bis dahin über die Electricität gesagt worden ist, weiss der Leser ja noch nicht, wie er *gleiche* Grade von E bestimmen könne; ausserdem ist zum Beweise dieses Satzes keinesweges erforderlich, dass die Electricitäten gleich stark seyen. Warum wählt hier der Vf. nicht den einfachen Versuch, ein Korkkügel-

kügelchen an einem Seidenfaden zu befestigen, und diesem das geriebene Glas und Siegellack abwechselnd zu nähern?

Bey der Erklärung der Phänomene, welche der Electrophor zeigt, ist der Vf. gewiss nicht allgemein verständlich. Wird nämlich (§. 164. S. 219) der Deckel auf den — electrischen Harzkuchen gesetzt, so stellt er seine obere Belegung vor, erhält daher die Electricität der berührten Harzfläche durch Vertheilung oder zeigt —*E*; hiernach könnte man indessen glauben, als ob der ganze Deckel —*E* erhielte, da doch nur die obere Fläche —*E*, die untere dagegen +*E* hat. Eben dieses gilt von der Erklärung der Erscheinung, dass der berührte und dann isolirt aufgehobene Deckel +*E* zeigt. „Durch das Reiben wird der Harzkuchen negativ electrisch; der darauf gelegte Deckel kommt also in einen — Wirkungskreis und wird deswegen an seinem oberen Theile — electrisch, *ohne jedoch von seiner natürlich electrischen Materie das Geringste zu verlieren*, weil ein flacher Leiter von einem Nichtleiter *E* weder annimmt, noch solche an ihn abgiebt. Durch das Berühren mit einem Leiter geht aus diesem in den scheinbar negativ electrischen Deckel +*E* über (daher der Funke) und der Deckel erhält nun nebst seiner natürlichen E. auch diesen Zuwachs, scheint aber, weil dieser Ueberschuss von dem negativen Wirkungskreise des Harzkuchens gebunden wird, natürlich electrisch" (§. 165). Aufgefallen ist dem Rec. in dieser Erklärung zuerst, dass der Vf., welcher die Erklärungen grösstentheils nach dem dualistischen Systeme giebt, hier plötzlich die Sprache Franklins annimmt; sodann aber ist der Vorgang selbst nicht ganz richtig aufgefasst. Es scheint nämlich, als ob bey Berührung des auf dem Kuchen liegenden Deckels der Funke durch +*E* entstehe, welches aus dem Kuchen in den Deckel und aus diesem gegen den Finger kommt. Indessen binden sich +*E* auf der untern Seite des Deckels und —*E* des Kuchens, daher ist —*E* auf der oberen Seite des Deckels frey und kann nach aussen wirken, desshalb der Funke bey Annäherung des Fingers in welchen dieses —*E* übergeht. Jetzt scheint der Deckel unelectrisch, weil nun +*E* vom —*E* des Kuchens gebunden wird, so wie aber der Deckel fortgenommen wird, diese Bindung also aufhört, so wird hier +*E* frey. Das eben Gesagte gilt *mutatis mutandis* auch von dem folgenden, Rec. will indessen dabey nicht verweilen, sondern verweist auf die treffliche Abhandlung von *Wilke* (Schwed. Denkschr. Bd. 39. S. 54) und *Volta* selbst (*Collezione dell' Opere di Volta*. Florenz 1816. Th. I. Bd. I. S. 103 flg.). — Der Entdecker der unipolaren Leiter heisst auf S. 247 fälschlich *Erdmann* statt *Erman*. — Die in krystallisirten Körpern durch Erwärmung erzeugte Electricität wird etwas zu kurz behandelt. Es werden hier nicht einmal alle Phänomene erwähnt, welche der Turmalin zeigt; so sagt der Vf. nicht, dass der Turmalin bey einer Temperatur welche niedriger ist, als die einige Grade über o liegende seine Polarität umkehrt (*Hauy Minéralog.*, 2te Ausg. Bd. I. S. 202). Unrichtig ist es ferner, wenn der Vf. auf S. 285 sagt: „nur der Turmalin und Boracit erhalten durch Erwärmung Polarität:" denn unter den vom Vf. genannten Mineralien fand *Hauy* die Polarität im Mesotyp, Prehnit und Sphen; beym Galmey (aus der Gegend von *Aix la Chapelle* und Freyburg im Breisgau) entdeckte derselbe schon eine Umkehrung, wenn er von — 11° bis über + 4° erwärmt wurde (*Minéralog.* I. 201); eben so fand *Breithaupt* in dem vom Vf. genannten *Helvin* vier Axen (Auswahl a. d. Schriften der unter *Werner's* Mitwirkung gestifteten Gesellschaft für Mineral. zu Dresden, Bd. II. S. 182 Anm.). Es würde uns hier zu weit führen, diese Eigenschaften an den übrigen vom Vf. genannten Mineralien nachzuweisen; wir fügen nur noch hinzu, dass sich auch dieses Verzeichniss noch sehr durch die Untersuchungen von *Brewster* vervollständigen lässt (*Schweigg.* N. R. B. XIII).

In der Lehre vom *Magnetismus* sagt der Vf. S. 289: „In welchem Verhältnisse die Abnahme der magnetischen Kraft erfolge, ob im Verhältnisse der Quadrate der Entfernungen, wie *Coulomb* und *Bridone* durch Versuche gefunden haben wollen, ob im Verhältnisse ihrer Würfel, nach der Meinung Anderer, ist noch nicht ausgemacht." Eine Bestätigung des ersten Gesetzes und einen Grund für das zweyte giebt *Hansteen* (Untersuchungen u. s. w. S. 146). — S. 297 wo *Hansteen's* Untersuchungen über den täglichen Gang der magnetischen Intensität mitgetheilt werden, hätten auch wohl die Beobachtungen von *Christie* eine Erwähnung verdient. — S. 299 erfahren wir, dass sich auch in *Wien* die retrograde Bewegung der Magnetnadel gezeigt hat; es war dort nämlich seit 1815 vier Jahre hindurch die Abweichung 15° 8' *W.*, am Schlusse des Jahres 1820 aber 15° 1'. — Eben daselbst ist der Zusatz nöthig, dass die angegebenen Stunden für die Extreme in der Richtung der Magnetnadel nur für unsere Gegenden gelten. — Unrichtig ist der Ausdruck S. 301: „In einigen Gegenden nahe am Aequator ist die Neigung *fast* o und die Inclinationsnadel steht dort *fast* horizontal." Die Neigung ist *wirklich* o, wie der Vf. auf der folgenden Seite selbst sagt. — Uebrigens vermisst Rec. in der Literatur dieses Abschnittes die Erwähnung von *Hansteen's* grösserem Werke; auch ist es dem Rec. aufgefallen, dass der Vf. bey mehreren Beobachtungen von *Parry* die Länge des Beobachtungsortes nicht angiebt, da doch diese in der Nähe des Magnetpoles von grosser Wichtigkeit ist. Es hätte auch erwähnt werden können, dass *Parry* nördlich von dem amerikanischen Pole fortsegelte, und dass er durch eine Gegend kam, wo die Abweichung 180° war, wenn er diese Grösse selbst auch nicht unmittelbar beobachtete.

Die Lehre vom Electromagnetismus enthält die wichtigsten Thatsachen, so weit diese dem Vf. bekannt seyn konnten. Jedoch hätte auf S. 338, wo der Vf. über die Folge der Körper in der thermomagnetischen Kette spricht und die Versuche *Seebeck's* mit denen *Cumming's* vergleicht und hier den Ein-

Einfluſs der Temperatur erwähnt, wohl bemerkt werden können, daſs *Cumming* durch übermäſsige Erwärmung die Polarität der Kette umkehrte.

In der Optik folgt der Vf. im Allgemeinen dem Emanationsſyſteme, er giebt jedoch die Erklärung vieler Phänomene auch nach der Undulationstheorie. — Die S. 351 erwähnte Methode die Stärke des Lichtes durch Schatten zu meſſen, rührt nicht von *Rumford* her, man kannte dieſelbe ſchon viel früher und namentlich ſtellte *Lambert* die meiſten ſeiner Meſſungen nach derſelben an. — S. 368 ſagt der Vf., daſs die doppelte Strahlenbrechung nicht mit dem Hauptgeſetze der Lichtbrechung übereinſtimme, indem der gebrochene Strahl mit dem einfallenden nicht immer in Einer Ebene liege und ſogar der ſenkrecht einfallende Strahl einen Winkel von 6° 12′ mit dem Einfallslothe macht. Hiernach könnte man faſt glauben, daſs beide Strahlen eine Abweichung vom Geſetze des Snellius zeigten, was dem auf S. 367 Geſagten widerſprechen würde; es findet ferner der mitgetheilte Winkel von 6° 12′ nur beym Kalkſpathe Statt. Auch die auf dieſer Seite gegebene Erklärung *Biots* iſt im Allgemeinen die von *Malus*; zweckmäſsiger ſcheint es dem Rec., dasjenige, was der Vf. hier über die Polarität ſagt, bis zur Lichtpolariſation zu verſparen. — Zu §. 258 bemerkt Rec., daſs ſchon vor *Fraunhofer Arago* fand, daſs die Newtonſchen Farbenringe polariſirt ſeyen und daſs *Brewſter* etwas Aehnliches an blau angelaufenem Stahle bemerkte (*Treatiſe on new philoſ. Inſtrum.* Edinb. 1813. S. 345). — In dem Abſchnitte über *Photometrie* (S. 422) werden die Unterſuchungen von *Lambert* nicht einmal genannt, da doch *Klügel* von dieſem ſagt, es ſey die Photometrie von ihm mit einem Male der Vollkommenheit ſo nahe gebracht, wie ſonſt nie eine Wiſſenſchaft von einem einzigen Manne (*Prieſtley* Geſch. d. Opt. S. 312).

In der Lehre von der Wärme hätte auf S. 426 erwähnt werden können, daſs das Eis als Eis bey der Abnahme der Temperatur wieder die gwöhnlichen Geſetze der Ausdehnung befolgt. — Wenige Leſer möchten den wahren Sinn von folgendem Satze auf S. 429 verſtehen: „die folgende Tafel giebt — die lineare Ausdehnung an, welche nachſtehende ſtarre Subſtanzen durch das Erwärmen bis zum Siedepunkte des Waſſers erleiden, wenn ihre Länge bey dem Schmelzpunkte des Eiſes gleich 100000000 geſetzt wird." So iſt dieſe Gröſse bey Flintglas 1,00081166. Die Länge bey o° iſt ja gleich 1 und nicht 10^8; es iſt ferner die für Flintglas mitgetheilte Gröſse die Länge bey 100° C, ſo daſs dieſe Tafel nicht die *lineare Ausdehnung* von o° bis 100°, ſondern die *Länge der Körper* bey 100° C giebt, die bey o° = 1 geſetzt; ſollte die Ausdehnung von o° C bis 100° C gegeben werden, ſo müſste 1 vor allen mitgetheilten Gröſsen fehlen. — Zu S. 453, wo eine Tafel über die ſpecifiſche Wärme gegeben wird, bemerkt Rec., daſs die ſpecif. W. des Waſſerdampfes, die des Waſſers als Einheit angenommen, nach den Verſuchen von *la Roche* und *Bérard* nicht 0,847 iſt, wie dieſe Gröſse in allen vom Rec. verglichenen Schriften mitgetheilt wird, ſondern daſs die ſpecific. Wärme deſſelben 0,837 beträgt; es iſt nämlich die ſpecific. Wärme der atmoſphäriſchen Luft 0,2669, und dieſe als Einheit angenommen die des Waſſerdampfes 3,136; wird dieſe mit Waſſer verglichen, ſo ergiebt ſich 0,2669 × 3,136 = 0,8369984. — Die Anm. S. 495 wo der Vf. die Entſtehung des Thaues nach *Wells* und die Eisbereitung in Bengalen mittheilt, gehört zweckmäſsiger in das Kapitel von der ſtrahlenden Wärme.

In dem folgenden Abſchnitte, welcher von der Atmoſphäre handelt, ſagt der Vf. S. 535: „Nach angeſtellten Beobachtungen gelangen wir 0,75 des ſenkrecht auf die Atm. fallenden Sonnenlichtes bis auf die Oberfläche der Erde." Hier muſs nothwendig zugeſetzt werden: „ſelbſt bey heiterm Himmel etwa." Denn nach *Bouguer's* Verſuchen über die Stärke des Mondlichtes (nicht Sonnenlichtes) in 66° 11′ und 19° 16′ Höhe findet *Lambert* 81 Strahlen, nach eigenen Verſuchen L's. kommen nur 59 Strahlen auf die Oberfläche der Erde (*Photometria* S. 396). Uebrigens hängt dieſe Gröſse von ſehr vielen Nebenumſtänden ab, wie ſich Rec. durch eine Menge von Verſuchen mit einem *Leslie*'ſchen Photometer überzeugt hat. — Bey der blauen Farbe des Himmels auf S. 537 fehlen die Unterſuchungen von *v. Humboldt*. — Sehr vollſtändig iſt das, was der Vf. über die Erwärmung der Atmoſphäre und die Schneegrenze ſagt; indeſſen wird auf S. 541 den Verſuchen von *Pictet* über die Temperatur in verſchiedenen Höhen ebenfalls ein zu groſses Gewicht gegeben. Da man ſich bey Berechnung von Temperaturen einzelner Orte gewöhnlich auf dieſe Unterſuchungen beruft, ſo erlaubt ſich Rec. hier einige Bemerkungen hinzuzufügen, welche bisher gar nicht beachtet ſind. Schon *Sauſſure* widerlegte bekanntlich mehrere Folgerungen aus dieſen Beobachtungen, indem *einige der gebrauchten Thermometer in der Sonne hingen*, wie *de Luc* in ſeinem Streite mit *Sauſſure* ſelbſt zugiebt (*Idées ſur la Météorol.* T. II. S. 352 u. 360), ohne daſs ſein Zuſatz, daſs die Strahlen der Sonne das als Spiegel wirkende Thermometer nicht merklich erwärmten (*en faiſant ombre de loin avec mon doigt ſur la boule de mon thermomètre, je ne le faiſois pas baiſſer ſenſiblement* (!!!)), etwas beweiſt. Bey weitem wichtiger für die Meteorologie ſind die wenig bekannten Beobachtungen von *Six* (*Philoſ. Trans.* 1784. S. 428). Nach 41tägigen Beobachtungen war bey einem 6′ vom Boden entfernten Thermometer das *Min.* 2°, 6. C, das *Maxim.* 7°, 9 C; bey einem 110′ hoch hangenden das *Min.* 3°, 1 C, das *Max.* 7°, 1 C, und ſo beträgt der Unterſchied nur etwa ½° C, während dieſe Gröſse gewöhnlich zu 2½° C. angenommen wird. —

In der Lehre vom Barometer ſcheint das über die Schwankungen deſſelben Geſagte zu dürftig zu ſeyn, da der Einfluſs des Wetters auf ſeinen Stand kaum zwey Seiten füllt. Eben ſo werden gewiſs wenige Leſer durch das über die Winde Mitgetheilte be-

befriedigt werden. Wenn hier auch das Wichtigste von den Passatwinden in der Kürze ziemlich vollständig mitgetheilt wird, so ist doch das über die Moussons Gesagte zu unvollständig; es werden nur die wenig bedeutenden Moussons an einem Theile der Küste von Brasilien erwähnt, ohne dass die weit wichtigeren im indischen Oceane auch nur genannt werden. Desto vollständiger dagegen ist der folgende von den physisch-chemischen Eigenschaften der Atmosphäre handelnde Abschnitt, namentlich wird hier die Art, wie Oxygen und Stickstoff neben einander existiren, sehr ausführlich untersucht.

In §. 392, wo der Vf. die Hygrometer beschreibt, wäre es am zweckmässigsten gewesen, zugleich den Apparat *Daniell's* zu erwähnen und auf diesen nicht erst später zu kommen. Uebrigens scheint hier die Bemerkung, dass *Soldner* die Idee zu einem Schwefelätherhygrometer schon vor einer Reihe von Jahren angab, nicht am unrechten Orte zu stehen.

Das was der Vf. S. 633 über den *Nebel* sagt, scheint eine Berichtigung zu erfordern. Nachdem nämlich die Thaubildung nach *Wells* angeführt ist, erwähnt der Vf. jene schwache Nebelschicht, welche sich an solchen Orten zeigt, wo es sehr reichlich thauet und leitet dieselbe aus der Erkaltung des Bodens her. „Erstreckt sich diese Abkühlung des Bodens höher, wie z. B. im Frühlinge und Herbste, so bildet das in Bläschenform abgeschiedene Wasser die *Nebel*" u. s. w. Die Ursachen indessen, welche jenen Nebeln bey der Thaubildung (*haze* der Engländer) und den Nebeln im engern Sinne (*fog*) zum Grunde liegen, scheinen verschieden zu seyn. Ueber Wiesen ist die Luft am Tage nahe mit Dämpfen gesättigt worden, bey der Strahlung am Abende werden der Boden und die ihm zunächst liegenden Schichten der Atmosphäre stärker erkaltet als die höheren, und daher erfolgt jener schwache Nebel, weil in der Atmosphäre mehr Dampf vorhanden ist, als sie zu *behalten* im Stande ist; bey den eigentlichen Nebeln dagegen ist der Boden stets wärmer als die höheren Luftschichten, und es erfolgt der Niederschlag nur desshalb, weil die Atmosphäre mehr Dampf *aufnehmen* soll, als dieses vermöge ihrer Temperatur geschehen kann. — In der am Schlusse des Abschnittes gegebenen Literatur vermisst Rec. die Beyträge von *Brandes*.

Auch der letzte Abschnitt, von der Akustik, so wie der Nachtrag sind sehr vollständig. Das Register erleichtert den Gebrauch dieses Werkes.

L. F. Kämtz.

Stuttgart, b. Gebr. Mäntler: *Anleitung zur Errichtung und Untersuchung der Bliz-Ableiter (Blitz), für Bauverständige, Bau- und Feuerschauer und Gebäude-Inhaber.* Herausgegeben von (vom) Berg-Rath Dr. *Hehl*, der physicalischen Societät in Göttingen u. s. w. Mitglied. VI u. 54 S. 8.

Der Vf. der obigen Schrift, welcher im Königreiche Würtemberg eine grosse Anzahl von Blitzableitern entweder errichtet oder untersucht hatte, wurde von dem Ministerium des Innern aufgefordert, eine Anleitung zu verfassen, wodurch die auf dem Titel genannten Personen in den Stand gesetzt würden, die Blitzableiter zweckmässig zu errichten. Man darf demnach keine ausführlichen theor*etischen* Untersuchungen in diesem Werke erwarten, *da der* Vf. in diesem Falle offenbar seinen Zweck verfehlt haben würde; wohl aber wird der Techniker manchen brauchbaren Wink, manche gute Erfahrung in demselben finden. Unter den verschiedenen Blitzableitern (Schienen, Drahtgeflecht und Stabeisen) giebt der Vf. denen aus Stabeisen den Vorzug, da dieselben die wohlfeilsten sind und am leichtesten reparirt werden können; den Auffangestangen giebt er im Durchschnitte eine Länge von 12 Fuss; zur Ableitung nimmt er halbzöllige Eisenstäbe. — Da ein Jeder, welcher sich mit diesem Gegenstande beschäftigt hat, auch weiss, welche Punkte in einer Schrift über denselben behandelt werden müssen, so würde es überflüssig seyn, die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte hier mitzutheilen.

PÄDAGOGIK.

Chur, b. Dalp: *Neuer Tugendspiegel, oder Anekdoten und Charakterzüge aus dem Jugendleben denkwürdiger Personen alter und neuer Zeit;* mit einer Auswahl verwandter Dichtungen. Zunächst in Bürgerschulen zum Vorlesen, oder auch neben der Schule zur Unterhaltung, Belehrung, Nachahmung und Warnung bestimmt, von *Joh. Friedr. Franz*, evangel. Pfarrer zu Mogelsberg im Canton St. Gallen. — Schulausgabe mit einem Titelkupfer. 1827. XII u. 351 S. 8. (14 gGr.)

Der etwas langathmige Titel dieser Jugendschrift sagt hinlänglich, was man darin zu suchen hat, und wozu es benutzt werden kann. Rec. weiss auch nichts weiter hinzuzufügen, als dass er diese moralische Beyspielsammlung zweckmässig gefunden; wenn auch manche darin mitgetheilten Züge schon in andern Schriften gestanden haben und darum nicht neu sind. Am meisten nehmen die Nachsicht der Leser in Anspruch die von der eigenen Muse des Vfs. dargebotenen poetischen Stücke.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1828.

GESCHICHTE.

Freiburg, b. Herder: *Allgemeine Geschichte vom Anfange der historischen Kenntniss bis auf unsere Zeiten*, für denkende Geschichtsfreunde bearbeitet von *Karl v. Rotteck*, Grossherzogl. Bad. Hofr. u. Prof. zu Freiburg. *Siebenter* Band. X u. 557 S. (ohne Jahrszahl.) *Achter* Band. 1826. XIV u. 644 S. *Neunter Band.* 1826. XV u. 869 S. 8.

Es gehört zu den wichtigsten Erscheinungen in unserm Zeitalter, dass nicht nur der Sinn für Geschichte überhaupt weit mächtiger aufgeregt und über die gesammten gebildeten Volksklassen verbreitet, sondern auch der wissenschaftliche Anbau der Geschichte eben so durch gründliche Geschichts*forschung*, als durch gediegene Geschichts*schreibung* gefördert ward. Auf diese wichtige Erscheinung lenkte der Rec. des oben genannten Werks, bereits bey der Beurtheilung der ersten *sechs* Bände desselben, die Aufmerksamkeit der Leser dieser Blätter. (Jahrg. 1819. Nr. 11—13 und 34—36.) In kurzen Umrissen gedachte er der Veränderungen und der durchgreifenden Umbildungen, welche der Anbau und die Darstellung der allgemeinen Geschichte seit den drey letzten Jahrhunderten und namentlich seit den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts erfuhr. Er zeigte, wie die allgemeine Geschichte anfangs, nach dem sogenannten Viermonarchieensysteme, von den Theologen als *ancilla theologiae* behandelt ward; wie sie darauf — besonders die Geschichte der Deutschen, doch bloss einseitig als Reichs- nicht als Volks-Geschichte aufgefasst, — den Publicisten als Hülfswissenschaft für das römische und für das deutsche Staatsrecht gedient habe; wie sie dann, besonders seit *Ernesti's* Zeiten, fast ausschliessend den Philologen zufiel, die sie kritisch sichteten und zunächst die Welt des Alterthums sorgsam bearbeiteten, ohne doch — mit Ausnahme der Britten — eine höhere Ahnung ihres politischen Lebens und ihres pragmatischen Geistes zu fühlen, bis endlich in *Schlözer der* Mann kam, welcher, bey der Eigenthümlichkeit seines Geistes, mit der Tiefe und Fülle seines philologischen und geschichtlichen Wissens, mit der Schärfe seines politischen Blicks und Tactes, und mit der Kraft, Lebendigkeit und Feuergluth seiner stilistischen Darstellung, eine *neue Bahn* in der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung brach.

So wie aber selbst noch in unsrer Zeit die geistvollsten Männer im Felde der Geschichtsschreibung angefeindet und mit dem Kartätschenfeuer der Mikrologie begrüsst werden, so erging es auch vor ungefähr 50 Jahren dem kühn seine eigne Bahn einschlagenden *Schlözer* von seinem *ältern Collegen Gatterer*, einem Manne, dessen Verdienste um die Geschichte nicht geschmälert werden sollen, wenn er gleich von seiner Erbitterung und Leidenschaftlichkeit gegen den *jüngern Schlözer* sich fortreissen liess, als er von diesem in seiner bisherigen Domaine sich gestört und angegriffen fand. Dieser Kampf zwischen *Gatterer* und *Schlözer*, dessen Actenstücke viele der jetzt lebenden jüngern Geschichtsschreiber kaum gelesen haben dürften, ward aber in der That der *Wendepunkt* für die Behandlung der allgemeinen Geschichte; denn seit dieser Zeit giebt es eine doppelte Behandlungsweise derselben: die des *Fleisses* und die des *Geistes*. Rec. meint damit keineswegs, als ob der Fleiss den Geist, oder der Geist den Fleiss ausschlösse: allein Jeder, der kein Fremdling in der Literatur des Anbaus der allgemeinen Geschichte blieb, weiss es, dass die kritischen Forscher und fleissigen Sammler gewöhnlich, bey der Aufspeicherung und Mittheilung ihrer Massen, des philosophischen und politischen Geistes und namentlich der *Gabe der Sprache* ermangelten. Ihre Perioden gleichen nicht selten der Behandlung des Klopffleisches in den Küchen. Dagegen mag es wohl auch bisweilen geschehen, dass *die* geistvollen Männer, welche in der allgemeinen Geschichte die Lösung der unermesslich grossen Aufgabe an die Staaten und an die gesammte Menschheit selbst erkennen, und mit der Fülle ihres tief ergriffenen Geistes über die Reinheit und Gediegenheit der stilistischen Darstellung gebieten, das etymologische und grammatische Ergebniss eines einzelnen Kritikers übersahen, oder ein Citat vernachlässigten, wodurch entweder ein dreytausend Jahre alter Name eine neue Schreibung erhielt, oder nach dem Umsturze der bisher bestandnen geschichtlichen Thatsachen eine Hypothese mit allem Scheinglanze der Neuheit versucht ward. Rec. ist nicht gemeint, diesen kritischen Arbeiten ihr Verdienst zu schmälern; er warnt aber nur vor der vorschnellen Aufnahme solcher neuen Ansichten (und kämen sie aus der Feder eines *Niebuhr* oder *Müller*) in die beglaubigte Geschichte, bis sie die Feuerprobe zweyer Jahrzehnte bestanden haben.

Uu

Der

Der Vf. des vorliegenden Werks bewahrte fich, mit dem ihm einwohnenden fichern Tacte, vor der übereilten Annahme folcher neuen Hypothefen in fein Werk, felbft auf die Gefahr, deshalb verkannt und fchonungslos behandelt zu werden. Es lag nicht in feinem Plane, eine *kritifche* Weltgefchichte, fondern eine *für denkende Gefchichtsfreunde* zu fchreiben. Er ging, bey feiner gediegenen Arbeit, von gründlicher Gefchichtsforfchung aus, ohne doch die Verficherung zu geben, dafs er die *gefammten* Quellen der alten, mittlern, neuern und neueften Gefchichte felbft gelefen habe. Denn welcher Gefchichtfchreiber unfrer Zeit, felbft mit Einfchlufs des unermefslich reichen Sammlers, *Johannes v. Müller*, und der aufserordentlich belefenen Forfcher, *Beck's* und *Schloffer's*, dürften wohl von fich rühmen, dafs fie *gleichmäfsig* die Quellen des Alterthums, wie die der mittlern und neuern Zeit, und eben fo wörtlich die Urkundenwerke des *Dumont*, *Rouffet*, *Martens* u. f. w., wie den *Herodot*, *Livius*, *Thucydides*, *Polybius* u. a. und die gefammten *fcriptores medii aevi* durchgelefen hätten! Jeder ausgezeichnete Hiftoriker der neuern Zeit befchränkt fich, bey der Unermefslichkeit des angehäuften Stoffs, gewöhnlich mit feinen Forfchungen ausfchliefsend und mit Vorliebe auf gewiffe Zeitalter; der Eine widmet feine Kraft der Welt des Alterthums bis zum Untergange des Römerreichs im Abendlande; ein Andrer fetzt die kurze Zeit eines Menfchenlebens an die Erforfchung und Darftellung des Mittelalters, und lebt und webt in den Quellen der Gefchichte der germanifchen, flavifchen, byzantinifchen und arabifchen Völker; ein Dritter wird durch die Richtung feiner Individualität zu dem in fich abgefchloffenen Kreife der drey letzten Jahrhunderte, von der Entdeckung des vierten Erdtheils an bis zum Anfange der franzöfifchen Revolution hingezogen; und ein Vierter — erzürnt über die grofse Vernachläffigung der unermefslich wichtigen Thatfachen *der neueften Zeit* — befchliefst, in das Chaos der einzelnen (in unzähligen Sammlungen für die neuefte Gefchichte zerftreuten Urkunden, Memoiren, beyläufig mitgetheilten) Nachrichten und widerfprechenden Meinungen, Licht, Ordnung und Zufammenhang zu bringen.

Verfteht Rec. den Vf. des vorliegenden Werks recht, fo hat er — ohne doch unbekannt mit den Quellen des Alterthums und des Mittelalters zu feyn — die *neuere* und *neuefte* Zeit zum eigentlichen Gegenftande feiner vieljährigen und felbftftändigen Forfchung gewählt; denn namentlich hier entfaltet er den ganzen Reichthum feiner gelehrten Kenntniffe. — Dazu kommt aber ein *zweytes* Verdienft, das blofs die Leidenfchaftlichkeit übergehen und ihm abfprechen kann: die *eigenthümliche Ausprägung und Geftaltung der Ergebniffe fremder und eigner Forfchung zu einem in fich harmonifchen Ganzen*, das nur von einem fo gründlichen Forfcher, von einem fo tiefen Kenner der feinften Schattirungen und Verzweigungen des innern und äufsern Lebens der erlofchenen, wie der noch beftehenden Staaten, und von einem fo kräftigen Gefchicht*fchreiber*, wie der Vf. ift, ins Dafeyn gerufen werden konnte. Der entfchiedne und durch keine feindfelige Ausftellung gegen den Vf. zu verwifchende Grundcharakter feines nun in *neun* Theilen vollendeten Werks ift: der edle, fefte, männliche, freymüthige Geift, der in dem Ganzen waltet; die innere organifche Einheit, zu welcher er diefes Ganze erhob; der tiefe pfychologifche Blick, mit welchem er Perfonen und Thatfachen auffafste; der richtige politifche Tact, nach welchem er durchgehends *das* hervorhebt, was Völker und Staaten vorwärts oder rückwärts bringt, es fey am Throne der Monarchen, oder in den Sitzungsfälen republikanifcher Regierungen, oder in den Camarilla's verfchuldet; und die *Lebendigkeit*, Fülle und Kraft der Darftellung, durch welche er die Lefer unwillkürlich ergreift und mit fich fortreifst; denn ewig wahr bleibt es: *pectus eft, quod difertum facit, et vis mentis.* Nur mit wenigen neuern Gefchicht*fchreibern* theilt der Vf. *das* Verdienft, auf *Schlözer's* Bahn der Gefchicht*fchreibung* fortgefchritten zu feyn, und dadurch den Sinn für pragmatifche Gefchichtsbehandlung über die gebildeten Stände der gebildeten Völker verbreitet zu haben. Mögen daher auch dem Vf. in einem Werke von *neun* Bänden einzelne Fehler, Lücken und Mifsgriffe nachgewiefen werden können: wer es redlich mit der Gefchichte felbft, mit der Fortbildung derfelben nach Geift und Leben und mit der weitern Verbreitung einer geiftvollen Gefchichtsbehandlung unter den höhern Claffen der bürgerlichen Gefellfchaft meint, wird dem Vf. die Gerechtigkeit wiederfahren laffen, dafs fein Werk *mehr Licht* als Schatten enthält, dafs es einen fehr ehrenwerthen Platz in der gefchichtlichen Literatur behauptet, und dafs es, wie die neuen Auflagen deffelben beweifen, bereits viel Gutes im weiten Kreife gebildeter Lefer bewirkt hat und fortan noch immer mehr bewirken wird. Mit diefem lohnenden Bewufstfeyn, das der Gefchichtfchreiber nur durch das lebhafte Intereffe fachkundiger Männer und gebildeter Lefer an feinem Werke gewinnen kann, darf der Vf. diefes Werks getroft auf feine Anftrengungen zurückblicken, und durch die faft ungetheilte Anerkennung, welche feinem Werke in allen Gauen Deutfchlands wiederfuhr, fich beruhigt und entfchädigt finden für leidenfchaftliche Angriffe, die dem *Geifte* feines Werks eben fo wenig nachtheilig feyn werden, wie vor ungefähr zwey Jahrzehnten das literärifche Halsgericht über *Heeren's* „Ideen." Denn ein Mann, wie der Vf., wird, bey einer neuen Auflage feines Werks, das, was in den Ausftellungen an demfelben auf gefchichtlichem Grunde beruhte, verbeffern und berichtigen, dagegen aber mit irrenden Rittern, die gegen Windmühlen fechten, nicht in die *arena* treten; er wird fich damit beruhigen, dafs nur der Mann von Geift den Mann von Geift zu erkennen und richtig zu würdigen vermag.

Uebrigens hält es Rec. für Pflicht, fogleich am Eingange feiner Beurtheilung es auszufprechen, dafs er die Bearbeitung der anzuzeigenden *drey* letzten Thei-

Theile des Werks von *Rotteck* noch höher stellt, als die der ersten *sechs* Theile, aus dem einfachen Grunde, weil die ganze Behandlung des geschichtlichen Stoffs der neuern und neuesten Zeit und die höhere Farbengebung in der stilistischen Form es verkündigt, dass den Forschungen und dem Gemüthe des Vfs. *diese* Zeit *noch näher* lag, als die Welt des Alterthums und des Mittelalters. Denn je inniger das Gemüth von den grossen Aufgaben und Zwecken des Staatslebens sich ergriffen fühlt, je tiefer der politisch geschärfte Blick in die unermesslichen Folgen der Entdeckung des vierten Erdtheils, der Kirchenverbesserung, der allmähligen Gestaltung Europa's zu der festen Form eines in sich eng verbundnen Staatensystems, der Emancipation Amerika's aus den Colonialverhältnissen der alten und alternden Welt und in das unverkennbare Streben aller gesitteten Völker der beiden cultivirtesten Erdtheile nach festen Verfassungsformen für die neue Gestaltung des innern Staatslebens, eindringt; desto eigenthümlicher muss auch, in Angemessenheit zu allen diesen wichtigen Gegenständen, die Behandlung der neuen und neuesten Geschichte aus den Händen eines solchen Mannes, wie *Rotteck* ist, hervorgehen.

Rec. fühlt, dass diess von ihm ausgesprochene Urtheil des Beweises bedarf. Er kann ihn nicht besser führen, als aus den vorliegenden *drey* Bänden selbst.

Er giebt zuerst den allgemeinen Aufriss derselben. Der *siebente* Band hebt an *von der Entdeckung beider Indien* und endigt *mit dem Jahre 1648*. Der *achte* Band umschliesst den Zeitraum *von dem westphälischen Frieden bis zur französischen Revolution*. Der *neunte* Band beginnt *mit dem Anfange der französischen Revolution* und schliesst *mit der heiligen Allianz im Jahre 1815*. Darf Rec., der gegen die Abgrenzung dieser Zeiträume keine Einrede zu machen hat, sich eine Bemerkung erlauben: so ist es die, dass der Vf. mit dem Jahre 1815 *endigt*. Wenigstens hätte er das thatenreiche Jahrzehend bis 1825 noch mit aufnehmen sollen.

Der *siebente* Theil zerfällt in die *Einleitung* und *sieben Kapitel*. (Warum nicht lieber: Abschnitte?) Mit Umsicht erklärt sich der Vf. in der Einleitung über den allgemeinsten Charakter der *neuen* Geschichte, über die Vergleichung mit dem Charakter der alten und mittlern, über die Eintheilung in (die genannten drey) Perioden. Darauf wird der Begriff des *europäischen Staatensystems* entwickelt, gebaut auf die Idee des *politischen Gleichgewichts*. Am Schlusse der Einleitung wird der *Methode* für die neue Geschichte gedacht. — Nicht ganz kann Rec. dem Vf. in der *Vergleichung* der neuen Zeit mit der alten und mittlern beystimmen, wenn er sagt: „In der alten und auch in der mittlern Zeit treten, obwohl auf einem beschränktern Schauplatze, mehr *einzelne* imponirende Gestalten auf, als in der neuern. In dieser springen meist nur *Sachen* hervor, in jenen aber *Personen*, und zwar Personen von erhebender Charaktergrösse, und lebenskräftiger, oft ans Ideale grenzender Individualität." — Rec. will den — eben durch die Entfernung von uns grösser erscheinenden — Individuen der alten und mittlern Zeit weder Grösse noch Glanz absprechen: allein der Vf. würde ungerecht gegen die drey letzten Jahrhunderte werden, wenn Männer, *wie Columbo, Albuquerque, Karl V.*, selbst *Cortez* und *Pizarro, Friedrich der Weise, Luther, Zwingli*, der sächsische *Moritz, Wilhelm der Oranier, Gustav Adolph, Wallenstein, Bernhard von Weimar, Richelieu, Mazarin, Karl Gustav, Wilhelm III., Peter I., Friedrich II., Joseph II., Pitt, Napoleon, Canning* u. A. nicht eben so viel gelten sollten, als *Alexander, Marius, Sulla, Julius Cäsar, Attila, Karl der Grosse, Otto I., Gregor VII.* und Andere. Rec. denkt dabey nicht zunächst an die *sittliche* Grösse, welche aber auch in der Welt des Alterthums und im Mittelalter dünn genug gesäet war. Er wollte nur die neue und neueste Zeit vor dem Verdachte retten, dass sie an hervorragenden Geistern hinter den frühern Jahrtausenden der Geschichte zurückstände. Doch der Vf. hat ja selbst in den vorliegenden drey Bänden den Heroen der neuern Zeit ihr Recht widerfahren lassen!

Sehr richtig erklärt sich der Vf. über das (von vielen neuern, namentlich geschichtsunkundigen, Politikern verkannte) *System des politischen Gleichgewichts* (Th. 7. S. 10), und unverkennbar hat der höhere politische Standpunkt, aus welchem der Vf. die neuere und neueste Geschichte fasst, seine Unterlage in der Idee des Systems des politischen Gleichgewichts. „Es blieb nichts übrig, sagt der Vf., als an die Stelle der zur Zeit noch unerreichbar gleichen Gewährleistung *der Rechte* wenigstens ein *Gleichgewicht der Kräfte* zu setzen, wornach es keinem Einzelnen möglich wäre, die übrigen zu überwältigen und die etwaige Präpotenz des Einen Gewaltigen durch das Gegengewicht von mehrern vereinbarten Schwachen in Schranken gehalten würde."

Im *ersten* Kapitel führt der Vf. die *Quellen* und die *Chronologie* auf, und giebt dann eine Uebersicht der *Weltlage* bis zum J. 1648. Im *zweyten* Kap. schildert er die Entdeckung Amerika's und des Wasser-(See-)weges nach Ostindien; im *dritten* die Reformation; im *vierten* die politische Geschichte Europa's zu Karl's V. Zeit; im *fünften* die Zeiten Philipp's II. u. III.; im *sechsten* die Zeiten des 30jährigen Kriegs; im *siebenten* die Geschichte des Nordens und Ostens; im *achten* die Geschichte einiger einzelnen Länder (der Schweiz, Italiens, Persiens); im *neunten* handelt er von den Fortschritten der Kunst und Wissenschaft.

Die Masse des behandelten Stoffs und der Reichthum eigenthümlicher Ideen sind so gross, dass der Rec. in Verlegenheit ist, was er ausheben und den Lesern der L. Z. mittheilen soll, um sein Eingangsweise ausgesprochenes Urtheil zu belegen. Doch wählt Rec., als Protestant, die von dem Vf., als Mitgliede der *katholischen* Kirche, (S. 153) gegebene Darstellung *Luther's* und der *Kirchenverbesserung*

Sie

Sie wird theils die hellen Grundsätze des Vfs., theils die von dem Rec. gerühmte, lebendige und kräftige stilistische Form versinnlichen. „Auf der von dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen neugestifteten hohen Schule zu Wittenberg lehrte dieser — von gemeinen Aeltern (1483 zu Eisleben) geborne, an der Universität zu Erfurt gebildete, früh durch Talente, Wissenschaft und Kraft ausgezeichnete — Augustinermönch *Luther* die Theologie mit wohlverdientem Beyfall. Der Unfug der Ablasspre-diger rief ihn aus dem engen Hörsaale auf den welthistorischen Schauplatz. Die 95 Sätze, die er am Allerheiligenabend (richtiger wohl: *Vor*abend) 1517 an der Schlosskirche zu Wittenberg gegen den Ablass anschlug, sind die Grundlage einer weltverändernden Umwälzung geworden. Der Inhalt dieser Sätze, ja selbst der Inhalt der meisten spätern Lehren Luther's — etwa jene vom *Primat* und dann einige nur der *Schul*theologie angehörige ausgenommen — ist von der Art, dass heut zu Tage alle verständige Katholiken theils laut, theils wenigstens im Stillen, sich gleichfalls dazu bekennen; und es würde, falls die Anmaassungen Roms und das Verderbniss der Kirche heut zu Tage noch *dieselben* wären, wie sie zu Luther's Zeit gewesen, ein in *seinem* Geiste *heute* auftretender Reformator des Beyfalls von *neun Zehntheilen* der Katholiken versichert seyn. Gleichwohl hat das Brandmahl der *Ketzerey*, womit die herrschende Kirche Luthern und seine Anhänger bezeichnete, und davon abgeleitet, Sectengeist, Vorurtheil, Gewohnheit, in der neuesten Zeit endlich noch Hass einer mächtigen Partey gegen alles Freysinnige und ängstliche Ahnung eines politischen, wie kirchlichen Revolutionen einwohnenden, gemeinschaftlichen Princips den Standpunkt der Würdigung des grossen Reformators und seines wunderähnlichen Werks verrückt. In den Ansichten über beide herrschten meist nur Leidenschaft, Engherzigkeit, Unduldung, einseitiges Vergöttern und Verwerfen; man sucht vergebens nach Ruhe und Klarheit." Uebersehen darf dabey nicht werden, dass das dem *siebenten* Bande beygegebene Titelkupfer *Luthern auf dem Reichstage zu Worms* darstellt.

(*Der Beschluss folgt.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

STUTTGART, b. Steinkopf: *Neuere Vorträge über Religion und Christenthum*, zu Beleuchtung des segensvollen Einflusses des Christenthums auf die Bildung des jugendlichen Gemüths; zunächst für die Zöglinge der Hochschule gehalten und auch andern gebildeten Lesern gewidmet von Dr. *Joh. Christian Friedr. Steudel*, ordentl. Lehrer d. Gottesgel. 1825. XX u. 395 S. gr. 8. (1 Rthl. 12 gGr.)

Obige Schrift ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Zunächst ist es schon ihre Form. Denn wir erhalten hier keine Predigten, auch nicht einmal Homilien, sondern freyere Vorträge über die wichtigsten Gegenstände der christlichen Religion, die sonst nur in eigentlich geistlichen Reden oder in Erbauungsbüchern abgehandelt zu werden pflegen. Keinem dieser Vorträge liegt, wie in gewöhnlichen Predigten, ein biblischer Text zum Grunde, und dennoch finden sich häufig Aussprüche der h. Schrift in ihnen zur Bestätigung historischer Gegenstände sowohl, als zum Beweise moralischer und religiöser Wahrheiten. In keinem treten die Hauptgedanken und noch weniger das eigentliche Thema der Rede so bestimmt und deutlich hervor, wie es die Homiletik von den Producten der geistlichen Beredtsamkeit fordert; und doch stehen sie unter einander in einem eben so engen Zusammenhange, als jeder Einzelne für sich betrachtet ein Ganzes ausmacht, und ein sichrer Gedankenfortschritt in ihm sichtbar ist. Aber auch ihr Inhalt, welcher im Allgemeinen auf dem Titel bestimmt angegeben ist, nimmt das Interesse ungewöhnlich in Anspruch. Denn der akademischen Jugend in einer Reihe von Vorträgen gleichsam einen zusammenhängenden Unterricht über die christliche Religion zu ertheilen, wie wir ihn hier mit beständiger Rücksicht auf den näher bezeichneten Zweck finden, ist ein zwar nicht neues, aber so schwieriges Unternehmen, dass man begierig ist zu erfahren, wie weit die Ausführung desselben dem Vf. gelungen sey. Wir würden sehr ausführlich seyn müssen, wollten wir an einzelnen Gegenständen zeigen, dass und warum wir dem Vf. unsern Beyfall versagen müssen. Darum sey nur im Allgemeinen bemerkt, dass, wie sehr wir auch seinen redlichen Eifer für Religion ehren; wie gern wir ihm auch das Talent einräumen, dass er von gewissen historischen Momenten des Christenthums, die Manchem ganz unfruchtbar zur Erbauung erscheinen, recht praktische und selbst überraschende Anwendungen zu machen versteht; wie lobend wir es auch anerkennen, dass er den Hauptzweck seiner Vorträge immer fest im Auge behält, wir dennoch sein Bestreben, seine bekannten dogmatischen Ansichten als rein-christliche und den heiligsten und dringendsten Bedürfnissen der Menschen vollkommen entsprechende darzustellen, für verfehlt erklären müssen, auch überzeugt sind, dass er bey einem grossen Theile seiner Zuhörer seine wohlgemeinte Absicht eben so wenig erreicht haben wird, als zu erwarten steht, dass er sie bey seinen Lesern erreichen wird. Trotz dem aber enthält das Buch ungemein viel Gutes, namentlich einen Schatz von Ideen für praktische Religionslehrer; weshalb wir es solchen besonders empfehlen: denn sie werden sich auch am wenigsten durch die Sprache des Vfs. abschrecken lassen, die allerdings zuweilen hart und schwerfällig ist. Den Gebrauch des Ganzen erleichtert sehr eine Inhaltsanzeige der 27 Vorträge, dis ausführlich genug ist, um ohne grosse Mühe jeden wichtigern Gegenstand zu finden, über welchen sich der Vf. ausgesprochen hat.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1828.

GESCHICHTE.

Freiburg, b. Herder: *Allgemeine Geschichte vom Anfange der historischen Kenntniss bis auf unsere Zeiten*, — — bearbeitet von *Karl v. Rotteck* u. s. w. *Siebenter* bis *neunter* Band u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Unsere Leser erinnern sich, was neulich die Abtrünnigen der protestantischen Kirche, und selbst die kalten geschichtlichen Renomisten innerhalb derselben, der Kirchenverbesserung *in politischer Hinsicht* Schuld gegeben haben. Von ihr seyen, so sagt man, blutige Kämpfe ausgegangen; sie habe das demokratische (wohl gar das demagogische) Princip unter die Staaten Europa's gebracht. Hören wir dagegen den Vf. (S. 208): „Die Reformation hat der Kriegsflamme bloss eine andre *Richtung* und einen andern *Stoff* gegeben; aber die von ihr erzeugten Kriege waren minder betrübend, weil nach *Geist* und *Zweck* edler, als die gemeinen Herrscherkriege, auch — obschon freylich viele unlautre Politik sich ins Spiel mischte — dennoch im *Erfolge* wohlthätig, ja heilbringend. Die innere und äussere Freyheit der Nationen, das Gleichgewicht im europäischen Staatensysteme wurde errungen durch sie, und auf tiefgehender Grundlage befestigt. Denn nicht nur haben sie die Präponderanz des gedoppelten Hauses *Oestreich* zernichtet, nicht nur die Selbstständigkeit der minder mächtigen Staaten gerettet, und der politischen wie der kirchlichen Tyranney einen Damm gesetzt: sondern sie haben *die Völker selbst*, als welche hier *der Ideen willen* und aus eignem lebendigem Antriebe, nicht bloss als Waffenknechte der Herrscher, auf den Kampfplatz traten, im Gemüthe erhoben und der Freyheit gleich fähig als würdig gemacht." — Solche Belege werden hinreichen, das von dem Vf. ausgesprochne Urtheil zu bestätigen, dass der Vf. seines Stoffes mächtig, tief von demselben durchdrungen und völlig dazu geeignet war, denselben *nach eigenthümlichen* — nicht entlehnten oder abgeschriebnen — Ansichten zu einer selbstständigen Form zu gestalten. — Doch hören wir den Vf. auch noch darüber, *was denn wohl erfolgt wäre ohne Reformation?* — „Wenn, wie ohne sie wahrscheinlich geschehen wäre, das Haus *Oestreich* den bereits weit gediehenen Bau einer Weltherrschaft zu Stande gebracht hätte, dann wäre mit der allgemeinen Freyheit auch die schönere Civilisation erstorben, die edlern Musen wären entflohen und die Weisheit hätte nirgends mehr eine bleibende Stätte gefunden. Kein Despotenreich, zumal kein Weltgebietendes — diess redet die Geschichte mit hundert Zungen — duldet, etliche frivole Künste und einige Realdisciplinen abgerechnet, die freye Forschung der Wissenschaft in seinem Schoosse, keines der Philosophie allem Unrechte gefährliches Licht."

„Aber wäre auch Europa nicht Eines Monarchen, sondern mehrerer oder vieler Gewaltigen getheiltes Erbe geblieben, nimmer hätte es ohne Reformation der höhern Erkenntniss Früchte gebrochen. In eben jener Zeit war schon eine furchtbare Verschwörung gebildet gegen das aufstrebende Licht. Geistliche und weltliche Häupter, die künftigen Wirkungen desselben ahnend, gereuete es der Ermunterung, welche sie früher der Wissenschaft gegeben, und beschlossen, ihr möglichst enge Schranken zu setzen. Und mit nichten war solches Beginnen blosse *Reaction* wider den der missbrauchten Wissenschaft zur Last gelegten drohenden Gang der Reformation. Die Büchercensur hatte ja schon Papst *Alexander VI.* eingeführt, und vor Luther's Erscheinung (nämlich schon 1515) hatte *Leo X.*, sonst als Musenfreund gepriesen, scharfe Verordnungen erlassen wider die aus dem Griechischen, Hebräischen oder Arabischen übersetzten Bücher. Die längst gegründete *Inquisition* allein, deren Herrschaft allgemein zu machen der Papst unablässig strebte, würde hingereicht haben zur Erstickung jedes emporstrebenden Lichts. Wäre die Gewalt des Papstes unangefochten und ausgebreitet über die ganze lateinische Kirche geblieben, welche Zufluchtsstätte wäre (*hätte*) dann der verfolgten Wissenschaft noch offen gestanden? Wahr ist's, nach dem Ausbruche der Reformation wurden noch strengere und sorgfältigere Maassregeln getroffen, den Geist der Menschen in Unmündigkeit zu erhalten; aber nicht die Reformation hat diess verschuldet. Sie hat bloss den Anlass gegeben, dass die Hierarchie, überhaupt die Willkürherrschaft, deutlicher ihre Stellung erkannte und unverhüllter ihre Richtung aussprach. Früher oder später wäre diess gleichwohl geschehen: denn unvereinbar bleiben für immer Tyranney und Licht."

Unsern Lesern kann es nicht entgehen, dass der Vf. mit *Geist* schreibt; dass solche gediegene Urtheile nur die Folge tiefer geschichtlicher Forschungen seyn können, weil man etwas völlig aufgefasst und begriffen

griffen haben muſs, bevor man mit Sicherheit darüber zu urtheilen vermag, und daſs, was der allgemeinen Geſchichte des Vfs. hier und da an Namen- und Zahlenmaſſen abgehen dürfte, eben durch dieſen eigenthümlichen Geiſt und hohen politiſchen Geſichtspunkt des Vfs. weit aufgewogen wird, ſo daſs — bey der jährlich anſchwellenden Maſſe der ſogenannten Weltgeſchichten, welche ſich die Buchhändler in unſern Tagen fabrikmäſsig beſtellen, — es nur ſehr wenige geſchichtliche Schriftſteller geben dürfte, welche, nach *dieſem* Geiſte und nach *dieſem* politiſchen Tacte, mit dem Vf. auf Eine Linie geſtellt werden können.

Der *achte* Band, welcher die Geſchichte von 1648—1789 umſchlieſst, behandelt dieſelbe in 16 Kapiteln. Voran kommt ein Blick auf die Quellen, auf die Chronologie und auf die allgemeine Weltlage dieſer Zeit. Die übrigen Kapitel ordnet der Vf. unter *drey* Abſchnitte: 1) *Die Zeiten Ludwig's XIV.* (Ludwig's Kriege, die Revolution in England, ſpaniſcher Erbfolgekrieg, nordiſcher Krieg); 2) *von Ludwig's XIV. Tode bis zum öſtreichiſchen Erbfolgekriege*, und 3) *von da bis zur franzöſiſchen Revolution.* Rec. braucht nicht zu erinnern, welche wichtige Gegenſtände und Individuen in den Kreis dieſes Zeitraums fallen: Ludwig, Cromwell, Wilhelm III., Peter I., Karl XII., der Janſenismus, die Congreſſe, die pragmatiſche Sanction, der Krieg über die polniſche Königswahl, Türkenkriege, öſtreichiſcher Erbfolgekrieg, Maria Thereſia, Friedrich II., ſiebenjähriger Krieg, Katharina II., Theilung Polens, Joſeph II., die nordamerikaniſche Revolution u. a.

Rec. wählt, ſtatt der trocknen Aufzählung von Begebenheiten, die jedes geſchichtliche Lehrbuch enthalten muſs, und ſtatt des Abrechnens mit dem Vf. über Einzelnheiten, die oft nur mikrologiſch ausfallen würden, einige Beyſpiele von der *Art, wie* der Vf. die Begebenheiten zu allgemeinen Ueberſichten geſtaltet und ihnen die höhere politiſch pragmatiſche Anſicht abgewinnt. So bey dem *Falle der Stuarte* in England (S. 161): „Jacob II. fürchtete nichts. Die Nation, ihrer Freyheit durch ſeine Edicte beraubt, eingeſchüchtert durch ſeine Strenge, im Zaume gehalten durch eine ſtarke Waffenmacht und bey der geſteigerten Schärfe der Polizeyaufſicht zu jeder freyen Bewegung unfähig, ja ſelbſt der Freyheits*gedanken* faſt ſchon entwöhnt, bot ihm das angenehme Schauſpiel aſiatiſch-todter Ruhe und Unterwürfigkeit dar, das heiſs erſehnte Ziel der *Stuarte.* Der Thron, auf den Grundſäulen der abſoluten Gewalt befeſtigt, ſchien auſser Gefahr der Erſchütterung. — *In dieſem Augenblicke ſtürzte er ein.* — Am 5ten Nov. 1688 landete der Erbſtatthalter an Englands Küſte. — — In kurzer Friſt erklärte ſich der hohe und der niedere Adel und auch das Volk in vielen Grafſchaften für den Prinzen. Selbſt die Armee, vom allgemeinen Nationalgeiſte fortgeriſſen, zeigte dieſelbe Geſinnung. Die Lords Colcheſter, Lovelace u. a. gingen mit ihren Truppen zum Prinzen über. Auch der berühmte Lord Churchill (nachmals Herzog von *Marlbourough*), durch des Königs Gunſt vom Pagen zum Pair erhoben, verlieſs ſeinen Gebieter, mit ihm der Herzog von *Grafton*, Karls II. natürlicher Sohn, und Andere. Der König, durch ſolchen Abfall erſchreckt, zog ſich eilig von Salisbury zurück gegen London. Da verlieſs ihn auch ſein Eidam, der Prinz *Georg von Dänemark*, und deſſen Gemahlin, die Prinzeſſin *Anna*, des Königs geliebteſte Tochter, nicht minder der junge Herzog von Ormond, jener von Sommerſett und viele mehr. Täglich erſcholl neue Zeitung des Abfalls. Selbſt die Univerſität *Oxford* fiel ab. Da erkannte der König das Heilloſe des Tyrannenſpruchs: *oderint, dum metuant.* Das Band der Unterthänigkeit, welches bloſs Furcht, nicht aber Liebe gewunden, zerreiſst ſchnell bey der Looſung der Freyheit. Je härter man den Nationalwillen zuſammenpreſst, deſto gewaltiger macht er ſich Luft im erſten Augenblick der Entfeſſelung." — So übt der Vf. die ſchwere geſchichtliche Kunſt, mit der Darſtellung der Thatſachen das Urtheil über dieſelben in Eins zu verbinden und die Gefahren *des Reactionsſyſtems* für Throne und Staaten *factiſch* zu verſinnlichen, was weit tiefer wirkt, als das bloſs oberflächliche politiſche Räſonnement. — Gern verweilte der Rec. bey den höchſt gelungenen Schilderungen *Friedrich's II.*, der *Aufhebung des Jeſuiterordens, Joſeph's II., Katharina's II.*, der *nordamerikaniſchen Revolution* u. a.; allein er hat noch über den *neunten* und letzten Band zu berichten, und unſre Leſer werden ſeiner Verſicherung glauben, daſs der Vf. *ſich gleich zu bleiben* verſteht.

Der *neunte* Band behandelt die thatenſchwere Zeit von 1789—1815 auf 869 Seiten; ein Beweis, daſs er die hohe politiſche Bedeutſamkeit dieſer Zeit erkannte und nicht mit der naiven Aeuſserung anderer Hiſtoriker ſich begnügte, *entweder* daſs unſre Zeit noch nicht reif ſey, über die letzten 40 Jahre zu urtheilen (als ob die *Alten* nicht auch *ihre* Zeit geſchildert und eben dadurch der Nachwelt unſterbliche Verdienſte geleiſtet hätten!), *oder* daſs man in allen Zeit- und Flugſchriften darüber Auskunft (aber welche!) finden könne. Mit Ernſt und Freymüthigkeit, ohne welche es keine Geſchichte, ſondern eine bloſs chronologiſch geordnete Schnur von böhmiſchen Glasperlen giebt, behandelt der Vf. den Zeitraum, den wir Alle verlebten. Er gehört *keiner* politiſchen Partey und Schule an, weil er *über* den Begebenheiten ſteht, und deshalb weder den Fortſchritt zum Beſſern in unſern viel bewegten Tagen, noch die Kunſt und die Kraft des Reactionsſyſtems verſchweigt, durch welches der geiſtige Ertrag eines halben Jahrhunderts der Menſchheit für immer verkümmert werden ſoll. — Nach der lehrreichen *Einleitung* handelt der Vf. von den *Urſachen der franzöſiſchen Revolution*, ſchildert im Einzelnen die Zeiten der conſtituirenden Verſammlung, des Nationalconvents, des Directoriums, der Conſulatregierung und des Kaiſerthums, abgetheilt in die

die beiden Abschnitte vor und nach dem Brande von Moskwa. Zuletzt der „*heilige Krieg*", der *heilige Bund*, der *Wiener Congrefs* und der *deutsche Bund*. — Rec., kein Fremdling in der geschichtlichen Literatur dieser *neuesten* Zeit, darf versichern, dass an Freymüthigkeit des Urtheils nur wenige der gleichzeitigen geschichtlichen Schriftsteller mit dem Vf. verglichen werden können; dass dieser aber, ungeachtet dieser Freymüthigkeit, nie die Grenzen des Anstandes und der Mässigung überschreitet, wenn er gleich den Dunkelmännern nicht gefallen kann. Hoffentlich beruhigt er sich darüber! Denn *woher* soll noch in einer bedenklichen Zeit die Stimme der Wahrheit verlautbaren? Aus der Philosophie? wo Kantianer, Fichtianer, Schellingianer, Hegelianer u. A. sich gegenseitig mit dem Interdict belegen? Aus der Politik? wo zwischen *Haller* und *Raumer*, zwischen *Pfeilschifter* und *Krug* nie ein Einverständniss der Grundsätze denkbar bleibt? Einzig also aus der unbestechbaren und unwiderlegbaren *Geschichte* kann die Wahrheit stammen, vor welcher sich *jede* Partey, *jede* Secte anerkennend beugen muss. Diess ist die schwere Aufgabe, diess aber auch das schöne Loos des Historikers, sobald ihm Menschenfurcht nicht den Mund verschliesst und er immer der ewig reinen und heiligen Wahrheit opfert. — Der Vf. nun schrieb die Wahrheit, ja er trug sie oft mit Rembrandischen Farben auf, selbst auf die Gefahr, verkannt und angefeindet zu werden. Rec. hebt einige kürzere Stellen aus. Die erste (S. 807), wo der französische Senat (April 1814), unter Talleyrand's Vorsitz, den Kaiser Napoleon entthront: „Die Welt erstaunte ob dem Uebermaass der Frechheit des Senats. Er, der bisher das unterwürfigste Werkzeug, ja der zuvorkommende Gehülfe aller bösen Thaten Napoleons und dessen kriechendster Schmeichler gewesen; Er, bloss zur *Erhaltung* der Verfassung eingesetzt und jenseits dieses Auftrags durchaus ohne Gewalt und Recht, vermass sich jetzt, die *Entthronung* des Herrn auszusprechen, vor welchem er bisher in sklavischer Demuth sich gebückt, und schwere Anklagen gegen denjenigen zu erheben, den er bisher in ununterbrochener Anbetung vergöttert hatte — *Talleyrand* gab dem Princip dieses Verfahrens den Namen *Legitimität*." — Vom *Congresse zu Wien* sagt der Vf. (S. 841): „Der Congress, weil er die *Macht* zu entscheiden besass, erschien auch als bekleidet mit dem *Rechte* dazu; jedenfalls aber *verpflichtet* zu einer dem *Rechte* und dem *Gesammtinteresse gemässen* Entscheidung. Hierfür bleibt er *verantwortlich der Geschichte*. Ihr sind *Geist* und *Principien* der zu Wien gefassten Beschlüsse anheim gefallen zur freyen Beurtheilung." — Bey *Russlands* Vergrösserung durch die Entscheidungen des Congresses sagt der Vf. (S. 845): „Den russischen Riesen liess man über die Weichsel schreiten und gab ihm Preussens und Oestreichs Seiten, also das Herz von Europa preis, während man gegen Frankreich ängstlich mit Bollwerken sich umgab und überall der *vergangnen* Gefahren, deren Erinnerung gespensterartig schreckte, nirgends aber der *zukünftigen* gedachte." — Die letzte Stelle bezeichne (S. 861) das Urtheil des Vfs. über den 13ten Artikel der deutschen Bundesacte. „Dieser Artikel enthält eigentlich den *Lohn* für die vieljährigen Opfer und Leiden des getreuen, loyalen, unter allen Stürmen und Versuchungen unerschüttert an Fürst und Vaterland hängenden Volks, den Ersatz für Gut und Blut, das es, zumal im heiligen Kriege und mit so glorreichem Erfolge, daran gesetzt, das nicht zu verweigernde Anerkenntniss seiner vorangeschrittenen Geistesbildung und der dringlichsten Forderung einer grossen Zeit."

Es giebt in den bessern Menschen eine heilige Flamme, die ihr *Ziel* in dem grenzenlosen Ideale des Besserwerdens unsers Geschlechts nach der Individualität seiner Völker und Staaten findet, und ihre *geläuterte Richtung* durch die Thatsachen der Geschichte erhält, um sich die Verirrung nach den beiden Extremen zu ersparen, die von der Wahrheit und dem auf Erden Erreichbaren *gleichweit* abliegen. Diese heilige Flamme zu nähren, zu läutern, und hell und wohlthätig — nicht versengend und zerstörend — aufstrahlen zu lassen den Geschlechtern, die *nach uns* kommen werden: — *das* ist die grosse Aufgabe der Geschichtsschreibung unsrer Zeit. Der Vf. hat *diese* Aufgabe im tiefsten Selbstbewusstseyn gefühlt; er hat nach ihrer Verwirklichung gestrebt; er hat viel, sehr viel für diese Verwirklichung gethan; — und deshalb blüht ihm der frische Kranz des Verdienstes bey Mitzeit und Nachwelt!

RECHTSGELAHRTHEIT.

Berlin, b. Cawitzel: *System des gemeinen Civilrechts im Grundrisse*, zum Behuf von Pandecten-Vorlesungen. Von Dr. *W. M. Rossberger*, Commissions-Rath. 1826. VI u. 144 S. 8. (1 Rthlr.)

Gross ist bereits die Menge von Systemen, Grundrissen, Lehrgebäuden und Tabellen, welche das römische Recht erläutern sollen, sich aber meist immer mehr und mehr von dem so einfachen Justinianeischen Plane der Institutionen entfernen. Darum nahm Rec. die vorliegende Schrift mit Vorurtheil, wenigstens als etwas Ueberflüssiges, in die Hand; doch überzeugte er sich bald von der Gediegenheit der Arbeit, und erkannte einen würdigen Schüler des grossen eleganten Civilisten und Praktikers *Haubold*, welcher gewissermaassen dessen System fortgesetzt hat, welches derselbe mit seinen *lineamentis doctrinae Pandectarum* (Lips. 1814.) vor dem Ende seines Lebens beabsichtigte, wie diess seine im letzten Winter-Semester 1823—24 begonnene Pandekten-Vorlesung deutlich ergiebt. Dem Vf., dessen gelehrte Dissertation: *Commentarius ad l. 16. §. 8. D. de poenis*, Lips. 1808. in den Göttinger gelehrten Anzeigen sehr vortheilhaft recensirt ist, und der sich auch nachher als Praktiker in Leipzig ausgezeichnet hat, ist es nach des Rec. Meinung ziemlich gelungen, in *Haubold's*

Plan

Plan einzudringen und sein System in dem Geiste desselben aus- und durchzuführen.

Er hat ausser der Einleitung, die eine recht vollständige Literatur enthält, das Ganze in einen allgemeinen und besondern Theil geschieden. Der erstere handelt 1) von den Rechtsquellen, und 2) von den Rechtsverhältnissen. Der besondre Theil *a.* vom Personenrecht: 1) im Allgemeinen; 2) von der Ehe, deren Schliessung, Trennung und rechtliche Wirkungen; 3) das Verhältniss zwischen Aeltern und Kindern, in Ansehung seines Umfangs, seiner Wirkung, der Entstehung und Aufhebung der väterlichen Gewalt; 4) von der Vormundschaft, ihre Begründung, Verwaltung und Beendigung. *b.* Das Sachenrecht, ohne Rücksicht auf Erbfolge: 1) im Allgemeinen; 2) an sich; 3) Eigenthum; 4) Rechte an fremden Sachen. *c.* Das Erbrecht: 1) eigentliches Erbrecht, Dotation, Erwerbung; Rechtsmittel, die aus dem Erbrechte entstehen; 2) Legate und Fideicommisse; 3) die dem Erbrecht, den Legaten und Fideicommissen gemeinsamen Lehren, als: von Nebenbestimmungen, letzten Willensordnungen, von privilegirten letzten Willensverordnungen, von den Mängeln und Hindernissen derselben, und von den sogenannten *bonis ereptis*; 5) von dem *Jus accrescendi*; 6) von der Eröffnung, Auslegung und Vollstreckung letztwilliger Verordnungen. *d.* Von den Obligationen und Actionen: 1) Obligationen im Allgemeinen, aus Verträgen, aus widerruflichen Handlungen, *ex variis causarum figuris*, von den aus fremden Verträgen und Handlungen entstehenden Obligationen und Klagen, endlich von der Aufhebung und dem Aufschieben der Obligationen; 2) Actionen. Hierzu gehört: das Verbot der Selbsthülfe, Klagen und Interdicte, Einreden, die Modificationen der Rechtsverhältnisse, welche durch das Bestrittenseyn herbeygeführt werden. *e.* Die *Restitutio in Integrum* 1) überhaupt; 2) deren einzelne Arten.

Diess System zeichnet sich durch Einfachheit aus und entfernt sich weniger, als die sonst gewöhnlichen, von dem Justinianeischen Plane. Zu rühmen ist besonders die Beyfügung der Quellen; zu wünschen wäre es gewesen, wenn dieselben noch specieller angegeben wären, oder wenn der Vf. gar die Beweisstellen gleich abgedruckt beygefügt hätte. Doch diess würde den Plan dieses Werks überschritten haben, welches nur ein Grundriss zum Behuf der Vorlesungen seyn sollte und das leidige Dictiren bey den academischen Vorlesungen erspart, welches immer mehr überhand zu nehmen scheint, und von dem man nur sagen kann, dass der Student doch wenigstens etwas im Heft hat, wenn er auch nichts im Kopfe mit nach Hause bringt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Liegnitz, b. Leonhardt: *Phantasie-Gemälde aus dem heiligen Lande*, von *Heinr. Friedr.* Frhn. *v. Bruiningk*, zweytem Prediger an der evangel. Kirche zu Landeshut in Schlesien. Nebst einer Charte von Palästina und einem Anhang, zur Verdeutlichung des Textes, in Bezug auf Geschichte und Sitten der Juden. 1827. 276 S. 8. (1 Rthl. 12 gGr.)

Der Vf. hat bey diesen Phantasiegemälden unstreitig die beiden *Strauss*ischen Werke: *Die Taufe im Jordan* und *Helon's Wallfahrt nach Jerusalem*, im Sinne gehabt, wenigstens sind sie aus einem und demselben Geiste hervorgegangen. Rec. ist kein Freund von Ausschmückungen der heil. Geschichte durch hinzugefügte Phantasiebilder; ihm ist das *einfache* evangelische Wort lieber: indessen will er *denjenigen*, die damit sich nicht begnügen und eine ästhetischere Erbauung haben müssen, ihre Freude an ähnlichen Schöpfungen nicht verleiden, nur muss er verlangen, dass die mit den Personen der heil. Geschichte in Verbindung gebrachten Charaktere zu jenen passen, und dass das ganze Gewand und Kleid übereinstimmend sey mit der damaligen Zeit. Das Erstere findet nun wohl in Hn. *v. Br.* Gemälden Statt, aber nicht immer das Zweyte. Nur zu oft reden die auftretenden Personen, wie er selbst, der evangelische Prediger in Landshut. Diess gilt namentlich von des Priesters Zacharias Vorlesung und ähnlichen philosophischen Stellen. Die Verse des Vfs. mögen recht gut gemeint seyn, aber es fehlt ihnen an dichterischer Genialität und Vollendung in der Form; z. B. gleich das Weihelied, welches anfängt:

Deines Menschenlebens Fest, o Welterlöser,
Singt der fromme Christ ein ewges Hohelied:
Immer inniger und seliger und grösser
Wandelt der Gedanke hin in dem Gebiet,
Das du Himmlischer! auf ödem Staube
Hingebaut, und wo ein sel'ger Glaube
Sein Jehovahblümchen dankbar bricht,
Wo die Liebe Hochzeitskränze flicht.

In demselben Liede kommen auch vor: *„vom Geist behauchte Zungen"*, und ähnliche ungelenke Ausdrücke. — Auch die Prosa des Vfs. ist an manchen Stellen zu hochtrabend poetisch. Der Anfang der ersten Phantasie hätte den Rec. fast von dem ganzen Buche zurückgeschreckt, als er Folgendes las: *„Als die Zeit herannahete, dass Messias kommen sollte, da ruhte die ganze sittliche Kraft des Menschengeschlechts in einer allgemeinen Sehnsucht, und diese gebar den grossen Weltseufzer: Ach dass es besser werden möge! Man lese die Furcht und Reue athmende Liturgie dieses Weltseufzers in dem Gebet des Manasse. Und dieser Seufzer drang durch die Wolken, und siehe, da zeigte der Finger der Vorsehung auf den Glokkenschlag der Erscheinung des Heilandes!!!"*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1828.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

1) München, b. Thienemann: *Die Mundarten Bayerns, grammatisch dargestellt von Joh. Andreas Schmeller.* Beygegeben ist eine Sammlung von *Mundart-Proben*, d. i. kleinen Erzählungen, Gesprächen, Sing-Stücken, figürlichen Redensarten u. dergl. in den verschiedenen Dialekten des Königreichs, nebst einem Kärtchen zur geographischen Uebersicht dieser Dialekte. 1821. XII S. Vorr., 8 S. Inhaltsverzeichniss (ohne Seitenzahlen) u. 568 S. Text. 8. (2 Rthlr.)

2) Stuttgart u. Tübingen, b. Cotta: *Bayerisches Wörterbuch.* Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten sowohl, als in der ältern und ältesten Provincial-Literatur des Königreichs Bayern, besonders seiner ältern Lande vorkommen, und in der heutigen allgemein-deutschen Schriftsprache entweder gar nicht, oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind, mit *urkundlichen Belegen*, nach den Stammsylben etymologisch-alphabetisch geordnet von *J. Andreas Schmeller. Erster* Theil, enthaltend die Buchstaben A, E, I, O, U; B; P; D; T; F; V. 1827. XVIII u. 640 S. 8. (3 Rthlr.)

Für jeden Freund gründlicher Sprachforschung muss es eine höchst erfreuliche Erscheinung seyn, wie das Gebiet des deutschen Sprachstudiums, besonders nach zwey lange vernachlässigten Seiten hin, in unsern Tagen zusehends an Ausdehnung und Anbau gewinnt. Wir meinen die *historische* und die *geographische* Seite: den geschichtlichen Entwickelungsgang der Sprache, und die mannichfache Gestaltung derselben in den einzelnen Provinzen des Vaterlandes. Man begnügt sich nicht mehr damit, die in der herrschenden Schriftsprache gültigen Wörter, Formen und Redeweisen aufzustellen und aus dem Sprachgebrauch oder allgemeinen Denkgesetzen Regeln und Vorschriften für deren Anwendung abzuleiten; man sieht sich nach einer festen Grundlage für das so doch immer in der Luft schwebende Gebäude um; man forscht dem Ursprung und der historischen Entwickelung des vorhandenen Sprachstoffes nach, und verfolgt den nach allen Seiten hin sich verzweigenden Baum bis zu seinen Wurzeln. Eben so überschreitet man die engen Grenzen der in die sogenannte hochdeutsche Schriftsprache aufgenommenen Sprachstoffe und Formen, und durchforscht den davon ausgeschlossenen, darum aber nicht untergegangenen Wörterschatz in den mannichfaltigen Modificationen, welche die Sprache in ihren verschiedenen Mundarten erleidet. Erst durch diese beiden eng verwandten Bestrebungen gewinnt auch die Theorie der heutigen Schriftsprache Licht und Leben. Diese erscheint, wenn man sie mit ihrem ganzen historischen und geographischen Umfange zusammenhält, nur als die Ruine eines im Sturme der Zeit halb zerstörten Gebäudes. Historische und dialektologische Forschungen aber liefern uns den Plan des Baumeisters in die Hand; wir sehen uns nun im Stande, die Lücken zu ergänzen, das gestaltlos Erscheinende zu formen, kurz, den Zusammenhang der einzelnen Trümmer wieder zu erkennen, und im Geiste das ganze Gebäude in seiner ursprünglichen Regelmässigkeit und Schönheit uns wieder herzustellen. So tritt Gesetzlichkeit an die Stelle der Regellosigkeit, Nothwendigkeit an die Stelle der Willkür; und so nur kann auch der Weg gebahnt werden zu einer wahrhaft *philosophischen* Erforschung und Darstellung unserer Sprache in ihrem jetzigen Umfange.

Wer diese Ansichten mit Rec. theilt, wird sich mit ihm des Erscheinens eines jeden Beytrages zur Erweiterung und Befestigung unserer Kenntniss der deutschen Dialekte und somit gewiss auch der vorliegenden Werke erfreuen, die durch Gründlichkeit der Forschung, durch Reichhaltigkeit und erschöpfende Vollständigkeit des Inhaltes zu einer wahrhaften Bereicherung unserer sprachwissenschaftlichen Literatur werden.

Der im Gebiete der deutschen Sprachkunde gründlich gelehrte Vf. nennt Nr. 1 einen „Versuch einer historisch-geographisch-grammatischen Darstellung der deutschen Sprache, so wie sie in einem beträchtlichen Theile von Süddeutschland ins Leben tritt," und spricht seine Arbeit von Fehlern und Mängeln nicht frey. Wie tief er aber von dem Gefühle des Werthes und der Wichtigkeit solcher Forschungen durchdrungen ist, mögen einige Stellen aus der Vorrede beweisen. Vollkommen wahr und treffend ist unter andern die Bemerkung (S. VII): „dass die der grösseren Masse eines Volkes eigene Sprache, so wie sie von Jahrhunderten zu Jahrhunderten wechselnd ins Leben tritt, eine Thatsache ist, in welcher sich das geistige, wie das körperliche Seyn und

und Thun des Volkes und der Zeit mehr als in irgend einer andern darstellt, und dass daher solche Thatsachen eben so sehr verdienen, kommenden Geschlechtern zur Vergleichung und Belehrung überliefert zu werden, als so manche andere, die den gewöhnlichen Inhalt unserer Fürsten- und Völker-Geschichten ausmachen." Eben so treffend widerspricht der Vf. denjenigen, welche bey dem ernsten Wunsche, dass auch die grosse Masse sich bilde, von der Ansicht ausgehen, dass zu diesem Ende die althergebrachten Eigenheiten derselben als so viel Hindernisse erst zu beseitigen und auszumerzen seyen, indem er behauptet: „dass man, um ein Volk in Masse höher heben zu können, dasselbe erst recht verstehen, dass man seine Eigenheiten als Fundamente benutzen müsse, um Besseres darauf zu bauen; dass es also nicht klug sey, sie zu verachten und auf ihre Vertilgung auszugehen, sondern dass man sie vielmehr pflegen müsse, damit sie desto minder der Veredlung widerstreben, ja dass sie selbst einen organischen Uebergang bilden zu dem, wovon sie früher der schroffe Gegensatz zu seyn schienen. — Eine nicht geringere Bedeutung legt Hr. *S.* den Mundarten in sprachwissenschaftlicher und historischer Rücksicht bey. „Mir stehen, sagt er (S. VIII), die Mundarten neben der Schriftsprache da, wie eine reiche Erzgrube neben einem Vorrathe schon gewonnenen und gereinigten Metalles, wie der noch ungelichtete Theil eines tausendjährigen Waldes neben einer Partie desselben, die zum Nutzgehölz durchforstet, zum Lusthayn geregelt ist. Wenn die Erscheinungen der Mundarten gewöhnlich so betrachtet werden, wie der gemeine Einwohner Italiens, Griechenlands die Trümmer und Ruinen betrachtet, die ihn allenthalben umgeben, nämlich mit der ärmlichen Rücksicht, wie sie etwa aus dem Wege zu räumen, oder allenfalls wozu sie zu verwenden, zu benutzen wären: so können sie auch anders, ja mit einem Anklange von jenem Hochgefühle betrachtet werden, mit welchem die Reste einer grauen Vorzeit freylich nur den ergreifen, der von einer andern Seite her mit ihnen bekannt ist."

Wer mit so richtigen Ansichten von dem hohen Werthe und Interesse der mundartlichen Volkssprache zugleich so gründliche Kenntniss des gesammten deutschen Sprachgebietes und so unermüdlichen Forschungs-Eifer verbindet, wie der Vf., hat wohl ohne Zweifel entschiedenen Beruf zu solchen Arbeiten, und man sieht sich nicht getäuscht, wenn man sich von ihm etwas Vorzügliches verspricht.

Viele Notizen hat der Vf. durch Selbsthören und Selbstsehen auf wiederholten Wanderungen durch die meisten Gegenden des Königreichs gesammelt; andere mit Bewilligung der Militairbehörden durch planmässige Vernehmung neu eingereihter Conscribirten, als einzelner Repräsentanten ihrer Dialekte, sich zu verschaffen gesucht. Dabey ist seine Arbeit nicht wenig gefördert worden durch thätige Theilnahme mancher Freunde der vaterländischen Sprache, denen er in der Vorrede Dank sagt; und endlich hat er die verschiedenen in diess Gebiet einschlagenden gedruckten Arbeiten namhafter Gelehrten sorgfältig benutzt. Rec. giebt hier den Haupt-Inhalt nach der von dem Vf. befolgten Ordnung kurz an, woraus die Reichhaltigkeit dieser Werke und der Gewinn, welcher daraus der Wissenschaft zuwächst, sich deutlich genug ergeben wird.

Erster Abschnitt: Aussprache. Erstes Kapitel: Sprache. Aussprache. Mundarten. Germanische Haupt-Mundarten. Hochdeutsche Haupt-Mundart. Mundarten des Königreichs Bayern. — Zuerst werden *Namen* oder *Lexicalien* von *Formen* oder *Grammaticalien* unterschieden. Dann *folgen* Bemerkungen über Entstehung, Bildung, Umfang der Sprachlaute. „Auf jeden Fall (S. 3) musste das Körperliche, die Aussprache, dem Geistigen, der Bedeutung vorangehen, und nur in dem Maasse, als sich jenes entwickelte, konnte sich dieses mit demselben verbinden und so ins Leben treten." Rec. wäre geneigt, die Sache umzukehren. Das zunehmende geistige Vermögen, die Erweiterung und Vervielfältigung der Begriffe trieb den Menschen, die ihm angeborne Fähigkeit der Hervorbringung von Sprachlauten zur Fertigkeit auszubilden, und so die mögliche Anzahl von Lauten und Lautverbindungen innerhalb eines gewissen durch National-Eigenthümlichkeit und dieselbe bedingende äussere Einflüsse abgegrenzten Kreises für die erwachenden, durch sprachliche Objectivirung aber erst ins Leben tretenden Begriffe sich zu schaffen. Es lässt sich *nicht* denken, dass die Ausbildung der *körperlichen* Sprechfertigkeit dem Bedürfniss derselben zur Bezeichnung geistiger Begriffe, als ein blosses leeres Spiel mit Lauten vorangegangen wäre. Auch will diess der Vf. nicht sagen, der S. 2 selbst bemerkt: „Es ist kaum anzunehmen, dass der Mensch, ehe er noch eine *Sprache* hatte, sich schon der *Aussprache* erfreute." — S. 4 Entstehung von *Sprachen* und *Mundarten*. — S. 5 werden *drey germanische Sprachäste* unterschieden: der *Niederdeutsche, Hochdeutsche,* (hier für das gewöhnliche *Oberdeutsch* gebraucht), und der *Nordische* oder *Skandinavische*. Den *Hochdeutschen* theilt der Vf. wieder in den *Ober-* und *Mitteldeutschen* Dialekt. In Oberdeutschland unterscheidet er drey Hauptabstufungen: den *Oberrheinischen, Westlechischen* und *Ostlechischen* Dialekt, deren geographische Ausdehnung und Grenzen (S. 6. 7) sehr genau angegeben werden mit Rücksicht auf ihre Uebergänge ins Mitteldeutsche. Sodann wird näher bezeichnet, welchen dieser Dialekte die einzelnen Provinzen des Königreichs Bayern angehören. Die insbesondere auf das Königreich Bayern berechneten Nebenbenennungen waren zu leichterer Verständigung allerdings nöthig. Allein man sieht leicht, dass eigentlich die politische Ländertheilung nicht zugleich für die Ausbreitung der Dialekte bestimmend ist; dass für diese eine eigene, von der politischen mehr oder weniger unabhängige Eintheilung Deutschlands nöthig, und eine Bearbeitung

tung der deutschen Dialektologie nach solchen, nur aus diesem Gesichtspunkte gezogenen natürlichen Grenzbestimmungen streng genommen, allein eine wahrhaft wissenschaftliche wäre. — *Zweytes Kapitel: Schreibung der hochdeutschen Dialekte. Alte hochdeutsche Schreibung. Jetzige hochdeutsche Schreibung. Etymologische, für dieses Werk angenommene Schreibung.* In dem currenten Text des vorliegenden Werkes folgt der Vf. der herrschenden Orthographie; für alle diejenigen Wörter und Formen hingegen, die als bloss *Oberdeutsch* ins Auge gefasst werden sollen, gebraucht er eine besondere Schreibung, welche möglichst der *alten* hochdeutschen angepasst ist und zum Unterschiede der *neueren*, die *etymologische* genannt werden kann. Es folgen S. 11 ff. *Vocal-Bezeichnungen*, und S. 16 ff. *Consonanten-Bezeichnungen*, in welchen die etymologische Schreibung von der gewöhnlichen abweicht. Hier werden die in der neuhochdeutschen Orthographie vermischten, etymologisch aber von verschiedenen Lauten und Lautbezeichnungen ausgehenden Buchstaben durch zweckmässige Bezeichnungen, die wir nicht einzeln anführen können, wieder gesondert, und so überall auf ursprüngliche Aussprache und Schreibung zurückgedeutet. — *Drittes Kapitel: Bezeichnung der heutzutage beym gemeinen Volke des Landes üblichen Aussprache.* Nach der im vorigen Kapitel dargestellten etymologischen Schreibung, nicht nach der jetzt herrschenden gemischten neuhochdeutschen Orthographie muss jeder heutige gemeine Dialekt Hochdeutschlands, d. h. die beym Landvolk in ununterbrochener Tradition forterhaltene Aussprache bemessen und beurtheilt werden. Zur Darstellung der provinciellen Aussprache aber sind die gewöhnlichen Buchstaben des Alphabets bey weitem nicht hinreichend. Der Vf. hat daher für nöthig gefunden, alle Wörter, Formen und Laute, insofern sie als bloss der gemeinen örtlichen Aussprache angehörig ins Auge gefasst werden sollen, durchgängig mit *lateinischen Buchstaben* zu bezeichnen, überdiess die Lautverschiedenheit der Vocale durch *Accente* bemerkbar zu machen, und für gewisse Eigenheiten der Aussprache eigene willkürliche Zeichen festzusetzen. Diese Zeichen werden S. 23 ff. kurz aufgeführt. Der Vf. unterscheidet die mundartlichen Laute sehr fein, und ist in der Wahl der Zeichen für den Ausdruck der einzelnen Laut-Modificationen grösstentheils so glücklich und so consequent, dass wir wünschten, es möchte auf seine Darstellung derselben bey ähnlichen dialektologischen Werken Rücksicht genommen und das auch in andern Mundarten Brauchbare beybehalten werden. Es ist an keine deutliche, leicht verständliche Darstellung mundartlicher Aussprache durch die Schrift zu denken, bevor es zu einer Uebereinkunft in dieser Hinsicht gekommen, und so eine eigenthümliche feststehende Orthographie für Dialekte geschaffen ist. — *Viertes Kapitel: Eigenheiten der Dialekt-Aussprache in Betreff der Vocale. — Fünftes Kapitel: Eigenheiten u. s. w. in Betreff der Consonanten.* Alle Laut-Schattirungen, wie sie in den verschiedenen Gegenden Bayerns vorkommen, werden sehr sorgfältig und genau aufgezählt und mit Beyspielen belegt. Nur ist es schwer, bey so grosser Vereinzelung eine Uebersicht zu gewinnen, und zumal das Charakteristische in der Aussprache der verschiedenen Gegenden, jene Einzelheiten zu einem Gesammtbilde verbindend, aufzufassen. Jedoch erleichtert der Vf. diese Arbeit durch die S. 427 ff. gegebene geographische Zusammenstellung der Dialekt-Eigenheiten. — *Sechstes Kapitel: Aussprache der eigenen Namen. Accentuirung.* Fremde Wörter, deren Bedeutung nicht aus ihren Bestandtheilen abzunehmen, und die, als in verständliche Theile und Formen unzersetzbar, dem Volke ein leerer Klang sind, erleiden im lebendigen Verkehre mannichfache Veränderungen; so vorzüglich die aus dem Hebräischen, Griechischen, Lateinischen, Altdeutschen entnommenen *Taufnamen*, von denen der Vf. eine alphabetisch geordnete Reihe von Beyspielen aufstellt (S. 164—168) meistens höchst seltsame, ganz unkenntliche Verstümmelungen.

(*Der Beschluss folgt.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Berlin, b. Oehmigke: *Postille* oder *Predigt-Sammlung über die Evangelien sämmtlicher Sonn- und Festtage des christlichen Kirchenjahres*, zum Gebrauch bey der häuslichen Andacht und zum Vorlesen in evangelischen Kirchen, von *Ernst Sigismund Ferdinand Schultz*, erstem ev. luth. Prediger an der Sophienkirche zu Berlin. 1825. X u. 748 S. 4. (3 Rthlr.)

Der Vf. spricht sich in der Vorrede über die mannichfachen Veranlassungen aus, welche ihn zur Herausgabe dieser Postille bewogen. Er entschied sich aber vorzüglich, „ein Predigtbuch nach seinen Gedanken herauszugeben, weil er unter den vorhandenen, trotz aller ihrer Vortrefflichkeit, keins fand, welches dem Bedürfnisse entsprochen hätte, das er durch seinen Rath zu befriedigen hatte." Unter den neueren Postillen kennen wir freylich keine, welche in dem Geiste der vorliegenden abgefasst wäre; indessen wenn wir so etwa einige 70—80 Jahre und noch weiter zurückgehen, treffen wir ähnliche nicht eben so selten an, und diese möchte vor jenen nur voraus haben, dass sie in Sprache und Darstellungsweise mehr dem Geschmacke und den Fortschritten unserer Zeit angepasst ist. Doch der Vf. sagt (Vorr. IV): „Auf eine Rechtfertigung der in diesem Buche enthaltenen christlichen Ansicht lasse ich mich nicht weiter ein. Der redliche Freund der Wahrheit und Bibelforscher wird es nicht verkennen, dass ich bemüht gewesen bin, die Lehre unseres Herrn und seiner Apostel (mehr wohl, müssen wir hier bemerken, die Lehre der Apostel über Christum, als dessen Lehre

selbst)

selbst) rein und unverfälscht nach der Schrift darzustellen, (sollte richtiger heissen; nach den mitgebrachten Ansichten von gewissen kirchlichen Dogmen, die oft gewaltsam genug aus der Schrift entnommen werden müssen,) nichts von derselben wegzuthun und nichts hinzuzufügen, (beides können wir nicht unbedingt zugeben: denn allerdings ist gar vieles aus der Schrift an den Stellen weggethan, wo es sich nicht mit den Ansichten des Vfs. vertrug, oder vielmehr unberücksichtigt geblieben, und dass nichts hinzugefügt sey, mag der Vf. ehrlich glauben, wir indessen müssen anderer Meinung seyn,) dass ich aus derselben Süsses und Bitteres, Niederschlagendes und Stärkendes gegeben und Busse und Gnade gepredigt habe." Er versichert aber, „dass diese seine Vorträge die innerste Ueberzeugung auch seines Geistes und die tiefste Zuversicht seines Herzens aussprechen, und dass er zu diesem seinem Glauben durch ernstliches Nachdenken über das Werk der Erlösung durch Christum und durch die mannichfachsten Erfahrungen seines Lebens gelangt und in demselben befestigt worden sey;" daher täuscht er sich denn wenigstens nicht in uns, wenn er erwartet, dass die, „welche des Herrn Wort und Person anders erkannt haben, als ihm offenbar geworden sey, ihn mit Liebe richten werden." Denn wir ehren eine jede Ueberzeugung, wenn sie sich ehrlich und aufrichtig, wie hier ausspricht, ohne jedoch zugeben zu können, dass sie durchweg die richtige sey. Nach dem so eben Bemerkten dürfen wir kaum hinzufügen, dass die Freunde eines Christenthums, welches Offenbarung und Vernunft gleich ehrt und in Uebereinstimmung zu bringen sucht, in dieser Postille weit weniger ihre religiösen Bedürfnisse berücksichtigt und befriedigt finden werden, als diejenigen, welche fest an den Buchstaben der kirchlich-symbolischen Dogmatik sich halten und dabey eine wenigstens leise Hinneigung an die Mystik unsrer Tage lieben. Alle Predigten sind übrigens, wenn wir von dem Standpunkte des Vfs. ausgehen, praktisch, und die bey weitem grössere Anzahl ist es auch überhaupt; die Sprache ist populär, herzlich, eindringlich; die Disposition ist fast überall kunstlos; die homiletische Kunst würde manche gegründete Ausstellungen an vielen Vorträgen zu machen haben; eine gute Anzahl nähert sich in der Form mehr den Homilien. Die Predigten sind überhaupt lang, wie es uns dünkt, bisweilen zu lang, und namentlich gilt das von vielen Eingängen, die ihrer eigentlichen Bestimmung schon desshalb nicht entsprechen können, weil sie zu viele Gedanken enthalten, und bisweilen als eine für sich bestehende kleine Abhandlung erscheinen. Der Vf. bekennt selbst (Vorr. V.) „dass gewiss die allermehrsten dieser Predigten auch mit Hinweglassung der Eingänge ein Ganzes machen, und räth, sie daher in den Kirchen wegzulassen, welche die erneuerte Agende angenommen haben," die bekanntlich vorschreibt, die Predigten ohne Eingang zu beginnen. — Auf die Angabe und nähere Beurtheilung einzelner Predigten können wir uns nicht einlassen. — Der Druck ist deutlich, und, unbedeutende Fehler ausgenommen, auch correct. Das Papier aber könnte wenigstens etwas weisser seyn.

SCHÖNE LITERATUR.

Breslau, b. Grüson u. Comp.: *Allemannische Lieder*, von *Heinrich Hoffmann von Fallersleben. Zweyte* vermehrte Auflage. 1827. 96 S. 8. (12 gGr.) (Vor uns liegt auch eine *erste* Auflage in 12., erschienen 1826 zu Fallersleben.)

Der Vf. dieser lyrischen Gedichte in schwäbischer Mundart hat sich schon durch einzelne Mittheilungen der Art in Zeitblättern bekannt gemacht, und wir müssen ihm ebenfalls das ihm von mehrern Seiten zu Theil gewordene Lob zuerkennen. Er hat unverkennbar lyrisches Talent überhaupt; davon zeugen die meisten dieser Lieder, welche zarte Liebe, Heimath, Frühling und heitern unschuldigen Genuss zum Gegenstande haben. Auch fehlt ihnen nicht der leise Anflug von Naivetät, welcher *Hebels* Dichtungen so berühmt und beliebt gemacht hat. Einiges erklingt im Volksliedertone. Eine gute Zugabe ist das erklärende Wörterverzeichniss, welches jedoch nicht ganz vollständig ist. Wir theilen eins der kürzesten zur Probe mit.

Rosegilge (Rosenlilie).

Rosegilge! vo de Berge
Rüesi's nab in's tiefe Thal,
Und i sings im Feld und Walde,
Lehr's am Busch der Nachtigall.

Rosegilge! noah und ferne
Fern und noah und allizit!
Woni bi, woan i wandle
I vergiss die niene nit.

Will mer witers au der Früehlig
Gilge nit no Rösli ge,
Rosegilg' isch meh as beides,
As der ganzi Früehlig meh!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1828.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

1) München, b. Thienemann: *Die Mundarten Bayerns, grammatisch dargestellt* von *Joh. Andr. Schmeller* u. s. w.

2) Stuttgart u. Tübingen, b. Cotta: *Bayerisches Wörterbuch.* — — Von *Joh. Andr. Schmeller. Erster* Theil u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zweyter Abschnitt: *Formen.* In den Vorbemerkungen zeigt sich der Vf. als gründlicher, philosophischer Denker. Sehr zweckmäsig ist es, dass er, um die verschiednen grammatischen Eigenheiten der Bayerischen Mundart nicht abgerissen und vereinzelt, sondern überall in ihrem organischen und historischen Zusammenhange mit den Thatsachen der Schriftsprache, also in ihrem wahren Lichte darzustellen, die ganze deutsche Declination und Conjugation im Geripppe mit aufführt, wobey in manchen Stücken *J. Grimm's* deutsche Grammatik mit Recht zum Grunde gelegt ist. — S. 186. *Declination.* Die declinirbaren Redetheile folgen in der Ordnung auf einander, wie sich ihre Declination besser und vollständiger erhalten hat: *Pronomina, Adjectiva, Substantiva.* Die beiden Declinations-Arten werden bloss durch die Benennungen *erste* und *zweyte* Decl. unterschieden. Warum behielt der Vf. nicht *Grimm's* bezeichnende Namen „*starke* und *schwache* Decl." bey? — *Erstes* Kap. *Erste* Declinationsart. A. *Pronomina.* Den mannichfaltigen vollen dialektischen Flexionsformen der Personalia stehen immer die abgekürzten suffigirten zur Seite. Auf den grossen Reichthum an interessanten, für deutsche Sprachkunde folgereichen Bemerkungen, welche dieses und die folgenden Kapitel enthalten, kann Rec. hier nur im Allgemeinen aufmerksam machen. — S. 217. B. *Zahlwörter.* — S. 225. C. *Nomina adjectiva.* — D. *Nomina substantiva.* Die Eintheilung könnte hier wohl genauer und übersichtlicher seyn. — S. 245. *Zweytes* Kap. *Zweyte* Declinationsart. Diese Declinationsart verlangt in der Regel, dass dem Worte, welches nach derselben flectirt wird, als dem *bestimmten,* ein andres, welches nach der ersten abgeändert wird, als *bestimmendes* vorangehe. A. *Pronomina.* B. *Adjectiva.* C. *Substantiva.* Wir machen im Vorbeygehen aufmerksam auf die (nach S. 264) in den Bayerischen Dialekten gebräuchlichen Nominative: *Glauben, Haufen, Namen, Samen, Willen,* die von Neuem Empfehlung zur allgemeinen Aufnahme in die Schriftsprache verdienen. — S. 284. *Drittes* Kap. *Dialektischer Gebrauch der Casus. Dialekt-Eigenheiten in Betreff des Genus. Comparativa. Diminutiva.*

S. 305. *Conjugation.* A. *Einfache Conjugationsformen. Viertes* Kap. *Anwendung der Verba:* a) *der nicht umlautenden,* b) *der umlautenden Verba.* — S. 320. *Fünftes* Kap. *Beumlautung der Verba.* Die Beumlautung schreitet regelmäsig von *a* gegen die Zungenvocale *e* und *i,* oder gegen die Lippenvocale *o* und *u;* dann von den Lippenvocalen *o* und *u* gegen die Zungenvocale *e* und *i,* und durchaus nicht in umgekehrter Richtung fort. Nach dieser genetischen Reihenfolge der Vocale geht bey den meisten hieher gehörigen Verben *das Praeteritum dem Präsens voran.* Sieben Classen dieser Verba werden unterschieden, von jeder ein Muster-Verbum in den 4 Charakterformen angegeben: z. B. *lag, gelegen, ligen, lig,* und von diesen die übrigen Formen abgeleitet. Wir geben hier nur die Charakter-Vocale dieser vier Hauptformen nach den verschiednen Classen.

	Praet.	*Supin.*	*Praes.*	*Imperat.*
Cl. I.	*a*	*e*	*i*	*i*
— II.	*a*	*e*	*e*	*i*
— III.	*a*	*o*	*e*	*i*
— IV.	*a*	*o*	*e*	*i*
— V.	*a*	*(u) o*	*i*	*i*
— VI.	*(ai) i*	*i*	*ei*	*ei*
— VII.	*o*	*o*	*ie*	*eu*

Nach des Vfs. Ansicht, für welche mehrere Gründe sprechen, ist von allen hierher gehörigen Verben das *Praeteritum* in seiner einfachsten Form die Wurzel. Danach schlägt er vor, dieselben *Präterital-Verba* zu nennen; diejenigen hingegen, als deren Wurzel das *Praesens* erscheint, *Präsential-Verba.* Von S. 326 an folgt ein Verzeichniss der Verba jener 7 Classen, welche noch in den Bayerschen Dialekten theils mit allen ihren Formen, theils nur mit einzelnen üblich sind; wo neben vielen mit der Schriftsprache übereinstimmenden auch sehr viele eigenthümliche Formen vorkommen. — S. 335. Ein Paar Dutzend umlautende Verba weichen von denen der genannten 7 Classen ab, indem 3 ihrer Charakterformen: *Supinum, Infinitiv* und *Imperativ,* ein und denselben Vocal führen, und nur das *Praeteritum* ei-

einen verschiedenen; so *fahren, fallen* u. s. w. Diese werden in 2 Classen getheilt: VIII. *graben, gegraben, grab, grub, grübe;* IX. *schlafen, geschlafen, schlaf, schlief, schliefe.* Hier verhalten sich die Vocale des *Praeteriti* zu denen der 3 andren Charakterformen durchaus nicht wie Grundlaute zu Umlauten, sondern umgekehrt wie modificirte zu ursprünglichen. — S. 361. *Sechstes* Kap. *Uebergang der Verba aus der umlautenden in die bloss umendende Conjugation.* — S. 371. B. *Zusammengesetzte Conjugationsformen. Siebentes* Kap. *Supinum der Verba, verbunden mit Hülfs- oder andern Verben:* a) mit *seyn* und *haben;* β) mit *werden;* γ) *Supin der intransitiven Verba verbunden mit kommen.* — *Infinitiv und Particip. praesens, verbunden mit Hülfs- und andern Verben.* — S. 386. *Achtes* Kap. *Bemerkungen über die Nennformen des Verbum insbesondere.*

S. 393. *Adverbia. Neuntes* Kap. Auch die *Präpositionen, Conjunctionen* und *Interjectionen* fasst der Vf. damit zusammen. Die meisten Adverbia, wo nicht alle, zeigen das Gepräge einer ursprünglichen Identität mit irgend einer der bisher abgehandelten Wörter-Classen. Danach werden unterschieden: *Pronominal-Adverbia* (da, wo, nicht, nichts, dass u. s. w.); *Adjectiv-Adverbia* (alle, nahe, erstens, links u. s. w.); *Nominal-Adverbia* (abends, halben, wegen, anstatt u. s. w.); *Verbal-Adverbia* (Formen wie bittende, schläffende; vielleicht auch: ja, gar, sehr, genug u. a.). — Ferner werden unterschieden: *Adverbia, mit pronominaler und präpositionaler Bedeutung zugleich,* und *Adverbia mit bloss präpositionaler Bedeutung,* und die verschiednen Weisen der Verbindung der Präpositional-Adverbia mit andern Redetheilen durchgegangen. — Die *Conjunctionen* sind *Pronominal-* oder *Präpositional-Adverbia,* die auf ganze *Sätze* deuten. Die *Interjectionen* lassen sich eintheilen in *pronominale* (bloss auf eine Gemüthsstimmung *hindeutende*), und *nominale* (einen Laut nachahmend *benennende*).

S. 401. *Lexical-Formen. Zehntes* Kap. *Lexicale Bildung der Nomina.* A. *Der Nomina aus Nomina.* B. *Nomina aus Verben:* a) *aus Präteriten der verschiedenen Classen,* b) *aus Supinen,* c) *aus Infinitiven,* d. h. aus der Präsens-Form der Verba. — S. 418. *Eilftes* Kap. *Lexicale Bildung der Verba. Vorsylben. Nachsylben.*

S. 427—432. *Zusammenstellung der verschiedenen Numern, unter welchen die einzelnen Dialekt-Eigenheiten aufgeführt sind, nach dem geographischen Vorkommen und Zusammenhange dieser Eigenheiten.* Eine sehr nützliche Zugabe, da die Anordnung in dem Buche selbst, wie man aus dem Obigen ersieht, durchaus grammatisch ist. Wollte der Vf. die Dialekt-Eigenheiten nun auch geographisch zusammenstellen, so hätte er das ganze Buch vollständig noch einmal, nur in andrer Ordnung geben müssen. Eine solche Verdoppelung wird Niemand verlangen. Doch wäre eine kurze Uebersicht der Haupt-Resultate, die sich aus einer solchen geographischen Uebersicht für die Charakteristik der verschiednen Mundarten ergeben, gewiss eine wünschenswerthe, ja, um auch von diesem Gesichtspunkte aus eine vollständige Kenntniss der Bayerischen Dialekte zu erlangen, eine unentbehrliche Arbeit, die nun der Leser sich selbst machen muss. — Auf jene Zusammenstellung bezieht sich übrigens die beygegebene, mit Sorgfalt gearbeitete kleine Karte, die nur Flüsse und Flussgebiete darstellt und durch Buchstaben auf die geographische Eintheilung der Dialekte zurückweist.

Die von S. 433—568 folgenden *Mundart-Proben* machen den praktischen Theil des Buchs aus, indem sie die Anwendung des Vorgetragenen anschaulich zeigen. Sie tragen daher nicht wenig zur lebendigen Kenntniss der Mundarten bey, und sind grösstentheils auch ihrem Inhalte nach unterhaltend und charakteristisch.

Nr. 2. An die grammatische Darstellung der Bayerischen Mundarten schliesst sich nun das von gleicher Gründlichkeit und umfassender Sprachkenntniss zeugende, so wie mit gleichem Sammler- und Forscherfleisse angelegte und einem grossen Theile nach bereits ausgeführte *Wörterbuch.* Dieses ist nicht bloss ein *Idiotikon* über die in den lebenden Dialekten vorkommenden Ausdrücke, sondern zugleich ein *Glossarium* über die in ältern Schriften und Urkunden gefundenen. Wie sorgfältig der Vf. nicht allein die gesammte hier einschlagende Provinzial-Literatur, sondern überhaupt die Denkmäler der Literatur und Sprache unsrer Vorzeit für seinen Zweck durchforscht hat, zeigt schon das S. XI fg. der Vorrede gegebene Titel-Verzeichniss der benutzten und in abgekürzter Form citirten Schriften, und jede Seite des Werks selbst bestätigt es. Die grosse Reihe von altdeutschen Glossarien, welche der Vf. in handschriftlicher Sammlung besitzt und für sein Werk verglichen hat, macht den Wunsch in uns rege, es möge ihm gefallen, diese ganze für das Studium der alt-deutschen Sprache so überaus wichtige Sammlung für den Druck zweckmässig zu ordnen und herauszugeben. Durch die Zerstreuung dieser, auch der gedruckten Glossen in verschiednen, zum Theil schwer zugänglichen Werken wird die Benutzung derselben nicht wenig erschwert. Auch würden sie durch eine zweckmässige Zusammenstellung einander gegenseitig Licht geben. Niemand aber wäre zu einem solchen Unternehmen geeigneter, sehr Wenige nur in gleichem Grade geeignet, wie der Vf.

In dem vorliegenden Wörterbuche sind die Ausdrücke *etymologisch-alphabetisch,* nämlich so geordnet, dass der Vocal oder Diphthong der Stammsylbe erst nach dem oder den ihm folgenden Consonanten in Berücksichtigung kommt. Das Nähere muss man in den Vorbemerkungen des Vfs. selbst nachsehen. Als Gründe dieser ohne Zweifel für jedes wissenschaftliche Wörterbuch zweckmässigsten Anordnung führt der Vf. 1) den innern wissenschaftlichen

lichen Zweck eines solchen Wörterbuchs an, 2) die äussere praktische Brauchbarkeit einer Sammlung von Ausdrücken, die in ihren Formen selten so fest und bis auf den einzelnen Buchstaben geregelt dastehen, als diess bey denen der vollkommen fixirten jetzigen Schriftsprache der Fall ist. Uebrigens soll, um den Leser selbst der Mühe des etymologischen Auflösens und des Einordnens in die von dem Vf. befolgten Reihen zu überheben, dem Werke ein schlechthin alphabetisches Register über alle darin vorkommende Ausdrücke beygefügt werden. Auf diese Weise wird einestheils selbst die bloss mechanische Brauchbarkeit dieser Sammlung gesichert seyn, anderntheils ist durch die Ausscheidung der Wörter in etymologische Reihen dem Verfasser eines dereinstigen Vergleichungs-Wörterbuchs aller Deutschen, oder vollends aller Germanischen Idiome gewissermasen in die Hände gearbeitet. — Der Buchstabe *P* ist gleich nach *B*, *T* nach *D*, *V* nach *F*, *Q* nach *K* gestellt — eine Einrichtung, die gewiss Jeder billigen wird, wer weiss, wie diese Buchstaben in den alten und neuen Mundarten unsrer Sprache alterniren.

In Allem, was das Grammatische der vorkommenden Ausdrücke betrifft, wird häufig auf das unter Nr. 1. angezeigte Werk verwiesen. Auch sind alle dialektischen oder veralteten Ausdrücke dieses Wörterbuchs nach der in jenem Werke näher begründeten *etymologischen Orthographie* geschrieben, von welcher wir oben das Nöthige berichtet haben. — Um nebenbey auch die wirkliche gemeine Aussprache der Mundart-Wörter da, wo es wesentlich schien, mit anzudeuten, sind die nämlichen besondern Schriftzeichen gewählt, die in der Grammatik näher erläutert und hier (S. VIII. fg.) nebst ihren Bedeutungen verzeichnet stehen. In der Regel ist nur die Bayerische und Oberpfälzische Aussprache beygesetzt; die der übrigen Gegenden lässt sich aus den Angaben der Grammatik leicht ergänzen.

Der Vf. verspricht (S. X.) ausser dem oben bemerkten streng alphabetischen Wort-Register dem Werke noch ein Verzeichniss beyzufügen über alles das, was in Bezug auf häusliche und religiöse u. s. w. Sitten und Gebräuche, auf Landwirthschaft und Gewerbe, auf Münzen, Maasse und Gewichte, Gerichts- und Polizeywesen, auf historische Thatsachen u. s. w. im Werke vorkommt. Diess Verzeichniss wird bey der Fülle einzelner im Werke zerstreuten Notizen, welche die genannten Gegenstände betreffen, ohne Zweifel einen interessanten Beytrag zur vaterländischen Sitten- und Culturgeschichte liefern, und somit das Wörterbuch auch andre Forderungen, als die des blossen Sprachforschers befriedigen. — Bey allen Ausdrücken des lebenden Dialekts, bey welchen sich der Vf. nicht auf die Zeugschaft seines eignen Ohrs berufen konnte, hat er seine Gewährsmänner genannt. Die Vorrede enthält eine bedeutende Liste derjenigen Männer, die ihn mit Beyträgen unterstützten, verbunden mit der nähern Anzeige der Gegenden, auf welche dieselben sich beziehen. — Uebrigens bescheidet sich der Vf. gern, nichts unbedingt Vollständiges geliefert zu haben. „Sammlungen solcher Art", sagt er S. XVIII., „wird man wohl nie als geschlossen ansehen dürfen; viel ist für sie schon gewonnen, wenn sie nur einmal angelegt sind; alles Mögliche, wenn sie nie ganz aufgegeben werden.

„Und so sey denn", schliesst der Vf. seine Vorrede und wir stimmen ihm mit vollster Ueberzeugung bey, „jedem Bayerischen und deutschen Landsmanne eine bisher minder zugängliche Vorrathskammer seiner reichen Sprache aufgethan, und ein Bildersaal des in der Sprache abgedruckten mannichfaltigsten Volkslebens jedem Menschenbeobachter, der dieses auch in mancher seiner Nacktheiten zu schauen Lust und Beruf haben kann!" — Rec., dem der Raum es verbietet, auf das Nähere des Inhalts einzugehen, schliesst mit dem Wunsche, dass kein gründlicher Sprachforscher die in beiden angezeigten Werken dargebotene reiche Fundgrube für den vaterländischen Sprachschatz insbesondre, aber auch für das Sprachstudium im Allgemeinen unbeachtet und unbenutzt lassen, und das Beyspiel des trefflichen Vfs. viele mit gleicher Liebe zur Sache, aber auch mit gleich sorgsamer Umsicht und gründlichen Kenntnissen ausgerüstete Sprachforscher in andern Gegenden Deutschlands zur Nachfolge erwecken möge. *K. H.*

CHEMIE.

Nürnberg, b. Schrag: *Grundriss der Chemie*, von Dr. *J. Andr. Buchner*, Hofrath u. Prof. an der Königl. Bayer. Universität zu Landshut, Mitgl. mehr. Akadem. u. gel. Gesellschh. *Erster* Band.

Auch unter dem Titel:

Vollständiger Inbegriff der Pharmacie in ihren Grundlehren und praktischen Theilen. Ein Handbuch für Aerzte und Apotheker. *Dritten* Theils *erster* Band. Mit einer Kupfertafel. 1826. 688 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gGr.)

Der verdienstvolle Vf. liefert in dieser Schrift abermals einen erfreulichen Beweis seiner unermüdeten literarischen Thätigkeit. Ordnung, Deutlichkeit und Gründlichkeit, welche Hr. *B.* mit Recht als Haupterfordernisse des guten Unterrichts betrachtet, sind auch in dieser Schrift nicht zu verkennen, wenn auch, was die erste betrifft, Manches Manchem dabey anstössig seyn dürfte.

Dieser *erste* Band zerfällt in *drey* Abschnitte. Im *ersten* nennt Hr. *B. Chemie* die Wissenschaft vom Wesen der natürlichen Dinge — was eben nicht unsern Beyfall hat —; das, was aber hier über den Nutzen, die Eintheilung, die Geschichte und Literatur der Chemie gesagt ist, hat Rec. sehr befriedigt.

Im *zweyten* Abschnitte werden die Gesetze des chemischen Processes betrachtet: die chemischen Grundkräfte, die chemische Verwandtschaft, die stöchiometrischen Grundsätze, der Lebenschemismus, die Gährung, Verkohlung und Einäscherung; dann

dann die chemischen Operationen im Allgemeinen; wo Rec. die Mittel, die Wärme zu erhöhen, vorzüglich deutlich und lehrreich vorgetragen angetroffen hat; ferner die chemischen Elemente und ihre Bezeichnungen überhaupt. Was der Vf. über Feuer, Luft, Wasser, Erde, die chemische Terminologie und die chemischen Zeichen sagt, ist ausführlich und deutlich.

Im *dritten* Abschnitte (der synthetischen Chemie) werden die *Imponderabilien:* Licht, Wärme, Elektricität und Magnetismus, abgehandelt. Auch diese wichtigen Punkte sind sehr belehrend vorgetragen. Nur kann Rec. der an der 146sten S. aufgestellten Vermuthung nicht beytreten: „dass in den prismatischen Farben, welche durch verschiedne Brechung und Reflexion der ungefärbten Lichtstrahlen entstehen, vielleicht ein unwägbares Minimum von einer andern Substanz mit dem Lichte in Verbindung getreten sey"; was, wie *B.* glaubt, sich aus der Färbung der Flamme durch verschiedne Substanzen schliessen lasse. Auch halten wir die S. 189 aufgestellte Hypothese über die Causalverbindung, in welcher Licht, Wärme, Elektricität und Magnetismus zu einander stehen, viel zu gewagt.

Hierauf folgen die *Ponderabilien:* Sauerstoff, Wasserstoff (Knallglas, Wasser, oxydirtes Wasser), Stickstoff (atmosphärische Luft, Salpetersäure u. s. w., oxydirtes Stickgas, Ammoniak). Was die hier aufgestellte Behauptung betrifft, dass die Urmischung der Luft vielleicht nicht terrestrisch, sondern cosmisch sey, so hält Rec. *Prévost's* Ansicht (*Bibliothèque universelle,* II. 194.) in Beziehung auf die (scheinbare) Unveränderlichkeit des Menge-Verhältnisses in der atmosphärischen Luft für naturgemässer. — Die S. 243 geäusserte Vermuthung, dass diejenigen, welche vom Einathmen des oxydirten Stickgas unangenehme Zufälle erlitten, *kein reines* Gas hatten, hat schon *Wurzer* (*Van Mons* journ. de Physique etc. P. V.) vor 24—25 Jahren bestätigt. — Chlor (Chlorsäure, oxydirte Chlorsäure u. s. w.); Jod (Jodsäure, jodige Säure, Hydrojodsäure u. s. w.); Schwefel (Schwefelsäure, schwefelige Säure, Hyposchwefel-, hyposchwefelige Säure u. s. w.); Selen (Selensäure, Hydroselensäure); Phosphor (Phosphorsäure, Hypophosphorsäure u. s. w.); Boron (Boronwasserstoffgas, Boronchloridgas, Fluorborongas, Boraxsäure); Kohlenstoff (Kohlensäure, Kohlenoxydgas, Phosgengas u. s. w., Pyrophor, Xanthogensäure u. s. w. sind durchaus lehrreich und deutlich vorgetragen.

Die S. 377 aufgestellte Vermuthung, dass der Pyrophor (wie der Platinschwamm im Knallgas) durch einen electrochemischen Process wirke, scheint Rec. keine grosse Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. Kohlenwasserstoffoxyde und Azotide überhaupt; Gährung, Verkohlung und Verbrennung. — Eintheilung der Kohlenwasserstoffoxyde und Azotide. — Amphotere Kohlenwasserstoffoxyde. — Amphotere Kohlenwasserstoff-Azotide. — Kohlenwasserstoffsäuren. Kohlenwasserstoffschwefel-Säure. Kohlenwasserstoffphosphor-Säure. Kohlenstickstoffsäure. Untersäuren. Alkaloide. Unterbasen. — Die amphoteren Kohlenwasserstoffoxyde, so wie die Kohlenwasserstoffsäuren, sind in der grössten Vollständigkeit vorgetragen. Manche sind schon wieder (als eigenthümliche Körper) verschwunden. *Manches* wäre schon hier wieder — bey dem raschen Fortschreiten der Wissenschaft — nachzutragen.

Rec. findet keinen Anstand, dieses Handbuch zu den bessern zu zählen, die wir besitzen. Es wird nicht bloss angehenden Aerzten und Apothekern, sondern auch reifern Männern, zumal solchen, welche durch äussere Umstände verhindert waren, sich stets im Bereiche der jüngsten Entdeckungen zu halten, von entschiednem Nutzen seyn, indem sie hier das Neue und Allerneueste ausführlich mitgetheilt kennen lernen.

NEUE AUFLAGEN.

HANNOVER, in d. Hahn. Hofbuchh.: *Stylistisches Elementarbuch* oder *Erster Cursus der Stylübungen;* enthaltend: eine kurze Anleitung zum guten Styl, eine grosse Anzahl Aufgaben, sowohl zu einzelnen Vorübungen, als auch zu Beschreibungen, Erzählungen, Abhandlungen, Briefen und Geschäftsaufsätzen aller Art, nebst einer Reihe Beylagen über Grammatik, Titulaturen u. s. w. für Anfänger im schriftlichen Vortrage und zur Selbstbelehrung bestimmt von *Ch. F. Falkmann,* Fürstl. Lippischem Rath u. Lehrer am Gymnasium zu Detmold. *Zweyte* verbesserte u. vermehrte Auflage. 1828. X u. 282 S. gr. 8. (12 gGr.) (Siehe die Recens. A. L. Z. 1825. Nr. 213.)

HANNOVER, in d. Hahn. Hofbuchh.: *Materialien lateinischer Stilübungen* für *die höhern Classen der Gelehrtenschulen* zusammengetragen und mit Uebersetzungswinken versehen von *August Grotefend,* Conrector am Königl. Hannoverschen Pädagogium zu Ilefeld u. s. w. *Zweyte* vermehrte Ausgabe. 1828. X u. 242 S. 8. (12 gGr.) (Siehe die Recens. Ergänz. Bl. 1827. Nr. 95.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

April 1828.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Aarau, b. Sauerländer: *Heinrich Zschokke's ausgewählte Schriften. Erster bis neun und zwanzigster* und *neun und dreyssigster* Theil u. s. w.

(Fortsetzung der in Nr. 77. d. A. L. Z. abgebrochenen Recension.)

Wir richten unsern von nun an etwas eilfertigern Blick auf Th. XIII. (352 S.) *Des Schweizerboten Spruch und Schwank.* Th. XIV. (320 S.) *Des Schw. —— Beschluss. Das Goldmacherdorf.* In des *Schw. Spr. u. Schw.* erscheint Hr. Z. als humoristischer Schriftsteller, welchem ein reiches Maafs von Witz und Laune zu Gebote steht, und der jetzt in komischer Einkleidung und auf dem Wege der Ironie und des Scherzes, dann wieder in ernsterm Tone, in beiden Fällen aber auf eine ohne Commentar verständliche Weise das Volk über eine Menge ihm frommender und Noth thuender Dinge zu belehren, ihm eine grosse Anzahl nicht oder nicht hinlänglich bekannter Wahrheiten ans Herz zu legen, seine Vorurtheile aufzudecken, seine Thorheiten, aber zugleich auch den Unverstand, die Lächerlichkeit und Verkehrtheit so mancher Andern, die, ohne zu wissen warum, *alto supercilio* auf das Volk herabblicken, mit Inbegriff der Spiessbürgerlichkeiten der *kleinen* und *grossen* Städte des *kleinen* Landes, um das es sich handelt, zu beleuchten und zu züchtigen weiss. Zu Begründung dieses Urtheils verweisen wir neben andern auf folgende Aufsätze: *Allergnädigst-unterthänigstes Gespräch zwischen dem Kaiser von Japan und seinem Leibschuhputzer Habakuk Pumper,* oder ausführlicher Beweis, dass alle Schweizer hochgeborne Baronen sind: nebst dem *Gutachten* des besagten H. P. über die Preisfrage des K. v. J.: *Auf welche Art und Weise können die Bürger einer Gemeinde nach und nach sehr reich werden, ohne alle Arbeit und Mühe? Sendschreiben der Frau Land-Stadt- und Platz-Majorin A. B. Quokli* an die *Feuerspritzen-Leutenantin an der vordern Stange,* nebst der *Reise* der erstern *um die Stadt; Calenburgisches Amtsblatt; Denkschrift eines Handwerkmanns an seinen Sohn,* der in die Fremde wanderte; *die verkehrte Welt,* in zwölf Bildern; *Unterredung mit dem Wiederhall am Jura,* u. a. m. Gleichwohl gehören die Witzworte des Vfs., was er mit den meisten witzigen Köpfen gemein hat, nicht immer gerade zu den schlagenden. So sind uns z. B. die Wortspiele mit „hochgeboren" und „steinreich" (Th. XIII. S. 67) etwas schal vorgekommen, und es mag vielleicht der lustige Ton des Boten hier und da, wie z. B. Th. XIII. S. 46 u. ff., ferner S. 55, zum Unfeinen, um nicht zu sagen Gemeinen, herabsinken. Auch wird uns das *Send- und Klageschreiben* der *Jungfrau Petronella* P. und das *Sendschreiben der gross- und hochgebornen Frau Landmajorin* A. B. Q*., *Lichtenberg's Briefe von Mägden, die über Literatur urtheilen,* eben so wenig verleiden, als wir über dem Schreiben des *Hans Greg. Haselstock, Zimmermann und Schulmeister* zu B., den Aufsatz der gedachten Humoristen, *über den Nutzen und Kurs der Stockschläge, Ohrfeigen und Hiebe bey verschiednen Völkern,* vergessen werden. Es ist übrigens dieser Sp. u. Schw. d. Schwb. seinem ganzen Inhalte nach eine Auswahl von Artikeln aus dem *aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten,* einem von Hn. Z. seit etwa fünf und zwanzig Jahren herausgegebenen, zur Stunde noch in zwey- bis dreytausend Exemplaren cursirenden Volksblatte; von solchen Artikeln nämlich, welche, auch getrennt von den Augenblicken und Umständen, unter denen sie zuerst ans Licht traten, verstanden werden können, und nicht bloss auf Angelegenheiten des Tages und des Jahres oder auf Gegenstände einheimischer Gesetzgebung und Politik Bezug haben. Zuerst im Schweizerboten erschien auch das *Goldmacherdorf,* welches als eine Universal-Anweisung zu einem dauerhaften, auf eine regelmäsige Lebensart, gute Oekonomie, Abstellung der Processe, Bekämpfung von mancherley Vorurtheilen, verbesserte Einrichtung der Gemeindeverwaltung, Abstellung der schlechten Wirthschaft mit den Gemeindgütern, Liquidation der Gemeindeschulden, gute Bewirthschaftung der Gemeindewaldungen, Sorge für hülflose Kranke durch eine Armenanstalt, Abstellung der Erbbettler und Müssiggänger, Vertheilung der Gemeindeweiden, Verbesserung der Grundstücke u. a. m. sich gründenden Wohlstande und Wohlbefinden der Dorfgemeinden und zugleich als ausführlicher Commentar zu den Worten Th. XIII. S. 10 zu betrachten ist: *„Ich will euch lehren Gold machen.* Man kocht's in der Schweiz aber nicht in Töpfen, sondern zieht's mit dem Pfluge aus der Erde, oder schneidet es vom Acker, holt's aus dem Viehstall, oder aus dem Walde, wo es am Baum wächst. Versteht mich wohl! Und solche Goldmacherkünste sind noch viel besser, als Constitutionen-Macherkünste, und dergleichen. Und

Und ich will euch auch das Geheimniſs lehren, luſtig (vergnügt) zu leben und ſelig zu ſterben."

Th. XV. (387 S.) *Sehnſucht nach dem Schauen des Unſichtbaren. Alamontade. Blätter aus dem Tagebuch des armen Pfarr-Vikars von Wiltſhire. Die Bohne.* Th. XVI. (382 S.) *Das Gaſtmahl des Lebens. Die Prinzeſſin von Wolfenbüttel. Der Blondin von Namur.* Th. XVII. (366 S.) *Agathokles, Tyrann von Syrakus. Die Verklärungen. Der Paſcha von Buda. Florette, oder die erſte Liebe Heinrichs IV.* Th. XVIII. (324 S.) *Harmonius. Der todte Gaſt. Das Abenteuer der Neujahrsnacht.* Th. XIX. (328 S.) *Die Gründung von Maryland. Jonathan Frock. Die weiblichen Stufenjahre.* Th. XX. (338 S.) *Diocletian in Salona. Rückwirkungen, oder wer regiert denn? Der Feldweibel. Die Nacht in Brczwezmciel.* Th. XXI. (367 S.) *Der Narr des XIX. Jahrhunderts. Die Herrnhuterfamilie. Die Walpurgisnacht. Der Fürſtenblick. Der Abend vor der Hochzeit.* Th. XXII. (384 S.) *Der zerbrochene Krug. Der Millionär. Das Bein. Irländiſche Briefe. Herrn Quint's Verlobung.* Th. XXIII. (336 S.) *Kleine Urſachen. Tantchen Rosmarin. Die Reiſe wider Willen.* Th. XXIV. (408 S.) *Kriegeriſche Abenteuer eines Friedfertigen. Hans Dampf in allen Gaſſen. Das blaue Wunder. Es iſt ſehr möglich. Das Loch im Aermel. Die Liebe der Ausgewanderten.* Die Geſammtheit dieſer Bände der Zſchokke'ſchen Schriften bildet eine Sammlung der Form nicht weniger, als dem Inhalte nach ſehr abwechſelungsreicher, gröſstentheils angenehm und in lebhafter Schreibart, auch, wo ſolches Noth iſt, nicht ohne Begeiſterung vorgetragener Erzählungen, romantiſcher Dichtungen, und, was zwar nur von wenigen gilt, Nachbildungen, welche theils durch Eigenthümlichkeit der Erfindung und Anlage, theils durch den reichen Stoff, den ſie zu philoſophiſchen, auch tiefer gehenden Reflexionen darbieten, ſo wie durch die Gewalt, womit ſie das Gemüth zu den Höhen des Ueberſinnlichen hinziehen, dann wieder durch die angenehme Beſchäftigung, die ſie der Phantaſie im Kreiſe *dieſer*, zwiſchen Klugheit und Unklugheit nach allen Richtungen einhertummelnden irdiſchen Welt gewähren, ſo wie durch andre preiswürdige Eigenſchaften ſich, mit wenigen Ausnahmen, nicht bloſs über das Mittelmäſsige erheben, ſondern zu dem Vorzüglichern gehören, was die neuere Literatur in dieſer Gattung aufzuweiſen hat. Daſs wer Schauerliches oder Schwankartiges ſucht, bey einer Romanen-Gallerie von ſolchem Umfange eben ſo wenig leer ausgehe, als wer komiſche Abenteuer, derbe Satire und Spott liebt, verſteht ſich von ſelbſt. Als die Krone der ganzen Sammlung betrachtet Rec. den *Alamontade*, der, zuerſt im J. 1802 gedruckt, ſeither in vier Auflagen in die Welt zerſtreut, dem Leſer nun nochmals mit einigen nothwendigen Veränderungen dargeboten wird. Die Hauptabſicht des Vfs. bey Abfaſſung dieſes, mehr der philoſophiſchen, als der romantiſchen Literatur angehörenden Buches ging, zufolge ſeiner eignen Erklärung in dem einleitenden Vorworte, dahin, in den vielen Heimlichkranken, die und deren inneres Leiden er durch Umgang kennen gelernt, und die von Zweifeln umfangen, ihren Gott und ihre Lebensfreude verloren hatten, den heiligen Glauben und den Muth der Tugend wieder aufzurichten und gewiſſermaſsen ſelbſt die Erklärung zu den Worten des Pſalms zu liefern, der als Prolog zu der Geſchichte des A. dienen mag:

> „Ich bin, weil Gott! Ich werde ſeyn, weil Gott!
> Anbetung ihm und Liebe!
> Mein iſt die Seligkeit, weil Gott die Seligkeit!"

Auch A. war, wie ſo mancher Andere, in langſamen und darum deſto unwiderſtehlicherm Zuge *in die* Wirbel des Skepticismus hineingezogen und von einer peinigenden Ungewiſsheit hinſichtlich auf den Werth ſeines Lebens und ſeines zukünftigen Schickſals umhergetrieben worden. Er hatte ſeinen Gott aus ſeiner Welt verloren, und lange Zeit, betend und ſich ſelbſt in ſeinem eignen Daſeyn beläſtigend, in der Zukunft lebenloſe Finſterniſs hinausgeſtarrt; dann aber auf dem Wege der ſelbſtthätigen Vernunft, deren Ideen wir, entgegen den Behauptungen des Weltweiſen von Königsberg, ihren conſtitutiven Gebrauch wenigſtens nicht gänzlich abſprechen möchten, ſich aus den Irrgängen der Zweifelſucht gerettet, mit edeln Banden wieder an die Welt geknüpft und ſich zu dem troſtvollen Glauben emporgehoben, daſs der Sinnenmenſch umſonſt zittere, wenn ſein Irdiſches, die Erſcheinung im Staube zerfällt; daſs die Urkraft in ihm, das Denkende und Lebende, das ſelbſtthätige Ich fortdaure im Reiche der Kräfte in der wunderbaren Geiſterwelt; daſs ein *Gott* ſey, eine Unſterblichkeit und eine Selbſtthätigkeit des denkenden Ich. Der im Unglück ergraute A. ſtirbt, nachdem ſein Geiſt nach Jahr und Tag den Sieg errungen, ungewährt ſeines letzten Wunſches, *des* Wiederſehens ſeiner Geliebten, in der frohen Zuverſicht, daſs die unſterbliche Liebe der ihm verwandten Seele den unſterblichen Geiſt durch die frohlockende Ewigkeit führen werde; ſeine rührende Geſchichte aber iſt geeignet, den Leſer die Selbſtſtändigkeit ſeines Geiſtes, ſeine Befreyung von der Gewalt des Vergänglichen (S. 275) als Beſtimmung deſſelben erkennen, und in der Stunde der Verſuchung die wankende Hoheit derſelben retten zu lehren durch den Blick auf die Ewigkeit und den Gedanken, rein zu ſeyn, wie Gott. — Wir übergehen den letztern Theil des XV. und den XVI. Band, um aus dem XVII. die *Verklärungen*, als eine durch Behandlung und Einkleidung eines zwar häufig beſprochenen, aber noch lange nicht erſchöpften Gegenſtandes mehr als gewöhnlich anziehende Erzählung herauszuheben. Dieſer Gegenſtand ſind die Geheimniſſe der innern Welt; jene von dem geſunden Leben abweichenden, weniger durch die äuſsern Sinne gebundenen oder gehemmten Zuſtände, in denen viel tiefer liegende Kräfte unſrer Natur erwachen, deren Wirkſamkeit von einem viel erhabenern Umfange iſt, und in denen, wie ein berühmter

ter und liebenswürdiger Philosoph unsrer Tage sich ausdrückt, *die noch unausgebildeten Organe eines höhern Lebens* (das Hr. Z. S. 152 ein reines, inneres, wahres, unbeschränktes nennt, wovon das irdische Wachen nur ein Theil ist) *sich offenbaren, das aber nur dann seine hohe Schwinge regt, wenn das stärkere Leben des jetzt noch übermächtigen irdischen Daseyns gehemmt ist.* Dass das Trostwort der liebenswürdigen, aber gemäss der Natur ihres Zustandes etwas überspannten Gräfin Hortensia an den Urheber ihrer Verklärungen: *Mein Emanuel, hoffe!* (S. 225), wenn auch nach manchem harten und grausamen Kampfe, zuletzt doch noch in diesem *äussern*, an die Formen von Raum und Zeit gebundnen Leben in Erfüllung geht, dürfte wohl von wenigen Leserinnen des Vfs. missbilligt werden. Zu den Mittheilungen aus den *Gesprächen* des freundlichen Greises *Harmonius* im XVIII. Bande über das Eintreten der Geister in andre Verhältnisse, welches sie, ohne Veränderung ihres Wesens an sich, nach göttlicher Ordnung in der Zukunft erwartet; über die hinsichtlich des Steigens und Fallens seines Selbst naturnothwendig entscheidende Stärke und Schwäche des heiligen Willens, des sich bewussten Geistes, die seinen Himmel und seine Hölle ausmacht; über sein unendliches Fortschreiten zur Vollendung, die neuen Verbindungen einzugehen von den Geistern und Seelen mit neuen Kräften u. s. w., bildet die in ihrer Anlage eben so wenig, als in der Ausführung misslungene Erzählung: *der todte Gast*, welche die lächerlichen Folgen des Aberglaubens ins Klare setzt und zeigt, wie derselbe zuweilen sogar seine entschiedensten Feinde an sich selbst und ihrer vermeintlichen Aufklärung irre machen könne, einen schneidenden Gegensatz. *Das Abenteuer der Neujahrsnacht* liefert ein mit Treue dem Leben entnommenes Bild des von Vielen beneideten, tausendfach verwickelten Hoflebens, in welches der auf einem Maskenballe die Rolle des Prinzen, welcher inzwischen das Nachtwächteramt übernommen hat, spielende Nachtwächter kaum einige Blicke geworfen hat, als er sich (S. 269) zu dem Bekenntniss veranlasst fühlt: „Das also wäre der Unterschied zwischen einem Nachtwächter und einem Prinzen? Dafür wende ich keine Hand um. Lieber Himmel, wie viel tolle Dinge geschehen bey den Erdgöttern hier unterm Hofhimmel, wovon wir uns auf Erden, bey Nachtwächterhorn und Webstuhl, bey Spaten und Leisten nichts träumen lassen! Man bildet sich ein, diese Götter führen ein Leben wie die Engel, ohne Sünde, ohne Sorgen. Saubere Wirthschaft! Ich habe in einer Viertelstunde hier mehrere Bübereyen gut zu machen, als ich in meinem ganzen Leben begangen habe." Die Gewandtheit, mit der sich der unschuldige Nachtwächter in die Rolle des Prinzen zu versetzen und als solcher sich aus so manchen gottlosen Händeln, in die er während einer halben Stunde verwickelt wird, zu ziehen weiss, könnte vielleicht einigermassen auffallen, wüsste man nicht aus S. 241, dass Philipp neben seinem Nachtwächter-Vicariat bey einem Gärtner in der Lehre stand, und dass ihm, einem hübschen Burschen von 26 Jahren, vornehme Frauen, denen er bestellte Blumen in die Häuser trug, bloss seines Gesichts wegen, ein Stück Geld mehr gaben, als jedem Andern, der eben solch ein Gesicht *nicht* aufweisen konnte. Im XIX. Bande hat den Rec. die *Geschichte des* armen Dulders *Jonathan* vorzüglich angesprochen, der, ausgestossen von dem Volke der Israeliten, aus welchem er stammt, ausgestossen durch seine Herkunft von den Christen, unter beiden Nationen ein Fremdling, in keinen häuslichen und bürgerlichen Kreis seiner Zeitgenossen gehörend, mit Religion im Herzen von den Religionen der Menschen verfolgt und schweigend geächtet, ohne etwas Andres verbrochen zu haben, als dass er von einem Volke abstammt, welches durch die seit Jahrtausenden von aller Welt auf ihm lastende Verachtung oft verachtungswürdig geworden ist, zuletzt noch glücklich genug ist, ein von ihm längst geliebtes Mädchen die Seinige nennen zu können, das christlich genug denkt, um die Frau eines Juden werden zu wollen, eingedenk des Wortes des Herrn, dass Gott nicht die Person ansieht, sondern dass in allerley Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, ihm angenehm sey. — Der Geist, in welchem die *Rückwirkungen* (Th. XX.), deren Stoff aus den Zeiten der „königlichen Anarchie unter Ludwig XV" hergenommen ist, geschrieben sind, charakterisirt sich am besten mit den durch die Erzählung selbst ihre Auslegung erhaltenden Worten Colas (S. 178), welcher dem Cardinal Bernis auf seine Frage: Wer regiert denn? zur Antwort giebt: vielleicht Kammermädchen, Kesselflicker, Copisten, Frauen der königlichen Staatsräthe; vielleicht deren Töchter, oder Söhne, oder Köchinnen, oder Lakaien, oder Kutscher und dergleichen Waare; heute Dieser, morgen Jener. Wo kein festes, ehernes Gesetz herrscht, da herrscht der Zufall. Zwischen der Nothwendigkeit des Gesetzes und dem Spiele des Zufalls liegt nichts in der Mitte. Die Ministerien und der König selbst sind am Ende nur Vollstrecker und Werkzeuge fremder Einfälle." Und die Folgen von diesem Allem? diese hält uns allen der Jammerspiegel der neuesten Geschichte in einer Reihe der traurigsten Bilder vor Augen. Auf die schauerlich komischen Abenteuer der *Nacht* in *Brczwezmcisl*, zu denen sich in der *Walpurgis-Nacht* (Th. XXI.) ein lustiges Gegenstück aufgestellt findet, folgen und scheinen uns vorzüglich bemerkenswerth: *Der Narr des XIX. Jahrhunderts* und *die Herrnhuter-Familie.* Jener Narr ist ein Mensch, der zwar seine Sitten den allgemeinen allzu grell gegenüber stellt, übrigens die Albernheiten und Abgeschmacktheiten, die Künsteleyen, Unnatürlichkeiten und Verzerrungen des jetzt lebenden Geschlechts lächerlich, schädlich, unnatürlich und verächtlich findet und eben darum, obschon er in Manchem nicht Unrecht hat, noch im 19ten Jahrhundert, in welchem es (S. 71) an dem Heldenmuth der Vernunft fehlt, zu den einfachen, ewigen Ordnungen Gottes zurückzukehren, von fol-

solchen, die ihn in mancher Rücksicht an Thorheit leicht übertreffen möchten, als Narr behandelt wird, ungeachtet er (wenn auch an der Form, in welcher er einhertritt, Manches auszusetzen seyn dürfte,) im Grunde der Vernunft gemäfs lebt, sich nicht gegen bestehende Verfassungen und Gesetze vergeht, Niemandem ein Leid zufügt, Vielen Gutes erweist und nie das wahrhaft Sittliche und Anständige verletzte. Manches wahre und beherzigungswerthe Wort dieses Aufsatzes möchte Rec. nicht blofs in die Wüste gesprochen wissen. In der *Herrnhuter-Familie* wird einleuchtend genug dargethan, wie das, was die Herrnhuter Gutes haben, eigentlich nichts Anderes sey, als das allgemein christliche, wie unstatthaft ein Kirchlein in der Kirche sey, was für unchristliche Gesinnungen solchen Absonderungen oft zum Grunde liegen und meist durch sie befördert werden. In dem Hn. *Wermuth* findet sich ein mit geschickter Hand entworfenes Bild eines Herrnhuters aufgestellt, nicht wie er *seyn sollte*, sondern wie es sehr häufig *seyn mag*; womit übrigens weder das Verdienstliche dieser Religionspartey in Abrede gestellt, noch sie insgesammt und ohne Unterschied für Schwärmer und Abtrünnige, oder für geistlich stolze und kopfhängerische Egoisten und Scheinheilige erklärt seyn sollen. Viel Kurzweil und Unterhaltung gewähren durch ihren gröfstentheils komischen Inhalt die fünf Erzählungen des XX. Theils. In dem *Millionär*, der, ernsthaften Gehalts, dem Range nach leicht obenan stehen dürfte, finden sich der reiche Menschenfeind *Morn* und der menschenfreundliche *Engelbert*, der die Entbehrlichkeiten entbehren will, um für diejenigen Ueberflufs zu haben, denen das Unentbehrliche mangelt, einander auf lehrreiche Weise gegenübergestellt. *Jener*, sey es nun aus Rache an der seine Verdienste verkennenden Welt, oder aus Furcht vor der Schlechtigkeit des grofsen Haufens, sich seine eigne Welt bauend, setzt sein Glück darin, mit seiner Familie ein Ganzes zu bilden, und von Allem umringt, was Natur, Kunst und Wissenschaft Schönes und Hohes gewähren können, nichts von der Welt draufsen und ihrer Verdorbenheit zu wissen und nichts mit ihr zu schaffen zu haben. *Dieser*, statt zu klagen und zu jammern, greift verständig an und bessert thätig aus, behandelt die Menschen blofs als Irrende und sucht sie auf den rechten Weg zu bringen, nicht sie selbst befehdend, sondern ihre Verkehrtheit. Woran es liege, dafs es so wenig Engelberte gebe, wird dem Leser, der solches nicht ohnehin wissen sollte, am Schlusse gesagt. Es liegt daran, dafs der grofse Haufe der Weltreformatoren nur die Einsicht, nicht die That, Lobreden aber keinen Muth für die Tugend hat und selbst mit allen den Erbärmlichkeiten behaftet und beladen ist, gegen welche er eifert.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

WINTERTHUR, b. Steiner: *Die Abendglocke.* Eine Quartalschrift zur christlichen Erbauung von *Georg Gefsner*, Pfarrer und Professor. *Erstes* Heft. 1827. VII u. 98 S. *Zweytes* Heft. 111 S. 8. (4 Hefte 1 Rthlr. 4 gGr.)

An Erbauungsschriften hat unsre *Zeit keinen* Mangel, und doch bringt jedes Jahr neue hervor. Nun, sie mögen immerhin erscheinen, wenn sie nur ihren Zweck erreichen und wahrhafte christliche Erbauung fördern! Die Absicht des Hn. *G.* ist edel und gut: die christliche Wahrheit will er im Geiste herrschend und im Wandel wirksam sehen, und bietet zu diesem Zwecke die in vorliegenden Heften enthaltnen Aufsätze dar, von welchen die meisten von seiner eignen Hand sind. Sein Christenthum ist streng das biblisch-kirchliche; jedoch ist er von der christlichen Liebe beseelt, die den Anders-Denkenden nicht verketzert, sondern zu belehren trachtet. — Die poetische Einleitung macht auf poetischen Werth keinen Anspruch. Es ist nichts als gereimte Prosa, wenn es heifst:

Dann wird deinem Innern die geistige Nahrung,
Die dich für Gott und den Himmel belebt.
Du machst, wie die Mutter, die sel'ge Erfahrung,
Dafs Glauben an Christus den Geist erhebt;
Dafs die göttliche Wahrheit den Hunger stillt,
Und Gott uns jede Verheifsung erfüllt.

Der Inhalt ist: *Erstes* Heft. Die Abendglocke von Friedland — tägliches Gebet. — Briefe über die Verallgemeinung der Christenthumswahrheiten mit Beyseitlassung des Eigenthümlich-Christlichen. — Die Fürbitte Jesu für die Seinigen. (Joh. 17.) — Die Sorge Jesu für die Seinigen lehrt uns für die Unsrigen sorgen — Ueber den Schlufs des Gebets Jesu Joh. 17. — Predigt von *K.* über Röm. 1, 16. *Zweytes* Heft. Religiöser Sinn und Menschenliebe, der Weg zu höherer Begnadigung vor Gott. — Das Höchste für den Menschen liegt im Christenthume. — Die wichtigsten Beförderungsmittel des Christenthums. — Bemerkungen und Entwickelungen von Ephes. 1 u. 2. — Briefe über einige Hauptlehren des Christenthums. — Kindliche Ergebung in Gottes Willen. — Osterpredigt von *K.* über Joh. 11, 25—27.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

April 1828.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Aarau, b. Sauerländer: *Heinrich Zſchokke's ausgewählte Schriften. Erſter bis neun und zwanzigſter* und *neun und dreyſsigſter* Theil u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Aus dem XXIII. und XXIV. Bande, die meiſt ebenfalls der ſcherzhaften und, wie Tantchen Rosmarin und einige Andere, der muthwilligen Gattung angehören, und vermöge der Lebhaftigkeit und Mannichfaltigkeit ihrer Form und Einkleidung, abgeſehen von den Nutzanwendungen für einzelne Leſer, durchgehends zu einer angenehmen Erholung geeignet ſind, will Rec. einzig noch der beiden, zwar ganz ungleichartigen Stücke: *Kleine Urſachen*, und: *Hans Dampf i. a. G.* erwähnen. Wie es mit der erſten Erzählung gemeint ſey und was darin beſprochen werde, faſst ſich am füglichſten in die Aeuſserungen Heuwen's und Roderich's am Schluſſe zuſammen. Dieſer glaubt ſie beide vom Himmel erkoren, um an ihnen es offenbar werden zu laſſen, daſs der Menſch nichts durch ſich ſey „und ſein Verhängniſs, dem er umſonſt zu entweichen verſuche, Alles aus ihm mache." *Jener* erklärt den Menſchen, der, als Geiſt, Herr ſey in ſeinem geiſtigen Reiche und da unantaſtbar, wenn er es ſeyn wolle, für mächtiger als das Schickſal, und ſich ſelbſt als lebendigen Zeugen hiervon. Daſs übrigens auch er die Gaben des Schickſals, die ihm in einem anſtändigen Aemtchen und der ſchönen Gabriele zu Theil werden, nicht verachtet, ſtürzt ſeine Theſis nicht um, und iſt dem Gange des kleinen, munter gehaltenen Romans vollkommen angemeſſen. Auf den Hans Dampf i. a. G. endlich macht Rec. vorzüglich darum aufmerkſam, damit wer immer, auch *auſser* Lalenburg und Schilda, auſser Hammelburg und Klein- und Groſs-Geſcheit, in andern Krähwinkel-Herbergen und -Staaten des 19ten Jahrh., von väterlicher oder mütterlicher, oder auch beid-älterlicher Seite dem zahlreichen Geſchlechte der Hans Dampfe angehören könnte, ſich des ihm durch *Hans Dampf den Groſsen*, mit deſſen Erhebung zur Conſularwürde die Geſchichte endet, für mancherley Lächerlichkeiten, Gebrechen und Tollheiten eröffneten, reichlich verſehenen Arzneykaſtens nach Maaſsgabe ſeines Bedürfniſſes, bedienen möge. — *A lin.* Th. XXV. (351. S.) *Der Flüchtling im Jura. Der Freyhof von Aarau.* Th. XXVI. (368 S.) *Der Freyhof v. A.* Fortſetzung. Th. XXVII. (383 S.) *Der Freyhof v. A.* Beſchluſs. *Addrich im Moos.* Th. XXVIII. (350 S. nebſt alphabetiſchem Regiſter über alle XXVIII Thle.) *Addrich im Moos, zweyter* Theil. Dieſe drey, zuerſt in den *Erheiterungen* und dann unter dem Titel: Bilder *aus der Schweiz*, erſchienenen Romane mögen nicht weniger, vielleicht noch mehr Leſer und Leſerinnen gefunden haben, als die meiſten übrigen Schriften des Vfs., der auch in dieſen Dichtungen ſeinen Hauptzweck, eine angenehme, Geiſt und Einbildungskraft von Zeit zu Zeit lebhaft aufregende Unterhaltung mit vieler Geſchicklichkeit zu verfolgen weiſs. Durch die Lebendigkeit ſeiner Darſtellung und den Contraſt der vorkommenden, theils romantiſchen, theils ſchweizergeſchichtlichen, gröſstentheils Aufruhrs-Scenen bleibt das Intereſſe des Leſers fortwährend gefeſſelt, und dem Vf. kommt auch in dieſem Zweige ſeiner Schriftſtellerey ſeine genaue Kenntniſs des *Landes* ſowohl, in deſſen Gebirge und Thäler er den Schauplatz ſeiner Erzählungen verſetzt hat, als auch der ältern und neuern *Geſchichte* eben dieſes Landes trefflich zu Statten. Unter den von ihm in die Scene geſetzten Bildern findet Rec. mehrere ſehr gut und mit lebhaften Farben gezeichnet. Zu dieſen gehören im Flüchtling i. Jura der *Naturforſcher* (Th. XXV. S. 20 ff.); im Freyhofe von Aarau, der ſeinen Stoff aus dem Kriege der Eidgenoſſen gegen Zürich und Oeſterreich in der erſten Hälfte des 15ten Jahrh. entlehnt und den Leſer gröſstentheils in das Gebiet der Geſchichte verſetzt, dann aber in vergnüglicher Abwechſelung ihn ſeiner Täuſchung von Zeit zu Zeit ſich wieder bewuſst werden läſst, und wie z. B. durch den vielen Zigeunerſpuck, der in dieſer Geſchichte getrieben wird, durch das Wiederfinden des Frhn. *Jörg v. Ende* in der Perſon *Lollhard's*, u. a. m. an die Wunderwelt der Romane erinnert: *Die Urſula* (ebendaſ. S. 321 u. 322), an welcher jedoch die Ruhe und Ergebung, womit (Th. XXVII. S. 19 u. ff.) ihr tiefgekränktes, rachedurſtiges Gemüth ſich in das Unabänderliche zu fügen bereit iſt, einigermaſsen befremdet. Der *Skeptiker Iſenhofer*, welcher zu *Lollhard*, einem ſchwärmeriſchen Gemiſche von Naturphiloſophie und frevelvoller Frömmigkeit (Th. XXVI. S. 201) [den wir beyläufig fragen möchten, wie denn *die Vernunft*, die im Tode *untergeht*, und *das göttliche Selbſt*, das

das *nicht untergehen* soll (Th. XXVI. S. 205), von einander geschieden seyen], und zu dem von der Macht des bösen Gewissens und dem Gedanken an die nie ausbleibende Strafe der Sünde niedergedrückten *Rüdiger* einen anziehenden Gegensatz bildet; — — im Addrich im Moos der *Schwede* (Th. XXVII. S. 144), den man leibhaftig vor sich zu sehen und seine Worte zu vernehmen glaubt; und endlich *Addrich* selbst, im Grunde, wiewohl nicht ohne mancherley Unterbrechungen, der Hauptheld der nach ihm benannten Geschichte; ein finsterer und störrischer, mit sich und seinem Daseyn zerfallener, mit der Weltordnung grollender Unglücklicher, der nie das Leben, noch das Leben ihn verstanden hat, seine Geburt eine Sünde, einen Missgriff des Schicksals nennt, und zuletzt in einem Nebel, der noch dichter ist, als derjenige, welcher sein trostloses Gemüth befangen hält, durch einen Sturz vom Felsen den Tod findet. Hinwieder können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, dass nur Hr. *Z.* in diesen Romanen, und zwar ganz vorzüglich in seinem *Addrich von Moos*, häufig bloss den Effect zu seinem Hauptaugenmerk zu machen, auf das Glänzende loszugehen und nach ergreifenden Eindrücken zu haschen scheint. Ueber solchem Thun aber, in Verbindung mit einem ebenfalls im A. v. M. besonders auffallenden Streben in Sprichwörtern, schneidenden Gegensätzen, Gleichnissen und Bildern zu sprechen, von denen manche, wie z. B. wenn A. v. M. sich des Ausdrucks bedient: „sicher, wie eine Laus zwischen zwey Daumen" (welche höchst widrige *Laus* auch Th. XXVI. S. 200 gleich nach *Seraph* nochmals vorkriecht), eben nicht zu den feinsten gehören, sieht man die Wahrscheinlichkeit und Einfachheit der Darstellung nicht selten Noth leiden und den Vf. in das Gebiet des Schroffen, Ueberspannten und der Natur weniger Angemessenen, wenn auch nicht geradezu Unnatürlichen, hinüberschreiten. Stellen, wie Th. XXVI. S. 90 u. ff., S. 350 u. ff., Th. XXVII., S. 209, 247, 328 u. ff., 350 u. ff. u. a. m., mögen diesen unsern, vielleicht auch noch die eine und andre von Hn. *Z.* kleinern Erzählungen treffenden Tadel rechtfertigen. Dessen ungeachtet ist nicht zu zweifeln, dass auch diese Dichtungen den Geschmack besonders der Leserinnen von lebhafterer Phantasie und beweglicherm Geiste in vollem Maasse, wenn auch mitunter durch Abenteuerlichkeiten, befriedigen werden.

Th. XXIX. (340 S.) *Der Baierischen Geschichten erstes* und *zweytes Buch*. Th. XXXIX. (334 S.) *Abellino*. Auf diese zwey Bände gedenkt Rec., sobald die zwischenein noch fehlenden erschienen seyn werden, kürzlich zurückzukommen.

Das Format der Ausgabe ist bequem und gefällig. Auch mit Druck, Lettern und Papier kann man gar wohl zufrieden seyn. Den mässigen Preis können wir ebenfalls nicht unerwähnt lassen. Möge der wackere Verleger durch diese seine Billigkeit vor den räuberischen Klauen der Nachdrucker, die ihn schon so oft und so empfindlich geschädigt haben, auf die Dauer gesichert bleiben!

Druckfehler in einer folgenden Ausgabe zu verbessern sind, neben andern, folgende: Th. VI. S. 143. General *Alter*matt. Th. X. a. d. Titelbl. *Kri*tinismus. Th. XXI. S. 186. *bie*tern. Th. XXVI. S. 236. Trülley.

SCHÖNE KÜNSTE.

Dresden u. Leipzig, in d. Arnold. Buchh.: *Sämmtliche Schriften von Gustav Schilling*. Rechtmässige Ausgabe letzter Hand. *Erster* bis *zehnter* Band. 1828. kl. 8. (Subscr. Pr. auf sämmtliche 60 Bde. 10 Rthlr.)

Eines Gefühls, worin Bedauern und Unwillen sich mischen, kann man sich in der That nicht erwehren, wenn man sieht, dass ein *Nachdrucker-Unternehmen* die nächste Veranlassung geworden ist, die uns die begonnene Sammlung der Schriften eines Mannes verschafft, dessen Romane und Erzählungen seit mehr als 30 Jahren ihren wohlverdienten Ehrenplatz in unsrer Literatur behaupten. Wäre es nicht an sich ein Genuss, reiche Geistesgaben durch Mittheilung den Mitlebenden zu weihen, so würden unter uns äussere Aufmunterungen dazu nicht sehr reizen können, und sie werden es in Zukunft immer weniger thun, wenn die Richtung, welche jetzt die buchhändlerische Betriebsamkeit nimmt, den Markt mit wohlfeilen Lesewaaren aller Art zu überschwemmen, nicht in dem Uebermaasse ihren Untergang finden sollte. Dem Schriftsteller, der eine lange Laufbahn ehrenvoll zurückgelegt hat, ist es ein natürlicher Wunsch, die Gaben, wodurch er das Wohlwollen der Zeitgenossen gewonnen hat, der Nachwelt in der besten Gestalt, die ein gereifter Geschmack und ein verfeinertes Kunsturtheil ihnen geben können, als Vermächtniss zu hinterlassen. Aber kaum hat er die nachbessernde Hand angelegt, so sieht er einen Nachbar mit gieriger Hand über die Grenze langen, um ihm den gerechten Lohn seiner Mühe zu verkümmern, weil in jenes Nachbars Lande zwar die einheimischen literarischen Erzeugnisse unantastbar sind, wie jedes andre Eigenthum, was aber jenseit des Grenz-Schlagbaums wächst, rechtmässige Beute ist. Heil der erleuchteten und erleuchtenden Regierung, die es jetzt in ihre Hand genommen hat, durch Uebereinkünfte mit andern deutschen Staaten die ersten wirksamen Schritte zur Herbeyführung eines Rechtszustandes in der literarischen Republik und zur Beschützung des schriftstellerischen Eigenthumsrechts zu thun, das ohne allen Zweifel vorhanden ist, was auch sophistische Zungendrescherkünste, nach Verrückung des richtigen

tigen Gefühlpunkts, dagegen gern vorbringen wollen. Mögen dieser würdigen Verbindung immer mehrere Regierungen sich anschliessen, und möge man vor allen Dingen auch in süddeutschen Staaten die Hand dazu bieten! Dann kann es endlich wohl auch zu einem für alle *verbündeten* deutschen Staaten gültigen Gesetz kommen, und kommt es dazu, so wird der preussischen Regierung der Ruhm gehören, den todten Buchstaben der Bundesacte beseelt zu haben.

Schilling's Schriften sind schon lange Gegenstände räuberischer Angriffe gewesen, weil die Wespen die guten Früchte zu finden wissen. Die grosse Anzahl von Erzählungen, die er seit dem Roman *Guido von Sohnsdom*, womit er (1791) auftrat, uns geschenkt hat, ist auch in zahlreichen Nachdrücken vervielfältigt worden, und noch hat er die *zweyte* Reihe der 1810 angefangnen, auf 100 Bände angelegten Sammlung seiner Schriften nicht geschlossen, als ein Nachdrucker in Heilbronn einen wohlfeilen Abdruck *jener* Sammlung zu liefern anfängt. Dieses Unternehmen ist es, was den Verfasser bewog, seine sämmtlichen Schriften nach der neuen Durchsicht, die er ihnen gewidmet hat, herauszugeben. Will man des Vfs. Sorgfalt und sein reges Streben nach Vollendung kennen und schätzen lernen, so muss man seine von 1791 bis 1810 einzeln erschienenen Romane in der umgebildeten Gestalt betrachten, welche die Mehrzahl derselben in der frühern, bis jetzt zu 94 Bänden angewachsenen Sammlung erhalten hat, und nun in der neuen erhält. Rec., in dessen Jugendjahre die Erscheinung der Erstlinge dieses Schriftstellers fiel, hat mit lebhaftem Antheil den Pfad im Auge behalten, auf welchem *Schilling* sich zu dem ausgezeichneten Erzähler ausbildete, den wir jetzt in ihm besitzen; und so sehr seitdem seine Forderungen an Werke dieser Art sich gesteigert haben, so hat er doch die alten Bekannten in der neuen Gestalt, worin der Vf. sie ihm wieder vorführte, meist immer anziehend und seiner Theilnahme werth gefunden. Es ist bekannt, dass *Schilling's* Erstlinge, z. B. sein Guido von Sohnsdom, Clärchens Geständnisse u. a., zwar schon jene reiche Ader einer erfinderischen Phantasie zeigten, die ihn nie verlassen hat, so wie eine scharfe Beobachtung des Menschenherzens, eine glückliche Auffassung und kräftige Schilderung menschlicher und gesellschaftlicher Verhältnisse, dabey aber auch jene üppig sprudelnde Kraft, die über die Grenze des Schönen oft beleidigend hinausschweifte, jene Mängel der Anlage, jene Ungehörigkeiten in der Ausführung, welche auf Rechnung eines unausgebildeten Kunstverstandes kamen, jene Verirrungen einer feurigen Phantasie endlich, die erst durch höhere Weihe veredelt werden und in der sittlichen Charis eine Wächterin erhalten musste. Es waren Sünden, worein nur die Kraft verfallen konnte. Früher — der Vf. hat es selber gefühlt, wie seine Umbildungen verrathen — konnte eine Mutter sehr viele seiner Darstellungen nicht ohne Besorgniss auf dem Tische ihrer Tochter sehen, später hat jene Charis seine bildende Hand geleitet. Hat er von den frühern Vorzügen nichts verloren, so kommt nun zu jener Erfindsamkeit seines fruchtbaren Geistes auf die Stufe, die er jetzt erreicht hat, das Verdienst eines verständig entworfenen Plans, sichere und scharfe Charakterzeichnung, psychologische Feinheit und Tiefe in der Darlegung der Motive und die Ergebnisse gereifter Menschenbeobachtung, heitre Laune und scharfer Witz, eine lebendige und gedrängte Darstellung.

Die Schriften des Vfs., wie sie auch in der vor uns liegenden Lieferung gemischt sind, bestehen theils aus grössern Romanen, theils aus kleinern Erzählungen. Scherz und Ernst wechseln in jenen, und auch darin sind sie treue Gemälde des Lebens. In den kleinen Erzählungen zeigt sich eben so oft die Kunst des Vfs., der Ton eines milden und sinnigen Ernstes anzuschlagen, der aus einem kräftigen und begabten Gemüthe heraufklingt, ohne in matte Sentimentalität zu verschwimmen, als auch die Gaben, uns komische Gebilde vorzuführen, ohne den Scherz herbeizuzerren oder gemein zu werden. Unter diesen Erzählungen finden sich unstreitig mehrere der trefflichsten Darstellungen des Vfs., die sich durch gefällige Rundung und gewinnende Anmuth der Ausführung auszeichnen, ja selbst in denjenigen, die bloss aus einigen anziehenden Situationen bestehen, ohne den Reiz einer spannenden Verwickelung, zeigt sich die glückliche Gabe des schaffenden Geistes, die sich nicht verleugnet, wenn auch der Pinsel nur flüchtige Züge auf die Leinwand wirft. Rec. hat schon angedeutet, dass bereits in der früher begonnenen Sammlung mehrere der grössern Erzählungen umgearbeitet worden sind, und diese Umbildung bestand meist in einer Abkürzung der ältern Darstellungen, die der üppigen Auswüchse und der müssigen Scenen freylich viele hatten. Vergleicht man aber die vorliegende neue Ausgabe mit der zunächst vorhergegangenen Bearbeitung, so wird man überall neue Beweise der Strenge finden, die der Vf. gegen sich übt, und des gereiften Kunsturtheils, das ihn leitet. Gleich der erste Roman, womit die neue Sammlung sich eröffnet: „*Das Weib wie es ist*", kann zum Beyspiel dienen. Die 394 Seiten der ersten Ausgabe von 1800 wurden im J. 1810 um mehr als 100 S. verkürzt, und auch jetzt fand der Vf. noch Vieles wegzuschneiden, Manches zu mildern, zarter zu verhüllen oder zu veredeln, wovon der Rec. bey genauer Vergleichung, besonders mit der zweyten Ausgabe, auf jeder Seite Beweise gefunden hat. In der ersten Ausgabe fand man in des Vfs. Emma in mehrern Stellen gewiss nur das Weib, wie es allenfalls seyn kann. Vergebens sucht man z. B. die abstossende Scene zwischen Herold und Sophie im Wirthshause

Und

Und wie gut sind die unerfreulichen Misstöne aufgelöst, die man früher in der Scene zwischen Emma und ihrem Manne vor seiner Abreise mit der üppigen Lieblerin fand! Eben so vortheilhafte Veränderungen hat der „*Liebedienst*" im 4ten und 5ten Theile dieser Sammlung erfahren, und Rec. freute sich, hier unter andern auch mit der eben so überflüssigen, als die Haltung des Ganzen störenden Scene (II, 63. der *ersten* Aufl.), wo der Vf. die lüsterne Kammerjungfer in eine widrige Beziehung zu ihrem Gebieter bringt, verschont zu bleiben. Er würde aber auch die unzarten Herzensangelegenheiten der Nebenfigur Anne-Rieckchen schwerlich einer so ausführlichen Schilderung gewürdigt haben, als es noch in dieser neuen Bearbeitung (V. 127 ff.) zu lesen ist. Auch „*Launen im Bade*" (Bd. 2.) und der Roman: Die „*Ignoranten*", dessen ersten Theil der 10te Band vorliegender Sammlung enthält, zeigen überall die Spuren der glücklich bessernden Hand. Wir erkennen es gern an, dass die Abkürzungen, welche der Vf. in allen Erzählungen, zumal in den grössern, gemacht hat, der Darstellung im Ganzen mehr Leben und Kraft geben: zuweilen mussten wir jedoch wünschen, er hätte hier eine neue Tinte aufgesetzt, dort die Farben mehr verschmolzen; besonders schienen uns in dem Roman: *der Liebedienst*, der sonst in Anlage und Ausführung so viele Vorzüge hat, die Uebergänge zuweilen zu schroff zu seyn, und der Vf. bey dem Streben, in der Anordnung seiner Partieen durch Contraste zu wirken, die leichte Uebersichtlichkeit der Geschichte und den ruhigen Gang der Entwickelung zuweilen gestört zu haben. Mit Vergnügen geben wir endlich dem Vf. das gerechte Zeugniss, dass die Sorgfalt, die er immer dem Ausdrucke widmet, auch in dieser neuen Ueberarbeitung sichtbar ist, und dass er in einem Zeitpunkte seines schriftstellerischen Lebens, wo Andre gewöhnlich versteift und in eine handwerkthümliche Form fest gebannt sind, unsre bildsame und dem geistreichen Darsteller sich willig fügende Sprache immer geschickter und kräftiger beherrschen lernt. Bey diesen Vorzügen und diesem immer regen Streben, übersieht man nachsichtiger einige nicht zu billigende Sprachformen, die dem Vf. entschlüpfen, und nur wer streng gegen denjenigen seyn will, der gegen sich selber so löblich strenge ist, wird sich wundern, *während* stets mit dem Dativ gefügt zu finden, oder an dem *Wispern* Anstoss nehmen, wo er lieber flistern oder lispeln hörte, oder in dem *be*kränken eine überflüssige Sylbe zu finden, oder Lebende lieber *er*bleichen als *ver*bleichen lassen. — Wir haben die vier grössern Romane, welche die vorliegende Lieferung der neuen Sammlung enthält, bereits genannt. Die übrigen Bände füllen mehr (17) kleine Erzählungen, die früher meist unter Gesammttiteln erschienen sind. Die *Neuntödter — Wie ich ward — Was ich ward — Der selige Moritz — Der Landstand —* werden viele Leser in dieser Auffrischung gern noch einmal geniessen. Eine auszeichnende Erwähnung fordert das gefällige Aeussere dieser neuen Ausgabe, und bey diesem Vorzuge verdient der ungemein billige Preis jeder Lieferung von mehr als 120 Bogen, der bey Vorausbezahlung auf das Ganze noch ermässigt wird, eine besondere Beachtung.

FORTSETZUNGEN.

Nürnberg, b. Riegel und Wiessner in Comm.: *Regesta sive Rerum Boicarum Autographa ad annum usque MCCC*, e Regni Scriniis fideliter in Summas contracta juxtaque genuinam terrae stirpisque diversitatem in Bavarica, Alemannica et Franconica synchronistice disposita cura *Caroli Henrici de Lang*, sacrae coronae Bavaricae Equitis aurati. Vol. IV. Pars I. II. 1828. XII und 782 S. 4. (Siehe die Recenss. A. L. Z. 1823. Nr. 77. und Erg. Bl. 1824. Nr. 108.)

Grimma, b. Göschen und Beyer: *Erzählungen und kleine Romane.* Von *Friedrich Kind. Fünftes* Bändchen. 1827. 444 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.) (Siehe die Recenss. A. L. Z. 1822. Nr. 123. Ergänz. Bl. 1823. Nr. 2. 1824. Nr. 72. und 1827. Nr. 60.)

Ilmenau, b. Voigt: *Jahrbuch der neuesten und wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen* sowohl in den Wissenschaften, Künsten, Manufacturen und Handwerken, als in der Land- und Hauswirthschaft. Mit Berücksichtigung der neuesten deutschen und ausländischen Literatur. Herausgegeben von *Heinrich Leng. Vierter* Jahrgang. Erfindungen vom Jahre 1825. 1828. VIII u. 800 S. 8. (geh. 2 Rthlr.) (Siehe die Recenss. A. L. Z. 1825. Nr. 207. und Ergänz. Bl. 1827. Nr. 126.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1828.

BIBLISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Hartmann: *Philologischer, historischer und kritischer Kommentar über die Geschichte des Begräbnisses, der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu,* nach den Evangelien des *Matthäus, Markus* und *Lukas,* nebst einer Beylage, von Dr. *Joh. Valentin Henneberg,* Pfarrer zu Eberstedt und Sonneborn im Gothaischen. 1826. VIII u. 144 S. 8. (16 gGr.)

Der anzuzeigende Kommentar wurde, dem Vorworte zufolge, von dem Verf. nach denselben Grundsätzen bearbeitet, welche er bey der Herausgabe seines im Ganzen mit Beyfall aufgenommenen *Kommentars über die Leidensgeschichte* (A. L. Z. 1823. Nr. 216) befolgte. Sie sind, wie der Titel angiebt, die der grammatisch-historischen Interpretation, und wenn hier und da fast zu viel psychologische Erörterungen vorkommen, so erinnert diess an Dr. *Paulus,* als dessen Schüler sich Hr. *H.* bekennt. So wenig nun auch im Allgemeinen gegen jene Grundsätze einzuwenden ist, und so gern wir dem Vf. auch darin Recht geben, dass bey der Bestimmung des n. t. Sprachidioms eine sorgfältige Berücksichtigung des syrischen Sprachgebrauchs, welche er häufig anzuwenden sucht, von nicht unbedeutendem Gewicht sey, so schliesst diess doch keinesweges Verschiedenheit der Ansichten über die richtige oder unrichtige Anwendung derselben aus, und in dieser Hinsicht dürfte sich an unserm Kommentare noch Manches ausstellen lassen. Auch bemerkt man ungern, dass der Vf. nicht überall Selbstständigkeit bewährt, und, obgleich er viel Belesenheit zeigt, doch nur eine geringe Ausbeute an neuen, eigenthümlichen Ansichten darbietet.

Das Ganze zerfällt in *sieben* Abschnitte. Nach der synoptischen Nebeneinanderstellung des Textes der drey ersten Evangelisten (der jedoch bey dem 2ten und 3ten Abschnitte fehlt) folgen kürzere oder längere allgemeine Bemerkungen entweder über das Verhältniss derselben zu einander und zu den Quellen, aus denen sie geschöpft haben sollen, wohin ausser der Tradition auch schriftliche Urkunden gezählt werden, ohne dass sich jedoch eine bestimmtere Erörterung darüber fände, oder über die historische Glaubwürdigkeit der gegebenen Nachrichten. Daran schliesst sich die eigentliche Erklärung.

Was zuvörderst den Text betrifft, so war kritische Untersuchung und Berichtigung desselben wohl nicht des Vfs. Zweck. Jedoch finden sich zuweilen dahin gehörige Bemerkungen, die aber ohne allen Plan eingestreut und nicht gehörig begründet sind. So heisst es zu Matth. 27, 8: τὸ σῶμα fehlt zwar in *B, L,* 1, 36 u. a., doch ist es *wohl* mit Recht beyzubehalten; zu Luk. 23, 53 wird zwar der Zusatz des Cod. *D* angeführt, aber nicht vollständig; zu v. 54 desselben Kap. wird die Lesart παρασκευῆς für richtiger erklärt, aber in den Text ist sie nicht aufgenommen und nach Gründen für jene Meinung sucht man vergebens. — Mangelhaft ist auch die Interpunktion. Matth. 27, 58 ist das Komma hinter πιλάτῳ, so wie v. 59 nach ἰωσὴφ unnöthig. Der Vf. fühlte diess wohl; denn er läfst es Mark. 15, 45 in gleichem Falle weg; doch steht es wieder v. 46, während es Luk 23, 53 nach αὐτό in derselben Verbindung wieder fehlt. Durchaus verwerflich ist Luk. 23, 50—52 interpungirt; denn aus welchem Grunde steht vor ὃς v. 51 ein Kolon und vor οὗτος v. 52 ein Komma? u. s. w. Die Sache ist keinesweges gleichgültig. Abgesehen davon, dass es auch für den Ausleger des A. T. räthlich ist, die Interpunktion möglichst zu vereinfachen und sich in dieser Hinsicht an die Grundsätze zu halten, welche in neuerer Zeit von dem trefflichen *J. Bekker,* namentlich bey seiner Ausgabe des Thucydides, geltend gemacht worden sind, so ist doch wenigstens Consequenz hier unerlässliche Bedingung.

Nicht minder ungenau ist an vielen Stellen die Erklärung. Weniges möge genügen. — Bey ὀψία zu Matth. 27, 57 heisst es, das Wort bedeute im N. T., wie bey den Klassikern, *die Zeit gegen Untergang der Sonne;* zur Bestätigung wird unter andern Stellen Mark. 1, 32 aufgeführt, wo aber der Beysatz ὅτε ἔδυ ὁ ἥλιος gerade für die andere Bedeutung: *die Zeit nach Sonnenuntergang bis zum völligen Einbruch der Nacht* beweist. Ueberdiess liest das *Etymol.* unter ὀψία nicht ἡ ἀκολουθοῦσα sondern ἡ ἐπακολουθοῦσα ἀπὸ τῶν ἔργων (S. 646, 2). — μαθητεύειν soll, wie Matth. 27, 57, so auch c. 13, 52 intransitive Bedeutung haben und hier lesen wir: πᾶς γραμματεὺς μαθητευθεὶς τῇ βασιλείᾳ τῶν οὐρανῶν! — v. 59 wird λαμβάνειν durch „Hinwegbringen" erklärt und auf Matth. 4, 6. 11, 29; Joh. 19, 38 verwiesen. Obgleich die letztere Stelle mit der obigen zum Theil parallel ist, so folgt daraus doch nicht, dass λαμβάνειν hier so viel sey als αἴρειν, und

was

was die beiden übrigen Stellen (ἐπὶ χειρῶν ἀροῦσί σε und ἄρατε τὸν ζυγόν μου ἐφ' ὑμᾶς) beweiſen ſollen, ſieht Rec. wenigſtens nicht ein. — Bey ἤδη zu Mark. 15, 42 ſteht: „*da* ſchon"; als ob es dieſs an und für ſich bedeutete! Oder ſollte hier noch gelehrt werden, wie die *Genitivi abſoluti* zu überſetzen ſind? — Eben daſelbſt wird v. 44 εἰ durch „daſs" erklärt und dafür Luk. 17, 2 angeführt (λυσιτελεῖ αὐτῷ εἰ μύλος ὀνικὸς περίκειται περὶ τὸν τράχηλον αὐτοῦ); aber wer ſieht nicht, daſs dieſe Stelle von ganz anderer Art iſt?

Bey Manchem hätte der Vf. ſich weit kürzer faſſen können; vgl. die Bemerkungen über πλούσιος und σῶμα zu Matth. 27, 57 und 58. Wenigſtens hätte, wenn nun ſo ausführlich erklärt werden ſollte, bey Matth. 14, 12, welche Stelle der Vf. zum Beweiſe dafür beybringt, daſs σῶμα ſ. v. a. πτῶμα ſey, nicht überſehen werden dürfen, daſs dort wahrſcheinlich πτῶμα ſelbſt geleſen werden muſs. (Vgl. *Schulz:* Die Lehre vom Abendmahl, S. 91), ſo wie bey dem mancherley Unnöthigen, was über ὀψία beygebracht wird, *Ruhnken's* treffliche Bemerkung zu *Timaeus* S. 75 nicht erwähnt iſt.

Auch ſieht man nicht überall, nach welchem Principe der Vf. das entſprechende hebräiſche Wort vergleicht. Er ſcheint es ganz dem Zufalle zu überlaſſen; ja nicht ſelten werden (vgl. die Bemerkung zu Mark. 15, 45) altteſtamentliche Stellen ohne allen Zweck ausgedruckt. Nur wo aus dem hebr. Sprachgebrauche für die lexikaliſche oder grammatiſche Erklärung des N. T. Etwas gewonnen werden mag, iſt das Zurückgehen auf jenen fruchtbar. Daſſelbe gilt für die Vergleichung des Syriſchen. Hier hat uns, die zu groſse Ausführlichkeit abgerechnet, die Bemerkung zu εὐσχήμων bey Mark. 15, 43, dem nach dem Vf. ܐܣܟܡܐ (vgl. Apgeſch. 13, 50 und Matth. 27, 57) entſpricht, gefallen; weniger ſagt eben daſelbſt die Vergleichung von ܡܣܟܐ mit προσδέχεσθαι zu, auf die der Vf. fuſst, um προσδέχεσθαι τὴν βασιλείαν τοῦ θεοῦ zu erklären: „ſeine Neigung und Aufmerkſamkeit auf die Lehre vom Gottesreiche hinrichten." Denn Matth, 11, 3 u. Luk. 7, 19 iſt προσδέχομαι in der Bedeutung von προσδοκεῖν, die Hr. *G.* hier nicht zulaſſen will, gebraucht und der Zuſammenhang ſtimmt ebenfalls dafür.

Nach dem erſten Abſchnitte folgt eine etwas ſchwülſtig abgefaſste Einſchaltung unter der Ueberſchrift: „Rückblicke auf Joſeph von Armatha;" welche hier ſehr unzweckmäſsig erſcheint.

Als Probe des zuweilen vernachläſſigten Stils bemerken wir folgenden Satz (S. 31): „Hier fragt ſichs zuerſt, ob Joſeph von der Aeuſserung Jeſus (über die Auferſtehung) etwas gewuſst habe, welche, wenn ſie anders von Jeſus *gemacht* worden iſt, nach Matth. 20, 19, Luk. 18, 32 den Jüngern des engern Vereins von Jeſus ganz im Geheimen *gemacht* wurde, und wurde ſie *gemacht*, ſo ſcheinen dieſe ſie nicht verſtanden zu haben."

Die Beylage iſt ein Exkurs zu Mark. 15, 44; in welchem, mit ſorgfältiger Benutzung aller nur einigermaſsen dafür beyzubringenden Gründe, der nicht wirkliche, ſondern nur ſcheinbare Tod Jeſu erwieſen werden ſoll.

An auffallenden Druckfehlern iſt kein Mangel; auch fehlt es in Hinſicht der Schreibung an Conſequenz. Während im griechiſchen Texte die Eigennamen klein geſchrieben ſind, haben ſie in den bey der Erklärung angeführten Stellen groſse Anfangsbuchſtaben; bey den hebr. Wörtern ſind die *Leſezeichen* bald geſetzt, bald weggelaſſen; die *angeführten* chaldäiſchen Wörter und Redensarten haben bald die Vokale, bald fehlen ſie. Sollte der Vf., wie er am Ende der Vorrede andeutet, einen Kommentar über die Leidensgeſchichte ganz nach Johannes folgen laſſen, ſo wird er wohl thun, ſich vor ſolchen Ungenauigkeiten zu hüten und überhaupt mehr den Anforderungen einer ſtrengern Kritik zu entſprechen ſuchen müſſen. Daſs dann auch die Accente nicht fehlen dürfen, braucht Rec. wohl nicht zu erinnern.

Leipzig, b. Hartknoch: *De Modorum uſu in N. T., quaeſtionis grammaticae pars prima, indicativi uſum explicans.* Scripſit et — — publice defendet *Car. Henr. Adalb. Lipſius,* Groſsenhennersdorfio - Luſatus, Ph. Dr., LL. AA. M. et Scholae Thomanae Collaborator. 1827. *94 S. 8.* (9 gGr.)

Das beſondere Studium der Grammatik des N. T., ſagt der Vf. in der *Einleitung*, iſt zwar in den neueſten Zeiten glücklich begonnen, bedarf aber noch vieler Arbeit, um zur Vollendung zu gelangen, weil dabey auſser dem N. T. ſelbſt auch die ſpätern griechiſchen Schriftſteller, die Apokryphen des A. und N. T., die apoſtoliſchen Väter, die hebräiſche und ſyrochaldäiſche Sprache, aus welcher die n. t. Schriftſteller vieles entlehnt haben, zu berückſichtigen ſind. Bey ſeinen Unterſuchungen, welche ſich faſt über alle Theile der Grammatik erſtrecken, und deren er noch einige, z. B. über den Conjunctiv, über die Präpoſitionen u. ſ. w. herausgeben wird, hat der Vf. noch nicht alle dieſe Hülfsmittel benutzen können, einige auch, z. B. das Hebräiſche, aus welchem ſich für die *Modi* nichts ſchöpfen läſst, bey dieſer erſten Unterſuchung abſichtlich liegen laſſen, beſonders aber zu den Regeln viele Beyſpiele geſammelt und theils zu zeigen geſucht, wie die Sprache des N. T. von der Ausdrucksweiſe der Profanſchriftſteller abweicht, theils in welchen merkwürdigen Punkten ſie mit ihr übereintrifft. Rec. kann nicht umhin, in dieſer Probelieferung einen recht fleiſsig gearbeiteten und brauchbaren Beytrag zur Grammatik des N. T. anzuerkennen. Die Regeln ſind, gröſstentheils nach *Hermann's* und *Winer's* Vorgang, deutlich

lich und nicht selten bestimmter, als bey dem letzteren vorgetragen, die einzelnen Fälle gehörig unterschieden und classificirt, die Beyspiele aus dem N. T. oft so reichlich gegeben, dass sie völlige Inductionen werden, und, obwohl einige Gegenstände, z. B. das *Fut. conjunct.* im N. T., vielleicht auf immer problematisch bleiben, mit hinlänglich bestimmtem und doch nicht anmassendem Urtheil erklärt; auch findet der Vf. nicht selten Gelegenheit, die Bemerkungen neuerer Grammatiker und Kritiker, z. B. *Fritzsche's* zu ergänzen und zu berichtigen. Wir wollen daher, nur wenige Bemerkungen einschaltend, da ausführliche Discussionen hier nicht am Orte seyn würden, kurz anzugeben suchen, was er über den Gebrauch des Indicativs lehrt.

§. 1. *Indicativ, wo ein Wunsch ausgedrückt wird.* Bekanntlich hat im Griechischen der Indicativ diese Bedeutung, wo man weiss, dass das Gewünschte nicht geschehen sey oder geschehen werde, am häufigsten ὤφελον mit der Partikel εἴθε und einem *infin.*, wovon das N. T. abweicht, indem es das Augment weglässt und ὄφελον, ohne es irgend nach Verschiedenheit der Personen und des Numerus zu verändern, als Wunschpartikel mit dem *indicat. finitus* gebraucht.

§. 2. *Indicativ in der überlegenden Frage.* An Statt des *coniunct.* steht auch im N. T. das *fut. indicat.* 1) wo man bey sich selbst überlegt; 2) wo man andere fragt, was man thun soll, wonach in mehreren Stellen die ursprüngliche Lesart herzustellen ist, besonders in der Redensart: τί θέλεις ποιήσω; 3) noch allgemeiner bey der Ungewissheit, wo die Profanschriftsteller schreiben: οὐκ ἔχω τί ποιῶ, vgl. Luc. XI, 6. XII, 17. Phil. I, 22 ein unleugbares *fut.*; 4) in zwey Stellen, wo *fut. indic.* an Statt des *coniunct.* ermahnend steht, 1 Tim. VI, 8. Jac. IV, 13. (Eigentlich ist es hier *optative* oder *imperative* zu nehmen, wie auch sonst im Griechischen gewöhnlich, an letzterer Stelle aber ein damit völlig zusammentreffender Hebraïsmus.)

§. 3. *Indicativ in der Redensart: οὐδείς ἐστιν, ὅς ποιήσει.* Auch hier hat das N. T. den Indicativ mit den Profanschriftstellern gemein, doch lassen diese die Negation μή darauf folgen, das N. T. dagegen immer οὐ; dass es aber je diese Redensart mit dem *coniunct.* verbände, ist sehr zweifelhaft und kann kaum aus Luc. VIII, 17 bewiesen werden, wo man vielmehr wird lesen müssen: ὃ οὐ μὴ γνωσθῇ καὶ εἰς φανερὸν ἔλθῃ, so dass der Conjunctiv von οὐ μή herrührt.

§. 4. *Indicativ nach Zeitpartikeln.* Dass ὅτε, ἐπεί, ἐπειδή mit dem Indicativ stehen, ist bey den Profanschriftstellern eben so gewöhnlich, wie im N. T. Aber wider den Gebrauch der erstern hat im N. T. auch ὅταν den Indicativ bey sich, wie auch die spätern Griechen es gebrauchen. ἕως steht allenthalben mit dem *indic. praes.* in der Bedeutung: *so lange als, während,* wenn die Handlung schon in der Gegenwart vorhanden ist und sicher fortdauert; daher hätte *Fritzsche* Matth. V, 25 nicht εἰ in ἥ verändern sollen; auch bleibt diess *praes. indic.* nach ἕως, ἄχρι, μέχρι, wenn das *praes.* wie im Deutschen für das *fut.* steht.

§. 5. *Indicativ in Bedingungssätzen.* Sehr oft folgt εἰ mit dem *indicat.* der allgemeinen Regel, dass es gesetzt wird, wo man eine Bedingung als wirklich Statt findend annimmt; die scheinbaren Ausnahmen davon sind dadurch zu erklären, dass es dabey immer auf die Ansicht des Redenden ankommt, wie Joh. XV, 20 recht deutlich zeigt. *Elmsley* hatte unrichtig behauptet, εἰ könne keine andere Negation, als μή bey sich haben und bilde mit οὐ immer einen Solöcismus; aber *Hermann* bemerkt richtig, εἰ, οὐ stehe da, wo die Negation dem *verbo* angehöre. So ist es auch im N. T., wo fast immer εἰ οὐ steht; (— zu den Beyspielen S. 26 gehört auch noch Luc. XVI, 11. 12, was sich S. 27 unter andre verirrt hat —) doch ist die Regel dahin auszudehnen, dass es gebraucht wird, wo ein contradictorischer Ausspruch im Satze ist, wenn sich auch die Negation nicht bloss auf das *verbum* beschränkt. Dagegen steht εἰ μή im N. T. fast nur, wo es gar nicht vermieden werden konnte, z. B. wo es *nisi* bedeutet, wo eine Opposition ist, (die jedoch durch Nachlässigkeit des Schriftstellers auch wohl οὐ hat,) u. s. w. ἐάν steht im N. T. nicht selten mit dem *indicat.*, wovon sich nur bey Griechen, die später sind, als jenes, Beyspiele finden, was sich daraus erklärt, dass die Schriftsteller des N. T. die Sprache des täglichen Lebens schrieben, aus welcher späterhin manches in die Schriftsprache überging. Betrachtet man die Bedingungspartikeln im Allgemeinen, so kommen im N. T., wie bey den Profanschriftstellern, nicht bloss Sätze vor, in welchen der Nachsatz fehlt, sondern fast eben so häufig solche, wo bey ἐπεί der fehlende Vordersatz aus dem Vorigen zu suppliren ist, und zwar zuweilen mit der Partikel ἐάν.

§. 6. *Indicativ nach Partikeln, welche einen Zweck anzeigen.* Nur die Partikeln ἵνα und μή kommen hier in Betracht, da im N. T. keine andern, welche einen Zweck bezeichnen, mit dem *indicat.* verbunden werden. Was nun zuvörderst ἵνα betrifft, so ist unleugbar, dass es mit dem *fut. indicat.* vorkommt, (worin man eben so richtig einen Hebraismus erblicken könnte, als es mit dem Griechischen der Profanschriftsteller übereintrifft) wie wenigstens drey Stellen, in welchen keine Varianten sind (1 Cor. IX, 18. Ephes. VI, 3. Apoc. XXII, 14) beweisen. In vielen andern aber haben nicht nur die *codd.* ein *fut. coniunct.*, sondern dieses ist auch von den Kritikern und Auslegern bis auf die neueste Zeit aufgenommen worden; doch macht die Analogie des spätern Griechischen und die Beschaffenheit der Stellen im N. T. selbst und ihrer Varianten die Existenz eines *fut. coniunct.* so zweifelhaft, dass mit vielen ältern und neuern Kritikern anzunehmen seyn möchte, es sey nur von den Grammatikern und Abschreibern gebildet worden. Eine grosse Menge jener Stellen wird daher, auch nach ἵνα, ein *fut. indicat.* erhalten müssen, wenn auch bey einigen *aor.*

coni.

coni. erforderlich ist. Es steht aber ἵνα mit dem *fut.* (*indicat.*) wo die Sache als wirklich zukünftig, mit dem *coniunct.*, wo sie ohne nähere Zeitbestimmung als gegenwärtig gedacht wird; doch ist der Unterschied nicht immer genau zu halten. Die Griechen setzen ἵνα mit dem *indicat. imperf.*, *plusquamperf.* und *aor.*, wo angezeigt wird, was unter einer Bedingung geschehen wäre: im N. T. steht aber da der *coniunct.* der *tempora perfecta*, dagegen kommt ἵνα zwey Mal im N. T. mit dem *indic. praes*, vielleicht als Idiotismus, vor. — Μὴ hat bey den Griechen, wo etwas wirklich Geschehenes, Geschehendes oder Bevorstehendes bezeichnet wird, stets den *indicat.*, insbesondere 1) wo es so viel ist als ἵνα μὴ, wofür im N. T. μήποτε mit dem *indicat. fut.* steht; 2) wo die *verba* des Fürchtens, der Vorsicht u. s. w. vorhergehn, wo es im N. T. eben so ist, nur dass der *coniunct. praes.* gebraucht wird, wenn man die befürchtete Sache als gegenwärtig denkt. Ferner hat μὴ bey diesen *verbis* die *tempora perfecta* im Indicativ, wenn man sagen will, das Befürchtete sey schon eingetroffen, und das *praes. indic.* wenn man die angedeutete Sache für wahr hält, wie beides sich im N. T. findet.

§. 7. *Indicativ nach οὐ μὴ.* Besonders ist hier der Unterschied des Gebrauchs vom *fut. indic.* und *aor. coniunct.* zu bemerken, welcher im N. T. fast ganz mit dem übereinkommt, was Hermann von diesen *tempp.* im Altgriechischen gesagt hat. Im N. T. hat nämlich οὐ μὴ das *fut. indic.* nach sich, wenn die verneinte Sache nicht einer unbestimmten, sondern einer schon bestimmbaren Zeit des Eintreffens angehört, nur dass diese nicht, wie dort, eine entfernte zu seyn braucht; auch wird dadurch etwas in der Zukunft Dauerndes ausgedrückt; der *coniunct. aor.* steht bey unbestimmbaren oder allgemeinen Zeitangaben, wo die Handlung nicht von Dauer ist. Es zeigt sich hier mithin fast kein anderer Unterschied vom griechischen Sprachgebrauche, als dass οὐ μὴ im N. T. oft den Nachdruck: „*keinesweges*" verliert, welchen er bey Profanschriftstellern hat.

§. 8. *Indicativ in der indirecten Rede.* Im Gebrauch desselben stimmt das N. T. mit dem Griechischen überein; doch kommt überhaupt, wie in der Volkssprache (zumal wenn sie hebraisirt,) natürlich ist, die indirecte Rede selten vor. Der Ausdruck ist doppelter Art: 1) Indicativ, wenn der Redende selbst die Sache als wahr angiebt; 2) Indicativ, welcher aus Verwechselung oder Vermischung der directen und indirecten Rede entstanden ist.

§. 9. *Indicativ bey der Partikel ἄν.* Bekanntlich wird bey den Griechen ἄν mit dem Indicativ gebraucht 1) bedingungsweise, um anzugeben, dass etwas geschähe, wenn etwas anderes geschähe, was aber nicht geschieht; 2) ohne Bedingung, um das was der Indicativ als gewiss aussagen würde, zweifelhaft zu machen. Bey dem erstern Falle können nur *aor. imperf.* und *plusquamperf.* vorkommen, in verschiedener Zeitbestimmung, worin das N. T., obgleich es die Regel sonst beobachtet, etwas abweicht, indem z. B. *imperf.* steht wo man *aorist.* erwarten sollte. Uebrigens wird hier, wie bey den Griechen, ἄν auch ausgelassen. In Hinsicht des zweyten Falles nimmt *Fritzsche* nicht ganz richtig an, dass dabey immer eine Wiederholung der Handlung zu denken sey: denn darauf passen weder im Griechischen noch im N. T. alle Stellen; aber sehr häufig kommt der Fall in einem relativen *Satze vor*, und zwar bey verschiedenen *temporibus*, obwohl auch hier ἄν ausgelassen werden kann.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

STUTTGART, b. Sonnewald: *Cölestinens Morgen- und Abendandachten.* Ein Andachtsbuch für Gebildete aller Confessionen von *Caroline B*.... geb. *F*.... 1827. 210 S. 12. (12 gGr.)

Ein guter, klarer und innig-religiöser Geist spricht sich hier aus, und das Ganze ist zart-weiblich gehalten. Ton und Sprache geben selten Anstoss, nur ein paarmal kommen gezierte Wendungen vor. Es finden sich Morgen- und Abendbetrachtungen, zum Theil mit Gebetsausgängen für eine Frühlings-, eine Sommer-, eine Herbst-, eine Winterwoche; dann für Feste und einzelne merkwürdige Tage; auch eine Abendmahlsandacht. Meistentheils sind sie kurz und gedrängt.

NEUE AUFLAGEN.

1) LANDSHUT, b. Krüll: *Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts, mit Einschluss des Handels-, Wechsel- und Seerechts*, von Dr. *C. J. A. Mittermaier*, Geh. Hofrathe und Professor zu Heidelberg. *Dritte* umgearbeitete und sehr vermehrte Ausgabe. In *zwey* Abtheilungen. 1827. XVI u. 900 S. gr. 8. (4 Rthlr.) (Siehe die Recens. A. L. Z. 1824. Nr. 150 u. Ergänz. Bl. 1826. Nr. 31.)

2) DRESDEN, in d. Arnold. Buch.: *Anweisung zum Waldbau*, von *Heinrich Cotta*, Königl. Sächs. Oberforstrath, Director der Kön. Forstakademie und der Königl. Forstvermessung, Ritter u. s. w. *Vierte* verbesserte Auflage. 1828. Mit 2 Kpfrtaf. XXVIII u. 413 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) (Siehe die Recens. A. L. Z. 1818. Nr. 220.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1828.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Heidelberg, b. Mohr: *Archiv für die civilistische Praxis.* Herausgegeben von Dr. *E. v. Löhr*, Geh. Reg. R. u. Prof. zu Giessen, Dr. *C. J. A. Mittermaier*, Geh. Hofr. u. Prof. zu Heidelberg, Dr. *A. Thibaut*, Geh. Hofr. u. Prof. zu Heidelberg. *Neunter* Band. 1826. 438 u. 196 S. 8.

Diese mit Recht auch von Geschäftsmännern sehr geschätzte Zeitschrift bleibt, wie deren Inhalt ergiebt, unverändert ihrer ursprünglichen Richtung getreu. Folgende Abhandlungen sind in dem vorliegenden Bande enthalten: I. *Zur Lehre von der Besitzung und insbesondere über die usucapio pro herede.* Vom Hofr. *Rosshirt* in Heidelberg. Ueber die *Usucapio pro herede* exisiiren bekanntlich drey Hauptansichten unter den Rechtsgelehrten. Nach der ersten findet die *usucapio de herede* nur zu Gunsten des *wahren* Erben Statt, der mit der Hinterlassenschaft eine Sache in den Besitz erhält, die nicht zur Erbschaft gehört und auch von dem Erblasser nicht besessen wurde, so dass von diesem die Besitzung angefangen wäre. Nach der zweyten Ansicht findet der *titulus pro herede* allein dann Statt, wenn jemand im guten Glauben steht, Erbe zu seyn, und deshalb die einzelnen Erbschaftssachen in Besitz nimmt, folglich dieselben, da er nicht Erbe ist, nur durch Besitzung eigenthümlich erwerben kann. Die Vertheidiger der dritten Ansicht behaupten endlich, *pro herede* usucapire man sowohl *als wahrer Erbe* die dem Erblasser nicht zugehörigen Sachen, wie als *vermeintlicher Erbe* die dem Erblasser zugehörigen und nicht zugehörigen Sachen. Der Vf. sucht nun zu zeigen, dass diese letztere Ansicht die richtige sey; er bestreitet aber daneben auch die von den Anhängern derselben hinzugefügte Beschränkung, dass der wahre Erbe sich gegen den vermeintlichen immer mit der *hereditatis petitio* helfen könne. II. *Bemerkungen über die Verbindlichkeit der Vormünder, die Mündel-Capitalien verzinslich auszuleihen.* Vom Prof. *Marezoll* in Giessen. Vorzüglich interessant sind hier die Bemerkungen über Novell. 72. c. 6. 7. 8., deren praktische Anwendbarkeit der Vf. behauptet, und was über das dort erwähnte *laxamentum temporis* gesagt ist. Der Vf. erklärt solches dahin, dass es sehr natürlich gewesen, dem Vormunde, wenn er auf eignes Risico und ohne Verpflichtung dazu die Mündelgelder auf Zinsen legen sollen, irgend ein Vortheil in dieser Beziehung zuzusichern, wodurch die ohne gesetzliche Verpflichtung zum Besten des Mündels übernommene Gefahr gewissermassen compensirt worden sey. Dieser Vortheil habe nun wohl darin bestanden, dass, wenn der Vormund ein Jahr hindurch die Capitalien verzinslich auf eigne Gefahr und auf eignen Namen angebracht habe, er dem Mündel nur die Zinsen von 10 Monaten habe zu bezahlen gehabt, wogegen er die Zinsen von den übrigen beiden Monaten für seine Mühe und sein Risico selbst habe behalten dürfen. III. Ueber das *Beneficium non deducta deducendi und non probata probandi.* Vom O. A. R. *Spangenberg* in Celle. Ausgeführt wird hier: 1) dass bey diesem *beneficio* diejenigen Fälle sorgfältig zu unterscheiden sind, bey welchen, *ihrer Natur nach*, eine Einwirkung der Desertion oder Präclusion *denkbar* ist, und dass bey allen solchen *Novis*, bey denen eine solche Einwirkung nicht möglich ist, auch von keinen Wirkungen der Desertion oder Präclusion die Rede seyn könne; 2) dass, den Vorschriften des jüngsten Reichsabschieds nach, auch in Fällen der ersten Art, in zweyter Instanz, ohne alle Rücksicht auf Desertion des Beweistermins oder auf Präclusion, neue Beweismittel beygebracht und ausgeführt werden können, falls nur von dem Producenten beschworen wird, dass er dieselben in erster Instanz nicht gekannt oder beyzubringen nicht nöthig erachtet habe; 3) dass jedoch die Desertion und die Präclusion allerdings jenes *beneficium* unstatthaft machen, wenn durch die Provinzialgesetzgebung eine *peremtorische* Beweisfrist, sey es ihrer Eigenschaft, oder zugleich auch ihrer Zeitdauer nach, vorgeschrieben seyn sollte. IV. *Ueber das gesetzliche Pfandrecht der Kinder an dem Vermögen ihres Vaters wegen der bona materna und materni generis.* Von *Löhr*. Der Vf. bestreitet die Existenz dieses Pfandrechts, indem er die *const.* 8. §. 4. 5. *de secundis nuptiis* und von dem durch Leo eingeführten Pfandrecht an dem Vermögen der Mutter zur Sicherheit der *lucra nuptialia* versteht, welches durch Justinian nur auf das Vermögen *des Vaters* ausgedehnt sey, wenn dieser zur zweyten Ehe schreitet, und zwar nicht allein, wenn die Kinder *sui juris* sind, sondern selbst alsdann, wenn sie sich noch in der *potestas* ihres Vaters befinden; und nicht allein zum Vortheil der Kinder, sondern auch zum Vortheil der Enkel. V. *Ueber Vergleiche nach rechts-*

rechtskräftigen Erkenntnissen. Vom Dr. *Goldschmidt* zu Frankfurt a. M. Gegen *Thibaut* (Bd. VIII. Nr. 12. des Archivs) wird die Gültigkeit solcher Vergleiche auszuführen gesucht; indessen spricht diese Ausführung eher für *Thibaut's* Ansicht, als gegen dieselbe, wie *Thibaut* unten in Nr. 22. sehr bündig gezeigt hat. VI. *Ueber die Verzinsung illiquider Schulden, besonders mit Rücksicht auf die Quarta Falcidia,* von *Thibaut.* Eine durch einen sehr verwickelten Rechtsfall veranlasste Abhandlung, welche ganz gelesen zu werden verdient, und nicht füglich eines Auszugs fähig ist. VII. *Bemerkungen aus der Lehre von den Substitutionen.* Von *Löhr.* Zunächst über die Wirkungen der sogenannten *quasi pupillaris substitutio.* Eine Vertheidigung der von dem Vf. früher geäusserten Meinung, dass die Substitution nur für dasjenige Vermögen würke, welches von dem Substituirenden herkomme, gegen *Thibaut.* Dann wird untersucht, wem quasi pupillarisch und wem pupillarisch substituirt werden könne, und gezeigt, dass das *fr.* 87. *D.* 28. 6. der Ansicht nicht entgegenstehe, nach welcher der Pupillar-Substitut des zweyten Grades berufen werden soll, wenn der Substitut des ersten Grades vor dem Pupillen hinwegfällt. VIII. *Der neue Entwurf der Civilprocessordnung des Königreichs Baiern, in prüfender Vergleichung mit der neuen Processordnung für das Waadtland, und mit Berücksichtigung andrer neuerer Gesetzgebungen.* Von *Mittermaier.* Eine Fortsetzung der im Bd. VIII. Nr. 17. enthaltenen Untersuchungen. IX. *Ueber die Errichtung der Servituten durch Vertrag.* Vom Prof. *Schmidtlein* zu Landshut. Gegen die von dem Vf. in seiner Inauguraldisputation ausgeführte Ansicht hatte sich Prof. *Zimmern* erhoben, der Vf. dagegen an Dr. *Michelsen* in dem Archiv Bd. VIII. Nr. 14. einen Vertheidiger gefunden. Dessen ungeachtet hat der Vf. noch eine Selbstvertheidigung für nöthig erachtet, und gewiss mit Recht. X. *Ueber den Zweck der Donatio propter nuptias.* Vom Prof. *Burchardi* in Kiel. Sehr scharfsinnig wird der Begriff der *donatio propter nuptias* darin gesetzt, dass sie ein von Seiten des Bräutigams oder Ehemanns, oder eines Andern für ihn, *zu dem Zwecke* ausgesetzter Vermögenstheil sey, dass die Frau, wenn die Ehe durch den Tod des Mannes getrennt wird und Kinder vorhanden sind, den *Ususfructus* oder *Quasiususfructus* daraus erhalte. Sie ist also eine bedingte Schenkung eines *Ususfructus* und gehört in gewissem Sinne auch zu den Schenkungen auf den Todesfall, von denen sie sich jedoch durch die Unwiderruflichkeit unterscheidet. Bey dieser Begriffsbestimmnng kann es nun nicht als etwas Seltsames und Unbegreifliches erscheinen, dass, so lange der Mann lebt, die Frau (einige besondere Fälle ausgenommen) nichts von der *donatio propter nuptias* bekommt; denn, weder während der Ehe, noch im Fall der Scheidung, noch beym Tode der Frau tritt je die eigentliche Bedingung dieser Schenkung ein. Zugleich findet dadurch das Justinianische Veräusserungsverbot der *praedia propter nuptias donata,* seine einfache Erklärung. XI. *Beytrag zur Begründung eines allgemeinen Grundsatzes für die Berechnung der Appellationssumme nach gemeinem deutschen Processrechte, und Anwendung desselben auf die Frage: in wiefern der Processkosten wegen Rechtsmittel zulässig sind.* Vom Prof. *Linde* zu Giessen. Für das gemeine deutsche Processrecht wird folgender Grundsatz aufgestellt: „Die Grösse der Appellationssumme ist immer aus den Processordnungen der einzelnen Länder, die Grundsätze für deren Berechnung aber sind nur dann aus den Reichsgesetzen zu entnehmen, wenn die Landesgesetze darüber nichts Anderes festgesetzt *haben.* Mithin ist auch nur dann die Appellation wegen der Processkosten *allein* gestattet, wenn solches die Landesgesetze erlauben. XII. *Ueber die Verpfändung einer fremden Sache.* Von *Meyer* (Vf. des scharfsinnigen Commentars über das neue Würtembergische Pfandgesetz. Stuttgart 1825.) in Stuttgart. Die Verpfändung einer fremden Sache, welche weder ausdrücklich auf den Fall des Erwerbs bedingt wird, noch stillschweigend durch ihre Allgemeinheit eine solche Bedingung enthält, ist ungültig, obgleich die Gesetze nicht verlangen, dass die verpfändete Sache dem Verpfänder als strenges Eigenthum gehöre, und sogar eine mit der *Actio Publiciana* geschätzte *bonae fidei possessio* für hinreichend erklären, um dem Pfandrechte, den Befugnissen des Verpfänders gemäss, Kraft zu verleihen. Erlangt der Verpfänder nachher das Eigenthum der Sache, so gelangt das Pfandrecht selbst dadurch zur Kraft; jedoch namentlich gegen dritte Berechtigte und *durch eine* Einrede, nämlich die *exceptio doli,* die ihm der Pfandberechtigte in gutem Glauben, d. h. derjenige, welcher, ohne die Eigenschaft der Sache zu kennen, ein Pfandrecht zu erlangen glaubte, entgegensetzen kann. War er nicht in gutem Glauben, oder ist im Besitz der Sache, so steht ihm bloss die Retention zu. Aus diesen Grundsätzen werden verschiedne hier einschlagende Fragen erörtert, und zugleich in fr. 41. *de pign. act.* verschiedne Lesarten vorgeschlagen, um diese mit dem ausgeführten System in Einklang zu bringen. XIII. *Einige Bemerkungen über das Nachbarrecht.* Vom O. A. R. *Spangenberg.* Aus fr. 8. *si servitus vindic.* wird folgende Theorie abgeleitet: Jeder kann auf seinem Grundstücke vornehmen, was ihm beliebt, nur mit der Einschränkung, dass er nichts auf das fremde Grundstück *immittiren* darf, was dasselbe oder die Bewohner desselben belästigt. Als Belästigung zur Begründung eines Klagerechts abseiten jener Bewohner kann aber das nicht angesehen werden, was die Folge der *gewöhnlichen* Benutzung (des gewöhnlichen Lebens) ist; wohl aber, was die Folge einer *aussergewöhnlichen* Benutzung (der Errichtung von Apparaten zu besondern Zwecken) ist, und eine solche Belästigung der letztern Art muss sich der Eigenthümer des fremden Grundstücks nur dann gefallen lassen, wenn sein

sein Gegner hiezu eine Servitut erworben hat. Als *aussergewöhnliche* Belästigung für den Eigenthümer sind aber alle widrigen Ausflüsse zu betrachten, welche aus der Betreibung eines *besondern Gewerbes* durch den Nachbar entstehen, obgleich sie an und für sich nur *gewöhnliche* Folgen dieses Gewerbes sind. Immer muss jedoch das Immittirte etwas Körperliches seyn; denn, wenn durch die Folgen des Gewerbes des Nachbars nur die Sinne, wie z. B. Gesicht, Gehör, Geruch afficirt werden, ohne dass man sagen kann, es werde dadurch etwas Körperliches dem fremden Grundstück oder dessen Besitzer zugeführt, so kann die Abhülfe dieser Unbequemlichkeiten nicht gerichtlich, sondern höchstens nur, in dazu geeigneten Fällen, durch Anrufung der Polizey bewirkt werden. XIV. *Das neue Schwarzburg-Sondershausische Gesetz über das Verfahren in geringfügigen bürgerlichen Rechtssachen. Mit* (sehr treffenden) *Bemerkungen von Mittermaier*. XV. *Ueber das sogenannte testamentum rusticorum*. Vom Prof. *Marezoll*. Es sind besonders drey Punkte, worüber man streitet, nämlich: für welche Personen das Privilegium bestimmt ist? worin eigentlich das Privilegium bestehe? und: wer bey entstehenden Streitigkeiten über die Statthaftigkeit dieser privilegirten Testamentsform den Beweis zu führen habe? Der Vf. sucht nun zu zeigen: 1) dass nicht der Stand oder das Gewerbe, sondern lediglich der Aufenthalt auf dem Lande, ausser den Städten, also *der Ort*, wo testirt wird, allein zu berücksichtigen sey; 2) dass zunächst diejenigen Formen, welche die *Ortsgewohnheit* mit sich bringt, die hier als Gesetz gelten soll, mögen sie mit den gemeinrechtlichen zusammentreffen, oder davon abweichen, beobachtet werden müssen. Ausser diesen Formen gehöre aussserdem zur Gültigkeit des Testaments, auch wo die Ortsgewohnheit es nicht mit sich bringe, dass die zuzuziehenden Zeugen zum Zeugnisse ausdrücklich berufen seyen, dass regelmässig sieben Zeugen zugezogen werden sollen, indessen, wenn nicht so viele aufzutreiben sind, weniger, jedoch nicht unter fünf (so dass also, wenn sechs aufzutreiben sind, fünf nicht hinreichen), und dass diese Zeugen schreibkundig seyn und unterschreiben müssen, und wenn nicht sieben schreibkundige Personen vorhanden seyn sollten, die schreibkundigen für die schreibunkundigen, in Gegenwart derselben, unterschreiben sollen; 3) dass der eingesetzte Erbe nicht nur zu beweisen habe, dass der auf dem Lande testirende Erblasser die *Consuetudo loci* beobachtet habe, sondern auch, dass neben der Ortsgewohnheit auch den Vorschriften des gemeinen Rechts, wie sie Justinian für die *rustici* aufstellt, genügt sey. XVI. *Ueber den Beweis der Eigenthumsklage*. Vom Criminalgerichtsassessor *Henschel* zu Dermbach. Der Vindicant beweist, nach der hier vorgetragenen Theorie, im Allgemeinen nur seinen gerechten Erwerbstitel, und in Gemässheit dessen legitim gehabten Besitz (*traditionem rei ex justa causa*). Der Beweis dieses Besitzes selbst kann ihm bey der Vindication eines Legats und in den Fällen nicht zugemuthet werden, wo der publicianische Kläger davon frey war. Steht dem Vindicanten ein ebenfalls mit gerechtem Titel erworbener, folglich als Eigenthum qualificirter Besitz entgegen, so kann er nur dann obsiegen, wenn er der vom Gegner eigenthümlich erworbenen Sache *replicando* einen rechtlichen Fehler in Beziehung auf sein, des Vindicanten früheres Eigenthum nachweiset, nämlich: dass die fragliche Sache zur Zeit, wo der Vindicant sie als Eigenthum besass, von einem Dritten *mala fide* veräussert wurde, und in Folge dessen auf den Beklagten oder nunmehrigen Contravindicanten kam. Hiergegen kann sich der Beklagte oder Contravindicant schützen: 1) mit der *exceptio* oder *duplica rei venditae et traditae*, wenn die Sache nach der Veräusserung im bösen Glauben wieder an ihren ersten Herrn, und dann *ex justa causa traditionis* wieder an den Beklagten gekommen war; 2) mit der Präscription von 3, 10, 20 oder 30 Jahren, je nachdem der Vindicant von seinem damaligen Eigenthum und der Entfremdung seiner Sache unterrichtet war, oder nicht; 3) mit dem Privilegium des Fiscus, wenn er von diesem erworben hatte. Dem Vindicanten selbst könnte die Präscription nur dann ein Vorrecht geben, wenn der Beklagte, als Contravindicant, gegen ihn ein *vitium dominii* nachzuweisen unternähme, was aber meistens ganz überflüssig seyn dürfte, da jenen schon sein simpler Titel schützt, indem das durch Präscription erworbne oder befestigte Eigenthum ebenso wenig, wie das vom Auctor erworbene, einen besondern Vorzug des Angriffs gewährt. Will der Vindicant ebenso, wie bey der *hereditatis petitio qualificata* geschieht, seine Replik, dass das Eigenthum des Beklagten in Beziehung auf den Kläger fehlerhaft sey, anticipiren, so steht ihm dieses natürlich frey; jedoch gehört diese Qualification nicht zum Wesen der Eigenthumsklage im Allgemeinen, sondern sie ist an sich bloss Replik oder Schutzbehauptung gegen die Contravindication. XVII. *Ueber die herzoglich Nassauische Untergerichtsordnung vom 13ten Dec. 1825*. XVIII. *Gehen die Erben des nach der Delation aber vor der Acquisition verstorbenen Legatars dem Substituten vor, oder nicht?* An einem Rechtsfall erläutert vom O. A. R. *Zimmern* in Jena. Der Vf. giebt den Erben des Legatars den Vorzug. XIX. *Steht dem Pfandschuldner das beneficium excussionis reale zu, wenn er seinem Gläubiger neben der Generalhypothek eine specielle bestellte?* Vom Dr. *Hepp* in Heidelberg. Der Vf. sucht sehr gelehrt auszuführen, dass die *conat.* 9. *de distract. pignor.* auf das Bestimmteste den Satz ausspreche, dass der Pfandschuldner, wenn er mit der hypothekarischen Klage aus der Generalhypothek belangt wird, das sogenannte *beneficium* oder die *exceptio excussionis realis* habe. XX. *Ueber* fr. 3. §. 7. *de adim. legat.* Von *Demselben*. Der Widerspruch dieser Stelle mit fr. 10. pr. *de reb. dub.*, so wie erstere in der *Florentina* lau-

lautet, wird dadurch gelöset, dass der Vf. hinter *dicemus* ein Fragezeichen zu setzen vorschlägt. XXI. *Beyträge zur Lehre von dem Editionseide.* Von *Mittermaier.* Auf überzeugende Art wird dargethan: 1) dass, wenn ein Decret *pure*, ohne des Editionseides Erwähnung zu thun, auf Editionspflicht erkennt, der Pflichtige noch immer befugt sey, den Editionseid zu leisten, so dass man annehmen müsse, in jedem solchen auf Edition erkennenden Decrete liege stillschweigend die Alternative für den zur Edition schuldig Erkannten, entweder zu ediren, oder den Editionseid zu schwören; 2) dass ein Beamter, welcher Actenstücke unter seinem amtlichen Verschlusse habe, die Versicherung, dass das Actenstück sich nicht vorfinde, nur mit Beziehung auf den allgemeinen Amtseid, nicht aber mit einem besondern Editionseide zu geben, schuldig sey. XXII. *Ueber Vergleiche gegen rechtskräftige Urtheile.* Von *Thibaut.* Vergl. oben Nr. 5. XXIII. *Ueber das Verbot der Veräusserung einer im Process befangenen Sache.* Vom O. A. R. *Spangenberg* in Celle. *Für* die praktische Gültigkeit dieses Verbots. XXV. *Ueber das Stellgeschäft.* Vom Dr. *Böhmer* in Frankfurt. Dieses erst neuerlich aufgekommene Geschäft ist derjenige Vertrag, vermöge dessen sich der eine Contrahent verbindlich macht, dem andern Contrahenten nach dessen Wahl, welche derselbe ihm jedoch an einem bestimmten Tage zu eröffnen hat, entweder eine gewisse Anzahl von Staatspapieren zu einem im Voraus festgesetzten Preise abzuliefern, oder aber eine gleiche Menge von ebendemselben zu einem ebenfalls verabredeten, jedoch höhern Preise zu beziehen. Derjenige, welcher sich zu erklären hat, ob er die Staatspapiere abliefern oder beziehen wolle, heisst der *Wähler*, der andre Contrahent hingegen, welcher sich die Wahl gefallen lassen muss, wird der *Steller* genannt. Die ganze musterhafte Abhandlung dient zur Ergänzung des Beylagehefts zum 8ten Bande (*Bender* über den Verkehr mit Staatspapieren). XXVII. *Bemerkungen über Lieferungsgeschäfte in Staatspapieren.* Vom Prof. *Seuffert* in Würzburg. Auch einige treffliche Bemerkungen über einen gegenwärtig so viel besprochenen Gegenstand. — Diesem Bande ist gleichfalls ein mit besondern Seitenzahlen versehenes Beylageheft beygegeben, welches eine sehr gründlich bearbeitete Abhandlung des Hn. Prof. *Vollgraff* in Marburg enthält und betitelt ist: *Revision verschiedener deutsch-rechtlichen Theorieen, namentlich über die Persönlichkeit fast aller deutschen Rechte, über die eigentliche Bedeutung der Gewehr, über Besitz, Eigen, Lehn, Leihe, Zinsgut, Pacht und Regalität, insonderheit aber über den eigentlichen juristischen Charakter der sogenannten Reallasten.* Allerdings verdient diese Abhandlung eine sorgsame Prüfung, welche aber nicht für die engen Grenzen dieser A. L. Z. gehören kann; ausgehoben möge hier nur werden, dass der Vf. nur zwey Gattungen von wirklichen Reallasten, d. h. wo die Grundstücke selbst als Verpflichtungssubjecte erscheinen, anerkennt, nämlich die Deichlasten deichpflichtiger Ländereyen und diejenigen Realservituten, welche ganz nach römischem Rechte zu beurtheilen sind, d. h. wo Grundstücke Subjecte gewisser Rechte und Pflichten sind, oder wo einem Grundstücke an einem andern Grundstücke ein Recht zusteht.

NEUE AUFLAGEN.

Helmstedt, in d. Fleckeisen. Buchh.: *Lehrbuch der polizeylich-gerichtlichen Chemie*, von *Wilhelm Hermann Georg Remer*, der A. K. und W. W. Doctor, Königl. Preuss. Medicinalrathe und erstem ordentl. Professor der Medicin zu Breslau u. s. w. *Zwey* Bände. *Dritte*, vermehrte und durchaus umgearbeitete Auflage. 1827. zusammen XVIII und 834 S. gr. 8. (4 Rthlr.) (Siehe die Recens. Ergänz. Bl. 1818. Nr. 108.)

Berlin, b. Amelang: *Gemeinnützliches Wörterbuch zur richtigen Verdeutschung und verständlichen Erklärung der in unserer Sprache vorkommenden fremden Ausdrücke.* Für deutsche Geschäftsmänner, gebildete Frauenzimmer und Jünglinge bearbeitet von *Joh. Chr. Vollbeding. Dritte* durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. 1828. 586. S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.) (Siehe die Recens. Ergänz. Bl. 1818. Nr. 64.)

Ebendas., b. Hayn: *Chronologisches Taschenbuch der neuesten Geschichte* (von 1789 bis Ende 1827). Nebst einer Uebersicht der denkwürdigsten Begebenheiten der ältern, mittlern und neuern Geschichte. Herausgegeben von *Karl Stein*, Königl. Preuss. Hofrath und Professor. *Vierte* verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1828. XIV u. 420 S. 16. (1 Rthlr. 8 gGr.) (Siehe die Recens. A. L. Z. 1811. Nr. 83.)

Zürich, b. Ziegler u. Söhne: *Cornelius Nepos de Vita excellentium Imperatorum.* Mit Anmerkungen von *Joh. Heinrich Bremi. Vierte*, berichtigte Ausgabe für Schulen. 1827. XXVIII u. 428 S. gr. 8. (1 Rthlr.) (Siehe die Recens. A. L. Z. 1800. Nr. 132.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1828.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Kummer: *Grundsätze der allgemeinen Diätetik.* Zu akademischen Vorlesungen entworfen von *C. L. Klose*, ausserordentl. Professor der Arzneywissenschaft zu Breslau u. s. w. 1825. XXIV u. 325 S. gr. 8. (1 Rthl. 20 gGr.)

Nach dem Vf. ist Diätetik die Lehre von allen denjenigen Verhältnissen und Bedingungen, unter welchen die Einflüsse, denen der Organismus, und vorzüglich der menschliche, während des Lebens unterworfen werden kann, (mit Ausnahme der Arzneymittel und chirurgischen Heilkörper) sich vortheilhaft für ihn in Betreff seiner Gesundheit bewähren. [d. i. kürzer: die Lehre von den günstig auf die Gesundheit einwirkenden Einflüssen (mit Ausnahme der Heilkörper und chirurgischen Heilmittel) ist Diätetik.] Sie zerfällt in die Gesundheitserhaltungskunde (*hygieine*), in die Kunst Krankheiten vorzubeugen (*prophylaxis*), und in die Kunst Krankheiten durch sie zu heilen (*diaitotherapia*). [Die Definition des Vfs. erscheint uns zu weit, da nach ihr auch die Therapie und Chirurgie offenbar zur Diätetik gehören, welche nur als selbstständig entwickelte Zweige derselben anzusehen wären. Sprachgebräuchlicher, wortgemäfser und auch logischer erscheint uns der Begriff der Diätetik nach *Feiler*, von *Büttner* und *Conradi* als blofse *hygieine*, wo dann nur der gesunde Mensch als Gegenstand der Diätetik angesprochen wird, während *prophylaxis* und *diaitotherapia* der Pathologie und Therapie verbleiben. Beyläufig bemerken wir hier, dafs wir nicht ganz in die mehrmaligen Klagen des Vfs. über den jetzigen Verfall der Diätetik mit einstimmen können, indem sie bey ihrer jetzigen gröfsern Einfachheit nicht so umständlich, und bey der schnellern und sicherern Therapie der meisten acuten Krankheiten nicht so wichtig erscheint, als früherhin, da die diätetischen Mittel durch pharmaceutische gewöhnlich leicht zu ersetzen sind und nur einen mehr negativen Werth haben.] Quellen der Diätetik. Differenz zwischen ihr und der Aetiologie: letztere ist theoretisch, jene praktisch; die allgemeine Therapie lehrt Krankheitsgattungen heilen, wozu Diätetik und *materia medica* die Mittel liefern. Nutzen und Werth. Geschichte: sie zerfällt in 5 Perioden; die erste geht bis auf Hippokrates, die 2te bis auf Galen, die 3te bis zur Salernitanischen Schule, die 4te bis auf Sanctorius, in der 5ten leben wir von da ab. Literatur; [sie ist, wie auch späterhin bey den einzelnen Abschnitten, vollkommen genügend; doch vermissen wir hier ungern zwey originelle hierher gehörige Schriften: *Faust's* Gesundheits-Katechismus und *Jean Paul's* Levana.] Bedingungen, wenn Einflüsse heilsam einwirken sollen.

Heilsame Einflüsse. I. Geistige. *A.* Verstand: die Uebung desselben darf bey Kindern und bey geringen Anlagen nur gering seyn; Kinder müssen mehr sinnliche Gegenstände erlernen, erst Erwachsene ihr Urtheil schärfen. Frauen müssen verhältnifsmäfsig das Gemüth mehr als den Verstand ausbilden. Bey Schwärmerey pafst Cultur des Verstandes. Bey reizbarem Nervensystem und schwächlichem, unentwickeltem Körper müssen die Geistesthätigkeiten gemindert, im umgekehrten Falle gehoben werden. *B.* Gemüth: Leidenschaften sind immer nachtheilig, nur bey Phlegmatischen ist zuweilen stärkere Gemüthsaufregung heilsam; absichtlich herbeygeführte Leidenschaften passen in der Therapie nur bey Nervenkrankheiten und Blutflüssen unter gehöriger Vorsicht. *C.* Der Wille: muss rein und fest seyn. Sinnenthätigkeit: in Kachexieen mufs sie erhöht, bey Nervenreizbarkeit beschränkt werden. [Der ganze Abschnitt über die geistigen Einflüsse ist vom Vf., nach unsrer Meinung, zu allgemein abgehandelt worden; es wäre zweckmäfsig gewesen, die verschiednen geistigen Beschäftigungen, in sofern sie auf alle oder doch auf viele Menschen anwendbar sind, speciell aufzuführen, z. B. die gesellschaftliche Unterhaltung, das Reisen, das Lesen, das Schauspiel, leichte mechanische Beschäftigungen u. a. ähnliche geistige Erholungen. Eine grofse Menge solcher zweckmäfsigen Materialien hätten die Erschöpfung in blofsen Formen verhindert.]

II. Körperliche. *A.* Atmosphäre. 1) Die Luft: Reine, oft erneute Luft nützt Gesunden und allen Kranken; in Kachexien pafst sauerstoffreiche, bey grofser Irritabilität der Athmungsorgane sauerstoffarme Luft. Irrespirables Gas. Stickstoffgas; kohlensaures Gas; oxydirtes Stickgas; Wasserstoffgas; gekochtes, geschwefeltes Wasserstoffgas; letzteres soll in der Lungenschwindsucht nützen. Mephitische Gase; Kuhstall-Luft, Erddunst. Die gasförmige Salzsäure und oxydirte Salzsäure dienen als Räucherung bey Contagien. [Die Salzsäure gehört nicht in die Diätetik, auch die übrigen Gase gröfstentheils nicht; die Chlorine durfte aber, da sie jetzt als einfacher Stoff überall anerkannt ist, nicht mehr als oxydirte Salzsäure aufgeführt werden.] Feuchtigkeit

der Luft; Schwere derselben. Winde. 2) Die Atmosphärilien. Wärme; warme Bäder: sollen bey Asphyxien nützlich seyn; [ihre grosse Heilsamkeit bey eingeklemmten Brüchen ist nicht aufgeführt]. Kaltes Wasser [dessen Wirksamkeit, vorzüglich als Eis, bey Puerperalfieber und Magenentzündung innerlich gereicht; äusserlich als Umschläge bey Blutungen; die kalten *douche* auf die Magengegend oder das Rückgrad bey den stärksten Nervenzufällen, sind vom Vf. nicht mit aufgeführt]. Man bade Vormittags [doch warte man, der Ausdünstung wegen, mindestens eine Stunde nach dem Aufstehen; überdiess gehe man schnell ins Bad, bewege sich viel in demselben, vorzüglich aber steige man häufig heraus, um häufig wieder in dasselbe hineinzugehen; die Haut lasse man nach dem Bade frottiren]. Licht. [Nachtlampen sind so sehr schädlich nicht, diess zeigt die Erfahrung; auch giebt uns die Natur den Mondschein in der Nacht. Bey Neugebornen ist mässiges Licht sehr zuträglich, wie *Osiander* durch den Lichthunger derselben gezeigt hat]. Elektricität. Galvanismus. *B.* Der Erdkörper. 1) Bewegung desselben; Tageszeiten. [Die aus dem Sonnengeflecht entspringenden Krämpfe treten gewöhnlich Nachts zwischen 10 und 12 Uhr ein]. 2) Klima: warmes passt für Reproductions-, kaltes für Nervenkrankheiten; Bergklima für träge, flaches für indifferente, tiefes für reizbare Subjecte. Erzeugnisse der Erde. 1) Der 3 Naturreiche: *a*) Nahrungsmittel. Menge: Kinder und Greise müssen mehr flüssige, Männer mehr feste Nahrung geniessen. Bey Missbildung der Brust und des Bauchs, bey Vollblütigkeit, Nervenreizbarkeit, zu starker Ernährung, Anlage zu Dyscrasieen passt wenig Nahrung. Flüssige Nahrungsmittel sind nur bey der Wassersucht zu untersagen [im Allgemeinen auch nicht, denn man findet fast immer trockne, braungelbe Zunge und starken Durst; sichre Zeichen von der Zündlichkeit der Krankheit, nur in sehr geschwächten Körpern, und scheinbar ist die Schwäche um so grösser, da das angehäufte Wasser alle Thätigkeiten darniederdrückt. Auch beweist die Erfahrung sehr häufig, dass vieles Trinken Wassersüchtige herstellt, indem völlige Genesung derselben durch vieles Fliederthee-, Salveythee-, (Petersilien- und Wacholderthee gar nicht einmal gerechnet) Buttermilchtrinken, vieles Obstessen u. dergl. Dinge mehr, sehr häufig erfolgt]. Zunge und Gekröse rechnet der Vf. nicht zu den Fleischspeisen. Auch Kindern sind Fleischspeisen nicht nachtheilig. Fleischspeisen beym Wechselfieber werden untersagt [ist nur so lange erforderlich, als der *Status gastricus* da ist, meist also nur in den ersten 8 Tagen; später können sie sogar nützen]. Butter passt bey Neigung zu Verstopfung als Frühstück. Wildes Geflügel: ist reizend und leicht verdaulich; am leichtesten die Hühnerartigen, dann die Schnepfenartigen; am schwersten verdaulich sind die Wasservögel. [Der Schnepfendreck besteht aus lauter Bandwürmern, mit welchen die Eingeweide dieses Vogels wie vollgestopft sind; der eigentliche Schnepfenmist ist weder gebraten, noch anderweitig zubereitet eine Delicatesse.] Die Amphibien sind ohne Gallerte und Fett [mehrere wirken stark auf den Schweiss.] Fische. Insecten: Krebse. Würmer. [Der Honig befördert den Stuhlgang; der beste kommt von den Lindenblüthen, vorzüglich wenn die Bäume auf Bergen stehen.] Vegetabilische Kost. [Das Buchweizenmehl ist sehr leicht verdaulich, und die Grütze ist eins der besten Mittel bey der Hungerkur.] Kartoffeln; [ihre Ernährungsfähigkeit steht der des Roggens nicht gleich, sondern verhält sich nur wie 2:5; übrigens sind sie bey gehöriger Reife, vorzüglich wenn sie auf Sandboden gezogen wurden, leicht verdaulich, und belästigen den Magen und die Eingeweide nur durch ihre Masse und den vielen Koth, *den sie geben.*] Möhren; [ihr Brey und ausgepresster *Saft* wird bey Krebsgeschwüren angewendet.] Rosinen; [ihre Haut ist schwer verdaulich und blähend.] Eine Pomeranze mit der Rinde vor dem Anfall genommen, heilt das Wechselfieber; [diese Heilungsweise ist roh empirisch.] Kürbisse [enthalten viel Zuckerstoff]. Bey dem Obste hat der Vf. die sogenannten Obstcuren (Trauben-, Kirschen-, Erdbeeren-, Johannisbeerencuren u. s. w.) nicht mit aufgeführt, welche bey schlanken, reizbaren Jünglingen oft von grossem Nutzen sind.] Wasser; [auch die neuerlich von *Cadet de Veaux* empfohlne Wassercur, die oft sehr heilsam wirkt, ist nicht angeführt.] Essig; [er löst den Faserstoff des Bluts durchaus nicht auf. Auch wirkt er, nach *Orfila*, bey Vergiftungen durch *Opium* und andere *narcotica* nachtheilig.] S. 264. 265 sagt der Vf.: man zieht (zur Bereitung der Liqueure) den Weingeist über Pflanzensäfte, z. B. Himbeerensaft; [diess *ist falsch*, man mischt sie bloss zusammen.] Kaffee; [sein Nutzen, den Durst mehr als jedes andere Getränk zu stillen, ist nicht angegeben. Bey Vergiftungen durch Weingeist ist ein starkes Decoct, innerlich und in *Klystiren* beygebracht, das einzige, direct wirkende Gegengift.] Thee; [ist fetten, vollsaftigen Subjecten mit venösen Blutanhäufungen nachtheilig; er erhält zwar munter, beruhigt aber nicht, wie der Kaffee.] Chocolade; [sie wirkt am besten im Winter bey strenger Kälte, da sie gleichzeitig stark erwärmt und nährt.] Ein Glas Wasser Morgens ist zwecklos; [bey heissem Blute im Jünglingsalter und vielem Sitzen oft sehr heilsam.] Ueber Mahlzeiten [lässt sich noch hinzufügen: eine Mahlzeit muss mindestens eine halbe Stunde dauern; das Kauen erhält die Zähne und befördert die Verdauung; heisses Essen und Trinken schadet immer, die natürliche Temperatur ist milchwarm oder kalt; für alte, zahnlose Subjecte passen Breye; zu vieles Trinken während des Essens verdünnt die Speisen zu sehr; beym Essen muss man sich nicht durch Lesen oder andere geistige Geschäfte abziehen lassen.] Kleidung; am besten ist linnene; [kann für unser Klima und für die jetzigen Windjahre, wo man fast überall nur Rheumatismen sieht, nicht zugegeben werden.] Wohnung. [Mit Unrecht werden Windöfen empfohlen, da sie zu schnell heiss und kalt werden. Des Schlafzimmers wird nicht gedacht.] Athmen. Beyschlaf des Mannes; [wird er

er überhaupt nicht ausgeübt, so vertrocknet der Körper in sich (gilt auch vom Weibe); wird er plötzlich nicht mehr ausgeübt, so entstehen alle Symptome einer Retention, gewöhnlich sehr starkes Kopfweh oder Lungenauswurf, beide gewöhnlich nur durch den Beyschlaf heilbar. Als Nervenreiz und Nervenberuhigung ist der Beyschlaf unersetzbar, obgleich man in neuern Zeiten nur die nachtheiligen Folgen des zu häufigen Beyschlafs zu kennen scheint.] Schwangere sollten sich des Beyschlafs enthalten; [*Wigand* hat den grosen Nutzen des Beyschlafs für Schwangere gezeigt.] Reiten; [passt vorzüglich für starkknochige, reizlose, asthmatische Männer].

Was die Schrift im Allgemeinen betrifft, so entspricht sie ihrem Zwecke, ein Leitfaden für akademische Vorlesungen zu seyn, gewiss grösstentheils, da sie die Gegenstände der Diätetik sehr gut geordnet ziemlich vollständig vorträgt, ohne den Lehrer in seinen Erläuterungen zu beschränken. Dessen ungeachtet hätten wir manche Abschnitte vollständiger gewünscht, damit sie nicht als blosse Abtheilungen daständen; auch eine genauere Diätetik der verschiednen Altersstufen, vorzüglich des heissen, reizbaren und Jünglingsalters wäre zweckmässig gewesen. Die mehrmaligen Druckfehler: Erathismus, Phranitis, Amaurosa sind störend; auch steht S. 205 *Mytulus edilis* für *Mytilus edulis*; ebenda *dactylus pholas* für *Pholas Dactylus* [der Bohrwurm]; S. 221. *Reizger* für *Reizker*; S. 222. Estragon für Esdragon und Porri für Porré; S. 237. *Rusch* für *Ruysch*. Recht viel Zweckmässiges über Diätetik überhaupt hätte der Vf. aus *Ritter's* Aufsätzen im *Rust*'schen Magazin (Band 9. Heft 1. Bd. 10. Heft 2. und Bd. 14. Heft 2.) entnehmen können.

R. H.

NUMISMATIK.

PARIS, b. Renouard: *Recherches historiques et géographiques sur les Médailles des Nomes ou Prefectures de l'Egypte*, par *J. F. Tóchon d'Anneey*, Chev. de la Legion d'honneur, Membre de l'Institut royal de France (Academie des Inscriptions et belles-lettres) de l'Academie des Sciences de Turin etc. 1822. 4. Mit dem lithogr. Bilde des Verfassers.

Der Werth, welchen die vorliegenden *Recherches hist. et géographiques* für die Numismatik oder Nomen-Münzen haben, ist so allgemein und bedeutend, dass eine nähere Anzeige und Auseinandersetzung derselben den Numismatikern nicht unwillkommen erscheinen dürfte, so schwer auch den Rec. der Vorwurf der Saumseligkeit treffen kann. —

Ohne einen weitern Blick in das Innere des Werks zu thun, bürgen uns schon die Worte: „*de l'Imprimerie royale*" dessen Gediegenheit, indem, wie bekannt ist, nur durch ihren wahren Werth ausgezeichneten Werken dieser Vorzug zu Theil wird.

Wenn es immer für die Wissenschaften ein grosser Verlust ist, wenn Männer, die sich in irgend einem Zweige derselben ganz vorzüglich durch Talente und unermüdete Thätigkeit hervorgethan haben, nach einer Reihe von Jahren ihr gemeinnützigеs Leben schliessen: um so empfindlicher muss der Verlust seyn, wenn Männer in der Blüthe ihres Alters, in dem Augenblicke, wo die Wissenschaft so viele und so wichtige Dienste von ihnen zu erwarten das Recht hat, — wenn sie in der Mitte eines erfolgreichen Wirkens uns durch den Tod entrissen werden. Einen solchen Verlust hat die literarische Welt, haben zunächst die Numismatiker zu beklagen in dem zu früh gestorbenen Verfasser des vorliegenden Werks, welches zwar noch von ihm ganz vollendet und revidirt, durch Hn. *St. Martin* aber, dem wir auch einige Notizen über des Autors Leben verdanken, der Welt übergeben worden ist.

Tóchon sammelte selbst nicht nur Münzen, sondern auch verschiedne andere Gegenstände des Alterthums, und legte hiermit den Grund zu seiner berühmten Münz- und Antiken-Sammlung, welche bis an sein Ende der allgemeine Versammlungsort aller fremden und eingebornen Gelehrten blieb. — Er bearbeitete in dem vorliegenden Werke ein ganz besondres Feld der Numismatik nicht nur mit Glück in seinen gelehrten Untersuchungen, sondern auch mit einer Klarheit und Ueberzeugung, die selten in Werken dieser Art seines Gleichen finden möchte.

Die ausgebreiteten archäologischen Kenntnisse des Vfs., der Besitz einer eignen Münzsammlung, die eben in dem Fache, dessen kritische Bearbeitung er sich vorgenommen, so reich ist, das Mitwirken endlich auswärtiger Numismatiker liessen in voraus auf etwas Vollkommnes schliessen.

Fast alle europäischen Münzsammlungen schickten Abdrücke ihrer Nomen-Münzen an *Tóchon* zu Paris. Er benutzte sie, theils die unedirten von ihnen durch Abbildung und Beschreibung bekannt zu machen, theils zum Vergleiche *mit* und *unter* einander, um viele schlecht conservirte Bilder herzustellen, mangelhafte Inschriften zu ergänzen und besser lesen zu können. — Hierin ging der Vf. mit einer solchen Umsicht und Bescheidenheit zu Werke, dass wir seinen Forschungen die überraschendsten Resultate verdanken.

Ueber das Wesen der Nomen-Münzen, ihre Unterscheidungszeichen von den griechischen und römischen Königs- und Kaisermünzen giebt uns der Vf. gleich im Eingange seiner *Recherches* die nöthigsten Erläuterungen, und nachdem er den Nutzen, welchen diese Classe von Münzen besonders für die Geographie Aegyptens einleuchtend gemacht, verbreitet er sich über die Zahl der *Nomi*, die so verschieden, wie ihre Namen von den Classikern angegeben werden. — Plinius z. B. giebt uns einen *Nomos*, der *Ombites* heisst, den wir aber in Ptolemaeus Geographie nicht finden. Hingegen lesen wir wieder einen *Nomos* mit Namen *Nitriotes*, den weder Ptolemaeus noch Plinius in ihre Werke aufgenommen haben, von Herodot nichts zu erwähnen, der (lib. II. §. 165 u. 166.) eine Menge Nomen aufzählt, welche den spätern Schriftstellern unbekannt geblieben zu seyn scheinen. Und hier

hier werden wir nicht selten durch die unbedeutendste Münze zu Resultaten und Aufschlüssen geleitet, die wir so häufig bey den alten Schriftstellern vergebens suchen, oder die sie uns nur sehr unvollständig und karg überliefert haben.

Eine wahre *Doctrina* der Nomen-Münzen finden wir in dem Abschnitte, wo der Vf. S. 15 seine allgemeinen Regeln über diese Classe Münzen aufstellt, welche wenige Ausnahme zulassen. Von den Münzen, welche er unter Nr. I. als *solche* bezeichnet, die den Namen der *Hauptstadt* des *Nomos*, und nicht *jener* des *nomos* selbst führen, war nur eine Einzige der Numismatik bekannt, die von *Naucratis* nämlich. Unser gelehrter Vf. edirt noch eine zweyte, mit dem Namen *Hypselis*, von welcher an seinem Orte. Für die Münzen unter Nr. II. mit dem Namen des *Nomos* findet man Alles in fünf Punkten höchst klar und lehrreich dargestellt. Unmittelbar hierauf behandelt der Vf. umständlich die falschen Münzen (*Médailles suspectes*), welche auch unter den Nomen ihr Unwesen seit so langer Zeit und mit so viel Glück getrieben haben, *T.* berichtigt überall die Irrthümer, in welche sich die bekannten Gelehrten *Vaillant, Hardouin, Zoëga*, der Abbé *Belley* und Viele der neuern Numismatiker durch diese Münzen führen liessen. — Er zeigt die Unhaltbarkeit ihrer Gründe, die Quellen, aus denen die irrigen Schlüsse der genannten Männer wahrscheinlich entsprungen seyn dürften, und überzeugt endlich den Leser von den richtigern Ansichten, die nur das Ergebniss der Forschungen eines so wissenschaftlich gebildeten Mannes seyn konnten, als den sich uns *T.* in diesem Abschnitte vorzugsweise bewährt.

Leichter ist es gewiss, eine noch unbekannte Münze oder irgend ein anderes antikes Monument zu ediren, als eine alte, gleichsam durch die Länge der Zeit herrisch gewordene Meinung über einen für antik gehaltenen Gegenstand, sey es Münze oder Statue, zu bekämpfen und zu widerlegen: denn hier hat man es mit zwey Feinden zu thun, mit dem Betruge und mit den unrichtigen und falschen Ansichten, zu denen man durch die List moderner Nachbildner geführt wurde.

Nachdem der Vf. den Abschnitt von den *Médailles suspectes* geendet, geht Er zur Beschreibung und und Beurtheilung derjenigen über, an deren Echtheit kein Zweifel Statt findet, und theilt hierbey Aegypten in *Ober-* und *Unterägypten*, jenes wieder in *Thebais* und *Heptanomis*, und dieses in die Nomen des *westlichen*, *östlichen* und des *eigentlichen Delta's* ein. Die erste Abtheilung Oberägyptens: Thebaïs umfasst 14 Nomi, die zweyte Heptanomis 8, das westl. Delta 4, das östliche 5 und das eigentliche Delta 18, im Ganzen 49 verschiedne Nomen.

Es ist bekannt, dass die Nomen-Münzen zu den seltensten gehören, und dass oft in der vorzüglichsten Münzsammlung sie in sehr geringer Anzahl angetroffen werden. Um so mehr tritt der Werth des vorliegenden Werks hervor, dessen Vf. bemüht war, alle existirenden Nomi mit ihren verschiednen Münzen bekannt zu machen und zu erklären. Diess ist Hn. *T.* auch gelungen, und nach unsrer Ueberzeugung gebührt seinem Werke ein ausgezeichneter Rang unter allen Monographieen, welche die numismat. Literatur aufzuweisen hat. Sollte wohl noch auf dem Felde, welches unser Vf. bearbeitete, irgend eine ergiebige Nachlese können gemacht werden, so ist sie von Turin aus zu erwarten, wo die grosse Drovettische *Sammlung* ägyptischer Gegenstände auch eine Anzahl von 63 *Nomen*-Münzen enthalten soll *).

Unter den 14 Nomen der ersten Abtheilung Oberägyptens, Thebaïs, führt *T.* S. 54 den Nomos *Ombites* zuerst auf, und liefert die Zeichnung einer interessanten, bis heute noch einzigen Münze dieses Nomos. Sie führt den Kopf Kaiser Trajan's, und ein Krokodil am Reverse mit der Inschrift: ΟΜΒΙΤ. ΛΙΑ. Diese seltne Münze fand ein deutscher gelehrter Reisender auf der Insel Elephantine, *Eduard Rüppel* aus Frankfurt a. M., und machte sie später dem gleichzeitig in Aegypten reisenden Dr. *Burkhardt* zum Geschenk **). Hr. v. *Hammer* gab zuerst Nachricht von dieser Münze in den Fundgruben des Orients. Sie befindet sich nun in der k. k. Münzsammlung zu Wien, wohin sie mit der grossen Sammlung ägyptischer Gegenstände des Hn. Dr. *Burkhardt* gekommen ist. — Der zweyte Nomos dieser Abtheilung ist *Apollonopolites*. *T.* macht uns mit einer Medaille dieses Nomos aus gr. Bronce bekannt, welche in seiner Sammlung sich befindet und dem K. Trajan angehört. Der Typus des Reverses bietet jedoch nichts Ungewöhnliches, sondern stimmt vielmehr genau mit jenen auf den Münzen minderer Grösse dieses Nomos überein, welche alle den Sperber, als einen in diesem Nomos sehr verehrten, dem Apollo geweihten Vogel zu ihrem Normal-Typus tragen.

Von dem uralten hundertthorigen *Theben* führt der Vf. vier Münzen auf, von denen zwey bereits bekannt, die eine unedirt und die andere nur eine Restitution durch *T.* ist, indem sie bisjetzt immer zu *Diospolis parva* gelegt wurde. Von diesem alten ehrwürdigen Theben, welche numismat. Ausbeute hätte man wohl nicht eher erwarten können, als diese einzigen *vier* kleinen Münzen, die uns nur den Namen noch bewahrt haben, und die Gewissheit, dass zur Zeit der Römer-Macht jener Nomos unter dem Namen *Diospolis magna* bestanden hatte: denn wohl sahen die Römer schon kaum mehr die Spuren der ehmaligen Herrlichkeit und Pracht des alten Thebens.

(*Der Beschluss folgt.*)

*) Der sehr geschätzte Hr. Conservator jener Sammlung *Car. St. Quintino* wird durch die Bekanntmachung dieser Nomenmünzen der Wissenschaft einen grossen Dienst erweisen.

**) Rec. hatte Gelegenheit, im J. 1821 diesen kenntnissreichen Mann in Italien zu sprechen, wo er ihm die Geschichte jenes Münzfundes erzählte. Damals war Hr. *Rüppel* eben von seiner ersten Reise zurückgekommen und rüstete sich zu einer zweyten Expedition in jenes Land.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

May 1828.

NUMISMATIK.

Paris, b. Renouard: *Recherches historiques et géographiques sur les Médailles des Nomes ou Prefectures de l'Egypte;* par *J. F. Töchon d'Annecy* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir gehen zu dem Nomos *Tentyrites* über, von dem der Vf. behauptet, es existiren nur zwey Münzen, deren eine in seinem eigenen Kabinette, die andere aber im Königlichen zu Paris. Rec. erinnert sich aber deren zwey in der K. K. Sammlung zu Wien gesehen zu haben, und ist im Stande, noch ein fünftes Exemplar aus seinem eigenen kleinen Münzvorrath aufzuzählen.

Der Nomos *Thinites* giebt uns bey *Töchon* S. 88 zwey verschiedene Gepräge. Ein sehr gut erhaltenes Exemplar der auf bezeichneter Seite zuerst abgebildeten Münze, welches Rec. vor sich liegen hat, entscheidet mit für Beschreibung, so wie wir sie bey *Töchon* lesen. Die Kehrseite stellt nämlich eine bekleidete Figur mit einer Strahlenkrone vor, die auf der ausgestreckten Linken ein kleines Bild der *Dea Spes* trägt. Mehrere Numismatiker haben diese Medaille in ihre Werke mit der unrichtigen Beschreibung aufgenommen, wie sie im Cataloge des Museums Tiepolo steht *), wo der Redacteur jenes Catalogs einen doppelten Kopf an der Figur der Kehrseite wahrzunehmen glaubte, welches zu den Bemerkungen *Zoëgas* über *Mercure bifrons*, die erste Veranlassung gab. Auf des Rec. Exemplar ist deutlich nur der einzige, mit einer Strahlenkrone geschmückte Kopf des Sonnengottes der Aegypter zu sehen.

Die *zweyte* in Abbildung gegebene Münze hat das Bild der Göttin *Spes* zum *Typus*, und es unterliegt nun um so mehr keinem Zweifel, dass diess die nämliche Göttin sey, welche die Figur der vorhergehenden Münze auf der Hand trägt, und zwar in derselben Stellung, wie wir sie auf der zweyten Münze die ganze *Area* des Reverses einnehmen sehen. — So wie diese eben erwähnte Münze des *Nomos Thinites* bis jetzt unedirt war, so verdanken wir dem Vf. für den Nomos *Panopolites* gleicherweise einen neuen Typus, den er durch die S. 91 Nr. 2 in Kupfer gestochene Münze bekannt macht. — Sie hat Hadrians belorbeerten Kopf auf der einen, und ein Krokodil auf der andern Seite mit der Umschrift *ΠΑΝΟ*... in der *Exergue L. IA* (11). Der Typus dieser Münze ist für den *Nomos Panopolites* nicht ohne Interesse. Der Vf. vergleicht das auf der Münze vorkommende Thier genau mit jenem, welches wir auf den Münzen von *Lethopolis* zu sehen gewöhnt sind, und welches das der *Latona* geheiligte *Ichneumon* ist. — *Töchon* bemerkt jedoch einen tüchtigen Unterschied in der Bildung beider Thiere, und glaubt in jenem auf der Münze von *Panopolis* die Spitzmaus erkennen zu müssen, welche, wie uns *Strabo* sagt, bey den *Athribiten* verehrt wurde, und die auch in dem Nomos *Panopolites* sicher in hoher Achtung gehalten wurde.

Den Nomos *Antaeopolites* bereichert der Vf. mit zwey bis jetzt unbekannten Münzen. Der ersten erwähnt zwar *Mionnet* in seiner *Description des médailles* S. 515 u. 516 des 6ten Theils; allein er beschreibt sie nicht ganz genau, daher *Töchon* dieses Versehen hier verbessert. Die zweyte der genannten Münzen ist aus der Sammlung des ehem. Schwed. Gesandten Hn. *v. Palin* in Constantinopel.

Für den Nomos *Hypoelites* sehen wir drey verschiedene Gepräge. Jenes der ersten Münze vom K. *Trajan*, zeigt uns auf der Kehrseite den Namen der *Stadt ΥΨΗΛΗ*, und nicht den des *Nomos*. Diese Münze ist mit jener von *Naucratis* die Einzige, welche uns, bis jetzt, diese Eigenheit darbietet, und erscheint in *T's.* Werke zum ersten Male. Die beiden folgenden Münzen sind vom K. *Hadrian*, und tragen nicht wie jene *Trajan's* den Namen der Stadt Hypselis, sondern jenen des Nomos: ΥΨΗΛΗΤΗϹ. Es ist allerdings bemerkenswerth, dass nirgends von Hadrian Nomen-Münzen angetroffen werden mit dem *Namen der Stadt*; — sollte dieser Regent nur stets für den Nomos, und nie für dessen Hauptstadt gemünzt haben?

Bey dem Nomos *Lycopolites* sehen wir die bekannte Münze, wo *Serapis* stehend auf seiner R. ein un-

*) Musei Theupoli antiqua numismata, p. 880

unbestimmtes Thier hält (*animal incertain*), so nennt es der Vf. in der Beschreibung des Typus, obwohl er in der Zeichnung (mehr seinen eigenen Augen trauend) die Umrisse eines kleinen Vogels sehen lässt — so wie sie auch auf den beiden Exemplaren des Rec. deutlich zu erkennen sind. — *Vaillant* beschreibt in seinem Werke über die gr. Kaiser-Münzen *), und in seinem *Aegyptus numism.* **) dieselbe Münze aus dem Museum *Fesch*, und hält das kleine Thier auf der Hand Serapis für einen Hirsch, so wie auch *Mionnet*. — Weniger auffallend wäre es, wenn man an der Bildung desselben mit Sestini eher einen *Wolf* hätte erkennen wollen, da dieses Thier in diesem Nomos göttlich verehrt wurde und sein symb. Cultus auf Anubis und Mercur Bezug hat.

Obgleich *Zoëga* und *Vaillant* in den genannten Werken noch einige andere verschiedene Typen anführen, so zweifelt der Vf. dennoch, ob es ausser seiner Münze noch andere abweichende für *Lycopolis* gäbe. Vaillant beschreibt unter andern eine Münze, wo Serapis die *hasta pura*, (welche auf *Tôchons* Exemplar fehlt,) in seiner *L.* hält. Für die Existenz einer solchen Münze spricht das wohlerhaltene Exemplar, welches in der kleinen Sammlung des Rec. sich befindet, und das er ohne Anstand dem Nomos *Lycopolites* zutheilt.

Sehr scharfsinnig sind *Tôchons* Bemerkungen über die Existenz zweyer Städte Aegyptens mit dem Namen Arsinoites, S. 127, und er giebt seine Gründe an, warum er die sechs Münzen, deren Abbildung uns gegeben wird, jener von beiden Städten anweiset, welche früher *Crocodilopolis* hiess, und nur später aus Schmeicheley gegen *Arsinoe*, Gemahlin *Ptolem. Philadelphus*, den Namen *Arsinoïs* angenommen hat.

Da in den früheren Beschreibungen der Münzen des Nomos *Memphites* bey Haverkamp, Zoëga, Hardouin, Mionnet u. s. w., sich einige Versehen eingeschlichen haben, so giebt uns Tôchon in der Ordnung, wie sie in Mionnet vorkommen, nicht nur allein deren genaue Abbildung, sondern auch eine verbesserte Beschreibung, wodurch alles, was bisher unsicher und zweifelhaft war, verschwindet und festgestellt wird.

Mit *Heliopolis* beginnt der Vf. die Reihe der Nomen Unterägyptens im Osten des Delta, und hier restituirt er diesem Nomos die Münze, welche Vaillant aus dem königl. Kabinette zu Paris edirte, und irrig Pinamys, einer unbedeutenden Stadt Aegyptens anwies. —

Bey dem Nomos *Arabia* unterscheidet *Tôchon* weislich die Münzen des Nomos von jenen des eigentlichen Arabiens, die aber in den meisten Münzbüchern vermengt werden. Nicht minder interessant sind des Vfs. Ansichten über *Pelusium*, in der Eigenschaft als Hauptstadt eines Nomos, dessen Name uns unbekannt ist; und seine angestellten Vergleichungen in dieser Beziehung mit Alexandria, Aegyptens Hauptstadt, die aber doch nicht die Hauptstadt ihres namentragenden Nomos gewesen, indem *Hermopolis parva* diesen Rang besass.

Von dem Nomos *Sethroïtes* verdanken wir Hn. *Tôchon* die Abbildung und Beschreibung der Münze unter Nr. 2, welche sich im brit. Museum und im Kabinette des Vfs. befindet. Sie erscheint hier zum ersten Male.

Seite 161 sehen wir die seltene Münze in Abbildung, durch welche Hr. *Ramus*, Direktor des Kgl. Dänischen Münzkabinets, die Numismatik mit einem neuen Nomos bereicherte, den wir nur aus Ptolemäus kennen. Er heisst *Neouth*, und dessen Hauptstadt *Panephysis*. Der Avers enthält die gewöhnliche Aufschrift: *AYT. KAI. TPAI. AΔPIA. CEB.* Das Brustbild Hadrians. Den Revers bildet Serapis stehend, auf seiner L. ein vierfüssiges Thier haltend, die Unschrift: *NEOYT. L. IA.*

Der Vf. spricht hierauf von den Nomen *Mendesius*, *Leontopolites*, *Bubastites* und *Athribites*. Bey dem letztgenannten Nomos machen wir auf die M. aufmerksam, deren Bild S. 176 zu sehen ist. Sie erscheint hier aus der Sammlung des Hn. *Allier de Hauteroche* zum ersten Male; so wie ebenfalls die Münze des darauf folgenden Nomos *Prosopites*, aus dem Museum *Borgia*, S. 181, die aber übrigens mit jener, welche *Patin* aus dem Museum *Mauroceno* beschreibt, gleichen Typus hat. — Mit nicht minderm Interesse sehen wir die Abbildung einer Münze des Nomos *Phthemphu* S. 184, welche als ein zweytes Exemplar von jener des *Père San Clemente* betrachtet werden kann, womit er die Numismatik zuerst bereicherte. —

Der Nomos *Phtheneotes* wurde den Numismatikern durch eine Münze bekannt, welche Ekhel im J. 1775 aus dem Hedervarer Kabinette edirte. Lange Zeit blieb ihr Typus der Einzige für diesen Nomos. *Tôchon*, welcher die Abdrücke aller Nomenmünzen, somit auch jene, im Kabinette des Grafen *Viczay* zu Hedervar vor sich liegen hatte, liess die angeführte Münze neuerdings in Kupfer stechen, und zwar mit grösserer Genauigkeit, als diess der Fall bey Ekhel ist ***). Für diesen Nomos giebt uns der Vf. zwey neue Typen. Die niedliche kleine Münze S. 202 unter Nr. 1 hat Harpokrates, über dem Kelche einer Lotusblume sitzend zum Typus; — auf der andern Münze ebenfalls von Hadrian, sehen wir zum ersten Male zwey Sperber erscheinen, wobey *Tôchon* einer flüchtigen Vermuthung Raum giebt, in dieser Hieroglyphe Mars und Venus bezeichnet zu sehen.

Zu

*) Numism. Graec. Imperal. p. 55.

**) pag. 207.

***) Numi veteres anecd. pl. XV. Nr. 21.

Zu den bedeutendsten Nomen ist jener von *Sais* zu zählen. — *Sais*, die Hauptstadt Unter-Aegyptens, ist in vieler Beziehung merkwürdig und berühmt; theils als Residenz ihrer Könige, theils als der Ort, wo der Aegypter seiner *Neitha* die vorzüglichste Verehrung brachte. — Der Cultus, den hier diese *Neitha-Athene* hatte, drückt sich auch als Typus auf den Münzen dieses Nomos aus. Man sieht nämlich das Bild der Minerva mit Speer, Schild und ihrem symbolischen Vogel. — Wir verweisen hier auf die seltene Münze Hadrians dieses Nomos in Grofsbronze mit: *CAITHC.NOMOC L.Z.* S. 206, wobey *Töchon* bemerkt, sie sey mit jener von Hermopolis die einzige dieser Gröfse, welche wir unter den Nomen-Münzen K. Hadrians kennen. Diese Medaille unterscheidet sich bedeutend von den übrigen dieses Regenten, welche sämmtlich 8ter Gröfse und von immer gleicher Epoche (*L. IA*) sind. Dieser letzte Umstand und dann die Aehnlichkeit dieser Münzen unter sich, welche auf ein gleichförmiges System, dem man bey der Ausmünzung zu folgen schien, schliessen lassen, geben dem Vf. zu der Ueberzeugung Veranlassung, dafs diese Münzen auf Befehl der Regierung in Cours gesetzt worden seyen, um die Nomen, oder wenigstens deren Namen zu bestätigen und zu verewigen, welche unter Hadrians Regierung des 11ten Jahres in Aegypten bestanden.

In wiefern des Vfs. Meinung hierüber gegründet ist, wagt der Rec. nicht zu beurtheilen, indem er eine Münze von demselben Regenten und demselben Nomos vor sich hat, welche *nicht* für die unbedingte Annahme jener Meinung spricht; da sie, worauf es hier eigentlich ankommt, nicht die gewöhnliche Epoche *L. IA.* sondern das Jahr 17 (L. IZ) deutlich und unbestreitbar aufgeprägt hat. Durch sie ist zugleich die Münze bestätigt, welche *Zoëga: Numi Aegyptii*, S. 138 Nr. 354 aus dem Pariser Kabinette edirte, und wobey *Töchon* sagt S. 208:

„*Nous remarquons, à cette occasion, que Zoëga cite du cab. du Roi à Paris, une médaille de petit bronze, à laquelle il donne une date fautive*, L. IT (sic!) [*an* 17]. *Nous pouvons affirmer que cette médaille n'existe point au cabinet du Roi. Nous avons vu plusieurs autres exemplaires absolument semblables et toujours sous la date* L. IA." —

„*Cette médaille avec l'an* 17 *seroit trop importante contre notre manière d'envisager l'émission de toutes ces petites monnoies d'Hadrien, pour que nous eussions negligé d'y porter une attention particulière, et nous pouvous affirmer que nous n'avons rien rencontré de semblable.*"

Zu den bisher unedirten Münzen gehört ferner jene des Nomos *Naucratis*, von *Ant. P.*, mit welcher uns *Töchon* S. 215 aus dem brit. Museum bekannt macht. Die weibliche Figur der Kehrseite trägt eine Schlange auf ihrer Rechten (den bekannten *Agathodämon*) und die *hasta pura* in der Linken.

Nur *Plinius* allein nennt *Naucratis* auch unter den *Nomen*, während die Uebrigen nur von einer *Stadt Naucratis* sprechen. Auch die Aufschriften der Münzen lassen uns über diesen Punkt im Ungewissen: denn das nicht ausgeschriebene Wort *NAYKPA*... kann eben sowohl der Name der Stadt *NAYKPATIC* als jener des Nomos *NAYKPATITHC* seyn. Ueberhaupt liegt noch so Manches im Dunkel, welches nur mit der Zeit, und allein durch die Münzen die nöthige Aufklärung erhalten kann. —

Wie nützlich die Nomen-Münzen auch für die Orthographie der Namen der verschiedenen Statthalterschaften sind, sehen wir bey mehreren vorkommenden Fällen, vorzüglich bey dem Nomos *Cabasis*, wo uns die Münzen desselben richtigen Namen geben, der in den Manuscripten und an andern Orten bald *Capastis*, *Cabalsi* und *Cabazza* geschrieben ist.

Mit gewohnter klarer Einsicht giebt *Töchon* seine Bemerkungen über den Nomos *Gynäcopolis* (dessen *Strabo* und *Plinius* in seiner Nomenklatur erwähnt). Ueber die Möglichkeit der Identität von *Gynaecopolis* mit dem Nomos *Andropolis*, theilt der Vf. die Ansicht des *Cellarius*, welcher glaubt, dafs Gynaecopolis in Folge der Zeit seinen Namen in Andropolis verändert habe.

Die auf der 225sten Seite abgebildete Münze von Hadrian mit *ΓYNAIK*... spricht weder für, noch dagegen: nur so viel lernen wir aus ihr, dafs im 11ten Jahr der Regierung dieses Kaisers (welches dem 128sten unserer Zeitrechnung entspricht) der Nomos seinen Namen noch nicht verändert hatte. Diese Namensänderung mufs zur Zeit des Ptolemaeus, unter den Antoninen vor sich gegangen seyn; da kein Schriftsteller *vor* Ptolemaeus von einem Nomos *Andropolis* spricht; alle späteren aber, von Ptolemaeus an, des Nomos *Gynäcopolis* nicht erwähnen. Eine Münze von *Antoninus Pius* könnte am sichersten jeden Zweifel über die Namen *Gynaecopolis* und *Andropolis*, so wie über den Zeitpunkt, in dem Ptolemäus seine Geographie geschrieben, heben. —

Bey den Münzen des Nomos *Menelaïtes* sehen wir S. 231 eine der 4ten Gröfse aus dem franz. Kabinette zum ersten Male in Abbildung. Ihr Typus enthält auf dem Revers die auf diesen Münzen gewöhnliche Darstellung Harpokrate's, dessen Unterleib sich in einen Krokodils-Schweif endigt. *Töchon*

chon bemerkt hiebey die verschiedenen Abweichungen in dieser Vorstellung: bald sehen wir den Schweif dieses Thieres mit Haaren, bald mit Schuppen bedeckt. Auf den Münzen Trajans und Hadrians sieht man die beiden Hinterfüsse des Crocodils; auf jenen der Kaiser *Antoninus* und *Marc Aurel's* bemerkt man deren drey. —

Der Vf. schliesst die Folge der Nomen mit dem von *Mareotes*, welchen Plinius *Mareotes Lybiae* nennt, vermuthlich um dadurch seine nahe Lage an der lybischen Grenze anzudeuten. Wir sehen hier die beiden bekannten Münzen von *Hadrian* und *Antonin* in Kupfer gestochen. Die erstere von Hadrian ist zwar schon bey Mionnet beschrieben, allein hier erscheint dieselbe zuerst in getreuer Abbildung.

Als *Anhang* dienen diesem, — in jeder Beziehung vorzüglichem Werke, — zwey Tabellen; wovon die erste die Namen der *Nomi* giebt, welche uns durch *Herodot*, *Strabo*, *Plinius* und *Ptolemaeus* überliefert worden, mit Angabe jener, welche auf dem *D'Anvill*'schen Atlass zu finden sind, und von denen sich Münzen bis auf unsere Zeiten erhalten haben; — die zweyte aber die Varianten der Namen der Nomi enthält, so wie sie in den zehn Manuscripten des Plinius auf der Königl. Bibliothek zu Paris vorkommen.

Tôchon d'Annecy hat in dem Abschnitte über die „*Médailles suspectes*" (S. 23) durch seine gründlichen Forschungen der Numismatik einen wesentlichen Nutzen gewährt. Was bis auf Ihn über die Nomen: *Pinamys-Heroopolites*, *Oasis*, *Nicopolites Canopus*, *Heptanomis* und *Lybia* noch im Dunkeln war, gewann durch ihn seine Aufklärung. Von der anderen Seite wurden die Grenzen der Wissenschaft durch mehr als *zwanzig* neue Münzen erweitert, deren Abbildung und Beschreibung wir dem Vf. verdanken *).

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin u. Posen, b. Mittler: Dr. *Martin Luthers Gedanken über die Musik.* Zur Beförderung des Kirchengesanges aus seinen Werken gesammelt und mit Anmerkungen und Beylagen begleitet von *Friedrich Adolph Beck.* 1825. 8. (12 gGr.)

Die Zusammenstellung der Stellen Luthers über die Musik musste allerdings demjenigen willkommen seyn, welcher seine Liebe für diese Kunst gern durch die religiöse Ansicht eines solchen Heroen, wie Luther war, bekräftigt und durch den genialen Blick und Ausdruck desselben erhellt und aufgeklärt sieht. Zugleich mag eine solche Sammlung die Erzieher der Jugend in den Volksschulen zur Beförderung des Gesanges, besonders des religiösen, ermuntern.

Zuerst giebt Hr. *B.* Luthers Abhandlung über die Musik, *Encomium Musices*, in einer alten Uebersetzung, welche nach Forkel von Luther selbst herrühren soll (am Schlusse seines Vorworts theilt er selbst das lateinische Original mit), dann folgt sein Gedicht, Frau Musika, deutsch; dann die einzelnen Aeusserungen Luthers über die herrliche Kunst, welche nicht schwer seyn konnte, zusammenzubringen, da die Register zu Luthers Werken bis ins Einzelne gehen. Da wir jedoch die Walchsche Ausgabe nicht zur Hand haben, so können wir auch nicht sagen, ob der wohlmeinende Herausgeber auch alles benutzt hat.

Diese authentischen Aussprüche Luthers würden nur einen sehr kleinen Raum eingenommen haben, wenn nicht Hr. *B.* dieselben durch ein breites Vorwort eingeleitet, und sie mit höchst überflüssigen Citaten und zur Sache nicht gehörigen Anmerkungen, welche wiederum mit Beylagen versehen sind, die ihm dann zu neuen Anmerkungen Gelegenheit gegeben haben, ausgestattet hätte.

*) 1) Nomos *Ombites*, numus unicus ex. M. Austr. 2) N. *Apollonopolites*, Nr. 1 et 2. 3) N. *Latopolis*, Nr. 1 ex. M. Franciae — und Nr. 2 ex M. Allier-Hauteroche. 4) N. *Diospolis magna*, Nr. 4 ex M. brit. 5) N. *Thinites*, Nr. 2 ex M. Fr. 6) N. *Panopolites*, Nr. 2. 7) N. *Antaeopolites*, ex M. Tôchon. 8) N. *Hypselis*, Nr. 1. 9) N. *Aphroditopolis*, Nr. 5, ex M. Tôchon. 10) N. *Gynaecopolis*, Nr. 1 et 2, ex M. M. Fran. et Tôchon. 11) N. *Ermopolites*, Nr. 5, ex M. Tôchon. 12) N. *Heracleopolites*, Nr. 2. 13) N. *Sethroites*, Nr. 2, ex M. brit. 14) N. *Athribites*, Nr. 1, ex M. Allier de Hauteroche. 15) N. *Prosopites*, Nr. 6, ex M. Borgia. 16) N. *Phteneotes*, ex M. Tôchon. 17) N. *Naucratis*, Nr. 4, ex M. brit. 18) N. *Gynaecopolis*, ex M. Tôchon. 19) N. *Menelaites*, Nr. 4, ex M. Fr. 20) N. *Mareotes*, Nr. 1, ex M. M. Fr. et Tôchon. —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

May 1828.

OEKONOMIE.

Stuttgart u. Tübingen, b. Cotta: *Hortus gramineus Woburnensis*, oder *Versuche über den Ertrag und die Nahrungskräfte verschiedner Gräser und andrer Pflanzen, welche zum Unterhalte der nützlichern Hausthiere dienen;* veranstaltet durch *Johann* Herzog *v. Bedford*. Mit vielen Abbildungen der Pflanzen und Samen erläutert, womit diese Versuche gemacht wurden, nebst praktischen Bemerkungen über ihre natürlichen Eigenschaften und die Erdarten, welche am besten für sie taugen; nebst Angaben über die besten Gräser für die dauernden Weiden, bewässerten Wiesen, begleitet mit den unterscheidenden Merkmalen der Arten und Abarten von *Georg Sinclair*, übersetzt von *Friedrich Schmidt*. 1826. XIX u. 418 S. gr. 8. m. Kupf. (3 Rthlr. 12 gGr.)

Kein Theil der Landwirthschaftskunde hat sich bis jetzt weniger wissenschaftlich ausgebildet, als die Lehre von dem Anbau der Gräser. Zwar kennen wir eine Menge Grasarten, die sich zum Anbau qualificiren sollen; die Nahrhaftigkeit aber einer jeden Art für sich; welche Arten sich für eine jede besondre Bodenmischung passen und die reichste, die nahrhafteste und dabey zugleich den ganzen Sommer hindurch eine gleiche Weide geben, diess ist noch wenig erforscht. Ausserdem dass man die Weiden mit Kleearten, mit Honig- und Raygras besäet, überläfst man es gröfstentheils überall der Natur, Futterkräuter zu erzeugen. Der Uebersetzer verdient also Dank, dass er uns mit den Versuchen des Herzogs von Bedford bekannt macht, die über diesen Gegenstand sehr interessante Aufschlüsse geben und hoffentlich nähere Untersuchungen in dieser Hinsicht veranlassen werden.

Der eben gedachte letzt verstorbene Herzog von Bedford, welcher so viele Untersuchungen im Gebiete der Landwirthschaft anstellte, verschaffte sich eine Menge Samen und Pflanzen von natürlichen Gräsern, die in dem Garten und Park von Woburn Abbey in 4 Fuss grosse, mit Bretern eingefasste Quadrate gepflanzt und angesäet wurden. Die in den Quadraten eingeschlossene Erde wurde herausgenommen und andere theils einzeln, theils gemischt dafür hineingelegt, um den verschiednen Gräsern denjenigen Boden anzuweisen, den man ihrem Wachsthume am förderlichsten hielt; zugleich veranstaltete man mehrere Abweichungen in den Mischungen, um die Wirkungen der Erdarten auf das Gedeihen der Gräser zu erforschen. Die Erdarten wurden nach *Humphy Davy's* Anleitung chemisch untersucht; die Gräser wurden in verschiedne Perioden ihres Wachsthums geschnitten und das Gewicht ihres Ertrags genau bemerkt, um auszumitteln, wann sie ihre höchste Vollkommenheit erreicht hatten. Auch suchte man ihre nährenden Eigenschaften theils durch chemische Analysen, theils durch Füttern verschiedener Thierarten zu erforschen.

Der *erste* Abschnitt beschreibt *die Art, wie alle diese Versuche angestellt wurden.* — Die nährenden Bestandtheile der Gräser (Schleim, Zucker, Eyweiss, bittere Extract und vegetabilische Säuren). Dann folgen belehrende Beschreibungen der botanischen Kunstwörter mit Steindruck-Tafeln versinnlicht, nebst Beschreibungen des Baues der Gräser; ferner Durchschnitts-Perioden, wann 200 Grasarten, mit welchen Versuche angestellt worden, ihren Samen zur Reife bringen. Der unüberwindliche Hang der Gräser, gemeinschaftlich mit einander zu leben, macht es unmöglich, sie lange Zeiten einzeln anzubauen und völlig reinen Samen zu erhalten. Der Same der Samenhändler ist daher selten ganz rein. Die allgemeine Anordnung und das classificirte Verzeichniss der eigentlichen Gräser ist nach *Jaume St. Hilaire* entworfen und enthält von S. 46 bis 130, — 1500 verschiedne Arten und Abarten, wovon *circa* 150 in Grossbritannien einheimisch sind. Sodann werden die Analysen von 12 verschiednen Erdarten angegeben, in welchen Versuche vorgenommen wurden. Neben diesen Analysen vermissen wir ungern die wasserhaltende Kraft des Bodens und eine Beschreibung des Untergrundes unter den Versuchsbeeten, da Versuche ohne eine Angabe dieser Umstände nie hinreichend belehrend sind. Ein und derselbe Boden auf einen andern Untergrund gebracht, vermindert oder erhöht dessen Werth, da es bekannt ist, *dass der Sand, welcher in dem feuchten Klima Englands zu Weizen und Pferdebohnen geschickt ist, in Deutschland nur mit Roggen bestellt werden darf.*

Zweyter Abschnitt. Von den Gräsern und andern Pflanzen, welche den Ertrag *der reichsten natürlichen Weiden bilden.* Um zu erforschen, wie ein al-

alter reicher Weideboden sich ändere, wenn er mit Korn bestellt würde, wurde der Rasen bis auf 5 Zoll tief aufgerissen, die Erde von den Gräsern befreyt, getrocknet und hierauf analysirt. 400 Gran enthielten 102 Gran Kalk und kieselhaltigen Sand von verschiedner Feinheit, 160 Gr. (?) kohlensauren Kalk, 55 Gr. zersetzliche vegetabilische Materie und Wurzeltheilchen, 50 Gr. Kieselerde, 25 Gr. Thonerde, 4 Gr. Eisenoxyd und 4 Gr. lösbare vegetabilische Materie und schwefelsauren Gyps.

Nachdem dieser Boden 5 Sorten: Hafer, Kartoffeln, Gerste, Rüben und Weizen getragen hatte, und jede Spur des Rasens verschwunden war, wurde er aufs neue untersucht. Er bestand nun aus 100 Gran Kalk und kieselhaltigem Sande (beynahe wie zuvor); 48 Gr. zersetzliche vegetabilische Materie, durch Feuer zerstörbar; 159 Gr. kohlensauren Kalk (beynahe wie zuvor); 57 Gr. Kieselerde; 26 Gr. Thonerde; 5 Gr. Eisenoxyd (vermehrt) und 3 Gr. lösbare vegetabilische und salzige Materie. Bedeutend hatte sich also bloss die vegetabilische Materie vermindert. Auffallend ist die Menge kohlensauren Kalks; es ist schon ein starker Mergel, der so viel Kalk enthält. Die Fortsetzung dieses Versuchs in Hinsicht des Ersatzes durch Dünger muss Rec. übergehen.

Der verschiednen Gräser und andrer Pflanzen, welche den Ertrag der reichsten natürlichen Weiden in England ausmachen, sind 26. *Im Frühling* und auch einen grossen Theil des Sommers findet man nämlich: *Alopecurus pratensis, Dactylis glomerata, Festuca pratensis, Phleum pratense, Anthoxantum oderatum, Holcus avenaceus, Vicia sepium, Lolium perenne, Bromus arvensis, Poa annua, Avena pratensis.* Im *Sommer* und *Herbst* kommen hauptsächlich vor: *Avena flavescens, Hordeum pratense, Cynosurus cristatus, Festuca duriuscula, Poa trivialis, Poa pratensis, Holcus lanatus, Trifolium pratense* und *repens, Lathyris pratense, Festuca glabra vel duriuscula. Im Herbste* sind hauptsächlich zu benutzen: *Achillea millefolium, Agrostis stonifera, Palustris* und *Triticum repens.* Ausserdem findet man *Ranunculus, Plantago, Rumex* u. s. w. Sodann folgen die Versuche in den oben genannten Quadraten selbst. Bey dieser Untersuchung wurde bemerkt: a) der Ertrag *im Frühling* vom Quadratfuss, b) *zur Zeit der Blüthe*, c) *zur Zeit der Samenreife*, und d) *an Nachmahd.* Das Gewichtsverhältniss und die nährenden Bestandtheile dieser einzelnen Ertragsarten, so wie der Gewichtsverlust des Grases bey seiner Verwandlung in Heu, wurden sorgfältig ausgemittelt. Die Untersuchungen erstreckten sich über 138 Gräser und Futterkräuter, und sind höchst lehrreich; man lernt Gräser als bedeutend kennen, die früher wenig geachtet wurden; dagegen wieder andere, die zwar in den Weiden prangen, aber entweder wenig Ertrag geben, oder wenig nährende Theile enthalten. Wir können hier nicht näher auf die Resultate der Untersuchungen mit einzelnen Gräsern eingehen, wir wollen indessen auf einzelne Punkte aufmerksam machen. Wenn es bisher selten gelungen ist, eine ursprünglich gute Narbe eines reichen Weidebodens, wenn er aufgebrochen worden und wieder zur Weide ausgelegt werden soll, zu ersetzen, so rührt diess daher, dass man nicht die Samen derjenigen Gräser zur Saat nahm, die dem Boden eigenthümlich sind und früher den Ertrag der schätzbaren Weide ausmachten. Da die Gräser, wie schon oben bemerkt wurde, nur in Gesellschaft gut gedeihen, da ferner auf den besten Weiden Gräser mit andern Pflanzen, namentlich Kleearten, vermischt vorkommen (auf einer guten Wiese des Herzogs v. Bedford waren auf einem Quadratfuss 22 Grasarten; auf einer zweyten waren auf demselben Raume 940 Gräser und 56 Kleepflanzen), so ist es vortheilhaft, auf denselben Raum mehrere Gräser zu säen. Der Vf. giebt deshalb S. 249 eine Tafel für das Verhältniss, in welchem der Same verschiedner Grasarten zur Anlegung dauernder Wiesen gemischt werden soll.

Dritter Abschnitt. Ueber die Gräser und andre Pflanzen, welche *trockenem, sandigem* und *hoch liegendem Boden* eigenthümlich sind.

Vierter Abschnitt. Von den Gräsern, welche natürlich auf *feuchtem Boden*, oder in *Sümpfen*, so wie auch auf *periodisch überschwemmtem* Lande und *bewässerten Wiesen* wachsen.

Fünfter Abschnitt. Von den verschiednen *Gräsern* und andern zur *Wechselwirthschaft tauglichen Pflanzen.* Hierher gehören die Pflanzen, welche in der kürzesten Zeit oder innerhalb 2 Jahren zur Vollkommenheit gelangen, breite und saftige Blätter haben und nicht schnell Samen tragen. Gewächse dieser Art erschöpfen den Boden am wenigsten. Der Vf. hat das Verhältniss der Erschöpfung nachstehender Gewächse auf zwey verschiednen Wegen auszumitteln gesucht, und zwar: 1) nach dem Gewichtsverhältniss des Ertrags von einem Acker; darnach erhält er: Mangold, *Beta cicla* 25; Kohl, *Brassica oleracea var.* 25; weisse Rüben, *Brassica rapa* 16; Kartoffeln, *Solanum tuberosum* 15; Kohlrabe, *Brassica oleracea var.* 14; schwedische Rübe, *Brassica rapa var.* 13; gelbe Rübe, *Daucus carota* 11. 2) Darnach, wie sie Nahrungsstoff von einem Acker hervorbringen, gestaltet das Verhältniss sich bedeutend anders, und diess dürfte das richtigere seyn: Kartoffeln 63, Kohl 42, Mangold 28, gelbe Rüben 24, Kohlraben 17, schwedische Rüben 16, weisse Rüben 14. Nächst diesem erfolgt eine ähnliche Untersuchung der Klee-, Wicken- und Grasarten, die der Vf. für die Wechselwirthschaft passend hält, in Beziehung auf ihren Ertrag und auf ihre Nahrhaftigkeit, wie schon im *zweyten* Abschnitte von den Gräsern, für einen reichen Boden angedeutet ist.

Es würde zu weit führen, alle Resultate und Folgerungen, die der Vf. aus seinen Versuchen ablei-

leitet, insonderheit in Hinsicht der verschiednen Futterkräuter und Grasarten, die er zur Mischung mit den Kleearten vortheilhaft hält, auch nur andeuten zu wollen; Rec. muss also in dieser Beziehung auf das Buch selbst verweisen.

Endlich geben zwey Anhänge Auskunft über die in England hier und da gebräuchliche Art der Verpflanzung des Rasens und über die Gräser, welche das beste Stroh zu Strohhüten, nach Art der Livorneser, geben.

Das bisher Gesagte zeigt hinreichend, dass aus diesem Buche viel zu lernen ist; es bleibt aber noch viel zu erforschen und zu wünschen übrig, z. B. die Verträglichkeit der Gräser und Futterkräuter untereinander, welche Arten einander die Nahrung entziehen oder sie für einander bereiten; welche Mischung der Grasarten und Futtergewächse unter einander auf einer jeden *verschiednen Bodenart* nach dessen verschiednem Reichthum am besten fortkommen; ob die Pflanzen und Gewächse, die nicht zu den Gräsern gehören, die man auf allen, sowohl reichen als magern Weiden und Wiesen findet, auch etwa nothwendig sind, um dem Boden Stoffe zu entziehen, die den edlen Gräsern nachtheilig sind, oder ob sie Nahrungsstoffe für die edlen Gräser durch die Exhalation ihrer Wurzeln vorbereiten? wahrscheinlich sind sie nicht umsonst da, da die Erfahrung lehrt, dass sie sich nicht ausrotten lassen. Ferner wäre noch zu erforschen, in welchem Verhältniss die Gräser den Boden ausziehen, wenn sie abgemäht und verfüttert, und in welchem Verhältniss sie ihn verbessern, wenn sie abgeweidet werden?

Uebrigens scheint dem Rec. die Art des Vfs., die Beschaffenheit des Bodens bloss vermittelst chemischer Analysen zu bezeichnen, für den praktischen Gebrauch nicht anwendbar. Die *Zusammensetzung* der Bodenarten sind in ihren *verschiednen Verhältnissen* nicht nur unendlich vielfach, sondern sie sind es auch in Hinsicht des Untergrundes, worauf sie ruhen, in Hinsicht des Klima's, der Umgebung, des verschiednen Abhangs nach den Himmelsgegenden, der Höhe über dem Meere, des Schutzes u. s. w.; es hält also schwer, Folgerungen für seinen eignen Betrieb aus solchen Versuchen mit einiger Sicherheit zu ziehen. Alle Forschungen verfehlen ihren Zweck, wenn man keine bestimmte Anhaltspunkte hat, vermittelst welcher man solche Versuche mit seinen eignen Erfahrungen vergleichen kann. Für den praktischen Gebrauch dürfte es viel richtiger seyn, ausser der gewöhnlichen Beschreibung der Bodenarten, nach *Crome's* Anleitung zur Kenntniss des Bodens, durch Bemerkung der hauptsächlichsten wildwachsenden Pflanzen die Natur und die Fruchtbarkeit des Bodens zu bezeichnen. Es wird wahrscheinlich noch lange dauern, ehe wir dahin kommen, nach Art des Frhn. *v. Voght* den Reichthum des Bodens in Zahlen auszudrücken. Würden die landwirthschaftlichen Schriftsteller über eine solche Scale der Agronometrie einig, so würden ähnliche Versuche, wie die in diesem Werke beschriebenen, erst recht fruchtbringend werden können.

Papier und Druck ist gut, und der Preis bey der Menge von Steinabdrücken (60 Quartblätter) äusserst billig.

THEOLOGIE.

Grimma, b. Göschen-Beyer: *Religiöse Ansichten und Wünsche eines Laien.* — Allen Freunden der Vernunft und Wahrheit zur ernstlichen Prüfung und zur Stiftung des innigsten Vereins vorgelegt von *C. G. Philalethes.* 1825. XII und 807 S. 8. (14 gGr.)

Wir glauben es dem Vf. gern, dass die reinen, religiösen Ansichten, welche er in dieser Schrift niedergelegt hat, ihm sehr werth sind; ehren es, dass er so inniges, herzliches Interesse an den erhabnen Wahrheiten der Religion nimmt; freuen uns, dass er in ihnen unter den furchtbarsten Stürmen des Unglücks Trost und Seelenruhe gefunden hat, und finden selbst seinen Wunsch sehr natürlich und menschenfreundlich, dass sie auch das Eigenthum Anderer werden möchten; dass überhaupt die Edelsten, ohne Rücksicht auf unwesentliche Unterscheidungslehren, sich zu einem Bunde vereinen möchten, der nichts Anderes, als die Förderung wahrer Aufklärung und Frömmigkeit bezweckt. (S. Vorr. und S. 300 ff.) Theilen wir doch diesen Wunsch mit ihm und nehmen dankbar Alles an, was zur Verwirklichung desselben beytragen mag. Freylich aber müssen wir dabey zugleich wünschen, dass besonders die zu diesem Endzweck erscheinenden Schriften sowohl der Form als Materie nach geeignet seyn mögen, reine Religionskenntniss zu verbreiten und die Gemüther mit Liebe für die Religion zu erfüllen. Was nun vorliegendes Werk betrifft, so räumen wir dem Vf. unbedenklich ein, dass er von den Vorurtheilen eines in äussern Formen erstarrten Dogmatismus ziemlich freye, richtige und helle Ansichten vom Christenthum, so wie von Religion überhaupt und von den einzelnen Lehren derselben im Allgemeinen darin niedergelegt hat, dass sie also in dieser Beziehung wohl geeignet ist, seinen guten Absichten zu entsprechen; aber desto weniger können wir mit der Form zufrieden seyn. Der Vf. will kein Dichter seyn, er ist es auch wirklich nicht, und dennoch hat er seine Betrachtungen in Reime eingezwängt, welche jedem Gebildeten den Genuss derselben sehr verleiden. Es ist nun einmal das dichterische Gewand ohne eigentliche Poesie dem richtigen, unverdorbenen Gefühl zuwider, und die gereimte Prosa ist und bleibt ein Unding, zumal wenn sie, wie auch hier zuweilen, z. B. S. 88: „Und erhob ihn (den Knaben) kräftig

tig für das Leben — Auf der Wissenschaften *Blumenbahn*" — mit einzelnen poetischen Redensarten durchwebt ist. Hätte es daher doch dem Vf. beliebt, sich der prosaischen Schreibart zu bedienen, und etwa der mittlern, (seine Reime bewegen sich meist nur in der niedrigen,) er würde sein Werk dadurch um Vieles geniessbarer gemacht und seine gute Absicht um so sicherer erreicht haben. „Die nackte Wahrheit", wie er (Vorr. S. VI.) sich zu rechtfertigen sagt, „im einfachsten Gewande, wird sich durch die ihr inwohnende Kraft schon Eingang in die Herzen ihrer Freunde zu verschaffen wissen." Das wird sie allerdings, und noch mehr, sie wird sogar, sie kann wenigstens auch solche gewinnen, welche ihr noch nicht befreundet sind: denn bey ihren Freunden hat sie eigentlich schon Eingang gefunden. Aber warum hat er ihr nicht dieses einfachste Gewand gegeben, zumal er selbst fühlte, dass der Reim ihm Fesseln angelegt, die er oft nicht glücklich zu lösen vermochte. Denn wenn er (S. IX.) sagt, „er habe den Reim, unter andern Gründen, auch um deswillen der ungebundnen Rede vorgezogen, weil er das Auffassen und Behalten seiner religiösen Ansichten erleichtern solle: so können wir diesen angeführten Grund in Betrachtung des Vorbemerkten nicht gelten lassen. Flickwörter, Härten, Verstösse gegen das Metrum, die sich in grosser Menge finden, wollen wir, um Raum zu ersparen, nicht anführen, und nur Eine Stelle mittheilen, die zu den bessern gehört, um unser ausgesprochenes Urtheil über die Schreibart des Vfs. zu bestätigen. S. 89 heisst es:

Der hat in der That sehr viel gewonnen,
Der dem unschuldvollen Kinde gleicht;
Ja, so mancher Gute geht von hinnen,
Und hat diese Höhe nicht erreicht.
Denn durch Kunst und Wissenschaften glänzen
Heisst noch keineswegs veredelt seyn;
Ach! sehr oft wirkt leider unser Wissen
Störend auf den Seelenfrieden ein.
Mit der Zahl der Lebensjahre wachsen
Auch zugleich die Leidenschaften mit,
Und so Mancher, der rasch vorwärts schreitet,
Thut fürs Jenseits auch nicht einen Schritt.
Männer, deren Namen die Geschichte
Zu den ersten ihrer Zeiten zählt,
Haben trotz des Ruhms, den sie erwarben,
Doch den Zweck des Daseyns ganz verfehlt.
Denn Gelehrsamkeit ist nicht die Quelle,
Aus der immer Völkersegen fliesst,
Und der Geist mit Kenntniss ausgerüstet,
Oft nicht der, der wahres Glück geniesst.

Es finden sich aber noch viel mattere Stellen, und wir wählten gerade diese, weil sie eine Wahrheit ausspricht, die auch zu unsrer Zeit so o[ft] unbeachtet bleibt. Ueberhaupt hätte der Vf. sein[e] Gedanken weniger ausspinnen sollen, dann wür[]den sie auch in dieser unglücklich gewählten Form an Eindringlichkeit noch Etwas gewonnen haben. Er spricht zwar in der Vorrede von der Kürze die in seinem Plane gelegen; wir haben sie jedoch nirgends finden können. — Die Schrift zerfällt in mehrere *Abschnitte*. Der *erste*, welcher der gelungenste ist, hat die Ueberschrift: *Natürliche Religion*, oder *kurze Betrachtungen über Gott, Zukunft, Bestimmung des Menschen* u. s. w., *wie sie aus einem vernünftigen Nachdenken hervorgehen*. Er enthält einzelne Betrachtungen mit besondern Ueberschriften, z. B.: *Es ist ein Gott. — Gott ist das vollkommenste Wesen und kann als solches nichts Unvollkommnes wollen*. Am Ende einer jeden stehen passende Stellen aus der heil. Schr. zur Bestätigung ihres Inhalts. Von diesen sagt der Vf. in der Vorr. (S. VII.) sehr auffallend: „Ich bemühte mich, die Vernunftreligion nach meinen Vorstellungen in ihren wichtigsten Beziehungen kurz und deutlich vorzutragen, und verband damit am Ende eines jeden Abschnitts, *so widersprechend diess auch scheinen mag*, die nöthigen Beweisstellen aus der heiligen Schrift" u. s. w. — Wir können kaum begreifen, wie es widersprechend scheinen solle, dass man Wahrheiten der Vernunftreligion aus der heiligen Schrift beweisen wolle. Der *zweyte* Abschnitt ist überschrieben: *Geoffenbarte Religion. — Alter Bund*, oder *kurze Betrachtungen über einige der wesentlichsten Theile der Offenbarungen des A. T., wornach die übrigen beurtheilt werden können. Dritter* Abschnitt. *Geoffenbarte Religion. Neuer Bund*, oder *Betrachtungen über die wesentlichsten Lehren des N. T.* Wie zu diesen *wesentlichsten Lehren* unter andern *Elisabeths Schwangerschaft* (S. 200) gehöre, ist uns nicht einleuchtend. Ueberhaupt hat uns in diesen beiden letzten Abschnitten die Reimerey des Vfs. am wenigsten zusagen wollen, weil durch dieselbe das antike, von Jugend auf so lieb gewonnene Gewand der biblischen Erzählungen wirklich verunstaltet ist. Eigenthümliche Ansichten, von denen der Vf. in der Vorrede spricht, haben wir eben nicht gefunden, ausgenommen etwa einige unhaltbare, z. B. über die unmündigen Kinder und Blödsinnigen in jener Welt. Denn die typischen und allegorischen Deutungen, welche er den Alttestamentlichen Geschichten und Lehren hin und wieder giebt, wird er wohl nicht für *Ansichten* ausgeben wollen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1828.

REISEBESCHREIBUNG.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Briefe aus Sicilien.* Von *Justus Tommasini.* Mit einer Karte von Syrakus. 1825. 380 S. 8. (1 Rthlr. 20 gGr.)

Diefs Werk fcheint in Deutfchland wenig gekannt zu feyn. Ist etwa der ganz italienifch klingende Name des Vfs. daran Schuld, — oder gar der den Inhalt nicht genau bezeichnende Titel? Was den letztern anlangt, fo wäre die Ueberfchrift: Briefe *über* Sicilien, allerdings genauer, als der gewählte. Sollte das höchft anziehend gefchriebene Buch keine Ueberfetzung feyn, wofür es nicht leicht Jemand halten kann, dann deuteten die in demfelben entwickelten Anfichten, die ganze Darftellungsweife, kurz Alles auf einen Deutfchen, unter einem italienifchen Namen verborgenen Verfaffer. Selbft die S. 4 u. 300 enthaltenen Aeufserungen beftätigen es ausdrücklich. Diefe Umftände reizten den Rec. zu mancherley Nachforfchungen, deren Ergebniffe ihn belehrten, dafs diefe Briefe von einem aus Schwerin gebürtigen, fich jetzt in Rom aufhaltenden Gelehrten, dem Hn. Dr. *Johann Heinrich Weftphal,* herrühren. Bey der Anzahl von Werken, die man über das trinakrifche Eiland befitzt, wird man in einer Reifebefchreibung, die nur vier Monate des J. 1822 umfafst, nicht viel Neues erwarten dürfen; wohl aber verfprechen wir dem Lefer eine lebendige Schilderung aller von dem Reifenden befuchten Orte und der von ihm beobachteten Sitten und Gebräuche. Er fcheint uns überall richtig gefehen, ohne Vorurtheile, obgleich als entfchiedner Proteftant, beobachtet und ohne Uebertreibung den Eindruck wiedergegeben zu haben, welche die vielen fremdartigen Gegenftände auf ihn hervorbringen mufsten. Ift es denn nicht auch ein wahrer Gewinn, einmal eine Reifebefchreibung nach einem Theil von Italien zu erhalten, worin etwas Anderes ftehet, als eine Aufzählung der angetroffenen Gemälde und abgedrofchenen Kunfturtheile? Gewifs. Das vorliegende Werk zeichnet fich gerade durch feine Localitäten, die Treue der Bilder, den fliefsenden Stil vor vielen feines Gleichen aus. Der Vf., der nach S. 270 nichts weiter beabfichtigte, als mit Befeitigung aller Bücherweisheit und Gelehrfamkeit in der fchönen Natur zu leben und mit dem fchönen Gefchlecht umzugehen, belehrt ohne zu ermüden, beobachtet mit Scharffinn und verräth überhaupt einen höchft gebildeten Geift. Schade, dafs er die Frauen felbft in den Nonnenklöftern auffucht, wodurch S. 278 ein förmlicher Roman fich entfpinnt. Die Moral diefer Fabel lautet: „Alfo beym Lieben nur kein Ernft und beym Heirathen keinen Scherz, dann wird Alles gut gehen." Freylich fpielen die Klöfter eine gewaltige Rolle in einem Lande, das bey einer Bevölkerung von anderthalb Millionen *fechszigtaufend* (!) Geiftliche und in der einzigen Stadt Syrakus 196 (!) *Klöfter* zählt. Diefer Krebsfchaden verzehrt auch die beften Kräfte des eben fo fchönen als unglücklichen Landes. Er erklärt hinreichend den elenden Zuftand des gröfstentheils den Händen unwiffender Klofterbrüder anvertrauten Unterrichts der Jugend, bey welchem, um mit dem Vf. zu reden, „man die ftrengfte Stallfütterung eingeführt hat, damit ja keiner für fich felbft fuche und vielleicht etwas anderes geniefse, als was man für gut befindet, ihm zu geben." Man begreift bey diefem Pfaffenheere den niedern Stand der eigentlichen Cultur, die dicke Finfternifs, die faft allenthalben verbreitet und mit Sorgfalt gepflegt wird; die wahrhaft abfchreckende Sittenlofigkeit, die von den Geiftlichen ausgeht (S. 305). Die Sicilianer find ohnehin ein fehr träges Volk, ohne alle Induftrie (S. 112). Dazu kommt die zweckwidrigfte aller Verwaltungen (S. 114. 136), die das Land vollends zu Grunde richtet und den fchreyenden Gegenfatz der blaffen, ausgehungerten Geftalten mit der üppigften Natur hinreichend erklärt. Was Wunder, wenn dann der Sicilianer im Gefühl feines Elendes ausruft: *„Siamo ridotti al eftremo della miferia!"* Trotz dem entfchiedenften Unabhängigkeitsgeifte hat die Nation jetzt, fo wenig als unter ihren frühern Eroberern, den Karthaginenfern, den Römern, den Gothen, den Arabern, den Normannen, den Spaniern und Deutfchen Anfprüche auf politifche Freyheit: denn es gebricht ihr an Kraft, fich von den Banden der ärgften Pfaffenherrfchaft zu befreyen. Deffen ungeachtet ift dort Alles ganz anders als in Italien, Alles viel füdlicher. Wer Sicilien bereifen will, mufs vermeiden, es ganz zu Fufse zu thun. Schon der fchlechte Zuftand der Landftrafsen wird ihn von einer ungewohnten Sitte abhalten. Uebertrieben ift aber, was von der mit einer Reife durch die Infel verknüpften Gefahr gefagt worden, und es wird S. 191 nachgewiefen, dafs dem Prof. *Schweigger* aus Königsberg felbft bey dem ihn betroffenen Unglück das Meifte zur Laft fällt. Mit mehr Vorficht

ficht hätte auch er getroſt das *„cantabit vacuus coram latrone viator"* auf ſich anwenden können. Nach dieſen allgemeinen Betrachtungen wollen wir wenigſtens den Weg bezeichnen, den der Vf. genommen hat. Er beginnt mit einer Beſchreibung von *Palermo* und ſeiner 130,000 Einwohner, deren öffentliches Treiben und Weben ein immerwährendes Karneval bildet. Mit der herrlichen Umgebung, der ſchönen Lage an einem gegen Nordoſt offenen Meerbuſen zwiſchen den mächtigen, drey Stunden von einander entfernten Felſen *Pellegrino* und *Catalfano*, bilden die ſchmutzigen Straſsen und deren verpeſtete Luft den unangenehmſten Gegenſatz. Erſt S. 89 geht die Reiſe weiter über *Morreale* (Montereale), *Sala di Partenico* nach *Trápani*, in deſſen Nähe die Ueberreſte des alten Tempels von *Segeſte* und die geringen Ueberbleibſel eines Theaters und einer alten Stadt beſucht wurden. Die Stadt (*Trápani*) treibt einen ausgebreiteten Handel mit Meerſalz und verarbeiteten Korallen. *Marſála*, auf dem alten Vorgebirge Lilibäum, jetzt *Capo Boeo*, gelegen, hat ihren Namen von den Sarazenen erhalten, indem ſie ihn *Marſa-Alláh* (Gotteshafen) wegen des ſchönen Hafens nannten, den indeſſen Kaiſer Karl V. wegen der Barbaresken verſchütten lieſs. In *Mazzara* war der Gaſthof ſo überaus ſchlecht, daſs hier, wie noch mehrmals in der Folge, das von dem Erzbiſchof von Palermo, dem Kardinal Gravina an alle Klöſter Siciliens mitgegebene Empfehlungsſchreiben dem Reiſenden gar ſehr zu Statten kam. Keine fünf deutſche Meilen davon liegen, bey *Campobello*, die Steinbrüche des alten *Selinunt*. Zu dem, was S. 126 von den Alterthümern von *Selinunt* geſagt wird, finden ſich reichhaltige Nachträge in *Pietro Piſani's Memoria ſulle opere di ſcultura in Selinunte ultimamente ſcoperte*. Palermo 1823, in den *Oſſervazioni ſulle antichità in Selinunte illuſtrate dal Sig. Pietro Piſani*. Poligrafia Fieſolana 1825, und in *Herrmann Ringanum's* letzthin erſchienenen Schrift: *Selinus und ſein Gebiet*. Eine Abhandlung der Erd- und Völkerkunde Siciliens. Mit 1 Karte und andern Abbildungen. Leipzig 1827. Von der *palmoſa Selinus*, wie Virgil ſagt, führte der Weg über *Caſtelveterano*, ein gar elendes Neſt, nach dem ſchön gelegenen *Sciacca*, mit 12,000 Einwohnern, in deſſen Nähe die im Alterthum berühmten *Thermae Selinuntinae* befindlich ſind. S. 140 wird *Girgenti* (Agrigent) beſchrieben, wo der Domherr *Panittieri* eine auserleſene Sammlung von in der Gegend gefundenen alten Vaſen, und der Maler und Architekt *Politi* eine reiche Sammlung von verkäuflichen Alterthümern beſitzen. Von den Alterthümern des Orts iſt der *Tempio della Concordia* als Vignette auf dem Titelblatte abgebildet. Nach Beſichtigung des in der Nähe befindlichen Schlamm-ſpeyenden Berges, die *Makaluba* genannt, verlieſs der Vf. die Küſten, um ins Innere des Landes zu dringen, über *Caltaniſetta*, einen hübſchen Ort, der ſich ſchon leidlich wieder erholt hat von der in der letzten Conſtitutionscomödie durch die palermitaniſchen Patrioten erfahrnen Plünderung, — *Caſtrogiovanni*, den hochgelegenen Mittelpunkt Siciliens, das zwar 15,000 Einwohner zählt, aber kein einziges Wirthshaus beſitzt; — *Calatagirone*, nächſt Palermo die hübſcheſte Stadt auf der ganzen Inſel, mit einem guten franzöſiſchen Gaſthofe; — *Modica*, das ſich allein durch die S. 196 beſchriebenen reichen antiquariſchen Sammlungen des Barons *Giudica* auszeichnet; — die Troglodytenſtadt im Thale von *Iſpica*; — *Spaccaſurno*, wo, wie in *Caſtelveterano*, der lebendige Felſen ſtatt des Steinpflaſters dient; — *Pachino*, das auf der Südſpitze der Inſel, *Capo Paſſaro* ehemals *Pachynum*, liegt, und *Noto*, auf der jetzigen Stelle erſt nach dem Erdbeben vom J. 1693 erbauet. Von S. 209 an folgt die ausführliche Beſchreibung vom alten und neuen *Syrakus*, wovon ein Plan nach dem des *Cav. Mirabella* gezeichnet, dem Buche als Zugabe dient. Die Erſteigung des Aetna, im Lande allgemein *il Mongibello* genannt, ward von der *bella Catanea* aus unternommen, einer Stadt, die bekanntlich aus und auf Lava erbauet iſt. Dieſer Ort beſitzt die berühmteſte Univerſität in Sicilien, was aber nicht viel ſagen will, das ſeit dem Tode des Prinzen *Biscari* verwaiſte Muſeum für ſicilianiſche Alterthümer und das trefflich eingerichtete Kabinet des Barons *Gioeni* für Mineralogie und Conchylien. Nach einem etwas längern Aufenthalt in *Catania* wurden auf dem Rückwege berührt: *Aci Reale*, eine hübſche Stadt mit etwa 15,000 Einwohnern und nicht ohne Handel; das Fiſcherdorf *Giardini Taormina* (Tauromenium) mit mancherley Alterthümern, und *Meſſina*, wo einige Tage verweilt ward. Die Stadt zählt 40—50,000 Einwohner, der Hafen iſt vortrefflich und aus dieſem Grunde auch ſtark beſucht. Drey Tage wurden zu einer kleinen Reiſe nach *Milazzo* und der Inſel *Stromboli* oder *Strongoli*, mit mancherley Gefahren zur See verwendet. Bey der Ueberfahrt nach *Reggio* (S. 351) fand ſich eine Gelegenheit, das bekannte Naturphänomen der Meerſpiegelung (*Mirage*) wahrzunehmen, das Hr. *W.* auch im Norden und namentlich auf den Küſten der Oſtſee und auf dem Bodenſee beobachtet hat. Die Rückkehr nach *Meſſina* ward über die kleine Stadt *Scilla*, deren Bewohnerinnen als vollendete Schönheiten geprieſen werden, hart an der alten *Skylla* vorbey, ohne jedoch die Stelle der *Charybdis* näher bezeichnen zu können, wofür der ſogenannte *Calofaro*, ein Strudel dicht bey dem Leuchtthurme, angenommen wird — und über dem *Capo Pelorio* vollendet. Faſt noch beſſer als das erſte Mal gefielen dem Vf. ſein S. 361 geſchilderter wiederholter Aufenthalt in *Catanea*, von dem, wie von *Syrakus*, S. 375 noch Mehreres beygebracht wird. Bey Erwähnung des Bachs der *Cyane* (*la Pisma*) einige Worte über die darin in Menge wachſende Papyrusſtaude, aus welcher der Ritter *Landolina*, nach der Weiſe der Alten, ſehr ſchönes weiſses Papier machte; ein Geheimniſs, das er aber mit ins Grab genommen hat. Als Probe von der ſicilianiſchen Mundart theilt der

Vf.

Vf. S. 242 die Ueberſetzung von Horaz'ens vierter Ode des erſten Buchs mit. Sie iſt von *Meli,* der für den berühmteſten aller ſicilianiſchen Dichter gilt, und dem zu Ehren, wie wir hinzuſetzen können, eine eigne Denkmünze erſt vor wenigen Jahren geprägt ward.

LITERATUR- und SPRACHKUNDE.

1) Paris, b. Didot: *Choix des Poëſies originales des Troubadours.* Par *M. Raynouard.* 1816—1821. T. I XXXII u. 447 S. T. II. CLXIV u. 819 S. T. III. 475 S. T. IV. 476 S. T. V. VIII u. 476 S. T. VI. LXVIII u. 412 S. 8.

2) Toulouse, b. Cadet: *Le Parnaſſe occitanien ou Choix des Poeſies originales des Troubadours, tirées des manuſcrits nationales.* 1819. XLIX u. 404 S. 8.

3) Zwickau, b. Gebr. Schumann: *Die Poëſie der Troubadours.* Nach gedruckten und handſchriftlichen Werken derſelben dargeſtellt von *Friedrich Diez,* auſserordentl. Prof. an d. k. Preuſs. Rheinuniverſität. 1826. XX u. 360 S. 8. (1 Rthl. 16 gGr.)

Das harte Urtheil, das mehrer Kritiker über *Millot's Hiſtoire littéraire des Troubadours* ſogleich bey dem Erſcheinen derſelben (1774) fällten, wurde vierzig Jahre lang von allen Seiten wiederholt, während die franzöſiſchen und nicht-franzöſiſchen Literatoren und ſelbſt die gelehrten Verfaſſer der ſpätern Bände der *Hiſtoire littéraire de France* Millot's Werk als das vollſtändigſte und bequemſte benutzten und copirten, zuweilen ohne die Quelle zu nennen, aus der ſie ſchöpften. Nach der Herausgabe von *Raynouard's Choix des poeſ. orig. des Troubadours* war die Kritik ohnehin entſchieden, daſs *Millot's* mittelmäſsige Arbeit nun völlig überflüſſig und unbrauchbar geworden ſey. Was iſt das Wahre an der Sache? Der fleiſsige *Sainte-Palaye* hatte eine unzählige Menge von Gedichten der Troubadours geſammelt, viele vollſtändig, manche nur theilweiſe, je nachdem er ſie für anziehend hielt oder des Sinnes der oft dunkeln Sprache Herr wurde, überſetzt und einzelne Bemerkungen beygefügt; er erreichte ſein Ziel jedoch bey dieſer gelehrten Beſtrebung ſo wenig, wie bey mehrern andern, z. B. ſeinem Gloſſar der altfranzöſiſchen Sprache, und ſeine Papiere gingen in *Millot's* Hände über, der ſich ſeinem Charakter gemäſs (*d'Alembert* nannte ihn den beſcheidenſten Mann, den er je gekannt) über ſeine Arbeit ausſprach, daſs eine Arbeit, wie dieſe, ſeinen Studien und Neigungen fremd war, daſs er an Liebesliedern wenig Geſchmack fand, daſs er das Ganze eher als hiſtoriſche Vorarbeiten zu betrachten geſonnen war, und daſs er *Sainte-Palaye's* Papiere bloſs ordnete, ſeinen Ueberſetzungen zuweilen nachhalf und das *Langweilige der Unterſuchungen* durch die vorgefundnen Bemerkungen ſich erſparte. Man kann kaum einfacher, beſcheidner, naiver ſich ausſprechen. Er maſst ſich nicht an, das Provenzaliſche zu verſtehen, über die Sprache der Troubadours neues Licht zu verbreiten und den eigenthümlichen Charakter der Poeſie derſelben allſeitig zu ergründen: durch die Biographieen und die Werke der Dichter wollte er ein Bild von ihrer Poeſie und dem Culturzuſtand jener Zeit geben, und dieſe Aufgabe hat er nach Kräften gelöſt. Rec. behauptet, daſs keins der drey anzuzeigenden Werke überhaupt, oder doch in der Art, wie ſie ſind, erſchienen ſeyn würde, wenn *Sainte-Palaye's* und *Millot's* Vorarbeiten nicht geweſen wären. *Cuique ſuum.*

Unſrer Zeit konnte das ſchwache Abbild, welches jede, auch die beſte Ueberſetzung von dem Kunſtcharakter der provenzaliſchen Poeſie gewährte, kaum genügen; wir wollten die Originale kennen lernen und uns an der Quelle über alles das unterrichten, was auf die Kunſt und das Leben der Troubadours Bezug hat. Dieſes Bedürfniſs fühlte *Raynouard* und ſuchte ihm durch das unter Nr. 1. verzeichnete Werk abzuhelfen. Im ſüdlichen Frankreich (zu Brignoles, alſo in der eigentlichen Provence) geboren und erzogen, und vertraut mit dem Dialect der Provenzalen, ſpäter zu Paris im Beſitz aller Handſchriften *Sainte-Palaye's* ſowohl, wie der Originale in der königl. Bibliothek; durch ſeine literariſchen Verbindungen und ſeinen Ruf in den Stand geſetzt, ſich den gröſsten Theil der in Frankreich, der Schweiz und Italien zerſtreuten Handſchriften provenzaliſcher Dichter zu verſchaffen, und erfüllt von Liebe für ſeinen Gegenſtand, wie es ſich von ihm, dem Dichter, erwarten lieſs, begab er ſich an die eben ſo ausgedehnte als ſchwierige Arbeit, um in einem Fache neue Bahn zu brechen, in welchem bisher ſo wenig geſchehen war. Denn, wenn auch von pragmatiſchen Dichtern ſelbſt, namentlich von *Ugo Faidit* und *Raimond Vidal,* Einiges über die Grammatik der provenzaliſchen Sprache angedeutet, von *Baſtero* in ſeiner *Cruſca provenzale* mancherley darauf Bezügliches berührt worden war: ſo hatte man doch vorher jene Notizen weder näher geprüft, noch verſucht, die Formenlehre dieſer Sprache vollſtändig aufzuſtellen. So nothwendig es war, daſs der Herausgeber einer Auswahl provenzaliſcher Gedichte mit ſich ſelbſt über den philologiſchen Theil des Studiums ins Reine kam, ſo zweckmäſsig war es, dieſer Literatur durch vorbereitenden Unterricht und eine ausgedehnte Beyſpielſammlung, welcher eine wörtliche Ueberſetzung beygegeben war, gewiſſermaſsen Freunde zu erwerben und ſie für das Studium derſelben zu bilden. Dieſs war die Aufgabe des *erſten* Bandes des Raynouard'ſchen Werks.

Der Vf. ſtellt zuerſt *hiſtoriſche Proben des Alterthums der Romaniſchen Sprache* auf. Wir müſſen uns ſogleich gegen ſeine Bezeichnung „*Romaniſche Sprache*" erklären. Romaniſch (*romans* oder *lengua romana*) wurde zwar auch die Sprache der Troubadours genannt: was aber nannte man nicht Ro-

Romanisch? Bey *Du Fresne* sind viele hierher gehörige Stellen gesammelt; *A. W. v. Schlegel* hat sie schon in seinen *Observ. sur la litt. prov.* vermehrt; daran schliessen sich noch folgende:

Ki tout soler le faisement
Ki Catun a sun fiz aprent,
Si en Latin nel set entendre
Ici le pot en rumains aprendre

(*Bennet* Coll. Libr. Cod. 405, 24. fol. 317 a.) In *Robert de Brune's* Chronicle, ed. *Hearne*, heisst es S. 106:

Frankis spech is cald romance,
So sais clerkes and man of France.

Bey *Warton* (Hist. of Engl. poet. 2. Edit. T. 1. S. 82) ist folgende Stelle aus einer Handschrift mitgetheilt, welche die Sprache, deren sich *Grosseteste* in seinem sogenannten *Chateau d'amour* bediente, entschuldigen soll: „*Et quamvis lingua romana coram clericis saporem suavitatis non habeat, tamen pro laicis qui minus intelligunt opusculum illud aptum est.* Wie weit diese Bezeichnung östlich und westlich von der eigentlichen Provence umgriff, ist bekannt. Es ist daher kein Zweifel, dass der Ausdruck zu allgemein sey: muss man nun den Namen *Limosinisch* als zu speciell und den *Occitanisch* als ein von den Neuern erfundnes Behelfswort gleichfalls verwerfen, so ist die Bezeichnung *Provenzalisch*, deren man sich während oder doch kurz nach der besten Zeit der Poesie der Troubadours bediente und die auch, geographisch betrachtet, charakteristischer ist, denn jede andere, als die passendste anzusehen. — Das Alterthum der romanischen Mundarten hat *R.* genügend dargethan. Die bey *Mabillon* (Anal. vet. S. 170 u. 171) angeführten Litaney-Responsen: „*Ora pro nos*" und „*Tu lo juva*" sind freylich geringfügig; auf erstere legt *Mabillon* selbst gar keinen Werth, da nicht anzunehmen ist, dass man, wie doch die mitgetheilten Formeln besagen, *zugleich* „*ora pro nos*" und „*ora pro nobis*" gesprochen. Der Missgriff fällt um so leichter dem Abschreiber anheim, je vielfachere Gestalten das schon in den Handschriften aus dem XIten Jahrh. oft seltsam gestaltete voB und noB, später in den Manuscripten annahm. Das „*Tu lo*" (bey *Mabillon* l. l. „*tulo*") weicht allerdings sehr von den Responsen in den Litaneyen ab, indessen kommt, *R's* Behauptung entgegen, *tu* in alten Litaney-Responsen mehrfach vor (s. *Canisii* Antiq. lect. Vol. II. p. III. S. 202 fg.). Aehnliche Ansicht hat Rec. von des Vfs. fernerm Citate (S. IX), wo Franken oder Gothen, Bewohner der südlichen Provinzen von Frankreich und „Soldaten des Commentiolus" die merkwürdigen Worte: „*Torna, torna, fratre, retorna*" ausgerufen haben sollen. Zuvörderst hätte der gelehrte Vf. wohl andeuten können, dass *Du Fresne* bereits nicht nur diese Stelle (s. v. *retornare*) angeführt, sondern auch die ganz unhistorische Vermuthung geäussert hat, *torna* sey von „*Germanis vel Francis nostris*" in Gallien eingeführt worden! Dann ist, wie schon *Schlegel* bemerkte, *torna* der regelmässige Imperativ eines in der spätern Latinität aufgenommenen Verbums (*Observ. sur la lit. provençale*, S. 48); es bleibt also nur *fratre* statt *frater*, und die Versetzung dieser zwey Buchstaben mag dem Copisten leicht anheimfallen. — S. X. finden wir Hn. *R.* durch die vorgefasste Idee des hohen Alterthums der romanischen Sprache noch weiter irre geführt. Nach der hier aus *Aimoin* mitgetheilten Stelle sprach sogar der Kaiser Justinian schon romanisch. Die *Original*stelle, welche, nebenher bemerkt, nicht zu *S. 71*, wo bloss das Wörtchen *daras* zu belegen war, gehörte, sondern S. X. ihren Platz finden musste, lautet so: *Augustus efficitur Justinianus, qui nihil moratus, collecto exercitu contra barbaros est profectus et commissa pugna, fugatisque hostibus, regem se eorum cepisse gavisus est. Quem in solis regni juxta se sedere fecit, et ut provincias, quas Romanis eripuerat, sibi restitueret imperavit. Cui ille, non, inquit, dabo. Ad hoc Justinianus respondit: Daras. Pro cujus novitate sermonis civitas eo loci constructa est cui Daras nomen est. Aimoin*, lib. 2. cap. V. Die letzte Phrase erklärt den unschuldigen Scherz so vollkommen, dass Hr. *R.* Anstand nehmen musste, dieselbe, wenigstens bey Führung seines Beweises *l. c.*, mitzutheilen, weshalb wir denn vielleicht auch die Originalstelle an einem so unpassenden Ort finden, und da, wo es auf den Beweis ankam, mit einer englisirten französischen Uebersetzung abgefertigt werden. — Gegen die folgenden Beweisstellen haben wir nichts einzuwenden; die von S. XXV mitgetheilten Ansichten einiger Neuern, die in diesem Felde eben nicht sehr bewandert waren, konnten zur Ersparniss des Raums wegbleiben und bessern Beweisen Platz machen, die der Vf. besonders in den Städtegeschichten des südlichen Frankreichs hätte finden können, in welchen noch köstliche Schätze für den Historiker wie für den Sprachforscher zerstreut sind. Wenn sich keine Beweise einer, den bisher bekannten sprachlichen Denkmälern vorhergehenden, allen Galliern gemeinschaftlichen Sprache (und, wie wir hinzusetzen möchten, einer Cultur der Poesie) auffinden lassen, welche als der Stamm der zwey im 9ten Jahrh. sich trennenden Mundarten des südlichen und nördlichen Frankreichs angenommen werden können: so bleiben diese Städtegeschichten die besten Belege für unsres Vfs. Ansicht, sowohl wegen des Alters der Urkunden, wie auch wegen der früh fixirten Formenlehre des Provenzalischen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

May 1828.

LITERATUR und SPRACHKUNDE.

1) Paris, b. Didot: *Choix des Poésies originales des Troubadours.* Par *M. Raynouard* u. s. w.

2) Toulouse, b. Cadet: *Le Parnasse occitanien ou Choix des Poésies originales des Troubadours, tirées des manuscrits nationales* u. s. w.

3) Zwickau, b. Gebr. Schumann: *Die Poesie der Troubadours* — — dargestellt von *Friedrich Diez* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der Einleitung folgen *Recherches sur l'origine et la formation de la langue romane*, in welchen die Grammatik dieser Sprache vor dem Jahr 1000 darzustellen zum ersten Male in dieser Ausdehnung versucht wird. Die Ansichten des Vfs. über die Bildung der neuen Sprachformen sind kurz folgende: 1) das Substantiv der neuen Sprache bildete sich, indem die charakteristische Endung des lateinischen Accusativs oder zuweilen die des Nominativs wegblieb (*Art*, *hom* von *Artem*, *homo*), oder in der Endsylbe ein Vocal ausfiel (*corps* von *corpus*); bey manchen Wörtern machte die Contraction ein, die Härte der Consonanten aufhebendes *e* am Ende nöthig (*oracle* von *oraculum*); andere Wörter behielten die lateinische Endung. Das Adjectiv hat sich wie das Substantiv gebildet. Der Artikel ging aus dem lateinischen *ille*, *illa* etc. hervor; der Genitiv und Dativ nimmt *de* und *a* als Ersatz der verlornen Biegung, während Nominativ und Accusativ, bereits in den meisten Wörtern durch das Daseyn oder Nichtdaseyn des *s* (*amigs*, *amig*, ersteres Nom. letzteres Accusativ einfacher Zahl, von dem lateinischen *Amicus*, *amicum*; *amig*, *amigs*, Nom. u. Acc. plur., von dem lateinischen *amici*, *amicos*) unterschieden, den Artikel zu genauerer Bezeichnung des Gegenstandes zu sich nehmen, wie das spätere Latein *ille* und *iste* bereits häufig angewendet hatte. Die Fürwörter traten theils mit Abkürzungen theils unverändert aus dem Lateinischen über. 2) Das Zeitwort musste sich Abkürzungen und Zusammenziehungen eben so sehr fügen wie Hauptwort und Fürwort. Das Futurum weicht ganz vom Lateinischen ab und wird durch Zusammensetzungen des Infinitivs, des Zeitworts und des Präsens von *aver* gebildet; dieses Hülfszeitworts bediente man sich gleichfalls, die vergangenen Zeiten, und *esser* und *estar*, das Passiv zu bilden. 3) Die Partikeln erlitten dieselben Veränderungen, welchen die übrigen Redetheile unterworfen wurden.

Als das wichtigste stellt sich hier die Bildung der Casus nach dem Muster der zweyten Declination der Lateiner heraus, da die Sprache der Troubadours derselben ganz treu geblieben. War die Regel, nach der man hier verfuhr, vor *Raynouard* unbekannt? Fast sollte es so scheinen, denn unser Vf. sagt nicht mit einer Sylbe davon, dass jemand vor ihm etwas Aehnliches gesagt habe. Es ist möglich, dass er die Entdeckung gemacht hat, wenn es gleich fast unmöglich scheint, dass sie jemanden entgehen könne, der einige Seiten Romanisch mit Aufmerksamkeit liest. *Ug Faidit* und *Raymon Vidal* haben jedoch die Regel schon gegeben. *Bastero* (*La crusca Provenz.* S. 139) führt folgende Stelle an: *E non se pot connosser ni triar l accusatius del nominatiu, sino que per so, que l nominatius singulars quan es masculis, vol S en la fin, e li altri cas no l volen. E l nominatius plurals no l vol e tuit li autre cas volen lo en lo plural.* — Wie mit den beiden angedeuteten Arten zu decliniren noch eine dritte, dem Lateinischen näher stehende bey einzelnen Wörtern bestand, scheint dem Vf. entgangen zu seyn. *Hom* und *om* (*homo*) kommen z. B. als *nom. sing.* in dem alten Gedichte *über Boethius* (nach *Raynouard* gegen Ende des 10ten Jahrh. verfasst) v. 92, 102, 107, 176 und 225 vor; *ome* als Accus. Sing. *ibid.* v. 126; s. auch *Parn. Occit.* S. 27; *omne* als Nom. plur. *ib.* v. 172, 228 und 233; *omes* als Accus. plur. *ib.* v. 85 u. 154. *Hom* gehört zu den Wörtern, welche, ihrer ursprünglichen Form gemäss, das *s* im Nom. Sing. verwarfen; die Troubadours sind dieser Regel grösstentheils getreu geblieben; so sagt *Bernhard von Vendatorn*:

Nuls hom non pot ben chantar
Sens amar.

Auch die Dehnung des Wortes in den andern Casus der einfachen Zahl, die wir im alten Gedichte über Boethius finden, haben die Troubadours beybehalten; der Graf *von Poitiers* z. B. sagt:

Que miels foren cavalguats
De nulh home viven.

Die Ableitung der romanischen Haupt- und Beywörter vom lateinischen Accusativ hat A. W. v. Schlegel (*Observ. sur la lit. prov.* S. 37 ff.) zu bestreiten ver-

versucht; seine Gegengründe sind jedoch ohne Halt, und wenn er den Ablativ statt des Accusativs als Normal-Casus setzen will, so finden sich bey einzelnen Wörtern dieselben Schwierigkeiten, wie *R's* Hypothese sie bietet. *Corps* z. B., schon im Gedichte über *Boethius* vorkommend (v. 28, 181 u. s. w.), zeugt eher für *R's* Annahme; so das oft gebrauchte *deu, nom, cap, peitz* (von *deum, nomen, caput, pectus*). *R's* Annahme in dieser Hinsicht beschränkt sich durch seine eigene Darstellung, die Hr. v. Schlegel zuzugeben scheint, dass das Volk, das die Vulgärsprache redete, nicht immer genau gewusst habe, welchen Casus es verstümmele. Der Beweis davon liegt sogleich in dem bekannten Schwur Ludwigs des Deutschen, wo z. B. der Accusativus *eccistum meum fratrem Carolum* durch „*cist meon fradre Karlo*" wieder gegeben ist. Man vergleiche die erste beste Stelle in den viel spätern Poesien der Waldenser (vom J. 1100):

En aquel temp fo Abram, baron placzent a dio,
E engenre un patriarcha dont foron li Judio:
Nobla gent foron aquilh en la temor de dio etc.
La nobla Leyczon. v. 139 — 141.

Man sieht hier nicht nur das Willkürliche in Behandlung der lateinischen Casus, sondern auch das Vergessen der Regel des Nachlauts im Nominativ.

Die Behauptung des Vfs., S. 68, dass die dritte Person der einfachen Zahl des Präsens Indic. sich „*par la suppression du T des Latins*" bilde, hat *R.* selbst später (S. 264) wieder beschränkt. Das Gedicht über *Boethius*, hatte ihn widerlegt: es finden sich da folgende Wörter: *sunt* (neben *son* und *sun*) v. 21 und 218; *ant* (auch *an*) v. 77; *estant*, v. 76; *prent*, v. 132; *pot*, v. 172, 177 ff.; *pent*, v. 192. Wie weit herab sich dieses *t* erhalten hat, weist der Vf. *l. l.* selbst nach, und nimmt seiner Behauptung somit ihre Allgemeinheit, welche wir anfechten. Eben so wenig möchte haltbar seyn, was Hr. *R.* S. 77 über das Zeitwort *aver* vorbringt. Es heisst hier: *Tandis qu' Habemus, Habetis ont produits Avem, Avets, on peut s'étonner que Habeo, Habes, Habet aient été remplaces par Ai, As, A, et Habui par Aig, etc. et que la consonne g ait dominé dans plusieurs temps et notamment dans le participe passé Agut. Pour expliquer ces anomalies, j'observerai que les Goths avoient deux manières d'exprimer Avoir; c'étaient les verbes Haban et Aigan. Le verbe Aigan faisait au part. présent Aigands; la première personne du présent de l'indicatif était au singulier Aih et au pluriel Aigum. Il est vraisemblable que ces formes du verbe gothique Aigan ont introduit dans la langue romane, et le present de l'indic. Ai, As, A, et les autres temps où le g domine, Agui, Agues, Agut etc.* Der Vf. bedenke, dass man im Romanischen auch *Ha*, er hat, statt *A* geschrieben findet (*La nobla Leyczon* v. 44, 109, 213, 441 u. a. m.) so wie *Ei* statt *Ai*, welches *Ai* oder *Ei* sich zu *habeo* verhält, wie *au*, ich höre, zu *audio*; *dei*, ich muss, zu *debeo*; *lau*, ich lobe zu *laudo*. Aehnliche Beyspiele s. *Adrian's Grundz. zu einer prov. Gramm.* S. 51. Dass man in *Agui, aguist etc.* das lateinische *habui, habuisti* nicht verkennen kann, während *aig*, ich hatte (in den Handschriften gewöhnlicher *aic*), sich nach denselben Grundsätzen der neuen Sprache umgestaltete, wie *bec*, ich trank; *dec*, ich musste; *moc*, ich bewegte; *poc*, ich kannte; *sec*, ich setzte; *tec*, ich halte oder hielt, u. v. a.; und dass das *part. pass. agut* den romanischen Participien *begut* (getrunken), *degut* (gedurft), *pogut* (gekonnt), *tengut* (gehabt oder gehalten) u. s. w. ganz ähnlich gebildet ist; nicht weniger ist das angeführte *agues*, ich hätte, aus *habuissem* entstanden.

Die nun folgende *Grammatik der romanischen Sprache* (oder wie der Vf. richtiger auf dem Titelblatte des ersten Bandes sagt, *der Sprache der Troubadours*) ist diejenige Leistung des gelehrten *Raynouard*, welche wie als die schwierigste, so als die wichtigste sich darstellte. Er hat die Aufgabe mit seltener Umsicht, Sachkenntniss und Genauigkeit gelöst und sich dadurch um die Sprachwissenschaften in hohem Grade verdient gemacht. Je aufrichtiger unser Lob ist, desto weniger schmälern einzelne Ausstellungen das ehrenvoll und mühsam errungene Verdienst des Vfs., der in diesem Felde zuerst den Weg gezeigt und durch seine Anthologie weitere Forschungen veranlasst und erleichtert hat. — Je schwieriger es war, über die Aussprache des Provenzalischen zu reden, desto eher musste für die dieser Mundart ganz Unkundigen einiges Andeutende gesagt werden. Die unvollständigen Angaben *Bastero's* (*crusca prov.* S. 119. ff.) und einige Bemerkungen von *Rochegude* (*Essai d'un glossaire occitan. Préface* p. XLVIII, ff.) sind nur geeignet, uns fühlen zu lassen, dass hier noch Schwierigkeiten genug sich finden. S. 110 spricht der Vf. von dem Artikel und dessen Gebrauch in den verschiedenen Casus. Bey dem Dativ. Femin. *a la* ist nicht bemerkt, dass man auch *al* statt *a la* sagte; z. B. *al dia clar* (Ged. ü. *Boeth.* v. 60); *al ombra d'un telh* (*Gavauda. L'autre dia* etc.): S. 120 scheint diess der Vf. jedoch andeuten zu wollen. *El* ist nicht als *Dat. masc. sing.* anzusehen, sondern steht immer statt *en el*; das Beyspiel, das Hr. *R.* S. 112 anführt, spricht am besten gegen seine Theorie:

Amicx, ben leu deman morras,
E doncx pos seras mes el vas,
Aver pueis que te faria?

deutsch: „Freund, vielleicht wirst du morgen sterben und folglich, nachdem du *in das Grab* (*en el vas*, was der Franzose freylich durch den Dativ [*au tombeau*] giebt) gelegt seyn wirst, was wird dir dann Besitzthum (*avor*) helfen?" So im Ged. über *Boeth.* „*El Capitoli ... veng lo reis*" (In das Capitol kam der König). — In der Abhandlung über die Declination vermisst man manches. Der Vf. spricht nur von Wörtern, die im *Nom. sing.* und *Acc. plur.* das *s* haben, und in den übrigen Casus es wegwerfen; die das *s* in allen Casus behalten; die sich auf *aire*, *eire* und *ire* endigen, und die weiblichen auf *a*. Nie-

Niemand hatte mehr Mittel um sich, jene Lehre von dem Wegfallen und Nichtwegfallen des auslautenden *s* sicher zu stellen, als unser Vf.: offenbar geht er zu weit, wenn er S. 122 behauptet: *„Au singulier l's final attaché à tous les subst. mascul. et à la plupart des subst. fém. qui ne se terminent point en a, designe qu'ils sont employés comme sujets, c'est-a-dire qu'ils remplissent la fonction du nominatif ou du vocatif; et l'absence de l's désigne le regime direct ou indirect.“* Der Ausnahmen von dieser Regel giebt es so viele, dass durchaus angenommen werden muss, man habe häufig entweder bloss den Wohllaut bey dem Gebrauch dieses *s* zu Rath gezogen oder sich nicht überall und immer der Regel gefügt. Betrachten wir die Wörtchen *joi*, *cor* und *amor*, die fast auf jeder Seite der Handschriften vorkommen; Beyspiele mögen sprechen: *„Tals joi m es promes“* (solche Freude ist mir versprochen), *moncuc. Er quan* etc. Man frage das Ohr, ob es hier *R's* Regel folgen und *jois* lesen will? *„Ara no m val joi“* — *„Joi mi dona razo“* etc. — *„Mon joi es doblatz.“* *Garauda. Desemparatz* etc. *„Amors e joi s i enclau“* (wörtlich: Liebe und Freude schliesst sich darin [in dem Schlosse] ein, das Schloss umschliesst Liebe und Freude). *P. Vidal. Mon cor* etc. *Tan ric joi non m atanh. Balaun. Mon vers* etc. *Tan m es-dos* (süss) . . *el joi. P. d'Alvernhe. De jost* etc. — In dem Gedicht von *Peyrols*: *Manta gent* etc., kommen *cor* und *cors* als Accus. Sing. vor. Die erste Strophe eines andern Gedichtes von ihm fängt an: *„Quant Amor trobet partit mon cor del sen pensamen;“* die zweyte: *Amors, tan vos ai servit;* der Nominativ verwarf also das *s*, der Vocativ behielt es, wogegen die vier ersten Strophen eines Gedichtes von *Barjols* (*Parnasse Occit.* S. 96) mit dem Vocativ *„Amor“* anheben. So finden sich die Eigennamen unzählige Male ohne das auslautende *s* im Nom. und Voc. — *Flor* ist nicht selten die Nominativform, z. B.: *Folh e flor s espandis. St. Antoni. Lo clar temps* etc. — Eben so wenig will sich *Ram* der R'schen Regel fügen. In der provenzalischen Uebersetzung des neuen Testamentes (K. Bibl. zu Paris, Nr. 8086) ist die Stelle Matth. 24: *Cum jam ramus ejus* etc. durch die Worte: *Cò ja li ram de lui* etc. wiedergegeben; der Nom. plur. müsste *ram* heissen und doch sagt *Alazais de Porcairagues: E son sec li rams pels plais.* (*Parn. Occit.* S. 27.) — Wir fragen ferner: wie sind Wörter zu decliniren, die auf *i* endigen? *Borneill* sagt in dem Lied: *No posc sufrir* etc.:

> *Una noich* (Nacht) *sommiei en pascor* (im Frühling)
> *Tal somni que m fez esbaudir....*
> *E l somi tenc a grand folor...*
> *Crei* (ich glaubte) *que l sommi sia vertats* etc.

Wollte man in der letzten Zeile lesen: *„qu el sommi“* (dass in dem Traume), so würde diess von wenigem Belang seyn, da wir bey *R.* selbst Wörter auf *i* in allen Casus finden. *L'evangeli di* (das Evangelium sagt) Bd. 2. S. 86 u. 109. *Demoni ib.* S. 113 als Nom.; S. 90 als Accus.; *lo servici, al judici, ib.* S. 106 *li vioii* als Acc. plur. *ib.* S. 118 *lei* (*ley*) als Nom. und Acc. *ib.* S. 82, 85, 87 u. s. w. — Unter den Wörtern die mit *e* endigen, bieten manche auf *aire* etc. eine doppelte Form des Vocativs; *paire, maire, fraire, aire, Peire* etc. behalten ihre Form in den abhängigen Casus; die auf *atge* fügen sich nicht immer der Regel, z. B.: *„Era un lengatge entre tota la gent“* (*R.* Bd. 2. S. 80) *„Tot l uman lignage anava a perdicion“ ib.* S. 85 *„De lignage de rey“ ib.* — *„Li lengatge* (*nom. plur.*) *foron“* etc. *ibid.* S. 81. — *„Saupron li lengatge“* (*acc. plur.* „Sie verstanden die Sprachen“) *ib.* S. 93. — Eben so geht *verge* (*virgo*) durch alle Casus der einfachen Zahl; in der vielfachen nimmt es durchweg ein *s* zu sich: *verges* oder gewöhnlicher *verjes*. — S. 120 meint der Vf. die ursprünglich mit einem *s* endigenden Wörtern allein seyen unveränderlich; es ist mit vielen andern Wörtern eben so: in der *Nobla Leyczon* (v. 409 u. 410 heisst es: *„Tuit li papa .... e tuit li aba.“ „Es un segnor dio local“* etc. (Es ist ein Herr Gott, der . .) *ib.* v. 444. *„Local es . . segnor de li segnor“* (der Herr der Herren ist) *Lo novel Sermon R.* Bd. 2. S. 108, wo *senhor* in dem nächstfolgenden Vers auch als Accus. Sing. zu finden ist. — Diese Beyspiele, welche sich noch sehr vervielfältigen liessen, werden schon hinreichend beweisen, nicht sowohl dass die vier Declinationen unsers Vfs. nicht alle Fälle einschliessen, als dass die neue Sprache sich nicht immer einer so grossen Regelmässigkeit fügte, wie Hr. *R.* an ihr zu preisen öfter Gelegenheit nimmt. Da es zu weit führen würde, der provenzalischen Grammatik auf diese Weise zu folgen, so gehen wir zu dem *zweyten Bande* des *R*'schen Werkes über, wo der Vf. über die *Poesie der Troubadours* und die *Minnehöfe* spricht, sodann *ältere Denkmale der romanischen Sprache* mittheilt und ihre *verschiedenen Richtungsarten* untersucht. Da hier vorzüglich das unter Nr. 3 verzeichnete Werk eingreift und zu Vergleichen Veranlassung giebt, so vermeiden wir Wiederholungen, wenn wir beide Werke zusammenstellen.

R. will, nach S. III, vorerst eine Vorstellung von dem ritterlichen und poetischen Geist, von dem anziehenden und sinnreichen Talent, dem Lebendigen und Ergreifenden, dem kühn und ernst Kräftigen der Poesie der Troubadours geben, indem er eine Uebersetzung verschiedener Bruchstücke aus ihren Werken mittheilt. Eine solche freye prosaische Uebersetzung giebt aber nirgends den Geist eines poetischen Kunstwerks wieder, und wir finden hier nur nach einem gewissen Systeme zusammengestellt, was wir bey *Millot* aus drey Bänden zusammensuchen müssen. Die Uebertragung *R's* hat auch nur geringe Vorzüge vor der in *Millot's* Werke, wie ein Beyspiel beweisen soll. Die Gräfin *de Dia* singt (*A chantar m er* etc.):

> *Valer me deu mos pretz e mos paratges*
> *E ma beutatz e plus mos fis coratges:*

Per

Per qu ieu vos man lai en ce vostr estatges
Esta canso que me sia messatges.
E vol saber, lo meus bels amics gens,
Per que m etz vos tan fers ni tan salvatges,
Si us o fai far orgolhs o mal talens *).

Millot, T. 1. p. 173.	*Raynouard*, T. 2. p. XLII.
Si mon mérite, ma naissance, ma beauté ne vous parlent point assez en ma faveur, rendez justice à mon coeur: vous n'en trouverez jamais aussi tendre. Quelque part que vous soyez, je vous envoie cette chanson pour messager. Je veux savoir, mon noble e bel ami, pourquoi vous m'êtes si cruel. Estce fierté? est-ce aversion?	*Je devrais compter sur mon mérite et sur mon rang, sur ma beauté, encore plus sur mon tendre attachement; aussi je vous adresse, cher ami, aux lieux, où vous êtes, cette chanson, messagère et interprète d'amour; oui, mon beau, mon aimable ami, je veux connoître pourquoi vous me traites d'une manière si dure, si barbare? Est-ce l'effet de la haine? est-ce l'effet de l'orgueil?*

So gedehnt und schleppend, wie hier, sind die meisten Uebertragungen *R's*. Anders verhält es sich mit der Abhandlung über die verschiedenen Dichtungsarten der Troubadours, welche den zweyten Band beschliesst und eine lehrreiche Vorarbeit für weitere Untersuchungen, wie Hr. *Diez* sie anstellte, abgeben musste.

Der letztere setzte sich in seinem Werke hauptsächlich vor, „die eigenthümlichen Züge und Verhältnisse, welche die Kunst und das Leben der provenzalischen Dichter bezeichnen, aufzufassen und durch die wichtigsten Zeugnisse bewahrheitet hervorzustellen." S. XIII. Er erörterte zuerst das Geschichtliche, verbreitete sich dann über Form und Inhalt der Liederpoesie, worauf er die erzählenden und belehrenden Gedichte der Troubadours betrachtet und mit Untersuchungen über das Verhältniss der provenzalischen Poesie zu der des Auslandes schliesst; ein Anhang theilt sprachliche Bemerkungen und einige provenzalische Gedichte mit. Rechnet man jene Erörterung über das Verhältniss der provenzalischen Poesie zu der altfranzösischen u. s. w. ab, so hat sich *R.* über alle diese Beziehungen mehr oder weniger ausführlich geäussert, und es fragt sich, in wie fern die Hauptgesichtspunkte der beiden Schriftsteller übereinstimmen.

In der Abhandlung über Geist und Schicksale der Poesie der Troubadours (S. 13—84) geht Hr. *D.* seinen eigenen Weg. Nachdem er eine gebildetere und kunstmässigere Poesie im südlichen Frankreich aus der Sittenverfeinerung des Adels sich entwickelnd und durch die ersten Kreuzfahrten sich ausbildend nachgewiesen und das Unzulängliche der Beweise für das Bestehen förmlicher poetischer Gesellschaften und eigentlicher Kunstschulen dargethan, sucht er den Begriff von Troubadour und Jongleur zu fixiren. Er sagt S. 32: Man nannte *Jongleurs* alle die, welche aus der Poesie oder Musik ein Gewerbe machten, *Troubadours* aber, welche sich mit der Kunstpoesie beschäftigten, wes Standes sie immer seyn mochten, gleichgültig, ob sie zu eigner Lust, oder um Lohn dichteten. *R.* hat die meisten hierhergehörigen Stellen (Bd. 2. S. 157—162) zusammengestellt und ziemlich unbestimmt gelassen, ob man bey den Bezeichnungen *Troubadour* und *Jongleur* immer einer festen Regel gefolgt sey oder nicht: S. 160 lesen wir: „*Les jongleurs ... composaient eux mêmes des pièces, de la musique et meritaient ainsi de prendre rang parmi ces poètes* (den Troubadours nämlich);" und S. 161: „*L'art du jongleur était tres-inférieur à la profession du Troubadour.*" Es ist kein Zweifel, dass man in Süd-Frankreich die Dichter, Sänger u. s. w. ohne Unterschied *Jongleurs* genannt hat. *Gr. Riquier's* Gesuch an den König von Castilien, im Anhange zu *D's* Werk mitgetheilt, zeigt diess hinreichend; er sagt: „in Spanien nenne man alle, die Instrumente spielten, *Jongleurs*, die Possenreisser *Remondadors*, die Troubadours *Segriers* an allen Höfen, in der Provence aber hiessen alle *Jongleurs*."

— Adordenas
Es pro ben en Espanha ...
Hom apela joglars
Totz sels dels esturmens,
Et als contrafazens
Diz hom remendadors,
E dits als trobadors
Segriers per totas cortz ...
Pero tug son joglar
Apelat en Provensa etc.

An einer andern Stelle bittet er den König, „dass diejenigen, welche das wahrhaftige und echte Dichten verständen, und Lieder und Canzonen und andre gute Gedichte zum Nutzen, Unterricht und Belehrung, dauernd für alle Zeiten, machten, nicht gleicherweise mit den Jongleurs benannt werden möchten."

.. Sels, que an saber
De Trobar sert e ver
E fan vers e cansos
E dautres trobars bos
Per profeitz e per sens
E per ensenhamens
Durables per tos temps
Que no sian essemps
Ab los joglars nomnats.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

---

*) Die Leseart *valer me deu* ist dem übelklingenden „*Valer m degra*," (⏑—⏑—) dem *R.* folgte, weit vorzuziehen. „*Vuelh*" st. „*vol;*" „*mieus*" st. „*meus;*" „*belhs*" st. „*bels;* „*Amics*" st. „*Amics,*" sind unbedeutende Varianten; die letzte Zeile liest man auch: „*No sai si s es orguelhs o mals talens* und *R.* zog sie vor (Bd. 5. S. 25). „Ob euch so thun lässt Stolz oder Uebelwollen," scheint uns besser als das, nach „*vuelh saber*" sogleich wiederkehrende „*No sai*" etc., des Uebelklangs, der durch die vielen *s* entsteht, nicht zu gedenken.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

May 1828.

LITERATUR- und SPRACHKUNDE.

1) Paris, b. Didot: *Choix des Poésies originales des Troubadours.* Par *M. Raynouard* etc.

2) Toulouse, b. Cadet: *Le Parnasse occitanien ou Choix des Poésies originales des Troubadours, tirées des manuscrits nationales* etc.

3) Zwickau, b. Gebr. Schumann: *Die Poesie der Troubadours* — — dargestellt von *Friedrich Diez* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Man gestand den Dichtern am Ende des 13ten Jahrhunderts, wo *Guiraut Riquier* lebte, noch keinen Namen zu, der sie von den Jongleurs unterschieden hätte; kein Wunder daher, wenn die Biographen der Troubadours im 14ten Jahrh. es mit diesem Namen nicht genau nahmen und man daher auf Widersprüche stöfst. *Arnaut Daniel* wird Jongleur genannt, und doch gehört er gewifs zu den Dichtern, welche sich „*mit der Kunstpoesie*" beschäftigten; wie denn auch die Biographieen ihn „*gentil hom, avinen e cortes*" nennen und sagen, er habe Freude am Dichten gefunden (*deleitet se en trobar*) und viele gute Canzonen gemacht; er sey am Hofe des Königs Richard von England gewesen und daselbst von einem andern Jongleur, der behauptete, in schwerern Reimen zu dichten (*com el trobava ex pus caras rimas*), zum Wettstreit aufgefordert worden u. s. w. *Cercamons* wird von seinem Biographen (*R.* Bd. 5. S. 112) Jongleur und (*ib.* S. 251) Troubadour genannt. Von *Elias Fonsalada* heifst es (*ib.* S. 142), er sey auch (nämlich wie sein Vater) Jongleur, kein guter Troubadour, sondern Novellendichter gewesen. *Elias fo joglars altressi; no bon trobaire, ma noellaire fo.* Man füge hier noch dasjenige bey, was Hr. *D.* selbst S. 30 u. f. beybringt, um sich zu überzeugen, dafs man in der Provence keinen Unterschied zwischen Jongleur und Troubadour zu machen pflegte. Genau genommen giebt Hr. *D.* diefs selbst zu: denn welcher Unterschied ist wohl zwischen einem armen Teufel, der *sich um Lohn mit der Kunstpoesie beschäftigt*, und einem andern, der *aus der Poesie ein Gewerbe macht?* Daraus, dafs man so häufig „*bon, meiller, trobaire, trob. de vers, de tempsos* (Canzonen), *trob. de bons sirventes*" *etc.* zusammengestellt findet (s. *R.* Bd. 5. S. 155, 156, 166, 244, 291, 300, 301, 334, 377, 436 u. s. w.), und aus der Betrachtung des Zeitworts *trobar* in unzähligen Stellen der Dichter und Biographen (dahin gehört auch, was von *Ferari* gesagt wird: „*intendet de trobar proensal*", s. *R.* Bd. 5. S. 147), läfst sich wohl folgern, dafs Troubadour oft den Dichter im engsten Sinne des Worts, den lyrischen Dichter bezeichnen sollte, während Jongleur den Dichter, Sänger, Spielmann u. s. w. umfafste, wie *joculator* in diesem Sinne denn auch in der spätern Latinität gebraucht worden. (S. *Du Fresne* h. v., *Warton* Hist. of Engl. Poetry, T. 2. p. 153, wo nach einer Handschrift die Jungfrau Maria einen Priester ihren *joculator* nennt u. s. w.) Wenn Hr. *D.* S. 32 *Sordel's* Worte für seine Behauptung anführt, so ist zu bemerken, dafs *Sordel* nicht sagt: er nähme nichts, sondern: „er nähme nichts, *wovon er Schande haben könne*" (*ieu non pren ren, don anta m eschaia*), dafs er überhaupt reich war (er spricht von seinen Einkünften) und aus Italien stammte, wo die Namen *Jongleurs* und *Bouffons* sinnverwandt waren, wie aus zahlreichen, bey *Muratori* gesammelten Stellen (*antiq. ital.* T. 2. S. 16 u. a.) und *G. Riquier's* Worten in dem ebengenannten Gedicht hervorgeht:

„*Hom los (joglar) apel bufos,*
Co fa en Lombardia."

(Man nenne die Jongleurs *Bouffons*, wie man in der Lombardey thut.)

Sehr lobenswerth sind die Zusammenstellungen in Beziehung auf den Kunstbereich der Dichter und Spielleute, deren äufsere Verhältnisse, die Art, wie man sie belohnte und ehrte, die Gönner derselben und die Ursachen des Verfalls und Untergangs der Poesie, an welche sich eine Darstellung des Charakters der einzelnen Zeiträume der provenzalischen Poesie anschliefst. Wenn hier von den Geschenken die Rede ist, welche die Dichter erhielten, darf nicht übergangen werden, was die Handschriften von *Sordel* sagen, der in die Provence kam und von dem Grafen und der Gräfin der Provence „*un bon castel e moiller gentil*" erhielt. Unter den Gönnern der Dichter in Südfrankreich möchten, der Vollständigkeit wegen und damit man nicht glaube, der höchste Adel gehöre nur dahin, *Uc de Mataplana*, zugleich Troubadour, und „*Savaric de Malleo*" noch zu nennen seyn. Von *Gaubert* oder dem Mönch *de Puegsibot* heifst es in den Biographieen, er sey „zu dem gegangen, wohin alle diejenigen kamen, welche durch edles Benehmen Ehre oder Wohlthaten zu

zu erlangen wünschten, zu dem kühnen und tapfern *Savaric de Malleo* (Mauléon), und dieser habe ihn mit dem Nöthigen ausgerüstet, um als Dichter auftreten zu können." — Unter den Spaniern, welche unsre Dichter begünstigten, nennt *D.* nur Regentennamen; der wunderliche Dichter *Richartz de Berbesieu* fand, als er nach dem Tode seiner Gönnerin nach Spanien ging, in dem *„valen baron don Diego"* einen edeln Beschützer, bey dem „er lebte und starb." Wer dieser Don Diego war, ist unbekannt; er ist ohne Frage derselbe, dessen auch *Peire Vidal* in dem von *Raynouard* mitgetheilten Gedicht (Bd. 5. S. 346) gedenkt, wo man noch mehrere andere hierher gehörige Namen finden kann.

Der *zweyte* Abschnitt (S. 84 — 121) behandelt die Form der Gedichte der Tr., bey welchem Gegenstand, wie Hr. *Diez* S. 104 bemerkt hat, die oben genannte Darstellung *R's.* nicht übersehen werden konnte. In wie weit die Darstellung wesentlich abweicht, werden wir sehen. Wo es sich von dem Unterschied zwischen *vers* und *chansos* handelt, folgt *D.* den Untersuchungen *R's.*; die merkwürdige Stelle des *Aimeric de Pegulha* (*R.* Bd. 2. S. 178) wird auch hier mitgetheilt; der erstere hat aber durch die in dieser Stelle angedeutete Regel und durch Vergleichung der Gedichte, welche die Dichter selbst *„vers"* nennen, nicht nur die fast durchgehends männlichen Reime, sondern die vier Hebungen als das Charakteristische dieser Dichtform erkannt. *R's.* Irrthum gründete sich auf das Missverstehen des Wortes *„vers"*, das in der von ihm als Beleg angeführten Stelle nicht „Lied, sondern „Wahrheit" bedeutet. (S. *Diez* Gesch. d. Poësie d. Tr. S. 107). Ueber den Charakter der *„cansoneta"* kann kein Zweifel obwalten; Hr. *D.* fügt *R's.* Beweisstelle, dass *Cansoneta* und *chansos* oft für dasselbe Lied bezeichnen, eine neue zu. Seiner Bemerkung beystimmend, dass dieser Ausdruck meist einer leichtern, dem *„vers"* sich nähernden Form gelte, kommt, ausser den von ihm angeführten Liedern, noch das liebliche wohlklingende Gedicht (s. *R.* Bd. 5. S. 283) zu Hülfe:

Camjat ai mon consirier etc.

Dass *„Sonet"* gleichfalls für *Canzonette* gebraucht wurde, beweist dass bey *R.* Bd. 5. S. 285 — 287 abgedruckte Gedicht. — Ob die Halbcanzone stets weniger Strophen gehabt, als die Canzone, oder ob sie gleiche Strophenzahl mit der letztern haben konnte, wird unentschieden bleiben müssen, bis mehr Gedichte der Art aufgefunden worden sind. Nicht weniger unbestimmt ist der Ausdruck *„cobla."* *„Coblas"* (eigentlich „Strophen") scheinen überhaupt von Liebesliedern nicht unterschieden worden zu seyn; da sie immer in Strophen abgetheilt waren, so mochten sie daher den Namen *„Coblas"* haben. Man sehe das Gedicht, von welchem *R.* (Bd. 2. S. 174) die ersten vier Zeilen anführt:

Aissi cum es bella sil de cui chan
E belhs son nom, sa terra e son castelh,
E belh siey dig, siey fag e siey semblan,
Vuelh mas coblas mevon totas en belh;
E dig vos be, si ma chansos valgues
Aitan cum val aiselha de cui es,
Si vensera totas cellas que son,
Cum ilh val mais que neguna del mon.
(*R.* Bd. 5. S. 500.)

Man kann hier *„coblas"* durch „Strophen" oder „Lied" geben; das folgende *„chansos"* drückt nichts Anderes aus. Wie *chansos* (Liebeslied) gebraucht, im Gegensatz zu Sirventes, tritt es, was schon *R.* anführte, deutlich hervor in den Worten des Dichters *Raimon Gaucelm:*

— Aquest es
Tals que sap far coblas e sirventes.
(*R.* Bd. 5. S. 575.)

Die *„coblas de solatz"*, von denen im Leben des *Peire de Maensac* die Rede ist, waren gewiss nicht mehr und nicht weniger, als Ergiessungen eines glücklichen Liebhabers; durch die *„coblas amorosas"* (*R.* Bd. 5. S. 249 liest *coblas et amarosas*) und das häufig in den Biogr. vorkommende Zusammenstellen von *coblas* und *chanso*, als seyen sie wesentlich verschiedne Dinge, wird nichts widerlegt, da man weiss, dass die Biographen es in solchen Dingen nicht genauer nahmen, als viele der Dichter, deren Leben sie aufzeichneten. — Was nun das Sirventes, das Klagelied, die Canzone, Pastorelle, das Tag- und Abendlied, das Descort u. s. w. anbetrifft, so ist *Diez Raynouard* gefolgt. (S. dessen *Choix etc.* T. 2. p. 180 sqq.)

Hr. *D.* behandelt in dem folgenden *Abschnitte* (S. 122 — 194) den Inhalt der provenzalischen Liebeslieder, und zeigt nicht nur grosse Belesenheit in den Werken der Troubadours, sondern auch beym Wiedergeben einer grossen Auswahl von Stellen aus denselben ein seltnes Uebersetzer-Talent und feinen Geschmack.

Bey dieser Darstellung ist indessen so wenig, wie bey der folgenden, welche die nicht lyrischen Dichtarten (S. 195 - 232) nennt und erläutert, zu übersehen, wieviel Hr. *Raynouard* durch seine Bemerkungen im *zweyten* Bande des *Choix des Poesies originales des Troubadours* unmittelbar und durch die folgenden Bände mittelbar vorgearbeitet hatte. Wir hätten gewünscht, Hr. *Diez* wäre öfter der einfachen Darstellung *Raynouard's* gefolgt. Dieser theilt z. B. das Sirventes in das persönliche, moralische und politische (Bd. 2. S. 207), und setzt den Charakter jedes einzelnen kurz auseinander; Hr. *D.* sagt (S. 175): „Wir theilen das Sirventes in das politische, das moralische und persönliche —", worauf er jede Abtheilung im Allgemeinen und dann im Besondern charakterisirt, was zu Wiederholungen führt: wir ziehen die Eintheilung von *R.* vor, weil das persönliche Sirventes ohne Zweifel das älteste ist, das politische aber zuweilen an die Gren-

Grenzen des persönlichen und moralischen antreift.

Wie wacker Hr. *D.* übersetze, mag folgende Stelle (S. 186), der wir das Original vorsetzen, beweisen:

Ai! fals clergue, messongier, traidor,
Perjur, lairo, putanier, descrezen,
Tant faitz de mals cascun jorn a prezen
Que tot lo mon avetz mes en error:
Anc Sans Peire non tenc captal en Fransa,
Ni fes renou, anc tenc drech la balansa
De liautat; no faitz vos pas senblan,
Que per argen anatz a tort vedan,
Pueys n absolvetz, pueys no datz empachier.
Pueys ses argen no y trob om desliurier.

Ha! falsche Pfaffen ohne Scheu und Scham,
Meineid'ge Ketzer, freche Räuberbrut,
Mit eurem unverhohlnen Frevelmuth
Habt ihr die Welt gestürzt in tiefen Gram!
War denn Sanct Petrus Frankreich je zur Plage
Mit Zins und Wucher? — nein, des Rechtes Wage
Handhabt' er treu; das ficht euch nimmer an,
Wenn man euch zahlt, so schleudert ihr den Bann.

— — — — —

Die Darstellung des Hn. *D.* über das Verhältniss der provenzalischen zur auswärtigen Literatur (S. 232 bis 282) zeichnet sich durch Gründlichkeit und Bescheidenheit der Forschung aus. Wenn in den sprachlichen Ansichten (S. 285—328) auch wenig Neues gefunden wird, so sind sie doch wegen der Einfachheit und Klarheit in der Entwicklung des Gegenstandes sehr lobenswerth. Die im Anhang aus Pariser Handschriften mitgetheilten Gedichte endlich sind gewiss allen Freunden des Provenzalischen in jeder Hinsicht sehr willkommne Zugaben zu dem *Parnasse Occitanien* und *R's. Choix etc.*, dessen folgende Bände wir noch zu betrachten haben.

Der *dritte* Band enthält eine nach den Dichtern geordnete Auswahl von Canzonen, Klage-, Schäferliedern u. s. w.; auch die Canzone, in sofern sie sich auf Liebe bezieht, ist nicht ausgeschlossen (s. z. B. S. 279). Die Hülfsmittel des Herausg. waren umfassend genug, um einen reinen Text zu liefern: auch hat Hr. R. hierin sehr viel geleistet, zuweilen aber wohl auch fehlgegriffen. S. 23 liest er z. B. in dem Liede: *Ab joi etc.* Str. 1. v. 8:

„*Ni ai en cor que m n'estraia*" (—◡—◡—◡—◡).

Sinn und Versmaass scheinen in folgender Lesart besser gewahrt zu seyn:

„*Ni ai cor que me n estraia.*"

ib. Str. 2. v. 1 u. 2:

Mout mi platz, quar sai que val mais,
Sel qu'ieu plus dezir que m'aia."

Der *Parn. Occit.* läst, einer bessern Lesart folgend, das Comma nach „*mais*" weg und setzt „*ai*" statt „*plus.*" — *ib.* Str. 3. v. 8 will der Sinn eine Trennung des „*Non* in „*No n*" (*Non en*). Eben so ist Str. 4. v. 5 die Lesart im *Parn. Occitanien:*

Prec li que n aia crezensa"

für die bey *Raynouard:*

Prec li non aia entendensa"

zu setzen: denn 1) läst sich dem zwar vieldeutigen „*entendensa*" doch die Bedeutung nicht unterlegen, die ihm Hr. *R.* hier geben zu wollen scheint; 2) muss eine Grille der Gräfin *de Dia*, welche dieses Lied gedichtet, beachtet werden: in den drey ersten Strophen schliessen den 5ten und 6ten Vers die Wörter:

veraia	*retraia*	*presenza*
verais	*retrais*	*presen*

Diese Wunderlichkeit verfolgt unsre Dichterin sogar, mit *einer* Ausnahme nur, durch alle Strophen und Verspaare ihres Gedichts; warum sollte sie also ohne allen Grund aus der Rolle fallen und

entendensa
crezen

sich folgen lassen, da

crezensa
crezen

so nahe lagen? Dass Hr. *R.* in dem letzten Vers „*si us platz*" schreibt und diess von den übrigen Worten trennt, wo der *Parn. Occit.* „*sius .... vostra etc.* hat, ist ganz richtig.

Man wird aus diesen Bemerkungen, die sich nur auf ein sehr kurzes Lied beziehen, leicht sehen, dass noch manche Zweifel zu lösen bleiben, wie tief auch *R.* in die Kenntniss dieser Sprache eingedrungen ist, und dass hier die Mittheilung der abweichenden Lesarten, in sofern sie bedeutend sind, ganz unerlässlich ist.

(*Der Beschluss folgt.*)

MINERALOGIE.

Heidelberg, b. Engelmann: *Naturgeschichte des Mineralreichs.* Ein Lehrbuch für öffentliche Vorträge, besonders in Gymnasien und Realschulen, so wie zum Selbststudium bearbeitet von *S. C. v. Leonhard*, Geheimenrathe und Prof. an der Universität zu Heidelberg. 1825. XIV u. 360 S. (2 Rthlr. 4 gGr.)

Jemehr man in den Künsten und Gewerben vorwärts schreitet, desto mehr werden auch ihre Hülfswissenschaften, mittelst deren sie nur rationell betrieben werden können, cultivirt. Einen wichtigen Platz unter diesen nimmt ohne Zweifel die Mineralogie ein, und wenn ihr tieferes Studium für den Bergmann unerläfsliches Bedürfniss ist, so werden Landwirthe und Forstleute, Architecten und Hydrauliker, Aerzte und Apotheker, Juweliere und Fabrikanten, Kaufleute und Materialisten, Künstler

ler und Handwerker den vielartigsten Nutzen aus derselben ziehen, abgerechnet, dass diese Wissenschaft für jeden Gebildeten eine Quelle mannichfacher Belehrung ist. — Diess ist überall anerkannt, und man hat der Naturgeschichte des Mineralreichs daher auch in Gymnasien und Realschulen, so wie in Privat-Erziehungsanstalten, unter den verschiednen Lehrfächern eine Stelle eingeräumt. — Wenn es bisher an einem recht brauchbaren und den neuesten Fortschritten der Wissenschaft entsprechenden Lehrbuche für diesen Behuf fehlte, so hat Hr. *v. L.* in dem vorliegenden Werke diesem Mangel abzuhelfen gesucht, und es ist ihm diess nicht minder gelungen, als bey seinem *Handbuche der Oryktognosie,* Heidelberg bey Mohr, 1821. und der *Charakteristik der Felsarten,* Heidelberg, b. Engelmann, 1824, aus welchen das vorliegende hinsichtlich der Reihenfolge, sowohl der einfachen Mineralien, als auch der Felsarten, ein gedrängter Auszug ist. Jene beiden grössern Werke sind als Commentare des vorliegenden anzusehen und können in den Händen der Lehrer zu weitern Entwickelungen Anlass bieten. — Voran geht dem Werke eine kurze Einleitung; dann folgt im *ersten* Abschnitte die oryktognostische Propädeutik, Kennzeichenlehre u. s. w. — In dem System der einfachen Mineralien befolgt *v. L.* sein schon früher in dem Handbuche der Oryktognosie (von welchem schon vor längerer Zeit eine neue Auflage erschienen ist) aufgestelltes, auf chemischen Principien beruhendes System. — Den Namen der Mineralien sind die vorzüglichsten Deutschen und die französischen Synonymen beygefügt worden, in der Beschreibung der Substanzen sind die am meisten hervortretenden herausgehoben, die schwieriger zu untersuchenden Merkmale so wie die weniger praktischen sind, dem Zwecke des vorliegenden Leitfadens gemäss, ganz weggelassen worden, eben so etymologische Erklärungen; von den Fundorten finden nur die wichtigsten eine Stelle. Dagegen ist überall der Gebrauch der Mineralien in den Künsten und Gewerben angegeben.

Der *zweyte* Abschnitt des Werks enthält das Geognostische und Geologische; er handelt von den Verhältnissen des Erdkörpers im Allgemeinen, von der Aussenfläche desselben, von der ihn umgebenden Luft und dem Wasser, von den auf die Umänderung der Erdrinde einwirkenden Ursachen und Kräften, von den Bestandtheilen der Erdrinde, von der Schichtung und Lagerung, von den Gängen und Lagern, von den Versteinerungen, von den Zeitabschnitten in der Gebirgsbildung und der Classification der Gebirgsarten; dann folgt eine Uebersicht der Gebirgsformationen nach Hn. *v. Humboldt* und die Reihenfolge der Felsarten, wie sie von Rec. in der Anzeige der „*Charakteristik der Felsarten*" in frühern Numern dieser Blätter mitgetheilt worden ist. — Den Beschluss macht eine kurze Uebersicht von den verschiedenen Hypothesen über die Entstehung der Erde und über das Weltalter. — Ein deutsches und ein französisches Register erleichtern den Gebrauch des auch im Aeussern gut ausgestatteten Buchs, dem noch 2 Kupfertafeln, welche Ansichten von äussern Gebirgs- und von Lagerungs-Verhältnissen enthalten, beygefügt sind. — Rec. kann nach genauer Prüfung dieses Werks nicht umhin, dasselbe Schulmännern und allen denen, welchen daran liegt, sich mineralogische Kenntnisse zu erwerben, als ganz besonders brauchbar und vorzüglich zu empfehlen.

Heidelberg, b. Engelmann: *Charakteristik der Felsarten.* Von *S. C. v. Leonhard, Geheimen*rathe u. Prof. an der Universität zu Heidelberg. Für akademische Vorlesungen und zum Selbststudium. *Dritte* Abtheil.: Trümmer-Gesteine. Lose Gesteine. Kohlen. 1824. XVII — LXXX u. 173 S. 8.

Mit vielem Vergnügen geben wir jetzt dem mineralogischen Publicum Rechenschaft von der *dritten* Abtheilung dieses trefflichen Lehrbuchs, dessen beide erste Abtheill. in der A. L. Z. 1824. Nr. 53. und Erg. Bl. 1824. Nr. 110. angezeigt worden sind. Voran gehen dieser Abth. auf den Seiten XVII — LXXX eine Uebersicht der verschiedenen Felsarten nach ihrer Reihefolge, welche zugleich als Inhalts-Verzeichniss dient; dann folgt eine Classification der Felsarten nach Hn. *Alex. Brogniart,* darauf die des verewigten *Hauy,* und endlich eine Uebersicht der in beiden Erdhälften beobachteten Gebirgsformationen, nach unserm berühmten *A. v. Humboldt.*

Die in dieser *dritten* Abth. beschriebenen Felsarten sind folgende: *Trümmer-Gesteine:* 64. Grauwacke; 65. älterer Sandstein, nebst dem Urfels-Trümmergestein; 66. Kohlen-Sandstein; 67. Bunter Sandstein; 68. Quader-Sandstein; 69. Greensand; 70. Ironsand; 71. Molasse; 72. Nagelflur; 73. Knochen-Trümmer-Gestein; 74. Tapanhoacanga; 75. Trachyt-Trümmer-Gestein; 76. Bimsstein-Brekzie; 77. Trass; 78. Vulkanischer Tuff; 79. Pausilipptuff; 80. Peperin; 81. Trapptuff; 82. Leuzit-Trümmer-Gestein. — *Lose Gesteine:* 83. Gerölle; 84. Gruss; 85. Sand; 86. Magneteisen-Sand; 87. Walkererde; 88. Asche; 89. Löss; 90. Lehm; 91. Rapilli; 92. Vulkanischer Sand; 93. Vulk. Asche. — Kohlen. — Ein sehr ausführliches Register beschliesst das Werk, über welches Rec. nur noch die in einer Sitzung der Stockholmer Wissenschafts-Akademie geäusserte Meinung des berühmten Hn. *v. Berzelius* anzuführen sich erlaubt, indem er sie in jeder Hinsicht theilt, nämlich: „dass es durch geologische Erudition und Vollständigkeit eine sehr ausgezeichnete Stelle in der Literatur einnehme."

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1828.

LITERATUR- und SPRACHKUNDE.

1) Paris, b. Didot: *Choix des Poésies originales des Troubadours.* Par *M. Raynouard* etc.

2) Toulouse, b. Cadet: *Le Parnasse occitanien ou Choix des Poésies originales des Troubadours, tirées des manuscrits nationales* etc.

3) Zwickau, b. Gebr. Schumann: *Die Poesie der Troubadours* — — dargestellt von *Friedrich Diez* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der *vierte* Band der *Choix des Poesies des Troubadours* v. *Raynouard* giebt Canzonen, historische Klagelieder, Kreuzlieder, historische Sirventesen, gemischte Sirventesen und moralische und religiöse Gedichte. Vielleicht liessen sich über manches, auf die Anordnung nach der Folge der Begebenheiten, welche die Gedichte zunächst veranlassten, Bezügliche, oder mit Unrecht unter die genannten Titel Geschobene (wie kommt z. B. die Fabel S. 366 unter die „*Sirventes divers*", wenn man nämlich die Form berücksichtigt; das *Sirventes* ist stets in Strophen abgetheilt, das bekannte „*Fadet joglar*" ausgenommen, wo der Dichter jedoch selbst den unpassenden Namen zu verantworten hat) Einwendungen vorbringen; wir nehmen aber mit Dank das in reicher Fülle gebotene Material an, das zu sammeln und zu läutern unendlich schwerer war, als die Sichtung, welche zur Zeit noch willkürliche Ansichten nicht ausschliessen kann.

Ein Abdruck der Biographieen der Troubadours war ein Bedürfniss, das in der neuern Zeit um so stärker sich aufdrang, je ungenauer und unvollständiger *Millot's* Werk in diesem Bezug sich darstellte und je mehr man geneigt werden musste, *Nostradamus* und *Crescimbeni* gänzlich zu verabschieden. Der *fünfte* Band des R'schen Werks enthält, neben diesen Biographieen der Troubadours in der Originalsprache, eine sehr schätzbare Sammlung von provenzalischen Dichtwerken, theils vollständig, theils fragmentarisch, welche in den frühern Bänden nicht füglich Platz finden konnten. Die Dichter sind hier alphabetisch aufgeführt, und da griff Hr. *R.* bey der Wahl des bezeichnenden Namens zuweilen fehl: so muss man, das Leben des *Cigala* suchend, wissen, dass er *Lanfranc* hiess; die Gräfin *de Dia*, der Dauphin von *Auvergne* sind unter „*Comtesse*" und „*Dauphin*" nachzuschlagen u. dgl. m. Eben so ist zu tadeln, dass manche Bruchstücke von Gedichten zu unbedeutend, andere so bruchstücklich sind, dass sie zu nichts dienen, als einen leeren Raum auszufüllen. Sehr lobenswerth und belehrend sind die jedesmaligen Nachweisungen auf *Nostradamus, Crescimbeni, Bastero, Millot* u. s. w. Der *sechste* und letzte Band endlich enthält eine „vergleichende Grammatik der Sprachen des lateinischen Europa's, in ihren Verhältnissen zu der Sprache der Troubadours." *R.* ist der Ansicht, dass das Französische, Spanische, Portugiesische und Italienische nicht unmittelbar aus dem Lateinischen stamme, sondern dem Wesentlichen nach aus der Sprache der Troubadours hervorgegangen sey. Man hätte also bis zu der Zeit, wo jene Idiome eigenthümlich geschieden auftreten, in Italien, Spanien u. s. w. die Sprache der Troubadours gesprochen? Die vielen, dem Lateinischen näher als dem Provenzalischen liegenden Formen der neuern Südsprachen hätten sich erst später wieder gefunden, d. h. die Völker hätten das Lateinische vergessen, um es später wieder zu lernen? Aus dem Provenzalischen *madeira, moure, po, verge* oder, wie es auch geschrieben wird, *versza, estuzi, ilha* u. s. w. hätten sich wie durch ein Wunder die guten alten Formen *materia, movere* (oder *muovere*, span. und port. *mover*), *popolo* (*pueblo, povo*), *vergine* (*virgen, virgem* und *virgo*), *studio* (*estudio, estudo*), *isola* etc. in den Südsprachen wieder gebildet? — Eine Untersuchung dieser Art scheint dem Rec. überhaupt in einem Werke an der unrechten Stelle, welches eine „Auswahl von Gedichten der Troubadours" zu geben verspricht. Da dieser Ansicht *R's.* überdiess schon anderwärts triftige Gründe entgegengesetzt worden sind, so mag es dabey sein Bewenden haben.

Von Nr. 2. *le Parnasse occitanien* ist Herausgeber Hr. *v. Rochegude*, französischer Contre-Admiral, wohnhaft zu Albi. Seine Sammlung enthält gegen 200 provenzalische Gedichte, von denen mehr als die Hälfte auch in *Raynouard's Choix etc.* abgedruckt wurden. Man vermisst fast durchgehends die Sorgfalt und Umsicht in der Behandlung des Textes, welche Hr. *Raynouard*, im Besitz mehrerer Handschriften, anwenden konnte. Da er jedoch von jedem der vorzüglichern Troubadours eins oder mehrere Gedichte und eine abgekürzte Biographie in der Originalsprache mittheilt (die Numern der Handschriften, die er verglichen, sind überall nachgewiesen) und diese Anthologie kaum den zwölften Theil des Preises

von *Raynouard's* Werk kostet, so bleibt ihm stets das Verdienst, *R's* Sammlung mehr vervollständigt und den Unbemitteltern ein brauchbares Handbuch der provenzalischen Literatur geliefert zu haben. Um das Studium der Sprache der Troubadours hat er sich noch besonders verdient gemacht durch die Herausgabe seines Buchs:

Essai d'un Glossaire Occitanien, pour servir à l'intelligence des poésies des Troubadours. Toulouse 1819. 8. (LIV u. 334 S.)

Etymologieen geben oder seine Angaben mit Originalstellen belegen zu wollen, war nicht seine Absicht: letzteres geschieht jedoch hier und da, sonst wurden die verschiedenen Bedeutungen einfach neben das provenzalische Wort gesetzt und zuweilen der ihm entsprechende lateinische Ausdruck beygefügt. Die abweichenden Formen der Zeitwörter sind überall aufgeführt worden — ein Verfahren, das man, davon ausgehend, dafs es sich hier von einem ersten Versuch handle und dafs der Herausg. besonders ein augenblickliches Bedürfnifs befriedigen wollte, nur billigen wird. Wenn aber der Vf. gleich gewissenhaft und sorgfältig zu Werke ging, so wird doch ein flüchtiger Durchblick des ersten Buchstabens hinreichen, das Lückenhafte dieses Glossars darzuthun. Zuerst sprechen wir von einigen Wörtern, welche er angegeben aber nicht erklärt hat. „*Adur*" heifst *hart*, und wird jetzt noch im portugiesischen und im genuesischen Dialect als Beywort gebraucht, während die Spanier es nur noch adverbialisch anwenden (in der Bedeutung kaum, schwerlich). *Los aganos*, wahrscheinlich *Geschwulst der Halsmandeln. Agazalh* von *agazalhar*, *schön thun*, *freundlich seyn*, auch *sich erniedrigen. Agrecei*, ohne Zweifel einerley mit dem veralteten *agreza* der Spanier, *Saft von Citronen oder ähnlichen Früchten. Agrimen*, *Agrimonie. Anclot*, wofür auch *ancora*, der *Anker*; *anclar*, ankern u. s. w. *Arailar*, *verkleinern*, *schwächen*, *vereiteln. Aym*, ich *strebe*, er, es *strebt*, von *aymar*. „*Vas vos mon cor aym*", deutsch: nach Euch strebt mein Herz. — Unter den in diesem Buchstaben ganz übergangenen Wörtern nennen wir: *Abbat* (auch *abat*), *abadia*, *abans* (vor, vorher), *abus*, *abayssar*, *acatar* (kaufen), *accent*, *acces*, *accident*, *accompanhar*, *accreissamen* (Zuwachs), *activitat*, *aculhir*, *acuelhir*, *aculhit*, *aculhimen* (Empfang), *acus* (klage du an), *activitat*, *aderdre* (anhängen), *adjuda*, *adossir* und *adoussar* (versüfsen), *adymplir* (genug thun), *adolescent*, *adreg* (neben *adrech*, recht), *adversari* (der Gegner), *adzamortar* (schwächen, tilgen), *adzautir* (verschönern), *affinar* (endigen), *affinitat*, *affolir* (bethören), *affront*, *agel* (Engel), *agnel* (Schaf), *aginolhar* (auf die Knie werfen), *aiga* (Wasser), *ailhors*, *aillors*, *aintz* (vielmehr), *aize*, *aitantos* (alsbald), *ajudar*, *alb*, *albir* (Kummer), *alegre*, *alegrier* (Fröhlichkeit), *allor* und *alhors* (anderswo), *alsor* (höher), *alt*, *amaror* (Bitterkeit), *ambiguitat*, *amagrescisc* (es gefällt), *amenar*, *amenitat*, *amon* (oben), *amonestanza* (Ermahnung), *ample*, *annal*, *antiquitat*, *antresca* (Darstellung, Composition), *apilhar* (nehmen), *aplanar* (der Erde gleich machen), *apropriar* (sich nähern), *apte*, *aciditat*, *ardre* (brennen), *ars* (gebrannt), *ass* (auch), *assalt*, *assermar* (sich beeilen; vielleicht ist bey *Raynouard*, *Choix etc.* Bd. 2. S. 211 *assemar* und nicht *assermar* zu lesen); *asiduitat*, *assietgamen* (Belagerung), *asolvament* (Losfprechung), *atalentamen* (Verlangen), *au* (mit; s. *Nobla Leycz.* v. 195.), *aurar* (auch in der Bedeutung *bitten* zweymal in der *Nobla Leycz.* vorkommend), *aussar* (erheben), *austeritat*, *auvon* (sie sollen hören), *auz* (hoch), *auzor* (höher), *avangeli* (das Evangelium), *aval* (unten), *aviditat*, *avoleza* (Feigheit), *avoteri* (Ehebruch), *ayga*, *ayp* u. s. w.

GESCHICHTE.

WARSCHAU, b. den Piaren: *Res gestae Principum et Regum Poloniae per Vincentium* (*Kadlubkonem*) *saeculo XII et XIII. ennaratae*, quibus accedit Chronicon Polonorum per *Dziersuam* Saeculi XIII. Scriptorem compositum. Editio repetita ad fidem codicum, qui servantur in tabulario Societatis Regiae philomathicae Varsaviensis. Pars I. 304 S. Pars II. 193 S. 1824. 8.

Den Codex des *Vincentius Kadlubek*, welchen der Graf Kuropatnicki der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Warschau geschenkt, nach des Bischofs Prazmowski Ansicht aus dem 13ten oder 14ten Jahrh., hält der Herausgeber Graf *Hippolit Kownacki* für die älteste bekannte Handschrift, und giebt sie nun auf Kosten des Grafen Zamoyski, Präses des Senats, des Bischofs von Kalisch, Kozmian, der Grafen Vincent Krasinski, Ministers Staszyc, Grafen Pac, Gr. Joseph Sierakowski, Niemcewicz und Gr. Titus Dzialynski (S. VI.) heraus. Oben steht der Text dieser Handschrift, unten der Auszug, welchen *Dzierzwa* gemacht, den *Lengnich* als einen verkürzten *Kadlubek* herausgegeben 1749. Schade ist es, dafs Hr. *K.* kein *fac simile* des Codex beygefügt, um von dem Alter dieser pergamentenen Handschrift gleich augenscheinlich zu überzeugen. S. 3 werden die 19 Codices aufgeführt, die Graf *Ossolinski* beschrieben; S. 4 noch 4 dazu angegeben, 2 in der Warschauer Universitäts-Bibliothek, 1 des Grafen *Joseph Sierakowski*, 1 des Grafen *Dzialynski* 1400. *Codices scholasticos* will Graf *H. K.* diejenigen Handschriften genannt haben, welche zum Schulgebrauche commentirt worden; *librarios*, welche für Privatbibliotheken geschrieben worden sind. Die Warschauer pergamentene Handschrift des Grafen *Kuropatnicki* hat keine Abtheilungen; aber der Herausg. findet es für gut, sie in 2 Theile zu sondern: 1) *Colloquium*, 2) *Fragmenta*. S. 6. Auch meint Graf *H. K.*, dafs die Gesprächsform der ersten drey Bücher des *Kadlubek* eine blofse Erdichtung des *Kadlubek* selbst sey, um nach seiner Meinung gefälliger zu erzählen, und dafs

dafs er von allen 4 Büchern der Vf. sey. Rec. ist auch dieser Meinung und stimmt auch gern der Aeufserung des Herausg. S. 15 bey, dafs *Kadlubek* in der Jugend diese Chronik geschrieben, und zwar noch lange vorher, ehe er Bischof geworden; sonach ist der letzte Theil später nachgetragen. Der *erste* Theil endigt hier mit dem ersten Kapitel des 4ten Buchs, welches hier als *Epilogus* vorkommt; der *zweyte* Theil fängt mit dem 2ten Kap. an und endigt, wie *Herburt's Dobromiler* Ausgabe, mit dem 25sten Kap. Das *vierte* Buch nennt Gr. *H. K. fragmenta duo,* nämlich Kap. 2—17. und dann 19—21. Dazwischen von den Worten: *Fuit autem hujus auctor concordiae etc.* S. 795 bis Ende des 18. Kap. S. 797. ed. Lipf. 1712. fol. *ad calcem Dlugossi* heisst hier dieses Stück *annexa*. Druck und Papier sind schön und auch correct. So hat Gr. *H. K.* ein grosses und neues Verdienst sich um die polnische Geschichte erworben, dafs er so verbessert den *Kadlubek* herausgegeben und die Vergleichung auch mit dem *Dzierzwa* erleichtert hat. Der verschiednen und bedeutend den Sinn verbessernden Lesarten ist eine grofse Menge da, und so wird auch *Kadlubek* weit verständlicher, als sonst. Indefs dürften doch die Lesarten anderer *Codices* nicht so hintenangesetzt und verachtet zu werden verdienen, als es hier geschehen zu seyn scheint. Der Rhedigersche Codex in Breslau von 1441 hat fast die nämlichen Lesarten, wie der Warschauer des Grafen *Kuropatnicki,* ob er gleich dem Aeufsern nach in der Briefform und Kapiteleintheilung der Dobromiler Ausgabe ähnlich ist. Oft enthalten jüngere gute Handschriften bessere Lesarten, als ältere, die schlechter sind. *Taluski's* vermeintliches Autographon des *Kadlubek Codex CCLXXVI.* hat schon Graf *Ossolinski Wiad.* S. 595 als einen papiernen Codex für eine ungegründete Muthmafsung erklärt. Hier S. 2 sieht es so aus, als wenn dieses möglich gewesen. Ein papierner Codex vom J. 1205—1208 ist nicht denkbar; aber sicher war auch dieser Codex, der vermuthlich nun in Petersburg sich befindet, viel jünger. Die Lesart S. 2. ed. Varf.: *secundus ne fascium excipera in se periculum,* ist offenbar falsch. Der Breslauer 1441 hat *fastuum,* andre Codices lesen *fastus,* noch andre *fascini, fastidiae* statt *fastidii,* und *Nicolaus von Lathowycz* 1451 versichert, in zwey Handschriften diese Lesart gefunden zu haben. Man mag nehmen, was man will, so pafst dieses besser, als *fascium periculum.*

Ueber den *Dzierzwa* hat Gr. *H. K.* seine eigne Ansicht S. 23—25. „*Warszewicki* in seinem kleinen Buche: *Dialogus de Origine Gentis Nominis Poloni* (zugleich mit seinen *Paradoxis,* Romae, apud Aloysium Tanetum, 1601. Cracoviae, ap. Lazarum, 1598) nennt ihn zuerst *Mierzwa,* und von ihm erfuhr auch *Hartknoch* und *Braun* etwas von diesem Schriftsteller. *Lengnich* gab ihn zuerst, wie oben gesagt, heraus, und der Augenschein lehrt es, dafs diefs ein Auszug aus *Kadlubek's* Chronik ist, jedoch nur, wie Gr. *H. K.* zeigt, bis 1198; denn nirgends nennt *Dzierzwa* seine Quelle, sondern er citirt andre Gewährsmänner: *Chronicas Romanorum, annales Polonorum, de passione S. Stanislai,* endlich doch im *fragmento Casimiri (II.) vidit enim Vincentius Kadlubkonis Episcopus Cracoviensis, qui scripsit hoc.*" S. 84. Th. II. „Das Uebrige, meint Gr. *H. K.*, sey Zusatz von einem Franziskaner-Mönch in Lublin bis 1288. Aus dem Umstande aber, dafs *Dzierzwa* nichts davon erwähnt, dafs *Vincentius Kadlubek* ein Mönch zu Andrejow, 8 Meilen von Krakau in einem Cistercienser-Stift geworden 1212, ergebe sich von selbst der Schlufs, dafs *Dzierzwa* vor 1212 geschrieben." — Ob dieser Schlufs so ganz richtig sey, weifs Rec. nicht. *Dzierzwa* konnte ja aufhören, wenn es ihm beliebte, zu schreiben, und er kann in einem weit spätern Zeitalter gelebt haben, als *Kadlubek*. Noch sind von ihm zu wenig Handschriften bekannt. Ueberhaupt weifs man von ihm so viel als gar nichts. Auszüge aus ältern Werken macht man gewöhnlicher Weise nicht sogleich auf der Stelle. Florus, der Epitomator des Livius, lebte über 100 Jahre später als Livius, und Justinus 150 Jahre später als Troyus Pompejus. Nimmt man noch darzu, dafs *Dzierzwa* sehr unnütze genealogische Gespinnste von dem Ursprunge der Polnischen Nation von Noah bis Negno aus eigner oder fremder Erdichtung in *Kadlubek's* Werk einschiebt, so wird man nicht glauben können, dafs er während der Lebenszeit eines so geachteten Bischofs diefs zu thun gewagt hätte. — *Dzierzwa* mufs also nothwendiger Weise wenigstens 100 oder 200 Jahre später es gethan haben, als er sein Machwerk mit den Worten des *Kadlubek's* zusammenstoppelte. Aus manchen Ausdrücken, z. B. *sabla* statt *szabla,* Säbel S. 112, *Szemomisl* oder *Semonisl* statt *Liemimisl, Semomysl* S. 89, möchte Rec. fast glauben, dafs dem Epitomator *D.* die slawakisch-ungrische Orthographie geläufiger war, als die polnische — Solche Ungarismen kommen besonders noch häufiger im *zweyten* Theil vor: *Dux Lodomeriae Romanus* S. 68, *Lodimirio* statt *Wladimiro* S. 73. Freylich kommt auch im *Kadlubek* S. 68 *Laudimiria* statt *Wladimiria,* S. 69 *Laodimirus* statt *Wladimirus* vor, aber diefs können auch nur Namensverdrehungen seyn, die mehr lateinisch klingen sollen, die vielleicht nicht einmal von *Kadlubek*, sondern seinen spätern Abschreibern herkommen.

Die Worterklärung schwieriger Stellen aus dem *Catholicon* des *Johannes de Balbis,* welches von 1460 bis 1480 an zwanzig Mal gedruckt worden, aus dem *Calepin* und einer commentirten Handschrift der Missionarien in Warschau sind nicht von gleichem Werthe. Einige sind trefflich, andere aber scheinen wohl nicht von Gr. *H. K.* herzukommen und verunstalten diese sonst recht gute Ausgabe des *Kadlubek*. *Bonea* S. 62. Rec. will lieber *Boga,* ein Reifen lesen, wie *Cosmas, Bogusal.* *Amicus* soll mit *amitinus* eins seyn. Es heisst nur überhaupt: Blutsfreund. *Confiteor* von *Conficio* soll *Joh. de Balis* abgeleitet haben. Der gelehrte Dominikaner 1284 hat so etwas wohl nicht gethan. Man findet das bey ihm nicht, wenn man nachschlägt. Aus dem *Calepin* wohlbekannte Sachen anzuführen, war wohl auch eben keine so nöthige Arbeit.

Sulz-

SULZBACH, b. v. Seidel: *Erinnerungen aus den Zeiten und dem Leben Eugen's Herzogs v. Leuchtenberg,* nach authentischen Quellen von *Heinrich Seel.* Mit zwey Stammtafeln und einem Register. 1827. XII u. 492 S. 8. (2 Rthlr.)

Wenn diese Lebensbeschreibung ein Gemälde wäre, so würden darin Napoleon und sein Kriegsgetümmel und sein Hofstaat im Vordergrunde erscheinen, im Hintergrunde der Feyerzug des unvermählten Vicekönigs Eugen von München nach Mailand und seine Besitzungen als Herzog von Leuchtenberg.

Die Schreibart ist selbst da nicht anziehend, wo sie sich nach gelungenen Mustern richten konnte, und wenn sie sich frey bewegt, so kommt es zu Aeusserungen wie folgende: Napoleons zweyte Ehe war noch nicht einer flüchtigen Buhlschaft gleichgehalten (1813), wodurch später die Heiligkeit seiner Legitimität zertrümmert werden sollte. Uebrigens wird den Lesern gefallen, dass der Vf. mit Fleiss und mit Wärme gearbeitet hat.

Der Herzog v. Leuchtenberg ist nicht in der Schule, sondern an der Werkstatt, im Lager und am Hofe erzogen. Als sein Vater und seine Mutter verhaftet waren, brachte man ihn bey einem Tischler in die Lehre. Eugen ward von seinem Vater vor der Hinrichtung dem General Hoche empfohlen und wanderte als 14jähriger Knabe zu den Leichenfeldern der Vendée, doch bald zurück nach Paris in die Schule. Aber hier war seines Bleibens kaum ein Jahr. Sein Stiefvater Napoleon nahm ihn mit nach Italien, nach Aegypten und wiederum nach Italien, nach Deutschland und nach Russland. Eugen sah und lernte den Krieg. Es glückte ihm dann, während Napoleon's Niederlagen im J. 1813 die Oesterreicher von der Eroberung der Lombardey abzuhalten, und ehrenvoller, als der entscheidenste Sieg, ist für ihn, dass er der Verführung widerstand. Hierüber findet sich in der Schrift Folgendes: „Ein österreichischer General bot dem Vicekönig im Namen der Alliirten die *Krone* von *Italien* an, und dieses Anerbieten kam von *höherer* Hand und ward öfter wiederholt. — Bey der kaiserl. Regierung war schon von Eugen für die Throne von Portugal, Neapel und Polen die Rede gewesen. Mit Bescheidenheit äusserte er sich stets, lieber Vicekönig zu bleiben. — Unerschütterlich blieb Eugen bey den geheimen Anträgen der Alliirten auf dem Pfade der Pflicht und Ehre, die ihn unsterblich gemacht haben." — „Alexander erkannte den hohen Werth Eugen's, er zählte ihn zu seinen Freunden, und ging regelmäsig mit ihm (zu Paris) beynah jeden Tag Arm in Arm spazieren. Er wollte ihm bey Vertheilung der Staaten die Oberherrschaft über Genua verschaffen. Josephine schlug diesen Antrag aus auf Anstiften eines dirigirenden Diplomatikers, der ihr fälschlich Hoffnung zu etwas Besserm machte. Er begehrte in Wien für Eugen ein souveraines Land mit wenigstens 300,000 Unterthanen; doch vergeblich. Seiner mächtigen Verwendung verdankte der Prinz die Erhaltung seiner Güter in der Lombardie und im Kirchenstaate, wie auch eine Dotation von 50,000 Seelen im Neapolitanischen. Die unerwartete Landung Napoleon's machte, wenn auch nicht in den Gesinnungen, doch wenigstens in den öffentlichen Zeichen derselben und in dem politischen Interesse des Kaisers von Russland für Eugen ein unglückliches Ende. Es war damals von Seiten Oesterreichs sogar ernstlich angetragen, sich der Person Eugen's als eines Schreckbildes zu bemächtigen, und ihn auf einer ungerischen Festung in sichere Haft zu bringen. Eugen war einer der einsichtsvollsten, muthigsten Feldherren dessen, gegen den ganz Europa sich wieder bewaffnen musste, um ihn zu stürzen; Eugen war N's. anhänglicher Stiefsohn und zählte noch viele Freunde in Italien; Gründe genug für Oesterreich, den gefürchteten Prinzen in dieser neuen Verwicklung der Dinge seiner persönlichen Freyheit zu berauben. Da eilte aber Max Joseph, der edelmüthige Monarch, Eugen's zärtlicher Schwiegervater, voll Unwillens zu dem K. von Oesterreich, und stellte ihm vor, dass Eugen vertrauensvoll unter seinem Schutze, unter seiner Garantie nach Wien gekommen sey und diese doch nicht verletzt werden dürfte. Das Blut verstärkte diese Forderung der Gerechtigkeit, und so blieb Eugen auf sein und des K. von Baiern Ehrenwort frey. — Es hatte bekanntlich auch damals noch fast alle Deutsche eine beynahe fieberhafte Abneigung gegen die Franzosen ergriffen, die nicht selten diejenigen, welche besonders davon entbrannt waren, zu ungerechten, rohen und grausamen Aeusserungen veranlasste. Prinz Eugen hatte unter diesen Verhältnissen viel zu leiden.

Ueber die Besitzungen des Herzogs ist der Vf. ausführlich, erwähnt aber des Vertrags von 1816 über die Güter im Kirchenstaate nicht, sondern sagt: „Was davon in der Mark Ancona lag, wurde ihm zur Vollziehung der am 12ten April zu Fontainebleau abgeschlossenen Convention der verbündeten Mächte und Kraft der Beschlüsse des Wiener Congresses, schon vor der Uebergabe der Marken an den Papst ungeschmälert zugestellt. Zugleich verlangte Eugen aber auch die im Herzogthum Urbino gelegenen eigenthümlichen Güter, die sich jährlich nicht minder auf 200,000 Fr. rentirten, deren gerechtester Ausantwortung jedoch bis zur Stunde von dem röm. Hofe widersprochen wurde." Die Besitzungen in der Lombardie wurden für 7 Mill. Fr. an Oesterreich, und die in Neapel für 5 Mill. Fr. abgetreten, und dagegen das zum Fürstenthum erhobene Eichstädt für 5 Mill. Fr. als ein Mannlehen angekauft. Ausserdem besitzt das Haus Leuchtenberg noch das Schloss Malmaison, die Güter Laferte und Navarra in Frankreich und Zuckerplantagen auf Martinique; ein Landgut im Thurgau, das Schloss Ismaning im Isarkreise und das Palais zu München. Dieses liess Eugen einfach und geschmackvoll erbauen, und es wurde mit seinen Umgebungen ein freundliches Asyl und ein neues Vaterland für eine Menge Unglücklicher, die verbannt worden waren, oder sich selbst verbannen mussten. Hier vermissten so Viele weniger schmerzhaft den Boden, auf dem sie geboren wurden, und dem sie einen Theil ihrer Existenz gewidmet hatten.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

May 1828.

SCHÖNE KÜNSTE.

Paris: *Musée de sculpture antique et moderne*, par *M. le Comte de Clarac*. *Zweyte* Lieferung.

Von der *zweyten* Lieferung dieses Werkes, dessen *erste* wir Nr. 116 der A. L. Z. vor. J. angezeigt haben, eilen wir um so mehr Rechenschaft abzulegen, als wir über den raschen und glücklichen Fortgang dieser in der That preiswürdigen Unternehmung uns Glück zu wünschen allerdings berechtigt sind. Diese zweyte Lieferung enthält 48 Kupfertafeln, mit derselben Sauberkeit und Sorgfalt ausgeführt wie in der ersten Lieferung, und S. 241—448 erklärenden Text, welcher die Fortsetzung der in der ersten Lieferung S. 237 angefangenen Beschreibung des Louvre und der Tuillerien ist. Abgesehen davon, dass diese beiden Gebäude, das Louvre, als das ältere, und die Tuillerien, in Bezug auf Geschichte der neueren Architectur von nicht gemeinem Interesse sind, haben beide gewissermassen eine welthistorische Bedeutung erhalten, so dass ihre Beschreibung und Geschichte auch für den Ausländer anziehend und wichtig seyn muss; weshalb wir glauben, dass unsere Leser einen kurzen Auszug aus dem hier nach fleissiger und gewissenhafter Benutzung aller vorhandenen Quellen Mitgetheilten nicht ohne Theilnahme aufnehmen werden. Für die ältere Geschichte des Louvre sind mit grossem Nutzen einige alte Pläne und Handzeichnungen benutzt worden, von denen einer besonders angeführt zu werden verdient, der das Louvre in seiner Gestalt unter Karl V. darstellt. Er enthält eine Abbildung von Paris, in einen Teppich gewirkt, der zwar selbst zur Zeit der Revolution verloren gegangen, sich aber doch noch für uns in einer früher davon abgenommenen Handzeichnung erhalten hat. Mehrere dieser Plane werden durch interessante Abbildungen deutlich gemacht. Dass überhaupt Hn. *v. Clarac's* Darstellung für die ältere Topographie von Paris durch so viele mit dem Gang seiner Untersuchung eng verbundene Bemerkungen wichtig ist, braucht nur angedeutet zu werden.

Einigen historischen Nachrichten nach soll an der Stelle des damals mit Wald noch bedeckten Seineufers, die jetzt das Louvre einnimmt, ein Jagdschloss gestanden haben, dessen Gründung, freylich nicht mit verbürgter Gewissheit, Childebert I., zwischen 511—538, zugeschrieben wird (siehe S. 245). Die Richtigkeit dieser Angabe bezweifelt Hr. *v. Cl.* selbst, (wenigstens ist von dem Namen *Louvre* noch keine Rede,) wie auch die Nachricht, dass dieses Schloss, nach und nach befestigt, bey den Einfällen der Normannen, von denen bekanntlich Paris viel zu leiden hatte, zerstört worden wäre. Selbst die Ableitung des Namens *Louvre* ist ungewiss: von den vielen Erklärungen ist jedoch die auch vom Herausgeber gebilligte die wahrscheinlichere, dass er eine Corruption von *Lupara* sey, welches allerdings in der ältesten Zeit der Name dieses Gebäudes war. Er wird zurückgeführt auf die häufige Jagd von Wölfen, die sich ehemals nicht nur in ganz Frankreich, sondern auch besonders in der Nähe von Paris vorfanden. (Hierbey konnten einige interessante Auszüge aus Chroniken bey *Ducange* unter dem Worte *luparius* benutzt werden.) Die Etymologie hätte noch mehr Wahrscheinlichkeit erhalten durch eine Zusammenstellung des Worts *Lupara* (Louvre) mit *Louviers* oder *Louvetiers*, wie die Wolfsjäger (*luparii*) bey den ältesten französischen Schriftstellern genannt werden. Der Name *Louvre* selbst findet sich schon in den Zeiten von Philipp August, welcher das Louvre durch einen grossen Thurm und andere Werke im J. 1204, als eigne Schutzwehr gegen Paris, befestigte. Dieser Thurm diente zugleich als Staatsgefängniss und hiess *Tour Ferrand*, nach einem Grafen von Flandern, welcher der erste war, welchen Philipp August in denselben einsperren liess: späterhin hiess er schlechthin *grosse tour* oder *tour neuve*. Bey dieser Gelegenheit wird von der Sparsamkeit Philipp Augusts S. 250 erzählt, dass das Stroh, das in den Zimmern des Louvre während der Anwesenheit des Fürsten gebraucht worden, sobald er es mit seinem Gefolge verlassen, einem darüber erlassenen Edicte zu Folge, der Universität anheim fiel, wo es gebraucht wurde, um die Sitzplätze der Schüler zu bedecken. Solche Bequemlichkeiten können wir von den Hörsälen unserer heutigen Universitäten noch nicht rühmen. Uebrigens wird sich unter dem Louvre zur Zeit Philipp Augusts niemand etwas anderes als ein schwerfälliges, unförmliches, mehr zum Schutz als zur bequemen Wohnung bestimmtes Gebäude denken können, das noch von aller Verzierung entblösst, bloss dem Bedürfniss entsprach, und selbst noch nicht einmal eigentliche Wohnung der französischen Könige war. Interessant ist die S. 252 mitgetheilte Beschreibung des Louvre in dem zwar weitschweifigen, aber der Anmuth nicht entbehrenden *Roman de la Rose* von *Guillaume de Lorris* (st. 1265).

Erst Karl V., welcher den Thron im J. 1364 bestieg, und theils aus Prachtsucht, theils aus Liebhaberey Paris mit vielen schönen Baulichkeiten verzierte, worunter selbst die Bastille, anfangs eine *maison de plaisance*, gehört, wurde das Louvre durch Anbau nicht nur mit der Stadt verbunden, sondern auch selbst erweitert und verschönert, unter andern selbst mit schönen Gartenanlagen versehen, wovon die Details mit grosser Wahrscheinlichkeit ausgemittelt werden, die für den Franzosen wohl, aber nicht für den Ausländer Interesse haben und daher billig unangeführt bleiben. Um den Geist des dabey angewandten Baustils zu bezeichnen, wird die Bemerkung hinreichen, dass Treppen und Portale schon bereits mit Statuen verziert wurden. Hr. *von Clarac* hat nach Muthmassungen und Nachrichten eine Ansicht des Louvre entworfen, wie es zu Ende des 14ten Jahrh. gewesen seyn mag, auf Pl. 8 *E*, welche Platte aber noch nachgeliefert werden soll. So viel scheint dabey gewiss zu seyn, dass noch jetzt manche Distribution der Säle im Untergeschoss dem alten Plane in dieser Zeit entspricht, was z. B. von der jetzt sog. *Salle des Caryatides* gilt. Es enthält diese ganze Darstellung manche nicht unerhebliche Winke und Nachrichten für die Geschichte der einzelnen Kunstzweige im 14ten Jahrh. Eben so wichtig sind auch manche eingestreuete Bemerkungen für eine Geschichte der Moden und des Luxus in dieser Zeit; siehe S. 324 flg. Sehr interessant endlich ist das von S. 326 an über die *Tour de la librairie* des Louvre Gesagte. Nach einem Catalog, von Karl des Vten Bibliothekar *Gilles Mallet* 1373 angefertigt (jetzt noch auf der Königl. Bibliothek zu Paris befindlich), bestand diese Bibliothek in 909 kostbar in Sammt, Seide oder Maroquin gebundenen und mit vielem Geschmeide verzierten Bänden, einer Anzahl, die für die damaligen Zeiten gewiss sehr beträchtlich zu nennen ist. Die meisten Handschriften war Karl V. selbst anzuschaffen bemüht gewesen, indem er nur zehn oder, nach Andern, zwanzig Bände in der Bibliothek seines Vorfahren vorgefunden hatte. Sehr zu bedauern ist es, dass der Vf. des angeführten Catalogs bey Beschreibung der Bücher sich fast nur an das Aeussere der *Volumina* hält, und nur sehr selten den Inhalt und den Verfasser derselben angiebt. S. 328 wird ein Facsimile der Handschrift Karls V. mitgetheilt. Diese Büchersammlung übrigens, welche sich in Schränken hinter bemalten Glasthüren befand, war, man höre! dem gelehrten Publicum Tag und Nacht geöffnet, und es waren, um des Nachts daselbst arbeiten zu können, in dem Büchersaale silberne Lampen und Leuchter angebracht. Giebt es von solcher Liberalität heut zu Tage ein Beyspiel? wo man, wenigstens an einigen Orten, beynahe bemüht ist, durch officielle Beschränkungen dem Tage sein Licht zu entziehen. Ueber den Bestand dieser Bibliothek lassen wir *von Clarac* S. 332 selbst sprechen: „*On n'y trouve, en général, que des ouvrages de théologie, de droit, d'astrologie. La traduction des Politiques d'Aristote, celle de quelques historiens Latins, sont les ouvrages anciens les plus considérables; pas de poètes grecs; et en poètes latins, il n'y avait qu' Ovide, Lucain; en philosophes, que Boèce, dont la Consolation y est répétée plusieurs fois. On y aurait vainement cherché les oeuvres de Cicéron, de Virgile, et les auteurs grecs. Mais cette collection était assez riche en romans en prose et en vers, en ecrivains sur la chronologie, sur l'histoire générale, sur l'histoire d'Espagne et d'Angleterre, mais principalement sur l'histoire de France: c'était sans doute celle à laquelle le roi Charles V. attachait le plus de prix. On trouvait encore dans cette bibliothèque plusieurs exemplaires de la première traduction de Tite-Live, celle de l'historien Josèphe, Solin, la Cité de Dieu de Saint-Augustin; Salluste, la Conjuroison Katherine (Conjuration de Catilina); quelques exemplaires des Commentaires de César; Suétone, Valère-Maxime, et Frontin; quelques ouvrages sur l'histoire d'Orient, sur les croisades; la vie de Mahomet, celle de Godefroi de Buillon (Bouillon); une très-vieille histoire de France en vers gascons, celle du Prêtre Jehan; les ouvrages de Marc Paul, les testamens des rois de France, la vie de plusieurs d'entre eux, des traités où l'on discutait les affaires des papes et les limites de leur puissance. La plupart des ouvrages sur l'astronomie, l'astrologie, la médecine, étaient traduits de l'arabe. La Bible et des livres de piété composaient aussi une grande partie de cette bibliothèque. Mais ce qui peut paraître assez singulier, c'est qu'il y manquait beaucoup d'ecrivains de l'antiquité connus en France à cette époque, et que cite souvent Christine de Pisan, qui avait une grande érudition et connoissait bien ses auteurs. Je croirais volontiers qu'on ne voulait admettre dans la bibliothèque du Louvre que des exemplaires d'une très-belle exécution, et que peut-être il n'y avait pas d'assez beaux manuscrits des auteurs cités par Christine.*" Diese für ihre Zeit in ihrer Art gewiss einzige Bibliothek, die vielleicht nur durch die der Sorbonne (siehe S. 330) übertroffen wurde, hatte leider das Schicksal, nach Karls V. Tode durch Umstände, welche *von Clarac* S. 333 angiebt, eben so schnell wieder zerstreut zu werden, wie sie entstanden war, so dass sich jetzt in der Kgl. Bibliothek nur noch sehr wenige Bände davon vorfinden, welche S. 334 namhaft gemacht werden, unter welchen von alten Schriftstellern sich nur noch französische Uebersetzungen des Livius, Valerius Maximus, Julius Cäsar und Augustinus befinden.

Bis auf wenige Veränderungen blieb das Louvre in diesem Zustande bis auf Franz I., dem, einem Pracht und Kunst liebenden Fürsten, in einer Zeit der allgemeinen Blüthe der Kunst das alterthümliche gothische Ansehen seines Schlosses nicht mehr behagen konnte. Schon bey einem Besuch Karls V., den er mit seinem Gefolge im Louvre beherbergte, wurden viele augenblickliche Veränderungen vorgenommen, bis endlich der Plan gefasst wurde, das Louvre ganz umzubauen, und auf den Grundmauern

mauern des alten Gebäudes ein neues aufzuführen, wovon die Ausführung dem damals berühmten Architekten *P. Lescot* aufgetragen wurde, der sich zu Gehülfen *Jean Goujon* und *Paul Ponce*, beide vorzügliche Bildhauer, nahm. Die Zeit, wann der Bau angefangen wurde, läfst sich nicht mehr ausmitteln, und es ist nur gewifs, dafs er unter mehrern Nachfolgern Franz I., in deren Regierung die Lebenszeit Lescot's fiel, fortgesetzt wurde. Der Plan, wonach gebauet wurde, ist leider verloren gegangen, und man weifs nur, dafs er darauf hinauslief, ein von geschmackvollen Seiten eingeschlossenes Viereck darzustellen, wobey man vorzugsweise bemüht war, die innere Seite des Gebäudes, die in den Hof ging, auf Kosten der äufseren, mit Säulen, Statuen u. s. w. zu verzieren. Dieser Putz, von dem sich einiges bis auf unsere Tage erhalten haben soll, erleidet mit Recht den Vorwurf von Ueberladung und Mifsverhältnissen, Fehler, die dem Geschmack und Stil der damaligen Baukunst eigen waren und weniger dem Architekten zur Last fallen. Derselben Fehler machte sich auch *Philibert de Lorme* schuldig bey dem Bau der Tuileries, welche, noch während am Louvre gebauet wurde, in der Nähe desselben an einem Platze, wo sich *fabriques de poteries et des tuileries* befanden, auf Veranlassung der Catharina von Medicis zu bauen angefangen wurden. Die Fehler übrigens, welche den Tuileries zur Last gelegt werden können, und wovon *von Clarac* S. 346 fg. mit richtigem Geschmack die wesentlichsten namhaft macht, kommen nicht alle auf Rechnung des Baumeisters *de Lorme*, dessen Plan nach seinem Tode von seinem Nachfolger verändert ward. Auch hatte es gar nicht in dem ursprünglichen Plane gelegen, die Tuileries mit dem Louvre durch die bekannte *Gallerie du Louvre* zu verbinden, was damals sogar durch die Localität unmöglich gewesen zu seyn scheint: im Gegentheil scheint Catharina bey dem Bau dieses neuen Gebäudes die geheime Absicht gehabt zu haben, durch die dem Louvre gegenüber aufgeführten Tuileries dasselbe als das Werk Franz I. und Heinrich II. aus Neid und Mifsgunst zu verdunkeln und in den Schatten zu stellen.

Unter den Nachfolgern Heinrichs II. erfuhr das Louvre wiederum grofse Veränderungen, indem man bey dem Fortbau sich immer neuer Plane anderer Architekten bediente. In diese Zeit fällt der Anbau an der einen Seite, in dessen Unterstock jetzt gröfstentheils das *Musée des antiques* befindlich ist. Dieses war vorzüglich unter Heinrich IV. der Fall, welcher den Gedanken fafste, das Louvre mit den Tuileries durch eine grofse Gallerie zu verbinden, obwohl jedoch dieser Plan vielleicht schon unter Heinrich II. zu Stande kam. Als Baumeister bey diesem Werk, welcher wenigstens dasselbe vollendete, wird *Métezeau* genannt. Weiter herab unter Ludwig XIII. wurden wieder bedeutende Veränderungen mit dem Louvre vorgenommen, mit Hülfe des Baumeisters *Le Mercier*, dem Paris auch viele andere berühmte Bauwerke verdankt, wie z. B. das sog. *Palais-Royal*, früher *Palais Cardinal*, auch *Palais de Richelieu* genannt. Die nun am Louvre vorgenommenen Veränderungen bestanden im Wesentlichen darin, dafs das ganze Viereck erweitert und die *St. Germain l'Auxerrois* gegenüber gelegene Hauptfaçade mit seinem Eingang nach der Stadt zu angelegt wurde. Letztere jedoch, welche Ludwig XIV. in ihrem Plan zu kleinlich vorkam, und ganz umgeändert werden sollte, wurde der Gegenstand der leidenschaftlichsten Discussionen, bis man endlich, da keiner der vielen von französischen Architekten verfertigten Plane genügend befunden ward, sich bestimmen liefs, den berühmtesten Architekten der damaligen Zeit, *Bernini* aus Rom, mit unendlichem Aufwande nach Paris kommen zu lassen und ihm den Plan und die Ausführung des Baues zu übertragen. Die Arbeit ward begonnen unter vielen ungünstigen Umständen, bald aber durch den Heimgang Bernini's nach Rom nicht nur unterbrochen, sondern da der Plan eigentlich allgemein mifsfallen hatte, ganz ausgesetzt und nun wiederum nach einem neuen Plan eines Arztes, *Claude Perrault*, der schon vor Bernini's Herbeyziehung eingereicht, aber verworfen worden war, fortgearbeitet. Der Grundstein zu diesem neuen Werke ward von Ludwig XIV. den 17. October 1665 gelegt. Nun ging man mit der gröfsten Thätigkeit an das neue Werk, und wirklich nach Verlauf von fünf Jahren war die grofse Hauptfaçade bereits vollendet. Für den Architekten wird die genaue, vom Hn. *von Clarac* S. 374 fg. mitgetheilte Angabe aller Maafsverhältnisse dieser Façade sammt der bey allen ihren Fehlern dennoch erstaunenswürdigen Colonnade, die bis in das kleinste Detail verfolgt werden, von nicht geringem Interesse seyn, zumal da sie in dieser Vollständigkeit zum Erstenmale bekannt gemacht wird, wobey nicht blofs der Plan des Baumeisters, sondern auch noch neuere Messungen an dem Local selbst zu Rathe gezogen wurden, so dafs die Richtigkeit der Messungen verbürgt werden kann. Die übrigen noch unvollendeten Theile des Louvre wurden gleichfalls nicht lange darauf noch unter Leitung Perrault's der Vollendung ziemlich nahe gebracht. Allein ganz vollendet wurde auch diese Arbeit nicht, und die Vorliebe, welche Frankreichs verschwenderischer Monarch für Versailles fafste, scheint der hauptsächlichste Grund der Gleichgültigkeit gewesen zu seyn, mit welcher später der alte Sitz der Könige von Frankreich von Ludwig XIV. behandelt wurde. Das Prachtgebäude blieb nicht nur unvollendet, worüber sich sehr laute Klagen öffentlich in Pamphlets hören liefsen, sondern es schien sogar durch ungeahndete Verwüstungen, selbst durch officielle Verunstaltungen seinem Ruin entgegen zu gehen. Und so würde dieses Gebäude, wie manche andere derselben Art, ein Raub der Zeit durch Vernachläfsigung und Gleichgültigkeit unfehlbar geworden seyn, wenn nicht Hr. *von Marigny*, Director der Königl. Bauten, im Jahr 1755 eine Königl. Ordonnanz zur Wiederherstellung des Louvre in seinen vorigen, wenn auch noch unvollendeten Zustand ausgewirkt hätte. Ja Ludwig XV. fafste den Entschlufs, das Louvre aus seinem kläglichen Zustande, wovon S. 391 fg. die Details angegeben werden, nicht nur zu befreyen, sondern es sogar endlich auszubauen, womit Gabriel, ein damals

mals berühmter Architekt, beauftragt wurde. Allein auch diese Bemühungen blieben ohne Erfolg, wovon der Grund nicht deutlich angegeben wird, und obwohl Ludwig XVI. sich gleichfalls für dieselbe Idee interessirte, so begreift man doch, warum dieselbe unausgeführt bleiben musste. Das Schicksal dieses Gebäudes ist in der That merkwürdig und Hr. v. *Cl.* sagt treffend von ihm S. 396: „*on dirait que sa construction doit durer autant que la monarchie, et que chaque souverain attache du prix à y ajouter quelques pierres, sans oser y placer la dernière.*" Um sich ein Bild von der Verwüstung des Gebäudes unter Ludwig XVI. zu machen, wird angeführt, dass der Schutt in dem innern Hofe die erste Etage beynahe erreichte: jedoch wurde noch unter dieses Fürsten Regierung der Hof gereinigt.

(*Der Beschluss folgt.*)

NATURGESCHICHTE.

Jena, b. Schmid: *Lehrbuch der Botanik.* Herausgegeben von Dr. *F. S. Voigt*, Grossh. S. W. Hofrathe, ord. Professor der Heilkunde und Botanik, und Direktor des botanischen Gartens zu Jena. *Zweyte* umgearbeitete Ausgabe. 1827. X u. 485 S. 8. (2 Rthlr. 12 gGr.)

Die *erste* Ausgabe dieses Lehrbuches erschien im J. 1808. Sie ward ihres nicht ganz passenden Titels — *System der Botanik* — ungeachtet, in diesen Blättern (A. L. Z. 1808. Nr. 326. S. 574) als eine der vorzüglichsten Einleitungsschriften zur Kräuterkunde bezeichnet. Diess ist sie in diesem Augenblicke noch: denn der Vf. hat redlich die Fortschritte der Wissenschaft seit jener Zeit benutzt. Ihm gebührt unbestritten das Verdienst, in Deutschland der erste gewesen zu seyn, der die Ansicht von der Metamorphose der Pflanzen, die genauere Darstellung des sogenannten natürlichen Pflanzensystems, die Lehre von der muthmasslichen Entstehung der Gewächse (*Phytogenie*) u. d. m. in ein Lehrbuch der Botanik aufgenommen hat. Diese Gegenstände erfreueten sich freylich seitdem vielfältiger Bearbeitung und haben nicht mehr den Reiz der Neuheit; sie blieben indessen für die Wissenschaft immer hoch wichtig. Sonst ist die frühere Anlage und Ordnung beybehalten worden, mit dem einzigen Unterschiede, dass die Worte über das botanische Studium nunmehr den Anfang machen. Ohne sich von *Linné's* unsterblichen Grundsätzen zu entfernen, musste die Kunstsprache (*Terminologie*) wesentliche Verbesserungen erfahren. Die S. 219 versuchte neue Anordnung der natürlichen Familien befriedigt selbst den Vf. nicht. Bedenkt man aber, wie alle dergleichen Zusammenstellungen, ihrer Natur nach, nur willkürlich seyn können und von Zwang und Willen gleich abhängig bleiben, so wird man diese Reihenfolge als einen dankenswerthen Beytrag anerkennen müssen der nahe an Anarchie grenzenden Willkür in Aufzählung der natürlichen Familien Einhalt zu thun. Ob aber ein solcher Versuch überhaupt in ein Lehrbuch gehört? — ist eine Frage, die durchaus verneint werden muss. Wo Ausführlichkeit durch die engen Grenzen eines Lehrbuches ausgeschlossen ward, ersetzen fruchtbare Winke oder einzelne auf die neuesten Ergebnisse sich beziehende Noten ihre Stelle. Bey der botanischen Kunstsprache kommen, wie es sich von selbst versieht, auch das *Nectarium* vor. Die S. 107 versuchte Darstellung dieses *Organs* entspricht nicht ganz der unübertroffenen Ansicht des verstorbenen Rectors *Sprengel*, der ganz sachgemäss dabey *Nectarium proprio sensu, Nectar, Nectarotheca, Nectarilyma* und *Nectarostygma* unterschieden wissen will. Bey den Farbenbezeichnungen S. 136 folgt der Vf. mit edler Selbstverleugnung der einmal üblichen Kunstsprache, und nicht, wie er dazu wohl befugt war, seiner lehrreichen Schrift: *Die Farben der organischen Körper.* Jena 1816. 8. Die Seite 169 angezogene Schrift: *G. R. Boehmer, Commentatio de plantis in memoriam cultorum nominatis*, ist nicht 1790 sondern 1799 erschienen. Sie hat im *Magasin encyclopédique*, Paris 1810, T. IV, S. 271, bedeutende Ergänzungen erhalten. Mit unverkennbarer Liebe und mit umfassender Belesenheit sind die Abschnitte von der Entstehung der Pflanzen, der Geschichte derselben und ihrer geographischen Verbreitung ausgearbeitet, obgleich hin und wieder darin Anklänge vorkommen, die an die seltsame Sprache der Naturphilosophen erinnern. So z. B. lautet der §. 97 wie folgt: „Desswegen nehmen wir an, das Licht sey ein wesentlicher Bestandtheil der organischen Körper, es sey das irdische Substrat des bildenden, Formen schaffenden, und stelle sie aus in Wasser gelöstem Irdischen zusammen." Es ist zwar schätzbar, dass der Vf. immer auf die betreffende Literatur aufmerksam macht; denn schon in der Vorrede wird mit Recht bemerkt, wie alles wissenschaftliche Studium der Botanik mit guten Büchern beginnen müsse; doch vermisst man bey Aufzählung derselben eine gewisse Ordnung, die allein solche Uebersichten erst fruchtbar macht. Man sehe z. B. die S. 320 aufgezählten Floren. Auch sollte man kaum glauben, dass der Vf. sie alle näher geprüft habe. Wie könnte sonst, um nur ein Beyspiel anzuführen, *G. Krauer's Prodromus florae Lucernensis* 1825 zu den „besten Floren aller Länder der Erde" gezählt werden, da er nichts weiter als ein blosses Namen-Verzeichniss ist? Statt des S. 455 beginnenden *Index generum* hätten wir ein eigentliches Inhaltsverzeichniss erwartet.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

May 1828.

SCHÖNE KÜNSTE.

Paris: *Musée de sculpture antique et moderne*, par M. le *Comte de Clarac. Zweyte* Lieferung.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zur Zeit der Republik sollte das Louvre ein Tempel und Werkstätte der Künste werden, und es wurde den Künstlern zur Wohnung überlassen, wovon bey der grossen Unordnung in allen Verfügungen und öffentlichen Maassregeln die natürliche Folge war, dass durch Willkür aller Art das Gebäude mehr zerstört als erhalten ward. „*Le Louvre*, berichtet Hr. *v. Cl.* S. 397, *fut envahi; c'était une ville prise d'assaut, livrée au pillage* (der Künstler, wohlgemerkt), *et que chaqun se partageait à son gré. Une jeunesse effrénée, que rien ne pouvait retenir, remplissait de nombreux ateliers, qu'elle abandonnait pour se livrer à toute l'impétuosité de ses jeux, on de ses attaques contre des écoles rivales. Chaqun s'établissait dans le lieu qui était à sa convenance. On bâtissait des maisons entières dans des salles qui n'étaient pas terminées etc.* Dieser Barbarey, auf die freylich etwas spät das Gouvernement aufmerksam wurde, wurde endlich Einhalt gethan, indem das Louvre von allen überflüssigen Bewohnern gesäubert und zur Aufstellung der theils schon vorhandenen, theils in den Kriegen mit Italien erbeuteten Kunstwerke bestimmt wurde. Mit Ausführung des letztgenannten Plans ward der Architect *Raimond* beauftragt, und nach dessen Tode *Percier* und *Fontaine*, durch welche der Grund des sogenannten *Musée national* im Louvre gelegt wurde, und von welchen die prachtvolle Verzierung und Anordnung der Säle herrührt, in welchen noch jetzt die Antiken aufgestellt sich befinden. Ja man entschloss sich sogar, wiederum den Ausbau des ganzen Louvre aufzunehmen, und man sah glücklicherweise endlich ein, dass man, um es einigermaassen zu vollenden, sich an die Plane *Lescot's* und *Perrault*'s halten, und mit Beachtung dieser, so weit es möglich, fortbauen müsse. Diese Arbeit ist erst seit Kurzem vollendet worden, und so bietet jetzt das Louvre ein Modell gewissermassen dar, woran alle Fehler und Tugenden der verschiednen französischen Kunstschulen aller Zeiten sichtbar sind, wodurch es aber gerade für den studirenden Künstler selbst eine wichtige Schule der Belehrung wird.

Hr. *v. Cl.* geht nun von S. 401 an in eine genaue Beschreibung des Gebäudes nach allen seinen einzelnen Theilen ein, so wie es nämlich jetzt vorhanden ist, zu deren Verständigung zahlreiche Abbildungen dienen; und so interessant auch dieser Theil des Werks vorzüglich für die Kunst- und Künstlergeschichte des 18ten und 19ten Jahrh. ist, so können wir diese Partie hier doch nicht weiter verfolgen. Unsre Relation würde für denjenigen, der das Louvre kennt, überflüssig, und für den Nichtkenner unverständlich seyn. Ausserdem bleibt auch diese ganze Beschreibung *v. Cl's.* in dieser zweyten Lieferung noch unvollendet. Da es nicht nöthig zu seyn scheint, nochmals darauf aufmerksam machen zu müssen, von welcher Wichtigkeit diese Lieferung für die Geschichte der Architectur im Allgemeinen und überhaupt für die der Künste in Frankreich aller Zeiten ist, so wünschen wir diesem Werke nur noch baldigen Fortgang, und es werde nur noch bemerkt, dass auch manche andre Notizen und gelegentliche Abschweifungen von Interesse vorkommen, von denen wir einige auszeichnen wollen.

Von S. 255 an finden wir einen langen Excurs über den Zustand der Künste, vorzüglich der Baukunst in Frankreich in dem 13ten, 14ten, 15ten Jahrh., wobey freylich das, was über die gothische Baukunst, wie sie noch fälschlich hier genannt wird, wohl Niemand befriedigen wird, der die neuesten Untersuchungen darüber auch nur einigermassen kennt. Wenn man dieses *v. Cl.* zu Gute halten muss, so wird diess bey folgenden Worten eines Franzosen noch weit mehr der Fall seyn müssen. S. 256: „*car nous aussi, dans le midi de la France, nous possédons en grand nombre des monumens antiques qui prouvent que jadis nos architectes et nos sculpteurs pouvaiet aller de pair avec ceux de Rome, de l'Italie, et peut-être de la Grèce.*" Dagegen unterschreiben wir die S. 259 gemachte Bemerkung über die Unzuverlässigkeit der Zeichnungen in dem bekannten Werke des Grafen *Cicognara*, wozu noch zu vergl. S. 422. — S. 353 wird ein Gedicht aus dem 12ten Jahrh., die Schlacht bey Roncevaux darstellend, erwähnt, wovon eine baldige Uebersetzung von dem Besitzer desselben, Hn. *Bourdillon*, vorläufig angekündigt wird. Ebenso wird S. 434 im Voraus auf das Erscheinen von zwey grossen Kupferwerken aufmerksam gemacht, von denen das eine die Sculpturen des *Jean Goujon* und *Paul Ponce*, das andere die des Parthenon auf der Burg von Athen in grossen Maa-

Maafsen wiedergeben wird. Der Herausgeber ist der geschickte Zeichner *Vauthier*. — S. 384 fg. theilt *v. Cl.* ein authentisches Actenstück mit, welches für die Geschichte des Luxus zur Zeit Ludwigs XIV. in der That von grofsem Interesse ist. Es enthält eine officielle Verzeichnung der Summen, welche unter Ludwig XIV. vom J. 1664—1690 auf Königliche Bauten verwandt oder vielmehr verschwendet wurden. Nachdem unter Bernini's Leitung der Bau des Louvre unendliche Summen bereits gekostet, wird man erstaunen zu erfahren, dafs Perrault's Bau wodurch das Louvre noch immer nicht vollendet ward, jedoch mit eingeschlossen das auf die Tuileries in dieser Zeit vom J. 1664—1679 Verwandte 10,608,969 Livres betrug. Noch mehr wird man aber erstaunen, ja sich dabey eines gerechten Unwillens nicht erwehren können, wenn aus eben diesem Actenstück berichtet wird, dafs neben diesen Bauten auf die Erhaltung und Verschönerung von Versailles *et ses Dépendances* von 1664—1690 die Summe von 81,151,414 Livres verschwendet wurde. Das Pumpwerk zu Marly, ohne die eigentliche Wasserleitung, hatte 8,874,864 Livres gekostet. Und ausserdem verursachte das Innere von Versailles noch andre Kosten. Alles zusammengenommen, sammt dem Aufwand für die Tuileries und das Louvre, und nach dem jetzigen Frankenfufs berechnet, giebt die Summe von 189,623,629 Fr. 77 Centim. Rec. unterdrückt bey diesen Angaben Betrachtungen, die wohl auch Hr. *v. Cl.* im Stillen gemacht hat und jeder Leser dieser Blätter machen wird. — Ferner zeichnen wir noch aus, S. 423 fg., eine umsichtige Diatribe über den Einflufs der italienischen Kunst auf die der Franzosen im 16ten Jahrh., von dem man allerdings wird zugestehen müssen, dafs er mehr nachtheilig als nützlich gewirkt hat. Freylich übten auf französische Künstler gerade solche Italiener einen Einflufs aus, an denen man schon eine allmählige Verirrung und Abweichung von dem einfachen und natürlichen Stil der frühern Sculptur wahrnimmt.

F. O.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Gerh. Fleischer: *Homiletische Bearbeitung aller Sonn-, Fest- und Feyertäglichen Evangelien für den Kanzelgebrauch.* — Ein praktisches Hand- und Hülfsbuch für Stadt- und Landprediger, von *Sam. Baur*, königl. Würtemb. Decan u. Pfarrer zu Alpeck u. Göttingen bey Ulm. 1826. *Erster* Band. 714 S. *Zweyter* Band. 768 S. *Dritter* Band. 838 S. *Vierter* Band. 812 S. gr. 8. (10 Rthlr. 16 gGr.)

Wiederum ein homiletisches Werk des so viel und schnell schreibenden Hn. *B.*, über welches man nicht ...s als dasselbe Urtheil sprechen kann, welches für alle seine Geistesproducte gilt, nämlich dafs sie Spuren genug von einem nicht ganz gemeinen Talente des Vfs. tragen, dafs sie aber bey der grofsen Flüchtigkeit, womit sie stets hingeworfen werden, im Ganzen kaum Mittelmäfsiges geben, oft genug hinter diesem zurückbleiben. Das gegenwärtige Werk, — um von seinem Umfange und Wesen im Allgemeinen zuvörderst Kenntnifs zu geben, — liefert lediglich ausführlichere und kürzere Predigtdispositionen über die Evangelien des Jahrs, dergleichen wir seit dem Beginn des letzten Viertheils im vorigen Jahrhundert in unübersehbarer Menge und bey weitem zur Ueberfättigung empfangen haben, und die sämmtlich von der Art sind, dafs, wenn dergleichen ein Prediger, wäre er auch mit Arbeit noch so sehr überladen, nicht binnen ein Paar Mufsestunden, — und so viel wird ein Jeglicher doch wohl haben? — wenigstens eben so gut niederschreiben könnte, es nicht verdienen würde, Prediger zu seyn. Ueber ein jedes Evangelium findet man *zuerst* meistentheils 8 oder 9 ausführlichere Entwürfe und Dispositionen, dann *zweytens* etwa ein Dutzend sogenannter Grundrisse und Skizzen; *drittens* meistens eben so viele Themen mit Angabe der Theile; endlich *viertens* noch Andeutungen und Winke. Das ist der Plan für jedes Evangelium, und man sieht, wie gar Vieles man hier haben kann.

Rec. will, um die Leser mit dem Einzelnen bekannt zu machen, aus allen 4 Bänden Evangelien ausheben, so wie sie sich darbieten. — Im *ersten* Bande finden wir am Feste der *Erscheinung* Christi 1) folgende *Entwürfe:* Die Gemeine der Heiligen in der Kirche Christi; dafs das Benehmen lasterhafter Menschen bey Vollbringung des Bösen eine merkwürdige Rechtfertigung der Tugend enthalte (*immer?*); wider die ängstliche Erwartung trauriger Zeiten und Schicksale; die Aehnlichkeit der frühern und spätern Schicksale Jesu; von den grofsen Vortheilen, welche früh erduldete Beschwerden dieses Lebens für uns haben können; die Gefahren in unserer Kindheit und Jugend; dafs es Gott ein Leichtes sey, die Anschläge der Bosheit zu vernichten (wer zweifelt daran?); über die rechte Verehrung Jesu und ihre seligen Folgen; es ist ein Glück, ein Christ zu seyn. Dann folgen 11 Grundrisse und Skizzen: z. B. wie sehr wir Ursache haben, unser Christenthum über Alles hochzuschätzen; das Anschauen des sternenvollen Himmels, als *Stärkung* eines freudigen Glaubens an Gott (hier wird diese *Stärkung* nicht gezeigt, sondern nur so abgetheilt, dafs uns diefs Anschauen ein erfreuliches *Licht* gebe über das Daseyn Gottes, über Gottes unendliche Weisheit, über Gottes grenzenlose Macht und über die Art, wie Gott sein Herrscherrecht ausübt; der letzte Punkt liegt schon mit in 2 und 3, und man sieht schon aus dieser Angabe, wie leicht sich der Vf. das Disponiren macht); von der Menschenkenntnifs, Beschaffenheit und Werth der Andacht u. s. w. An diese

diese schliessen sich 12 Themen mit Angabe der Abtheilungen; und sodann noch, wenn wir richtig gezählt haben, 34, sage *vier und dreyssig* Themen *ohne* Angabe der Theile; diese hat man unter den Andeutungen und Winken zu verstehen. Unter den *Entwürfen* enthält besonders der über das *Benehmen der Lasterhaften* u. s. w. manches gut Gedachte, aber das Thema ist nicht richtig behandelt: denn der *erste* Theil, der das Benehmen der Lasterhaften bey Vollbringung des Bösen darstellen soll, giebt in den einzelnen Sätzen schon das, wodurch die Lasterhaften die Tugend rechtfertigen, und es bedurfte des *zweyten* Theils, worin gezeigt werden soll, wie hiedurch die Wahrheit und Würde der Tugend und die Wohlthätigkeit derselben zur Beglückung des menschlichen Geschlechts gerechtfertigt werde, eigentlich nicht. Uebrigens hat der Vf. eben so wenig im *zweyten* Theile die Merkwürdigkeit dieser Rechtfertigung, als im *ersten* Theile das allgemein gezeigt, dass die Lasterhaften sich scheuen, unsittliche Grundsätze aufzustellen, ihre unsittlichen Handlungen zu verbergen u. s. w.; leider findet man nicht selten das Gegentheil. Weit dürftiger sind dagegen die übrigen Entwürfe ausgefallen: z. B. „Es ist ein Glück, ein Christ zu seyn, 1) weil das Christenthum uns würdig von Gott denken lehrt; 2) weil wir Jesum als Gottes Sohn, als den Heiland der Welt erkennen; 3) weil wir als Christen den Geist Gottes als Beförderer des Christenthums und alles Guten kennen! Wen möchte so Etwas befriedigen?

Aus dem *zweyten* Theile heben wir das Evang. am *ersten Ostertage* aus. Die Entwürfe und Dispositionen handeln: *über den Einfluss der Auferstehung Jesu* auf unsre Tugend und Beruhigung, indem sie *erstlich* die Unerlässlichkeit der Tugend beweise, und das vollkommenste, der Nachahmung würdigste Muster in Jesu aufstelle; den höhern Beystand zeige, welcher der Tugend zu Theil wird; bey gewissenhafter Pflichtübung auf einen sichern Erfolg rechnen heisse, und die Rechtfertigung der verkannten Unschuld verbürge. Nur dieser letztere Punkt steht mit der Auferstehung Jesu im Zusammenhange, die übrigen nicht, und am wenigsten hat der Vf. diesen Zusammenhang gezeigt. Ueberdiess kann man, wegen der einwirkenden äussern Umstände, in welchen man befangen ist, auch bey der gewissenhaftesten Pflichterfüllung, nie auf einen *sichern Erfolg* rechnen. — *Zweytens* aber soll, nach der Angabe des Theils bey dem Thema, die Auferstehung Jesu uns beruhigen; doch die Abhandlung selbst beschränkt diess *auf den Trost* bey den Leiden dieses Lebens, und bemerkt, dass die Auferstehung Jesu uns von der unendlichen Liebe Gottes, — von einer weisen und gerechten Weltregierung, von der Gnade Gottes gegen reuige Sünder (fällt mit dem *ersten* zusammen), von dem segensreichen Einflusse der Noth auf unsre Wohlfahrt und von einer frohen Unsterblichkeit jenseits des Grabes überzeuge; *überzeugen* aber kann uns die Auferstehung Jesu von dem Allen nicht, daher diess auch der Vf. weder erweisen konnte, noch erwiesen hat; auch steht nur der 2te und 5te Punkt mit der Auferstehung Jesu in näherer Verbindung. — Die übrigen Sätze heissen: warum und wozu feyern wir das Fest der Auferstehung Jesu? (Das Thema ist verfehlt, und die Sache versteht sich eigentlich von selbst); vom Glauben an Jesum, den Auferstandnen; er ist fest gegründet; er ist kraftvoll (was kann er nicht sonst noch mehr seyn?); Jesu Auferstehung, der Triumph des Christenthums (die Theile sind nicht richtig ausgedrückt); die Auferstehung Jesu giebt unserm Glauben an Unsterblichkeit die *nöthige* Vollendung (das Wort *nöthig* ist hier müssig); die *schmachvolle* (?) Hinfälligkeit des menschlichen Geschlechts verklärt durch die Auferstehung Jesu (unpassend und widersprechend ausgedrückt!); wie sehr der Glaube an ewige Fortdauer für uns Bedürfniss ist; der Glaube an den auferstandnen Jesus als der Sieg, der die Welt überwindet: im Leben, im Leiden, im Sterben (wie flach und trivial!). Unter andern heisst es hierin: „er schützt uns gegen *muthlose* Verzagtheit"; giebt es etwa eine muthvolle? Trostgründe an den Gräbern unserer Lieben aus der Auferstehung Jesu. — Nun folgen 14 Skizzen, 10 Themen mit den Theilen und 29 blosse Themen oder Andeutungen. Wenn es hier unter andern S. 544 heisst: dass auch die *göttliche* Weisheit durchaus nichts *gegen* das Evangelium Jesu *vermöge*, so ist uns das gar dunkel oder beruht nur auf einem Druckfehler, wonach das *göttlich* in *menschlich* verwandelt werden muss; eben so unrichtig ist es gesagt: dass *selbst* der Tod unsers Leibes unserm geistigen Leben nicht schaden könne. Dieser kann begreiflich dem geistigen Leben gerade am wenigsten *schaden*.

Aus dem *dritten* Theile greifen wir das Evangelium am Feste *Johannis des Täufers*. Wir finden hier zuvörderst 9 Entwürfe, von welchen der *erste* über christliche Bildung handelt, und diese nach ihrer Beschaffenheit, nach ihrem Werthe und nach den zu ihr führenden Mitteln betrachtet. Diesem Thema war der Vf. nicht gewachsen: denn statt dass es hier darauf ankäme, zu zeigen, was *christliche* Bildung eigentlich sey, und die *Christlichkeit* der Bildung besonders auszuzeichnen, giebt er nur an, dass sie die Sorge für das Wohl des Körpers der *Kinder* (als ob *solche Bildung* bloss auf Kinder beschränkt sey), für den Geist und für Herz und Gemüth umfasst; aber diess ist auch heidnische und jüdische Bildung. Dann will er ihren Werth darin zeigen, dass sie *allein* uns den Menschen und sein Geschlecht in ihrer *echten* Menschenwürde darstelle (hier hätte wieder zuerst gezeigt, was *echte* Menschenwürde sey, und dann der Satz erwiesen werden müssen; dieser Satz ist aber offenbar wiederum zu viel umfassend!) und dass sie die sicherste Quelle aller menschlichen Wohlfahrt sey; letzteres geschieht besonders dürftig und gilt viel zu allgemein. — Nun giebt er *Mittel* an zur Bildung, die ebenfalls nur die Ju-

Jugend berückſichtigen und nur das ganz Gewöhnliche berühren. — Die folgenden Entwürfe handeln von den wichtigſten Lebensumſtänden Johannis des Täufers (nicht eben dem Evangelium gemäſs); daſs auch ſcheinbar zufällige Umſtände (*bey*) unſrer Geburt oft von groſser Wichtigkeit ſind. Dieſs läſst ſich, auch wenn man das *ſcheinbar* wegſtreicht, recht wohl erweiſen; aber der Vf. entſpricht in den Theilen ſeinem Thema nicht, denn in dieſen zeigt er lediglich: wie wichtig es uns ſeyn müſſe, geboren zu ſeyn 1) von geſunden Aeltern, 2) unter glücklichem häuslichen Verhältniſs (wie breit!); 3) in einem wohlgeordneten Staate, und 4) in Zeiten des Friedens. Dieſs iſt allerdings ſehr erfreulich: aber iſt nicht auch wohl das Gegentheil von Wichtigkeit? Und hat der Vf. nicht höchſtens nur einige Beyſpiele für den aufgeſtellten Satz geliefert? Doch wir würden zu viel Raum hinwegnehmen, wenn wir ſo mit den übrigen Entwürfen fortfahren wollten. Darum mögen die Hauptſätze derſelben hier bloſs angegeben werden: Die chriſtliche Religion führt auf den Weg des Friedens; die groſse Pflicht der Aeltern, ihre Kinder zu erziehen; das ganze Leben des Chriſten ein Gottesdienſt; von der Theilnahme an der Freude unſrer Brüder (die Theile heiſsen: 1) wir können daran Theil nehmen; 2) *wie* gewöhnen wir uns dazu? Aber wir können nicht bloſs, ſondern wir *ſollen* auch daran Theil nehmen). Die Erforderniſſe und der Werth einer guten Nachbarſchaft. Hierauf folgen wieder 11 Skizzen, unter welchen wir die über den Einfluſs der Gottesfurcht auf die Freuden des häuslichen Lebens als die beſte auszeichnen möchten; dann 12 Themen mit den Theilen und 29 Winke.

Auch in dem *vierten* Bande haben wir keinen Entwurf unter allen gefunden, der ſich in aller Rückſicht über die Mittelmäſsigkeit erhöbe; viele ſtehen darunter, manche tief darunter. Wir ſchlagen gleich die zweyte Predigt am 13ten Trin. auf; ſie handelt von der *Beſchaffenheit* und dem *Werthe* eines *guten Herzens*. Das Thema giebt demnach ſchon die beiden Theile an, aber der Vf. macht gleichwohl drey: er zeigt zuerſt, was ein gutes Herz *nicht* iſt (wie allgemein und unendlich! denn wie *viel* iſt ein gutes Herz *nicht*?); ferner: worin es wirklich beſtehe; und endlich: welchen groſsen Werth es habe. Es ſey aber 1) nicht ein *gewiſſer* (?) Mangel an Kraft, auch nicht ein eingeſchränkter Verſtand (der Vf. meint Geiſtesſchwäche, die den Schein von Gutmüthigkeit giebt); auch nicht ein *weiches* Herz (wenigſtens nicht *bloſs*; übrigens gehört die Bemerkung des Vfs, daſs Menſchen, die dem Trunke oder der Wolluſt ergeben ſind, insgemein ſchneller Rührungen fähig ſeyen, nicht hierher, da dieſs Nervenſchwäche, aber keine *Weichherzigkeit* iſt); doch *auch* nicht ein *allzu* gefälliges Weſen!! (Wie unbeſtimmt und ſchwankend!) Nun höre man 2) worin es beſtehe? nämlich: in Reinheit von *böſen* (?) Lüſten und Begierden; und in einer allgemeinen und unbedingten Liebe zu Allem, was an ſich ſelbſt gut iſt. Wie ungenügend, wie wenig dem Weſen eines *guten* Herzens entſprechend! Und wie dürftig bezeichnet der Vf. 3) den Werth eines guten Herzens damit, daſs es alle Menſchen veredle und ſo (wie denn?) nothwendig im menſchlichen Leben ſey (wie trivial zugleich!). Wir werfen noch einen Blick auf die *Reformations-Predigten*, welche uns S. 666 u. f. dargeboten werden. Die erſte befriedigt am meiſten, wiewohl die Zuſammenſtellung von Einfachheit und Verſtändlichkeit, Reinheit und Würde, Bedeutſamkeit und Wirkſamkeit wohl paſſender geweſen wäre. — Wenn aber der Vf. in der zweyten Predigt, wo er frohe Ausſichten für die Verbreitung des reinen Evangeliums auſserhalb und innerhalb der evangeliſchen Kirche giebt, meint, daſs es mit der öffentlichen Verketzerung ganz anders geworden ſey, als ehemals, und von einer groſsen Geiſtesentfeſſelung unter den Katholiken ſpricht, und in unſrer Kirche die Bibelgeſellſchaften und das Streben nach beſſerer Erkenntniſs für dieſe Hoffnung geltend machen will, ſo ſcheint er mit den Zeichen der Zeit ziemlich unbekannt zu ſeyn. Das Thema der dritten Predigt: Was evangeliſche Chriſten beſitzen und was ſie ſich nicht rauben laſſen — iſt doch viel zu allgemein und unbeſtimmt; und die Theile des Thema's der vierten: Die Reformation ſey 1) ein groſses Werk; 2) nicht nur Menſchenwerk, ſondern auch Gotteswerk; 3) daraus folgt für uns eine doppelte Verpflichtung — ſind ganz unlogiſch.

Berichtigung.

In Nr. 48. der Erg. Bl. ſind folgende Druckfehler zu ändern: S. 382 Z. 6. l. *auf der* Z. 20. l. *den* ſtatt der Z. 24 l. *Gabe* S. 383 Z. 16. l. *Laura* ſt. Launen S. 384. Z. 5. l. *mehrere*.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1828.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ilmenau, b. Voigt: *Neuer Nekrolog der Deutschen. Vierter* Jahrgang, 1826. *Erster* und *zweyter* Theil. 1828. XXVIII u. 1136 S. 8. (4 Rthlr.)

In unserer Anzeige des *dritten* Jahrgangs 1825 (A. L. Z. 1827. Erg. Bl. Nr. 92. S. 735.) war gerügt worden, daſs bey *Barbasey* (*dritter* Jahrg. N. 272) nicht das benutzt sey, was *Dohm's* Denkwürdigkeiten über die Rolle enthalten, die dieser Mann bey dem Gesandtenmord zu Rastadt gespielt hat. In der Vorrede erinnert der Verleger, der dieſsmal wiederum der Herausgeber ist, daſs in allen 5 Bänden von *Dohm's* Denkwürdigkeiten nichts von *Barbasey* vorkomme, und überhaupt *D's.* merkwürdiger Official-Bericht nie erschienen sey. Rec., indem er nur im Allgemeinen auf die Sache deuten wollte, hat allerdings weniger die 5 erwähnten Bände der Denkwürdigkeiten selbst, als vielmehr deren Fortsetzung verstanden, die in demselben Verlage unter dem Titel: *Christian Wilhelm von Dohm nach seinem Wollen und Handeln*, von *W. Gronau*, 1824 erschien; wo laut Vorrede *v. Dohm's* Schicksale mit dessen eignen Worten erzählt werden. Dieses treffliche Buch enthält S. 335 eine historisch begründete Darstellung der schauderhaften Begebenheit, die das Ende des Rastadter Congresses bezeichnete. Es enthält aber auch S. 614 u. f. umständliche Nachrichten von dem Antheil, den der Obrist v. Barbasey daran genommen hat. *D's.* amtlicher Bericht über den an der französischen Gesandtschaft in der Nähe von Rastadt verübten Raubmord ist S. 597 als Beylage wieder abgedruckt; denn er erschien zuerst kurz nach dem Vorfall im *Häberlin*schen Archiv. So viel über diesen Punkt. Wir freuen uns übrigens über diese einer gewiſs wohlgemeinten Kritik gewidmeten Aufmerksamkeit um so mehr, als andere von uns früher gegebnen Winke bey dem vorliegenden Jahrgange benutzt worden sind, wie z. B. die Bezeichnung der beiden Bände als Theile, und nicht als bloſse Hefte, und das Weglassen von aus dem Regenten - Almanach entlehnten Abbildungen, an deren Stelle dieſsmal die Portraite des unvergeſslichen *Mahlmann* und des Malers *Alfred Heideloff* traten. Wir können es nur billigen, daſs, ohne die Mannichfaltigkeit und die Vollständigkeit zu beeinträchtigen, noch mehr, als in den frühern Jahrgängen, den einzelnen Aufsätzen bestimmte Schranken angewiesen wurden. Dieſs lag ohnehin in der Aufgabe eines Nekrologs, der sich schon dadurch von den eigentlichen Biographieen unterscheidet. Weil aber dieser neue Jahrgang auf das erfreulichste die Ausführbarkeit eines deutschen National - Nekrologs beurkundet, muſste der Russe *Karamsin* davon ausgeschlossen bleiben. Er fand S. 800 eine unverdiente Stelle. Würde der Herausg. nicht Anstand nehmen, dem im Berliner Conversationsblatt 1827. Nr. 234. S. 935 abgedruckten Lebensabrisse des schwedischen Bibliothekars *Lorenzo Hammarsköld* (geb. den 7ten Apr. 1785, gest. den 15ten Oct. 1827) in dem folgenden Jahrgang des Nekrologs einen Platz zu gönnen, wenn gleich diesem Ausländer nachgerühmt wird, daſs er mit der deutschen Literatur in allen Fächern vertraut war und in deutschen Zeitschriften vielseitige Beyträge geliefert habe? Allerdings müssen die einmal festgestellten Grenzen auch festgehalten werden; selbst wenn künftig der Tod in den Reihen merkwürdiger Deutschen weniger unersättlich wüthen sollte, als im J. 1826, in welchem er nicht weniger als 671 solcher bekannt gewordenen Opfer forderte. Davon sind 72 in der ersten, 216 in der zweyten und 383 in der dritten Abtheilung aufgeführt. Die *erste* Abtheilung: „*ausführlichere Nachrichten*" beginnt aber mit dem Nekrolog des bereits im J. 1825 verstorbenen Naturforschers *Freyreiſs*. Er gehört eigentlich gar nicht in den vorliegenden Jahrgang. Dieſs beweist aufs Neue die Nothwendigkeit, entweder von Zeit zu Zeit, etwa alle fünf Jahre, Supplementbände zu der für die Geschichte so werthvollen Sammlung zu liefern, oder wenigstens den Vorsatz aufzugeben, daſs ein jeder Jahrgang des Nekrologs einem bestimmten Jahre entspreche. Wir wollen uns einzelne Bemerkungen erlauben. Biographische Aufsätze, wie der S. 27 über *Friedrich Gottlob Breithaupt*, haben in unsern Augen einen nur sehr geringen Werth: denn sie schildern mehr die Gefühle des Verfassers, als den Verstorbenen. Auch ist es uns nicht klar, was unter „*Thränenschatten*" und andern schwülstigen Ausdrücken verstanden werden soll. Dafür gehören die eigenthümlichen, d. h. nicht aus andern gedruckten Quellen entlehnten Lebensbeschreibungen von *Falk* S. 46 (dessen Lehrer aber *Gralath* und nicht *Grelatte* hieſs), *Gabler* S. 80, *Weinbrenner* S. 100, *J. H. Voſs* S. 171, *Nicolai* S. 211, *Schuback* S. 272, *v. Globig* S. 283, *v. Hennings* S. 292, *Lange* S. 317, *C. M. v. Weber* S. 324, *Lumpert* S. 354, *v. Weiller* S. 371, Bul-

Balbach S. 434, *Schumann* S. 446, *Manso* S. 478 u. m. A. unbestritten zu den gelungenen biographischen Schilderungen. Was S. 253 von dem in Luzern als noch nicht bestehenden reformirten Cultus gesagt wird, hat sich seitdem zu Gunsten der zahlreichen dort wohnenden Protestanten geändert: denn sie besitzen jetzt eine eigne Kirche und selbst einen eignen Pfarrer. In der Lebensbeschreibung des Generals Grafen *v. Benningsen* wird zwar S. 561 behauptet, dass die Verschwörung in der Nacht vom 23sten auf den 24sten März 1801 noch nicht völlig aufgehellt sey; der Vf. findet aber in dem diessjährigen Jahrgange der *Penelope* die genauesten Aufschlüsse über die Rolle, die der Graf *v. Benningsen* dabey spielte. Diese Nachrichten sollen sogar aus den eignen Papieren des Grafen geschöpft seyn. In dem Aufsatze über *Neumcke* S. 609 tadeln wir den fremdartigen, nicht zur Sache gehörenden Ausfall über den Unterschied der Stände, den Adel, die hohe Geburt und die Gelehrsamkeit. Bey dem Nekrolog des Grafen *Philipp Karl zu Oettingen-Wallerstein* S. 720 ist die von seinem langjährigen Freunde, dem Hn. Hofrath *Schultes* zu Landshut herrührende Nachschrift, ihres bittern und scharfen Tons ungeachtet, interessant. Auch in der *zweyten* Abtheilung: *„kürzere Nachrichten"* stehen manche werthvolle eigenthümliche und als solche mit * bezeichneten Lebensumrisse. Es hat uns gefreut zu sehen, wie unter andern S. 875 einer der höchsten preussischen Staatsbeamten, der Hr. Oberpräsident *Merkel* in Breslau, einem ehemaligen Untergebenen, dem Regierungsrathe *Friese*, ein wohlverdientes Andenken widmet. Zu der in psychologischer Hinsicht höchst merkwürdigen Notiz über den Polizeyrath *Ekart* zu Berlin könnten ergänzende Bemerkungen aus des Criminalraths *Hitzig's* bekannter Zeitschrift geschöpft werden. In die *dritte* Abtheilung: *„kurze Nachrichten"*, ist Mancher gerathen, der es wohl verdient hätte, in einer der beiden ersten einen Platz zu finden. Vielleicht war dessen Keiner würdiger, als der S. 1106 genannte Graf *v. Lepel*, einer der gebildetsten Männer seines Zeitalters. Bey dem mannichfaltigen Stoff, den sein Leben zu einer biographischen Schilderung darbietet; bey der Bedeutsamkeit seiner Leistungen im Fache der Kunstgeschichte und dem innern Werthe seiner seltnen Schriften hoffen wir, dass der Herausg., aus ähnlichen Gründen wie bey *Freyreiss* (f. die Note zu S. 1), ihm eine ausführliche Schilderung in dem nächsten Jahrgange des Nekrologs widmen werde. Ohnehin dürfte es nicht schwer fallen, bey den Angehörigen des Grafen *v. Lepel* die dazu erforderlichen Materialien zu erhalten. Seine Vornamen waren *Wilhelm Heinrich Ferdinand Karl*. Sollte dieser unser Vorschlag nicht berücksichtigt werden können, dann gebührt ihm eine Stelle in dem ersten der oben erwähnten Ergänzungsbände zum Nekrolog, in welchen dann auch *Friedrich Pursch* aufzunehmen seyn dürfte. Dieser berühmte Botaniker war keineswegs, wie es in der botanischen Zeitung, Regensburg 1827. I. S. 192 behauptet worden, in Sibirien geboren, sondern zu Grossenhayn in Sachsen den 4ten Febr. 1774, wie dessen leiblicher Bruder es S. 491 des *zweyten* Bandes dieser Zeitschrift (1827) nachgewiesen hat. Sie liefert auch eine Lebensbeschreibung des Kaiserl. Russischen wirklichen geheimen Staatsraths Frhn. *Marschal von Bieberstein*. Dieser Letzte war aber nicht, wie im Nekrolog S. 1013 gesagt wird, den 11ten August 1766 zu Aarberg im Kanton Bern, sondern am 10ten Aug. 1768 in Stuttgart geboren. Auch starb er nicht den 5ten Oct., sondern den $\frac{16}{28}$ Jun. 1826.

GESCHICHTE.

KOPENHAGEN, b. Schubothe: *Margaretha, Dronning til Danmark, Norge, Sverrig.* (Margarethe, Königin zu Dänemark, Norwegen, Schweden). Mit der Königin Bildniss und dem königl. Wappen. 1824. XII u. 167 S. 8. (1 Rthlr.)

Sollte Hr. *C. F. Wichmann*, der sich unter der Vorrede als Vf. dieser Schrift genannt hat, mit derselben, wie Rec. vermuthet, zum ersten Male vor dem Publicum als Schriftsteller auftreten: so dürfen sich die Freunde des Studiums der vaterländischen Geschichte Gutes versprechen von seinen fortgesetzten Bemühungen zur Verbreitung ihrer Kenntniss. Nicht nur die Wahl des Gegenstandes, der noch von keinem dänischen oder andern Schriftsteller mit der Ausführlichkeit, die er verdient, bearbeitet worden ist, sondern auch die Art seiner Behandlung im Ganzen genommen, kann zum Beweise dienen, dass es Hn. *W.* weder am äussern, noch am innern Berufe zu solchen historischen Untersuchungen und einer gefallenden Mittheilung der Resultate seiner Bemühungen gebricht. — Die *Vorrede* beginnt mit einem Gleichniss, worin der Vf. der *Calmar-Union* das Wort redet. Nicht übertrieben ist in diesem Betracht die Nebeneinanderstellung einer österreichischen *Maria Theresia*, einer russischen *Katharina* d. *Gr.* und unsrer *Margaretha*, der Königin dreyer Reiche, deren vereinte Unterthanen „durch die bewundernswürdigen Gaben einer grossherzigen Frau bey der Feyerlichkeit zu *Calmar* dahin gebracht wurden, dem Könige *Erich* als ihrem gemeinschaftlichen Herrscher zu huldigen." (S. VII.) Ueber die Verschiedenheit der Beurtheilung, welche sich diese Königin, oder, wie *Margaretha* mit bescheidner Berücksichtigung der Zeitumstände sich selbst lieber nannte: *„Erbin von Dänemark"* und: *„des Dänenkönigs Waldemar Tochter"*, gefallen lassen musste, kann man sich nicht wundern, wenn man bedenkt, dass dieses von jeher das Schicksal aller Herrscher und Herrscherinnen war, die durch Talente, Tugenden, Verdienste und grosse Unternehmungen sich vorzüglich auszeichneten. Der Vf. beruft sich nur auf die Urtheile neuerer Geschichtschreiber, eines *Lagerbring* und *Granberg* unter den Schweden, eines *A. G. Carstens* und *Hegewisch* unter den Dänen; und in sofern die Nachwelt in diesem Stück meist gerechter ist,

ss, als die Mitwelt, so gereichen allerdings die vortheilhaften Aeusserungen von diesen, zumal von den Schweden, der Königin mehr zum Ruhme, als alle Lobpreisungen von ihren Zeitgenossen, denen dann bekanntlich grosser Tadel entgegengesetzt wurde. Aber auch einer ihrer wärmsten Verehrer unter den Dänen, nämlich der berühmte *Holberg*, verschweigt es nicht, dass ihr der sogenannte *Rückenschatz* (eine von dem Rücken eines jeden Thiers zu erlegende Abgabe) und die dem jungen König *Erich* gegebene Lehre: „*Schweden* soll dich nähren, *Norwegen* kleiden, *Dänemark* beschützen" (s. *dänische Reichshistorie*, Th. 1. S. 621), nebst andern Dingen zum Vorwurf gemacht worden; ob er gleich das Meiste solcher Beschuldigungen auf Rechnung der ungünstigen Vorurtheile der Schweden gegen sie, als eine dänische Prinzessin, schreibt. Zu dem, was *W.* aus *Sven Lagerbring's* Gesch. von Schweden zu *Margarethens* Lobe S. VIII. anführt, hätte noch aus dessen *Abriss der schwedischen Reichshistorie* bemerkt zu werden verdient, dass dieser Schwede ihr S. 37 f. mehr Verstand zuschreibt, als allen Unionskönigen, und die gehässige Deutung des gekrönten grossen *O* auf der *Oerebro*ischen Münze geradezu für ungerecht und ungereimt erklärt. Mit grosser Unbefangenheit und Gerechtigkeitsliebe drückt sich über sie der Schwede *Granberg* in seiner *Geschichte der Calmarunion* aus: „Niemand hat ihr die Verdienste der Schlauheit abgesprochen; nur schwedische Geschichtschreiber versagen ihr die des Herzens." (S. IX.) Das Letzte geschah doch erst in spätern Zeiten; und die Beschuldigungen, womit man ihrer Ehre zu nahe trat, widerlegen durch ihre Ungereimtheit sich selbst. „Sind wir, sagt *Gr.*, von der fliehenden Zeit zu Richtern über die Thaten derer berufen, welche vor uns den grossen Schauplatz verliessen, so gebührt es uns, eine Unparteylichkeit zu zeigen, welche einmal unsre Nachkommen untersuchen und wonach sie vielleicht bestimmen werden, welche Vorurtheile wir besiegten." Das von *Carstens* gefällte und S. XI. angezogene Urtheil über *Marg.* findet sich in seiner den *Schriften der k. dän. Gesellschaft d. Wissenschaften*, Bd. X. S. 104 f. einverleibten Abhandlung: *Aufklärung der Frage: ob es der Kön. Marg. als ein Staatsfehler zur Last gelegt werden kann, dass Graf Gert mit Schleswig belehnt wurde?* Auch an ihm hat sie einen besonnenen Vertheidiger. *Hegewisch* hält sich mehr an ihr, die Unvergänglichkeit ihres Namens verbürgendes Werk, die *Calmarunion*, wovon er sagt: „sie war ein Phänomen in der Politik, wie es die von *Karl d. Gr.* unternommene Verbindung der Donau mit dem Rhein in der Staatsökonomie war. Beide zeigen, dass die Menschen aller Zeitalter, selbst der unwissendsten und barbarischsten, grosser Ideen fähig sind, zu deren Ausführung aber die blosse natürliche Geistesstärke nicht ausreicht, sondern dass dazu überdiess noch eine Menge erworbener Kenntnisse erforderlich ist." Und auch diese werden nicht zum Ziele führen, wenn ungünstige Zeitumstände unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen. Der Mangel an vollständigen und zuverlässigen Nachrichten aus dem in so manchem Betracht dunkeln Mittelalter macht übrigens eine ganz sichere Charakteristik der K. *Margarethe* unmöglich: aber mit Recht sagt *W.*, was wir von ihr wissen, zeigt, „dass der Norden keinen grössern Regenten, der mit so festem Schritte dem vorgesteckten Ziele sich näherte, gesehen hat. Auch die Fehler, von denen sie nicht frey war, verdunkeln nicht den Ruhm ihrer Regierungskunst." Auf wissenschaftliche Vollständigkeit seiner Charakteristik leistet der Vf., der nur in einigen treuen Zügen eine Periode in der Geschichte des Nordens darstellen wollte, welche, als eine seltne Erscheinung, die Bewunderung jedes aufmerksamen Beobachters für die handelnde Person, wodurch das ganze Werk in Gang gesetzt wurde, erregt, ohnehin Verzicht. Zu einer solchen Vollständigkeit würde es freylich nothwendig gewesen seyn, die Quellen nachzuweisen, aus denen er die erzählten Thatsachen geschöpft, oder wenigstens die Hülfsmittel namhaft zu machen, deren er sich zu seiner Arbeit bedient hat. Diess ist aber, wenn man die oben erwähnten Urtheile schwedischer und dänischer Chroniker über *Margarethe* und die Calmarunion ausnimmt, nirgends geschehen. Ob nun gleich seine Schrift in diesem Betracht mit *Behrmann's* Geschichte des Königs *Christian II.*, ausgearbeitet nach Documenten, Kopenh. 1815. die Vergleichung nicht aushält: so ist Rec. Hn. *W.* doch das Zeugniss schuldig, dass er, was sein Titel verspricht, geleistet hat; dass seine Darstellung *Margarethens* mit dem, was die besten schwedischen, dänischen und deutschen Historiker von ihr sagen, übereinstimmt; und dass er seinen Zweck: „die Leser mit Begeisterung für die grosse Königin zu erfüllen, indem er dieselben durch die merkwürdigsten Begebenheiten ihres Lebens führt", sicher erreichen wird. Eine kurze Uebersicht des Inhalts der Schrift möge zeigen, wie der Vf. seinen Gegenstand behandelt hat.

Die *Einleitung*, deren Umfang (S. 1—64) zu dem der Abhandlung selbst im Missverhältniss steht, macht den Leser auf den Zustand des Nordens schon in dem Zeitalter der Einführung des Christenthums aufmerksam. Der Vf. handelt von der Verbindung, worin die verschiednen nordischen Nationen unter einander standen; von der glücklichen Lage der Bauern oder Güterbesitzer, welche eigentlich das Volk ausmachten und in den Gerichtsversammlungen entschieden, was die Könige zu des Landes Wohl vorzunehmen hatten; von dem bedeutenden Einflusse des Clerus, der die königliche Gewalt, wo sie in Despotismus ausarten wollte, zu den gesetzlichen Grenzen zurückführte; vom Adel, der sich in Norwegen niemals zu der Uebermacht erhob, die er in Dänemark und Schweden zu erlangen wusste; von den langwierigen und den nordischen Reichen zu so grossem Nachtheile gereichenden Unruhen, welche durch die holsteinischen Grafen herbeygeführt wurden; von der Macht und den grenzenlosen Freyheiten und Vorrechten, welche sich die Hansestädte, besonders seitdem das Meklenburgische Haus den schwedischen Thron besass,

fsfs, in Schweden zu verschaffen wussten; und endlich von den furchtbaren Pestkrankheiten, womit Europa in der Mitte des 14ten Jahrh. heimgesucht wurde, und die im J. 1348 durch ein Schiff, das schon seine ganze Besatzung verloren hatte, aber noch voll von Waaren war, nach *Bergen* gebracht wurden, von wo sie sich schnell durch den ganzen Norden verbreiteten. Nach dieser Einleitung, die wenigstens dazu dient, dem mit der nordischen Geschichte Unbekannten einen Begriff von den Schicksalen und der Verfassung des Nordens während der letzten Jahrhunderte vor dem Zeitalter der K. *Margar.* zu geben, wendet sich der Vf. zu seinem Hauptgegenstande, und schildert S. 65 f. der K. *Margar. Familienverhältnisse und Ehe mit Hagen*, des K. von Schweden *Magnus* Sohn, welche in ihrem 10ten Lebensjahre vollzogen wurde. Sieben Jahre später, 1370 gebar sie *Oluf. Margarethe*, als *Oluf's Vormünderin* S. 75 f. Die Klugheit, womit sie 1376 zu *Slägelse* ihres Sohnes Wahl zum Könige von Dänemark und Norwegen mitten unter den Gefahren, welche ihr von Seiten des Adels, der Hansestädte und des starken Anhangs der Grafen von Holstein drohten, zu leiten wusste, so, dass sie sofort zur Vormünderin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes ernannt wurde, liess im Voraus erwarten, was man sich von ihrer Geistesgegenwart und Entschlossenheit für die Zukunft versprechen durfte. *Margarethe vereinigt den Norden zu Einem Staatskörper.* S. 86 f. Auf diesen Abschnitt, den wichtigsten der ganzen Schrift, hat *W.* eine vorzügliche Sorgfalt gewendet und es dem Leser in bündiger Kürze deutlich gemacht, mit welcher Mässigung, Vorsicht und Gewandtheit die Königin alle obwaltenden Umstände so zu leiten und zu benutzen wusste, dass selbst der frühe Tod ihres Mündels *Oluf* der Gelangung zum Ziele ihrer Bestrebungen, der Vereinigung der drey Königreiche in Ein ihrer vormundschaftlichen Regierung untergebenes Drillingreich, eher beförderlich als hinderlich werden musste. Zur Probe von der Darstellung des Vfs. theilt Rec. den Schluss dieses Abschnitts mit. „Niemand (S. 110) wurde durch die Vereinigung der 3 nordischen Reiche in eine so beunruhigende Ungewissheit über ihre künftigen Rechte gesetzt, als die Hansestädte. Ihrer Aufmerksamkeit entging nicht die Kraft, welche dem Norden aus dieser Vereinigung zum Widerstande gegen des Bundes monopolistische Wirksamkeit zuwachsen konnte. Bald nach der Calmarunion wurde eine Versammlung in Lübeck gehalten, welche ihre Deputirten nach Dänemark mit Anträgen an die Königin in Betreff des Handels schickte: sie fanden bey ihr keine grossen Schwierigkeiten. Nur auf *Rostock* und *Wismar* war sie übel zu sprechen; doch verglich sie sich auch mit diesen am 8ten Sept. 1399 zu *Nykjöping*. — Auch gegen die Seeräuber wurde ein Bündniss geschlossen. Diese hatten ihren Aufenthalt besonders auf *Gulland* und machten die See so unsicher, dass alle Verbindung zwischen den Ost- und Westgegenden der Ostsee gänzlich unterbrochen wurde. Der Handel des Hansebundes litte durch sie grossen Verlust, indem friedliche Kaufmannsschiffe aufgebracht wurden und man sogar die Fahrt nach Schonen zum Heringsfang aufgeben musste. Die Vitalianer unterschieden nicht zwischen Feind und Freund, bemächtigten sich des Einen und des Andern Güter, behandelten mit Grausamkeit die Gefangenen, setzten sie in mit eisernen Stacheln versehene Tonnen u. s. w. Da aber ganz Schweden in *Margarethens* Gewalt gekommen war, wollte sie auch Gulland von den Räubern reinigen, und sendete also *Algot Magnussen* und *Abraham Brodersen* mit einer Armee nach der Insel. Diese nahmen zwar einen Theil der Insel ein und belagerten *Wisby*; aber die Besatzung in der Burg hielt sich tapfer; und da Kaiser *Wenzel* glaubte, den deutschen Orden beschützen zu müssen: so legte er die Sache durch Gesandte bey. — Die wiederholten Aufforderungen der Hanseaten zu *Margarethens* Beystand, um diese allen Handel zerstörenden Freybeuter auszurotten, wurden zwar mit der Versicherung, gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen zu wollen, erwiedert: aber gegenseitiges Misstrauen scheint die Ursache gewesen zu seyn, dass es ohne besondere Wirkung blieb" u. s. w. *Der Margarethe Verhalten in den Schleswigschen Angelegenheiten* S. 112 fg. Je verwickelter diese durch des Grafen *Gerhard* in einer Schlacht gegen die Ditmarscher gefundnen Tod wurden, desto mehr Anlass gaben sie der Königin, von ihrer sich immer gleichbleibenden Besonnenheit und Mässigung sprechende Proben abzulegen. *Margarethens Verdienste um die innere Regierung des Staats* S. 130 fg. Zwar befolgte sie ihres Vaters Regierungsgrundsätze; doch nicht mit der Hitze und dem Stolze eines *Waldemar Atterdags*. Die Aristokratie fand an ihr einen mächtigen Widerstand, weniger die Hierarchie: weil sie klug genug war, einzusehen, wie unentbehrlich ihr der Clerus zur Ausführung ihrer wichtigsten Unternehmungen war. Selbst eine Frau von Verstand, Festigkeit und dem besten Willen, ward es ihr leicht, eine glückliche Wahl weiser Rathgeber zu treffen. *Margarethens* Charakter. S. 149 f. Ehrbegierde war ihr eigen: aber sie wusste sie zu beherrschen und gab ihr eine ihren Völkern unschädliche Richtung. In den Vorzügen des Geistes glich sie dem Vater, in denen des Herzens übertraf sie ihn; daher folgte man ihrer Leitung mit so viel Vertrauen und Bereitwilligkeit. — Als *Beylage* erhält man S. 157 fg. eine kurze Biographie der *heil. Brigitta* (St. *Britta*) und S. 161 fg. *den Calmar'schen Unionsact*, den schon *Holberg* (Th. 1. S. 502—505) mitgetheilt hat. Das vorgesetzte Brustbild der Königin ist von *Lahde*, man weiss nicht, nach welcher Zeichnung? gestochen. Mehr männlich, als weiblich, sind die Gesichtszüge; aber die Sanftmuth drücken sie doch aus. — Hn. *W.* gebührt die Anerkennung des Verdienstes, einen dankenswerthen Beytrag zur Geschichte des nordischen Mittelalters geliefert zu haben.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1828.

THEOLOGIE.

1) Herborn: *Ueber den Mysticismus, dessen Begriff, Ursprung* und *Werth. Siebente* Jahresschrift des Nassauischen Seminariums zu Herborn. Von *J. Spieker*. 1825. 58 S. 4.

2) Jena: *De momento quod ad sacrorum instaurationem adtulerit Theologia mystica.* Oratio in mem. August. Confess. ex lege beneficii Lynckeriani habita a *Guil. Weissenborn*, Cand. Theol. 1825. 48 S. 8.

(Vgl. Erg. Bl. 1828. Nr. 25.)

Nr. 1. Bey dem Vortrag der Pastoraltheologie in dem Seminarium für Prediger zu Herborn hielt es der seitdem verstorbene Vf. für besonders wichtig, auf das Festhalten des rationalen Weges bey dem Studium der Theologie aufmerksam zu machen, und so suchte er dafür auch durch genauere Darstellung des diesem entgegenstehenden mystischen Lehrweges zu wirken. So wie die Denkart des verewigten Vfs. sich in seinen übrigen Schriften ausgesprochen hat, so zeichnet sie sich auch hier aus durch das Bestreben, Licht mit Wärme zu vereinigen und vor Allem das Wahre aufzufinden und festzuhalten, wobey er keineswegs vergisst, was dem Gefühl und dem Gemüthe angehört, unangetastet in seinen Rechten stehen zu lassen und anzuerkennen. Mit dieser Gesinnung sucht er hier die Auswüchse des Mysticismus streng zu trennen von der reinen Idee der Religion, ohne doch diese in ein blosses todtes Begriffssystem zu verwandeln, ohne das Unbegreifliche, bloss dem Glauben Anheimfallende in der Religion zu verkennen. Wenn aber der Vf. von dieser Gesinnung ausgehend auch gröfstentheils den richtigen Punkt getroffen hat, so möchte doch ein bestimmteres Aussprechen, ein zusammenhängenderes Darstellen derselben, kurz mehr Klarheit und Festigkeit der Begriffe zu wünschen seyn. Der Vf. äussert sich oft ganz fragmentarisch, ohne dass man deutlich sieht, wie ein Satz mit dem andern zusammenhängt.

Sogleich im *ersten* Abschnitt: *Vom Mysticismus überhaupt*, vermisst man eine gewisse Klarheit, Consequenz und selbst Tiefe und Gründlichkeit der Untersuchung. Wie flach ist z. B. gleich die Bemerkung, womit die Abhandlung beginnt, dass der Mysticismus, weil es keinen deutschen Namen dafür gebe, wahrscheinlich auch nicht aus der menschlichen Natur hervorgegangen seyn könne: denn sonst würde auch die sonst so reiche deutsche Sprache einen Namen dafür gefunden haben. Da müsste ja auch Religion, Theologie, Philosophie, Poesie, Musik und wie viele andere Dinge sonst noch nicht in der menschlichen Natur begründet seyn: denn für alle diese gebrauchen wir fremde Wörter. Der Vf. sucht sodann überhaupt zu zeigen, dass der Mysticismus nicht aus der menschlichen Natur entsprungen, sondern durch Kunst in ihr gepflanzt sey, weil damit zugleich über die Haltbarkeit und den Werth desselben entschieden sey. Es bedarf aber gar sehr einer nähern Erklärung, was es eigentlich bedeute: aus der menschlichen Natur hervorgegangen seyn. Es kann sich nämlich einestheils auf die menschliche Natur ihrer ursprünglichen *Anlage* nach beziehen, anderntheils auf die *Entwickelung* derselben. Im erstern Sinne kann wohl Niemand leugnen, dass der Mysticismus in der Natur des Menschen gegründet sey: denn eine Anlage dazu muss in ihm seyn, weil er sonst gar nicht in ihm entstehen könnte, und es läst sich daher wohl nicht mit dem Vf. so geradehin behaupten, dass er „durch Kunst in ihn gepflanzt sey": denn durch Kunst allein läst sich nichts aus dem Menschen hervorbringen, wozu nicht die Anlage in ihm ist. Es ist aber bey der Untersuchung über das Wesen des Mysticismus gerade das Wichtigste, diese Anlage zum Mysticismus in der menschlichen Natur zu erforschen; und nur aus dieser letzten psychologischen Quelle lassen sich dann mit Schärfe die Grenzen bestimmen, durch welche sich der Mysticismus von einer gesunden Denkart unterscheide, indem sich hier aus der wahren Bestimmung der Anlage zeigen läst, wie sich die dieser Bestimmung gemäfse Entwickelung der Anlage von derjenigen unterscheide, welche sich im Mysticismus entwickelt hat. Und hier ist es, wo dann die zweyte Frage in Rücksicht kommt, ob nämlich der Mysticismus mit einer naturgemäfsen, gesunden Entwickelung der ursprünglichen Anlagen übereinstimme, die nach einer gründlichen Erforschung seiner psychologischen Quelle leicht entschieden wird verneint werden können. Diese zwey Bedeutungen aber unterscheidet der Vf. nicht, und bemüht sich auch nicht, die psychologische Quelle des Mysticismus aufzufinden, wodurch seine Untersuchung über denselben an Bestimmtheit und festem Grund nothwendig verliert. Die Naturwidrigkeit des Mysticismus sucht er nun weiter dadurch zu deduciren, dass er ihn als ein reines Gegentheil der Phi-

Philoſophie darſtellt. Die Philoſophie nämlich wolle Klarkeit und Selbſtbewuſstſeyn, der Myſticismus aber Dunkelheit und Bewuſstloſigkeit. „Da nun unſer Geiſt, fährt er (S. 7) fort, ſeiner Natur und Beſtimmung nach Alles auf klare und deutliche Vorſtellungen zu bringen gleichſam genöthigt iſt: ſo kann der Myſticismus nicht als eine natürliche Anlage, ſondern er muſs als Etwas betrachtet werden, was durch Kunſt in ihn gebracht iſt." Gegen dieſen Gegenſatz von Philoſophie und Myſticismus läſst ſich aber, obgleich ihn der Vf. für allgemein zugeſtanden hält, doch noch Manches einwenden, und ſelbſt die aus *Grüvell* (Werth der Myſtik, S. 119) aufgeführten Gegenſätze enthalten manches Unrichtige, z. B. gleich der erſte: daſs „Philoſophie von anerkannten Wahrheiten ausgeht, und daraus folgert, was zu folgern iſt, Myſtik aber nichts vorausſetzt, ſondern ihre Anſchauungen als Thatſachen vorausſetzt", denn die Anſchauungen des Myſtikers ſind eben Vorausſetzungen, die er für allgemein anerkannt hält, und manche der Vorausſetzungen des Philoſophen können eben ſo unrichtig und eben ſo wenig allgemein anerkannt ſeyn, als die des Myſtikers, wenn er ſie auch für allgemein anerkannt hält; ja die Philoſophie kann einestheils ſelbſt myſtiſch ſeyn, ſo wie man anderntheils ſeine Ueberzeugungen ganz ohne alle Philoſophie erworben haben und ausſprechen kann, ohne deshalb ein Myſtiker zu ſeyn. Hierauf folgt nachſtehende, durch das Vorhergehende jedoch noch nicht hinlänglich begründete Definition des Myſticismus (S. 8): *„Hang, ſich ſowohl im Theoretiſchen wie im Praktiſchen nicht an die natürlichen Denk- und Willenskräfte zu halten, ſondern mehr auf übernatürliche Einflüſſe zu bauen."* Der Ausdruck *Hang* ſollte nach des Vfs. Abſicht theils das den unſerm Geiſt zugetheilten Denkgeſetzen Widerſprechende andeuten, theils die Ausdehnung des Myſticismus nicht bloſs auf die Religion, ſondern auch auf andre Wiſſenſchaften bezeichnen. Daſs die erſtere Bedeutung wirklich in dem Ausdruck Hang liege, bezweifelt Rec.: denn es ſcheint, als lieſse ſich eben ſo gut von einem Hange zum Guten reden, als zum Böſen; eben ſo z. B. von einem Hang zum Wohlthun, zur Arbeitſamkeit u. ſ. w., als zum Trunk, zum Spiel u. ſ. w. Ferner möchte mit dieſem Ausdruck der Myſticismus auch einen zu weiten Begriff bekommen: denn einen *Hang* zum Wunderbaren und Uebernatürlichen kann auch der ganz Vernünftige haben, wenn er ihn nur beherrſcht. Myſticismus aber iſt eine *wirkliche Ueberzeugung* von der Möglichkeit übernatürlicher Einwirkungen, oder, um zugleich das Praktiſche des Myſticismus mit zu bezeichnen, eine wirkliche *Denkart* und *Geſinnung*, welche in jener Ueberzeugung befangen und dadurch beſtimmt iſt. Sehr wahr jedoch und beachtenswerth iſt der Gedanke, daſs der Myſticismus gar nicht allein auf die Religion zu beſchränken ſey, ſondern auch in vielen andern Wiſſenſchaften ſein Spiel treibe, wie der Magnetismus, die Alchymie, die Aſtrologie, die Schatzgräberey und gewiſſe obſcure Anſichten von der Jurisprudenz und der Geſchichte beweiſen. Im *zweyten* Abſchnitt, mit der Ueberſchrift: *das Myſteriöſe in der Religion*, wird der Myſticismus noch genauer beſtimmt durch den Unterſchied zwiſchen dem *Myſteriöſen* und dem *Myſtiſchen*. Die genaue Feſtſtellung dieſes Unterſchiedes iſt ſehr wichtig für die richtige Beſtimmung des Verhältniſſes zur Religion. Nur auf dieſe Weiſe nämlich kann man ſich auf der einen Seite vor einer einſeitigen Polemik bewahren, welche, indem ſie im Eifer gegen die Dunkelheit des Myſticismus, in der Religion Alles begreifen und erklären will, das innerſte Weſen der Religion ſelbſt zerſtört, und auf der andern Seite doch die willkürlich und ohne Grund in der Vernunft erdachten Geheimniſſe, in denen Gefühl und Einbildungskraft ſich ergehen, ſtreng abweiſen. Das *Myſteriöſe* in der Religion iſt nach des Vfs. Beſtimmung dasjenige Geheimniſsvolle in der Religion, was die Vernunft als nothwendig und als der beſchränkten menſchlichen Natur angehörig anerkennt, und auf dieſem Unergründlichen ruhen die höchſten Wahrheiten der Religion, die Begriffe der Welt, des Menſchen und Gottes, deren Daſeyn wir zwar anerkennen, deren innere Beſchaffenheit und Urſprung wir aber nicht begreifen und durch nichts erklären können. Zu dieſen Myſterien zählt aber der Vf. auſser jenen unmittelbaren Vernunftwahrheiten wohl nicht ganz conſequent auch den *Offenbarungsglauben*: denn dieſer ſchlieſst das *Myſtiſche* als ein übernatürlicher und übervernünftiger Glaube wieder in ſich, während das *Myſteriöſe* immer rationel und in den Grenzen der Natur bleiben muſs. Der *dritte* Abſchnitt: *Der religiöſe Myſticismus*, beſchreibt näher *Ziel*, *Mittel* und *Beglaubigung* des Myſticismus. Das *Ziel* aller Myſtiker iſt *Vereinigung* oder *Gemeinſchaft mit Gott*, und dieſes Ziel iſt ein übernatürliches, alſo myſtiſches Ziel dadurch, daſs nicht bloſs eine moraliſche Vereinigung des Willens, ſondern eine pſychiſche, wohl gar phyſiſche darunter verſtanden wird, welche unter den Formeln der Gemeinſchaft mit Chriſto, dem heiligen Geiſt, dem innern Licht u. ſ. w. gedacht oder ausgeſprochen wird. Doch auch ſelbſt der Glaube an eine moraliſche Vereinigung mit Gott kann myſtiſch ſeyn, wenn darin die Möglichkeit einer abſoluten Einheit des menſchlichen Willens mit dem göttlichen liegt, oder wenn jemand dieſe abſolute Einheit wirklich ſchon erreicht, den eignen Willen ganz in den Willen Gottes hingegeben zu haben glaubt (ſo bey dem heil. Bernhard). Auch eine ſolche Vereinigung muſs ja als übernatürlich betrachtet werden, in wiefern man das Beſchränkte und Bedingte der menſchlichen Natur berückſichtigen muſs. — Das *Mittel* zu dieſem übernatürlichen Ziele muſs natürlich auch ein übernatürliches ſeyn, nämlich *Paſſivität*, welche, bald theoretiſch, bald praktiſch, durch verſchiedne Grade (Laienſtand, Mönchthum, Quietismus, Nihilismus) von mehr oder weniger ſtrenger Verleugnung der natürlichen Kräfte zuletzt in offne Feindſchaft gegen die eigne Natur ausgeht. Was die *Beglaubigung* des Myſticismus betrifft, ſo zeigt der Vf., daſs der-

derselbe sich nicht einer *discursiven* Beweisart aus Erfahrungen und Beyspielen, wie z. B. von grosser Seelenruhe und Resignation, oder von plötzlichen Bekehrungen u. dgl., die man nicht natürlich erklären zu können glaubte, bedienen dürfe, sondern dass der consequente Mystiker sich nur auf *intuitive* Beweise, auf Anschauung durch inneres Licht, Gefühl, Offenbarung u. s. w. berufen dürfe, wodurch freylich nie ein Dritter überzeugt werden könne, weil jene immer ganz subjectiv bleiben. Am allerwenigsten aber dürfen die Mystiker aus der h. Schrift *Beweise für sich* schöpfen: denn abgesehen davon, *dass diese ihnen* keineswegs beystimmt, so sind die *Mystiker*, bey ihrer durchaus unrichtigen Auslegungsmethode vermittelst des innern Lichts oder des frommen Glaubens, nicht einmal fähig, die h. Schrift zu verstehen und zu gebrauchen. Der *vierte* Abschn. *von den Quellen des Mysticismus* enthält zuerst eine *historische* Uebersicht der Geschichte des Mysticismus, die keines Auszugs fähig ist, über die aber im Allgemeinen bemerkt werden muss, dass sie zu fragmentarisch ist, und ohne die Hauptpunkte derselben hervorzuheben und den Zusammenhang nachzuweisen, was auf eben so geringem Raum geschehen konnte, nur zufällig in das Einzelne hineingreift, und beym Unwesentlichen oft sogar ins Specielle geht. Was das Einzelne betrifft, so scheint (S. 39) unrichtig angenommen zu seyn, dass das Mönchthum und der Quietismus bey den Indiern, besonders den Braminen aus dem persischen Dualismus hervorgegangen sey; dieser hat dort nie geherrscht, sondern vielmehr der strengste Pantheismus. Ferner wird (S. 40) der h. Bernhard sehr mit Unrecht ein philosophischer Kopf genannt. Im Mittelalter sind gerade die wichtigsten mystischen Secten, die Katharer, Albigenser, Waldenser, Begharden, Fratricellen u. s. w. gar nicht genannt. Die Quäker dagegen können nur sehr entfernt für Geistesverwandte der Ketzer zu Orleans ausgegeben werden (S. 41), deren Mysticismus manichäisch-gnostisch und aus orientalischen Speculationen entstanden zu seyn scheint, während die Quäker mehr aus dem Buchstaben der Bibel schöpfen und gegen die Speculation gerade feindselig gesinnt sind. Der Vf. zieht aus dieser Uebersicht der Geschichte des Mysticismus die Schlussbemerkung (S. 43), dass jedem Mysticismus ein historischer, von aussen beygebrachter Glaube, nämlich der von dem radicalen Verderben und Unvermögen, zum Grunde liege. Allein dieser Glaube ist ja nicht historisch; es ist eine Vernunftidee und kann eben so gut auch philosophisch gefunden werden, wie bey Zoroaster. Dass jedoch damit der Ursprung des Mysticismus noch keineswegs erklärt sey, weil immer noch ein inneres Reizmittel zur Annahme dieses historischen Glaubens vorausgesetzt werde, gesteht der Vf. selbst zu; und dafür findet er dann jene drey Dinge, die Fichte als Wurzeln alles Bösen überhaupt betrachtete: Feigheit, Faulheit und Falschheit, womit auch in der That drey sehr bedeutende Ursachen des Mysticismus genannt sind. — Noch spricht der Vf. im *fünften* Abschn. *von dem Werth der Mystik*. Die Vertheidiger der Mystik haben gewöhnlich einen wahren und einen falschen Mysticismus unterschieden, um alle nachtheiligen Wirkungen desselben dem Letztern zuzuschreiben; dagegen zeigt der Vf., dass nach dem aufgestellten Unterschiede zwischen dem Mysteriösen und Mystischen eine wahre Mystik nicht anerkannt werden könne, und dass jene schönen Wirkungen, welche man dem Mysticismus zuschreibt, nicht diesem, sondern vielmehr dem Mysteriösen angehören; dass dieses, d. h. der reine religiöse Glaube, das Herz erwärme, die Sittlichkeit belebe u. s. w., nicht aber der Wahnglaube, die Superstition, die Verzückungen, die ihm beygemischt sind (S. 49). Mit lebhaften Farben schildert hierauf der Vf. die schrecklichen Wirkungen des Mysticismus in der Geschichte und im Leben; er zeigt, dass er die Moral stets verunreinigt, ja zur Verachtung derselben geführt habe; dass er die Kirchengeschichte zu frömmelnder Spielerey herabziehe; dass häufig Sinnlichkeit und Geschlechtslust sich einmische; dass er am furchtbarsten unter Ungelehrten wüthe, wo er die tollsten Schwärmereyen und den rasendsten Fanatismus erzeugt und oft selbst zu empörenden Verbrechen führt. Der Vf. schliesst seine, mancher Mängel ungeachtet, sehr empfehlungswerthe Abhandlung mit der sehr wahren und passenden Bemerkung, dass Natur und Gnade nicht als feindselig und widersprechend zu betrachten, sondern ihrem wahren höhern Sinne nach Eins seyen: eine Bemerkung, deren Beherzigung unendlich viel unnützen Streit unter den Theologen beylegen und unendlich viel Missverstand aufheben könnte.

Nr. 2. Der von dem Vf. zum Gegenstand seiner Rede gewählte Gedanke ist sowohl an sich interessant, als auch zeitgemäss. Man kann den grossen und vortheilhaften Einfluss der Mystiker auf die Bewerkstelligung der Reformation recht wohl zugestehen, ohne doch deswegen den Mysticismus überhaupt zu billigen. Am wenigsten aber haben die Mystiker unserer Zeit Ursache, daraus günstige Folgerungen für sich zu ziehen, und etwa auch sich als die Vorgänger einer neuen Reformation zu betrachten: denn theils sind die Verhältnisse ganz anders als damals, wo der Katholicismus mit seinem Glaubenszwang und Aberglauben zu bekämpfen war, während unsre Mystiker in dem Rationalismus ihren Feind sahen, theils ist auch unser Mysticismus weit verschieden von dem damaligen: denn während der Mysticismus jener Zeit aus Fülle der geistigen Kraft, die nur eine falsche Richtung nahm, hervorging, ist der jetzige aus Schwäche und Schlaffheit des Geistes entstanden; während jene Mystiker von einem Sinn für Freyheit beseelt, eine freyere Religions-Ansicht erstrebten, Licht und Wahrheit hochachteten und gegen die kirchliche Despotie vertheidigten, suchen die unsrigen Wahrheit und Freyheit zu unterdrücken und streben vielmehr, Finsterniss und Geistesdespotismus wieder geltend zu machen. Aber diese so viel verwerflichere Eigenthümlichkeit unserer neuern Mystiker

stiker muss uns nicht ungerecht machen gegen die bey weitem edlern und achtungswürdigern Mystiker, welche der Reformation vorausgingen, und darum freuen wir uns, den Vf. sich über diess so häufige Vorurtheil erheben zu sehen. Er hat bey der Behandlung seines Gegenstandes eben sowohl Fleiss und Kenntnisse, als Geist und Urtheil beurkundet.

Nachdem der Vf. (bis S. 8) das Wesen des Mysticismus, aus der Geschichte sowohl als aus der menschlichen Natur, dahin bestimmt hat: dass er die Grenzen der menschlichen Vernunft überschreite, die Vernunfterkenntniss verachte und sich eine übernatürliche Erkenntniss oder unmittelbare Anschauung Gottes zuschreibe und sich durch passives Gefühl zu einer geheimnissvollen Verbindung mit Gott zu erheben strebe (als Definition zu breit ausgedrückt), gesteht er (S. 8), dass der Mysticismus an sich zwar verwerflich sey, dass er aber dennoch unter gewissen Verhältnissen auch heilsam seyn könne. So zur Zeit der Reformation. Diesen heilsamen Einfluss des Mysticismus zeigt der Vf. nun 1) (bis S. 13) darin, dass die Mystiker das Bedürfniss einer Verbesserung und Reinigung des religiösen Zustandes zuerst erkannten und die Sehnsucht danach anregten, wobey der Kampf der Mystiker gegen die Kälte und Spitzfindigkeit der Scholastik, gegen Priesterherrschaft und sinnlichen Ceremoniendienst und gegen äussere Werkheiligkeit berührt, und u. a. auf Männer wie *Staupitz* und *Reuchlin* hingewiesen wird. Die Mystiker waren aber auch 2) die *Quelle*, woraus die Reformatoren zum Theil schöpften, und dafür wird angeführt theils das offenbare Hinneigen mehrerer Reformatoren zum Mysticismus, wie *Karlstadt's*, *Melanchthon's* (der sich zum Kabbalismus *Reuchlin's* neigte) u. A., theils die ausdrücklichen vortheilhaften Aeusserungen *Luther*'s über mehrere Mystiker, wie über den heil. *Bernhard*, *Bonaventura*, *Gerson*, die f. g. deutsche Theologie, *Tauler* u. A., theils aber, und diess ist das Wichtigste, der sich entschieden in Luther's Lehren aussprechende Mysticismus. Dahin gehört die bekanntlich in ihrer ganzen Strenge von Luther angenommene Lehre Augustin's von der Verderbniss der menschlichen Natur, wonach alles Gute im Menschen nur durch Gottes Gnade, nicht durch den Menschen möglich ist, welche den eignen Willen zu unterdrücken und nur Gottes Wirksamkeit passiv abzuwarten gebietet, womit die Lehre von einer innern Erleuchtung durch den h. Geist, welche höher ist als alles menschliche Nachdenken, und welche selbst das Verständniss der h. Schrift allein eröffnen könne, verbunden wird, und woraus endlich die Lehre vom Glauben, als der alleinigen Bedingung der Tugend und Seligkeit, und zwar blindem, von Vernunft entblösstem Glauben, nothwendig hervorgeht. Lassen sich aber solche Lehren, wenigstens in den frühern Perioden, nach klaren Stellen aus seinen Schriften, von Luther nicht wegleugnen: so zeigt doch der Vf. am Schlusse noch sehr richtig, dass Luther erstens gleich Anfangs solche Lehren möglichst zu mildern und vor verderblichen praktischen Folgerungen zu sichern gesucht habe; ferner dass er später viele derselben, namentlich die von der innern Erleuchtung gänzlich verlassen habe, wie sein Kampf gegen die Wiedertäufer beweist, und dass endlich Luther auf jeden Fall diese Grundsätze nie praktisch im Leben geübt habe. Diesen Untersuchungen sind von dem Vf. als Belege zweckmässig gewählte Stellen aus den Schriften der dahin gehörigen Männer beygefügt, welche in den Anmerkungen am Ende enthalten *sind*, und aus denen das sorgfältige Studium des Vfs. *sichtbar* ist. Nur der Latinität hätten wir mehr *Leichtigkeit*, weniger lange Perioden und weniger *verwickelte* Constructionen gewünscht.

—i.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

SULZBACH, b. v. Seidel: *Predigten* von *Valentin Karl Veillodter*, Dr. der Theol., Decan u. Hauptprediger in Nürnberg. Zum Besten der Abgebrannten in Salzbach, nebst Rechnung über die bey dem Verleger für dieselben bis jetzt eingegangenen Collectengelder. 1825. VIII u. 188 S. 8. (1 Rthlr.)

Der bereits verewigte Vf. war einer von den fruchtbarsten Schriftstellern unsrer Zeit im ascetischen Fache, und die bändereichen Sammlungen von Predigten, die er seit einer langen Reihe von Jahren herausgegeben, sind immer mit verdientem Beyfall aufgenommen worden. So wie wir daher des Geschäfts überhoben sind, seine Predigtweise zu charakterisiren, weil sie bekannt genug ist, so dürfen wir auch hoffen, dass die vorliegenden Predigten zahlreiche Leser gefunden haben würden, wenn sie auch nicht zu einem so wohlthätigen Zwecke herausgegeben wären. Daher sey nur bemerkt, dass dieser die Wahl der in ihnen behandelten Gegenstände bestimmt hat. Denn es schwebten dem Vf., wie er in der Vorr. (S. VI.) *sagt*, „die vielfachen irdischen Prüfungsleiden vor, *und er* wollte religiöse, stärkende und tröstende Ansichten von denselben in diesen Predigten geben." Das Bändchen enthält 22 Predigten, natürlich meist über freye Texte; wir wollen nur einzelne Themata angeben, um unsere Leser einigermassen mit dem Inhalte dieser Sammlung bekannt zu machen. *Die Erfahrung, dass alles Heilsame aus Mühen und Kampf hervorgeht.* Joh. 16, 16—23. *Erinnerungen an die, denen es schwer wird zu bekennen: Der Herr hat alles wohlgemacht.* Matth. 11, 2—10. *Die Pflicht frommer Fassung bey schnellen Veränderungen unsers Schicksals.* Matth. 25, 1—13. *Die Erhöhung der Noth trüber Zeiten durch Mangel an frommem Sinn.* Sir. 2, 4—9. *Am allgemeinen Bettage.* — *Ueber den tröstenden Zuruf an die Menschen: es ist euch gut, was ihr leidet, wenn gleich euer Herz voll Trauer ist.* Joh. 16, 16—23. *Die vielfachen Prüfungen im Kreise des häuslichen Lebens.* Joh. 4, 47—54. *Die heilsamen Eindrücke erduldeter Krankheitsleiden.* Joh. 4, 47—54. *Ueber die traurige Erfahrung, dass die spätern Lebensschicksale und das Ende Vieler so kläglich sind.* Sir. 7, 40. *Am allgemeinen Bettage.*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1828.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Greifswald, b. Koch: *Ausbeute von Nachforschungen über verschiedene Rechtsmaterien.* Von Dr. *F. C. Gesterding. Zweyter* Theil. 1827. VI u. 458 S. gr. 8. (2 Rthlr. 10 gGr.)

(Vgl. A. L. Z. 1827. Nr. 172 u. 173.)

Schon bey der Anzeige des *ersten* Theils hatte Rec. seine Unzufriedenheit in mehrfacher Hinsicht aussprechen müssen: allein er muss bekennen, dass diese neue Arbeit des Vfs. ihn noch fast in einem höhern Grade zum Tadel stimmt. Nur Weniges ist Rec. in diesem neuen Theile Bemerkenswerthes aufgestossen; in der Regel werden auch hier die bekanntesten Rechtsgrundsätze vorgetragen, die sich in einem jeden Lehrbuche entweder über Römisches Recht, oder über die gemeine deutsche Processtheorie finden; nur mit dem Unterschied, dass die Wiederholung mit einer solchen Breite und Weitschweifigkeit, in einer so wenig gebildeten Sprache und mit fast ins Kindische gehenden Witzeleyen untermischt geschieht, dass es manchen Seufzer kostet, ehe man sich durch das Ganze hindurchgearbeitet hat. — Es mag nun der Hauptinhalt dieses *zweyten* Theils hier mitgetheilt werden; Belege genug wird der Leser selbst sich herausnehmen, die ihm das gefällte allgemeine Urtheil bestätigen müssen.

I. *Jugendliches Alter im Gebiet des Rechts* (S. 1 bis 69). Von der *infantia* ausgehend verfolgt der Vf. das jugendliche Alter durch die bekannten einzelnen Abstufungen hindurch und schliesst mit der *venia aetatis.* (§. 14.). Wir wollen nicht verkennen, dass die bey jedem Alters-Abschnitt gegebene Uebersicht der ihm eigenthümlichen Rechtsverhältnisse allerdings als zweckmäsig erscheine und den gesammten Ueberblick erleichtern könne: allein nur zu oft wird man durch die entsetzliche Breite des Vortrags und die häufigen höchst seichten Reflexionen und Bemerkungen des Vfs. unangenehm gestört. Rec. kann sich nicht enthalten, eine solche Episode mitzutheilen. S. 17 heisst es: „Weiber reifen bekanntlich früher, als Männer. — Dafür ist nun das männliche Geschlecht mehr auf die Dauer gemacht. Weiber sind Blumen, die schnell aufblühen und verblühen. — Dem Rechtsgelehrten kann an dem Vorhandenseyn jenes Unterschieds genügen; indessen pflegen sie auch den Grund davon anzugeben, den nur den Naturforscher angeht; wie überhaupt diejenigen, welche der Wahrheit nachspüren, wohl mitunter auf fremdes Gebiet hinüberstreifen und Schriftsteller einander wechselseitig ins Gehege kommen. Was *Anton Faber* darüber sagt, mag ich nicht wiederholen. Es ist weder wahr, noch witzig, noch scherzhaft, und wäre besser ungesagt geblieben. Aber die Glossographen kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen. *Accursius* also entblödet sich nicht zu sagen: Unkraut schiesst schnell auf — *mala herba citius crescit, quam bona.* — Am Ende ist es nur dasselbe, was *Macrobius* etwas milder ausdrückt: *Exilia poma videmus celerius maturescere, robusta serius.* In der That scheint es ein Naturgesetz zu seyn, dass es einer grössern Anstrengung und eines grössern Zeitaufwandes bedarf, etwas Vollkommneres hervorzubringen. Indessen ist es sehr die Frage, ob eine grössere Vollkommenheit des Mannes anzunehmen und jenes Gesetz auf dieselbe Gattung anwendbar sey" u. s. w. — Bey der *infantia* wird die bekannte Etymologie aufgetischt (S. 6). Die Streitfrage: ob Kinder Schenkungen annehmen können? entscheidet der Vf. dahin, dass der Schenkungsvertrag mit dem Vormund eingegangen seyn müsse, die Besitzergreifung selbst aber dann vom Kinde allein geschehen könne, und vereinigt so die *Const.* 3. *de poss.* mit fr. 32. §. 2. *de poss.* (Gegen *von Savigny* Recht des Besitzes, S. 243 — 255. 5te Aufl.). — Nun erscheint die Erklärung von *infantiae* und *pubertati proximi* (§. 5). Danach sind jene solche Unmündige, die eben erst aus den Kinderjahren herausgegangen, diesen also noch sehr nahe stehen; die letztern solche, die im Begriff sind, in die Mündigkeit überzutreten. Hätte der gewöhnliche Begriff auch der Römischen Ansicht zum Grunde gelegen, so hätte ja nicht von *infantiae* und *pubertati proximi* die Rede seyn können, die Regel des Sprachgebrauchs hätte vielmehr die Bezeichnung *propiores* erfordert. — Bey der Berechnung der Zeit beym jugendlichen Alter (§. 13) erwähnt der Vf. in der Note 3 S. 62 auch der Usucapion, und dehnt auf sie die bekannte Singularität bey Bestimmung des Zeitablaufs aus, sich berufend auf *Koch* „Belehrungen über die Mündigkeit zu testiren" u. s. w. Wahrscheinlich ist ihm entgangen, was *Erb* in *Hugo's* civ. Mag. Bd. V. Heft 2. Nr. VIII. darüber gesagt hat.

II. *Vom rothen Hut* (S. 73 — 90). „Gleichwie der erste Ursprung der Universitäten, so liegt auch der erste Ursprung des Doctorats im Dunkeln. Zwar hat

hat es Doctoren gegeben, so lange als es Leute giebt, die mehr wissen, als Andere — wenigstens in ihrer Meinung — und die dabey geneigt sind, ihre Kenntnisse Andern mitzutheilen, die wohl gar ein Gewerbe davon machen, Andere zu unterrichten; aber von Doctoren dieser Art ist hier nicht die Rede, sondern von solchen, die unter öffentlicher Auctorität öffentlich dafür erklärt oder durch das Wort eines Andern — aus Nichts geschaffen sind." — Bey demjenigen, was von den Vorrechten der Doctoren vorgebracht wird, hat sich der Vf. über das höchst Alltägliche nicht erhoben. Nur Eins, ob es gleich eigentlich nur beyläufig vorkommt, war Rec. in dieser Abhandlung völlig neu, und er zweifelt nicht, dass es auch Andern so erscheinen werde. Hier erfahren wir nämlich (S. 87 a. E.), dass *Leyser* der grösste unter allen deutschen Rechtsgelehrten ist, welchem allenfalls nur *Weber* (wahrscheinlich ist *Adolph Dietrich Weber* gemeint) den ersten Platz streitig machen könne! Nun erklärt es sich leicht, woher die Curiositätensucht und die Sonderbarkeiten unsers Vfs. stammen, denn gerade darin zeichnete sich bekanntlich auch *Leyser* aus.

III. *Vom Geständniss* (S. 93—124). 1) *Begriff.* Zum Geständniss im gewöhnlichen Sinne sey auch erforderlich, dass der andre Theil die eingestandne Thatsache für sich angeführt, oder sie uns, wenn auch nicht ausdrücklich, vorgeworfen habe. — Dieser Zusatz scheint verwerflich; es würde gegen allgemeine Processgrundsätze verstossen, wenn der Richter eine in den Acten vorliegende, von dem einen Theile geschehene, ihm nachtheilige Aeusserung, die irgend Einfluss auf das Ganze übt, unbeachtet lassen wollte, und von dem zufälligen Umstande, dass der andere Theil die eingestandne Thatsache für sich anführte, oder sie zu einem Gegenstande seines Vorwurfs machte, die Entscheidung nach der Wahrheit des Verhältnisses abhängig werden sollte. — Eben so unrichtig ist die Behauptung des Vfs., dass der Begriff des Geständnisses im Criminal-Process (denn für den Civilprocess behauptet er selbst das Gegentheil) sich nur auf eigne Handlungen des Gestehenden beziehe; man müsste denn mit „den eignen Handlungen" einen sehr weiten und ganz ungewöhnlichen Sinn verbinden. Wenn der Inculpat irgend einen ausser seinem Vergehen liegenden Umstand zugiebt, der am Ende gegen ihn beweist und seine Ueberführung vermittelt, soll diess dann nicht ein Geständniss seyn? — Das Geständniss im Römischen Sinne beziehe sich auf die gesammte Verbindlichkeit, und nicht auf die einzelnen in Frage stehenden Thatsachen. 2) Das Geständniss muss deutlich und bestimmt seyn, nicht auf Irrthum beruhen; mit Einsicht und Ueberlegung, nicht erzwungen und nicht im Scherz abgelegt seyn. 3) *Von den Personen, welche gestehen.* 4) *Gerichtliches und aussergerichtliches Geständniss.* Bey der Frage, ob auch ein vor einem incompetenten Richter abgelegtes Bekenntniss ein gerichtliches sey, soll man die Römische *confessio* und das heutige Geständniss unterscheiden; jene erfordere Competenz des Richters, dieses nicht. 5) *Animus confitendi* ist die Absicht, dem Andern zu Feststellung von Rechtsverhältnissen etwas einräumen zu wollen. Darin liegt der Grund, weshalb man an sein Geständniss gebunden ist, nicht in der innern Glaubwürdigkeit; ebendeshalb muss es aber auch dem Gegner gerichtlich oder aussergerichtlich gethan seyn. 6) Der Vf. ist geneigt, die Annahme des Geständnisses zu erfordern. Indess bedürfe es keiner ausdrücklichen Acceptation, diese liege schon in dem vorhergehenden Vorwurfe. 7) *Qui tacet, non fatetur.* 8) *Das* gerichtliche Geständniss in unserm Sinne befreye *von* der Beweislast; das Geständniss im Römischen *Sinne* überhebe auch heutzutage den Richter sogar des Urtheilsspruchs. In diesem Falle trete die Regel des fr. 1. D. *de confessis* ein: *„Confessus pro judicato est, qui quodammodo sua sententia damnatur."* 9) *Wirkungen des aussergerichtlichen Geständnisses.* Ein solches gegen denjenigen, mit welchem der Gestehende jetzt zu thun hat, und mit *animus confitendi* abgelegt, habe Beweiskraft; gegen Dritte abgelegt, könne es nur mehr oder minder zum Beweise beytragen. 10) *Das Geständniss schadet und nützt keinem Dritten.* 11) und 12) Ein gerichtliches Geständniss sowohl (so lange der Streit noch nicht beendet), als ein aussergerichtliches kann widerrufen werden, wenn ein Irrthum dabey obgewaltet hat und deshalb Beweis geführt ist. Dieser ist aber nicht nur darauf zu richten, dass das Eingestandene sich nicht so verhalte, sondern auch darauf, dass der Gestehende sich damals im Irrthume befunden habe.

IV. *Die Lehre vom qualificirten Geständniss* (S. 127—160). Der Vf. hatte im Archiv f. die civ. Praxis, Bd. II. S. 217 u. ff. über die Beweislast bey dem qualificirten Geständniss eine von der gewöhnlichen Ansicht abweichende ausgesprochen, und insbesondere für den Fall, da der Beklagte die Bedingtheit des Versprechens, aus welchem er belangt wird, behauptet, ihm den Beweis der Bedingung zuerkannt (S. 129—139). Er hat sich nun eines Bessern besonnen und kehrt in den Schooss der gemeinen Meinung zurück (S. 139—160). Rec. verweist noch auf das dieser Abhandlung vorausgeschickte Vorwort, *eine wahre literarische Merkwürdigkeit.*

V. *Zur Lehre von den Einreden* (S. 163—232). 1) *Von dem Unterschiede zwischen verzögerlichen und zerstörlichen Einreden, und wie unter den verzögerlichen nothwendig zwey Classen zu unterscheiden sind, von denen die eine den peremtorischen an die Seite zu setzen ist.* Was der Vf. meint, erfährt man so recht *in nuce* am Schlusse seiner Abhandlung, wo er sehr eindringlich ermahnt: „Steht davon ab, ihr Rechtsgelehrten, diese beiden heterogenen Classen von Einreden zusammenzupaaren, die nichts weiter mit einander gemein haben, als dass sie, ihrer Natur nach, nicht geeignet sind, die Klage für immer zu entfernen. Lasst fortan jede Classe für sich bestehen, und die zweyte Classe, die sich der peremtorischen nähert, mit diesen gleichen Schritt halten. Unterscheidet künftig nicht dilatorische und peremtorische

toriſche Einreden, ſondern ſetzt einander entgegen: 1) Einreden, welche das gerichtliche Verfahren, und 2) ſolche, welche die Sache ſelbſt betreffen, und unter dieſen letztern mögt ihr dann weiter unterſcheiden a) ſolche, welche dem Kläger für immer entgegenſtehen, indem ſie die Klage gänzlich zerſtören; und b) ſolche, welche die Klage nur zur Zeit vernichten." 2) *Beweis der verzögerlichen Einreden.* Es ſey kein Grund vorhanden, bey ihnen eine Ausnahme von der Regel des Proceſſes in der Art zu behaupten, daſs ſie ſchon zur Zeit des erſten Urtheils erwieſen ſeyn müſsten, um von dem Richter berückſichtigt zu werden. — In conſt. 19. *de probat.* ſey nothwendig unter der *dilatoria exceptio* eine ſolche zu verſtehen, welche die *merita cauſae* betreffe und einen Aufſchub der Zahlung ſelbſt bezwecke: denn nur unter dieſer Vorausſetzung laſſe ſich erklären, weshalb der Beweis derſelben, wie bey den peremtoriſchen Schutzreden erſt nach geführtem Beweis des Klägers erfordert werde. Und um ſo mehr ſoll dieſe Erklärung der Billigung werth zu halten ſeyn, als das Römiſche Recht überhaupt unter *exceptiones dilatoriae* ausſchlieſslich ſolche verſtehe, welche die Klage und Zahlung ſelbſt betreffen. — Nur Schade, daſs die *exceptio procuratoria* von Ulpian, Gajus, Juſtinian mit unter den *dilatoriis* aufgeführt wird. (§. 11 *J. de except.*) „Die verwünſchte *exceptio procuratoria*, oder vielmehr der verwünſchte Ulpian, Gajus, Juſtinian!" (ruft in der Verzweiflung der Vf.!!!). 3) *Darf der Richter von Amtswegen Einreden, beſonders die von der Verjährung hergenommen, berückſichtigen?* Einreden darf der Richter überhaupt nicht *ex officio* ergänzen; daſſelbe wird behauptet namentlich auch für die Einrede der Verjährung bey Klagen, die durch Zeitablauf erloſchen ſind, und zwar aus dem ſo oft beſprochenen Grunde, weil die Verjährung ein *factum* ſey, welches der Richter nicht ſuppliren dürfe. — Eine Berückſichtigung deſſen, was neuerdings *Pfeiffer* in den Prakt. *Ausführungen*, Hannover 1825. Nr. II. und v. Löhr im Archiv f. d. civ. Praxis, Bd. X. Heft 1. Nr. II. S. 77 fg. gegen dieſe Meinung geſagt haben, können wir bey unſerm Vf. nicht erwarten. Jetzt kommt aber noch eine dritte ſehr beachtenswerthe Anſicht hinzu, die zwiſchen den beiden frühern ſich mitten inne hält. Danach wird unterſchieden zwiſchen *actiones* und *interdicta*, die im *jus honorarium* ihre beſtimmte Dauer erhalten haben, und den *actiones juris civilis perpetuae*, ſo daſs nur bey den erſtern ein *imperium magiſtratus* ſich ſolle wirkſam zeigen können, während bey Letztern die ausdrückliche Berufung des Beklagten erforderlich ſey. (S. *Guil. de Schröter comment. de temporis vi in actionibus atque interdictis tollendis*, hieher *Guil. Hübbe diſſ. de except. rei judicatae.* Jenae 1827.). 4) *Fundamentum excipiendi*, oder *vom Inhalt der Einreden.* Allgemein über dasjenige, was als Einrede dem Kläger entgegengeſetzt werden kann, hat der Vf. tiefes Schweigen bey den Rechtsgelehrten gefunden. „Um alſo die Bahn zu brechen", ſtellt er unter mehrern Numern (S. 194—202) Einiges zuſammen. — Ob es Andere der Mühe werth halten werden, auf *dieſer* Bahn fortzuſchreiten? Rec. zweifelt daran. 5) *Ueber die exceptio plus petitionis.* (Eine Nachhülfe der im Archiv f. civ. Pr., Bd. VII. S. 106 ff. erſchienenen Abhandlung.) Sie enthalte meiſtens eine verneinende Einlaſſung auf die Klage, bisweilen eine peremtoriſche Einrede, ſelten eine dilatoriſche. 6) *Von den befreyten Schutzreden des Beklagten.* Nachdem der Vf. die Regel des Römiſchen Proceſſes, wonach wenigſtens vor dem erſten Urtheil alle Einreden vorgeſchützt werden ſollen, und die von dieſer Regel Statt findenden Ausnahmen aufgeführt hat, läſst er ſich über die Meinungen der neuern Rechtslehrer, *Schaumburg*, *Hellfeld*, *Schmidt*, *Danz*, *Gönner*, *Grolmann* (nicht *Grollmann*, wie der Vf. immer ſchreibt) vernehmen, und kommt endlich zu der Frage: was heutzutage über privilegirte Einreden Rechtens ſey? Nach dem J. R. A. (§. 37) fallen dieſe ſämmtlich hinweg, und nur *a*) Einreden gegen die Replik (Dupliken), und *b*) ſolche gegen die Klage, von denen der Beklagte früher keine Wiſſenſchaft gehabt, und in Anſehung deren er dieſes eidlich erhärten würde, können heutzutage noch nach der Litisconteſtation geltend gemacht werden. Selbſt die Worte des Appellationseides J. R. A. (§. 73 und 118): „Man habe das neue Vorbringen nicht für dienlich oder nöthig geachtet, halte aber nunmehr dafür, daſs ſolches Alles zur Erhaltung ſeines Rechts dienlich und nothwendig ſey", ſeyen nicht ſo zu verſtehen, daſs in zweyter Inſtanz *früher verſäumte* Schutzreden noch benutzt werden könnten, ſobald man den angegebenen Eid zu ſchwören bereit ſey. — Handelte es ſich *de lege ferenda*, ſo ſtimmt gewiſs Jeder dem Vf. bey, allein die *lex lata* iſt doch wohl jenem Räſonnement entgegen.

VI. *Von Advocaten* (S. 235—306). 1) *Ueber den Stand der Advocaten.* 2) *Advocatorum Ethica*, oder *von den Pflichten der Advocaten.* Vor Allem muſs der Advocat die Geſetze kennen, und ſodann auch mit der Sache, die er führen will, ſich bekannt machen; prüfen, ob er ihr gewachſen, ob ſie in den Geſetzen begründet. — Nur eine gerechte Sache ſoll der Advocat übernehmen u. dgl. m. „Bey Gericht iſt es nicht erlaubt, den *Fabius* zu machen." 3) *Von den Kriegsliſten der Advocaten.* Man muſs unterſcheiden Geſchicklichkeit und Betrug, den ehrlichen und allzu ehrlichen Advocaten. Ob es erlaubt ſey, dem Richter zu ſchmeicheln? Ein ſparſamer Gebrauch von Schmeicheleyen, als Ermunterung zur Tugend, könne nicht gerade für unerlaubt gehalten werden. 4) *Verhalten des Richters gegen die Advocaten.* Gegen ſchmähſüchtige und boshafte Advocaten könnten die Richter nicht ſtreng genug ſeyn; auch nachläſſige verdienten keine Nachſicht. Aber ſolche, die der Eifer für die gerechte Sache vielleicht zu weit führt, ſeyen beſſer mit Schonung zu behandeln. 5) *Belohnung der Ad-*

Advocaten. Die Schilderung der Advocaten am Schluſſe mag Rec. dem Vf. nicht nachſchreiben; es möchten am Ende ſämmtliche Advocaten ihm deshalb zu Leibe gehen. 6) *Belohnung des Advocaten in der eigenen Sache.* Der Vf. hält ſie für ſtatthaft, weil die Advocaten aus der Kunſt Proceſſe zu führen ein Gewerbe machen und der Staat ihnen eine Vergeltung zugeſteht. 7) *Vom Irrthume der Advocaten.* Es iſt dieſe Erörterung gegen *Weber* gerichtet. Wo dieſer ſich über den hier in Frage ſtehenden Gegenſtand ausſpricht, erfahren wir von unſerm Vf. nicht; Rec. verweiſt daher auf *Weber's* Schrift: Ueber die Verbindlichkeit zur Beweisführung im Civilproceſs, Nr. IV. S. 90 ff. — Wenn nun auch eben nicht die Lehre *Weber's* „ein Flecken" in ſeinem Buche, wie der Vf. meint, zu nennen ſeyn möchte, ſo muſs Rec. doch geſtehen, daſs ihm die Anſicht des Vfs. allerdings im Allgemeinen als die richtigere und den Geſetzen entſprechendere erſcheine. Der Vf. trennt richtig den Irrthum des Advocaten und den des Clienten. — Trägt der Advocat etwas Falſches vor, ſo kann die Partey auf der Stelle (innerhalb 3 Tagen) widerrufen. Nachher findet gar kein Widerruf mehr Statt: denn indem die gegenwärtige Partey nicht ſogleich das Vorgetragene verbeſſert, genehmigt ſie die unrichtige Darſtellung des Advocaten, trägt wiſſentlich etwas Falſches vor, und verdient daher ſpäter keine Begünſtigung. Iſt der Irrthum des Advocaten in einer Schrift begangen, und der Client hat dieſelbe vor der Einreichung nicht geleſen, dann findet Widerruf allerdings Statt; allein der Client muſs das Gegentheil des vom Advocaten zugeſtandenen Satzes beweiſen. Der Vf. findet dieſe auf den Ausſpruch des Römiſchen Rechts ſich ſtützende Anſicht (c. 2. C. *de errore advocatorum* etc.) unbillig, und will die Partey auch ohne Beweis des Gegentheils zugelaſſen wiſſen. — Miſsverſteht die gegenwärtige Partey den Advocaten beym Vortrag, ſo ſoll ſie zwar dieſs eidlich erhärten, dann aber auch ohne Beweis zugelaſſen werden.

VII. *Von der Macht des Richters, welcher die Ausſprüche eines Andern vollzieht; ingleichen über die Verbindlichkeit zur Vollſtreckung, beſonders auch auf Seiten eines fremden Staats.* (S. 309 — 326). Der requirirte Richter handelt nicht vermöge Auftrags, ſondern kraft eignen Amts. Dennoch kommt die Requiſition in manchen Stücken mit dem Auftrag überein; der angegangene Richter muſs ſich daher namentlich innerhalb der Schranken der Requiſition halten; aus dieſem Grunde hört er zwar an, was gegen die Execution, nicht, was gegen das Urtheil ſelbſt gerichtet iſt: es müſste ſich denn deſſen Ungültigkeit ſogleich zu Tage liegen, in welchem Falle er die Execution ablehnen muſs.

VIII. *Probatio in perpetuam rei memoriam, nach den Geſetzen, wie ſie ſind und wie ſie ſeyn ſollten* (S. 329 — 348.). Nachdem der Vf. „über die Sache völlig aufs Reine gekommen", will er „auch Andern dazu behülflich ſeyn." Er will ſich dabey „hauptſächlich an die Geſetze ſelbſt halten, und nachdem er von ihnen geredet, auch *über* ſie reden." — Der Vf. findet aus den im canoniſchen Recht über dieſe Lehre vorhandenen Bruchſtücken folgendes Reſultat: *Einmal* muſs Gefahr vorhanden ſeyn, das Beweismittel (denn was von Zeugen das Geſetz ausdrücklich ſagt, wendet man auch auf andere Beweismittel an) zu verlieren, wenn von der *prob. in perp. rei mem.* ſoll Gebrauch gemacht werden können; und *ſodann* darf es nicht an dem Kläger liegen, daſs es nicht ſchon jetzt zur Beweisführung kommt. (Vermöge eines Schluſſes aus den Worten des Geſetzes: *„ſeu pars conventa ſit contumax, ſeu ſit abſens absque malitia, ut conveniri non poſſit."*) — Der Beklagte kann vor erhobener Klage jederzeit zu dieſer auſserordentlichen Beweisführung ſchreiten; auch iſt bey ihm das Erfordernis der Gefahr des Verluſts nicht vorhanden. Nach erhobener Klage iſt er mit dem Kläger nach gleichen Grundſätzen zu beurtheilen. — Nach der Beſchaffenheit unſers heutigen Proceſsverfahrens könne es jedoch auf jenes oben angegebene zweyte Erfordernis nicht mehr ankommen, da es hier nie an dem Kläger u. ſ. w. liegen werde, daſs es nicht zur Beweisführung komme. — Dieſs kann Rec. nicht recht einſehen, vielmehr ſcheint ihm nach dem heutigen Proceſs der Zeitpunkt nur hinausgeſchoben, wo die Möglichkeit der Beweisführung nur noch vom Kläger oder Beklagten abhängt. Iſt nämlich das Beweisinterlocut erfolgt und rechtskräftig geworden, ſo daſs nun der Beweisführung nichts im Wege ſteht, ſo müſste doch nun ebenſo nach der Anſicht des Vfs. eine *prob. in perp. rei mem.* unzuläſſig ſeyn. (Der logiſchen Schluſsfolge nach, denn in der That wird dann der Beweisführer freylich lieber den Beweis ſelbſt gleich antreten, als erſt zu jenem Proviſorium ſeine Zuflucht nehmen, deſſen er jetzt gar nicht bedarf.) — Aus dem geſetzgeberiſchen Standpunkt betrachtet, wünſcht der Vf. die *p. i. p. r. m.* von den engen Schranken befreyt zu ſehen. (Auch hierin hat er ſchon Vorgänger gehabt.) — Uebrigens ſoll jedoch der competente Richter bey der Beweisführung zum ewigen Gedächtniſs angegangen werden, wenigſtens ſey es rathſam.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1828.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Greifswald, b. Koch: *Ausbeute von Nachforschungen über verschiedene Rechtsmaterien.* Von Dr. *F. C. Gesterding. Zweyter* Theil u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

IX. *Befreyt Notorietät vom Beweise? Ingleichen von der Beweiskraft der Geschichtschreiber* (S. 351 bis 368). Der Vf. trennt mit Recht von der Notorietät Privatkenntniss des Richters und das blosse Gerücht; nur freylich ist gerade darauf auch schon von *Gönner* zur Genüge aufmerksam gemacht worden. (Vergl. dessen Handb. II, 37. §. 11.). — Was den zweyten in der Ueberschrift angegebenen Punkt betrifft, so sondert der Vf. solche der Geschichte angehörende Begebenheiten, über welche alle Geschichtschreiber übereinstimmen, die also in diesem Sinne gleichsam notorisch sind, von den weniger bekannten; in jenem Falle soll das Zeugniss der Schriftsteller völlig beweisend seyn, man müsste ja sonst an der Existenz eines *Alexander, Darius, Hannibal, Justinian, Columbus* u. s. w. zweifeln; in diesem könnte dasselbe nur zum Beweis nach Verschiedenheit des einzelnen Falles mehr oder weniger beytragen. — Den Vorwurf, den der Vf. den neuern Rechtslehrern macht, dass sie von dieser Materie „kaum eine Ahnung zu haben scheinen", werden sie (denkt Rec.) wohl leicht dahin nehmen: denn schwerlich möchte sich ein Process aufweisen lassen, wo Jemand sein gegenwärtiges Recht auf eine Begebenheit gründet, die sich in den alten Geschichtschreibern aufbewahrt findet. Von einer solchen Erörterung möchte wohl gelten, was der Vf. an einem andern Orte meint: „Sie gehört in die juristische Polterkammer."

X. *Streitgenossenschaft* (S. 371 — 384). Nach Römischem Recht finde das Litisconsortium bey den Theilungsklagen Statt; dass es auch noch in andern Fällen vorkomme, sey nicht erweislich.

XI. *Kleinere Abhandlungen* (S. 387 bis zu Ende). 1) *Blasphemia.* Was rücksichtlich des Begriffs gegen *Feuerbach* gesagt wird, scheint Rec. nicht unbegründet. — Das Mittelalter, durch Anthropomorphismus verleitet, sah in der Blasphemie eine Beleidigung gegen die Gottheit selbst. Diese Ansicht ist nun freylich den Ansichten der neuern Zeit entgegen; allein mit jenem Ausdruck lässt sich recht wohl eine vernünftige Vorstellung verbinden, und es ist deshalb kein Grund vorhanden, die moralische Person der Kirche für das injuriirte Subject auszugeben. 2) *Vom Verbrechen der Gemeinheiten.* Es wird unterschieden, ob eine Gemeinheit als solche Verbrechen begehen, und ob sie wegen eines Verbrechens Strafe erleiden könne? Jenes bejaht der Vf., dieses verneint er, und beschränkt die Strafe auf diejenigen Glieder, welche an den Beschlüssen oder Handlungen der *universitas* Theil genommen, so dass die Ueberstimmten frey bleiben. — So wäre denn also das delinquirende und bestrafte Subject nicht ein und dasselbe! 3) *Vom Beweise, der bey der solutio indebiti zu führen ist.* Wer aus den Eingangsworten dieser Abhandlung: „Die Frage, die ich hier erörtern will, finde ich zu meiner Verwunderung von den Rechtsgelehrten vernachlässigt, wiewohl sie nicht unwürdig und keinesweges leicht zu beantworten ist. Vielleicht sind es gerade diese beiden Umstände, welche die Rechtsgelehrten davon abgehalten haben: denn diese pflegen unwichtige Dinge mit der grössten Wichtigkeit zu behandeln, und im Vortrage solcher Wahrheiten sich besonders zu gefallen, die Jeder ohne ihre Hülfe von selbst gefunden hätte. Ueber das Schwere sucht man oft vergebens sich Raths bey ihnen zu erholen, während hundert vortragen, was Niemand wissen mag" — auf den Inhalt schliessen wollte, der würde sich sehr in seiner Erwartung getäuscht sehen: denn hier erfährt man nur, dass der Kläger bey der *condictio indebiti* der Regel nach sowohl das *Indebitum* als seinen Irrthum beweisen müsse. Nun wem wäre diess etwas Neues? — Das Neue könnte nur etwa in der Behauptung liegen: dass, wenn Jemand nur zum Theil eine Nichtschuld entrichtet zu haben vorgiebt, er vom Beweise des Irrthums frey seyn solle. Allein gerade diess scheint Rec. noch sehr der Rechtfertigung zu bedürfen. Die Codexstelle, auf welche der Vf. das meiste Gewicht legt (Const. 1. *de condict. indeb.*), möchte viel eher das Gegentheil von dem beweisen, was der Vf. darin gefunden haben will. Der Sohn, welcher Erbe des Vaters geworden ist, soll das von Letzterm zu viel Gezahlte zurückfordern können, wenn er das „*amplius debito persolvisse*" beweisen kann. Des Irrthums ist nun freylich hier keine Erwähnung gethan, aber stimmt es mit allgemeinen Regeln überein, aus einer singulären Entscheidung des Kaisers nun sogleich einen sonst nirgends ausgesprochenen Rechts-

Rechtsatz folgern zu wollen? Vollends zeigt sich, wie keineswegs diese Stelle der besprochenen Ansicht günstig sey, wenn man auf die zunächst vorhergehende Periode des Gesetzes zurückgeht. Hier wird ausdrücklich des Irrthums gedacht (*Pecuniae indebitae per errorem — — solutae*), und dann das Folgende durch ein „*igitur*" (*si quid igitur*) damit verbunden. Daraus muss gefolgert werden, dass der vorliegende Fall ganz dem vorausgeschickten Grundsatz entsprechend war, und dass daher auch der vorerwähnte Irrthum wieder subintelligirt werden musste. Ueberhaupt wäre es doch zu verwundern, wenn uns eine so bedeutende Abweichung von der Regel, im Fall sie wirklich Statt gefunden hätte, auch nicht in einem einzigen Fragment von den Compilatoren in klaren Worten aufbewahrt worden wäre. 4) *Recognitio documenti per testes.* Gegen die gemeine Meinung erklärt sich der Vf. für die Zulässigkeit der Recognition mit der Wirkung, dass sie in Gemeinschaft mit andern Umständen die Echtheit der Urkunde wahrscheinlich machen, und einen nothwendigen Eid, wenigstens ein *purgatorium* veranlassen könne. 5) *Sollen die Zeugen vor oder nach der Vernehmung schwören?* 6) *Beweis durch Einen Zeugen.* (Fortsetzung einer im *ersten* Theil enthaltenen Abh.) Dass rücksichtlich eigener Handlungen und Angelegenheiten die Aussage Eines Zeugen beweisend sey, werde auch namentlich unterstützt durch fr. 58. §. 2. *de aedil. edicto*, und fr. 7. *de probat.* 7) *Kann einem Meineidigen der Eid zugeschoben werden?* Nein; und zwar aus Rücksicht auf Religion und Sittlichkeit. 8) *Rechte einer Geschwächten.* Durchaus Wiederholung bekannter Wahrheiten. 9) Der im *ersten* Theil S. 540 fg. behauptete Satz: *Dass der Litisdenunciat das Recht habe, aber nicht die Verbindlichkeit, dem Litisdenuncianten beyzustehen*, wird weiter ausgeführt, und insbesondre drey Gesetzstellen (fr. 62. §. 1. *de evict.* fr. 74. §. 2. *eod.* und fr. 10. §. 12 in f. *mandati*), welche Zweifel erregen könnten, erklärt. 10) *Vom Beweise bey der Eigenthumsklage.* Der Vf. vertheidigt die gewöhnliche Ansicht gegen *Thibaut*, und beruft sich besonders auf die Analogie der Pfandklage: denn auch hier reicht es nicht hin, die geschehene Verpfändung zu beweisen, der Gläubiger müsse auch das Eigenthum des Verpfänders darthun. — Allerdings scheint dieser Zusammenhang nicht ohne Erheblichkeit zu seyn. 11) *Ueber den Unterschied zwischen öffentlichen und Privat-Urkunden und zwischen dem öffentlichen und Privat-Pfandrecht.* Zum Theil Berichtigung früherer Ansichten des Vfs.

Rec. scheidet von dem Vf. mit dem Wunsche, derselbe möchte mit der Herausgabe des versprochenen *dritten* Theils der Ausbeute lieber nicht so eilen, wenn es, wie bey diesem *zweyten*, nur auf Kosten des Inhalts geschehen kann. Auch wollte man ihm gern den Ueberfluss der Bogenzahl erlassen, wenn er dagegen an sich bewährte, was er den Advocaten empfiehlt: „Weniges, aber etwas Gutes"!

Von besonders störenden Unrichtigkeiten, die wohl dem Setzer zur Last fallen, sind Rec. folgende aufgestossen: S. 65 Z. 5 v. o. steht *das* statt *dass*. Dasselbe ist der Fall S. 220 Note 35 Z. 5 in der zweyten Spalte. S. 221 §. 5 Z. 10 muss es heissen: „die den *Kläger*" statt: „die den *Beklagten*." S. 250 Z. 5 v. u. steht „*Zeugen*" statt „*Zungen*."

— *vhn* —

RELIGIONSSCHRIFTEN.

London, b. Vogel: *Die Religions-Grundsätze, zu welchen die Gesellschaft der Christen, die man gewöhnlich Quäker nennt, sich bekennt.* Zum Unterricht für ihre Jugend und zur Belehrung der Fremden aufgestellt von *Heinr. Tuke.* Aus dem Engl. 1824. VIII u. 139 S. 8.

Robert Barclay's Apologie ist selten geworden. Schon aus diesem Grunde verdient diess kleine uns vorliegende Buch, in welchem die Glaubenspunkte einer wahrlich nicht unwichtigen Religionsgesellschaft, der „Freunde", offen und klar dargelegt werden, alle Aufmerksamkeit. Diese Aufmerksamkeit wird verstärkt, wenn wir beobachten, wie der Geist unsrer Zeit sich einer den hier vorgetragenen Grundsätzen ähnelnden Seite zuwendet. Aller Augen sind auf das in unsern Tagen allerdings nicht zu verkennende Streben des Katholicismus gerichtet. Ob dem Protestantismus bloss von daher Gefahr drohe? Ob nicht eine bey weitem grössere von Seiten der kleinern, oft nur allzu sehr von oben herab betrachteten Parteyen bevorstehe? Ob wir letztere wirklich eine Gefahr nennen, oder die Reibungen, welche sich zu erneuern und zu vergrössern scheinen, nur zu einer heilsamen Revision des Protestantismus benutzen sollten? Rec. will darüber nicht entscheiden. Ueber leeres Formenwerk, über starren Glaubenszwang sollten wir erhaben seyn, aber nicht über das, was uns von solcher weniger beachteten Seite entgegengestellt wird. Wir wissen es ja, dass die Reformatoren bey ihrem Anfangs nicht beabsichtigten und darum sie selbst gewissermassen überraschenden Austritte aus dem Schoosse der allein seligmachenden Kirche Manches mitnahmen, was sie hätten zurücklassen, und Manches zurückliessen, was sie hätten mitnehmen sollen. War das nicht einem von ihnen selbst gewünschten Fortgange der Reformation vorbehalten? Dass auch die „Freunde" gegen eine Vermehrung ihrer Zahl nicht gleichgültig sind, davon hat Rec. einen Beweis erlebt. Ein reisender Quäker aus England hatte das vorliegende Büchlein mit mehrern einen gleichen Boden bearbeitenden Tractätchen am Wohnorte des Rec. an Menschen abgegeben, welche wir zu „den Stillen im Lande" zählen wollen. Diese Austheilungen und die Besuche des Reisenden bey diesen Leuten schienen ihn als einen Missionär zu bezeichnen. Wenn Grundsätze, wie sie seine Partey zu verbreiten sucht, grö-

gröfsern Anhang gewönnen, was fieht dann dem proteftantifchen Predigtamt, was den Gebräuchen der proteftantifchen Kirche bevor? Solche Betrachtungen — von einer Widerlegung des Büchleins kann hier nicht die Rede feyn; fie ift ohnehin feit den Zeiten „der Quäkergräuel, des Quäkerquarks, der Quäkerquarkeleyen" genug verfucht worden — mögen es rechtfertigen, wenn Rec. (oder Ref., wie er fich hier lieber nennen möchte) es für wichtig genug hält, befonders denen, die das Glaubensfyftem der Quäker nicht genau kennen, oder das, *was diefe Partey* jetzt als folches bekannt macht, *zu lefen geneigt* find, den Inhalt des Buchs mit *möglichft* wenigen Worten vorzulegen.

1) *Ueber Religion überhaupt.* Allgemeine Wichtigkeit der Religion. — Ihr erftes Princip ift der Glaube an einen Gott. Das nächfte ift die Ueberzeugung von der Unfterblichkeit der Seele. Allgemeinheit diefer Principien. Gründe für diefelben. Ihre befte Stütze ift der Glaube. (Erft werden die gewöhnlichen Gründe des Verftandes angeführt, dann hinzugefetzt: „Aber ungeachtet diefer Beweisgründe zur Unterftützung jener beiden erften Grundfätze der Religion fcheint dennoch die Seele am fefteften auf ihnen zu ruhen und fich ihrer am vollkommenften zu erfreuen, wenn fie nicht fo fehr als Vernunftgründe, fondern vielmehr als Gegenftände des Glaubens empfunden werden. Dann erfcheinen fie als felbftftändige Wahrheiten, deren befte Stütze unfer eignes Gefühl ift.") — 2) *Ueber die heil. Schrift.* Befchaffenheit und Zweck der Schrift. Ihr Anfpruch auf unfre Achtung und auf den Glauben, dafs fie von göttlicher Eingebung herrühre. Beantwortung verfchiedner Einwürfe: *a*) gegen ihre Echtheit und Wahrheit, *b*) gegen ihre Eingebung. Nicht Alles, was von guten Menfchen erzählt wird, ift zur Nachahmung beftimmt. Unparteylichkeit der Schrift. Ihre Anwendung erfordert grofse Beurtheilungskraft. Die Möglichkeit, dafs man fich zu fehr an fie binden könne. Ueber ihre Benennung: Wort Gottes. (Das gewöhnliche Alt-Dogmatifche über Authentie und Theopneuftie. Die von Gott befohlnen Kriege gegen die Kananiter vertheidigt der Vf. damit; „dafs in Gottes Regierung der Menfchen offenbar eine grofse Verfchiedenheit herrfcht, fo dafs viele Dinge, die in vorigen Zeiten und unter andern Umftänden nicht allein erlaubt, fondern fogar befohlen waren, gegenwärtig nicht zuläffig feyn würden." Um die heil. Schrift zu verftehen, foll man die Dinge, welche allgemein und wefentlich find, von denen unterfcheiden, die fich nur auf eine gewiffe Zeit und auf Localverhältniffe beziehen. „So fehr auch die heil. Schrift zu fchätzen ift, und fo hoch wir fie in der That auch achten, fo ift dennoch nicht nur eine Möglichkeit, fondern felbft eine Gefahr vorhanden, dafs wir zu viel Vertrauen auf diefelbe fetzen können, wenn wir fie dem göttlichen Geifte vorziehen, von dem fie ihren Urfprung hat, zu dem fie felbft uns hinweift und durch welchen allein fie unferm Verftande recht eröffnet werden kann." Die Benennung der heil. Schrift: *Wort Gottes*, wird nicht gebilligt. „Dafs die Bibel die Worte Gottes enthalte, glauben wir gern" u. f. w.). — 3) *Ueber die chriftliche Religion.* Der Fall des Menfchen und die Verheifsung eines Erlöfers. Verfchiedene Arten der göttlichen Offenbarung. Ausfichten in die Zeit des Evang. und Prophezeihungen von demfelben. Chriftus erfcheint unter den Juden. Die Wohlthaten feiner Zukunft find für alle Menfchen beftimmt. Die Erlöfung durch Chriftum ift ein Werk der Liebe. Die Gottheit Chrifti und des heil. Geiftes. Dreyeinigkeit. Rechtfertigung. Auferftehung. Beweisgründe und Zeugniffe für das Chriftenthum. Der wahre und vollkommne Chrift. (Von der Dreyeinigkeit, welchen Ausdruck fie als unbiblifch vermeiden.) Der ftreng-orthodoxe Glaube. Rechtfertigung: „darin, dafs wir unfre Rechtfertigung durch die Gnade Gottes in Chrifto der Wirkung des heil. Geiftes zufchreiben, die das Herz heiligt und das Werk der Wiedergeburt hervorbringt, unterftützt uns das Zeugnifs des Paulus Tit. 3, 5." „Beide, Glaube und Werke mit einander verbunden, tragen zu unferer Rechtfertigung bey, und folglich find, fo wie der Glaube ohne Werke todt ift, auch die Werke ohne Glauben todt." „Die wahre chriftliche Religion ift mehr für das Herz, als für den Kopf geeignet; es ift nicht fo fehr ein Syftem von Lehren, als eine Kraft Gottes zur Seligkeit. Sie fafst jedoch nothwendig Lehren in fich; aber dann fordert fie auch eine Vereinigung des Geiftes mit dem Buchftaben, der Werke mit dem Glauben und der Kraft mit der Form der Gottfeligkeit. Diefe Vereinigung in unferm Herzen zu Stande zu bringen und in unfern Handlungen an den Tag zu legen, macht, nach meiner Anficht, den wahren und vollkommnen Chriften aus.") — 4) *Ueber den Einflufs des heil. Geiftes.* Die Gabe des Geiftes ift ein wefentliches Stück des Chriftenthums. Verfchiedene Namen des Geiftes (heil. Geift, Geift Gottes und Chrifti, Gnade Gottes, Licht). Die Nothwendigkeit feines Beyftandes. (*a.* Um göttliche Dinge zu verftehen und göttliche Werke zu thun, 1 Cor. 2, 11. 12—14. Röm. 8, 9. 14. 15. 16. 26; *b.* Ein folches Maafs des Geiftes, als zur Bewirkung der Seligkeit nöthig, ift einem jeden Menfchen verliehen; Röm. 2, 14. 15. Joh. 1, 9. Tit. 2, 11.) Diefer ift Allen und in allen Zeitaltern, am reichlichften aber unter dem Ev. verliehen. Unbedingte Erwählung und Verwerfung nicht anerkannt, fondern gemifsbilligt. Pf. 145, 9. 1 Tim. 2, 1. 3. 4. 2 Petr. 3, 9. — 5) *Ueber die Anbetung Gottes und über den evangelifchen Kirchendienft.* Die Anbetung Gottes ift eine Handlung der Seele gegen Gott. („Wir halten zu Vollziehung der feyerlichen Pflicht der göttlichen Verehrung oder Anbetung hörbare Worte nicht für wefentlich nothwendig u. f. w. Nichts defto weniger mifsbilligen wir keineswegs den Gebrauch der Worte in unfern religiöfen Verfammlungen u. f. w., in fofern die-

diese Worte unter dem Einflusse des göttlichen Geistes hervorgebracht werden, der allein vermögend ist, uns zur Verrichtung dieser wichtigen Dienste gehörig fähig zu machen.") Die Versammlungen zur Anbetung Gottes können mit Stillschweigen gehalten werden. Oeffentlicher Gottesdienst oder öffentliche Verehrung Gottes ist eine unerlassliche Pflicht, welche sowohl vernünftig, als wohlthätig ist. Die stille Verehrung Gottes ist allen Gemüthslagen angemessen. Ihre Vortheile. Schriftgründe für dieselbe. (Joh. 4, 24. Jes. 40, 27—31. 41, 1.) Das Gebet ist eine nothwendige Pflicht. Eigenschaften der Diener des Evang. (Feste Ueberzeugung von den Wahrheiten des Christenthums und den Grundsätzen ihrer besondern Gesellschaft; ein dem Evang. gemäfser Charakter und Wandel; göttlicher Ruf und Einflufs, den jeder wahre Diener des Evang. innerlich und unmittelbar empfangen und fühlen mufs. 2 Petr. 1, 21.) Menschliche Gelehrsamkeit ist zum Kirchendienste nicht wesentlich nothwendig. 1 Cor. 2, 1—5. Kein Mensch hat das Recht, sich die Ausübung desselben ausschliesslich anzumafsen. 1 Cor. 14, 1. 3. 29—31. Ueber das Predigen der Weiber. 1 Cor. 11, 4. Act. 21, 9. Röm. 16, 1. 3. 12. Ueber das Predigen für Lohn. Matth. 10, 8—14. 2 Cor. 12, 14. Act. 20, 33—35. Ueber den Zehnten. — 6) *Taufe und Abendmahl.* Es giebt zwey Arten der Taufe: die Wassertaufe und die Taufe des Geistes. Beantwortung der zur Vertheidigung der Wassertaufe vorgebrachten Gründe. Mit Wasser besprengen ist nicht taufen. Das Besprengen der kleinen Kinder hat in der Schrift keinen Grund. Gegen die Dinge, die mit dieser Ceremonie verbunden sind, ist Vieles einzuwenden. Das Abendmahl des Herrn. Die von dieser Handlung erzählten Umstände werden völlig eingeräumt. Sie wird eben so wenig als das Fufswaschen für fortdauernd gehalten. Das wahre Abendmahl des Herrn. Unser Andersdenken über diese Gegenstände hat seinen Grund nicht in einer Geringschätzung des Christenthums, sondern im Gegentheile. (Alle religiösen Gebräuche und Ceremonien sind nur für gewisse Oerter und Zeiten bestimmt gewesen. Es war nicht eine Wassertaufe, welche die Taufe des Johannes aufheben sollte. Matth. 3, 11. 12. Joh. 3, 30. Ephes. 4, 5. 1 Petr. 3, 21. Die Taufe Christi Matth. 28, 19. ist blofs eine geistige; vergl. 1 Cor. 1, 7. Auch das Abendmahl wurde nicht zu einem bleibenden Gebrauche bestimmt; vergl. Joh. 13, 12 bis 15. „Das Gefühl, die Erfahrung der innern Gemeinschaft, der geistigen Theilnahme an dem Abendmahl des Herrn ist es, was wir unter den Bekennern des Christenthums zu befördern wünschen. Röm. 14, 17. 18.") — 7) *Die religiöse Beobachtung der Tage und Zeiten.* Anspruch auf Befreyung vom Tadel wegen Nichtbeobachtung derselben. (Col. 2, 16. 17. Röm. 14, 5. 6. „Ob wir gleich dem ersten oder einem andern Tage der Woche keinen höhern Grad von Heiligkeit vor andern zueignen, so glauben wir doch, es entspringen für Religion und Tugend bedeutende Vortheile" u. s. w.) Ihre Beobachtung wird von Paulus gemifsbilligt. Sie ist für die Religion mehr nachtheilig als vortheilhaft, vorzüglich die Beobachtung der Festtage. Dafs ein Tag in der Woche ausgesetzt werde, wird gebilligt. Ueber die Fasten. — 8) *Ueber das Eidschwören und den Krieg.* Matth. 5. Der Eid ist unnöthig. Widerlegung der Gründe für denselben. Widerlegung der Gründe für den Krieg. (Die Möglichkeit, den Krieg zu vermeiden, *soll aus* dem Beyspiele Pennsylvaniens bewiesen *werden.)* Die christliche Religion ist das einzige Mittel gegen dieses Uebel. — 9) *Ueber Vergnügungen.* Allgemeine Bemerkungen über dieselben. Regeln für dieselben. Ueber Musik und Tanz. Nothwendigkeit, die Vergnügungen der Jugend gehörig zu ordnen. Es ist rathsam, die Versuchungen zu vermeiden. (Verwerflichkeit der Vergnügungen: *a*) welche zur grausamen Behandlung und Qual der armen Thiere gereichen; *b*) bey denen das Eigenthum gewagt werden mufs; *c*) die unsre Tugend in Gefahr bringen. „Sehen wir, wie begierig viele nicht nur junge, sondern selbst in Jahren geförderte Personen sich in zerstreuende und verderbliche Vergnügungen stürzen; so ist es nicht zu verwundern, wenn Laster und Religionsverachtung bis zu einem beunruhigenden Grade herrschend werden. Ephes. 5, 15. 16.") — 10) *Ueber Anzug, Anreden und Benehmen* u. s. w. Unser Grundsatz in Ansehung der Kleidertracht. Schriftstellen, welche denselben unterstützen. Röm. 12, 2. 1 Tim. 2, 9. 10. 1 Petr. 3, 3. 4. Beantwortung eines Einwurfs. Nichtgleichstellung der Welt mufs mit der Sinnesänderung vergesellschaftet seyn. Unsre Eigenthümlichkeit im Benehmen wird von der Vernunft, Schicklichkeit und Religion *unterstützt.* Matth. 23, 6—10. Hiob 32, 21. 22. Ueber *Unterlassung* des Hutabnehmens. Der Gewohnheit ist über das Betragen der Christen zu viel Macht eingeräumt worden.

Rec. ist überzeugt, dafs der Quakerismus bey allen seinen Mängeln und so wenig sich derselbe zum Glaubenssystem einer nur auf positiver Religion fest ruhenden allgemeinen Kirche eignet, nicht mehr in allen Punkten, wenn Jemand eine neue Widerlegung unternehmen wollte, so harte und schmähende Gegenrede finden würde, als er früher erfahren hat. Nehmen wir das als einen Beweis unsers Fortschreitens im wahren Protestantismus und in der Befolgung des Grundsatzes: παντα δοκιμαζετε u. s. w. Diefs Fortschreiten aber ist auch nöthig, wenn wir nicht blofs gegen die gefahrlosere katholische Kirche, sondern auch gegen andre, bisher weniger beachtete Gefahren bestehen wollen. Wir werden es bald nur noch können, wenn wir durch die Ueberzeugung, dafs Luther, Zwingli, Calvin u. s. w. die Reformation nicht vollendet haben, zu neuer kräftiger Umsicht angespornt werden.

— g.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1828.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Berlin, b. Enslin: Dr. *C. A. Berend's, Vorlesungen über praktische Arzneywissenschaft*, herausgegeben von *Karl Sundelin*, Med. Dr. *Zweyter* Band. *Fieberlehre.* 1827. 325 S. 8. Mit einem Sachregister in alphabetischer Ordnung. (1 Rthlr. 18 gGr.)

(Vgl. d. Recension des *ersten* Bandes in Nr. 59. dies. Jahrg.)

Unstreitig würde Hr. *Sundelin* gegründeteren Anspruch auf den Dank des ärztlichen Publicums auch für die Herausgabe dieses Bandes der Vorlesungen seines verewigten Lehrers haben, wenn er diese, mit Hinweglassung des vielen allgemein Bekannten, und so mancher schulgerechten und für die Praxis nicht erspriesslichen Ein- und Unterabtheilungen, in einer mehr gedrängteren Form, mitgetheilt hätte. — Nicht alles, was selbst ein geistreicher hocherfahrener Lehrer seinen Zuhörern vorträgt, und wie er es vorträgt, wird für's grössere Publicum von Interesse seyn. — Auch hätte Hr. S., in dieser Hinsicht wenigstens, mehr in dem Sinne des trefflichen *Berend's* handeln sollen, da nach einer testamentarischen Verfügung desselben alle seine hinterlassene Papiere, „da sie zum Druck nicht geeignet wären," nur nach Bestimmung der Auswahl und dem Urtheil des Hn. Dr. *v. Stosch*, der ausdrücklich dazu aufgefordert wird, der Welt vorgelegt werden sollten. Indessen ist das Buch, *ubi plurima nitent*, auch so wie es jetzt vorliegt, empfehlenswerth. — Zur besseren Uebersicht der so vielfach verschiedenen Krankheitsformen, und, „um der Diagnose derselben näher zu kommen," werden in der Einleitung 16 Krankheitsgeschlechter aufgestellt, welche jedoch ohne Beeinträchtigung des zu beabsichtigenden Zweckes, auf weit wenigere zurückzubringen seyn dürften. (Zur klareren Auffassung ist allerdings erforderlich, Begriffe zu spalten, allein sie zersplittern, veranlasst Verwirrung. —) Wenn man die Form der Krankheit, als solche anerkannt habe, so seyen die prädisponirenden Ursachen zu ermitteln, und ob diese wohl eine solche Krankheit verursachen können; finde dabey ein Zusammentreffen Statt, so sey kaum ein Irrthum möglich, wenigstens ergebe sich aus einem solchen Verfahren, was noch zur Gewissheit der Diagnose fehle. Nach Erforschung der Diagnose, sey die Prognose zu berücksichtigen, diese werde hauptsächlich aus der richtigen pathologischen Ansicht der Krankheit entnommen. — Fremd war uns die Bemerkung S. 28, dass bey Krankheiten, die der Natur überlassen bleiben, wenn der Kranke unterliegt, sein Tod ruhiger sey, als wenn durch Heilmittel in die Natur der Krankheit eingegriffen worden ist. — (In diesem Sinne wohl, sagte *Rousseau* zu seinem Arzte: *Laissez moi mourir, mais ne me tuez pas.* —) Dass man epidemische Krankheiten, wenn man einmal den rechten Weg gefunden hat, in der Regel mit Glück heile, erleidet doch grosse Ausnahmen; abgesehen davon, dass in vielen Epidemieen so häufig einzelne Glieder einer und derselben Familie nur leicht erkranken, während andere unter ganz gleichen Verhältnissen schwer befallen werden, und eine ganz andere Behandlung erfordern, so pflegen auch die Epidemieen an sich in ihrem Verlaufe nicht selten ihren primitiven Charakter zu ändern, indem sie in ihrer Höhe meistens zur Asthenie neigen. — Akute Krankheiten, welche plötzlich ohne kritische Erscheinungen aufhören, seyen gefährlich, und erheischten besondere Aufmerksamkeit. —

Für die Behandlung der Krankheit (*Therapia*), müsse ein förmlicher Plan entworfen werden, worin die Heilregeln (Heilanzeigen, *indicationes*) mit Berücksichtigung der Gegenanzeigen, festgestellt werden. Allein nur durch das Individualisiren der Krankheit (und nicht minder des Kranken) wären die Indicationen genau zu bestimmen, und daran habe der Arzt sein ganzes Leben hindurch zu studiren. Nicht immer habe jedoch der Arzt den Anzeigen Genüge zu leisten, er könne und müsse auch unter mancherley Umständen unthätig seyn, und grade diese zweckmässige Unthätigkeit (*curatio expectans*), bezeichne den grossen Techniker. Am allermeisten müsse der Arzt sich da vor zu grosser Thätigkeit hüten, wo die Naturkraft ihre Selbsthülfe (Autokratie) zweckmässig äussert. (Eine hochwichtige praktische Wahrheit, der vollen Beherzigung angehender Aerzte würdig, welche nicht selten von der Wirkung der vom Katheder herab empfohlenen Arzneymittel noch zu sanguinische Erwartungen hegen, und jeder Naturregung im Laufe einer Krankheit mit Arzneyen zu begegnen sich beeilen; oder gar von der englischen Aderlasswuth getrieben, bey jeder entzündlichen Krankheit das Aderlass wiederholen, sobald der Puls sich wieder hebt, ohne alle Berücksichtigung, dass zur Bewerkstelligung der Krise die Natur einen gewissen Grad von Kraftaufwand bedarf.

darf.) — Die Definition des Fiebers, welches Wort *B.* von *februo*, ausgleichen, ausſöhnen, herleitet, iſt nicht befriedigend. Für die Praxis von Einfluſs iſt jedoch die hier ſchärfere Bezeichnung der drey wichtigen Zeiträume des Fiebers, als: der Zeitraum der *Rohheit* oder der *Reizung* (*ſtadium cruditatis v. irritationis*), der *Kochung*, und der *Criſis*. Der Beweis, daſs das Nervenſyſtem bey Fiebern vorzugsweiſe afficirt werde, weil nämlich faſt alle Heilmittel, denen eine directe Wirkung gegen Fieber zukommt, vorzüglich auf das Nervenſyſtem wirken, wie z. B. Opium, China u. ſ. w., ſchmeckt ein wenig nach Brownianismus. (Wirken denn Blutentziehungen, kühlende Abführungen u. ſ. w. auch vorzüglich auf das Nervenſyſtem?) — Die Eintheilung der Fieber S. 66 giebt zu mancher rügenden Bemerkung Anlaſs, indeſs gewährt dieſer Abſchnitt eine gedrängte und belehrende Darſtellung faſt aller, von den Alten und den Neueren verſuchten Fiebereintheilungen. Im hyperſthenischen Fieber ſey die *cruſta pleuritica* charakteriſtiſch. Auch im Faulfieber werde zuweilen eine Entzündungshaut auf dem Blute beobachtet, dieſe habe aber eine buntſchillernde Farbe, was im hyperſthenischen Fieber nicht der Fall iſt; auch ſey in dem faulichten Fieber der Blutkuchen locker, und man finde auf dem Boden des Gefäſses eine groſse Menge dunkeler Blutkügelchen. (Ein Hauptcharakter der Entzündungshaut des Bluts in rein inflammatoriſchen Fiebern, deſſen aber hier nicht gedacht wird, iſt die becherförmige Vertiefung, die ſich durch Umlegen des Randes der Zündungshaut bildet, das *cuped* der Engländer. — Uebrigens ſind bey der Bildung der *cruſta pleuritica*, die Form des Gefäſses, worin das Blut aufgefangen wird, ob dieſes flach oder tief iſt, eine gröſsere oder kleinere Oeffnung der Ader, ſo wie das ſchnelle oder langſamere Ausflieſsen des Bluts, von Einfluſs; auch zeigt ſich die Entzündungshaut zuweilen erſt beym wiederholten Aderlaſs. Umſtände, die der Arzt ſehr zu berückſichtigen hat.) — Dieſes Fieber endige ſpätſtens den 14ten Tag; dauere es über die Zeit hinaus, ſo pflege es, bey zuweit gegangener antiphlogiſtiſcher Behandlung in aſthenisches nervoſes Fieber überzugehen, und iſt das Blutentleeren u. ſ. w. verabſäumt, eine aſtheniſch-fauligte (?) Natur anzunehmen. (Die Indication zum Gebrauch des *Calomel*, iſt nicht ſcharf genug hervorgehoben, und der groſsen eigenthümlichen Wirkung dieſes Heilmittels in Entzündungskrankheiten geſchieht keiner Erwähnung.) — In Betreff der verſchiedenen Eintheilungen des aſtheniſchen Fiebers verweiſen wir auf das Buch ſelbſt. — Mit Recht räth der Vf., im Anfange der aſtheniſchen Fieber ſowohl die Reizmittel als die ſchwächenden Mittel mit groſser Vorſicht zu reichen. Das ſtärkende Heilverfahren paſſe vorzüglich, wenn die Krankheit in den Zeitraum der Reconvaleſcenz trete. Aber nicht in dem Gebrauch der ſtärkenden Arzneymittel allein, liege das Heil, ſondern auch in der Anwendung eines allgemein zweckmäſsigen Verfahrens, angemeſſener Diät, Bewegung in freyer Luft, und Aufheiterung des Gemüths. (Freylich das heilkräftigſte Stärkungsmittel, was nicht ſelten alle Uebrige entbehrlich macht, und ohne welches alle Uebrige fruchtlos bleiben. — Wenn es nur nicht ſo ſchwierig wäre, Seelen-Diät zu beobachten.) — Der Vf. nimmt auch eine *febris maligna* an. Die Malignität bezeichne ſich durch ſcheinbare Gelindigkeit *mit* äuſserſter Gefahr durch das Widerſprechende *der* Symptome, durch einen höchſt unregelmäſsigen Verlauf, und durch das Hinzukommen ungewöhnlicher Symptome. — (Der contagiöſe Charakter des Nervenfiebers kann nicht wohl eine beſondere Art deſſelben begründen, wie S. 121 angenommen wird, da jedes Nervenfieber, das ſtupide wie das verſatile, das ſporadiſche wie das epidemiſche und endemiſche, unter begünſtigenden Umſtänden, die freylich nicht nachzuweiſen ſind, mehr oder weniger anſteckend werden kann, wovon ſich Rec. mehrmals, und noch kürzlich völlig überzeugt hat, wo zwey Kinder von 5 und 8 Jahren von ihrem am Nervenfieber erkrankten Vater, um den ſie häufig waren, weil man keine Anſteckung fürchtete, angeſteckt wurden; die übrige Familie blieb bey angewandter Vorſicht frey. Indeſs einen ſo hohen Grad von Contagioſität wie der *Typhus contagioſus bellicus*, wobey meiſtens ein Exanthem Statt findet, nimmt das ſporadiſche Nervenfieber wohl ſelten an.) Zu dem verſatilen Nervenfieber des *P. Frank* gehört auch nach *B.* die ſogenannte *nerv. diſſimulata*, eine Form, die mehr bekannt ſeyn ſollte. Dieſes Nervenfieber erſcheine unter verſchiedenen Larven, z. B. als larvirtes Wechſelfieber, oder nehme auch die Form eines katarrhaliſchen Fiebers, oder eines Katarrhs an; die *febr. catarrh. maligna* der Stahlſchen Schule. — Unter den mannichfaltigen Erſcheinungen, womit das hitzige Nervenfieber aufzutreten pflegt, ſind nach *B.* die Schmerzen im Hinterhaupte, und eine beſondere unangenehme Empfindung in den Präkordien, noch die beſtändigſten Symptome. Das akute verſatile Nervenfieber komme meiſtens nur ſporadiſch vor. Charakteriſtiſch ſey bey dieſem Fieber der Wechſel und die Mannichfaltigkeit der Erſcheinungen. Am häufigſten komme dieſes Fieber bey Frauenzimmern vor, und ſey im Ganzen wenig gefährlich, obgleich es oft mit heftigen Convulſionen verbunden iſt. Weit gefährlicher ſey das torpide Nervenfieber, das hier mit einigen kräftigen Zügen ſehr gut dargeſtellt iſt. — Der in dem epidemiſchen nervoſen Schleimfieber nicht ſelten häufige und volle Puls, dürfte nicht zum Blutentleeren verleiten. In der Geneſung ſeyen andauernde Schweiſse nützlich; noch vortheilhafter ſey eine nicht ſelten entſtehende Salivation, die nicht gehemmt werden dürfte. — Wenn die Erſcheinungen von erfolgter Anſteckung, durch unangenehme Empfindung im Magen und im Schlunde, durch Ekel und Uebelkeit ſich äuſsern, räth *B.* ein Brechmittel von Ipekakuanha; zeige ſich Schwindel und Kopfweh, milde Nervenmittel, auch ein laues Bad. — Individuen, die an chroniſchen Nerven-Krankheiten, be-

besonders an Hypochondrie leiden, werden zwar selten vom ansteckenden Nervenfieber befallen, erliegen aber oft dem sporadischen Nervenfieber, selbst aus Besorgniss vor Ansteckung. — Der Vf. ist ein grosser Lobredner des Weins im Nervenfieber, und das mit Recht. (Rec. hat mehrere sehr heftige Nervenfieber beobachtet, die beym Gebrauch des Weins allein glücklich verliefen. Ein sehr schwächlicher Mann, der an einem hitzigen Nervenfieber schwer darnieder lag, litt an so grosser Reizbarkeit des Magens, dass alles was er zu sich nahm, quälendes Uebelseyn und Würgen bewirkte; beym Gebrauche eines leichten Rheinweins, den er gut vertrug, täglich zu ½ Bouteille, mit Wasser und Zucker zum gewöhnlichen Getränke, verlief die Krankheit glücklich.) Sehr gute praktische Bemerkungen in Betreff der Anwendung des Kamfers. Vor der Anwendung des Kamfers müsse die Haut mittelst lauwarmer Bäder, Waschen, Fomentationen u. s. w., zur Ausdünstung geschickt gemacht werden. Eine trockene brennende Haut, sey gewissermasen als Gegenanzeige des Kamfers zu betrachten. Ist der Puls zusammengezogen und frequent, dann sey der Kamfer in kleinen oft wiederholten Gaben, im torpiden Nervenfieber aber in grossen Gaben zu reichen. Die Berücksichtigung und Beseitigung der dringenden Symptome, die im Laufe des Nervenfiebers hervortreten, welche als die 4te Indication hier aufgestellt sind, werden sehr ausführlich abgehandelt. Die pathologische Bedeutung, so wie die Behandlung der Drüsengeschwülste, die gewissen Nervenfieberepidemieen eigen sind, haben uns besonders angezogen, und alles, was S. 154—157 darüber gesagt ist, wird gewiss die Aufmerksamkeit jedes Arztes fesseln. In dem Begriff der *febr. nerv. lenta* (schleichendes Nervenfieber) herrsche noch eine grosse Verwirrung. Die wahre *nervosa lenta* zerfalle in zwey Stadien. Das erste Stadium sey dunkel und werde leicht übersehen. Der Uebergang in das zweyte sey oft sehr rasch, und wenn dieser einmal Statt gefunden habe, so sey meistens alle Kunsthülfe vergeblich. Dieses Fieber komme nur sporadisch vor, und das Bild desselben ist hier S. 159 und 160 trefflich dargestellt. Der Uebergang in ein akutes Nervenfieber deute im günstigen Falle auf ein Erwachen der Naturkraft. Geht das Fieber in ein hektisches über, so treten endlich wichtige Anomalien in der reproduktiven Sphäre hervor. Bey Anlage zur Lungenschwindsucht bilde sich diese rasch aus, und der Kranke erliegt innerhalb einer kurzen Zeit. Die Behandlung des ersten Zeitraums erfordere grosse Behutsamkeit, und überhaupt ein mehr negatives als positives Verfahren, besonders habe man sich vor ausleerenden Mitteln zu hüten. Ein aufreibendes Symptom in diesem Fieber sey die Schlaflosigkeit, wogegen Senfteig an die Waden gegen Abend, und Pillen aus Moschus Castoreum und *Asa foetida* angerathen werden. Das faulige Fieber gehöre seiner Natur nach dem asthenischen Fieber an, obgleich es nicht selten einen starken Anstrich des Entzündlichen zeige. Unter die ursachlichen Momente des Faulfiebers gehöre auch ein in dem Kranken sich entwickelndes Contagium, wozu besonders eingeschlossene Luft u. s. w. disponiren. Das Contagium, heisst es S. 176, verbreite sich aber nur durch die Atmosphäre des Kranken, nicht durch die allgemeine Luft u. s. w. (Was sich doch wohl bey dem nicht selten epidemisch herrschenden Faulfieber anders verhalten muss.) Von den hier aufgestellten vier verschiedenen Abtheilungen des Faulfiebers ist der praktische Nutzen nicht einzusehen. Die 4te Abtheilung, die das symptomatische Faulfieber befasst, welches gegen das Ende grosser chronischen Krankheiten, besonders der Bauchwassersucht entsteht, sollte nicht als eine besondere Art von Fieber aufgenommen werden. Die Schwefelsäure zieht *B.* aus Erfahrung der Salpeter- und der oxygenirten Salzsäure vor. Bey Anwendung der Säure müsse besonders die Respiration beachtet werden. Unter den Mitteln gegen Durchfall im Faulfieber wird auch das Extr. *scordii* empfohlen. (Ein mit Unrecht fast vergessenes Mittel, dessen Wirkung zwar Rec. in solchen Fällen nicht aus Erfahrung kennt, wohl aber hat sich ihm das *Inf.* der *herba scord.* bey schwacher Verdauung mit chronischem Brustleiden sehr heilsam bewiesen. — Das salzsauere Eisen (*ferrum muriaticum*) von Autenrieth u. A. gegen solche Diarrhöen empfohlen, wird von *B.* nicht erwähnt. Ueberhaupt finden wir, dass *B.* mehrere neuere und bewährte Heilmittel mit Stillschweigen übergeht, deren fernere Prüfung von einem so genauen und zuverlässigen Beobachter gewiss jedem Praktiker höchst willkommen gewesen wäre. Auch die *Ratanha* verdient bey fauliger Entmischung der Säfte alle Aufmerksamkeit, namentlich bey fauligten Blutungen, wogegen Alaun mit Kinogummi als ein sicheres und wirksames Mittel von *B.* gerühmt wird.) — Gegen die gefahrvolle Folgekrankheit des Faulfiebers, das heftige andauernde Kopfweh, was nicht selten in tödliche Apoplexie übergeht, werden Haarseil im Nacken, Warmhalten des Kopfs und Waschung desselben mit aromatischen Geistern empfohlen. —

Das Wesen des gastrischen Fiebers findet *B.* in den qualitativ und quantitativ veränderten Verdauungssäften, und es käme hauptsächlich darauf an, diese nach oben und unten zu entleeren. — (Eine Ansicht, die wir nicht theilen können. Der Grund des gastrischen Fiebers liegt vielmehr in einem krankhaften Zustand derjenigen Organe, welche die Verdauungssäfte absondern; die krankhafte Entstellung der Verdauungssäfte ist nur Produkt der Krankheit, daher ist es mit dem Ausleeren dieser Stoffe beyweitem noch nicht gethan, im Gegentheil verschlimmern Brech- und Purgiermittel oft die Krankheit, obgleich ihre Wirkung auch dynamisch auf die Stimmung der Lebenskräfte sich erstreckt. — Freylich muss in der Regel das Produkt der Krankheit, die in Menge und Mischung abnormen Absonderungen (*sordes*), nach oben und unten, weggeschafft werden, bevor man darauf bedacht seyn darf, den gefunden

sunden Zustand der Verdauungsorgane wieder herzustellen; dafs solche Ausleerungen jedoch nicht immer unbedingt zur Heilung des gastrischen Fiebers nothwendig sind, wird der unbefangene Praktiker in den Zeiten des herrschenden Brownianismus zu beobachten Gelegenheit gehabt haben.) —

Aus den Remissionen und Exacerbationen dieses Fiebers schlossen die Alten, dafs der fiebererregende Stoff nicht immer in erforderlicher Menge und Eigenschaft sey, und schlossen ferner, dafs der Fieberstoff auch nicht im Gefäfssystem selbst seinen Sitz haben könne, sondern im Zellgewebe, oder im Nahrungskanal u. s. w. (So phantastisch und materiell die Ansicht der Alten, die noch wenig vom Nervensystem wufsten, auch ist, so entnahmen sie doch die praktische Maxime daraus, die intermittirenden und remittirenden Fieber in der Regel antigastrisch zu behandeln.) — Ueber die entfernten Ursachen der gastrischen Fieber, so wie über die Behandlung derselben im Allgemeinen, viel Gutes, und obgleich nichts Neues, so wird doch das Studium dieses Abschnitts dem angehenden Arzte Belehrung gewähren, den wir zugleich auf die commentirende Bemerkung des Hn. *Sundelin*, in Betreff des Wesens des sekundären gastrischen Fiebers S. 202 u. f., aufmerksam machen. — Der Umstand, dafs den Gallenfiebern nicht selten ein entzündlicher Zustand der Leber zum Grunde liege, wird mit Recht hervorgehoben, allein die Wichtigkeit desselben in Hinsicht der Anwendung des Brechmittels geschieht keiner Erwähnung. — Unbekannt war uns die Bemerkung des Hn. *S's*, S. 211: dafs ein grüner Niederschlag, welcher durch hineingetröpfelte Salzsäure im Urin hervorgebracht wird, ein sicheres Zeichen seines Gallengehalts sey. — Die Galle läfst der Vf. als Krankheitsursache eine sehr ausgebreitete Rolle spielen; so soll es nach S. 212 eine *Encephalitis biliosa*, eine *Apoplectica biliosa* und sogar ein *herp. bilios.* u. s. w. geben. — (Allein obgleich alle diese Uebel zuweilen beym Gebrauch der Brech- und Purgiermittel heilen, und zu gleicher Zeit mittelst derselben wirklich Galle ausgeleert wird, so ist diese doch wohl mehr als zufällige Wirkung der Mittel, denn als Ursache der Krankheit zu betrachten; die entleerenden Mittel würden die Krankheit geheilt haben, wäre auch gerade keine Galle entleert worden.) — Wenn auch das viele Gute in dem Abschnitt über das Gallenfieber und seine vielfachen Modificationen der vollen Anerkennung werth ist, so dünkt uns jedoch, dafs viele andere Fieberarten in die Kategorie der Gallenfieber mit hineingezogen sind, welche in keiner wesentlichen Beziehung zu einer abnormen Gallensecretion stehen, obwohl auch die Leber nicht selten im Verlauf dieser Fieber erkrankt, als die Sumpffieber, das gelbe Fieber u. m. a. Die gelbe Hautfarbe, die meistens in diesen Krankheiten Statt findet, ist mehr mit einer alienirten Blutbereitung, als mit einer krankhaften Gallenabsonderung zusammenhängend. —

Das Schleimfieber (*febr. pituitosa*) stelle sich in zwey verschiedenen Arten dar; als Saburral-Schleimfieber von schlechter Nahrung (und dumpfer Wohnung), wo die Verschleimung noch in den ersten Wegen liegt, und als Humoral-Schleimfieber. Letzteres herrsche epidemisch, und erfordere grofse Vorsicht in der Behandlung, besonders in Hinsicht der abführenden Mittel, zu welchem Zwecke der Salmiak mit *rheum*, und Calomel mit *rheum die passendsten* sind. — Das Wurmfieber sey nur als Modifikation des Schleimfiebers zu betrachten, und ein primäres Wurmfieber gebe es nicht. Unter den S. 230 angeführten Symptomen der Würmer ist manche Erscheinung mit aufgenommen, die gewifs höchst selten mit der Gegenwart von Würmern zusammenhängt; und *B.* selbst hält keins von allen den angegebenen Symptomen für pathognomisch.

Der Abschnitt über Wechselfieber ist ziemlich ausführlich. Bemerkenswerth sey, dafs der Frostanfall nur wenig Einflufs auf das Thermometer zeige. *B.* ist der Meinung, (worin ihm gewifs jeder Vorurtheilsfreye beystimmen wird,) dafs die alten Aerzte den heilsamen Einflufs der Wechselfieber auf andere chronische Uebel überschätzt haben. — Nach seiner Erfahrung käme es darauf an, ob die Krankheit, deren Heilung durch das Wechselfieber erwartet werden könne, schon vor dem Eintritt des Wechselfiebers vorhanden war, und eine Nervenkrankheit ist, oder ob sie erst im Laufe des Wechselfiebers entstand. Im letzteren Falle dürfte man wohl selten das Wechselfieber der Natur überlassen. — Bey Kindern entstehen aus Wechselfiebern leicht Convulsionen, bey Greisen Apoplexie. Das Quartanfieber pflege sehr nachtheilig auf die Organe des Unterleibes, besonders auf die Leber und die Milz einzuwirken. (Auffallend ist, dafs bey der Behandlung des Wechselfiebers des herrlichen *Chinins* gar nicht gedacht wird. Auch ist dem Brechmittel ein zu enger Wirkungskreis bey Wechselfiebern angewiesen, es wird hier nur im Saburral- und Gallenwechselfieber empfohlen.)

Die palliative oder symptomatische Behandlung der Fieber im Allgemeinen, die Berücksichtigung nämlich einzelner dringender Zufälle des Fiebers ist empfehlenswerth, obgleich nicht zu leugnen ist, dafs dadurch eine zu ängstliche Berücksichtigung der einzelnen Symptome, mit Hintansetzung des wesentlichen Charakters des Fiebers, leicht veranlafst werden dürfte. — Gegen Mangel an Efslust von Magenschwäche bey Genesenden vom Fieber giebt *B.* oft mit Nutzen: *Extr. Gentian.* ℥ß *extr. Myrrh.* ʒj *Aq. hispan v. Aq. Menth. crisp.* ℥vj *Tinct. aromat.* ʒj — ʒjj, täglich 1 bis 2 Mal ½ — 1 Efslöffel voll.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1828.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Berlin, b. Enslin: Dr. *C. A. Berend's Vorlesungen über praktische Arzneywissenschaft*, herausg. von *Karl Sundelin* u. s. w. *Zweyter* Band. *Fieberlehre* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das Aufstossen und die Blähungen haben die alten Aerzte nur von der Erzeugung der Gasarten im Nahrungskanal aus den Ingestis hergeleitet; es leide aber keinen Zweifel, dass auch von den Gefässendigungen, (welcher Gefässe?) besonders im Darmkanal, kohlensaures und Hydrogengas ausgehaucht werde. [Eine ganz unwahrscheinliche und alles Beweises ermangelnde Annahme. Dass die Ingesta nicht die einzige Quelle des in gewissen hypochondrischen und hysterischen Leiden in unbegreiflicher Menge sich bildenden Gases sey, ist kaum zu bezweifeln. In diesem Augenblick sieht Rec. einen solchen an Blähungssucht leidenden Kranken, bey dem die Gaserzeugung in einem enormen Grade Statt findet, wenn er auch im Laufe eines ganzen Tages fast nichts genossen hat. Würden nicht, wenn in den Gefässen des Darmkanals eine so grosse Masse fremdartiger Stoffe als kohlensaures und Hydrogengas sich entwickelte, ganz andere und bedenklichere Zufälle sich äussern? und würde dann der Kranke nicht leiden, bevor noch das Gas in den Darmkanal selbst sich befindet? — Mit den im normalen Zustande Gas aushauchenden Gefässen der Haut und der Lungen hat es eine andere Bewandtniss: diese stehen in unmittelbarer Berührung mit der atmosphärischen Luft, die den Process der Gasbildung an den Mündungen dieser Gefässe erst vermitteln mag. — Sollten etwa die abgesonderten Säfte des Darmkanals, dessen Vitalität auf eine eigenthümliche Weise verstimmt ist (Hypochondrie), eine besondre Tendenz zu einer solchen Gaserzeugung annehmen? wenigstens lassen sich nach dieser Ansicht die dieses Uebel begleitenden Erscheinungen ungezwungener erklären. —] Aus der Trommelsucht, die sich zu langwierigen Wechselfiebern gesellt, entwickele sich auch leicht Bauchwassersucht. — Gegen Durchfall in Fiebern, welcher von einer Unthätigkeit der Haut (*spissitudo cutis* der Alten) herrührt, könne das *extr. arnicae* gewissermassen als ein Specificum betrachtet werden. Gegen Durchfall in der Reconvalescenz leiste besonders der mässige Genuss eines guten rothen Weins gute Dienste. — Unter den Blutflüssen in Fiebern werden ganz unangemessen die Blutungen der s. g. *Bluter* mit aufgeführt, bey welchen, wie *B.* richtig bemerkt, eine eigenthümliche Schwäche der (Capillar-) Gefässe zu Grunde liege. (Die Blutung dieser Kranken stehe aber durchaus in keiner Beziehung mit Fieber.) Gegen symptomatische Schweisse aus Schwäche, zumal in der Reconvalescenz nach Fiebern, fand *B.* einen kalt bereiteten Quassien-Aufguss mit einigen Tropfen eines ätherischen Spiritus zu halben Weingläsern wirksamer, als die von *van Swieten* gerühmte Abkochung von Salbeyblättern mit Weingeist. Die Behandlung der Schwäche und der Schlaflosigkeit bey Fiebern enthält ebenfalls gute praktische Winke, zumal für angehende Aerzte. — Wenn zu einem Darniederliegen der Kräfte sich eine Verstimmung der Sensibilität geselle, wie sie der Hypochondrie und Hysterie eigen sey, so pflege der Leidende ungemein ängstlich und muthlos zu seyn und auf eine tröstende Zusprache wenig zu achten; wenn unter solchen ein edler Wein jene Verstimmung nicht zu beseitigen vermöge, so müsse man zu kleinen Gaben Opium Zuflucht nehmen. In prognostischer Hinsicht wichtig ist der Erfahrungssatz: dass wenn sich in Fiebern nach der Krise kein (erquickender) Schlaf einstelle, die Krankheit keineswegs als geheilt betrachtet werden dürfte. Gegen Delirien von gesteigerter Empfindlichkeit des Gehirns wird unter andern auch eine Abkochung von Mohnköpfen empfohlen, welche wie ein feines Opiat wirke, obwohl die Emulsion aus reifem Mohnsamen oder Aufgüsse von *flor. papav. rhoead.* unwirksam seyen. Ein vorsichtiger Gebrauch des Opiums finde mit grösserer Sicherheit und Nutzen in Delirien Statt, welche nach der Entscheidung der Fieber zurückbleiben. Die Behandlung der soporösen Affection in Fiebern erheische grosse Behutsamkeit, so lange der Puls weder sehr schwach noch auffallend selten (*rarus*), und die Respiration nicht tief (*alta*) und schnarchend ist, sey weniger zu fürchten. Sind Kennzeichen der Kochung vorhanden, so verlieren die soporösen Zufälle grösstentheils ihre schlimme Bedeutung. (Ungern vermisst man bey der Behandlung des Sopors die kalten Kopfumschläge, von denen Rec. meistens viel Gutes sieht.) Mehrere prognostische Bemerkun-

kungen über die verschiedenartigen Krämpfe in Fiebern gehören als Nachtrag zur Semiotik eigentlich nicht hieher. Gegen die fieberhaften (?) Convulsionen der Kinder, welche meistens auf den ersten Wegen entstehen, wird der Gebrauch des kohlensauren Kali, auch wohl abwechselnd mit Opium, als ein treffliches krampfstillendes Verfahren gelobt. (Doch wohl erst nach Anwendung der Brech- und abführenden Mittel u. s. w.? —) Convulsionen von gestörten Krisen erfordern Senfteige, spanische Fliegen, Campher, Moschus und *liq. c. c. succ.* Die Ursachen der Angst bey Fiebern liegen 1) im gehemmten Blutumlauf in den Lungen (*anxietas pulmonum*); der Puls ist dabey unterdrückt, wankend unregelmässig und oft aussetzend. 2) In Hindernissen im Pfortadersystem (*anxietas praecordiorum*) mit einer Empfindung von Fülle und Druck in den Präcordien. 3) Die Angst aus dunkeln Wahrnehmungen des Sinkens der Lebenskraft, beym Erscheinen des Friesels, zurückgetretener Exantheme u. s. w. 4) Die moralische Angst von Gewissensbissen, abergläubischen Vorstellungen u. dgl. Diese sey immer böse, und könne sonst gefahrlosen Fiebern eine schlimme Wendung geben. — Mit der Anwendung der Brechmittel müsse man selbst bey der von der Einwirkung der Contagien erzeugten Angst sehr vorsichtig seyn, weil eine heimliche Entzündung dadurch zu einer tödtlichen Höhe gesteigert werden könne; *Sydenham* habe darüber traurige Erfahrung gemacht, bis er von dem Gebrauch der Brechmittel abstand und mit glücklichem Erfolg *Diaphoretica* gab. (Diese Furcht vor Brechmitteln im Anfange contagiöser Krankheiten scheint uns ein wenig übertrieben und möchte höchstens bey Verdacht auf Entzündung des Magens, der Leber und auch wohl des Gehirns einigen Grund haben. Sehen wir nicht oft eine beginnende Entzündung der Trachea und des Larynx, den Croup in seinem ersten Auftreten nach einem Brechmittel verschwinden? — Und ist nicht in neuern Zeiten bey anfangender Lungenentzündung der Brechweinstein in grossen, Brechen erregenden Gaben mit Erfolg angewandt worden? — Und bewirkt die Natur nicht selbst im Anfang vieler contagiöser Fieber, namentlich der ansteckenden fieberhaften Exantheme, Erbrechen, wonach der Kranke sich gewöhnlich erleichtert fühlt? — Und ist denn von dem Gebrauch der diaphoretischen Mittel des *Sydenham*, welche den Alexipharmischen nahe stehen, weniger ein Steigern der verborgenen Entzündung zu besorgen? — Wahr ist, dass mit der Anwendung der Brechmittel im Anfange der Krankheiten nicht selten Missbrauch getrieben wird, was namentlich, wie wir Ursache zu glauben haben, bey Landärzten am häufigsten der Fall seyn dürfte; allein, *abusus non tollit usum.*) Die Behandlung der übrigen Arten von Angst bey Fiebern ist in der Schrift selbst nachzulesen; wir bemerken nur noch, dass das Verfahren des Arztes bey der Angst der Sterbenden eine verständige Euthanasie sey, und auch der Vf. bezieht sich hier auf *Reil's* Euthanasie und auf *Berends de cura, quam moribundis debent, qui aegrotorum sunt a ministerio.* Francof. ad Viadr. 1790. — Wenig bedeutend ist, was von *dem Schmerz bey Fiebern*, so wie von den Fällen, in welchen das *Fieber Symptom* ist, und von der *Verbindung der Fieber* vorgetragen wird.

H—r. *D—t—m—d.*

ERDBESCHREIBUNG.

Aarau, b. Sauerländer: *Vollständige Beschreibung des Schweizerlandes.* (;) Oder geographisch-statistisches Hand-Lexikon über alle in gesammter Eidsgenossenschaft befindlichen Kantone, Bezirke, Kreise, Aemter, so wie aller Städte, Flecken, Dörfer, Schlösser, Klöster, auch aller(?) Berge, Thäler, Seen, Flüsse, Bäche und Heilquellen, nach alphabetischer Ordnung. Herausgegeben im Verein mit Vaterlandsfreunden von *Markus Lutz*, Pfarrer in Läufelfingen, im Kanton Basel. *Erster* Theil, *A—F.* VI und 480 S. *Zweyter* Theil, *G—O.* 503 S. *Dritter* Theil, *P—Z.* 536 S. *Zweyte* durchaus umgearbeitete und viel vermehrte Ausgabe. 1827. 8. (3 Rthlr. 16 gGr.)

Es stand zu erwarten, dass in einem Lande, wie die Schweiz, der Fleiss des Vfs. allenthalben gerechte Anerkennung finden würde. Von allen Seiten giengen Beyträge, Zusätze und Berichtigungen ein, die eine gänzliche Umarbeitung der *ersten* Auflage dieses Werks erforderlich machten. In seiner jetzigen neuen Gestalt ist das Buch zwar mit 2000 Artikeln vermehrt worden; dennoch scheint uns der weitläufige Titel zu volltönig zu seyn, indem diese Beschreibung des Schweizerlandes nach *alphabetischer* Ordnung weder vollständig ist, noch *alle* die Gegenstände namhaft macht, die *darauf* angedeutet werden. Eine solche Vollständigkeit kann von einem einzelnen Sammler, selbst bey dem emsigsten Eifer, nicht erzielt werden; sie eignet sich vielmehr zur Aufgabe für einen in allen Kantonen verzweigten und verbreiteten Verein sachkundiger Männer. Gegen die Absicht des Verlegers, auch durch einen äusserst mässigen Preis das Ganze zu einem eigentlichen Nationalwerke zu erheben, obgleich von der *ersten* Auflage 400 Exemplare keine Abnehmer fanden, lässt sich nichts einwenden: denn jetzt noch bey weitem mehr als früher wird man dem Buche nachrühmen müssen, dass es mannichfaltige Belehrung gewährt und zur Verbreitung allgemeiner Vaterlandskenntniss wesentlich beytragen werde. Auch können wir es allen Reisenden als zweckmässig empfehlen, da es in jeder Beziehung weit vollständiger ist, als *Ebel's* ohnehin sehr theure Anleitung die Schweiz zu bereisen. Die Eintheilung in drey fast gleich starke Bände, der bey aller Kleinheit deutliche Druck, das bequeme Format wird sie zum Ankaufe an-

anlocken. Das Papier allein könnte auf die Vermuthung bringen, dafs Aarau sehr weit von Basel entfernt liege, was bekanntlich nicht der Fall ist. Gewifs ist das nützliche Werk jetzt umfassender, umständlicher und belehrender geworden, als es war; nichts desto weniger hätten wir gewünscht, die Erinnerungen benutzt zu finden, welche die frühere Auflage in unserer A. L. Z. 1822. Nr. 164. veranlafst hatte, weil sie sämmtlich auf des Rec. Ortskunde beruhen. Indem wir, um Wiederholungen zu vermeiden, den Vf. darauf verweisen, wollen wir durch nachstehende Bemerkungen die Aufmerksamkeit bethätigen, mit welcher wir auch diessmal das Werk durchgesehen haben. Des beschränkten Raums wegen möge indessen eine nicht unbedeutende Menge ergänzender Notizen für eine andere Gelegenheit aufgespart bleiben. — *Aargau.* Im Kanton Aargau wurde die Errichtung eines Landjägerkorps zuerst in der Schweiz bewerkstelligt. Diese Behauptung ist unrichtig: denn schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bestand in dem Fürstenthum Neuenburg die sogenannte *Maréchaussée*, die nichts Anderes war als ein Landjägerkorps. — *Aebenit, auf dem,* wird bey 655 Einwohnern ein Dörfchen (!) genannt. — *Aelpli,* Berg im Kanton Appenzell Aufser-Rhoden, fehlt. — *Aeweil* mufs vor *Aezigkofen* stehen. — *Affoltern.* „Ein natürlicher Hygrometer quillt von Zeit zu Zeit mehr oder minder lange hervor." Diefs ist wohl nicht ganz deutlich gesagt, wenigstens kennt Rec. keine quillende Hygrometer. — *Albeuve* erhielt zwar seinen Namen von einem weissschäumenden Bache, dieser heifst aber *Albevue* (*alba aqua*) und nicht Marivue-Bach. — *Alp, die hohe,* Kanton Appenzell, erhebt sich 4559 Fufs über das Meer. — *Alpstein, der;* zur Vervollständigung dieses Artikels findet der Vf. eine ganz ausgezeichnete Abhandlung des Hn. Dr. *Schläpfer* in dem *Appenzellischen Wochenblatt*, 1825. S. 16. — *Alten-Alp-Sattel* soll heifsen *Alten-alpeck-Sattel.* — *Altemann, der,* ist allerdings im J. 1825 erstiegen worden, und zwar am 10ten Jul. durch den Hn. *Frölich*, Pharmaceuten aus Stuttgart, in Begleitung seiner Führer *Huber* aus Weifsbach und *Loser* aus Wildhaus. — *Appenzell, Kanton.* Zahlreiche Nachträge könnten aus dem Appenzeller Monatsblatt geschöpft werden über Geburts-, Ehen- und Todten-Listen, die öffentlichen Unterrichtsanstalten, die eigenthümlichen Lesegesellschaften, den Appenzeller Sänger-Verein u. dgl. m. — *Arth.* Die Entfernung dieses Fleckens von Schwyz und Zug wird zwar in Zahlen angegeben, man weifs aber nicht, ob unter diesen 2½ — Stunden oder Meilen verstanden werden sollen? — *Asuel* ist nicht in Charmoville, sondern in Charmoille, deutsch Calmis, pfarrgenössisch. — *Baatersalp, die.* Im Stiftungsbriefe der Kirche zu Appenzell vom J. 1061 wird dieses Bergthal *Botaris alpe* genannt, und deren Ertrag der Kirche geschenkt. — *Baden.* Es giebt neuere chemische Analysen dieses berühmten Heilwassers, als die erwähnte von *Morell*, welche aus den Achtzigern des vorigen Jahrhunderts herrührt. Wir bedauern überhaupt, dafs der Vf. keine Gelegenheit gehabt hat, die specielle Schweizer Balneographie des Dr. *Gabriel Rüsch* (Ebnat 1826.) zu benutzen, die für schweizerische Ortskunde die wichtigsten Beyträge enthält. — *Betschishalten* kommt nach alphabetischer Ordnung vor *Betschweil.* — *Bläsin, St.,* mufs gleich auf *Bläsihof* folgen, dessen landwirthschaftliche Erziehungsanstalt im J. 1826 wieder eingegangen ist. — *Bodensee, der.* Eine werthvolle specielle Beschreibung desselben und seiner Umgebungen hat kürzlich Hr. *Gustav Schwab* geliefert, unter dem Titel: *Der Bodensee nebst dem Rheinthale von St. Luziensteig bis Rheinegg* (Stuttgart 1827). Bey einer etwanigen dritten Auflage der vorliegenden Schrift darf Hr. *L.* sie nicht unbenutzt lassen. — *Bromagus.* Dieser Artikel findet Ergänzungen in der *Ersch-Gruber'schen* Encyklopädie bey dem Worte *Bromagus.* Auch steht er in Widerspruch mit dem Artikel *Promasens*, wo ebenfalls die alte römische Station des Antonin'schen Itinerars aufgefunden seyn soll. — *Bulle, Stadt.* Hier fehlt die Erwähnung des daselbst befindlichen Krankenhauses, der Schenkung der Familie *Repond*, die 18,000 Schweizerfranken zur Gründung der dasigen Schule verwendet hat, und endlich des aus diesem Ort gebürtigen Abbé *Geinoz*, der Mitglied der Pariser Akademie der Inschriften und Mitarbeiter am *Journal des Sçavans* war. Er starb zu Paris 1752. — *Cerneux-Péquignot* fehlt. Es ist ein katholisches Pfarrdorf in der neuenburgischen übrigens reformirten Mairie de la Brévine und ward von Frankreich 1815 an die Schweiz abgetreten. — *Cervoises.* Der veraltete französische Name, der so viel als *Brasseries* bedeuten soll, kommt zuverlässig aus dem lateinischen *Cerevisia.* — *Chaffa*, sprich Schaffa, Ruine einer Ritterburg im Kanton Freyburg, fehlt. *Ciernes, les.* Der Ort dieses Namens in der Pfarre Albeuve ist das höchste Freyburgsche Alpendorf. — *Corjeon.* Die hier erwähnten Felsenhöhlen heifsen in der Landessprache *les Tannes de Corjeon.* Siehe den lesenswerthen Aufsatz darüber im *Conservateur Suisse*, Band VII. S. 15. — *Creu, le,* im Kanton Freyburg, sollte schon seiner bedeutenden Gypsgruben wegen nicht fehlen. — *Dappenthal.* Frankreich verweigert noch immer die Abtretung desselben an den Kanton Waadt, obgleich es sich im Wiener Congresse dazu anheischig gemacht hatte. — *Devin, le.* Der hier genannte Pflanzenhändler heisst nicht *Thomann*, sondern *Thomas.* Er ist der Sohn des bekannten botanischen Begleiters des unsterblichen *Albrecht's v. Haller.* — *Ebenalp, die.* Nach andern Messungen erhebt sie sich 5094 Fufs über das Meer. — *Echarlens.* In diesem Freyburger Pfarrdorfe wohnt der wegen seines ausgebreiteten Handels mit Schwei-

Schweizerthee berühmte Kräuterſammler *Pugin*. — *Evipaſs*, ein wahrhaft ſchauerlicher Durchgang bey Nerivue Kanton Freyburg, fehlt. — *Flaeſch, der*, Alpe im Kanton Appenzell, fehlt. — *Freteleuſe*, auch *Freteneules*. Beide Benennungen ſind unrichtig: denn der Ort heiſst *Fretereules*. — *Fruence*. Im Mittelalter gab es *Nobles de Fruence*, die bedeutende Beſitzungen in dieſem Theil der Schweiz beſaſsen. Es hätte ihrer wohl mit einem Worte gedacht werden können. — *Furglenfirſt*, in den Appenzeller Alpen, fehlt. — *Glane, la*. Dieſer fiſchreiche Bach heiſst *la Gläne*. — *Hirzen, der*, eine Alpe im Appenzeller Auſser-Rhoden, fehlt. — *Hohen-Kaſten, der*, iſt nach andern Meſſungen 5540 Fuſs über dem Meer. — *Hundſtein, der*, in der mittlern Gebirgsreihe der Appenzeller Alpen, fehlt. — *Kamor, der*. Der lateiniſche Name dieſes Gebirgsſtocks iſt *mons gimmor*. — *Kanzel, die*, Appenzeller Alpe, fehlt. — Dieſs iſt auch mit *Krayalp* der Fall. — *Kräzernwald, der*, ein Thal auf der nördlichen Seite des Säntis, fehlt. — *Kuquerens*, Höfe bey Bulle im Kanton Freyburg, fehlt. — *Mann, der alte, Manns, der, Maarwies, der*, Alpen des Kantons Appenzell, fehlen. — *Matran*. In dieſem Freyburger Pfarrdorfe befindet ſich auch eine nicht erwähnte, ſehenswerthe Sammlung von Glasmalereyen. — *Moëſes, les*, Hof mit einer Kapelle im Kanton Freyburg, nach der ſtark gewallfahrtet wird, fehlt. — *Moleſſon, der*. Der Name dieſes anmuthigen Freyburger Berges iſt aus den Wörtern *moles ſumma* zuſammengeſetzt. Hier hätte auch des Kreisbildes gedacht werden ſollen, das *Franz Schmid* aus Schwyz unter dem Titel: *Panorama, ou vue circulaire du ſommet du Moléſon au Canton de Fribourg* 1823 herausgegeben hat. — *Montbarry*. Dieſes Schwefelbad ward 1825 chemiſch unterſucht. S. *Rüſch* a. a. O. II. S. 173. — *Montbovon, le*, heiſst lateiniſch *mons boum*. — *Morvos, les*, ein Berg im Kanton Freyburg, fehlt. — *Obermaar, der*, in der mittlern Reihe der Appenzeller Gebirge, fehlt. — *Oehrli, das*, kommt als *Mons auricula* in den alten Chroniken vor. — *Paquier, du*, iſt derſelbe Ort, der 2 Seiten weiter als *Pasquier* genannt wird. Er heiſst eigentlich *le Pâquier*. — *Pont-en-Ogo*, alte Burg bey Kehr oder le Bri im Kanton Freyburg, fehlt. — *Riaz*, heiſst lateiniſch *Rotavilla*, wodurch die gewöhnliche Verwechſelung mit *Rue* vermieden wird. In Riaz ſind zwey Biſchöfe von Freyburg, beide mit Namen *Klaudius Anton Duding*, geboren. Der Letzte ſtarb 1712 als Kommenthur des Maltheſer-Ordens. Warum hat der Vf. auch die *Krützare* nicht genannt, eine Art heimathloſer Hauſirer, welche die ganze Umgegend beläſtigen? — *Roſslen, der*, eine der Firſte des Appenzeller Gebirges, fehlt; auch der *Schaafberg* im Kanton Appenzell. — *Schöffland*. Die Kirche muſs doch ſehr geräumig ſeyn, da verſichert wird, daſs das 1660 gebauete herrſchaftliche Schloſs *in derſelben* ſtehe. — *Schwarzſee, der*. Dieſer Artikel muſste mit dem Artikel *Doméne, Lac de*, zuſammengeſchmolzen werden, da beide einen und denſelben Gegenſtand bezeichnen. — *Semſales*. Hier hat, wer ſollte es glauben, erſt im *vorigen* Jahre der Fürſt von Hohenlohe eine *Wunderkur* verrichtet. Wer daran zweifeln möchte, den verweiſen wir auf eine mit einer Vorrede des Biſchofs von Freyburg verſehene Schrift, betitelt: *Notices d'une guériſon extraordinaire, obtenue par la vertu de la prière, le 3. Juillet 1827. à la verrerie de Semſales au Canton de Fribourg en Suiſſe*, nebſt einem *Mémoire ſur la maladie de Mlle. Louiſe Bremond et ſa guériſon ſubite* par *J. Ody*, M. D. (!!). — *Siongebach, der*, im Kanton Freyburg, fehlt. — *Stauberen*, ein Berg der Appenzeller Alpen, fehlt. — *Stockhorn, der*, ward ſchon im 16ten Jahrh. von *Johann Rhellicanus* (*Joh. Müller* aus Rellikon) beſtiegen. Man findet eine Beſchreibung dieſer früheſten Alpenreiſe im *Conſervateur Suiſſe*, IV. S. 424. — *Taourna*, Bach im Kanton Freyburg, der bey Grands-Villars einen ſchönen Waſſerfall bildet, fehlt. — *Telève, le*, Berg im Kanton Freyburg, fehlt. — *Thevenon*, Berg im waadtländiſchen Kreiſe Grandſon, fehlt. Noch jetzt verdient die Schilderung dieſes Berges geleſen zu werden, die *C. Bertrand* unter dem Titel: *Le Thevenon ou les journées de la montagne*. Neuchâtel MDCCLXXVII. geſchrieben hat. — *Thürme, die*, Berg in der nordlichen Reihe der Appenzeller Alpen, fehlt. — *Tolochenaz*. Neuerdings ſind bey dieſem waadtländiſchen Dorfe römiſche Alterthümer entdeckt worden. Rec. verweiſt auch auf die auſserhalb der Schweiz kaum gekannten wichtigen *Documens relatifs à l'hiſtoire du Pays de Vaud, des 1293 à 1750*. Genève 1817. S. 38 u. 483. Der Vf. ſcheint ſie nicht benutzt zu haben. — *Traverſes, les*, Berg im Kanton Freyburg, mit einer merkwürdigen Höhle (Balm in der Landesſprache), fehlt. — *Wildkirchlein, das*, im Kanton Appenzell. Wer darüber mehr leſen will, als der Vf. davon ſagt, findet im *Helvetiſchen Kalender*, 1786. S. 61, im *Appenzeller Monatsblatt*, 1825. S. 79, in *von Kronfels Gais, Weisbad und die Molkencuren im Canton Appenzell*. Conſtanz 1826. S. 144 bis 160 alle nur erforderliche Auskunft.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1828.

PHILOSOPHIE.

Erlangen, in d. Palm. Verlagsbuchh.: *Von der Idee Gottes und ihrer Verwirklichung im Menschen, insbesondre nach christlicher Ansicht.* Von *Karl August Gottlob Riedel.* 1827. 194 S. 8. (12 gGr.)

Das Jugendliche dieser Schrift des wohlmeinenden Vfs. giebt sich theils durch die Form zu erkennen, indem Paragraphen, Träume, Bruchstücke aus Predigten u. s. w. vorkommen, theils auch durch den Inhalt, dessen Wahres und Richtiges mit manchem Wunderlichen und Seltsamen vermischt ist, wobey eine Verwandtschaft zum neuern Mysticismus und Pantheismus kenntlich wird, obwohl der Vf. beiden nicht angehören will, und besonders den letzten mit dem Thier in der Offenbarung Johannis vergleicht. (S. 116.) Ihn als Ketzer zu verschreyen, wovon die Vorrede etwas erwähnt, dazu sind allerdings die Zeiten vorüber; aber von den gewöhnlichen christlichen Vorstellungen findet sich doch vieles stark Abweichende, und wir möchten dem Vf. als praktischen Religionslehrer Vorsicht in seinen populären Vorträgen empfehlen, um nicht Anstoss zu geben, da sich vielleicht auch durch ferneres Nachdenken in seiner Ueberzeugung Allerley ändern und das Auffallende derselben mindern dürfte. Er behandelt seine Gegenstände in folgender Ordnung: I. *Das Individuum mit seiner Thätigkeit.* II. *Die geistige Wesenheit* (Gott). III. *Die Mittel des gegenseitigen Zueinandergelangens.* IV. *Wie das Individuum historisch wird.* a) Individuelles Handeln, b) Staat, c) Kirche, d) Gottesreich. Wir geben aus diesen Abschnitten einige Proben.

„Das Zusammenleben und Zusammenwirken beider Seiten (der Substanzen des Geistes und Stoffs) für einen Zweck ist allein im Individuum möglich. Der Stoff, als die ewige Mannichfaltigkeit, stellt den Geist, als die ewige Einheit — scheinbar und wirklich — als etwas Getrenntes, Gespaltenes dar. Der Geist, vermöge seiner die Gegenwart nachproducirenden Kraft, erblickt sich somit in der Zeit — fühlt sich blossgestellt. Er erkennt die Trennung an, vergisst aber nie sein Losgerissenseyn aus einer Einheit. Er selbst befreundet sich mit seinem vollständig constituirten Wesen und bildet sich so ein Fürsichseyn. Allein selbst im Fürsichseyn, im Bewusstseyn dieses constituirten Wesens findet der Geist keinen Ersatz für die Einheit, aus der er sich losgerissen weiss, und doch kann das Fürsichseyn nun und nimmermehr verwischt werden. Und sonach bleibt der alleinige Versuch übrig, das Fürsichseyn zur Einheit zu gesellen, es ihr vielmehr zu unterwerfen." (S. 17.) Als der Mensch nach Gottes Bilde erschaffen war, war Alles noch nicht *gut*, welches sich aus den Untersuchungen des Vfs. ergiebt. (S. 20.) Was der Geist sey, hat sich der Vf. oft gefragt und unter dem schönsten Baum darüber nachgedacht, und der Sache doch nicht recht auf den Grund kommen können... Vergleiche fielen ihm ein.... Den Geist kann man auch einem Blutigel vergleichen, der, wenn er auch sein Lebenlang noch kein Blut genossen hat, dennoch begierig zulangt, sobald man ihn der Gelegenheit überlässt, desselben habhaft zu werden. Zu allerletzt denk ich mir auch den Geist als ein Glas, das, wenn man seinen Hintergrund verkittet und belegt, zum Spiegel wird. (S. 29.) Der Geist, das lebendige Princip, ist in sich selber ein Ununterschiednes und Ganzes, und hat vermöge einer inwohnenden Thätigkeit den Trieb der Entäusserung. Ein unentäusserter Geist ist dem Menschen nicht denkbar. Alles, was ist, ist daher auch begeistigt. Der Geist existirt auch nur in sofern, als er sich selber setzt — bedingt, einem ausser ihm Wohnenden sich unterwirft und die Knechtsgestalt des Endlichen annimmt. Qualitative ist Eines Alles, Alles ein Eines. Der Geist, der lebendig macht, zerfliesst, und die geistige Substanz, als Summe oder Gipfel, ist zwar der Brennpunkt aller Erscheinungen, aber er *ist* nur, in sofern er *da ist*. Die Substanz zergeht in Modificationen, aus denen sie, so zu sagen, aufgebaut ist. (S. 66.) — „Christus, als der Stifter des sich von ihm nennenden Religionssystems und des ihm zugesellten Instituts, brachte sich zum Opfer für das höhere Interesse der Menschheit anscheinend gleich durchs Leben, wie durch den Tod, sofern er sie zu lehren und zu retten die Absicht hatte. Um nämlich die Wahrheit seines Berufs (als σωτηρ) und dessen, was er in ihm gewirkt, zu besiegeln, zugleich aber zu erweisen, dass dasjenige, was er gethan und gelehrt, schon durch sich selbst existire und fortlebe, weil es der zeitlichen Perfectibilität überhoben sey, dass es die Wahrheit nicht im bestimmten Individuum und um des-

desselbigen willen, sondern, ihrer Natur nach, im Menschengeiste an sich schaffe und wirke; darum gab Jesus sich in den Tod." (S. 78.) „Der theologische christliche Rationalismus leugnet die unmittelbar göttliche Heils- und Lehranstalt in ihrer Einheit, Allgemeinheit und Nothwendigkeit. Der Mysticismus nagt recht eigentlich an der Schale der heiligen Urkunden." (S. 92. 93.) — „Dass Gott in die Welt steigt, ist ein freyer — doch im innersten Wesen begründeter — somit nothwendiger Act Gottes." (S. 103.) „Dem Pantheismus (Thier- und Bilderanbetung) den Menschen zu entreissen, sah Gott kein andres Mittel, als scheinbar alle Mannichfaltigkeit des *nav* bey Seite zu setzen und sich in concreter Gestalt darzustellen, diese aber zunächst nach dem Bedürfniss modificirend, für welche er die reine Erkenntniss von sich bestimmte. Und so erschien die Idee des Einen lebendigen Gottes in der Concretirung der Menschengestalt, vernehmlich zu werden dem Sinne des Menschen." (S. 113.) — „Im heiligen Geiste vollendet sich Gott selber, wie die Menschen in ihm vollendet werden. Er ist in Bezug auf Gott das in seiner Concretirung sich zurückbiegende Allgemeine, sich aber im Menschen Wissende, der erwirkte Reflex aus diesem, in Bezug auf den Menschen aber ist der heilige Geist die vollendete Wahrheit, die in ihm Wohnung gemacht hat, als feststehender heiliger Gedanke und als Begeisterung, die in ihrer höchsten Steigerung ausser sich geht und zeugt, zur guten That wird." (S. 117.) — In Christi Rede an das neunzehnte Jahrhundert heisst es: „Entweder giebt es für den Menschen keine Ewigkeit, oder sie ist jetzt, immer gewesen und wird immer seyn. Eine andre Sache wäre es uns, wie *Spinoza* das Denken eine *admotio ingenii* nennt, die Ewigkeit als ein Seyn zu denken, dem alle Menschen und allezeit ausgesetzt sind, nur dass diese *admotio* erst dann in die Augen springt, wenn der Mensch in ihr sich hat wissen gelernt. In diesem Wissen von seiner *admotio* ist der Mensch im ewigen Leben" (S. 128.) — „Die angegebne Bewegung am Absoluten in der Volubilität des Erkennens hat die Vollbringung des Individuums zum Zweck. In seiner Vollbringung wird der Mensch geschichtlich; der Einklang dieser Geschichtlichwerdungen, das Ganze, sofern es über die Einzelheiten hinweg als solches erkennbar ist, ist die Geschichte." (S. 140.) Nach den Aeusserungen des Vfs. (S. 162. 163) scheint die Ansicht individueller Unsterblichkeit verloren zu gehen, obgleich er selber das Gegentheil meint, und äussert: wer seinen Weg nicht betreten wolle, möge „an der Schale der christlichen Auferstehungstheorie nagen." —

PP.

ASTRONOMIE.

Altona, b. dem Vf.: *Astronomische Nachrichten*, herausgegeben von *H. C. Schumacher*, Ritter vom Dannebrog und D. M. ordentl. Prof. der Astronomie in Copenhagen u. s. w. *Fünfter* Band. Mit 5 Steintafeln, 8 Beylagen, *Matthiessen's* stereotypirter Logarithmentafel und einem Register. 1827. 242 S. gr. 4. (Pränum. Preis 1 Holl. Duc.)

Dieser *fünfte* Band der Astronomischen Nachrichten (wovon der *vierte* Erg. Bl. 1827. Nr. 63. angezeigt ist) bietet den Astronomen ebenso, wie die *frühern* Bände, eine werthvolle Sammlung des Wichtigsten, was zur Förderung der Sternkunde, der *praktischen* besonders, in jedem Jahre in und ausser Deutschland geleistet wird. Als vorzügliches Verdienst dieser Zeitschrift muss auch die schnelle Verbreitung der Kenntniss vom Daseyn und die Mittheilung von Beobachtungen neu erscheinender Kometen angesehen werden, denen ein beträchtlicher Theil dieser Blätter mit um so grösserm Rechte gewidmet ist, da ohne einen solchen gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt manche dieser merkwürdigen Himmelskörper, deren Anzahl bey emsigerem Suchen sichtbar sich vermehrt, nur sehr unvollständig bekannt werden und die Identität neu beobachteter Kometen mit ältern sonst nicht so leicht entdeckt und nicht so sicher nachgewiesen werden könnte.

Von den 24 Numern, die der *fünfte* Band enthält, fassen wir bey der Anzeige des Inhalts je mehrere zusammen. — Nr. 97—102. Prof. *Encke* in Berlin untersucht, auf *D. Olbers* Veranlassung, aufs neue die sehr zweydeutig gewordenen Beobachtungen des Kometen von 1808; der Astronom in St. Petersburg macht an einem und ebendemselben Tage die Rectascension um 20 Grade grösser, als die beiden Beobachter in Marseille. Es war kein leichtes Unternehmen, hier, wo Irrthümer verschiedner Art begangen, ganze Sterngruppen mit einander verwechselt wurden, eine erträgliche Harmonie zu stiften, was indess doch dem Vf. so weit gelang, dass nun an der Einerleyheit des an der Newa und in Südfrankreich beobachteten Kometen nicht mehr zu zweifeln ist, und durch die Encke'schen Elemente die emendirten Beobachtungen über Erwarten genau dargestellt werden. — Prof. *Struve* in Dorpat benutzt seinen grossen Frauenhofer'schen Refractor, um mit Anwendung eines wiederholenden Fadenmikrometers und mit 540facher Vergrösserung genauere Dimensionen für Saturn und dessen Rings, wie auch für Jupiter und dessen Trabanten zu erhalten. Aus mehrern, sehr gut untereinander übereinstimmenden, sowohl Tag- als Nachtbeobachtungen des Saturn findet der Vf. folgende neue Bestimmungen, welche es verdienten, statt der ältern in die astronomischen Lehrbücher überzugehen: des äussern Rings äusserer und innerer Durchmesser 40",216 und 35",395 des innern Rings, 34",579 und 26",748 Breite des äussern Rings, 2",410 des innern Rings, 3",915 der sie

zu trennenden Spalte, 0",498 Abstand des Rings vom Saturn, 4",352 Aequatorial-Durchmesser des Saturn 18",045; alle diese Grössen sind auf den Planeten mittlere Distanz reducirt. Nach dem Unterschiede für die Tag- und Nachtbeobachtungen zu schliessen, kann die Irradiation nicht über 0",037 betragen. Einen Theil obiger Dimensionen und die Bessel'sche Knotenlänge 167° 10' zum Grund gelegt, findet der Vf. ferner die Neigung der Ringebene des Saturn gegen die Ekliptik 28° 5',9 nahe, wie *Bessel* mit einem minder vollkommnem Instrument sie bestimmt hatte, aber um 8° 14' kleiner, als man sie sonst anzunehmen gewohnt war. Der äussere Ring hat bedeutend weniger Glanz, als der innere, und dieser ist weniger scharf begrenzt, als jener. Einen ausgezeichneten Fleck auf den Ringen wahrzunehmen, woraus eine Rotation gefolgert werden könnte, ist bisher dem Vf. nicht gelungen; doch hat er auch nicht besonders darauf geachtet. Die fünf ältern Trabanten sieht man im Refractor mit Leichtigkeit, auch im erleuchteten Felde, den vierten als ein Scheibchen nahe von ¼ Secunden. Den sechsten Trabanten hat *Struve* mehrere Male gesehen, aber nie den siebenten, den auch *Herschel* bloss fand, als ihm der Ring verschwunden war, und an dessen Existenz sogar *Schröter* zweifeln wollte. Mit demselben Mikrometer und Vergrösserung, wie oben, findet *Struve* für die mittlere Distanz *Jupiter's* dessen Aequatorial- und Polar-Durchmesser; 38",442 und 35",645, oder Abplattung = 0,0728 = $\frac{1}{13,7}$. *Schröter* setzte diese Abplattung = $\frac{1}{13}$, also etwas zu gross. Die Durchmesser der vier Trabanten bestimmt er (bey den drey ersten von *Schröter* und *Harding* wenig abweichend) der Ordnung nach zu 1",018. 0",914. 1",492 und 1",277. Der vierte Trabant ist weit weniger helle, als die übrigen. *Schröter* und *Harding* glaubten einigemal eine unregelmässige Abplattung, oder eine Abweichung der Jupitersgestalt von der Ellipse zu sehen. Auch dem Vf. ist diess einmal begegnet; indess zweifelt er nicht, dass bloss die schiefe Lage der Axen der Ellipse gegen den Verticalkreis zu einem solchen unrichtigen Urtheil nach dem Augenmaasse Veranlassung geben mag. — *v. Heiligenstein* in Mannheim theilt für den Eridanuskometen, den fünften von 1825, eine vom 16. Nov. 1825 bis zum 13. März 1826 gehende Ephemeride nach *Nicolai's* parabolischen Elementen mit, wodurch die Vergleichung der Beobachtungen mit der Berechnung sehr erleichtert wird; für eine Reihe von Beobachtungen ist eine solche Vergleichung der Ephemeride selbst angehängt. Beobachtungen ebendieses Eridanuskometen von *Inghirami* in Florenz und *Clausen* in Altona. Beobachtungen des zweyten (im Stier entdeckten) Kometen von 1825, in Florenz angestellt, in Altona von *Schumacher* und *Clausen*, in Mannheim von *Nicolai*, auf Seeberg von *Hansen*, in Paramatta (16. Oct. bis 20. Dec. 1825) von *Rümker*. Die Elemente dieses Kometen haben *Hansen* und *Rümker* in einer Ellipse berechnet, die aber, da jenem nur Beobachtungen an den beiden Endpunkten des obschon grossen heliocentrischen Bogens von 160°, diesem nur seine eigenen, in die Mitte fallenden Beobachtungen zu Gebote standen, kein sehr genaues und übereinstimmendes Resultat gewähren konnte; der erstere fand einen Umlauf von 4886, der letztere von 53,509 Tagen. Bekanntlich konnte dieser den Europäischen Astronomen im Oct. 1825 verschwundene Komet im Frühjahr 1826 nach seiner Rückkehr von der Sonne aufs neue in Europa beobachtet werden. Beobachtungen des ersten (im May entdeckten) Kometen von 1825 in Altona von *Schumacher*, des Biela'schen Kometen mit kurzer Umlaufszeit in Florenz, Altona, Mannheim und Prag. — *Bessel's* Beobachtungen der geraden Aufsteigung des Mondes und benachbarter Sterne 1825 in Königsberg. — Sternbedeckungen von *Nicolai* und *v. Heiligenstein* in Mannheim, von *David* in Prag beobachtet. Längendifferenzen mehrerer Sternarten, aus Mondsternen (oder den beobachteten Rectascensionsunterschieden des Mondes und diesem nahestehender Fixsterne) berechnet von *Peters* in Altona. Die Zusammenstellung der Resultate zahlreicher Beobachtungen zeigt, mit welch glücklichem Erfolg diese neue Methode, die geographische Länge zu bestimmen, bisher schon angewendet worden, und wie sehr zu wünschen ist, dass Astronomen, die mit guten Passageinstrumenten versehen sind, Beobachtungen dieser Art (welche da, wo ohnediess der Mond regelmässig im Meridian beobachtet wird, keine besondere Mühe machen) eben so fleissig, wie bisher, fortsetzen möchten. Beobachtungen der Sonnenfinsterniss am 16. August und des Mercurdurchgangs durch die Sonne am 5. Nov. 1822 in Paramatta, von *Rümker*; beide Ereignisse waren in Europa nicht sichtbar. In einem Zusatze lehrt *Clausen*, wie die Rümker'schen Mikrometermessungen bey obiger Sonnenfinsterniss am leichtesten zu berechnen sind. Fortsetzung des Catalogs mittlerer Südpolardistanzen der Fixsterne für den Anfang des J. 1823, von *Rümker*; ein Beytrag zu einem Sterncatalog für die südliche Hemisphäre, *Ebend.* Polardistanzen des Mondes, im May und Junius 1822 beobachtet. Ein Beyspiel, wie genau die Beobachter auf beiden Halbkugeln über Sternpositionen übereinstimmen, giebt die Polardistanz des Sterns Phomalhaut; diese fand *Rümker* 59° 26' 30",8, *Pond*.. 30", 5, *Bessel* im Mittel aus zweyerley Bestimmungen .. 30",4. — Mittelst der auf Glas gezogenen concentrischen Kreise von *Frauenhofer* lässt sich ohne Erleuchtung der Mond mit Sternen vergleichen, bey denen er nahe vorbeygeht; für diesen Fall giebt *Peters* die gehörigen Reductionsformeln. *Clausen* handelt in zwey kleinen Aufsätzen: „*De reductione temporis, quo oscillationes quotcunque penduli, ab amplitudinibus magnis incipientes, absolvuntur, ad tempus, quo totidem oscillationes amplitudinis infinite parvae perficiuntur*"; und dann: „*De resistentia aëris, quomodo in motibus lentis a celeritate pendet.*"

Nr.

Nr. 108—108. Sternbedeckungen von *Schmiedt* in Zehmen bey Leipzig, *Göbel* in Coburg, *Bittner* und *Hallaschka* in Prag beobachtet. *Wurm* in Stuttgart über die geographische Länge von St. Gallen; im Mittel aus 27 Sternen, deren Bedeckung der Obrist-Lieutenant *v. Scherer* beobachtet hat, berechnet *W.* diese Länge = 28′ 9″,2 in Zeit von Paris. *v. Heiligenstein* berechnet aus *Carsten Niebuhr's* Beobachtungen am 11. und 12. Oct. 1762 die Länge und Breite von Tor an der Ostküste des Meerbusens von Suez: er findet die Breite von Tor = 28° 12′ 27″,6, die Länge aus 4 Abständen des Mondes von der Sonne + 2St. 9′ 49″,5 in Zeit von Paris. (Die Monatl. Correspondenz, Bd. XVII. S. 197 setzt dagegen Tor um einen halben Grad östlicher). *Wurm* findet die Länge von Trient, doch noch auf mehrere Secunden ungewiss 34′ 58″,6. *Clausen* giebt Formeln, die Bedeckung der Saturnringe vom Monde zu berechnen. Gang eines Chronometers von *Jürgensen* auf einer Reise nach Grönland 1823 und 1824; der tägliche Gang, vom Lieutenant *Graah* geprüft, erhielt sich innerhalb 16 Monaten zwischen + 1″,1 und + 3″,4. — Marsbeobachtungen beym Gegenscheine im May 1826 in Prag angestellt von *Bittner*. Elemente der Juno für die Zeit ihrer Opposition 1826 berechnet, und darauf gegründete Ephemeride ihres Laufs vom 1. Sept. 1826 bis zum 11. Jan. 1827, von *Nicolai* in Mannheim. Die Lichtstärke der Juno bey der Opposition 1826. 31. Oct. war 10¾mal grösser, als bey der zunächst vorhergegangenen. — Mondsterne, 1824 — 1825 beobachtet von *Brinkley* in Dublin, von *Andrew Lang* 1825 und 1826 auf der dänischen Insel St. Croix in den Antillen. Ephemeride voraus bezeichneter Mondssterne, für die 6 ersten Monate des J. 1827 von *Francis Baily* in London, für die 6 letzten von *Clausen* bearbeitet. — Vollständige Beobachtungen des täglichen Barometer-, Thermometer- und Hygrometerstandes, nebst der Windrichtung im J. 1825 in Altona und in Apenrade beobachtet. Das Mittel von 1825 für Altona war für das Barometer, auf 0° reducirt, 758,099 Millim. für das freye Thermometer + 9°,31 für Apenrade, Barom. 28 Z. 0,577 Lin. und Thermom. + 8°,79. Das Apenrader Barometer stand 6^{T},58 über dem mittlern Stand der Ostsee, das Altonaer 20^{T},26. — *Clausen's* Reductionstafeln für das Pistor'sche Barometer. *Pistor's* Heberbarometer hat zwey Thermometer, das eine mitten auf der Scale, um die Temperatur der Scale, das andere, um die Temperatur des Quecksilbers, die mit jener nicht ganz einerley ist, anzuzeigen; von den Reductionstafeln bringt die eine die Temperatur der Scale auf 13° Normaltemperatur in altfranzösischem Maass; mit der so corrigirten Barometerhöhe und dem Thermometer des Quecksilbers nimmt man aus der zweyten Tafel eine andere Correction, um die Barometerhöhe auf die Normaltemperatur des Quecksilbers zu bringen. — *Bessel* in Königsberg weist mit genügenden Gründen einen ganz ungegründeten Angriff *Ivory's* ab, der ihn beschuldigen wollte, bey Auflösung der Aufgabe geodätische Vermessungen zu berechnen, *Ivory's* Arbeit im Philosophical Magazin sich zugeeignet zu haben. Es scheint, dem Stolze des Inselvolks, *das aller Welt Märkte mit seinen Producten überführt,* falle es noch immer schwer, zuzuge*stehen, dass* auch ausserhalb England nicht wenig Gutes und Treffliches, und Manches, was sogar *ein* Engländer erfunden haben *könnte,* erfunden und producirt wird. — Beobachtungen des Kometen von 1823 und 1824 in Nicolajew, von *Knorre*. Kremsmünster Beobachtungen des Stierkometen (des zweyten von 1825), von *Schwarzenbrunner*. Die Rümker'schen Beobachtungen dieses Kometen in Paramatta, aufs neue und schärfer reducirt von *Hansen*, der zuvor die Oerter der zur Vergleichung gebrauchten Sterne genauer bestimmte. Nach dieser neuen Reduction stimmen die Rümker'schen Beobachtungen mit *Hansen's* elliptischen Elementen viel besser überein, als nach *Rümker's* eigner Reduction. Fortgesetzte Beobachtungen des Biela'schen Kometen von kurzer Umlaufszeit aus Marseille, Florenz und Göttingen; Beobachtungen des dritten Kometen von 1826 aus Florenz, Marseille, Göttingen und Kremsmünster. Für den merkwürdigen Biela'schen Kometen hat *Gambart* in Marseille folgende Elemente in der Ellipse aus den Beobachtungen im J. 1826 berechnet: Durchgang durch die Sonnennähe 1826. 77^{T},97723 mittl. Zeit zu Marseille von der Mitternacht an gerechnet; halbe grosse Axe 3,567050 Excentricität 0,747009, Abstand in der Sonnennähe 0,902430 Länge des Periheliums 109° 51′ 22″ Länge des aufsteigenden Knoten 251° 26′ 9″, Neigung der Bahn 13° 33′ 15″, Umlaufszeit um die Sonne 6,737 Jahre = 2461 Tage. Mit derselben Umlaufszeit und mittlerer Entfernung von der Sonne findet *Gambart* aus den Beobachtungen des J. 1805 folgende von den vorigen nur wenig abweichende Elemente: Exc. 0,745784, Abstand und Länge des Periheliums 0,906801 und 109° 32′ 23″, Länge des Knoten 251° 15′ 15″ und Neigung 13° 33′ 45″. Mit diesen Elementen, die aber keine Störungen der Planeten in der Zwischenzeit in sich zu schliessen scheinen, stimmen die Beobachtungen in den Jahren 1826 und 1805 ziemlich nahe überein.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1828.

ASTRONOMIE.

ALTONA, b. dem Vf.: *Astronomische Nachrichten*, herausg. von *H. C. Schumacher* u. s. w. *Fünfter* Band u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Im Laufe des Jahres 1826 sind überhaupt wieder fünf neue Kometen (eben so viele also, wie 1825) entdeckt worden. Der *erste* ist der bereits erwähnte Biela'sche Komet, den der östreichische Hauptmann *v. Biela* am 27. Febr. 1826 im Widder zuerst auffand. Den *zweyten* hat der Astronom *Flaugergues* in Viviers am 4ten April zuerst im Orion entdeckt, und, so viel man weiss, bisher allein, aber nur wenige Tage lang beobachtet; er selbst glaubte damals keinen neuen, sondern blos den schon bekannten Biela'schen, den er am Himmel aufgesucht hatte, zu beobachten. Der *dritte* wurde im Eridanus (eben so wie der fünfte von 1825) zuerst im Aug. 1826 wahrgenommen: *Pons* in Florenz fand ihn am 7ten Aug., *Gambart* in Marseille am 15. Aug. und *Rümker* in Paramatta am 4ten Sept., als er schon im Orion stand. Der kleine Komet erschien wie ein runder Nebelfleck, ohne Kern und Schweif. Aus den Beobachtungen im Aug. und Sept. haben *Schwerd* in Speyer und *Nicolai* in Mannheim sogleich Elemente berechnet, mit einer darauf sich beziehenden Ephemeride. Den *vierten* Kometen entdeckte zuerst *Pons* in Florenz am 22. Oct. 1826 im Bootes; dann auch *Clausen* am 26. Oct. auf der Hamburger neuen Sternwarte, als er nach dem dritten suchte, und *Gambart* in Marseille am 28. Oct. Dieser Komet, der vom Bärenhüter durch den Schlangenträger bis zum Cerberus lief, zeichnet sich, nach *Olbers* Bemerkung, dadurch aus, dass er auf seiner langen, vielleicht Jahrhunderte dauernden Reise um die Sonne fast immer nördlich von der Erdbahn bleibt, und nur 13 Stunden lang eine südliche Lage gegen dieselbe hatte: denn 8 Stunden 45′ vor seiner Sonnennähe ging er durch den niedersteigenden und 4 St. 20′ nach derselben durch den aufsteigenden Knoten. Eine andere eben so merkwürdige Eigenthümlichkeit dieses Kometen aber ist, dass er, was *Gambart* schon wenige Tage nach seiner Entdeckung vorausgesagt hatte, wirklich am 18. Nov. 1826, dem Tage seiner Sonnennähe, mitten durch die Sonne ging, da Perihelium und Knotendurchgang nahe zusammentrafen. Nach der Berechnung musste er am 18 Nov. um 5 U. 13′ Morgens (wahrer Pariser Zeit) in die Sonnenscheibe eingetreten seyn, und solche um 8 U. 26′ wieder verlassen haben; um 6 U. 50′ war er nur 2′ 40″ vom Mittelpunkt der Sonne entfernt. Indess ist nirgends die Beobachtung eines so seltenen Ereignisses durch die Witterung begünstigt worden. Bekanntlich ging auch der grosse Komet von 1819, aber ebenfalls ungesehen, am 26. Jul. desselben Jahrs durch die Sonne. Der *fünfte* Komet wurde von *Pons* zu Florenz am 26. Dec. 1826 im Herkules und auch von *Gambart* in Marseille entdeckt; im Jan. 1827 sah man ihn als kleinen, aber hellen Nebelfleck, mit kurzem Schweif und ohne Kernpunkt. Noch ein in diesem Bande der Astron. Nachrichten erwähnter Komet gehört dem Jahre 1827 an und wurde am 2ten Aug. von *Pons* aufgefunden, wahrscheinlich auch ein Komet von nicht sehr langer Umlaufszeit, so viel sich aus den bisherigen Beobachtungen schliessen lässt.

Nr. 109—114. Mondsterne auf der Sternwarte Bogenhausen bey München, in den Jahren 1819 bis 1824 beobachtet von *Soldner;* Mondstern-Beobachtungen im J. 1826 von *Lang* auf St. Croix und von *Zahrtmann* (dänischem Capitän) auf St. Thomas. — *Wurm* über die Länge von Verona und Buchholz bey Drossen, die Länge des letztern Orts aus *Pastorff's* Beobachtungen berechnet. *Ebenders.* Ueber die Länge von Viviers; aus 16 Beobachtungen von *Flaugergues* findet der Vf. diese Länge 9′ 23″,3 im Mittel. — *Schumacher* bestimmt durch Chronometer die Längenunterschiede zwischen Altona, Bremen, Helgoland und Greenwich. Ein auf Befehl der Englischen Admiralität 1824 ausgerüstetes Dampfschiff wurde mit 28 Chronometern versehen, um einige Landungsplätze zu bestimmen und um eine Verbindung zwischen den englischen und dänischen Dreyecken zu Stande zu bringen; die Beobachtung der Chronometer wurde dem Dr. *Tiarks* übertragen, *Schumacher* in Altona gab zu dieser Operation 9 andere Chronometer, die bey der dänischen Gradmessung gebraucht wurden. Bey den verschiednen Hin- und Herreisen zwischen den Hauptpunkten Greenwich, Helgoland und Altona gaben die 9 Altonaer Chronometer achtmal den Längenunterschied zwi- Altona und Helgoland, und viermal den zwischen Helgoland und Greenwich; jedes der 28 englischen Chronometer gab den erstern Längenunterschied viermal, den letztern sechsmal; da die Altonaer Chronometer auf der Rückreise von Greenwich nur einmal

mal über Bremen kamen und auch dort verglichen wurden, so konnte auch der Längenunterschied von Bremen, obgleich mit geringerer Zuverlässigkeit bestimmt werden. *Gauss* in Göttingen hat in einem eigenen Auffatze die Methode angegeben, nach welcher aus so verschiednen chronometrischen Vergleichungen die sichersten Werthe auszumitteln sind. Nach dieser Methode hat *Clausen* als Mittel aus allen 34 englischen und altonaer Chronometern folgende Endresultate gefunden; Längenunterschied zwischen Greenwich und Helgoland 81′ 32″,49, Helgoland und Altona 8′ 14″,08, Bremen und Helgoland 3′ 45″,34, Bremen und Greenwich 35′ 17″,44. Daraus folgt: Greenwich und Altona 39′ 46″,57. Da nun nach neuern Bestimmungen durch Racketensignale Paris von Greenwich um 9′ 21″,6 in Zeit östlich entfernt ist, so ist die Länge von Altona 30′ 25″,0 östlich in Zeit von Paris. — *Wurm's* Berechnung der Länge von Nicolajew am schwarzen Meer aus *Knorre's* Beobachtungen vom J. 1821, an denen auch der Admiral *Greig* Theil hatte; im Mittel fand sich diese Länge = 1h 58′ 39″,1. Sternbedeckungen, beobachtet auf St. Croix von *Lang*, auf St. Thomas von *Zahrtmann*, in Neapel von dem Astronomen *Brioschi* und Hauptmann *v. Biela*, in Prag von *Bittner* und *Hallaschka*, in Neuschloss in Böhmen von *Sikora* und von *Vincenz* Grafen *von Kaunitz*. — Kapitän *Zahrtmann's* chronometrische Längenunterschiede, mit verschiednen Punkten der Antillen beobachtet, auch in Puerto Cabello am Fort Libertador. — Die Oerter von Venus, Mars, Saturn, im Sept. und Oct. 1826 durch Meridianbeobachtungen in Neuschloss bestimmt von *David*. — Sternbedeckungen und eine Uranusbedeckung, von *Horner* in Zürich beobachtet. — Zahlreiche Beobachtungen des (durch die Sonne gegangenen) vierten Kometen von 1826 aus Hamburg, Altona, Prag und Neuschloss, aus Marseille von *Gambart*, aus Italien von *Inghirami* in Florenz, *Santini* in Padua, *del Re* in Neapel. Elemente des Kometen haben verschiedne Astronomen berechnet: *Clausen*, *Gambart*, *Santini* und *Capocci*; die Vermuthung des Letztern, dass der Komet mit dem von 1585 einerley seyn könnte, hat sich nicht bestätigt. Beobachtungen des fünften Kometen von 1825 in Florenz und Göttingen. Aeltere Kometenbeobachtungen vom J. 1825 von *Olbers*, *Harding*, *Hansen* u. s. w. — *Clausen disquisitio de praecisionis gradu per tabulas Matthiessenianas obtinendo*. *Matthiessen* in Altona hatte schon vor mehrern Jahren Tafeln zur bequemern Berechnung des Logarithmen der Summe oder Differenz zweyer nur durch ihre Logarithmen gegebenen Grössen herausgegeben, und in der Einleitung vermuthet, dass diese Tafeln ein schärferes Resultat geben könnten, als wenn mit den gewöhnlichen siebenziffrigen Logarithmen gerechnet wird. Diese Vermuthung hat *Clausen* durch seine Untersuchungen in soweit bestätigt, dass er zeigte, von andern Methoden gewähre keine eine grössere Genauigkeit, als der Gebrauch der Matthiessen'schen Tafeln, und nur eine Methode sey eben so genau, aber nur für einen bestimmten Fall, als die Rechnung nach diesen Tafeln. — *Horner* in Zürich theilt den von ihm gefundenen Satz mit: „der Schwerpunkt eines Vierecks ist vom Durchschnittspunkte seiner Diagonalen und nach der Richtung derselben entfernt um ⅓ des Unterschieds ihrer abgeschnittenen Theile." — Neue Reductionstafeln für das Englische Barometer, dem jetzt in England eingeführten Maassystem gemäss, unter Voraussetzung der Normaltemperatur 62° Fahrenheit und nach *Kater's* Bestimmungen (Phil. *Trans.* 1818) berechnet; durch diese Tafeln verbessert *Schumacher* diejenigen, die im *ersten* Heft seiner Sammlung von Hülfstafeln sich befinden und eine andre Temperatur voraussetzen. — *Gierling* in Marburg beschreibt, mit beygefügten Zeichnungen, eine durch Erfahrungen bewährte Vorrichtung, wie das Fernrohr eines Kometensuchers mit einem Fadenkreuz versehen und der Himmelsaxe parallel gestellt werden kann; der von ihm hiezu ersonnene Apparat vereinigt Einfachheit mit Festigkeit. — *v. Biela* theilt astronomische Nachrichten aus Neapel mit, auch eine Abhandlung des Directors der Neapolitanischen Sternwarte *Capocci* über die Sonnenflecken. (S. unten bey Nr. 115 — 120). *v. Biela* glaubt ebenso wie *Capocci* bemerkt zu haben, dass die Sonnennähe grösserer Kometen und das Daseyn von Sonnenflecken gleichzeitige Erscheinungen sind; nur lässt jener die Kometen auf die Lichtmaterie der Sonne einwirken, während dass dieser mit Umkehrung des Satzes der Meinung ist, dass, wenn die Lichtmaterie der Sonne in besonderer Bewegung ist und Sonnenflecken sichtbar werden, die etwa nahen Kometen das Licht um so leichter anziehen und grösser erscheinen. Beide bemerken als etwas Auffallendes, dass manche Kometen *nach* ihrem Durchgange *durch* die Sonnennähe, obgleich von der Sonne *und Erde* ungleich weiter als vor dem Durchgang *entfernt*, doch an Grösse, Glanz und Ausdehnung des Schweifs ansehnlich gewonnen haben; diess war besonders auch der Fall bey dem Kometen, der am 9ten Oct. 1826 in seine Sonnennähe kam, oder bey dem dritten 1826 entdeckten: ähnliche Erscheinungen zeichnet *Santini* in Padua Nr. 117 der Astron. Nachrr. bey dem vierten Kometen von 1826 als eine besondre Merkwürdigkeit aus. Noch glaubt *v. Biela* als Folgerung aus seinen Beobachtungen den Satz behaupten zu dürfen, dass es, wenn grössere Sonnenflecken im Entstehen und Wachsen begriffen sind, auf der Erde *ungewöhnlich warm* ist. Wenn indess Ebenderselbe sagt, die Ursachen der Witterungsveränderungen auf der Erde liegen *nur* in den Veränderungen des jährlichen und täglichen Sonnenstandes, so liesse sich fragen: warum ist dann die Witterung nicht bloss unter merklich verschiednen geographischen Breiten, sondern selbst an Orten, die nahe unter demselben Grad der Breite, kaum 10 bis 20 Stunden von einander entfernt liegen, oft so sehr ungleich? Und sollten also nicht, ausser der Sonne, hauptsächlich Localursachen zur Bestimmung

mung der Witterung mitwirken? — Preise astronomischer Instrumente. *Dollond* liefert Repetitionskreise von 84 bis 200 Pfd. Sterl.; ein Margetts'scher Box-Chronometer, der 8 Tage geht, halbe Secunden schlägt und jede 10te Secunde besonders marquirt, ist um 40 Ducaten verkäuflich.

Nr. 115—120. Mondsterne, im J. 1826 beobachtet: in Paris von *Matthieu*, *Nicollet* und *Bouvard*, in Greenwich von *Pond*, in Königsberg von *Bessel*, in Berlin von *Encke*. — Beobachtungen des zweyten Kometen von 1826 in Viviers von *Flaugergues*, des dritten, vierten und fünften von 1826 auf verschiedenen Sternwarten Europa's. Elemente des dritten sind, ausser den oben angezeigten, berechnet von *Argelander* in Abo, des vierten von *Clüver*, einem jungen Astronomen in Bremen, des fünften von *Heiligenstein*, mit Vergleichung der Beobachtungen. Auch aus den wenigen von ihm selbst angestellten Beobachtungen des am 2ten August 1827 entdeckten Kometen hat *Schwerd* in Speyer bereits die Elemente berechnet. *Clausen* hat die Flamsteed'schen Beobachtungen des Kometen von 1682 aufs neue untersucht und aus denselben neue Elemente in einer Ellipse hergeleitet. — Sternbedeckungen, beobachtet in Coburg, Zehmen, Prag, Bushey Heath, St. Croix und Moskau. Die Sonnenfinsterniss am 29. Nov. 1826, beobachtet in Bushey Heath von *Beaufoy*, in Aberdeen, in Berlin von *Encke*; eine ringförmige Sonnenfinsterniss, am 26. April 1826 in Moskau beobachtet von Dr. *Jänisch*, Staatsrath und Mitglied der K. medicinisch-chirurgischen Akademie. — *Wurm* über die Länge von Carlscrona und Bellevue in Schweden. *Ebenderselben* Berechnungen der Länge von Kopenhagen; die Länge der Universitäts-Sternwarte daselbst ist hiernach = 40′ 56″,8 östlich in Zeit von Paris. Die Breite ebendieser Sternwarte bestimmt *Schumacher* aus seinen Beobachtungen mit einem Reichenbach'schen Kreise und Ramsden'schen Sector zu 55° 40′ 53″ bis 54″. Weitere Rechenschaft von diesen Beobachtungen und von ältern Bestimmungen der Breite von Kopenhagen giebt eine Denkschrift des Vfs. zur 50jährigen Amtsjubelfeyer des Dänischen geh. Staatsministers v. *Malling*. *Wurm* über die Längen von Neapel, St. Croix und St. Thomas. *Ebenders.* Zusätze zu seinen frühern Berechnungen für die Länge von Zehmen, Lübeck, Christiania und Josephsstadt. — *Gauss* über die Berichtigung des Heliotrop's. Der Vf. zählt zuerst die acht Operationen auf, die zur vollständigen Berichtigung des Instruments, dessen Erfindung man seinem Scharfsinne verdankt, erforderlich sind, und giebt dann, mit Uebergehung der zwey ersten allgemein bekannten Operationen, die Mittel an, die er zur Ausführung der sechs letztern als die besten und sichersten erkannt hat. — Ueber eine neue Vorrichtung, die als Hülfsmittel bey der Verfertigung vollständiger Himmelskarten dient, von *Steinheil* in Königsberg. Die Ausführung der grossen Unternehmung, zu der sich bereits mehrere Astronomen vereinigt haben, alle Sterne bis zur neunten Grösse *incl.* vollständig in Karten einzutragen, erfordert, dass in jeder Zone des Himmels zu den astronomisch beobachteten Sternen, welche eine Specialkarte enthält, noch die fehlenden bis zu jener Grösse nach dem Augenmaasse nachgetragen werden. Diess Augenmaass aber muss, wie leicht zu erachten, durch künstliche Mittel unterstützt werden, wenn es hinreichend sichere Resultate gewähren soll. Die Erfahrung hat indess gezeigt, mit welchen grossen Schwierigkeiten diess Geschäft des Nachtragens unzertrennlich verbunden ist. Dem Vf. ist es gelungen, diese Schwierigkeiten durch eine von ihm ausgedachte Mikrometerscale, auf der ein rechtwinklichtes Netz eingeschnitten, und die hier von ihm genau beschrieben und auf einer Steintafel abgebildet ist, so viel möglich zu beseitigen. Er bemerkt noch gelegentlich, dass die von ihm erfundene Mikrometervorrichtung mit geringen Modificationen auch als achromatisches Mikroskop gute Dienste leisten kann. — *Nicolai* giebt eine Integrirung der Formel:

$$\int \frac{x^m dx}{(1+\alpha(1)x+\alpha(2)x^2+\alpha(3)x^3+\ldots+\alpha(\vartheta)x^{\vartheta})^n}$$

mit Anwendung auf besondre Fälle. Verbesserung der Sonnenephemeride in *Schumacher's* astronomischen Hülfstafeln für das J. 1827, wo dieselbe nach *Carlini's* Tafeln berechnet ist, aus *Bessel's* neuen noch ungedruckten Sonnentafeln; die Verbesserungen, welche hier für Länge und Breite, Rectascension und Declination der Sonne und den Logar. ihrer Distanz gegeben werden, gehen vom 1. Jul. bis zum 31. Dec. 1827; auch sind noch die Verbesserungen der Schiefe der Ekliptik und der Gleichung des Aequinoctialpunkts beygefügt. Mit Verlangen werden die Astronomen der vollständigen Bekanntmachung der oben erwähnten von *Bessel* bearbeiteten neuen Sonnentafeln entgegensehen. — *v. Biela's* astronomische Berichte aus Italien und Sicilien. Es war zu befürchten, dass nach *Piazzi's* Tode die so berühmt gewordene Sternwarte in Palermo unbenutzt bleiben und allmählig zerfallen, künftig nur noch eine merkwürdige Antiquität für Reisende seyn werde. Indess hatten doch *Cacciatore's* Vorstellungen bey der königl. Regierung in Neapel den günstigen Erfolg, dass nun die Sternwarte in ihrer Thätigkeit erhalten, Astronomen angestellt, Instrumente und Bücher angeschafft werden sollen; auch hofft man, dass künftig vielleicht jährliche Beobachtungen auf öffentliche Kosten gedruckt werden. In Rom beobachtet Pater *Dumouchel* auf der Sternwarte des Collegium Romanum; er ist mit einem Passageninstrument und einem Theodolith von *Gambey* versehen. In Modena hatte der Vf. Gelegenheit, die mit Scharfsinn erfundenen und mit der grössten Kunst und Vollkommenheit ausgeführten Instrumente des Prof. *Amici* näher kennen zu lernen. *Amici's* Fernröhre sind wegen ihrer hohen Vortrefflichkeit schon länger auch im Auslande berühmt. Der Vf. sah bey ihm mehrere grosse Spiegelteleskope; ein Mikrometer, das an ei-

einem derselben angebracht ist, giebt 0",1 unter mehrern Achromaten, zu denen *Amici* die Objective selber schleift, und zu denen er das Flintglas von *Guinard* aus Neufchatel erhält, zeichnet sich das Fernrohr von einem neuen Transitinstrument aus, das 5 Fufs Brennweite und 4 Zoll Objectivöffnung hat. Unter andern merkwürdigen Instrumenten besitzt *Amici* auch noch einen astronomischen Theodolith mit Azimutalkreis, wo der Höhenkreis auf eine neue Art repetirt, so dafs man am Ende nicht mehrere Höhen zu reduciren braucht und dieselbe Refraction behält; ferner ein Spiegeltelefkop mit senkrecht aufgestelltem Rohr, wo oben ein durchbrochner beweglicher Planspiegel das Bild auffängt, um es in einen andern sphärischen oder parabolischen Spiegel in der Tiefe zu werfen, welcher es durch den durchbrochenen Planspiegel zurück in das Ocular schickt; man hat dabey den Vortheil, dafs man, um der Bewegung eines Himmelskörpers zu folgen, nur den Planspiegel allein, ohne das schwere Rohr mit dem Hohlspiegel, zu bewegen braucht. — *Cacciatore* fand am 19. März 1826 im Sternbilde des Telefkops einen sehr schönen Nebelfleck, den er für einen neuen, zuvor an diesem Orte nicht sichtbaren Gegenstand hält, weil er nahe bey dem Stern 1483 in *Lacaille's* Coel. Austr. steht, und doch *Lacaille*, der alle Nebelsterne (*omnes quascunque nebulosas*) dieser Gegend genau beobachtet und verzeichnet zu haben versichert, desselben nicht erwähnt. Auch *Piazzi* hat den Nebelstern nicht, ungeachtet er 1794 und 1801 den obigen Lacaille'schen Stern beobachtet hatte; und eben so wenig nahm ihn *Cacciatore* bey wiederholter Beobachtung des Lacaill. Sterns 1809 und 1810 wahr. *Olbers* warf einige Zweifel über die Neuheit der Entdeckung auf, und vermifste besonders, dafs weder die Lichtstärke des Nebelflecks, noch der Umstand angegeben sey, ob derselbe im *erleuchteten* Felde (wie *Piazzi* und *Cacciatore* die Fixsterne beobachteten) erschienen sey; vielleicht könnte es auch ein Komet in seinem scheinbaren Stillstande gewesen seyn. Indefs hat auch *Capocci* in Neapel den Nebelfleck im Sommer 1827 gesehen, und für den Junius desselben Jahrs seine gerade Aufsteigung zu 268° 50' und seine Abweichung 43° 48' südlich bestimmt. *Cacciatore* macht in einer ebenfalls ungefähren Bestimmung die Rectascension um 2 Min. kleiner, die Declination um 4 Min. gröfser. Sonst bemerkt noch *Capocci*, dafs der Nebelfleck keine *starke* Erleuchtung des Feldes verträgt.

(*Der Beschlufs folgt.*)

BIBLISCHE LITERATUR.

HAMM, b. Wundermann: *Einleitung in die biblischen Schriften als Vorbereitung zum Verstehen derselben.* Ein Buch für Schulen und forschende Bibelfreunde, von *Friedr. Wilh. Tilgenkamp,* Senior der Kreis-Synode Duisburg und evang. Pfarrer zu Gartrop. *Zweyte* berichtigte und vermehrte Auflage. 1828. XIV und 359 S. 8. (18 gGr.)

Auch unter dem Titel:

Biblische Propädeutik, als Beytrag der Beförderung richtiger Bibelkenntnifs in geschichtlicher und moralisch-religiöser Hinsicht. *Zum Gebrauch in höhern und niedern Erziehungsanstalten, wie auch zum Selbstunterrichte.*

Unter verändertem Titel erscheint dieses Buch, welches zuerst 1807 herauskam, berichtigt und vermehrt in einer neuen Auflage. Neben mehrere andere, später erschienene Schriften ähnlichen Inhalts und Zwecks, vorzüglich *Dinter's* Anweisung zum Gebrauch u. s. w. 3 Thle., *Hornung's* Handbuch u. a. m., darf es wegen seines reichen Inhalts und lichtvoller Anordnung der Materialien gestellt werden. Man könnte *hier* eher von dem Zuviel als Zuwenig sprechen, wenn sich über die Bedürfnisse der ihm zugewiesenen Schulen (Schullehrer) und forschenden Bibelfreunde im Allgemeinen entscheiden liefse. Denn nicht Alles, was die Letztern anspricht und dem in einem Seminar nicht gebildeten Schullehrer zu wissen nöthig ist, darf in der Volksschule ohne umsichtige Auswahl vorgetragen werden. Wir rechnen dahin, was §. 10. über griechische und lateinische Uebersetzungen, §. 13. die Canstein'sche Bibelanstalt, §. 16. Eintheilung in Kapitel und Verse, §. 18. Echtheit und Unverfälschtheit der Schriften geschrieben ist. Wozu dieses Alles? und woher die Zeit nehmen, die ohnediefs so enge begrenzt ist?

Ihrem Zwecke sehr entsprechend findet *Rec.* die besondern Einleitungen in die einzelnen *Schriften* des A. und N. T. Doch könnten sie hie und da gedrängter und dabey doch deutlich und verständlich seyn. — Mit lobenswerther Umsicht spricht der Vf. S. 179 über Sprache und Ausdruck des N. T.; über Accommodation, indefs weniger befriedigend. In einem Anhange werden allgemeine Anmerkungen über das jüdische Land und dessen Verfassung gegeben, wobey das Sonst mit Recht vorzüglich beachtet, das Jetzt aber fast zu kurz abgefertigt ist. In einer *zweyten* Abtheilung desselben wird das Nöthige über die religiöse, politische, häusliche und gelehrte Verfassung kurz, aber hinreichend und in dem entsprechenden Tone vorgetragen. — Zu den auf anderthalb Seiten angezeigten Druckfehlern, die ein Schulbuch am wenigsten empfehlen, könnten wir aufser S. XIV. der Inhaltsanzeige, wo anstatt Benennung — Bemerkungen stehen geblieben, noch mehrere hinzufügen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1828.

ASTRONOMIE.

Altona, b. dem Vf.: *Astronomische Nachrichten,* herausgegeben von *H. C. Schumacher* u. f. w. *Fünfter* Band u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Capocci, über die Sonnenflecken, Auszug aus einer italienisch-geschriebenen Abhandlung, den *von Biela* ins Deutsche übergetragen, und mit Zeichnungen nach eigener Ansicht der von ihm in Neapel beobachteten Sonnenflecken begleitet hat. Der italienische Astronom hat in dieser Abhandlung manches genauer erörtert und sorgfältiger untersucht, was dazu dienen kann, die Aufmerksamkeit der beobachtenden Astronomen auf das so interessante, bisher, wie es scheint, noch nicht genug beachtete Phänomen der Sonnenflecke zu lenken. Die Sonne hat durch ein lichtstarkes Fernrohr (der Vf. bediente sich gewöhnlich eines Frauenhofer's von 9 Fuss Brennweite und 7½ Zoll Objectivöffnung mit 300maliger Vergrösserung) immer ein sehr buntes bewegtes Aussehen, und ihre ganze Fläche erscheint mit Corrugationen, Indentationen und Poren bedeckt. Man könnte versucht werden, diess sonderbare Aussehen mit *Herschel* dadurch zu erklären, dass auf der Sonnenoberfläche leuchtende Wolken schichtenweise aufgethürmt sind, und da, wo sie seltener und dünner sind, hie und da etwas von der dunkeln Oberfläche des Sonnenkörpers durchleuchten lassen, hingegen solche bedecken, wo sie häufiger und dichter ausgestreut sind. Aber durch genauere Betrachtung der Erscheinungen, welche die schwarzen Kernflecke (oder die Oeffnungen) und die sie hofartig umgebenden Halbschatten (Niederungen) darbieten, hält sich der Vf. überzeugt, dass die Herschelsche Hypothese von verschiedenen Wolkenschichten nicht Statt findet, dass vielmehr diejenigen leuchtenden Theile, welche die Niederung oder den Rand der Oeffnung bilden, wegen ihrer scharfen Begrenzung und Abgeschnittenheit einen solideren trockenen Stoff verrathen, überhaupt, dass die Oberfläche der Sonne aus einer leuchtenden, aber dabey harten und trockenen Materie besteht, welche unzähliche ebenfalls mit einer leuchtenden, aber gasförmigen Flüssigkeit angefüllten Spalten oder Schründen hat. Der Vf. erklärt nach seiner Theorie auch die sogenannten Fackeln, und warum diese gegen die Sonnenränder hin besser sichtbar werden. Dann beschreibt er umständlich seine über einen grossen Sonnenfleck, der sich im Anfang des März 1826 zeigte, angestellten Beobachtungen; der Fleck nahm 41″ in ger. Aufsteigung, und 50″ in der Abweichung ein; seine grösste Länge war 58″, und der Durchmesser einer ihn zweyfach umgebenden Niederung 1½ Min. Nach seiner Lage auf der Sonnenscheibe hatte er 14½° nördliche Abweichung, eine Gegend, in der auch *Herschel* 1779 ähnliche ausserordentlich grosse Flecken fand. Schon *La Lande* bemerkte, dass viele der grössern Sonnenflecken immer an einem und ebendemselben Orte erschienen seyen. Auch nach dem Vf. findet ein grosser Unterschied in der Anzahl und Grösse der Flecken für die südliche und nördliche Hemisphäre der Sonne Statt. Auf der nördlichen Halbkugel sind sie von 0° bis zu 10° Abweichung selten und klein, auf der südlichen Halbkugel hingegen, besonders zwischen 3 und 8° Abweichung, häufig und von beträchtlicher Grösse; dagegen fällt es auf, dass in dem Bezirke vom 11ten bis zum 15ten Grad nördlicher Abweichung die schönsten Flecken älterer und neuerer Zeit wahrgenommen wurden, z. B. 1625, 1627, 1752, 1764, 1776—1779, 1826. Schon diess allein beweist, dass die Sonnenkugel grosse Ungleichheiten haben müsse, und dass einige Stellen der Bildung grosser Oeffnungen günstig, andere ungünstig sind. Dass man die Rotationszeit der Sonne bisher so verschieden fand, ist kein Wunder, da ein Anfangs beträchtlicher Flecken, wenn man ihn mehrere Tage lang verfolgen will, oft kleiner wird, und an seiner Stelle ein anderer sich bildet, der sich leicht mit jenem verwechseln lässt; nur selten giebt es Flecken, wie diejenigen, die 1779 beobachtet wurden, und 6 Monate dauerten. Die verschiedene Farbe der Flecken, die bald röthlich, bald violett, bald grau erscheinen, erklärt sich der Vf. nach angestellten Erfahrungen durch den immer noch unvollkommenen Achromatismus der Fernröhre; graue Flecken scheinen der Verschwindung nahe zu seyn. Der Vf. vermuthet, dass Sonnenflecken mit gewissen kosmischen Erscheinungen, z. B. mit dem Zodiakallicht, mit der Sonnennähe der Kometen (wovon oben) im Zusammenhange stehen könnten; ob sie auch auf unsere Witterung Einfluss haben, ist nach seinem Dafürhalten noch nicht hinlänglich untersucht und erprobt. — Beschreibung eines bey Kometenbeobachtungen brauchbaren Winkelmessers von *Schwarzenbrunner* in Kremsmünster. In Ermangelung eines Kreismikro-

krometers erdachte sich der Vf. ein einfaches Winkelmikrometer, das aus zwey Metallplättchen, die um einen gewissen Winkel gegeneinander geneigt, und wo die äufseren und inneren Kanten parallel sind, oder aus einer Stunden- und einer schiefen Lamelle besteht. Beym Gebrauche entsprach der Erfolg ganz den Erwartungen des Vfs. Die dabey nöthige Rechnung ist kurz, und die Beobachtungen sind einer hinreichenden Genauigkeit fähig. — Resultate für die Positionen der Hauptsterne nach den neuesten Greenwicher Beobachtungen, von dem königlichen Astronomen, *Pond*, dem Herausgeber mitgetheilt. Diese schätzbaren Resultate sind kürzer zusammengezogen in zwey Catalogen, wovon der eine die Nordpolardistanzen mit Bradley's und Bessel's Refraction für 40 Hauptsterne und noch 21 andere auf das Jahr 1826, der andere die Rectascension von 36 Hauptsternen auf das J. 1825 nach den Greenwicher Beobachtungen von 1817—1826, und nach *Brinkley's* und *Bessel's* Bestimmungen enthält. Ausführlicher dargestellt sind obige Resultate von *Pond* in einem gedruckten Bogen, den der Herausgeber der Astr. Nachrichten denselben gleichfalls als Beylage zugegeben hat. Die letztere Darstellung giebt zuerst die Zenitdistanzen von 10 Circumpolarsternen über und unter dem Pole, sammt dem daraus folgenden Complement der Greenwicher Polhöhe mit Anwendung von sechserley Refractionen berechnet. Dann folgt Taf. I: Rectascensionen und Nordpolardistanzen von 62 Sternen für das Jahr 1826, nach verschiedenen Refractionen bestimmt, mit den jährlichen Aenderungen. Taf. II u. III: Nordpolardistanzen der 40 Hauptsterne, vom 1. Febr. 1825 bis zum 1. März 1826 an den zwey Mauerkreisen von *Troughton* und *Jones* beobachtet, mit Unterscheidung der directen und der Reflexionsbeobachtungen. Taf. IV: Catalog für dieselben Sterne, aber einzig auf die beobachteten Höhen gegründet. Den Beobachtungen zu Folge, welche *Pond* zur Bestimmung der Aequinoctialpunkte mit seinen zwey Mauerkreisen in vier Aequinoctien angestellt habe, glaubt derselbe von den Greenwicher Rectascensionen 0",11 in Zeit abziehen zu müssen. — Barometer- und Thermometerbeobachtungen, von *Lang* auf der Insel St. Croix im October, November und December 1826, 400 englische Fuſse über der Meeresfläche, angestellt. Barometerbeobachtungen im Laufe des Jahres 1826 in Altona und Apenrade angestellt (s. oben Nr. 103—108). Mittlerer Barometerstand der Gesammtbeobachtungen im J. 1826 in Altona = 758,820 Millimètres, mittlerer Thermometerstand + 9°, 31. Mittl. Barom. stand 1826 in Apenrade = 28 zu 1,094 Lin., mittl. Therm. stand + 9°, 11. — *Rümker*, der in den Astron. Nachr. S. 81 es beklagt, dafs er seine ganz auf Landwirthschaft gerichtete Aufmerksamkeit dem Himmel weniger habe widmen können, ist nun wiederum bey der Sternwarte in Paramatta von der englischen Regierung angestellt, und soll eine Gradmessung in Australien ausführen. — Aus *von Utzschneider's* Umrisse der Lebensgeschichte *Fraunhofer's*, des zu frühe Verstorbenen, theilt der Herausgeber einige interessante Nachrichten mit; *Fraunhofer* erhielt noch ganz kurz vor seinem Tode das Ritterkreuz des Danebrog-Ordens.

PHYSIK.

Copenhagen, beym Verfasser: *Beyträge zur vergleichenden Klimatologie*, von Dr. *Joakim Frederik Schouw*, Professor der Botanik an der Universität zu Copenhagen. *Erstes Heft. 1827.* 136 S. 8.

Zwey Gründe scheinen es hauptsächlich zu seyn, welche die Fortschritte der Meteorologie in Vergleich mit den übrigen Theilen der Physik lange verhindert haben; zuerst nämlich sind wir nicht im Stande, mit der Atmosphäre im Ganzen Versuche anzustellen, wir müssen uns auf die Zusammenstellung von Beobachtungen beschränken; sodann aber scheint die Art der Benutzung dieser Beobachtungen weniger vollkommen gewesen zu seyn. Einzelne Phänomene wurden untersucht, der Stand der Instrumente an entfernten Orten wurde mit einander verglichen und hieraus wurden allgemeine Gesetze hergeleitet. Man darf aber nur die Schriften der älteren Meteorologen aufmerksam studiren, so wird man sich leicht davon überzeugen, dafs diese Methode häufig zu sehr unsichern Resultaten führt. Soll das Studium einzelner Erscheinungen zu allgemein gültigen Gesetzen führen, so werden Beobachtungen erfordert, welche sich wenigstens über ganz Europa erstrecken. Wir dürfen hier wohl nur die Arbeiten von *Brandes* erwähnen, um daran zu erinnern, welche treffliche Resultate zum Theil durch Vergleichungen *dieser* Art erhalten werden können. Aber wie *selten ist* der Meteorolog selbst beym gröfsten Eifer *im Stande*, Zusammenstellungen dieser Art vorzunehmen? Das Jahr 1784 möchte wohl noch das einzige seyn, welches auf dieselbe Art bearbeitet werden kann, wie Brandes dieses beym Jahre 1783 gethan hat, in allen übrigen früheren und späteren ist der Mangel der öffentlich mitgetheilten Beobachtungen zu gering, als dafs man auf die Resultate derselben ein hinreichendes Gewicht legen darf. Aus diesem Grunde hat es Rec. bey seinen Untersuchungen für das sicherste gehalten, den Gang der Witterung an einem Orte im Allgemeinen zu betrachten, und aus der Summe der vorhandenen Beobachtungen das Mittel zu nehmen. Die Naturgesetze müssen hier ganz bestimmt hervortreten, indem die Störungen unter den Normalfällen verschwinden. Wir dürfen hier wohl nur an die Arbeiten der Hn. *v. Humboldt* und *v. Buch* erinnern, um darauf aufmerksam zu machen, zu welchen Resultaten Untersuchungen dieser Art führen.

Eine ähnliche Arbeit liegt vor uns. Im J. 1826 gab der Vf. eine Schrift über die Witterung in Dänemark heraus (*Skildring af Veirligets Tilstand i Danmark. Kiöbenhavn.* 8.), in welcher er die klimati-

matischen Verhältnisse seines Vaterlandes mit denen des übrigen Europa verglich; einige Abschnitte jenes Werkes, welche nach seiner Meinung auch ausserhalb Dänemark allgemeines Interesse haben, will er in den vorliegenden Beyträgen mittheilen. In dem bisher erschienenen *ersten* Hefte giebt er zwey Aufsätze, zuerst nämlich handelt er über die Windverhältnisse des nördlichen Europa's, besonders Dänemarks (S. 1—113), sodann aber den täglichen Gang des Thermometers (S. 114—136).

Um in unseren höheren Breiten, wo die Veränderlichkeit des Windes sprichwörtlich geworden ist, die allgemeine Luftströmung während eines Zeitraumes anzugeben, wählt man gewöhnlich denjenigen Wind, welcher in dieser Zeit am häufigsten geweht hat. Dafs indessen dieses Verfahren, welches man auch gegenwärtig noch in vielen meteorologischen Tagebüchern findet und welches *Cotte* und die Mannheimer bey ihren allgemeinen Folgerungen stets anwendeten, unrichtig ist, geht wohl am leichtesten daraus hervor, dafs hier ja die übrigen Winde völlig unbeachtet gelassen werden. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, legte *Lambert* bey der Bestimmung dieser Richtung das Parallelogramm der Kräfte zu Grunde und entwickelte einen Ausdruck, mit dessen Hülfe Richtung und Stärke des allgemeinen Luftstromes aus der Häufigkeit der einzelnen Winde hergeleitet wurde. Der Vf. giebt in dieser Schrift ein drittes Verfahren an. Er betrachtet die Summe aller Beobachtungen als Einheit, und drückt dann die einzelnen Winde als Brüche dieser Einheit aus.

Noch ehe der Vf. die vorliegende Schrift herausgab, hatte Rec. einen grofsen Theil der in mehreren Sammlungen, namentlich in den Mannheimer Ephemeriden mitgetheilten Beobachtungen nach der Methode Lambert's berechnet; die Resultate, welche wir beide gefunden haben, stimmen in vielen Punkten völlig überein, namentlich überzeugte Rec. sich sehr bald, dafs es in Europa eine allgemeine Luftströmung gebe. Zugleich aber kann es nicht fehlen, dafs zwey Physiker, welche denselben sehr verwickelten Gegenstand gleichzeitig und auf verschiedenen Wegen untersuchen, und dabey nicht genau dieselben Beobachtungen benutzen, zu manchen Resultaten gelangen, welche von einander mehr oder weniger abweichen. Dieses wird den Rec. entschuldigen, wenn er manche einzelne Punkte dieser Schrift einer näheren Prüfung unterwirft, um so mehr, da die Lehre von den Winden eine der wichtigsten in der ganzen Meteorologie ist.

Da die Winde zu verschiedenen Zeiten des Tages aufgezeichnet werden, so muss nothwendig zuerst der Einfluss der Beobachtungszeit näher bestimmt werde. Der Vf. wählt deshalb vierjährige Beobachtungen, welche zu Copenhagen vier Mal täglich angestellt sind, und folgert aus diesen, dafs man in unseren Breiten den Wind zu jeder beliebigen Tageszeit aufzeichnen könne.

56050 in funfzig Jahren angestellte Beobachtungen liegen der Untersuchung über die Windverhältnisse in Copenhagen zum Grunde. Der häufigste Wind ist darnach *W*, dann *SW*, am seltensten sind *N* und *NO*. Das Verhältnifs der östlichen Winde zu den westlichen ist 1:1,54. Dieses Verhältnifs richtet sich nach den Jahreszeiten; das Uebergewicht der westlichen Winde über die östlichen ist im Sommer viel gröfser als in den übrigen Jahreszeiten, besonders im Frühlinge, dagegen werden die westlichen Winde im Winter mehr südlich, im Sommer mehr nördlich, ein Resultat, zu welchem auch Rec. für viele Orte in Deutschland gekommen war. Bleiben wir nämlich hier bey den Beobachtungen in Copenhagen stehen, so ist die mittlere Richtung des Windes nach den vom Vf. mitgetheilten und nach *Lambert* berechneten Gröfsen im Winter *S* 26° 18′ *W*, im Frühlinge *S* 47° 44′ *W*, im Sommer *S* 79° 19′ *W*, im Herbste *S* 51° 27′ *W*. Eben so zeigt sich ein bedeutender Unterschied in der Stärke, mit welcher die Luft aus dieser mittleren Richtung bewegt wird. Bezeichnen wir nämlich die Summe aller Winde mit 1, so wehen aus dem mittleren Windstriche im Winter 0,12, im Frühlinge 0,06, im Sommer 0,30, und im Herbste 0,19 Winde, woraus sich das Vorherrschen der östlichen Winde im Frühjahre sehr auffallend ergiebt. Wäre indessen der Vf. länger bey den einzelnen Monaten stehen geblieben, und hätte er namentlich, wie er dieses später für die Jahreszeiten gethan hat, mehrere Orte auf diese Art verglichen, so würde er noch zu manchen anderen interessanten Resultaten gekommen seyn. Er würde sich namentlich dann überzeugt haben, wie im April und noch mehr im May fast vollkommen *N* und *NO*, im October *S* oder *SW* an den meisten Orten vorherrschend ist, und wie aus diesen Windrichtungen nebst dem damit in der Regel verbundenen heiteren Zustande des Himmels das nochmalige Sinken der Temperatur im Frühlinge, so wie der Nachsommer folgen. Die eben gefundenen Resultate gelten für alle Punkte Dänemarks, wie dieses eine Vergleichung der Beobachtungen zu *Skagen*, auf *Christiansöe*, zu *Apenrade*, *Viborg*, *Hofmansgave* und auf *Stevns* Leuchtthurm zeigt. Die mittlere jährliche Richtung des Windes ist im Mittel in Dänemark *S* 67° 46′ *W*, seine Stärke 0,18.

Nachdem der Vf. die Windverhältnisse Dänemarks entwickelt hat, geht er zu den Winden in England über. Die westlichen Winde, welche ebenfalls das Uebergewicht haben, werden hier mehr südlich. Es ist nämlich nach den vom Vf. mitgetheilten Beobachtungen die mittlere Richtung der Winde *S* 50° 56′ *W*, mit der Stärke 0,25.

Wir wollen hier die für Frankreich gefundenen Resultate übergehen, da sie mit den vorigen nahe übereinstimmen und wenden uns zu den Winden in Deutschland. Auch hier haben nach dem Vf. die westlichen Winde über die östlichen das Uebergewicht; er wagt indessen nicht zu entscheiden, ob die süd-

südlichen Winde häufiger sind als die nördlichen. Rec., welcher zu den vom Vf. mitgetheilten Tafeln noch die Beobachtungen von einigen anderen Orten hinzugefügt hat, glaubt, dass beide gleich häufig sind und dass wohl nur Localumstände Ursache der grösseren oder geringeren Häufigkeit von südlichen oder nördlichen Winden sind. Es ist nämlich die mittlere Richtung der Winde in Deutschland nahe *W*, nämlich im Mittel aus den vom Rec. benutzten Beobachtungen *S* 86° 37′ *W*, mit der Stärke 0,21.

In Russland sind die westlichen Winde noch mehr nördlich geworden, die mittlere Richtung ist nämlich in *Petersburg W* 22° 30′ *N*, in *Moskau* nach zweyjährigen Beobachtungen *W* 32° 30′ *N*.

Für Schweden hat der Vf. nur vierjährige Beobachtungen in *Stockholm* benutzt; Rec., welcher die sämmtlichen in den Mannheimer Ephemeriden mitgetheilten zehnjährigen Beobachtungen berechnet hat, findet, dass an diesem Orte die mittlere Richtung der Winde *S* 77° *W* ist. Das Verhältniss der östlichen Winde zu den westlichen ist darnach 1:1,46, nahe eben so, wie es der Vf. gefunden hat.

Als allgemeines Resultat dieser ganzen Untersuchung dürfen wir es demnach als erwiesen annehmen, dass in Europa die westlichen Winde über die östlichen das Uebergewicht haben; dieser Satz, welchen der Vf. nur aus solchen Beobachtungen herleitet, welche an Orten angestellt sind, welche westlich von Moskau liegen, scheint auch bis ins Innere Sibiriens wahr zu seyn, wenigstens sind in *Bargusin* (53° 25′ *N*, 4° 59′ *O Irkutzk*) *W* und *N* die gewöhnlichsten Winde und in dem von *W* nach *O* laufenden Theile von *Nertschinsk* wehen westliche Winde fast zwey Drittel des Jahres (*Georgi* Bemerkungen auf einer Reise im russischen Reiche, Bd. I. S. 129 u. 427). Die westlichen Winde entfernen sich immer weiter von *S*, je tiefer wir ins Innere des Continentes gehen. Ein zweytes Gesetz ist, dass die westlichen Winde im Winter mehr südlich, im Sommer mehr nördlich oder genau westlich sind. „Doch," bemerkt der Vf. auf S. 53, „scheint diess nicht von dem östlichen Europa zu gelten." Aber auch hier, wenigstens in Moskau, ist dieser Satz noch wahr. Nach den sämmtlichen in den Mannheimer Ephemeriden mitgetheilten Beobachtungen ist die Windrichtung in *Moskau* im Winter *S* 30° *W*, im Frühlinge *W* 28° *N*, im Sommer *W* 47° *N*, im Herbste *S* 76° *W*. Die Stärke ist in denselben Jahreszeiten 0,06; 0,17; 0,19; 0,25. Wenn der Vf. daher in dem östlichen Europa den Einfluss der Jahreszeiten nicht so bestimmt auffand, so liegt der Grund wohl hauptsächlich darin, dass er für Moskau nur zweyjährige Beobachtungen benutzte. Die für die Stärke der Winde mitgetheilten Grössen zeigen am deutlichsten, dass die südlichen Winde in Moskau im Winter fast eben so häufig wehen als die nördlichen.

Wir übergehen die Erklärung des Vfs. um so mehr, da die Existenz dieser Luftströmung von *Halley* und Andere längst vermuthet und auf den extratropischen Meeren ausser vielen Schiffern hauptsächlich von *Forster*, *Romme*, *Capper* u. A., und in Paris von *le Gentil* auf das Bestimmteste nachgewiesen ist. Eben so wenig wollen wir bey den beiden folgenden Abschnitten dieser Abhandlung, über den Spielraum der Windverhältnisse und über die Windverhältnisse Dänemarks in verschiedenen Perioden verweilen. Von hier geht der Vf. zu dem Einflusse der Winde auf die Temperatur über. Soll dieser näher bestimmt werden, so scheint es am einfachsten zu seyn, sämmtliche bey jedem Winde beobachtete Thermometerstände zusammen zu addiren und die Summe durch die Beobachtungszahl zu dividiren. Dieses Verfahren aber verwirft der Vf., da nämlich die Vertheilung der Winde in den verschiedenen Jahreszeiten ungleich ist, da ferner die Wärme von den Jahreszeiten abhängt, so würde eine solche Zusammenstellung ein fehlerhaftes Resultat geben. Desshalb nimmt er die Jahre und Jahreszeiten, in welchen das Uebergewicht der östlichen oder westlichen Winde grösser als gewöhnlich war, und vergleicht diese mit den gleichzeitigen mittleren Temperaturen. Das Verfahren ist bequem, um den Einfluss der Winde auf das Thermometer beyläufig zu bestimmen. Aber an wie wenig Orten haben wir eine mehr als zehnjährige Beobachtungsreihe! Und selbst diese ist zu einer solchen Vergleichung noch nicht ausreichend. Rec. hat es daher stets für das Beste gehalten, thermometrische Windrosen zu berechnen. Man darf nur die zu derselben Tageszeit in demselben Monate in verschiedenen Jahren aufgezeichneten Thermometerstände nach den Winden zusammenstellen, hieraus das Mittel nehmen und aus diesen einzelnen monatlichen Mitteln ein allgemeines Resultat herleiten. Rec. hat dieses für mehrere Orte, von welchen *Peking* der östlichste, *Cambridge* in N. A. der westlichste ist, gethan, stets hat sich ein entschiedener Einfluss der Winde gezeigt. So ist in *Moskau* im Mittel der Thermometerstand bey *NO* 1°,15 *R*, bey *S* 4°,77; und durchgängig zeigt in Europa das Jahresmittel bey östlichen Winden eine geringere Temperatur als bey westlichen, während im Sommer das Gegentheil Statt findet. Eben so ist das Verhalten an den östlichen Küsten der Continente das entgegengesetzte von dem in Europa.

(*Der Beschluss folgt.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1828.

PHYSIK.

Copenhagen, b. dem Vf.: *Beyträge zur vergleichenden Klimatologie*, von Dr. *Joakim Frederik Schouw* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Einer der folgenden Abschnitte handelt von den barometrischen Windrosen. Der Vf. theilt darin den Einfluss der Winde auf den Barometerstand mit für Kopenhagen (2 Jahr), Apenrade (3 J.), Hamburg (*Buek*), Berlin (*v. Buch*), Paris (*Burkhardt*), und findet dann bey der Vergleichung derselben manche Unterschiede, welche er ausführlich zu erklären sucht. Aber abgesehen davon, dass die Beobachtungen an mehrern Orten nur kurze Zeit angestellt und die Anomalien noch nicht vollständig entfernt sind, bleibt doch immer die Frage erlaubt, ob denn die Windbeobachtungen so genau aufgezeichnet werden, dass man bey einer Untersuchung dieser Art auf kleine Unterschiede Gewicht legen darf. Eine Vergleichung der barometrischen Windrosen, wie sie an demselben Orte aus den Tagebüchern verschiedener Beobachter folgen, liefert das beste Mittel zu Beantwortung dieser Frage. Für Paris hat uns *Burkhardt* eine Windrose mitgetheilt, aus 11jährigen Mittagsbeobachtungen *Arago's* hat Rec. eine eben solche hergeleitet. Um den Gang beider gehörig zu übersehen, dürfen wir nur für die Curve eine Interpolationsgleichung entwickeln und aus dieser die Extreme herleiten. *Bessel's* Formel:

$$B_n = \beta + a \sin(45^\circ . n + v) + a' \sin(90^\circ . n + v')$$

wo n die Ordnungszahl des Windes, B_n der entsprechende Barometerstand, β, a, a', v, v' constante durch die Beobachtungen zu bestimmende Grössen sind, eignet sich sehr gut zu dieser Vergleichung. Berechnen wir die Constanten vermittelst der Methode der kleinsten Quadrate, so liegt nach *Arago* das *Maximum* bey N 24° O, das *Minimum* bey S 2½° W; nach *Burkhardt* sind diese Punkte N 36° O und S 17½° W. Und fast in derselben Gegend liegen die Winde für die Extreme in ganz Europa; so befinden sich dieselben, um bey den beiden vom Rec. benutzten Grenzorten stehen zu bleiben, in London (10 Jahr *R. S.*) bey N 47° O und nahe S; in Moskau bey N 53½° O und S 12½° W.

Hätte der Vf. die thermometrische Windrose entwickelt, so würde er sich dadurch überzeugt haben, dass die Wärme die wichtigste, wenn auch nicht die einzige Ursache dieses ungleichen Barometerstandes bey verschiedenen Winden ist; zugleich aber würde er den Grund für manche scheinbare Anomalie aufgefunden haben. Eine zweyte Ursache desselben scheint in den Luftströmungen zu liegen. Wenn nämlich NOwind weht, so ist dieser der allgemeinen aus SW kommenden Luftströmung mehr entgegengesetzt, es muss also dadurch eine Anhäufung der Luft entstehen und das Barometer muss aus diesem Grunde steigen. Eine Vergleichung der numerischen Resultate an mehrern Orten scheint die Richtigkeit dieser Hypothese zu zeigen. Nehmen wir nämlich an, die Anhäufung der Luft sey proportional mit $\sin \frac{1}{2} x$, wo x den Winkel bezeichnet, welchen der Wind mit der allgemeinen Luftströmung bezeichnet, legen wir dann den Nullpunkt der Peripherie nach SW und gehen von hier bey der Zählung der Winkel nach S, ist ferner v ein durch die Versuche zu bestimmender Hülfswinkel, β der Barometerstand, welcher bey demjenigen Winde Statt finden würde, wo die Lufttemperatur 0 wäre und endlich t die Temperatur bey einem Winde, so ist für Paris (Millimeter und *Celsius* Thermometer)

$$Bn = 775{,}60 + 2{,}21 \sin \tfrac{1}{2}(19^\circ 42' + n.45) - 1{,}526 . t$$

Die folgende Tafel zeigt eine Vergleichung der beobachteten Resultate mit den berechneten.

Wind	t	beobachtet mm	berechnet mm	Unterschied mm
N	12°,02 C	759,18	759,13	— 0,05
NO	11,76	9,50	9,83	+ 0,33
O	13,50	7,23	7,16	— 0,07
SO	15,25	4,04	4,13	+ 0,09
S	15,43	3,16	3,23	+ 0,07
SW	14,92	3,51	3,21	— 0,30
W	13,64	5,56	5,27	— 0,29
NW	12,39	7,77	7,96	+ 0,19

Spricht schon hier die Uebereinstimmung zwischen den beobachteten und berechneten Monaten sehr für die Richtigkeit der angeführten Hypothese, so wird dieselbe noch durch einen andern Umstand bestätigt. Nach der obigen Formel nämlich liegt die mittlere Luftströmung bey S 64° 42' W; nach den vom Vf. mitgetheilten Tafeln ist die mittlere Richtung des Windes S 65° 4' W. Fast eine eben so grosse Uebereinstimmung sowohl im ganzen Jahre, als in den einzelnen Jahrszeiten, zeigt sich an andern Orten.

Rec. übergeht die beiden folgenden für die Hydrographie wichtigen Abschnitte über den Einfluss der Winde auf die Meeresströmung und die Höhe des Meeres bey Kopenhagen.

Die zweyte Abhandlung dieses Hefts betrifft den täglichen Gang des Thermometers, und ist eine Ergänzung zu den Bemerkungen, welche der Vf. schon früher in seiner Pflanzengeographie mitgetheilt hatte. Es werden hier die Beobachtungen zu Padua mit denen zu Leith, Apenrade und Rio Janeiro verglichen. Das Endresultat ist, dass man mit Hülfe derselben an jedem Orte die mittlere Temperatur eines Tages finden kann, wenn einige Beobachtungen zu solchen Zeiten angestellt sind, dass sie das wahre Mittel nicht geben. Da Rec. seine Ansichten über diesen Gegenstand bereits früher an einem andern Orte ausführlicher entwickelt hat, so unterlässt er hier eine nähere Prüfung dieser Untersuchung. *L. F. Kämtz.*

GESCHICHTE.

DARMSTADT, b. Leske: *Allgemeine Geschichte der Kriege der Franzosen und ihrer Alliirten, vom Anfange der Revolution bis zum Ende der Regierung Napoleons. Nach den einzelnen Feldzügen für Leser aller Stände erzählt.* In einer wohlfeilen Taschenausgabe. Aus d. Franz. *Erstes* Bändchen. 1826. 236 S. *Zweytes* Bdch. 1826. 214 S. *Drittes* Bdch. 1827. 248 S. 12. Mit den Planen der Schlachten bey Paris, Toulouse und Waterloo oder Belle Alliance.

Auch unter dem Titel:

Die Feldzüge in Frankreich in den Jahren 1814 und 1815. Von *Mortonval.* In strategischer Hinsicht durchgesehen vom General *Beauvais.* (Jedes Bändchen 6 Gr. Sächs.)

Diese Uebersetzung des *Resumé de l'histoire militaire des Français* gewährt eine gute Uebersicht der Geschichte der beiden Jahre 1814 und 1815 von *Napoleons* Rückkehr nach Frankreich; weniger auf militärische, als auf gemischte Leser berechnet, und daher ohne alles tactische und strategische Detail, in sofern es nicht unmittelbar zum Verstehen der Ereignisse nothwendig ist, für welchen Zweck der ungenannte Uebersetzer noch in den Anmerkungen aus *Vaudoncourts Hist. des Campagnes* 1814 et 1815 interessante Auszüge und Bemerkungen geliefert hat. Mit *Napoleons* Rückkehr aus Deutschland beginnend, werden zuerst die Bewegungen im Innern Frankreichs zu Gunsten der *Bourbons* und der Alliirten erwähnt, deren Brennpunkt das Schloss Ussé in Touraine war, und die durch die Opfer vermehrt wurden, welche der unglückliche Feldzug in Deutschland 1813 und die Annäherung der Verbündeten an die Grenzen Frankreichs forderten. Das letztere konnte der Gesammtmacht Russlands, Oesterreichs, Englands, Preussens und der kleinen Fürsten (600,000 Mann) noch nicht volle 200,000 Mann entgegensetzen; — denn die in den Festungen Preussens und Deutschlands zurückgebliebenen Hunderttausende waren für Frankreich verloren! — nothwendig mussten Alle, die nicht, gleich den Kriegsleuten, ein unbedingtes Zutrauen auf den Muth der Armee und *Napoleons* Feldherrntalente hatten, grosse Besorgniss wegen dieses letzten Kampfes um den Thron Frankreichs hegen und einem unglücklichen Ausgange desselben entgegensehen. Dass auch *Napoleon* selbst nur geringe Hoffnung nährte und das gemehrte Missgeschick nachtheiligen Einfluss auf seine Entschlossenheit hatte, geht aus der Geschichte *jener* Tage unwidersprechlich hervor. Hier ists, *wo sich* der Usurpator, der jetzt nur noch für sei*ne Existenz* kämpfte, von *Friedrich dem Grossen,* dem Regenten durch Geburt und alte, geheiligte Rechte, unterschied, der dann am grössten erschien, wenn das Unglück von allen Seiten auf ihn hereinstürmte.

Im *zweyten* Kap. u. fg. werden die verschiednen Kriegsereignisse in Frankreich erzählt; in Troyes fand *Napoleon,* nach dem Verlust der Schlacht von la Rothiere, von den Einwohnern sehr kalte Aufnahme und keine Lebensmittel; vielmehr wurden die Conscribirten zum Ausreissen verführt. Dadurch und durch die gleichzeitigen widrigen Ereignisse schien N. einen Augenblick zum Frieden gestimmt: jedoch die Bedingungen der alten Grenzen von 1792 empörten ihn, er wies alles Zureden *Berthier's* und *Maret's* zurück (S. 45): „Das öffentliche Wohl, edelmüthige Opfer, dem Heil des Vaterlandes dargebracht, blieben damals den Ideen des Kaisers eben so fremd, als denen der Fürsten und Herzoge, welche er geschaffen hatte. Erst am Tage seiner Thronentsetzung zu Fontainebleau beherrschten sie seinen Geist; durch sie entschied er sich. Da sah man ihn in einem Tagsbefehle die Schmeichler, welche ihn betrogen hatten, der öffentlichen Verachtung übergeben: aber er hatte ihnen doch bis dahin Glauben bey*gemessen.* Die Geschichte muss diese Schwachheiten *einer sehr* erhabenen Seele aufbewahren, nicht, *um den* niederträchtig, auf sein Grab so verschwenderisch ausgegossenen Schmähungen eine Beleidigung beyzufügen, sondern weil die Betrachtung der Fehler eines grossen Mannes grosse Lehren in sich fasst." Eine nähere strategisch-tactische Beschreibung der Operationen muss der Kriegsmann in *Jomini, St. Cyr, Vaudoncourt* u. a. Werken suchen; doch findet sich hier überall nach letztern und *Plotho* bey den Treffen die Stärke der einzelnen Corps angegeben.

Von dem Gefecht bey Veaux-Champs, dessen gleichsam nur im Vorbeygehen erwähnt wird, sagt der Uebers. sehr richtig in einer Anmerkung: es sey wichtiger gewesen, als es im Text erscheine, weil *Blücher,* gänzlich von der zahlreichen französischen Kavallerie eingeschlossen, sein Heil nur in der ruhigen Entschlossenheit der preussischen Infanterie fand, deren Quarrées sich einen Weg durch die Feinde bahnte.

Während das Glück *so* von Zeit zu Zeit *Napoleon* lächelte und ihn verführte, eine bessere Wendung des Schicksals noch für *möglich* zu halten, da doch jeder Sieg durch den damit verbundenen unvermeidlichen Verlust Frankreichs Kräfte schwächte und die

Ueberlegenheit der Alliirten erhöhte, führte die letztere, gemeinschaftlich mit der Untreue *Talleyrand's* und einiger Generale und mit der Untauglichkeit *Josephs* zu der ihm übertragenen Vertheidigung von Paris, den Umsturz des Reichs herbey. Auf den Verlust des Treffens bey Arcis, — wo N. selbst vom Pferde stieg, um die Richtung der Geschütze einer Batterie nachzusehen! — folgte die durch ein hitziges Treffen vorbereitete Einnahme von Paris, bey dessen Vertheidigung 300 Zöglinge der polytechnischen *Schule*, kaum dem Knabenalter entwachsen, das *französische Geschütz* bedienten, und dabey durch ihren *Muth* wie durch die ruhige Anwendung ihrer Kenntnisse sich Bewunderung und Achtung ihrer Kampfgenossen erwarben. Die Absetzung des bisherigen Kaisers und die Wiederherstellung der *Bourbons*, vorzüglich wohl durch Englisches Gold und *Talleyrand's* Beredtsamkeit herbeygeführt, war die nächste Folge der Besetzung von Paris. Zwar hatte *Napoleon* noch über 60,000 Mann mit dem nöthigen Geschütz, von einigen seiner bessern Generale befehligt; noch konnte er sein Schwerdt entscheiden lassen; da bestimmte ihn der Rath seiner Freunde, *Ney's, Lefebre's, Oudinot's, Bertrand's, Macdonald's, Berthier's, Coulaincourt's u. Maret's*, in Verbindung mit *Marmont's* verrätherischem Abfalle, dem Throne unbedingt zu entsagen.

Im XI. Kap. wird noch die Schlacht von Toulouse beschrieben; dann werden die übrigen Vorgänge und die Abreise *Napoleons* nach Elba erzählt, auf welche im XII. Kap. eine Schilderung des innern Zustandes von Frankreich nach der Wiederkehr *Ludwigs XVIII.* folgt. Es konnte dem französischen Volke unmöglich gleichgültig seyn, die Früchte aller Anstrengungen, aller seit dem Beginn der Revolution dargebrachten Opfer mit Einem Schlage zu verlieren; in der Wiederherstellung des Königreichs lag schon der Keim zu *Napoleons* Rückkunft und zu allen spätern Ereignissen. Sehr wahr sagt der Vf. bey Gelegenheit der von dem Minister *Dambray* gehaltenen Rede: „Man sehe in ihr zum ersten Male die officielle Angabe der Zeit, welche Frankreich unter der Regierung Ludwigs XVIII. stand; sie währte schon neunzehn Jahre, ohne dass die Franzosen es wussten. Diese wenigen Worte enthüllten der Nation grosse Absichten. Die Revolution verstand die Drohung, sie ward beunruhigt und rüstete sich zum Kampfe. Napoleon hatte bloss ihren aufrührerischen Geist getödtet; die Menschen und ihre Interessen waren geblieben" u. s. w. Die unersättliche Habsucht der herbeyströmenden Emigrirten, — die nach S. 75 *jetzt* im Besitz von beynahe 80 Mill. Einkünften sind, welche sie als Besoldungen ziehen, — und die von ihnen veranlassten Einrichtungen und Verordnungen reizten die Gemüther auf, und so war es kein Wunder, dass *Napoleon* bey seiner Rückkehr von Elba auf französischem Boden mit offnen Armen empfangen, dass es ihm möglich ward, sich ohne Widerstand und ohne Gewalt auf den von ihm kaum verlassenen Thron zu setzen, dadurch aber seinen Untergang herbeyzuführen.

Im XIII. Kap. des *zweyten* Theils wird *Napoleons* Abreise von Elba und Ankunft in Frankreich erzählt. Sie war keineswegs durch eine Verschwörung des Militärs gegen die bestehende Regierung veranlasst, wohl aber durch die Kunde von den unüberlegten Schritten der royalistischen Partey, vielleicht auch durch die Nachricht beschleunigt: die französischen Bevollmächtigten haben auf dem Congress in Wien dringend darauf angetragen, N. seinen Aufenthalt in St. Helena anzuweisen. *Vim vi repellere licet*, soll der Exkaiser bey seiner Abreise von Elba gesagt haben: Rec. aber ist überzeugt, dass *Napoleon* hier fest auf die Redlichkeit und Ehrliebe der Verbündeten vertrauen durfte, die unter keiner Bedingung in einen solchen Gewaltstreich gewilligt haben würden, den doch England unmöglich allein auf seine Schultern nehmen konnte. Gewohnt, sich durch den Gang der Ereignisse bestimmen zu lassen, und *nur* nach den Umständen zu handeln, hatte der nicht ganz ohne eigne Schuld von dem Gipfel des Glücks herabgestürzte unternehmende Geist keinen Begriff von den Verpflichtungen des rechtlichen Mannes, dem sein gegebnes Wort über Alles geht; — er fürchtete und wagte daher auch das Aeusserste, und brachte eben dadurch das gefürchtete Schicksal zur Vollendung, das ihm der gleich gesinnte *Talleyrand* längst bereitet hatte. Die Bewegungen, welche *Napoleons* Ueberfahrt und Ankunft auf französischem Boden veranlasste, so wie die Erzählung der Ueberfahrt selbst und des nachherigen Marsches auf Paris S. 91 fg. hat Rec. mit vielem Interesse gelesen, und manches nicht allgemein Bekannte darin gefunden. Nur Ein Zug aus vielen: „Als der Kaiser sich am 7. Grenoble näherte, begegnete er auf der Höhe bey Vizille der Avantgarde der gegen ihn marschirenden Garnison, einer Kolonne von 800 Mann! Er schreitet diesem Haufen entgegen, der sogleich anhält. Ein Officier, welcher vor *Napoleon* her geht, will zu diesen Kriegern sprechen; die Anführer gebieten ihm Stillschweigen. Da erkennt Napoleon ein Bataillon des *fünften* Linienregiments (das in Italien unter ihm gefochten hatte): „Soldaten, spricht er zu ihnen, wenn ihr euren Kaiser morden wollt, hier ist er! Da erschallt der laute Ruf: Es lebe der Kaiser! Die Soldaten des *fünften* Regiments verlassen ihre Reihen und stürzen sich mit offnen Armen auf die Glieder der Garde, welche unmittelbar hinter dem Kaiser folgte. Ueberall nur Freude und Herzlichkeit. Die weisse Cocarde wird abgerissen und mit Füssen getreten; die dreyfarbige nimmt wieder ihre Stelle ein." — Grenoble schien Widerstand leisten zu wollen, allein unter der Besatzung war das 4te Artillerieregiment, unter dem *Buonaparte* als Capitain gestanden hatte. Die gesperrten Thore wurden von innen aufgehauen, und die 1100 Mann, welche mit *Napoleon* von Elba gekommen waren, vermehrten sich hier mit 6000 Mann. Alle Vertheidigungsanstalten der Bourbonischen Partey waren schlecht angeordnet und wurden noch schlechter ausgeführt. Sie blieben daher erfolglos und der Zurückkehrende bestieg binnen drey Wochen ohne Schwerdtstreich — er verbot seinen Soldaten und Anhängern durchaus, Bürgerblut zu vergiessen — wieder den Thron, dessen Umsturz im vorhergehenden Jahre den Verbündeten so viel

Blut

: gekostet hatte. Die *Bourbons* verliessen die nze Frankreichs, um im Auslande das kaum von :n verlassene Asyl wieder zu suchen. England ıhtete jedoch die Wiederkehr der Macht *Napoleons* zu sehr, als dass es nicht hätte Alles anwenden :n, selbst mit Darbringung der grössten Opfer ihm hinreichende Masse von Streitkräften entgegenellen. Ausser einer Subsidie von 5 Mill. Pfd. Sterl. 1815 erbot sich England, die Kosten des Rück-sches der allürten Heere nach dem Feldzuge zu ;en, die über 3½ Mill. Pfund geschätzt wurden, sich so mit einem Aufwande von 50 Mill. Thalern der Furcht vor *Napoleon* zu befreyen. Dieser 1 93,800 Mann, die zu Ende May's auf 217,000 M. iegen waren — die noch in der Organisirung Befenen ungerechnet. Allein, nicht gehörig unterzt, geschah auf der einen Seite nicht Alles, was hehen konnte, um das Mögliche zu thun; auf andern that *Napoleon* nicht, was er musste, um aufgeregte Energie der Franzosen in einer Spang zu erhalten, die bey der Uebermacht der Verdeten allein den Erfolg sichern konnte. „*Napo*redete die Sprache der Freyheit in ihrem vollen nze und entzückte dadurch die Franzosen, heisst . 17 des *dritten* Bdchs. Wie hätte man nicht an e Versprechungen glauben sollen, da sein eigner theil erheischte, sie zu erfüllen! Vergrösserte sich Macht, sein Idol, nicht um eben so viel, als er einer ländigen Unabhängigkeit abtrat? — — Frankh war in Erwartung. Allein plötzlich weicht *Na*-*on* vor seinem eignen Werke zurück; er erschrickt dem Gedanken an die Freyheit; sie erscheint ihm ine blutige Anarchie, welche die Rechte des Throns Füssen tritt und den Monarchen selbst bedroht. Kaiser nimmt alle seine Versprechen zurück, er *villigt* nun seinerseits bloss ein *Verbesserungsge-!* — Die Franzosen, in ihrer Begeisterung für die yheit plötzlich unterbrochen, sehen mit Schmerz, *Napoleon* sie nur damit locken wollen; dass sie ihm als Mittel zum Zweck diente, keineswegs aber er war. Das Missvergnügen war allgemein; der er hörte ein Murren von verderblicher Vorbedeu-. Stimmen unabhängiger Männer benachrichtighn, dass er die Nation tief verwundet habe. Er erte seinen Fehler und bemühte sich, ihn durch Verhungen zu beschönigen, die aber ohne Wirkung ie Gemüther blieben" u. s. w. — Die Lage *Napoleons* l dadurch um so gefährlicher, da die Engländer Preussen, zum Angriff bereit, an der Nordgrenze en und ihm um 50,000 Mann überlegen waren; die rreicher und Russen ungerechnet, die gegen den n in Osten heranzogen. Zwar gewährte ihm die rraschung der Verbündeten durch Ueberschreider Sambre nicht unwichtige Vortheile und noch ere Hoffnungen: doch schon die Entweichung ei-Officiere musste ihm zeigen, wessen er sich *von* n zu versehen habe, als *Ney's* Zögern bey Frasnes ken den Sieg bey Ligny erfolglos liess, u. *Grou*-Verweilen vor Wavres am 18. Jun. den Franzosen den schon halb errungenen Lorbeer aus den Händen wand. Rec. enthält sich nur mit Mühe, die Darstellung der genugsam bekannten Schlacht von *Belle Alliance*, in ihrem Gange wie in ihren Folgen unstreitig die merkwürdigste des Jahrhunderts, näher zu zergliedern; er begnügt sich mit der Bemerkung, dass der Uebers. sich das Verdienst erworben hat, aus andern gleichzeitigen Berichten Alles beyzubringen, was nur irgend zu Vervollständigung jener Darstellung dienen kann. Als die Preussen um 4 Uhr Nachmittags im Angesicht der fechtenden Armeen ankamen, da zeigte Graf *Gneisenau*, *Blücher's* Chef des Generalstabes, *nach der vorwärts* auf der Höhe liegenden Meyerey *Belle Alliance* hin, sagend: „dahin müssen wir! bey jenem Hause steht *Napoleon* mit seinen Garden, seiner letzten Reserve!" — In der That endigte sich bey jenem Hause, wo die beiden befreundeten Feldherren, das gemeinschaftliche Ziel erstrebend, zusammenkamen, der blutige, entscheidende Tag, der es wohl hauptsächlich durch *Grouchy's* nie zu entschuldigendes Versäumen und durch *Blücher's* Festhalten am einmal gefassten Entschlusse, zum Nachtheil der Franzosen ward. Mit diesem Tage ging *Napoleons* Stern für immer unter. Er hatte sich in ein Quarrée der Garde gerettet; ein Glück für ihn, wenn er, *Soult's* Einreden nicht Gehör gebend, in jenem geblieben und mit seinen Treuen gefallen wäre, anstatt sich den Händen seiner unversöhnlichsten Feinde zu überliefern, von denen er nur eine schonungslose Behandlung fürchten musste.

Im XVIII. Kap. werden die politischen Folgen der Schlacht von Waterloo erzählt, wo seine Freunde dem unglücklichen Feldherrn gefährlicher wurden, als seine Feinde. Anstatt seine Hülfsquellen zu benutzen, und binnen weniger als 4 Wochen wieder mit 328,000 Mann sein Glück zu versuchen, gab *Napoleon* sich dem treulosen Rathe *Fouché's* hin, der im Verfolg der Ereignisse bald genug die wohl verdiente Vergeltung fand; *anstatt* auch nach seiner Entsagung noch mit Kraft *und Energie* zu handeln, sich durch eine schnell entschlossene Flucht den Händen seiner Feinde zu entziehen; — der Seeminister *Decrés* schickte ihm das Verzeichniss der amerikanischen Schiffe und setzte hinzu: „Bemerken Sie, Sire, das Schiff zu Havre, dessen Capitain in meinem Vorzimmer ist, seine Postchaise vor meiner Thüre. Er ist im Begriff abzureisen und ich bürge für ihn. Wenn Sie wollen, können Sie morgen aus dem Bereich Ihrer Feinde seyn." Voll Misstrauen gegen seine treuen Anhänger liess er sich verleiten, das von *Wellington* für ihn verlangte sichere Geleit zu erwarten, und dadurch den einzigen günstigen Zeitpunkt zu versäumen. Ueberall von englischen Schiffen umstellt, übergab er sich der englischen Grossmuth, um auf dem einsamen Felsen von St. Helena seine unersättliche Eroberungssucht und seine Vergehungen gegen die Menschheit abzubüssen.

Im XIX. und XX. Kap. werden die noch folgenden Begebenheiten bis zum völligen Friedensschlusse aufgeführt, und am Ende jedes Bändchens officielle Nachrichten von der Stärke der Armeen und von einzelnen Kriegsereignissen als Beylage hinzugefügt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1828.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Prag, gedr. b. Scholl u. Landau: *Rabbinisch-Aramäisch-Deutsches Wörterbuch*, zur Kenntniss des Talmud's, der Targumim und Midraschim; mit Anmerkungen für Philologie, Geschichte, Archäologie, Geographie, Natur und Kunst. Von *M. J. Landau*, Inspector der israelitisch-deutschen Hauptschule zu Prag. *Fünf* Theile, zusammen 1676 S. (ohne Vorreden, Einleitungen und Manches, was nicht zur Sache gehört). 1819—1824. gr. 8.

Das erste Wörterbuch zum Verständniss der von den nachexilischen Juden angenommenen chaldäischen Sprache, und des in lexikalischer Hinsicht so sehr gemischten, buntscheckigen Idioms der spätern Rabbinen unternahm Rabbi *Nathan bar Jechiel* aus Rom († 1106), der nach seinem Tode von dem Titel dieses mit unermüdetem Fleisse zusammengetragenen Werkes (הערוך, das alphabetisch *geordnete* Buch) den Ehrennamen בעל ערוך erhielt. Unter seinen ältern jüdischen Nachfolgern verdienen besonders R. *Tanchum ben Joseph*, *Benjamin ben Immanuel Mussaphia* († 1674) und *David ben Isak Cohen de Lara* († 1674) genannt zu werden. Das Wörterbuch des *Tanchum* unter dem Titel: المرشد, *el Morschid*, liegt als Manuscript auf der Bodleyanischen Bibliothek (s. *Gesenius* Comment. über den Jesaias, Vorrede, S. XII.); *de Lara's* כתר כהונה ist unvollendet geblieben, was sehr zu bedauern ist, da Letzterer wohl vielseitigere linguistische Kenntnisse besitzen mochte, als alle Uebrigen. *Mussaphia*, der den *Aruch* mit schätzbaren Zusätzen (מוסף ערוך) herausgab, hatte unter den christlichen Kennern des Rabbinismus einen grossen Vorgänger an *J. Buxtorf* dem Vater, dessen nach Wurzeln eingerichtetes *Lexicon chaldaicum, talmudicum et rabbinicum* (Basel 1640), wobey der Aruch zum Grunde liegt, er wacker zu plündern wusste. Der Herausg. sagt von ihm in seiner hebräischen Vorrede zum *ersten* Theil (S. 12): לפניו הלך עמוד האש להנחותו הדרך ולהאיר לו, איש חכם ונבון בעם יוחנן בוזקס„ דארף שמו; אבל בבימי זאב יטרף ישלל אחר חלקו כי מעט מזעיר אשר הוסיף המוסי מדעתו ורבים מצאתי בספר יוחנן הזכב. Weniger bedeutend sind die Leistungen anderer christlichen Gelehrten auf dem Felde der rabbinischen Lexikographie.

Obgleich nun das sehr reichhaltige, von so umfassenden Sprach- und Sachkenntnissen zeugende Buxtorf'sche Werk im Ganzen wenig mehr zu wünschen übrig lässt, so war es doch immer ein nützliches Unternehmen, die Hauptquelle dieses Gelehrten sammt Supplement in der Ursprache herauszugeben, was nun von Seiten des kenntnissreichen Vfs. wirklich geschehen ist. Da Letzterer diess Werk zunächst für seine Glaubensbrüder bestimmt hat, so hat er demselben durch Vermehrungen und Berichtigungen, die auf eignes Studium gegründet, grösstentheils als Noten unter dem Texte stehen, und theils in hebräischer, theils in deutscher Sprache (ניב שפתים פעם לשון עבר אם נשמע קול פעמי הענין רק במחנה העבר׳ — — — ופעם לשון גערמניא — — — אם סגולת הענין היה נחלת העמים אשר יכירו וידעו שיחת תלמידי חכמים מלאה חכמה) abgefasst sind, eine grössere Vollständigkeit zu geben gesucht, so dass es bey den Juden gewissermassen die Stelle unsers *Buxtorf* vertreten kann. „Der *Aruch* von R. Nathan Jechielides und die *Vermehrungen* von B. Mussaphia sind die Grundlage dieses Wörterbuchs. *Maimonides*, *Jarchi*, *Kimchi*, *Buxdorf* u. A. haben es mit ihren Ideen bereichert. *Michaelis*, *Eichhorn*, *Jahn*, *Faber*, *Rosenmüller*, *Gesenius*, *Bellermann* und die übrigen *Meteore* (?!) die zu diesem *Sternencyklus* gehören, waren die Lichtquellen, die manche Dunkelheiten in Worten und Stellen aufklärten." Deutsche Vorrede zum *ersten* Th. S. 6.

Um dem Leser einen Begriff von der Einrichtung rabbinischer Lexika zu geben, theilen wir hier vier kürzere Artikel aus dem *ersten* Theile des *Landau*'schen *Arúch* in rabbinischer und deutscher Sprache mit.

אבן שואבת, תלה לה לחטאת ירבעם (סנהדרין בגמרא וארבעה הדיוטות דף ק״ו ובגמרא דזקני בעגלה ערופה בסוטה דף מ״ז) פירש אבן ששאבת הברזל ומי שכחו אצלה שם לנגדו של עגל ירבעם ושאב את העגל והעמידו באויר.

אבן שואבת (*Magnet*) Er hing auf (liess in der Luft schweben) das Sündenwerk Jerobeam's (das gegossene Kalb). Vgl. *Sanhedrin*, *Gemara* von den *vier Sündern*, fol. 106, auch die G. von den Aeltesten beym Kalbe mit eingeknicktem Nacken, zur Sotah, fol. 47. Erklärung: ein Stein, der das Eisen an sich zieht. Er wurde dem Kalbe des J. gegenübergelegt, zog es an sich und stellte es in die freye Luft.

Wir bemerken zum Verständniss dieser Glosse, dass nach der talmudischen Legende Jerobeam durch Magnete eine Bewegung seiner goldenen Kälber her-vor-

vorgebracht haben sollte, um das Volk glauben zu machen, dass sie lebten.

אימא חכוש והאימא והמקל (בכלים בפרק י"א משנה ו' דף ב) הנוגע בצמר שעל האימא (שם בריש פרק כ"א דף ל"ג) יש ששונין עימא. פירוש בלשון מקרא כישור ובלשון ישמאל לקאט"א, ובלעז קונוקל"א.

אִימָא (chald. *Spinnrocken*): Spindel, אימא und Stab. „*Kelim*, C. 11 (Mischna VI. fol. 20) was die Wolle auf dem אימא berührt." Ebd. am Anfang von C. 21. fol. 33. Einige lesen עימא (mit ע). Erklärung: es heisst in der Sprache der Bibel: כישור, im Arabischen: لقاطة, und in der Landessprache (italienisch) *conocla* (jetzt *conocchia*, das deutsche *Kunkel*, nicht *conochio*, wie *Landau* schreibt).

אפרודיטי (בעבודה זרה בפרק כל הצלמין דף מ"ד) מפני מה אתה רוחץ במרחץ של אפרודיטי פי' שם ע"ז הוא (א"ב פי' בלשון יוני אשת זמה נעבדה במספר הצלמים והיא מצלחת הנשואים והרומיים קראו אותה כשם ככב נגה.

אפרודיטי (*Ἀφροδίτη*). *Abhodah zarah*, Cap. *alle Götzenbilder*, F. 44: „warum badest du dich im Bade der Aphrodite?" Erklär. Name einer fremden Gottheit. *Benjamin* (*Mussaphia*) sagt: so heisst im Griechischen ein unkeusches Weib, das unter den Götzen verehrt wird. Sie bringt den Eheleuten Glück. Die Römer nennen sie wie den Morgenstern (*Venus*).

אקוביטון (ויקרא רבה פ' זאת תורת העולה) משל למלך שהיה מסב על אקוביטון הכניסו לו תבשיל ראשון אכל. פירוש בלשון רומיי מסב מוכן לאכל בו והיה מנהג קדמוני' לאכל מסובים ואינם יושבים בכסא.

אקוביטון (*accubitum*). *Vajikra rabbah*, im Cap. *Diess ist das Gesetz vom Brandopfer*: „er gleicht einem Könige, der auf seinem אקוביטון lag. Man trug ihm das erste Gericht auf, welches er ass" (u. s. w.) Erklärung: so heisst in der römischen Sprache ein Divan, der hingestellt wurde, um darauf (ruhend) zu essen. Es war nämlich Sitte der Alten, sich beym Essen in einem Kreise zu lagern. Sie sassen nicht auf Stühlen.

Man sieht aus diesen Beyspielen, dass die Angabe der Bedeutung jedes Worts den citirten Stellen, in welchen es vorkommt, nachzufolgen pflegt. Das Citat zum 4ten Artikel ist aus dem Commentare des *R. bar Nachmani* über den Leviticus entlehnt. Oft sind bey schwierigen Wörtern mancherley Erklärungsversuche nebst ihren Autoritäten mitgetheilt. Der ganze Text ist in rabbinischer, zuweilen nicht sehr leserlicher Currentschrift abgedruckt; doch hat der Vf., um das Nachschlagen zu erleichtern, über jeden Artikel das in demselben erklärte Wort noch einmal mit Quadrat-Buchstaben geschrieben und die Bedeutung kurz hinzugefügt. — Neue, von ihm selbst in den Text aufgenommene und erklärte Wörter sind mit Asterisken versehen.

Wir wenden uns sofort zu den Anmerkungen des Herausg., wobey wir, um die Grenzen einer Recension nicht zu überschreiten, unsre Aufmerksamkeit nur auf Einzelnes richten können. Erst aber müssen zwey Hauptmängel gerügt werden, an denen leider das Ganze laborirt, und wodurch — diess gilt besonders dem zweyten Hauptmangel — Vieles fast ungeniessbar wird. Die Orthographie der meisten, durch alle 5 Bände zerstreuten *griechischen* Wörter, auf deren Citation sich doch der Vf., wie es scheint, nicht wenig zu Gute thut, zeigt die grösste Unkunde dieser Sprache, und die Fehler wiederholen sich nicht selten mit solcher Consequenz, dass man gewiss nur wenige dem Setzer zur Last legen kann. Aber auch mit den grammatischen Beugungen und den Bedeutungen derselben nimmt er es nicht genau, und führt in letzterer Hinsicht lieber abgeleitete Bäche als die Quellen selbst an. Um aus dem reichen Schatze misshandelter und verkrüppelter griechischer Wörter nur wenige anzuführen, so findet man z. B. Hονος = ὄνος, *αγειρομ* = ἀγείρων, *αγαρονομος* = ἀγορανόμιος, *αυδεντια* und *αυδεντης* = αὐθεντία, αὐθέντης, *Δλητης* = Ἀθλητής, *αγγαροβτης* = ἀγγαρευτής, *αντροπος* (*sic!*) = ἄνθρωπος, ἰπάντη = ἐπάντης (bergan), *ἱπποσδηκη* (? S. 159), *υποποδιουν* = ὑποπόδιον, *φερειον* = φορεῖον u. s. w. u. s. w. Ueberhaupt scheint es Hn. *L.* wenig zu bekümmern, ob er ϑ oder τ, ς oder σ, ο oder ω, ε oder ο, α oder ο, ξ oder ζ, den *Spiritus asper* oder *lenis* zu setzen habe, und der Accentuation hat er sich fast ganz überhoben. Kurz — die Glaubensbrüder des Hn. *L.*, denen er in einem eignen Tractätchen (Th. V, nach dem hebräischen Titel) Gestalt und Aussprache der griechischen Lettern beyzubringen sucht, lernen aus seinem Lexikon einen Dialekt kennen, der niemals existirt hat.

Was den *deutschen Stil* des Vfs. betrifft, so hätte er auf diesen weit mehr Sorgfalt verwenden sollen: eine Sorgfalt, die sich nicht in einem Wuste von unnöthigen Schnörkeln und Ziererereyen, wässerigen Tautologien, von Declamationen voll abgedroschener Bilder u. dgl. — lauter Dinge, *die nirgends* widriger sind, als in einer streng *wissenschaftlichen* Arbeit — zeigen durfte; sondern in einem lichtvollen, gediegenen, männlichen Vortrag. Der Vf. sucht aber hinter solchem gehaltlosen Prunk seine stilistische Unbehülflichkeit zu verstecken, die sich in unbequemen periodischen Wendungen, unpassendem Gebrauche der Partikeln, wunderlich gebildeten Compositis, oft sogar in Verstössen gegen die deutsche Formenlehre und Orthographie, allenthalben abkonterfeyt. Auch dringt er manchem deutschen Nomen und Verbum Bedeutungen auf, die es nirgends hat. Kein Wunder also, wenn seine Erklärungen zuweilen, bey aller Breite der Diction, so dunkel und räthselhaft sind, dass man gar nicht weiss, wo er hinaus will, und lieber wünschen möchte, er hätte Alles in der Sprache seiner Väter geschrieben. Hier einige Belege zur Unterstützung des vorhin Gesagten: S. 5 (deutsche Vorr.): „mit ihr (der hebr. Sprache) *verschlungen* und verwandt sind die übrigen semitischen Dialekte." S. 6 (Einl.): „da sind nur *Trümmer und Ruinen*" u. s. w. S. 10: „die Zweifel, die über *das* verschwundene Daseyn der *Sinagoga magna hängen*" u. s. w. S. 11: „wenn sie

ſie nach *mehrere Säkulreihen* (*ſic*) aufgelöſt werden" u. ſ. w. S. 17: „er ſtehet *lichtig ohne dunkle Einkleidung*." S. 18: ein reges Erſtaunen aller Gemüther *ob dieſes Wagen* und *ob dieſes Können* — — — erſchütterte die *weiteſte Entfernung*." Ebendaſ.: der Abendländer *beige* ſich vor der ſinnigen Allegorie." S. 6 (Anm.): ſein *ſchwammiger* Mark. An einem andern Orte findet man: *die Gürtel* ſtatt der *Gürtel*. S. 48: Dieſes *Gewächs* (der *Yſop*, nicht *Iſop*) iſt ſo zahlreich an *Pflanzengattungen* (?) S. 84: „weil der Text *lichtig* dawider *zeigt*." S. 88: „Hier wollen wir den *Meinungsunterſchied* des Rab und *Samuels verſtehen*." S. 129: „die *Phylologen* (*ſic!*) *reiſsen* (?) dieſes Wort auch in ihr Gebiet, doch *verſchiedenmeinig*." S. 136: *Sicherheitsbeſtätigungen* (!) T. II, 1: „ſein *Urſprung ſtammt*" und an einer andern Stelle: „ſein *Urſprung leitet* ſich her von" u.ſ.w. (alſo ein Urſprung *aus* einem Urſprung). Ebendaſ.: ein Dorf, *wo* die Häuſer *daſelbſt* (iſt gute *hebräiſche* Conſtruction, אֲשֶׁר הַבָּתִּים שָׁם, aber deſto ſchlechtere deutſche) u. ſ. w. u. ſ. w.

Rec. fügt noch einige andere Bemerkungen über den Inhalt der Noten hinzu. Bey der Anmerkung zum Art. ארן (*Schimpanſe*) citirt der Vf. die Stelle aus dem Maimonides, wo man lieſt: ויאמר אל נאנס בלשון ערב: er heiſst im Arabiſchen النانس (*nanus*)", und ſagt ferner: *Buxtorf* habe dieſs Wort *wahrſcheinlich* unrichtig mit *νανος*, *nanus*, *Zwerg* überſetzt; und gleichwohl findet man zu Ende der Notiz: „vielleicht heiſst dieſer Waldmenſch arab. dennoch *Alnanos* (der Zwerg)" u. ſ. w. Was will er alſo mit der wahrſcheinlichen Unrichtigkeit? — Daſs ארר (*Ceder*) von δρῦς (nicht δρος) herkomme, wie Muſſaphia will, wird mit Recht von dem Vf. bezweifelt. Sollte es nicht urſprünglich ein und daſſelbe Wort mit dem hebr. אֶרֶז ſeyn? Die Verſetzung des ר und ז wäre ganz naturgemäſs; ebenſo die Verwandlung des ז in ר. — S. 39: das griechiſche ἄδραστος (nicht αδραστα) heiſst (von διδράσκω) *unentrinnbar*, *nicht entrinnend*, *nicht entlaufend*, woraus ſich leicht im Sprachgebrauche griechiſch redender Ausländer die Bedeutung: *ſtätig*, *emſig*, *ſorgfältig* entwickeln konnte. Und wie erklärt ſich denn der Vf. ſelbſt den Urſprung von אדרידא? — S. 44: Die Combination von אור (Licht) mit אֲוִיר *Lichtkreis*, *Raum* iſt ſinnreich. Was ſoll man ſich aber bey dem Ausdruck: *reales Behältniſs des Auseinanderbefindlichen*, denken? — S. 73: *elogium* kommt von ἐλλογέω (ἐν und λόγος, *Ueberzählung*, *Berechnung*), *in Rechnung bringen*, woher auch ἐλλόγιμος, ον, *wer*, *was in Rechnung*, *in Anſchlag kommt*. Indem der Vf. ganz unpaſſend ἔλλογος anführt, ſcheint er zu glauben, λόγος könne nur *Vernunft* bedeuten. — S. 98. Der König heiſst äthiopiſch *nagáſi*, nicht *neguſch*. — S. 141: σκῦτος (κύτος) bedeutet nicht *auch Haut und Fell*, ſondern dieſs iſt gerade die Urbedeutung (lat. *cutis*). — S. 150. Das Wort אַפֶּדֶן (Dan. 11, 45) leitet der Vf. von אפד, das *oft* (wo denn zum Beyſpiel?) *ſpannen* bedeuten ſoll, und leugnet zwar nicht, daſs es *geſpanntes Zelt ausdrücken* könne, kommt aber gleich nachher auf den unglücklichen Gedanken, *Fuſsdecke* zu verſtehen. Dann müſste man (Dan. *l. c.*) entweder für אַפַּדְנוֹ = אָהֳלֵי אַפַּדְנוֹ — אָהֳלָיו אַפַּדְנָי leſen, oder: *die Zelte ſeiner Fuſsdecken* (!) überſetzen. Das Stw. אָפַד heiſst bekanntlich: *anziehen*, *anlegen*, wovon אֵפוֹד, *Leibrock*, aber in dieſem Worte iſt überhaupt א nicht radical, vgl. das arab. فدن, *Thurm*, *Schloſs*, *Pallaſt*. — S. 177 bezweifelt der Vf. ohne allen Grund, daſs שממית für eine Eidechſenart (nicht *Eidexart*) zu halten ſey. Wir verweiſen ihn daher auf die vortreffliche, ihm wahrſcheinlich ganz unbekannte Abhandlung *Bochart's* im Hierozoïkon (T. I. S. 1083—1090) über das fragliche Thier. — S. 186—187 ſcheint der Vf. ארגנטין (Ἀργοναύτης) mit Muſſaphia für den Genius der Seefahrer erklären zu wollen: er *ſcheint* es, denn ſein ganzes daran geknüpftes Räſonnement iſt wirklich ſo verworren und kauderwelſch, daſs Rec. deſſen Sinn gar nicht wohl faſſen kann und daher für gut findet, daſſelbe dem Leſer vollſtändig mitzutheilen:

„Argonauten hieſsen jene Seefahrer, die mit Jaſon Stürme und Gefahren beſiegten, um das goldne Flieſs — das Paladium (*Palladium*) von Cholchis (*Kolchis*) — zu erobern." (So weit gut; dann weiter.) „Wenn nach der Angabe des Muſſaphia ארגנטי griechiſch der Genius der Seefahrer *heiſse* (*ſic!*): ſo dürften die Etymologien nicht ſo *muthmaſslich* (?) und verſchieden ſeyn, wie ſie wirklich ſind. Möge der Erbauer der Flotte *Argos*, oder der Ort der Erbauung *Argos*, oder wie *Bochart* will, nach dem Modell der langen phöniziſchen Schiffe *Arko* heiſsen; ſie konnten ſich ja nach dem Genius der Seefahrer, der doch gewiſs älter iſt, als das goldne Flieſs, *Argonauten* nennen. Die hebr. Commentatoren ſind oft ſelbſt Schuld, wenn ſie durch extravagante Erklärungen die einfachſten Erzählungen des Talmuds zum Mährchen herabwürdigen. Wie wenn das *Schild des Badehauſes* (?) der *Argonaut* hieſs? wenn der Beſitzer — ein luſtiger Patron — ſich ſelbſt ſo nannte, weil er zugleich ein geſchickter und unerſchrockener Seefahrer oder Schiffer war? wenn er, kraft dieſer Eigenſchaft und ſeines eignen Bewuſstſeyns, die *Rabinnen* (was für Leute, meint hier der Vf., wohl gar *jüdiſche Rabbinen?!*) tröſtete und ermuthigte, und ſie auch wirklich mit *Flügelſchnelle* (?) zur gehörigen Stunde in den Pallaſt des Königs brachte? wie *natürlich* wird dann das *Uebernatürliche* mit allen Dämonen und Genien!!" (Durch des Vfs. Argumentation gewiſs nicht: denn der ſetzt an die Stelle des Uebernatürlichen *baaren Unſinn*). Des Rec. unmaſsgebliche Meinung iſt, daſs Ἀργοναύτης nichts mehr und nichts weniger heiſse, als: *Schiffer* auf der *Argo* (d. h. dem *Schnellſegler*, von ἀργός, *ſchnell*). — S. 188—189. ארדבליס, ὕδραυλος, hält R. *Simon* für ein und daſſelbe Inſtrument mit עוּגָב Dieſe Conjectur, die, wie es ſcheint, geradezu aus der Luft gegriffen iſt, weiſs nun der Vf., dem verewigten Rabbi zu Ehren, mit einem *Para-*

Paradoxon (wie er es selbst nennt), oder vielmehr mit dem Product eines *Paroxysmus*, zu unterstützen. Er sagt nämlich: „das Sammwort עגב heisst *lieben*, besonders in Beziehung auf *unkeusche* Liebe. Man denke sich jene *Neukinder* der Schöpfung(,) und alle mythische Ideen dieser *Wiegenwelt;* wie können diese, das *Vermählen und Umarmen der beiden Elemente* (,) *diesen Druck der Luft auf das* Wasser besser ausdrücken, als durch עגב?" — S. 260. Nachdem der Vf. בירה mit dem griechischen *βαρις* verglichen, meint er, dieses letztere Wort (Thurm, Pallast) könne vielleicht dem Namen der Stadt *Paris* sein Daseyn gegeben haben. Geographische Kenntnisse waren von jeher die schwache Seite der alten Rabbinen. Aber die neuen sollten ihnen darin nicht folgen, und Hr. *L.* hätte wohl wissen sollen, dass Paris (*castellum Parisiorum*) seinen Namen von der keltischen Nation der *Parisier* habe, in deren Gebiete die Stadt erbaut wurde. — S. 270. Einer, der eine Bulle trägt oder erklärt, heisst spanisch *bulero* (nicht *buldero*). Auch ist *bulero* offenbar viel spätern Ursprungs, als בלדר, *veredarius*, durch Verwandlung des *r* in *l*. Mussaphia bemerkt sehr richtig: ובמלות נכריות אותיות למד וריש מתחל פים. — S. 289. Das spanische *bonito* heisst nicht *schön*, sondern *hübsch*, *niedlich* (franz. *joli*). — S. 354. An der Stelle des alten *Syrakus* in Sicilien steht nicht *Saragossa* (!), sondern *Siragosa*. — S. 444. *Buch* heisst persisch *defther* (دفتر, nicht *dhefer*), eigentl. *Notitz, Register, Aufzeichnung*, während für *Buch* im weitern Sinne lieber *nāmeh* (نامه) gebraucht wird. Daher die Zusammenstellung in دفتر نامه (wörtlich: *Notizenbuch*, nicht *Königsbuch;* das wäre شاه نامه *schāh nāmeh*). — S. 766. Die Erklärung von *Türkis* (טרקיא) durch *Zahnstein* würde einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhalten, wenn es sich nur nachweisen liesse, dass die alten Semitischen Völker in der Naturgeschichte so grosse Fortschritte gemacht hätten, um mit den gelehrten Forschern der neuern Zeit über die Entstehung des Türkis aus *versteinerten Fischzähnen* auf dasselbe Resultat zu kommen. Selbst die Etymologie hat ihre Schwierigkeiten: denn טריק, wovon טרקיא herstammen soll, heisst zwar *Biss* und *Stich*, aber nirgends *Zahn*. Noch weit gezwungener ist die Combination mit שבו (2 Mos. 28, 19) und dessen versuchte Deutung, die der Vf. selbst für eine philologische Spitzfindigkeit erklärt. Uebrigens giebt Rec. dem Vf. wenigstens zu, dass unser *Türkis* eher von טרקיא, als von der *Türkey* herstammen mag. Allein, wie kommt der Vf. zu der Behauptung, dass man den Ursprung des Namens *Türkey* nicht kenne? Hat er niemals etwas von *Türken, Turkmanen, Turkestan* gehört oder gelesen? — Von S. 870—876 kommt bey Gelegenheit des Wortes ליבונאה (eine Art Lapidarschrift) eine Notiz über *die Urbilder der ersten Buchstaben*, welche der Vf. *Hyroglyphen* nennt (vermuthlich um sie von den eigentlichen *Hieroglyphen* zu unterscheiden?), und, auf Gen. 4, 26 sich berufend, ihre Erfindung in der Urwelt suchen will. Die Worte: אז הוחל לקרא בשם יה' heissen nämlich nach seiner Uebersetzung: „damals fing man an *zu lesen* durch die Allmacht Gottes." Nur Schade, dass die Redensart קרא בשם פל' noch oft genug im A. T. vorkommt, und an keiner der übrigen Stellen einen andern Sinn zulässt, als den gewöhnlichen; *man müsste* denn annehmen, die Gottheit wäre immer *nur durch Lesen von Buchstaben oder Hieroglyphen* verherrlicht worden! Wie aber der Vf. die ersten Worte des folgenden Kap. 'זה ספר וג, weil hier zum ersten Mal eines *Buches* gedacht wird, zur Unterstützung seiner Hypothese gebrauchen kann, ist unbegreiflich. Gleichwohl trägt er kein Bedenken, auf diese schwachen, von jedem sichern historischen Zeugniss verlassenen Fundamente gestützt, in dem חרט אנוש (Jes. 8, 1.) *die Schrift des Enosch*, also die vorsluthige Hieroglyphenschrift, wieder zu erkennen! —

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Frankfurt a. M., in d. Verlagsbuchh. von Reinherz: *Phantasiegemälde* von Dr. *Georg Döring*. Für 1828. — 1827. 340 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Auch diessmal eine sehr erfreuliche Erscheinung. Zwar ein so lebendiges Gemälde hat der Vf. für dieses Jahr nicht aufgestellt, als für das vorige, auch kommen so anziehende Einzelnheiten nicht vor, als die Tiegerjagd: dennoch aber fehlt es nicht an erhabenen und lieblichen Natur- und Charakterschilderungen, und der Züge edler Weiblichkeit und kräftiger, gebildeter Männlichkeit sind mancherley. Nur zwey Stücke sind verfehlt: der Charakter des Hofmeisters, in dem die Bosheit doch gar zu grell hervortritt, als dass sie in unsern Zeiten, wo das Gesetz die Rechte des Unmündigen so kräftig vertritt, lange hätte versteckt bleiben können; und die Schilderung der Pietisten in einer deutlich genug bezeichneten Gegend von Deutschland. Man sieht wohl, der Vf. hat hier nicht aus eigner Kenntniss der Sache geschrieben, sondern die Züge seiner Darstellung zum Theil aus *W. Scott's* Schwärmern entlehnt. So weit hat sich, Gott sey Dank! der religiöse Aberglaube in unsern Tagen noch nicht verirrt, dass er dergleichen Ausartungen hervorbrächte. Das Bild entbehrt des geschichtlichen Hintergrundes, mithin hier durchaus des beabsichtigten Effects, vor solchen Verirrungen zu warnen. Das Titelkupfer stellt wieder ein sehr liebliches weibliches Wesen dar.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1828.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

PRAG, gedr. b. Scholl u. Landau: *Rabbinisch-Aramäisch-Deutsches Wörterbuch* — — Von *M. J. Landau* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S. 1135—1137 will der Vf. eine Etymologie von Serapis erzwingen; aber seine Demonstration ist wieder, der falschen Principien noch nicht zu gedenken, ein gräulicher Wirrwarr. Erst citirt er einige Erklärungsversuche von Andern, worunter die des *Pontac* (von שור hebr. *Ochse* und אבא Vater) und *Braunius* (von שר Fürst, und אבא) ihm besonders zusagen. Nun fährt er ungefähr so fort: *Apis* ist ein *Stier*. Seine Verehrung galt ursprünglich einem Pharao. Diess wird besonders wahrscheinlich, wenn man annimmt, dass der Name פרעה von פר (im Hebr. *Stier*) abzuleiten sey, und dass die koptische Endung A und O, wie im Griechischen *Alpha* und *Omega* (??) eine Anspielung auf die ägyptische Aftergottheit seyn kann. (Was ums Himmels Willen mag der Vf. für einen Begriff von der *koptischen* Sprache haben!!) *Jener Pharao*, dessen Günstling Joseph war, wurde mit dem Ehrennamen אַבְרֵךְ begrüsst. Dieses Wort heisst nach Onkelos: *Vater des Königs*. Joseph nennt sich selbst einen Vater des Pharao; "*Serapis* würde also heissen *Fürst* (Vater, Haupt) des *Apis* oder *Stier* = *Pharao*, und wäre gleichbedeutend mit dem hebr. אברך." Also hiesse (fügt Rec. hinzu) *jener Pharao* nicht bloss *Ochse*, sondern auch zugleich (als אַבְרֵךְ) *Vater des Ochsen*; Joseph aber als אַבְרֵךְ *Vater des Königs*, oder *Vater des Ochsen* (*Serapis*), oder gar *Ochse des Vaters*; denn wir brauchen nur mit *Pontac* statt שר, שור anzunehmen, so kann, wenn der Genitiv nicht gewaltsam vorangesetzt werden soll, kein anderer Sinn herauskommen. Auf jeden Fall wird der fromme Joseph *nolens volens* zum *Serapis* und die koptische Sprache zu einem verdorbenen Hebräisch oder Syrochaldäisch. — S. 1139. Das Wort *Saracenen* wird richtig von شرقيون (*Morgenländer*) abgeleitet. Bey Darstellung der Lebensweise der Beduinen hätte übrigens der Vf. besser gethan, den *Niebuhr* oder *Volney*, als den *Ammianus* zum Grunde zu legen, der manches Unwahre auftischt und von den guten Eigenschaften dieser Nomaden ganz schweigt. — S. 1170 übersetzt der Vf. Jes. 3, 16: ברגליהם תעכסנה, *mit den Füssen Schlingen legend*, d. h. um die Menschen zu fangen, weil עֶכֶס auch *Schlinge* bedeuten kann. Also *die Füsse* der Töchter von Jerusalem waren das *medium* der Verführung, und diese wurde durch das *Schleifen* derselben bewerkstelligt; denn so erklärt er טפף. — S. 1263. Was die Ableitung des Namens *Phönicier* betrifft: so möchte sich Rec. weit lieber für Aristoteles oder Strabo entscheiden, als für Hn. *Landau*. Letzterer hält den Namen mit *Bochart* u. A. für semitisch, erklärt ihn aber anders, nämlich von פָּנַק, *verzärteln, verwöhnen*, welches für Kaufleute, die zuerst Luxus und Mode verbreiteten, sehr passend sey. Gegen eine semitische Etymologie ist aber der Umstand, dass die Nation selbst sich nie so, sondern Canaaniter nennt, entscheidend. Was letztern Namen betrifft, so will ihn der Vf. durch *Erniedrigung, Knechtschaft* erklären, wegen des Fluches über Ham, vgl. das Wortspiel Richt. 4, 23. Schwerlich dürfte sich ein Volk, welches sich gar nicht zur Knechtschaft bestimmt hatte, diesen Namen beygelegt haben; aber soviel mag seyn, dass der Referent jener Mythe an diese Etymologie gedacht hat. Allein wahrscheinlich bleibt, dass כְּנַעַן Niederland bedeute. Auch versucht es der Vf., den Aristoteles wohlmeinend vertheidigen: aber das gelingt ihm sehr schlecht. Wenn φοίνικες so viel heissen soll, als *Räuber*, und dieser Ehrenname ihnen von den Griechen beygelegt wurde, so ist es aus zweyen Gründen lächerlich, anzunehmen, dass diese Nation sich so genannt habe: 1) weil sie sich selbst damit beschimpft hätten; 2) weil der Name *griechisch* war. Das Wort פנג, bemerkt Rec. beyläufig, (Ezech. 27, 17) findet seine schöne Parallele in dem spanischen *alfeñique* (offenbar aus einer arab. Form الفنيق oder ألفنيق), welches *Zuckerbrod* und *süsses Backwerk* überhaupt bezeichnet, und noch jetzt sehr gebräuchlich ist. — S. 1334. Die Annahme, dass פישון den *Nil* bezeichne, hat allerdings mehr für sich, als die Erklärung durch *Phasis*. Allein für den *Nil* hat man schon יאר und שיחור; und ob es nicht *Indus*, oder *Ganges* heissen könne, unterwirft der Vf. keiner Prüfung. — S. 1414 bis 1415 wird סוס עגור (Jes. 38, 14) für *ein Wort* angesehen und mit *Feuerrabe* übersetzt. Allein 1) diese Worte sind nicht nur bey Jesaias, sondern auch Jerem. (8, 7) deutlich geschieden, und in letzterer Stelle hat עָגוּר sogar die Bindepartikel ו; 2) hat jeder alte Ueber-

Ueberſetzer die Trennung der Worte anerkannt, obgleich ſie verſchiedentlich interpretirten; 3) iſt es ganz unerweislich, daſs סוס (oder סִיס) *Röthe und Feuerglanz* bedeutet habe, und bloſse Vermuthung kann nicht zu einer ganz neuen Conjectur berechtigen; 4) entſpricht das Chaldäiſche רכוכא (für עָגוּר) weit eher dem Arabiſchen كُرْكِيّ, was unbezweifelt *Kranich* heiſst, als dem Griechiſchen κόραξ (*Rabe*); 5) wäre ein Compoſitum, wie סוס עָגוּר, πυῤῥοκόραξ, in welchem die Farbe, als Kennzeichen der Species, mit dem Gattungsworte *vorn* verbunden iſt, weit eher dem Genius der griechiſchen, als dem einer ſemitiſchen Sprache angemeſſen. Wenigſtens hat der Vf. keine ähnliche Form beygebracht. — S. 1519. Da רוּחַ (Jeſ. 57, 16) in Parallele ſteht mit נְשָׁמוֹת, ſo iſt es ganz überflüſſig, *Willen* zu verſtehen. Was heiſst aber das: ein Wort in demſelben *Verſtande*, wenn auch nicht in demſelben *Sinne* nehmen?

Rec. hätte noch manche Einwendung gegen vieles Einzelne in den Anmerkungen des Hn. *L.* machen können; allein er muſste ſich der Kürze befleiſsen. Dieſs Wenige mag hinreichen, dem Leſer darzuthun, daſs es unſerm Vf., ſeiner ſchätzbaren rabbiniſchen Gelehrſamkeit ungeachtet, wenn er Hypotheſen und Conjecturen wagt, noch ſehr an Umſicht, Vielſeitigkeit, beſonders aber an der Gabe eines deutlichen Ausdrucks ſeiner Gedanken fehlt. Das Gute aber, was Hr. *L.* geleiſtet hat, ergiebt ſich von ſelbſt, und bedarf nicht erſt unſrer Anpreiſung.

Sch.

JÜDISCHE LITERATUR.

HAMBURG, b. Neſtler: *Judenfibel oder Anweiſung, die Judenſchrift* in ein Paar Tagen *leſen und ſchreiben zu können.* Mit einer *Vorrede zum Todtlachen* und drey erprobten Mitteln gegen Ratten, Mäuſe, Raupen und Zahnweh. Von Dr. *Sc—tt.* 1827. 30 S. gr. 8. (8 gGr.)

So ſeltſam, oft geſchmacklos auch die Einkleidung des vorliegenden Büchleins iſt, und ſo wenig Gehalt man nach dem aberwitzigen Titel darin vermuthen könnte, ſo ſehr verdient es von denen, welche ſich für die jüdiſche Literatur intereſſiren, beachtet zu werden. Denn wenn auch die hebräiſche Philologie, ſoweit ſie von chriſtlichen Theologen betrieben wird, auf die *heutige Currentſchrift der Juden* ſelten oder gar nicht Rückſicht nimmt, ſo treten doch, beſonders in manchen Ländern, zahlreiche Fälle ein, wo der des Hebräiſchen Kundige zur Leſung von Zeugniſſen, Contracten u. ſ. w. aufgefordert wird, welche in dieſem neuern Schriftzuge abgefaſst ſind, oder hat jüdiſche Briefe zu enträthſeln, welche ohne Kenntniſs jener Currentſchrift ihm eben ſo wunderbar erſcheinen, als Hieroglyphen der groſsen Menge. Rec. hat ſich zwar, und ſo gewiſs auch der eine und andere Gelehrte ſeines Faches, die erforderliche Kenntniſs dieſer Schrift durch mündliche Anweiſung von Juden erworben; inzwiſchen hat nicht gerade Jeder dazu Gelegenheit, und Mancher zieht auch wohl den ſchriftlichen Unterricht dem oft ſo läſtigen und zudringlichen Lehrer vor. Der Vf., der es nicht für gut gefunden hat, ſich zu nennen, erklärt unter andern in der Vorrede S. 4, daſs er dieſe kleine *Abhandlung* geſchrieben habe, „um den lieben Kindelein *hebräiſcher* Abkunft doch auch einmal eine *Fibel zu verſchaffen*, die keiner chriſtlichen nachſteht.“ Demnach wäre dieſs jüdiſche A-B-C-Buch, wie er es S. 8 nennt, nicht ſowohl für Chriſten, als für Juden und zwar zunächſt für *Kinder* beſtimmt; jedoch ſcheint aus dem Büchlein ſelbſt hervorzugehen, daſs der Vf. ſich *Chriſten* und zwar *erwachſene*, wenigſtens ebenfalls als ſeine Leſer dachte. Wozu wäre denn S. 7 — 8 die Erklärung an „ſeine weniger aufgeklärten chriſtlichen Glaubensgenoſſen, daſs es ein grober Wahn ſey: *alle Juden ſeyen unſre Feinde*“ u. ſ. w.? S. 9 ſetzt der Vf. entſchieden *chriſtliche* Leſer voraus, wenn er ſagt: Die Juden, *unſere* Brüder, ſchreiben an *ihre* Glaubensgenoſſen u. ſ. w., ſiehe auch S. 25. Genauer iſt der Vf. in dem, wo er als Lehrer auftritt, und ſeine Judenfibel iſt zweckmäſsig und gelungen zu nennen.

Zu tadeln finden wir an dem Büchlein die Beſchränkung auf das Judendeutſche, und dieſer Tadel würde um ſo ſtärker ſeyn müſſen, wenn der Vf. wirklich ſein Werk, wie die Vorrede andeutet, ausſchlieſslich Judenkindern beſtimmt hätte. Denn daſs dieſe, auch wenn ſie hebräiſch verſtänden, doch ſolches in dieſer Currentſchrift geſchrieben *nicht leſen* könnten, liegt am Tage. Hr. *S.* kann uns nicht einwenden, daſs ja die Currentſchrift *bloſs* für das Judendeutſch benutzt werde und alſo die Judenkinder ihrer nur für dieſen Zweck bedürften; denn einem Sachverſtändigen, wie er offenbar iſt, ſind gewiſs, wie dem Rec., Zeugniſſe in hebräiſcher Sprache mit dieſer Currentſchrift geſchrieben vorgekommen. Daher hätten *Cheth* und *Tau* durchaus im Alphabet nicht fehlen ſollen; der Vf. gedenkt ihrer nur ganz beyläufig S. 11. Eine Fibel, für Judenkinder berechnet, hätte ferner das *Leſen hebräiſcher Worte*, verſteht ſich ohne Vocalzeichen, welche bekanntlich in der Currentſchrift nicht angewendet werden, durchaus berückſichtigen müſſen. Allerdings würde dieſs ſeine Schwierigkeiten gehabt haben, allein einem mit der Sache vertrauten Manne muſs es doch gelingen. Je unzweckmäſsiger im Allgemeinen die Elementarbücher der Juden ſind, welche gewöhnlich auf bloſse Empirie ausgehen, nach einem ungeſchickten Plane gearbeitet werden und an Weitſchweifigkeit ſo wie Unbequemlichkeit leiden, deſto mehr Verdienſt könnte ſich Hr. *S.* durch dieſe Vervollſtändigung ſeines Büchleins erwerben.

Ein

Ein weiterer Tadel betrifft die angefügten Leseübungen. Wir wollen mit dem Vf. nicht darüber rechten (wiewohl es wenig Geschmack verräth), dass er gerade *Recepte gegen Ratten, Mäuse, Raupen und Zahnweh* dazu ausersahe, wünschten aber, dass er *mehr Text* gegeben hätte. Vor Allem wäre es zweckmäsig, wenn er künftighin auch einige *Briefe* im gewöhnlichen Stil der Juden, *Contracte, Zeugnisse* und andere in das Leben mindestens nicht weniger als jene Recepte einschlagende Gegenstände hinzusetzte. Die drittehalb Seiten, welche jetzt die Leseübung vertreten, sind nicht ausreichend. Der Leser wird übrigens die angeblich *wirklich probaten* Mittel schwerlich anwenden, wenigstens das unter Nr. 3. nicht. Das Wort *setze* schreibt der Vf. זעצצע, gewöhnlicher ist wohl זעטצע; *über* war איבער und nicht אובער zu schreiben; *Dreyfuss* schreibt der Vf. דרייפוהס; das ה nach Waw war nicht nöthig, doch bedient man sich seiner wohl als Dehnzeichen des Vocals. — Druckfehler sind uns übrigens, ausser dem angeführten איכער, nicht aufgefallen, und wenn sich S. 29 Z. 3. das Wort gesteckt געשטעקט statt געסטעקט findet, so hat der Vf. wohl absichtlich die *härtere Aussprache* mancher Juden berücksichtigt.

Nach einigen allgemeinen Bemerkungen giebt Hr. *S.* eine Zusammenstellung der deutschen Buchstaben mit den ihnen entsprechenden jüdischen. Dann aber werden die einzelnen deutschen Buchstaben in ihrer alphabetischen Reihenfolge aufgeführt und gezeigt, auf welche Weise sie in der jüdischen Currentschrift angedeutet werden. Für den hebräischen Sprachkundigen hätte sich Manches noch anders bezeichnen lassen, wodurch auch der Grund der Orthographie oft sofort erkannt worden wäre. Dass nämlich z. B. der Diphthong *au* im Anfange des Worts durch אוי, dagegen in der Mitte durch וי und am Ende durch ויא bezeichnet wird, muss auffallend erscheinen, wenn man nicht weiss, dass schon der alte Hebräer den Anfang des Worts nicht gern mit *Waw* machte und dass am Ende der Wörter öfters ein *Alef otiosum* stand. Dieselbe Verschiedenheit der Schreibung kommt zur Sprache beym Diphthong *ei* und den dem Juden gleichgeltenden *ey, eu* und *ai*, ferner beym *i, ie, ü* und *y*, endlich auch beym *u*. Etwas Auffallendes ist es, dass das deutsche *s* im Anfange oder der Mitte eines Worts durch *Sain*, dagegen am Ende durch *Samech* ausgedrückt wird.

In einem sogenannten *Nachtrage zur jüdischen Orthographie und Kalligraphie* (S. 23 ff.) werden noch einige, besonders in neuerer Zeit aufgekommene Abweichungen in der Schreibung berücksichtigt. Hier hätte wohl auch erwähnt werden sollen, dass die Juden oft da einen *einfachen* Buchstaben schreiben, wo im Deutschen eine *Verdoppelung* desselben Statt zu finden pflegt. *Joh. Heinr. Callenberg* hat in seiner kurzen Anleitung zur Jüdischteutschen Sprache S. 6 nach *Joh. Buxtorf* des Aeltern Vorgange (s. dessen *Thesaurus grammaticus*, ed. VI. p. 647.) diese Eigenthümlichkeit schon mit Recht erwähnt. — Hierauf redet der Vf. von zusammengezogenen Buchstaben, von schlecht geschriebenen jüdischen Handschriften, und behauptet mit Recht, es gebe solche, „die selbst ein Jude entweder gar nicht, oder doch nur mit vieler Mühe dechiffriren kann"; giebt auch einige solche *cruces lectionis* an. Jene Unleserlichkeit findet sich besonders häufig in Namensunterschriften, welche oft absolut unlesbar sind, wenn man den Namen nicht bereits weiss. Da der polnische Jude einigen Buchstaben eine etwas andere Figur giebt, als der deutsche, so ist S. 26—27 eine Zusammenstellung des polnisch- und deutsch-jüdischen Alphabets angeschlossen, welche unsers Erachtens nichts Wesentliches übergeht.

D. H.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

COPENHAGEN, b. Brummer: *Christliche Vorträge nach Anleitung der ältern evangelischen Perikopen gehalten* von Dr. *Albr. Heinr. Matth. Kochen*, Hochfürstl. Lüb. Superint. u. Consistorialr. 1825. *Erster* Band. 412 S. *Zweyter* Band. 512 S. 8. (2 Rthlr. 20 gGr.)

Der Vf., schon lange als Kanzelredner nicht unrühmlich bekannt, spricht sich in der kurzen Vorrede zum *ersten* Bande dieser Predigten über die Tendenz und den Charakter derselben in folgenden Worten aus: „Bey denen, welche für vernünftige Gottesverehrer gelten, bedürfen sie gewiss keiner weitern Fürsprache. Das Wort Gottes soll ja kein Nebelstern, sondern unsers Fusses Leuchte und ein Licht auf unserm Wege seyn, und nur der Gottlose achtet keine Vernunft. Sprichw. Sal. 29, 7. Denjenigen Kritikern aber, welche noch mehr als Wahrheit und Klarheit, — wodurch im Grunde alle homiletischen Anfoderungen bedingt werden — in ihnen suchen möchten, muss ich ein für allemal zu bedenken geben, dass ich, der homiletischen Muster älterer und neuerer Zeit nicht unkundig, meine Individualität zu behaupten, aber als evangelischer Sprecher für meine Pflicht halte, Frömmler, Mystiker, Abergläubige, kurz Alle, denen es kein Mensch recht machen kann, und die sich selbst vielleicht am wenigsten verstehen dürften, wollen — ich bitte ganz ergebenst — diese Vorträge ungelesen lassen. Um ihrentwillen von meiner apostolischen Losung (Gal. 1, 10.) abzugehen, kann mir nie in den Sinn kommen." Wer sollte sich nicht freuen, die Stimme eines Mannes zu vernehmen, der sich so unverholen gegen die verderblichen Richtungen erklärt, welche die Theologie sowohl im Allgemeinen, als die geistliche Beredtsamkeit insonderheit zu unsern Zeiten immer mehr zu nehmen droht? wer könnte so unbillig seyn, von ihm zu verlangen, dass er aus irgend einer Rücksicht seine Individualität aufopfern sollte, zumal

l wenn er überzeugt ist, dass sie mit den höchsten ecken christlicher Religionsvorträge im besten iklange stehe? Nur wird es doch immer dem Krier; wenn er auch mit dem Vf. darin übereinmte, dass durch *Wahrheit* und *Klarheit* alle hoetischen Anforderungen *bedingt* werden, erlaubt n, zu prüfen, ob er andere, doch auch nicht unsentliche Anforderungen der homiletischen Kunst den vorliegenden Predigten befriedigt findet: ob 3. die verschiednen Geisteskräfte zugleich in gelichem Maasse angeregt und beschäftigt werden, nicht vielleicht der Verstand auf Unkosten des fühls berücksichtigt sey, ob sich mit der nöthigen ahrheit und Klarheit auch die erforderliche Innigt und Herzlichkeit verbinde, ob namentlich das ligiöse und vorzüglich das christlich Religiöse nicht misst werde. Und da kann denn Rec. nicht umı, zu bekennen, dass, obgleich diese Predigten ımtlich eine praktische Tendenz haben, selten ein ht ganz richtiger Gedanke in ihnen sich findet, erall eine lichtvolle Deutlichkeit und edle Popuität sie auszeichnet; dennoch zuweilen das Gefühl r wenig Nahrung findet und dass sie dem Charakchristlich - religiöser Betrachtungen nicht überall sprechen. Das Letztere erhellt schon daraus, s eigentlich keine einzige Festpredigt den Gegenıd des Festes behandelt. Der würdige Vf. wird ; unstreitig selbst einräumen, auch wohl schwerlich Abrede stellen, dass sich die Anforderungen, welє er selbst an den Homileten macht, gar wohl mit nen vereinigen lassen, denen er uns zu wenig gegt zu haben scheint. Auch können wir es nicht ligen, dass er den Text häufig nicht mehr benutzt, unumgänglich nothwendig war, das Thema aus n abzuleiten, und dass er fast nie, was doch oft leicht geschehen konnte, in seinen einzelnen ıeilen erschöpft ist; wiewohl der Vf. sonst die Bibel, nigstens in vielen Predigten, nicht zu sparsam anwendet hat. Nach diesen, mehr den *Inhalt* beffenden allgemeinen Bemerkungen erlauben wir s noch einige, die sich besonders auf die *Form* iger Predigten beziehen. Es beginnen alle mit ıem meist kurzen Verse; hin und wieder jedoch finn sich deren mehrere, z. B. am *grünen Donnerstage* d *Stillfreytage*, wie der Vf. schreibt. Sie haben weilen die Form eines Gebets oder einer Anrede die Zuhörer, häufiger jedoch die eines blossen ısspruchs. Meist wird damit die Einleitung in unttelbare Verbindung gesetzt, was um so schicklier geschehen konnte, da sie mit Rücksicht auf den halt der Predigt trefflich gewählt sind. Solche rse beschliessen auch öfters die Predigt und unterbrechen eben so oft die prosaische Rede mitten in den Perioden, nicht etwa bloss am Schlusse von Haupt- oder Nebenabtheilungen. Wir wollen diese manchen guten Kanzelrednern, z. B. dem sel. *Hanstein*, eigene Sitte nicht geradezu tadeln; nur scheint es uns doch, dass der Vf. sie zu sehr liebt. Er hat sogar einmal ein Thema in einem Verse ausgedruckt (s. die 4te Predigt des *zweyten* Bandes), was wir durchaus nicht gut heissen können. Wenigstens finden wir es angemessener, was die Verse zu Anfang der Predigt betrifft, darin mit prosaischen Gebeten oder Aussprüchen der heiligen Schrift *abzuwechseln*, und mitten in der Predigt würden *wir sie lieber* gar nicht, oder doch nur äusserst selten gebrauchen. Die Einleitungen, nur wenige Predigten haben eine, sind alle kurz, was wir sehr loben, und entsprechen, mit seltnen Ausnahmen, ihrer Bestimmung. Die Themata sind meist kurz und deutlich aufgestellt, und in ihrer geschickten, zuweilen überraschenden Ableitung aus dem Texte erkennet man den gewandten Homileten. Die Disposition wird in ihren Haupt- und Unterabtheilungen, bald nach Ankündigung des Thema's, bald im Verlaufe des Vortrags, nicht nur deutlich, wiewohl nicht immer mit möglichst wenigen Worten, angegeben, sondern ist auch, wie sich das nicht anders erwarten lässt, meistentheils richtig; nur sind die Themata, nach den strengsten Regeln der Homiletik, wie sie unter andern *Reinhard*, was diesen Punkt betrifft, selbst an sich geltend machte, bisweilen zu enge. — Rec. geht nun zur Anzeige der einzelnen Predigten über, um das im Obigen Bemerkte, so viel es der Raum gestattet, durch Beyspiele zu belegen. Der *erste* Band enthält 29 Predigten. Die erste *am I. Advent-Sonntage: Die Religion, eine Freundin, welche den Menschen in die Welt, durch die Welt und aus der Welt geleitet*, scheint uns den Text, *Matth.* 21, 1—9, wiewohl das Thema mit grosser *Gewandtheit* daraus abgeleitet wird, viel zu *wenig* zu benutzen; sicher lagen andere Vorstellungen weit näher. S. 17 verbindet der Vf. mit seiner Rede zugleich die Angabe der im abgelaufenen Kirchenjahre Gebornen u. s. w. Es ist gewiss Sitte, dass diess am I. Adventssonntage geschieht; nur will es uns immer bedünken, der Redner thue besser, das nach der Predigt, wie so manches Andere, der Gemeine anzuzeigen, als in der Predigt: denn man irrt wohl nicht, wenn man annimmt, dass der grösste Theil der Zuhörer nur auf die Zahlen seine Aufmerksamkeit richtet und das Wichtigere, was damit verbunden wird, unbeachtet lässt.

(Der Beschluss folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1828.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Copenhagen, b. Brummer: *Christliche Vorträge nach Anleitung der ältern evangelischen Perikopen* gehalten von Dr. *Albr. Heinr. Matth. Kochen* u. s. w. *Zwey* Bände.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die 2te Predigt des *ersten* Bandes, *am II. Adventssonntage*, hat das etwas auffallende Thema: *dass es eben so oft nicht gut, als gut sey, sein Schicksal vorher zu wissen.* Wie der Vf. diese Behauptung versteht, ist sie freylich richtig; aber die Zuhörer denken doch gewiss zunächst an das Vorherwissen ihres irdischen Schicksals, so weit die Leitung desselben ausser der Macht des Menschen liegt, denn dazu berechtigt sie der gewöhnliche Sprachgebrauch, und da möchte es dann wohl nie gut seyn, sein Schicksal vorher zu wissen. Auch ist das Thema für die Disposition zu enge. Sie lautet nämlich: Erwägen wir I) *zuvörderst beide Fälle* (mehr schliesst das Thema nicht ein), *so werden sich uns* II) *einige fruchtbare Winke, sowohl die Gegenwart als die Zukunft betreffend, von selbst darbieten.* Zu stark möchte auch wohl folgende Behauptung (S. 29) seyn: „Je älter wir werden, und je näher wir unserm eigentlichen Ziele kommen, desto gebrechlicher, desto freudenleerer, desto *bedrückter* wird unsre Stellung auf Erden. Je sichtbarer endlich sich der Abgrund, in dem alles Endliche untergeht, vor uns öffnet, *desto bänger wird oft dem lebensmüden Menschen ums Herz.*" Die 3te Predigt *am III. Adventssonnt.* behandelt den Satz: *dass wir als Christen zur Theilnehmung an dem Guten, das Andere wirken, verpflichtet sind.* Der Vf. verweist uns auf *W. A. Teller's Magazin*, B. 7, 1., wo sich über denselben Text das Thema findet: *Ueber die Theilnehmung an dem Guten, das Andere wirken;* und hier ist es weit richtiger aufgestellt, als bey dem Vf., wo es wiederum zu enge ist. Denn er disponirt: *Fassen wir* I. *dasjenige ins Auge, was zu dieser Theilnehmung gehört;* und II. *die Gründe, welche uns zu derselben verpflichten, werden sich uns von selbst darbieten.* Der erste Theil liegt offenbar nicht im Thema, und noch dazu wird dem zweyten in diesem sehr auffallend vorgegriffen. Die 4te Predigt *am IV. Adventssonnt.* hat das sehr gewöhnliche Thema: *dass man den Vorzügen und Verdiensten anderer Menschen Gerechtigkeit widerfahren lassen müsse.* Die Mängel der Disposition, auch was die Genauigkeit des Ausdrucks betrifft, fallen von selbst in die Augen. Wir führen sie daher auch ohne weitere Bemerkung auf: *Erläutern wir vor Allem* I) *diesen Gedanken selbst,* und *nachdem uns* II) *die eigentlichen Verpflichtungsgründe klar geworden, wollen wir* III) *die Hülfsmittel erwägen, deren wir uns zu bedienen haben.* Wir haben die Themata sämmtlicher Adventspredigten angegeben, zum Beweise, dass der Vf. auf die *christliche Zeit*, in welche sie fallen (wie wir uns kurz ausdrücken wollen), bey ihrer Wahl gar keine Rücksicht genommen; müssen uns aber über die letzte noch eine Bemerkung erlauben. Der I. Theil kündigt eine Erläuterung des Thema's an, geht aber schnell darüber hinweg und verweilt bey dem, *was uns daran verhindere*, den Vorzügen und Verdiensten Anderer Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Dabey werden förmlich die Unterabtheilungen angegeben: 1) *Kurzsichtigkeit*, 2) *Eitelkeit*, 3) *Parteylichkeit* (S. 52 ff.) 5te Predigt *am I. Weihnachtstage. Wie merkwürdig unsre Geburt schon durch das werde, was uns bey derselben als etwas Zufälliges erscheint.* Den Uebergang von dem nicht weiter berührten Texte zum Thema hat Rec., wie er ganz ehrlich gesteht, nicht sogleich deutlich verstanden. Er lautet (S. 64) also: „Sehen wir nämlich einmal von dem ganz hinweg, was uns bey der Geburt Jesu als etwas Zufälliges erscheinen könnte, — da ja doch zuletzt in dem Plane der ewigen Vorsehung vom Zufalle nicht die Rede seyn kann: so dürfte es desto verzeihlicher seyn, wenn wir wenigstens menschlicherweise bey unserer eignen Geburt unterscheiden, und, ohne der wesentlichen Bedeutung und Abzwekkung etwas zu vergeben, ausschliesslich einmal erwägen: wie merkwürdig" u. s. w. Er will die Leser entscheiden lassen, an wem die Schuld liege. Unerwähnt kann er jedoch nicht lassen, dass diess Thema sich für das Fest nicht eignet, was aus der Angabe seiner Theile noch mehr in die Augen springt. Denn zu dem, was uns .... als zufällig erscheint, rechnet der Vf.: 1) *dass wir von gesunden Aeltern geboren werden*, 2) *in glücklichen häuslichen Verhältnissen*, 3) *in einem wohlgeordneten Staate*, 4) *in Zeiten des Friedens.* 6te Predigt *am II. Weihnachtsfeyertage: Widerlegung einiger scheinbaren Gründe, womit man* lei-

leider häufig den Mangel an Wahrheitsliebe zu beschönigen und wohl gar zu rechtfertigen gesucht hat. Eine Eidespredigt; der Vf. bemerkt dazu, dass sie *mit Rücksicht* auf die in mehrern Gemeinen für diesen Tag bestimmte sogenannte Eidespredigt gehalten sey. Hätte deshalb aber nicht um so eher die am ersten Festtage eine eigentliche Weihnachtspredigt seyn müssen? 8te Predigt, *am Neujahrstage*, über Hebr. 13, 14: *Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die künftige suchen wir!* Einer der allergelungensten Vorträge. Wir können uns nicht versagen, die Stelle, in welcher der Vf. nach Anführung des Textes, der zugleich hier das Thema ist, die Disposition angiebt, mitzutheilen, nicht weil sie sich etwa vor andern auszeichnet, sondern weil wir doch auch unsre Leser mit der Diction des Vfs. etwas bekannt machen möchten. S. 104: „Wenige wichtige Worte! Vielleicht nicht Allen angenehm, die mit uns heute das neue Jahr begrüssen; aber heilsam, unentbehrlich für Alle, die bey ihrem Eintritt in dasselbe mit sich selbst, mit ihren Wünschen, Bestrebungen und Hoffnungen aufs Reine zu kommen suchen; und ein sichrer Wegweiser für die fast unabsehbare Menge, welche sich in den Irrgängen, Unregelmässigkeiten und Verwirrungen des irdischen Lebens zu verlieren und zu verstricken so oft Gefahr läuft! Dass ich es sogleich zusammenfasse: 1) Worte der *Erweckung* für diejenigen, welche gedankenlos in den Tag hineinleben; 2) Worte der *Belehrung* für diejenigen, welche am Irdischen hangen; 3) Worte des *Schreckens* für diejenigen, welche die Bahn des Lasters betreten haben; 4) Worte der *Beruhigung* für diejenigen, welche unter den Sorgen, Mühen und Beschwerden des irdischen Lebens seufzen; 5) Worte der *Ermunterung* für diejenigen, welche auf Erden Glauben halten." Die 9te Predigt, *am Sonnt. nach Neujahr.* Recht gut wird aus dem Texte das Thema abgeleitet: *Rückblick auf diejenigen Gefahren, denen wir schon in der frühesten Jugend ausgesetzt sind.* Der I. Theil zeigt, *worin dieselben bestehen;* der II. (welchem jedoch im I. sehr vorgegriffen wird), *wodurch sie veranlasst werden;* der III. giebt *einige Winke und Ermunterungen.* 12te Predigt, *am II. Sonnt. nach Epiphanias. Woher es kommt, dass so wenig häusliches Glück unter unsern Zeitgenossen vorhanden? Die häuslichen Verbindungen unter unsern Zeitgenossen sind* I) *oft schon in ihrem Entstehen nicht, was sie seyn sollten;* II) *der Sinn für das Häusliche hat bey Vielen dem Sinn für das Gesellige Platz machen müssen; auch fordert* III) *das häusliche Glück besondere Opfer, zu denen man sich in unsern Tagen ungern versteht.* Eine sehr zeitgemässige, an kräftigen Stellen reiche Predigt. Mit der 14ten Predigt, *am IV. Sonnt. nach Epiphanias: Wozu uns die Gewissheit dienen solle, dass jeder Mensch in der Welt seinen Schutzgeist habe,* — können wir uns aber um so weniger befreunden. Wir halten sie für ein misslungenes und auf der Kanzel ohnehin nie zu billigendes Streben, bekannte Gegenstände oder Wahrheiten dadurch anziehender zu machen, dass man sie gleichsam unter einer Hülle verbirgt, die sonst ganz etwas Anderes einzuschliessen pflegt. Es ist bekannt, was man gewöhnlich unter einem *Schutzgeiste* versteht, und was in ältern und neuern Zeiten davon gefabelt ist. Was berechtigt nun den Vf., es in einem ganz andern Sinne zu nehmen und dadurch den Zuhörer in seinen Begriffen zu verwirren? Denn wenn man den *Schutzgeist* nach dem Inhalte der Predigt erklären wollte, so würde er doch weiter nichts seyn, als die mittelbare, göttliche *Leitung*, unter welcher das Leben und Schicksal *eines jeden* Menschen steht. Konnte das denn aber nicht natürlicher und richtiger ausgedrückt werden? Der Vf. fühlte das Unpassende auch selbst: denn er sieht sich (S. 190) zu der Wendung genöthigt, „dass Jeder, *so zu sagen*, auf Erden seinen Schutzgeist hätte"; und wie vergebens bemüht er sich, sein Thema aus dem Texte (Matth. 8, 23—27) abzuleiten. Im Uebergange spricht er, ganz textgemäss, von einem höhern Schutze, unter welchem die Jünger der sie bedrohenden Gefahr glücklich entgingen; sagt, dass sie dieses Schutzes nicht eingedenk gewesen und deshalb den Vorwurf des Herrn (v. 26) sich zugezogen. Hierauf fährt er fort: „Ja hätten sie sichs früher einmal recht klar gemacht, worin jener höhere Schutz bestehe, so würden sie nicht weiter mit Verwunderung ausgerufen haben: was ist das für ein Mann, dass ihm Wind und Meer gehorsam ist. Treten wir daher unserm Gegenstande sogleich näher und untersuchen. Nun folgt das Thema, das man nach dem Vorhergehenden, wenn man von der Einleitung, was man hier muss, absieht, ganz und gar nicht erwarten kann. Doch auch die Durchführung des aufgestellten Satzes hat uns nicht befriedigt. Es soll I) *dasjenige zusammengestellt werden, woraus sich diese Gewissheit recht eigentlich ergiebt;* woraus sich dann II) *werde leicht bestimmen lassen, wie wir dieselbe auf uns und unser Verhalten anwenden müssen.* Die *Gewissheit* soll 1) daraus erwiesen werden, *dass der Mensch eines Schutzgeistes bedürfe,* was wohl der Vf. selbst schwerlich als einen stringenten Beweis wird geltend machen wollen; dass 2) *dieser Schutzgeist uns wirklich zur Seite stehe,* und hier wird zwar gezeigt, dass der Mensch sich stets eines höhern *Schutzes* erfreue, aber nicht, dass er seinen *Schutzgeist* habe. Ganz fremd dem ersten Theile ist aber die 3te Unterabtheilung: *wer dieser unser Schutzgeist war und sey.* Man höre nun, was der Vf. darunter versteht! Nichts Anderes, als die *Natur,* die *Anstalten* und *Verbindungen* des *häuslichen* und *öffentlichen Lebens* (um uns kurz hierüber auszudrücken) und die *Geisteskräfte* des Menschen. Denn hier behauptet der Vf. geradezu, dass der Mensch seinen Schutzgeist in sich trage (S. 196). Doch wir werden zu ausführlich und geben daher ohne weitere Bemerkung nur die Unterabtheilungen des II. Haupttheils an: 1) *Es würde thöricht seyn*

seyn, wenn wir uns das Bedürfniss eines Schutzgeistes verbergen wollten; 2) wir müssen unsern Schutzgeist da wahrnehmen, wo er sich an uns bewährt; 3) wir sollen uns würdig machen, von Andern für ihren Schutzgeist gehalten zu werden. In der 17ten Predigt, *am Sonnt. Septuagesimä*, spricht der Vf. über *die scheinbare Ungerechtigkeit Gottes in seiner Vergeltung* recht erbaulich. Er zeigt im ersten Theile, *woher dieser Schein rühre*, und im zweyten, *wozu uns derselbe verpflichte*. Der letztere Ausdruck scheint uns aber unglücklich gewählt. Der Vf. hat sich auch, wo er zum II. Theile übergeht (S. 235), selbst verbessert: denn da behauptet er, dass *wir dieser Täuschung vorbeugen können*, und giebt hierauf an, wie diess geschehen könne. Die 18te Predigt, *am Sonnt. Sexagesimä: dass die gründlichsten und liebreichsten Vorstellungen, die wir Andern über ihre fehlerhafte Verfassung machen, so oft vergeblich sind*, zeichnet sich vor vielen andern durch eine gute Textbenutzung aus. Das gilt in geringerm Grade auch von manchen andern des *ersten* Bandes, unter denen freylich auch wieder einige sich finden, deren Disposition nicht ganz richtig ist. Besonders haben uns angesprochen: die 21ste *am Sonnt. Reminiscere: dass wir zum wenigsten eben so verwerflich sind, wenn wir das Gute hindern, als wenn wir das Böse befördern*; und die 23ste *am Sonnt. Lätare: der echte Geist der Wohlthätigkeit, nachgewiesen an dem Beyspiele Jesu*. Die Predigten am *Osterfeste* behandeln zwar keine mit dem Feste in zu entfernter Berührung stehende Materien; indessen chrakterisiren sie sich doch auch nicht als Osterpredigten, und den schönen Text am Ostermontage fand Rec. zu seinem innigen Bedauern ganz und gar nicht benutzt. Die Themata stehen mit einander in Verbindung, was wir besonders an Festtagen recht passend finden. Sie lauten: *Welche Gründe der Beruhigung bey dem frühen Tode unsrer Lieben bietet uns die Religion dar*; und: *unter welchen Bedingungen dürfen wir von diesen Gründen Gebrauch machen?* Schon die erste Predigt des *zweyten* Bandes, der 37 Predigten enthält und bey dessen Anzeige wir uns ganz kurz fassen müssen, behandelt ein recht interessantes Thema: *Die pflichtmässige Uebertragung unsers irdischen Berufs an Andere; am ersten Sonntage nach Ostern.* Auch die 3te, *am 3ten Sonnt. nach Ostern: Auf das Sichtbare kannst du dich nicht verlassen*, ist durchaus praktisch. Das Thema *am Himmelfahrtstage: Unser Fortleben nach dem Tode, auf Erden*, ist unbequem ausgedrückt, was sich besonders in der Ausführung zeigt. An den beiden *Pfingsttagen* behandelt der Vf. das Thema: *Gottes Geist, noch immer vorhanden und sichtbar wirksam.* In der ersten Predigt zeigt er I) *wie sich die Kraft und Wirksamkeit des göttlichen Geistes an dem Ganzen um uns her, das wir die Welt nennen*, und II) *wie sich dieselbe besonders an uns Menschen bewähre.* In der 2ten wird bewiesen: I) *dass wir als Christen insbesondere verpflichtet sind, genau zu bemerken, wo Gottes Geist um uns her, an uns und in uns selbst geschäftig sey*; dass wir II) *auf keinen Fall der Kraft und Wirksamkeit des göttlichen Geistes widerstreben* dürfen, und III) *bey Allem, was wir durch den Beystand des göttlichen Geistes beginnen und ausrichten, nicht uns, sondern Gott die Ehre geben* müssen. Diese Predigten gehören nicht zu den vorzüglichen der Sammlung, weil der Vf. ihnen eine zu allgemeine Tendenz gegeben und sich nicht auf die Wirksamkeit des heiligen Geistes zur Beförderung des Reiches Gottes unter den Menschen, wie es das Fest zunächst fordert, beschränkt hat. Mehreres, was wir uns bey den übrigen Predigten dieses Bandes noch angemerkt hatten, halten wir zurück, damit diese Anzeige nicht das gebührliche Maass überschreite, und führen nur noch einige Themata an, die nicht zu den gewöhnlichen gehören. 12te Predigt: *Die immer und täglich wiederkehrende Berufung Gottes. Am 2ten Sonnt. nach Trinit.* — 13te Pred. *Welche Vortheile dürfen wir erlaubterweise aus den Schwächen und Blössen anderer Menschen für uns selbst ziehen? Am 3ten Sonnt. nach Trinit.*, 15te Pred.: *Wie wir dahin gelangen, jederzeit das Beste zu hoffen. Am 5ten Sonnt. nach Trinit.*, 21ste Pred.: *So schwer es für uns hält, uns selbst von unsrer fehlerhaften Seite kennen zu lernen, eben so ehrenvoll ist es. Am 10ten Sonnt. nach Trinit.*, 22ste Pred.: *Wozu uns der Gedanke dienen müsse, dass bey weitem mehr Gutes in der Welt geschieht, als man gerade erfährt. Am 11ten Sonnt. nach Trinit.*, 23ste Pred.: *Leidende Menschen sind uns die Nächsten. Am 13ten Sonnt. n. Trin.*, 26ste Pred.: *Welchen Einfluss dürfen wir denen auf uns gestatten, die der Tod von unserer Seite hinweggenommen hat? Am 16ten Sonnt. nach Trinit.*, 28ste Pred.: *Dass wir uns zwar die Erreichung aller Tugenden zum Ziel setzen, aber mit der Erwerbung einzelner Tugenden den Anfang machen müssen. Am 18ten Sonnt. nach Trin.* Hier können wir uns nicht versagen zu bemerken, dass wir der Meinung des Vfs. nicht sind, und dass er uns, um sein Thema aus dem Texte abzuleiten, diesen recht willkürlich, aber auch auffallend falsch erklärt. — 29ste Pred.: *Erst Besserung, dann Vergebung! Am 19ten Sonnt. nach Trinit.* — 32ste Pred. *Wie bedenklich es um uns aussehe, wenn wir genöthigt sind, auf die Nachsicht Anderer zu rechnen Am 22sten Sonnt. nach Trinitatis.*

KRIEGSALTERTHÜMER.

SULZBACH, b. Seidel: *Des Flavius Vegetius Renatus fünf Bücher über Kriegswissenschaft und Kriegskunst der Römer.* Aus dem lateinischen Urtexte in das Deutsche übersetzt und mit erläuternden, meistens aus römischen Classikern entnommenen (lateinischen) Anmerkungen begleitet und versehen von *F. J. Lipowsky*, königl. baier. wirkl.

wirkl. Centralrathe. 1827. XVI u. 320 S. 8. Mit dem Motto aus dem *Florus: „Quippe adversus hostem toties victorem, tam callidum, non virtute tantum, sed suis etiam pugnare consiliis oportebat.* (1 Rthlr. 8 gGr.)

Obgleich Veget. in seinem Buche Altes und Neues durcheinander geworfen hat, so dass der Leser nicht erfährt, ob von den Zeiten des punischen Kriegs, oder von den der spätern Kaiser die Rede ist, fand er doch — da er lange Zeit das einzige Kriegsbuch war — vielen Beyfall, und ward schon im 15ten Jahrh. in alle Europäische Sprachen übersetzt. Auch gegenwärtig hält Hr. *L.* eine neue Uebersetzung für etwas *Gutes* und *Nützliches*.

Um diesem Zwecke aber zu genügen, müsste die Uebersetzung in einem tadelfreyen deutschen Stil geschrieben und mit *deutschen*, nicht mit *lateinischen Anmerkungen* versehen seyn, da der Vf. seine Arbeit doch zunächst für *deutsche Leser* bestimmt hat, wie aus der Zueignung an die Bayerische Armee hervorgeht. Sey es aber, dass der Vf. der Sprache, besonders der eigenthümlichen Ausdrücke des Kriegswesens nicht genugsam mächtig war, oder trägt die eilende Feder die Schuld: es ist Vieles unrichtig ausgedrückt, und das Original stellenweise im Deutschen nicht zu erkennen. Einige, ohne besondre Wahl herausgenommene Worte und Stellen sollen die Belege dazu liefern:

Die Ueberschrift des *ersten* Kapitels heisst: „Waffenübung wars, welche die Römer zu Siegern in den Kämpfen mit den übrigen Nationen erhoben hat." Veget. sagt ganz einfach: Die Römer haben alle Völker durch die Uebung im Gebrauch der Waffen besiegt, „indem es bekannt ist, dass Tapferkeit eine angeborne Tugend sey, die nicht überall zu Hause ist"; drückt das Gegentheil von dem Texte aus: *Constat enim, in omnibus locis et ignavos et strenuos nasci.* S. 16. „Den kriegerische Talente äussernden (?) Neulingen gestatte man die tägliche Uebung in den Waffen, unterrichte sie über derselben Gebrauch." *Signatis tyronibus per quotidiana exercitia, armorum est demonstranda doctrina* heisst: den *ausgehobenen* Rekruten muss durch tägliches Ueben der Gebrauch der Waffen gelehrt werden; *ferramenta* heisst nicht *Eisenwerk* (S. 98), sondern *Werkzeuge; Onager* keineswegs ein *Waldesel*, sondern eine *Steinblyde*, wie sie die altdeutschen Kriegsleute und Geschichtschreiber nannten. In diesem „zweyten Treffen, dessen *Wesenheit* (?) in Soldaten bestand, die man Lanzenträger nannte; stand u. s. w.", heisst dem Sinne nach: Das zweyte Treffen war auf gleiche Art gerüstet; die hier stehenden Soldaten wurden *Spiessträger* (*hastati*) genannt.

S. 116. „Damit sich die Krieger erkennen und im Gewühl der Schlacht nicht von ihren Kameraden entfernen, heisst (lib. II. cap. 18.): „Damit die Soldaten sich nicht im Schlachtgetümmel von ihren Genossen verirren, sind verschiedene Zeichen auf die Schilder verschiedener Cohorten gemalt." Auch der Anfang des 25sten Kap. ist unrichtig; er soll heissen: Vor Allem ist die Legion mit *Wurfspiessen* ausgerüstet, die Schild und Panzer durchdringen: denn sie hat bey jeder Centurie ihre Schiesszeuge (*carrobalistas*), die von Maulthieren gezogen und von 11 Mann aus jeder Kameradschaft bedient werden. Je grösser diese Schiesszeuge sind, desto weiter treiben sie ihre Pfeile (*tela*). — Man pflegt bey jeder Legion 55 mitzuführen. Auch zehn Steinblyden wurden auf Wagen von zwey Ochsen gezogen, um die Lagerverschanzung mit Pfeilen und Steinen zu vertheidigen. Kähne, aus einem Baumstamme gehauen, führte die Legion mit langen Seilen, und bisweilen mit eisernen Ketten mit sich, um durch Zusammenspannen und Bedecken dieser sogenannten (*sicut dicunt*) Monoxylen, Fussvolk und Reiterey ohne Gefahr über Flüsse gehen zu lassen, die ohne Brücken nicht überschritten werden konnten u. s. w. S. 139 ist *Bidens* mit *Egge* ausgedrückt, da es doch eine zweyspitzige *Doppelhaue* heisst. *Duae acies equitum*, lib. III. cap. 7. heissen nicht zwey Kolonnen (S. 174), sondern zwey aufgestellte Glieder. *Aggeres* sind keineswegs *Hornwerke* (S. 177), sondern bloss Wälle, und *als solche* dem Graben entgegengesetzt.

Onagri sind nicht *Schleuder-Wagen* (S. 26), sondern *Steinblyden* (Werfzeuge), die nicht immer fahrbar waren, sondern an einem bestimmten Orte zusammengesetzt und aufgestellt wurden, um zur Vertheidigung oder zum Angriff zu dienen.

Wenn aber auch diese Uebersetzung so Vieles zu wünschen übrig lässt, sind doch mehrere Anmerkungen für den mit den römischen Alterthümern weniger bekannten Leser interessant genug, weil in ihnen manche Gebräuche der Römer erläutert, oder ihre Kriegsmaschinen und Waffenstücke beschrieben werden. Wer der lateinischen Sprache genugsam mächtig ist, wird die Parallelstellen aus *Horaz, Virgil, Gellius* u. a. mit Vergnügen lesen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1828.

KIRCHENGESCHICHTE.

Mainz, b. Müller: *Die morgenländische, griechisch-russische Kirche*, oder Darstellung ihres Ursprungs, ihrer Lehre, ihrer Gebräuche, ihrer Verfassung und ihrer Trennung. Von *Hermann Joseph Schmitt*, Kaplan in Lohr, bey Aschaffenburg. Mit einer Steintafel. XVI u. 464 S. 8. (1 Rthlr. 18 gGr.) *)

Als dem Rec. dieses Werk in die Hände kam, freute er sich, die so lange vernachläfsigte griechische Kirche endlich einmal wieder in Deutschland bearbeitet zu sehen. Wenn dieselbe gleich nicht so sehr in die europäischen und man kann sagen Welthändel eingreift, wie die römisch-katholische während des ganzen Mittelalters, so ist sie doch nicht ohne Interesse, da sie viele Millionen von Gläubigen zählt, sich in dem Besitze und der strengen Beobachtung alter ursprünglicher christlichen Gebräuche und Formen glaubt, fest an ihren Dogmen hält, und im Drucke widriger Zeiten und Umstände ihre Lehrbegriffe stets rein von fremder Einmischung erhalten hat. Wenn sie daher einerseits zur Erläuterung mancher in der christlichen Kirche noch beobachteter Gebräuche den besten Aufschlufs geben kann, so mufs auch anderntheils eine lichtvolle Darstellung derselben zu einem Parallelismus der beiden christl. Schwester-Kirchen sehr erspriesslich seyn, und der Vf. würde sich gewifs den Dank aller Freunde der Kirchengeschichte in reichem Maafse verdient und erworben haben, wenn er seiner Aufgabe hinreichend entsprochen hätte. Wir müssen aber leider bekennen, dafs er dieses nicht gethan, und um unser Urtheil zu beweisen, wollen wir ihm Schritt vor Schritt folgen und einige der vielen Irrthümer nachweisen, deren er sich schuldig gemacht hat.

S. V der Vorrede behauptet der Vf.: „dafs die Gebräuche und Ceremonien der morgenländischen Kirche nach den glaubwürdigsten Zeugnissen das Gepräge hohen apostolischen Alterthums an sich trügen." Dieser Satz, so allgemein und ohne Anführung der Zeugnisse ausgesprochen, bedarf grofser Einschränkungen. Das apostolische Alterthum kannte nur sehr wenige Ceremonien; und wie verschieden diese im Oriente selbst an den verschiedenen Orten, geschweige bey den verschiedenen christlichen Secten waren, ist jedem hinlänglich bekannt. Wie sehr sie aber in der griechischen Kirche in der Länge der Zeit und an den verschiedenen Orten von einander abwichen, lehren die darüber geführten Streitigkeiten in der griechischen Kirche; auffallende Beweise aber geben die in Rufsland s. g. Raskolniks oder Altgläubigen, die unter dem Vorwande, den alten Gebräuchen der Kirche anzuhängen, sich von der russ. griech. Kirche in mancherley Secten abgerissen haben (vgl. *Strahl's* Beyträge zur russ. Kirchen-Geschichte I. S. 250—345), desgleichen des russ. Priestermönchs *Arsenj Suchanow* 1649 nach Griechenland, Alexandrien, Jerusalem u. s. w. in Bezug auf kirchliche Satzungen, Gebräuche, Meinungen u. s. w. gemachte Reise (vgl. *Strahl's* gelehrtes Rufsland S. 201) u. a. m.

Statt der S. XI unbedeutenden Gegenbemerkungen gegen die *Stourdza*'sche Schrift: *Betrachtungen über die Lehre und den Geist der orthodoxen Kirche* u. s. w., hätte wenigstens auf das französische Werk: *Refutation d'un ouvrage intitulé considerations sur l'église orthodoxe par Stourdza*, aufmerksam gemacht werden müssen, weil in diesem Hr. *v. Stourdza* gründlich bis in seine letzten Theile widerlegt und die römisch-katholische Kirche gegen dessen Anfeindungen vollständig gerechtfertigt und geschützt worden ist.

Wenn der Vf. in diesem Werke nun zeigen wollte, dafs zwischen der Kirche des Morgenlandes und der des Abendlandes wenig Unterschied Statt finde, oder dafs dieser entweder auf unwesentlichen Dingen oder einer veränderten Kirchenzucht beruhe, auch dafs eine Vereinigung der beiden Kirchen sehr nahe sey, so hat er diese Aufgabe keineswegs gelöst, ja er konnte sie auch nicht gehörig lösen, da ihm eine nähere Bekanntschaft mit der griech. Kirche, ihrer Geschichte, ihrem Cultus u. s. w. abzugehen scheint, und ihm der von frühester Zeit an höchst intolerante Geist der griechischen Kirche in ihrer Tochter, der russischen, ganz fremd ist. Nicht ohne Rüge kann auch übergangen werden, dafs der Vf. des

*) Wiewohl von dieser Schrift schon 1827, Nr. 79 u. 80 eine Recension abgedruckt ist, so wird doch die Aufnahme dieser zweyten durch die ausgezeichnete Sachkenntnifs und viele neue Mittheilungen des Rec. hinlänglich gerechtfertigt seyn. *Die Redaction.*

des *Joh. Glen King* bekanntes, aus dem Englischen ins Deutsche unter dem Titel: *Die Gebräuche und Ceremonien der griechischen Kirche in Russland*, Riga 1773, übersetzte Werk grösstentheils wörtlich wieder abdrucken liess, dieser Quelle an den gehörigen Orten oder in der Vorrede nicht in dieser Art Erwähnung thut und dabey mit solcher Nachlässigkeit verfuhr, dass z. B. wo *King* S. 279 in dem Gebete der damaligen Kaiserin *Catharina* II. namentlich Erwähnung thut, unser Vf. S. 210 die nämlichen Worte wiederholt, ohne auch nur das Unpassende hierbey empfunden zu haben. Eben so wenig hat er *Heineccius*, *Bingham*, *Stourdza* und andere Schriftsteller angeführt, wo er denselben theils folgte, theils sie wörtlich abschrieb, wie mit mehreren Beyspielen nachgewiesen werden könnte.

Der Vf. theilt den Inhalt seines Werkes in *fünf* Hauptstücke, wie sie schon auf dem Titel angeführt sind. Im *ersten* Hauptstücke handelt er vom *Ursprunge der morgenländischen Kirche*. Diese definirt er S. 3 als „jene, die im Anfange von den Aposteln gestiftet und über das Morgenland verbreitet, mit der Kirche im Abendlande die Eine wahre kathol. Kirche ausmachte; in der Folge aber sich losriss von dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, und ein eigenes kirchliches Leben, mit einem eigenen Mittelpunkte sich gestaltete." Wir können diesem Begriffe unmöglich unsern Beyfall schenken, denn abgesehen davon, dass nach sichern Nachrichten der Apostel Paulus grossen Antheil an der Gründung der römischen Kirche genommen habe, nach dem Zeugnisse des *Eusebius Hist. eccl.* II. 16 der Apostel Markus aber von Rom nach Alexandrien gereist und dass also die Stiftung der Kirche durch die Apostel kein charakteristisches Merkmal der morgenländischen Kirche sey, so bezeichnet auch der Sprachgebrauch mit dem Worte der morgenländischen Kirche nicht allein die griechische, sondern alle Christen des Morgenlandes, als die Armenier, Nestorianer, und selbst die unirten Maroniten, Armenier u. s. w., von denen jedoch der Vf. hier keineswegs zu handeln die Absicht hatte, da ihm nicht unbekannt seyn kann, wie sehr diese durch besondere Lehrsätze, eigene von einander abweichende Gebräuche und Centralpunkte unterschieden und abgesondert sind. — Welche Meinung soll man aber von den geographischen Kenntnissen des Vfs. haben, wenn wir S. 3 lesen: „die morgenländische Kirche herrscht in dem europäisch-russischen Reiche, einem grossen Theile von Siberien (Sibirien) in Asien, Astrakan, Kasan, Georgien und Weissreussen in Polen." Giebt es denn noch ein anderes Sibirien als jenes in Asien, wozu also dieser unnöthige Zusatz? Astrakan (besser Astrachan) und Kasan bilden ihm also besondere Staaten, da sie doch nur Gouvernements des russ. Reichs sind und meistentheils zu Europa gerechnet werden; Georgien aber müsste, wenn man es mit der Interpunction genau nehmen will, zu Polen gehören. Nun aber herrscht in Georgien bekanntlich die griechische Kirche nach georgischem Ritus, die ihren eigenen Mittelpunkt (Patriarchen, Katholikos) zu Tiflis hat, weder der slavonischen noch der griechischen Kirchenbücher sich bedient, in mehreren den Ritus betreffenden Sachen von der griechischen Kirche abweicht, und eben so wenig zur griechischen Kirche gerechnet werden darf, als die Jerusalemsche und Alexandrinische. *Weissreussen* aber werden die Bewohner jener Gouvernements genannt, die nach einer veralteten Eintheilung Weissrussland bildeten und jetzt zu Russland gehören; Weissreussen in Polen, nach des Verfassers Worten, giebt aber gar keinen Sinn. *Dass die* morgenländische Kirche S. 3 bald die *griechische* bald die russische heisse, ist nach oben *Gesagtem* falsch, da der Begriff der morgenländischen Kirche auch die andern christl. Kirchen des Orients umfasst; unschicklich aber und geschmacklos ist der ebend. gebrauchte Ausdruck, „dass die griechische Kirche die eigentliche Gebärmutter der russischen sey."

Im *zweyten* Hauptstücke betrachtet der Vf. *den Lehrbegriff der morgenländischen Kirche* (d. i. der griechischen oder griechisch-russischen Kirche) und theilt denselben in 13 Kapitel ab. Hier ist er theils dem bekannten Werke des Kiewschen Metropoliten *Peter Mogila*, welches bekanntlich erst nach dessen Tode unter dem Titel: *Orthodoxes Glaubensbekenntniss* 1662 zu Amsterdam in griechischer Sprache erschien, und hierauf ins Slavonische, Deutsche und Lateinische übersetzt wurde (siehe die Vorrede der zu Breslau 1751 in 8. von *C. G. Hofmann* in griech., lat. und deutscher Sprache gemachten Ausgabe und *Strahl's* gelehrtes Russland, Leipzig 1828. S. 189 ff. u. 436), theils dem von *Alex. v. Stourdza* verfassten, von *Aug. v. Kotzebue* aus dem Französischen ins Deutsche übersetzten *Betrachtungen über die Lehre und den Geist der orthodoxen Kirche*, Leipzig 1817, theils andern bekannten Schriftstellern über die griechische Kirche gefolgt. Es *wäre nun* aber hier der Ort gewesen, eine vergleich*ende Un*tersuchung zwischen diesem Mogilaischen und dem vom russ. Metropoliten *Platon Lewschin* herausgegebenen Katechismus, der 1765 zum erstenmale und dann mehreremale selbst noch nach seinem Tode 1819, wie das dem Rec. vorliegende Exemplar ausweist, neu aufgelegt erschien, und bekanntlich durch laxere Grundsätze sich von dem Mogilaischen unterscheidet, anzustellen, und diese Arbeit setzte keineswegs vertraute Kenntniss der russ. Sprache voraus, da *Platon's* orthodoxer Lehrbegriff fast in alle europäische Sprachen übersetzt worden ist (cf. *Strahl* a. a. O. S. 473) und eine deutsche Uebersetzung davon 1770 zu Leipzig erschienen war. *Bacmeister* in seiner russischen Bibliothek I. S. 120—133, IV. S. 69—75 und VIII. S. 33—38 giebt hierüber nicht uninteressante Nachrichten und Auszüge. Wir wollen uns hier nicht in eine nähere Prüfung der Lehren der griech. Kirche einlassen, ihre Dogmen sind jedem mit der Kirchengeschichte Vertrauten bekannt genug; wir müssen jedoch bemerken, dass es sich aus den Unterscheidungslehren, die *Platon* als charakteristisch

ritisch für die russische Kirche aufstellt, hinlänglich ergebe, wie diese weit weniger von der evangelisch-lutherischen als von der römisch-katholischen abweiche, woraus Hr. *S.* wenigstens hätte ersehen können, dass sein Bemühen, die Annäherung und Vereinigung der Kirchen von Rom und Constantinopel als nah und leicht möglich zu beweisen, eben so fruchtlos seyn möchte, als es ihm schwierig seyn dürfte, die Vereinigung der evangelisch-lutherischen und römisch-katholischen Kirchen als leicht ausführbar zu schildern. Würde überhaupt der Vf. *den* Geist der *griechischen* Kirche und ihrer Tochter, *der russischen*, besser erfasst, die Geschichte dieser *Kirchen gründlicher* studirt und sich mit den von den Prälaten und andern ausgezeichneten Schriftstellern derselben bis auf die neuesten Zeiten herausgegebenen Werken näher bekannt gemacht haben, so würde er sich *von* dem tiefen Hasse haben überzeugen müssen, *der diese* Schriftsteller gegen ihre Schwester die *römisch*-katholische Kirche von jeher beseelte. Als Beyspiele aus der russischen Kirchengeschichte führen wir an: *a*) den Canon, den der Metropolit von Kiew, *Johann*, genannt der Prophet, der zwischen den Jahren 1080 bis 1089 auf dem russ. Metropolitenstuhle zu Kiew sass, erliess, und worin dieser sich gegen den damaligen Gebrauch der russ. Fürsten, ihre Töchter an Fürsten und Könige römisch-katholischer Religion zu verheirathen, (wie diess z. B. der Fall mit mehreren russ. Grossfürstinnen, Töchtern des Grossfürsten *Jaroslaw* war,) mit allem möglichen Feuereifer auflehnte; *b*) jenes beredte Schreiben des gelehrten russ. Metropoliten *Nicephor* (1106 bis 1120), worin dieser von der Trennung der morgenländischen und abendländischen Kirche und ihren Unterscheidungszeichen handelt und den edlen Fürsten *Wladimir Monomach* ermahnt, treu in seinem orthodoxen Glauben zu bleiben; *c*) die harte Verfolgung, welche der gelehrte russische Metropolit *Isidor* wegen der von ihm auf dem Concil zu Florenz 1439 unterzeichneten Vereinigung der russ. Kirche mit der römisch-katholischen, vom russ. Zaren und dem ganzen Volke erleiden musste; *d*) die drohende Art und Weise, womit sich der russ. Metropolit *Philipp* 1472 dem Einzuge des päpstlichen Legaten in Moskwa widersetzte, als dieser die griechische Prinzessin Sophie, ernannte Braut des russ. Grossfürsten, begleitete, und nach herkömmlicher und überall zugestandener Sitte sich ein silbernes Kreuz vortragen liess; *e*) die Ermahnung, welche derselbe Metropolit an die Nowgoroder 1471 erliess, worin er diese vor dem römisch-katholischen Glauben warnt, weil er Unglück bringe u. d. m.; *f*) den merkwürdigen Vertrag, den der russ. Zar *Iwan* III. *Wassiljewitsch* 1494 mit seinem römisch-katholischen Schwiegersohne *Alexander*, Grossfürsten von Litthauen, rücksichtlich der Religionsübungen seiner Tochter *Helena* schloss, und die warnenden und ermahnenden Briefe, die er an erwähnte *Helena* schrieb, dass sie doch ja nicht römisch-katholische Kirchen besuchen, Katholiken ihr Zutrauen schenken, solche in ihre Umgebung zulassen möchte u. s. w.; *g*) das vom russ. Patriarchen *Philaret* auf dem Concil von 1620 festgesetzte Gebot, dass alle Bekenner der römisch-katholischen Kirche, wenn sie zur griechisch-russischen übergehen würden, wie *andere Heiden* erst noch einmal wieder getauft werden müssten, und welches Gebot erst 1718 unter Peter dem Grossen, auf eingeholtes Gutachten des griech. Patriarchen zu Constantinopel, *Jeremias*, und weil die Politik Peter dem Gr. Toleranz wegen der vielen in seine Dienste aufgenommenen und ausgezeichneten Ausländer anempfahl, ausser Wirksamkeit gesetzt wurde; *h*) die Warnungsschreiben des russ. Patriarchen *Joachim* an Peter d. Gr., welche *Schröckh* in seiner neuern Kirchengeschichte IX. S. 160 und *Bacmeister* in seiner russ. Bibliothek III. S. 227 liefern; desgleichen endlich die vielen einzelnen Beyspiele von unerhörter Intoleranz, von denen wir die Belege bey *Nic. Bergius*, in dessen *exercitatio historico-theologica de statu ecclesiae et religionis moscoviticae. Lipsiae* 1722. I. S. 65—69, dann bey *Joh. Perry*, der jetzige Staat von Russland. Leipzig 1717. I. S. 224, 245—247; bey den frühern Beschreibern, als: *Herberstein, Rautenfels, Olearius*, Prinz *von Buchau, Meyerberg, Tanner, Korb, Lysek, Petri Pertreji de Erlesunda* u. a. m. finden. Ja selbst noch in neuester Zeit verbarg der sonst so aufgeklärte und seiner tiefen Gelehrsamkeit wegen mit Recht berühmte russ. Metropolit *Platon Lewschin* (starb 1812) in seinem 1812 erschienenen Reisejournale seinen Hass gegen die Uniten und Jesuiten nicht, und nicht ohne Staunen liess man hier die entehrendsten Schmähungen gegen die Bekenner der römisch-katholischen Kirche. Welcher Katholik sollte aber wohl *Stourdza's* oben angeführte Schrift nicht kennen und den feindseligen Geist derselben nicht empfinden? Nicht minder zeigen die stets vergebens von Rom aus gemachten Vereinigungs-Versuche beider Kirchen, so wie die grausamen mit Trug und Arglist verbundenen Feindseligkeiten der Griechen gegen die Kreuzfahrer, das Fest des s. g. orthodoxen Sonntags, der gegen alle zur griechischen Kirche nicht gehörenden Religionsverwandten feyerlich am Altare ausgesprochene Fluch (*Anathema*) und endlich die traurigen Erfahrungen, welche die römisch-katholischen Christen bis heute an den Orten, wo die Bekenner der griech. Kirche die Mehrzahl bilden, laut so vielen Berichten unparteyischer Reisenden in dem Orient machen müssen, zur Genüge, dass bey ihr der Geist der Eintracht entflohen, und der den griechischen Charakter von jeher entscheidend bezeichnende Zug, die Streitsucht, ihr eigen geblieben sey, ihr grübelnder Sinn aber in ausserwesentlichen Dingen das Höchste gefunden zu haben glaube und sie zum hartnäckigsten Widerspruche berechtige.

Von S. 19—45 handelt der Vf. die Lehre von den 7 Geheimnissen, d. i. heiligen Sacramenten der griech. Kirche ab. Da er hier grösstentheils Mogila's oben angeführtem Werke gefolgt ist, so ist in Beziehung

lung des Dogmatischen hierbey nichts weiter hinzuzufügen, als höchstens: dafs in der ruff. Kirche rücksichtlich der durch die Taufe entstandenen geistlichen Verwandtschaft Dispensation erlangt werden kann; weil in einem Gutachten eines gewissen Patriarchen von Constantinopel hierüber dergleichen Ehen nicht für ganz illegitim betrachtet worden seyen. Es kann der Taufact sowohl in der Kirche als aufserhalb derselben im Hause der Mutter vorgenommen werden, nur nicht aber in demselben Zimmer, worin das Kind geboren worden, weil solches für unrein gehalten wird. Da hier der Vf. so aufserordentlich kurz den Taufact beschreibt, so will Rec. ihn zu ergänzen suchen, da er oft Zeuge desselben gewesen ist. Der gemeine Russe hält es sehr verschwiegen, wenn die Wehen eingetreten sind, weil er glaubt, dafs dann die Mutter, die sich deshalb meistens in die glühende Badstube begiebt, leichter niederkommen könne. Ist nun das Kind zur Welt gekommen, so mufs der Priester erst durch ein eigenes Gebet (welches der Vf. S. 141—143 wörtlich nach *King* S. 183—185 anführt) *„rodilnaja molitwa"* sowohl die Mutter als alle diejenigen, die bey der Wöchnerin waren, selbst wenn sie diese auch nicht berührt hätten, reinigen. Wohnt der Pope zu weit vom Orte der Mutter, so geschah es sonst öfter, dafs er das Gebet mit Anführung aller der Namen, die der Wöchnerin beygestanden waren, in die Mütze des zu ihm abgesandten Boten ablas, der nun sorgfältig diese Mütze verband und bey seiner Rückkehr über Alle ausschüttete. Die geistl. Instruction hat diesen Aberglauben verboten, dennoch aber ereignet er sich noch hie und da. Sonst pflegten die Russen die Geburt eines Kindes allen Verwandten und Freunden anzuzeigen; da aber die Sitte, Geld (gewöhnlich ein Ducaten) unter das Kissen der Mutter legen zu müssen, Manchem missfiel, so beschränkt man sich heut zu Tage nur auf die nächsten Verwandten, von denen man ohne Bedenken diesen Ducaten (doch ja nicht mehr) annimmt. Wir halten diesen Gebrauch so wie die Reinigungspflicht für Gewohnheiten, die aus der jüdischen Religion auf die griechische, und von dieser auf die russische übergegangen sind, obgleich wir auch wissen, dafs die Römer auch ihre *dona natalitia* hatten. In Klein-Rufsland, wo überhaupt manch Abweichendes in den Gebräuchen bey gottesdienstlichen Handlungen vorkommt, kennt man diese Sitte nicht, dagegen aber schickt dort der Vater bey der Anzeige der Geburt eines Kindes Kuchen, Früchte, Rosinen u. s. w., und läfst zu Gevatter bitten. Die Reichen schicken zugleich Wein, die Aermern Wasser, worin Rosinen aufgekocht sind, und dieses nennen sie *Wswar*. Den Namen erhält das Kind bey der Geburt von den Aeltern und nicht nach dem Pathen, meistens nach dem Heiligen, an dessen Festtage es geboren ist. Abergläubische Russen pflegen wohl auch bey der Taufe dem Kinde noch einen andern Namen zu geben und verbergen äufserst sorgfältig den früher gegebenen Geburtsnamen, und dieses in der Absicht, damit der Zauberer nicht recht wisse, welches der wahre Name des Kindes sey, und folglich demselben auch nicht schaden könne. Am Ende der Taufe legt der Priester dem Kinde zu gleicher Zeit mit dem weifsen eingesegneten Hemdchen ein metallenes plattes Kreuz an, das an einer Schnur um den Hals auf die blofse Brust hängt und welches der Russe nie ablegt. Diese Sitte des Kreuztragens herrscht nur in Rufsland allein und soll durch den Bischof *Johann* von Nowgorod 991 entstanden seyn, als dieser nämlich daselbst das Christenthum lehrte, und die Getauften von den Ungetauften auf diese Art zu unterscheiden *suchte*. Nach dem Chrisma, russisch *miropomasanie*, welches keineswegs mit der Firmung der römisch-katholischen Kirche für ein und dasselbe Sacrament zu halten ist, da hinsichtlich des Alters des Gesalbten, der gesalbten Theile, (Augen, Ohren, Hände, Füfse, Mund, Nasenlöcher und Brust,) der Ceremonien und der Bestandtheile des Chrisma zwischen beiden Kirchen ein grofser Unterschied obwaltet, erfolgt der letzte Taufact, nämlich die Tonsur. In Kreuzes-Form schneidet der Priester vom Kopfe des Täuflings einiges Haar ab, durchknetet es mit Wachs, drückte sonst darauf das Bild Jesu und verwahrte es als eine Gott geweihte Sache. Späterhin nahm es der Pope zu sich und verbarg es an einem geweihten Orte, gewöhnlich aber klebte er es an die Wände der Kirche. Heut zu Tage werfen es die Popen mit dem Wachse in den Taufstein, dessen Wasser für unrein gehalten und unter die Kirche an einem besondern Orte ausgeschüttet wird. Werden daher mehrere Kinder zu gleicher Zeit getauft, so ist für jedes besonderes frisches Wasser nothwendig. Wie die dreymalige Untertauchung geschehe, erzählt *Büsching in seinen wöchentlichen Nachrichten* 1773. St. 25. S. 199 ausführlich; wie viele Schriften aber über die Art und Weise der Taufe, ob solche durch Untertauchung oder durch Aufgiefsung oder Besprengung vollzogen werden könne, selbst in der russ. Kirche, besonders im XVII. u. XVIIIten Jahrh. erschienen seyen, weifs der Kenner der russ. Geschichte, wir führen als Belege hierzu vorzüglich jene Schrift an, die 1644 zu Moskwa bey Gelegenheit des Religionsstreites über den dänischen Prinzen *Waldemar*, als dieser um die älteste Prinzessin des Zaren *Michael Feodorowitsch* warb, unter dem Titel: *Der Glaube*, erschien, und worin in einem eigenen Kapitel die Taufe durchs Untertauchen gegen die durch Begiefsung oder Besprengung in Schutz genommen und als einzig wirksam vertheidigt wurde. Dagegen beweist aber die von *Theophan Procopowitsch* 1724 auf Befehl der heil. Synode zu St. Petersburg herausgegebene Schrift: *Rechtfertigung der durch die Begiefsung im Namen Christi getauften orthodoxen Christen*, dafs man in der russ. Kirche bald auf laxere Grundsätze hinsichtlich dieses Ritus kam, und also von der alten Form und dem alten Lehrbegriff abgewichen sey.

(Der Beschlufs folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1828.

KIRCHENGESCHICHTE.

MAINZ, b. Müller: *Die morgenländische, griechisch-russische Kirche* — — Von *Hermann Joseph Schmitt* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die *Beichte* behandelt der Vf. sehr kurz, und nicht leicht dürfte sich ein mit den Gegenständen Unbekannter hiernach von ihr richtige Begriffe machen können. Die griechische Kirche kennt keine *Ohrenbeichte;* doch will *Platon* in seinem kleinen Katechismus, dass ein allgemeines Bekenntniss der Sünden nicht hinreiche, und dass der Beichtende genau seine Sünden angeben müsse. Beichtstühle, wie sie die römisch-katholische Kirche hat, sucht man aber vergebens im den russischen Kirchen; man beichtet gewöhnlich im Hause des Priesters oder im eigenen Hause, und geschieht die Beichthandlung in der Kirche, so nähert sich der Beichtende unter gewissen Gebeten dem Geistlichen, der nun die 10 Gebote absagt, bey jedem einzelnen aber etwas verweilt, sodann die Geringern fragt, ob sie dasselbe überschritten haben, bey Vornehmern aber mit dieser Frage schweigt und durch ein längeres Stillschweigen dem Beichtenden das: „*Herr, ich bin schuldig!*" auf anständige Weise zu entreissen sucht. Bey dem Pöbel fragt der Pope oft ganze Sünden-Register ab, und Dorfgeistliche erlauben sich hierbey die seltsamsten Fragen. Dem Rec. sind folgende zwey Fälle ganz genau bekannt, für deren Wahrheit er bürgen kann. Eine vornehme adelige Dame beichtete auf dem Lande einem Dorf-Popen. Die unvernünftigen Fragen des Popen, der nach einem langen Sündenregister die aufgeklärte Frau fragte, störten ihre ganze Andacht; als er sie aber nach diesem Fragzettel fragte, ob sie eine Hexe sey, Hundefleisch esse u. d. m. entfloh ihr aller religiöse Sinn. Verwundert fragte ein anderes Mal ein Fräulein von 7 Jahren ihren Vater, was sie dem Popen zu antworten habe, wenn er sie wiederum fragen möchte, ob sie Ehebruch getrieben habe, u. s. w. Unter die grössten Sünden rechnet der Russe die Verletzung der Fasten, die sehr streng und mit der genauesten Pünktlichkeit gehalten werden. Alles was nur auf die entfernteste Weise animalisch ist, rührt der Russe daher nicht an, und selbst den Zucker versagt er sich, weil dieser ja durch Ochsenblut raffinirt wird. Mönche besonders üben die Fasten auf die peinigendste Art, sie geniessen nur kleine Portionen einer schrecklich elenden Kost, und dürfen nur zu gewissen Zeiten ihre lechzende Zunge durch einen Trunk Wasser laben. Jede, auch die leichteste, Uebertretung hierin erscheint ihnen als Todsünde, und höher als Mord, Betrug, Ausschweifung aller Art u. s. w. Von sogenannten Reservat-Sünden hat Rec. nie etwas gehört, denn der Russe hält den Priester für berechtigt, alle Sünden vergeben zu können. Die Kirche gebietet in ihren 9 Kirchengeboten die Beichte vor dem Priester jährlich vier Mal, oder doch wenigstens ein Mal; Laien befolgen das Letzte; die Mönche das Erste. Die bey der Beichte vorkommenden Gebete hat der Vf. nach *King* S. 218 ff., S. 167—171 abdrucken lassen, wobey der sinnentstellende Druckfehler S. 170 Vermachung statt Vermahnung besonders auffällt. Von den merkwürdigen russischen Schriften über dieses heil. Sakrament sagt der Vf. kein Wort, wir machen ihn daher besonders auf *Innocenz Gisel's* Werk: *Lehre vom heil. Sakramente der Beichte.* Kiew 1671 in 4to, dann auf *Theophan Procopowitsch: Geistliche Belehrung über das heil. Sakrament der Taufe.* St. Petersburg 1720, und endlich auf *Innocenz Netschajew: Vorschriften bey der Beichte der Kinder.* St. Petersburg 1769 und 1795, welche die heil. Synode zum Druck befördern liess, aufmerksam.

Auch was der Vf. von der *Eucharistie* sagt, ist sehr unvollständig und verwirrt; wir bemerken hierbey, dass *Peter Mogila* solches in seinem Katechismus für das vornehmste christliche Sacrament halte, und dass darin zwischen der griechischen und römisch-katholischen Kirche ein grosser Unterschied herrsche, dass erstere den Genuss desselben nicht allein Erwachsenen und Kindern, sondern auch kaum Geborenen erlaube, welches doch bekanntlich in der römisch-katholischen Kirche schon im XIIten Jahrhunderte verboten (*Gieseler,* Kirchen-Geschichte, IIter Bd. 2. Abth. S. 371) und durch das *Concil. Trident.*, Sess. IX. Canone 3 et 4 mit dem Anathema belegt wurde. Von den grossen Streitigkeiten über das gesäuerte und ungesäuerte Brot mit der römisch-katholischen Kirche, die auch auf

auf die russische Kirche übergingen, wie unter andern die vom russ. Metropoliten *Leon* (992—1008) in griechischer Sprache verfassten Schriften beweisen (*Strahl* Beyträge zur russ. Kirchengeschichte, I. 101) wollen wir schweigen, aber dass im XVIIten Jahrhunderte ein grosser Streit über die Transsubstantiation sich in der russ. Kirche, besonders zur Zeit der gelehrten griechischen Brüder *Johann* und *Sophronius Lichud* erhob, und Streitschriften darüber gewechselt wurden, auch in diesem Punkte die russ. Kirche von dem Glauben der griechischen einigermassen abgewichen sey und sich der römisch-katholischen Kirche genähert habe, hätte doch der Vf. gehörigen Orts bemerken und nicht ganz mit Stillschweigen übergehen sollen. Die bey der heil. Communion vorkommenden Gebete hat der Vf. S. 131—141 wörtlich nach *King* S. 160—168 abdrucken lassen. Hier wäre Vieles zu berichten, denn es fehlt nicht an Irrthümern; zu bemerken wäre auch gewesen, dass die Communion allezeit mit einem Löffel ausgetheilt wird, weil Brot und Wein im Kelche vermischt sind. Irrig ist, wenn der Vf. S. 47 behauptet, dass die Russen die Verwandlung der Bestandtheile *Transsubstantiation* nennen, sie heisst bey ihnen *presuschtschestwlenie Ewcharistii.*

Sowohl das Dogmatische S. 43, als die S. 171—190 wörtlich nach *King* S. 222—260 abgedruckte Liturgie *bey der Ehe* bedarf noch grosser Ergänzungen und Berichtigungen. „Dass die Ehe von jeher, wie der Vf. S. 43 behauptet, in der Kirche des Morgen- und Abendlandes zu den heil. Sacramenten sey gerechnet worden," ist falsch, denn in der lateinischen Kirche ward die Ehe bis ins IXte Jahrhundert bloss als ein Civil-Contract angesehen, erst Karl der Grosse schrieb die Einsegnung des Priesters als ein zur Gültigkeit der Ehe nothwendiges Erforderniss vor, und das *Concil. Trid.* machte sie zu einem Sacrament. — Die griechischen Kirchengesetze verbieten streng die Heirathen zur Zeit der Fasten, nur am Tage der Hälfte der grossen Fasten ist Fleischspeise und Trauung erlaubt. Die Trauung heisst im Russischen: *Krönung, Wentschanie,* weil während des Trauungsactes dem Brautpaare Kronen aufgesetzt oder über ihren Häuptern gehalten werden. Den Anfang bey jeder russischen Ehe macht die *Swacha,* der Alten *pronuba,* deutsch, die Freywerberin. Diese ist grösstentheils eine nahe Verwandte aus der Familie des Bräutigams, die von den Aeltern desselben den Auftrag hat, bey den Aeltern der Braut um solche anzuhalten. Erfolgt eine günstige Antwort, so geschieht die förmliche Werbung des Bräutigams, wobey ein Ehecontract aufgesetzt und alsobald zur Verlobung geschritten wird. Diese geschieht entweder in der Kirche oder im Hause der Braut durch Wechselung der Ringe und unter mancherley Ceremonien. Bald hierauf folgt die *Trauung,* welche gewöhnlich Abends bey Vornehmen und Reichen, Nachmittags aber bey Bauern und gemeinen Leuten, stets in der Kirche, laut Ukas von 1765, 14. Juli, nie im Hause vorgenommen wird. Nach ältern russischen gesetzlichen Vorschriften muss bey Adligen wenigstens der Bräutigam 20, die Braut 17 Jahre alt seyn; durch den Ukas von 1775 wird aber auch eine Ehe für gültig erklärt, wenn der Mann 15 und das Fräulein 13 Jahre alt ist, vorausgesetzt, dass sie beide bey vollem Verstande sind, weil sonst das frühere Gesetz von 1722 in Anwendung kommt, das alle Ehen dieser Art verbietet. *Alle* Ehen zwischen Verwandten in gerader *Linie sind* durchaus verboten, die Verbote mit *Verwandten aus* der Seitenlinie erstrecken sich bis zum 7ten und 8ten Grade. Eine zweyte Ehe hat nichts Anstössiges, eine dritte erregt Aufsehen, eine vierte ist streng nach dem *Uloschenie* Kap. 16. §. 15 verboten. Ehescheidungen kommen sehr selten vor, nach welcher die Geschiedenen zur zweyten Ehe schreiten könnten. Obgleich die Ehe bey den Russen zu den heil. Sacramenten gerechnet wird, so ist es auffallend, dass dennoch die bürgerlichen Gesetze Vorschriften machen, wann die Ehe für aufgehoben zu halten sey. Diess ist nämlich der Fall bey der Landesverweisung, wo der zurückgelassene Ehegatte sich wieder verheirathen kann, die Kinder aber sich ins Vermögen theilen, denn der Exilirte hat den bürgerlichen Tod erlitten. Auch die Frauen der zum Soldatenstande genommenen Recruten pflegen wieder zu heirathen, sobald der Mann zur Fahne geschworen hat.

Im *dritten* Hauptstücke handelt der Vf. S. 68—281 in drey Abschnitten erst von den *Gebräuchen und Ceremonien beym Gottesdienste;* dann von denen bey der *Administrirung der heil. Sacramente,* und endlich von den *übrigen kirchl. Gebräuchen und Einrichtungen,* als: *Gebote der Kirche, Fasten, Festtage, Mönchsorden, Begräbnissfeyer, Processionen* u. s. w. Wir bemerken, dass das vom Vf. S. 71 von dem halben Monde unter den Kreuzen auf den Kirchen angeführte Historische falsch sey, denn in Gross-Nowgorod, wohin die Tataren nie kamen, und in St. Petersburg, das viel jünger als der Tataren Besiegung ist, findet man ebenfalls den Halbmond unter dem Kreuze. Eine Erklärung hierüber hat der berühmte und gelehrte Erzbischof *Eugenj Bulgar* in einer eigenen Abhandlung zu geben gesucht. Viel Unwahres und zu Berichtigendes enthält das Nachfolgende, welches grösstentheils aus *King* S. 21, 25, 26, 32 ff. wörtlich entnommen ist. — Die Aermel des Diacons bey seinem Kirchenkleide heissen nicht auf russisch *poruche,* wie der Vf. auf irrige Weise King nachgeschrieben hat, sondern *porutschni;* diess aber hätte er leicht vermeiden können, da es schon *Phiseldek* in seiner Recension des *King*schen Werkes in der Allg. deutsch. Bibliothek XXIII. S. 610—619 gerügt hat. Höchst entstellend ist ferner der Druckfehler S. 82, wo statt *Tro-*

Troparion: Τροπαριον steht; auch ist nirgends der Unterschied zwischen *Troparion* und *Contakion* angegeben, den doch das Kirchenlexicon des *Alexejew* genau angiebt.

Alles was wir nun bey unserm Vf. von S. 86 bis 248 lesen, ist wörtlich aus King von S. 113 bis 313 entnommen, und zwar dergestalt, dass wir hier alle die Fehler wieder abgedruckt finden, deren sich King oder sein Uebersetzer schuldig gemacht hat. Wir zählen dahin besonders die S. 97 kaum verständlichen und ganz falschen Namen der russischen Heiligen. Es muss also heissen statt *Onupheius:* Onuphrius; statt *Theodosius von Pechersky:* Theodosius Petscherskj, d. i. der *Höhlenheilige* (petscherskj ist das Adjectiv von *Petscheri:* Höhlen). Da nämlich Antonius und Theodosius die Höhlen bey Kiew gegraben hatten und bewohnten, hier aber das berühmte Höhlenkloster gestiftet wurde, so erhielten in der Folge die Gründer und ausgezeichneten Männer dieses Klosters den Beynamen *petscherskj;* statt *Sergius Radonige* muss es heissen Sergius von Radom; statt *Balaam* von *Chutinsky* muss man lesen: Warlaam von Chutyn Kloster, u. d. m. Das S. 252 den Klöstern und Confraternitäten ertheilte Lob klingt aus dem Munde unsers Vfs., als Geistlichen, etwas verdächtig, und nicht Jeder wird ihm beystimmen, wenn er dergleichen Anstalten „für lobenswürdig gebilligt und sie gleichsam als eine Himmelsmiliz auf Erden" hier angepriesen findet, auch steht die Abschweifung über das Geschichtliche der Entstehung der Klöster hier am unrechten Orte. Von S. 256 bis 275 ist King wörtlich wieder abgedruckt und zwar von S. 315—335. Die Processionen beschreibt King S. 74, unser Vf., der ihm wörtlich folgt, S. 275. Die Wasserweihe handelt King S. 358 ab; Hr. *Schmitt*, der ihm wörtlich nachschreibt, S. 276. S. 277 fehlt der Dienst des orthodoxen Sonntages, der sich bey King S. 368 findet. Was der Vf. S. 277 und 278 vom Dienste des heil. Fusswaschens sagt, ist sehr unvollständig und hätte leicht nach King S. 379 ergänzt werden können. Auch die Ordnung bey der Zubereitung des heil. Salböls, die King von S. 388—394 abhandelt, ist hier ganz übergangen und nicht einmal darauf verwiesen.

Im *vierten* Hauptstücke handelt der Vf. von der *Verfassung* der morgenländischen Kirche. Vergebens sucht man hier etwas Neues, ja die Resultate der neuern Forschungen sind hier übergangen. Unedel ist der S. 287 gebrauchte Ausdruck: „die Welt ist durch so viele Souveränitäten *zerfetzt.*" — Dass das Supremat des römischen Papstes in den ersten acht Jahrhunderten allgemein anerkannt worden sey, behauptet der Vf. S. 290 nach der Autorität eines von ihm nicht genannten Gelehrten unserer Zeit. Wahrscheinlich versteht er hierunter *de Maistre*, der in seinem bekannten, von *Lieber* ins Deutsche übersetzten Werke: „Vom Papste 1822," S. 41 ff. ausführlich die Zeugnisse aushebt, welche für das anerkannte Supremat des Papstes sprechen. Da dieses so frühe Primat ein Streitpunkt ist, so hätte es nicht so beweislos hingestellt werden müssen als hier geschah.

Die S. 304 beschriebene kirchliche Verwaltung der griechischen Kirche ist theils aus *Heineccius*, theils aus andern bekannten, über die griech. Kirche handelnden Werken entnommen und höchst dürftig und mager ausgefallen, die S. 305 beschriebene Verwaltung der russischen Kirche aber wiederum aus *King* S. 416 entlehnt.

Im *fünften* Hauptstücke, welches er in 14 Abschnitte abtheilt, sucht der Vf. die *Trennungsgeschichte der griechischen Kirche* zu entwickeln. Hier ist er den Schriften von *Bingham*, *Fleury*, *Schröckh*, *Stourdza* und Anderen, wörtlich gefolgt, und liefert lauter Bekanntes. *Leo Allatius* hat aber schon längstens in der von ihm herausgegebenen Schrift: *De ecclesiae occidentalis atque orientalis perpetua consensione*, das von unserm Vf. zu beweisende Thema ausgeführt, und dieser Gegenstand ist schon so oft dargestellt und ausführlich behandelt worden, dass wir uns wundern müssen, wie der Vf. denselben abermals hier so weitläufig ausführen konnte. — S. 436 wird *Nicetas* Mönch von der *Stude* genannt. Das Studiumkloster in Constantinopel ist allgemein bekannt, aber der Ausdruck *von der Stude* dürfte wohl kaum verständlich seyn.

Im *vierzehnten* Abschnitte S. 450 bis 453 spricht der Vf. *vom Ursprunge und der Trennung der eigentlich russischen Kirche.* So dürftig dieser Abschnitt ist, so reich ist er dagegen an Irrthümern und Unwahrheiten. Zuerst dürfte die Ueberschrift leicht zu dem Irrthume verleiten, als sey die russ. Kirche einst von ihrer Mutter (der griechischen) abgefallen, welchem bekanntlich nicht so ist, welches aber in der S. 451 vom Vf. aufgestellten ganz falschen Behauptung „dass die Russen durch den Eifer der Mönche der neuen Corbie zum Christenthume bekehrt worden seyen," seinen Grund zu haben scheint. Hier vermengt der Vf. offenbar die Bekehrung der Rugier und Slaven auf der Insel Rügen und in Pommern mit den Russen, und zeigt, dass er den Apostel des Nordens, den heil. *Ansgarius*, und dessen Leben und Thaten nicht kenne und die Quellen über Verbreitung des Christenthums in Russland nicht studirt habe, denn sonst würden ihn *Schlözer* in seinem *Nestor*, *Karamsin* in seiner russ. Geschichte, *Schtcherebatow* und andere die russische Geschichte abhandelnden ins Deutsche übersetzten Werke, so wie auch die ältern Reisebeschreibungen und Berichte über Russland, als da sind *Herberstein*, *Olearius*, *Possevin*, *Parry*, *Bergius*, *Fabricius* besonders *Stritter* in seinen *memoriae populorum* ff. und viele andere belehrt haben, von woher das Chri-

Christenthum nach Rufsland kam, und dafs keineswegs weder die sonst so verdienstvollen Mönche von *Corvey*, welches gewifs sonst *Wigand* und seine Vorgänger in der Geschichte dieses merkwürdigen Klosters nicht unberührt gelassen haben würden, noch dafs *Adalbert*, Erzbischof von Magdeburg, den Russen das Evangelium verkündet habe. Dergleichen Unwahrheiten in geschichtlichen Werken zu verbreiten, verdient scharfe Rüge, und schon bey wenig Nachdenken hätte Hr. *S.* es fühlen müssen, dafs er Unwahres berichte: denn wie hätten römisch-katholische Missionarien die von ihnen gestiftete Kirche dem römischen Stuhle entziehen und dem griechischen Patriarchen zuwenden können, ja wie pafst hierzu das, was er S. 452 mit folgenden Worten sagt: „die russische Kirche stand von ihrem Ursprunge an bis ans Ende des XVIten Jahrhunderts unter der Gerichtsbarkeit des Bischofs (Patriarchen) von Constantinopel, welchen sie als ihren rechtmäfstigen Patriarchen anerkannte." Die Quellen, auf die sich hierbey der Vf. bezieht, *Ditmar* und *Fleury* nämlich, (gegen welche Rec. alle mögliche Achtung hat,) sind hier keineswegs zuverläfsig genug, noch die besten, da *Stritter* a. a. O. gleichzeitige griechische Schriftsteller anführt, und *Nestor* und seine Nachfolger für die russ. Geschichte die besten Führer, besonders in geistl. Angelegenheiten sind.

In wie fern die russ. Kirche in die Ereignisse der griech. Kirche verwickelt war, ist Rec. eben so wenig bekannt, als ihm je Ereignisse der griech. Kirche besonders aufgefallen wären. Dafs die griech. Kirche eine eigene Geschichte habe, wird niemand leugnen, und die von *Meleti*, Metropoliten von Athos herausgegebene griech. Kirchengeschichte ist hiervon Beweis genug; aber dafs ihre Schicksale mit denen der russ. Kirche eng verknüpft gewesen, ist gegen alle geschichtliche Zeugnisse: denn nach der Eroberung Constantinopels von den Türken hörte sie in Griechenland auf, Staatsreligion zu seyn, während sie es doch stets in Rufsland, selbst zur Zeit der Tataren-Herrschaft blieb; die Sectirungen in Rufsland hatten keinen Einflufs auf die griech. Kirche in Griechenland und umgekehrt; und die Streitigkeiten um das griech. Patriarchat unter den verschiedenen Bewerbern, waren ohne alle Folge und Einflufs auf die russ. Kirche, blofs zur Zeit des lat. Kaiserthums und der Vertreibung des griech. Patriarchen aus Constantinopel nach Nicäa, empfingen einige russ. Metropoliten ihre Weihe am letzten Orte. Dagegen bildeten beide Kirchen von jeher Eine einzige, hielten fest an ihren Dogmen, und Beyspiele in der Geschichte lehren, dafs die russ. Kirche selbst noch nach Errichtung eines eigenen Patriarchats in Rufsland in Sachen des Dogma Raths bey dem Patriarchen von Constantinopel erholte, und dafs der Nexus beider Kirchen bis zur Zeit *Peters* d. Gr. fortdauerte. Aber ganz unbegreiflich ist dem Rec., wie Hr. *S.* S. 452 behaupten könne, „dafs die russ. Kirche eine geraume Zeit gesäumt habe, sich von Rom zu trennen, und dafs ihr kirchl. Nexus mit Rom, dem Mittelpunkte der Einheit, noch lange fortgedauert habe, nachdem er selbst mit dem Patriarchen von Constantinopel und der asiatisch-griechischen Kirche schon ganz unterbrochen gewesen." Die Beweise hierzu dürften dem Vf. sehr schwer fallen und eine so offenbare, aller Geschichte widersprechende Unwahrheit bedarf keiner weitern Widerlegung. — Eben so falsch ist, „dafs die russ. Kirche (S. 452) *noch* bis zur heutigen Stunde die Kirche von *Constantinopel* als obersten Gerichtshof anerkenne:" *nie hat* Rufsland dieses zugegeben, und wenn gleich *früher* die griechische Kirche eine Art von geistl. Vormundschaft über Rufsland ausübte, so übte sie diese nicht als oberster Gerichtshof: denn die geistl. Angelegenheiten in Rufsland entschied der Metropolit mit dem Grofsfürsten oder in einem Concil, später der russ. Patriarch und Zar, und jetzt der Kaiser durch die heil. Synode; berathend wurde allerdings zuweilen das Gutachten des griech. Patriarchen eingeholt, oder er selbst zu Concilien nach Rufsland eingeladen, vorzüglich bey Streitigkeiten über die Fasten; Ertheilung äufserer Ehrenauszeichnungen, Exemptionen der Klöster von ihrer bischöfl. Aufsicht u. d. m., aber mit welchem Rechte? und wurden sie auch in Rufsland anerkannt, oder wie lange blieben die Klöster exempt?

Zuletzt müssen wir auch noch den Stil tadeln, denn oft ist der Vf. sehr geziert, wie z. B. S. V in der Vorrede, oft steif, gezwungen mit überflüssigem Wortschwall überladen und unnatürlich wie ebendaselbst S. IV und an mehreren andern Orten.

Fragen wir nun, welchen Nutzen der *Vf. den* Wissenschaften durch dieses Werk gebracht *habe, so* müssen wir aufrichtig bekennen, dafs *wir denselben* nur äufserst gering anschlagen können: denn er hat das längst Bekannte von neuem wieder abdrucken lassen, alte Irrthümer wiederholt und mit neuen vermehrt, und seinen Gegenstand mit nicht geringer Oberflächlichkeit behandelt, da es doch nach den bereits vorhandenen Werken weit erschöpfender geschehen konnte. Wir wollen indessen die lobenswerthe Vorliebe des Vfs. für Behandlung der orientalischen Kirche nicht verkennen und kann sich derselbe bey strengerer Prüfung und Benutzung des Vorhandenen auf dieser noch nicht sehr betretenen Bahn einen verdienten Ruhm erwerben; nur aber bitten wir ihn, sich an die reichen Quellen derselben, zu deren Verständnifs aber freylich die Kenntnifs der griechischen, slavonischen und russischen Sprache unentbehrlich ist, genau zu halten, weil er sonst leicht wieder in Verirrungen gerathen und einen strengern Richter finden könnte.

St.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1828.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Heidelberg, b. Winter: *Observationes ad juris criminalis Teutonici praesertim Caroli V. constitutionis criminalis historiam.* Dissertatio quam ..... eruditorum examini submittit *Aemilius Remigius Frey*, Helveto - Basileensis. 1825. 72 S. 8.

Unter dem Titel von *Observationes* sind in XIII Numern, die übrigens mit keiner Ueberschrift versehen sind, welche den Leser auf den Inhalt aufmerksam machen könnte, eine Reihe einzelner, oft sehr aphoristisch hingeworfener Bemerkungen gegeben, welche sich auf die Geschichte des deutschen Criminalrechts, besonders der C. C. C. beziehen.

Für die geschichtliche Bearbeitung dieses Criminalrechts findet sich viel noch nicht gehörig benutzter Stoff, der auch in unsern Zeiten durch den regern Sinn für Aufsuchen von Quellen und Handschriften noch bedeutend vermehrt wird; aber der rechte Gebrauch wird nicht durch ein trocknes Aufzählen einiger Notizen, nicht durch die Nebeneinanderstellung verschiedner seltsamer Bestrafungsweisen dieses oder jenes Verbrechens, an dem einen oder andern Orte gemacht; sondern es muss der reichliche Stoff durch den Gedanken beherrscht, zu einer wirklichen und zugleich *innern Rechtsgeschichte* verarbeitet werden. Der Vf., der die Wichtigkeit einer geschichtlichen Bearbeitung zu erkennen scheint, hätte zu dem grössern Werke einen recht nützlichen Beytrag liefern können, wenn er die Mühe, mit welcher er die verschiedensten Citate gehäuft hat, um eine Art Mosaikarbeit zu machen, und den Fleiss, von dem die Abhandlung ein schönes Zeugniss giebt, angewendet hätte, um irgend eine *Lehre* selbstständig nach einheimischen Rechtsquellen zu bearbeiten, und zugleich dadurch etwas *eignes* Durchdachtes zu geben, wie man es von einer akademischen Probeschrift erwartet. Statt dessen sind nun einzelne oft sehr kurze Observationen (manche von 1½ bis 3 Seiten) mitgetheilt, deren Inhalt nicht irgend eine Auseinandersetzung oder Untersuchung ist, sondern das blosse *Resultat;* und man weiss nicht, weshalb gerade so manche Punkte zum Gegenstand der Bemerkungen gemacht sind, die längst schon von Andern gehörig beleuchtet worden sind. Die *Observ. I.* S. 5 — 18 ist am besten und fleissig gearbeitet. Sie beginnt mit der einleuchtenden Bemerkung, dass die Anfänge des deutschen Criminalrechts nicht in einem Zeitalter zu suchen seyen, wo bereits die Rechte der Einzelnen durch die Staats-Gesetzgebung normirt waren, sondern wo noch das System der Blutrache galt. Von dieser Blut- überhaupt der Privatrache wird nun, wenngleich nichts Neues, doch das Bekannte mit manchen neuern und interessanten Belegen angeführt, wobey man die Unterstützung *Mittermaier's*, der für vergleichendes Rechtsstudium so verdienstlich mitwirkt und dessen der Vf. auch dankbar Erwähnung thut, nicht verkennt. Dann wird von dem Abkaufen der Rache, dem Wehrgeld u. s. w. gesprochen. Hätte hier aber statt der einzelnen Bemerkungen eine Entwickelung der Sache gegeben werden sollen, wie man es fordern kann, so musste man nicht bey den Rechten *germanischen* Ursprungs stehen bleiben, sondern die gleichen, aber doch wieder eigenthümlichen Erscheinungen *anderer Rechte,* besonders des *Römischen* berücksichtigen, wozu es an Vorarbeiten jetzt nicht mehr fehlt. Ueber den gerichtlichen *Beweis* (richtiger wäre es gewesen, von dem zu sprechen, was ihn ersetzt) und das Verfahren folgen ein Paar kleine Perioden. — *Obs. II.* S. 18 — 21. Die Privatrache erhielt sich lange fort, auch nachdem die Gründung der Städte das Bedürfniss und die Möglichkeit besserer Ordnung veranlasst hatte, so dass sogar eine Art gesetzlicher Anerkennung derselben nicht fehlt. Doch werden die Fälle des Abkaufens und der Versöhnung häufiger, und zwar so, dass allmälig darin der Charakter des *öffentlichen* Rechts und Interesses mehr geoffenbart wird, dass das *Wehrgeld* von minderer Bedeutung gegen die *Busse* ist, welche dem Staat entrichtet werden musste. Der Vf. deutet den Grund gut an, dass nämlich der *Staat,* der ja an die Stelle aller Einzelnen in dieser Beziehung tritt, sich für diese das Wehrgeld bezahlen lässt. *Obs. III.* S. 22 — 38 enthält gleichfalls Bemerkungen über verschiedne Punkte, in welchen Verbrechen nach verschiednen Rechten und Gebrauch als eigentliche Criminal- oder *peinliche* Fälle betrachtet wurden (ihre Zahl musste sich allmählig erweitern); von *grausamen Strafen,* von den Aufzeichnungen der strafbaren Handlungsweise in eigne *Bücher* oder *Urkunden.* S. 27. Von *Ordalien* und der *Tortur.* Was von dem Uebergang des frühern Verfahrens in dem s. g. inquisitorischen Process bemerkt ist, wird nun durch das gründliche Werk von *Biener* entbehrlich; doch sind einige interessante Belege

lege, namentlich über die Einführung der Rechtspflege bey geschlossenen Thüren und die Nothwendigkeit der schriftlichen Aufzeichnung der Verhandlungen, hier zusammengestellt. *Obs. IV.* Ueber die Sammlungen der *Gewohnheiten* und *Gesetze* in den deutschen Städten und Landen seit dem 11ten Jahrh. und den Kampf derselben mit dem nach und nach sich ausbreitenden *Römischen* Rechte, wobey jedoch die von dem Vf. gegebenen Andeutungen am wenigsten das *Criminal*-Recht betreffen. *Obs. V.* S. 44. 45. Es habe in Deutschland *Reichsstände, Reichsabschiede, Landfrieden* und *Reichs-Polizeyordnungen* gegeben, auch sey für Civilsachen ein höchstes *Reichsgericht* angeordnet worden, welches Veranlassung wurde, dass die Reichsstände auf die Gebrechen der Criminal-Rechtspflege aufmerksam wurden. Von diesem Entschluss zu Abfassung einer Criminal-Ordnung, den Entwürfen und den Verhandlungen und der ersten Ausgabe der C. C. C. ist *Obs. VI.* S. 46. 47 aus dem, was die grössern Werke enthalten, ein Auszug mitgetheilt. *Obs. VII.* Von dem Verfasser des *Entwurfs,* der hier stets durch *adumbratio* bezeichnet wird, obgleich das Werk selbst die C. C. C. dem *Volumen* nach nicht grösser ist, als jener *Umriss.* Hier folgen S. 51 fg. einige eigne Beobachtungen gegen die Meinung, dass die C. C. C. viel aus dem Römischen geschöpft habe und gegen die, dass sie dem Muster der Instruction für die spanischen Inquisitions-Processe nachgebildet sey. Gewiss ist es zu erweisen, dass die C. C. C. hauptsächlich nicht *neues* Recht machen, sondern bisher zur Anwendung gekommenes, darunter auch *Römisches,* bestimmt und gemeinfasslich aussprechen wollte. Von dem nähern *Plan,* der durch das Werk und einzelne bessere Bestimmungen erreicht werden sollte, *Obs. VIII.* S. 57—59. — Die *Obs. IX.* S. 60—62 handelt von dem bestrittenen Inhalt der C. C. C. Art. 104. 105. im Verhältniss zur Bamb. Art. 125. 126. — *Obs. X.* S. 63. 64. *Hülfsmittel* zum Verständniss der C. C. C. sind die zur Zeit der Abfassung geltenden und gesammelten Gewohnheitsrechte, die Schriften der Praktiker und *Gobler's* und *Rome's* lateinische Paraphrasen der C. C. C. Aber die dürftigen Beyspiele, die hier angeführt werden, um längst Bekanntes zu erweisen, sind nicht stets passend. So wird unter andern angeführt, dass das *Freyburger* Recht die Strafe des Abhauens der Schwörfinger auf den *Meineid* setze, und dieses auch die C. C. C. anordne. Aber im Art. 107 wird diese Strafe weit *allgemeiner* gerechtfertigt. — „*Und nachdem im heiligen Reich ein gemeiner Gebrauch ist, solchen Falschschwörern die zween Finger, damit sie geschworen haben, abzuhauen, dieselben gemeine gewöhnliche Leib-Straff wollen wir auch nicht ändern.*" — *Obs. XI.* S. 65. 66. Die C. C. C. konnte sich lange nicht geltend machen, und hatte Hindernisse ihrer allgemeinen Verbreitung in der Eifersucht der *Stände* auf ihr Gesetzgebungsrecht und in den Vorurtheilen der dem Römischen Recht mehr geneigten *Rechtsgelehrten.* In einigen Ländern erhielt sie erst durch neue Redaction in der Form eines *Landesgesetzes* Anwendbarkeit. *Obs. XII.* S. 67—70. Ueberreste der alten Gewohnheit des *Wehrgeldes* im Zusammenhang mit dem fortbestehenden *Anklage-Verfahren* werden hier aus einigen Schriftstellern nachgewiesen und als ein Hinderniss der anfänglichen Aufnahme des neuen Werks angegeben, welches jedoch gewiss nicht als ein allgemeines gelten kann, so dass der Grund des Widerstrebens wohl hierin nur zum kleinsten Theil gelegen haben kann. — *Obs. XIII.* S. 71. 72. Wichtigkeit der *academischen Spruch-Collegien* für die Ausbildung des gemeinen Criminalrechts. Der Vf. *macht an einer* andern Stelle mit Recht aufmerksam, dass die C. C. C. selbst in der Art, wie sie abgefasst wurde, der weitern Fortbildung durch Wissenschaft und Praxis keine Schranken setzen, sondern vielmehr dazu Gelegenheit geben wollte. —

Berücksichtigt man nun, wie hier in den *meisten Observationes* bekannte Umstände in kurzen Perioden und ohne innern Zusammenhang vorgebracht werden, so kann man freylich weder die Form, noch die Resultate des Buchs für besonders verdienstlich halten; doch liefern einige, besonders die vier ersten Beobachtungen, den Beweis guter Kenntnisse in einigen Theilen des germanischen Rechts, und lassen erwarten, dass der Vf. auf dem Wege selbstständiger Untersuchungen sich nützlich machen könne. Die Schrift schliesst mit einem Druckfehler-Verzeichniss von 1½ Seiten, wobey aber noch minder bedeutende dem Leser zur eignen Verbesserung überlassen werden.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Trautwein: *Die Völkerschlacht.* Historisches Gedicht in sechs und zwanzig Gesängen. Verfasst und zu milden Zwecken herausg. von *Carl Gottlieb Ernst Weber.* 1827. 492 S. gr. 8.

Als der Vf. das vorliegende Werk durch die Verlagshandlung auf Subscription ankündigen liess, und zwar mit dem Bemerken, wenn wir nicht irren, er habe eine zehnjährige Mühe auf die Ausarbeitung desselben verwendet, drang sich dem Rec. sogleich die Vermuthung auf: der Vf. müsse entweder ein Genius erster Grösse seyn, welcher die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten eines solchen Stoffes durch die schöpferische Originalität seines reichgebildeten Geistes dennoch besiegen würde (wie dies etwa von *Schiller* zu erwarten stand, welcher uns bekanntlich auch eine Epopée aus der neuern Zeit, und zwar über Friedrich den Grossen versprach); oder gerade das Gegentheil von diesem, ein beschränkter Dichterling, welcher mit wohlgefälligem Selbstvertrauen und unberechnetem Kraftaufwand sich der langwierigen Behandlung eines Gegenstandes unterzogen, von dessen Schwierigkeit er keine Ahnung gehabt habe. Eine Mittelstrasse anzunehmen, schien unmöglich, weil diese schon Selbstkritik und Einsicht in das Wesen der Kunst voraus-

ausſetzt. — Rec. ſah daher mit ſehnlicher Erwartung der Erſcheinung dieſes Werks entgegen. Es iſt erſchienen, und — nicht ein Triumphlied kann, ſondern die Todtenklage muſs Rec. anſtimmen: denn nicht leicht iſt ein Werk erſchienen, welches charakterloſer, langweiliger und durch und durch unpoetiſcher wäre, als dieſes. Hätte der Vf., bevor er ſich an dieſe Siſyphusarbeit wandte, einen kenntniſsreichen Freund zu Rathe gezogen, oder hätte er nur die Theorie des Epos ſtudirt und dann mit unparteyiſcher Selbſtkritik das Maaſs ſeiner Kräfte mit *der gigantiſchen* Gröſse ſeines Stoffs verglichen; er *hätte lieber alles* Andre gehaspelt, als dieſe Verſe, *und lieber Fliegen* todtgeſchlagen, als dieſen zweyten Todtſchlag an den Helden von Leipzig verübt. Ueberall keine Menſchen, die hier handeln; faſt gar kein Charakter angelegt, geſchweige durchgeführt; *Alle ſcheinen*, in Sentimentalität verſunken, wie *aus einem* Munde zu ſprechen; die verbündeten Fürſten treten nur auf, um bey jeder Gelegenheit gelobhudelt zu werden, und verſchwinden ebenſo wieder, wie weſenloſe Schemen, während Napoleon als der Abſchaum der Menſchheit und der Verbündete des Teufels geſchildert wird. Hier hat der Vf. nicht bloſs hiſtoriſch geſündigt (denn war Napoleon wirklich ſo ſchlecht?), ſondern eine noch weit gröſsere poetiſche Sünde begangen; die Muſen aber rächen ſich auch auf das Empfindlichſte an ihm durch die Aufhebung alles und jedes Intereſſes. Wie hat *Homer* ſeinen *Hector*, wie *Virgil* ſeinen *Turnus* geſchildert! — und welche Theilnahme, welches Intereſſe wird in uns rege durch das edle Verhältniſs ihrer Charaktere und ihrer Schickſale zu dem Charakter und dem Schickſal ihrer groſsmüthigen Sieger? — Zu der Aufſtellung eines gleichen Verhältniſſes fehlte es dem Vf. bey Napoleon ja durchaus nicht an Gelegenheit. Anſtatt ihn uns von vorn herein als einen wüthenden Eber vorzuführen (Geſang I. St. 33 fg.), welchen nur das Gefühl der Rache zu dem entſcheidenden Kampfe beſtimmt, müſste es die gerechte Beſorgniſs geweſen ſeyn, nach ſo vielen vergeblichen Opfern die unzufriednen Parteyen gegen ſeinen uſurpirten Thron zu empören; es müſste die Liebe zu Weib und Kind, und, was er immer vorgab (ob wahr oder unwahr, thut hier nichts), die *Liebe* für den Ruhm und die Ruhe Frankreichs *geweſen* ſeyn u. ſ. w., welche, begleitet von dem *flammenden* Ehrgeize einer groſsartigen Heldenſeele, entweder Alles, oder Nichts, *aut Caeſar, aut nihil* zu ſeyn, den Sieger von Marengo zu dieſem entſcheidenden Kampfe bewogen hätten. Wäre der Vf. dem ähnlich verfahren, ſo würden wir für ſeinen Helden gefürchtet und gehofft haben, und unſre menſchliche Theilnahme würde ihm nicht entgangen ſeyn, wenn wir ihn Geſang XXIII. St. 25 fg. auf dem Schlachtfelde unglücklich und verlaſſen geſehen hätten. Aber jetzt, wo er mit wildgeballter Fauſt dem Himmel droht und ausruft: „Zerfleiſchen will ich dein Geſchlecht auf Erden, aus Steinen aber ſoll das meine werden", erſtaunen wir nicht bloſs über die Ungerechtigkeit des Vfs. gegen dieſen berühmten welthiſtoriſchen Charakter, ſondern der Ekel, den wir von vorn herein gegen das phantaſtiſche Dunſtbild empfinden, welches er *Napoleon* nennt, wächſt auf das Höchſte, wenn es St. 33 heiſst:

Zermalmen mögen hätt' ihm die Gebeine
  Der Qualen Grimm, der glühendheiſse Zorn.
Ihn löſchte nichts; der Thränen hatt' er keine,
  Der Augen Paar hielt Jedermann für Horn;
Sein Herz verglich man einem Kieſelſteine,
  Die Zunge war ein Dolch und bald ein Dorn.
Sein Mund ein Krater, offen nur zu Flüchen,
  Zu Kriegsgeſchrey Befehl und Urtheilsſprüchen.

Unſer Ekel wächſt auf das Höchſte, ſagen wir, und ſein Held gehört für den Galgen, unter dem er ihn (pfui!) Geſang III. St. 6 fg. erſcheinen und ausrufen läſst: „Hier, gerade hier, wo Satans Tempel ſtehet, der Hölle Vorhof iſt, gefällt es mir."

Leſſing ſagt mit Recht in ſeiner Hamburgiſchen Dramaturgie: „Dem Dichter müſſen die hiſtoriſchen Charaktere weit heiliger ſeyn, als die Begebenheiten." Der Vf. hat es umgekehrt gemacht, denn die Begebenheiten ſcheinen mit Treue wiedergegeben zu ſeyn. Dabey aber hat er vergeſſen, daſs die Wirklichkeit keine Poeſie iſt, und daſs er unbeſchadet der Geſchichte einen poetiſchen Hebel hätte erfinden können und müſſen, um von vorn herein unſer Intereſſe in Anſpruch zu nehmen, und uns den mühſeligen Feldzug durch ſein Gedicht zu verſüſsen. Der unvergleichliche Homer gebraucht hiezu den Zorn des Achilles, und wir bleiben in beſtändiger Spannung, welches ſonſt, trotz ſeinen wunderbar-lebendigen und immer wechſelnden Schlachtſcenen, vielleicht nicht immer der Fall ſeyn würde. Aber dem Vf. geht nicht bloſs ein ſolcher Hebel ab, ſondern ſeine Schlachtſcenen zeugen vollends, daſs er nicht die geringſte Erfindungsgabe und Phantaſie beſitzt. Etwas verſchuldet freylich die neuere Strategik, welche die Krieger zu Maſchinen macht, nur von dem Winke eines Einzigen abhängig, aber nicht Alles. Ein ſchöpferiſcher Kopf würde auch hier Mannichfaltigkeit in die Einförmigkeit zu bringen gewuſst haben. Bey unſerm Vf. iſt aber ein Gefecht, wie das andre; die Heere werden immer und ewig mit Wolken verglichen, und in der Schlacht bey Wachau iſt er ſo ſehr in Verlegenheit, was er ſagen ſoll, daſs er mitten im Donner der Kanonen die Dryaden auftreten und ſich in 10, ſage *zehn* Stanzen berathen läſst, ob ſie nunmehr nach Italien, Hellas oder anderswohin fliehen wollen. Da dem ähnlich nun auch die wenigen Epiſoden behandelt ſind, nämlich ohne alle Phantaſie und Darſtellungsweiſe: ſo möchte wohl ſchwerlich Jemand auſser dem Vf. die Geduld haben, ſein Gedicht zu durchleſen, in welchem überdieſs noch die Maſchinerie auf das Uebelſte beſtellt iſt, und heidniſche und chriſtliche Mythologie wie Kraut und Rüben zuſammengeworfen wird. Wenigſtens geſteht Rec. aufrichtig ein, daſs er, trotz dem beſten Vorſatz, es nicht weiter, als bis zum 13ten Geſange hat bringen können und den übrigen Theil

Theil nur *obiter* durchgegangen ist: denn die Lesung dieses Gedichts wird noch unerträglicher durch die Unbehülflichkeit der Form, wodurch das Verständniss ungemein erschwert wird. Zwar lässt es sich nicht in Abrede stellen, dass der Vf. die Gesetze der *ottava rima* kennt, und auch wirklich manche gute Stanze hier angetroffen wird; er hält fast durchgehends genau die Cäsur am Ende des zweyten Fusses und vermeidet möglichst den *hiatus* und die *apocope:* aber durch diese ängstliche Beobachtung verfällt er in weit grössere Fehler und namentlich in die der Undeutlichkeit (Rec. hat oft eine Stanze 4 bis 5 Mal gelesen, bevor er sie verstehen lernen konnte), des Schwulstes, des Uebelklanges, der Constructionsverwirrung u. s. w.; er verstösst häufig gegen die logische und oratorische Anordnung der Begriffe, fehlt in der Wahl schicklicher Uebergangswörter, wimmelt von Tautologieen und *Pleonasmen,* hat sich gewisse Lieblingsausdrücke angewöhnt, die fast unaufhörlich wiederkehren, und führt selten ein Bild richtig durch, noch seltener oder niemals eine Allegorie.

Müssen wir nun aber auch auf diese Weise über den Vf. als Dichter den Stab brechen, so hat er uns doch als Redner wohl befriedigt: denn überall zeigt sich kein gemeines rhetorisches Talent, und auch das Gemüthliche gelingt ihm, z. B. S. 133 fg. Er tröste sich daher über diesen Missgriff, und wende künftig seine Kraft und Musse auf die Behandlung solcher Stoffe, wozu ihm die Natur Talent verliehen hat.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

NEUSTADT a. d. O., b. Wagner: *Unser Herr als entschiedner Freund der Vernunft in religiösen Dingen.* Eine *Predigt* am Sonntage Oculi 1828 in der Stadtkirche zu Weimar gehalten von Dr. *Joh. Friedr. Röhr.* 1828. VI u. 23 S. 8. (4 gGr.)

In der That ein höchst gewichtiges Wort zu seiner Zeit, dessen Bekanntmachung durch den Druck mehrere denkende Freunde Jesu in der Gemeinde des Vfs. dringend erbeten hatten, und dessen weiteste Verbreitung und allgemeinste Beherzigung um so wünschenswerther erscheint, je unverholener man gegenwärtig darauf ausgeht, den erhabnen Stifter des Christenthums zu einem Diener des Wahns und der Finsterniss herabzuwürdigen und das Denken und Forschen über sein welterleuchtendes Evangelium entweder ganz zu untersagen, oder doch in bestimmte, unüberschreitbare Grenzen einzuzwängen. Die Ueberzeugungskraft des hier mit der dem Vf. eigenen Klarheit und Gediegenheit des Ausdrucks und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit Vorgetragenen wird besonders dadurch erhöht, dass durchaus keine Behauptung aufgestellt ist, die sich nicht aus zahlreichen näher bezeichneten Schriftstellen nach richtiger Auslegung derselben für den Urtheilsfähigen aufs deutlichste ergäbe und durch ausführlichere Nachweisungen aus der Geschichte der christl. Kirche und der allmäligen Ausbildung ihrer Glaubensansichten, die leicht in Anmerkungen unter dem Texte hätten beygebracht werden können, zu bestätigen gewesen wäre. In dem Vorwort rügt der Vf. das Vorgeben mancher Vernunftfeinde: als erkenne der christliche Vernunftglaube gar keine Religionsgeheimnisse an, weise vielmehr im Gebiete des Uebersinnlichen alles Unbegreifliche zurück, in wiefern man nämlich darunter zu verstehen hat: alles, was sich nicht auf deutliche anschauliche Verstandesbegriffe zurückführen läst. Statt diese sich eigentlich selbst widerlegende Behauptung gleichsam als einen stehenden Vorwurf *gegen die* Freunde jenes Glaubens immer aufs Neue *vorzubringen,* thäte man besser, den Beweis zu führen: *dass* Christus über irgend ein *wirkliches* Religionsgeheimniss der Menschheit irgendwo nähern Aufschluss gegeben habe, und dass die *angeblichen* Religionsgeheimnisse, welche der unselige Grübelgeist der Kirchenlehrer seinem Evangelio *angedichtet* hat, in diesem *wirklich* enthalten seyn. „So lange dieser Beweis nicht geführt wird, sind auch die Vertheidiger eines vernunftmässigen Christenthums befugt, jene Anschuldigung als völlig ungegründet in Anspruch zu nehmen und daneben ihr gutes Recht zu behaupten, das *Geschichtliche* des Evangeliums als dem Gebiete des Verstandes angehörig zu behandeln, auf welchem Alles, was geschieht, mit der gebührenden Umsicht und Bescheidenheit auf seine nächsten Ursachen zurückgeführt werden muss, wenn nicht die religiöse Weltansicht, nach welcher der letzte Grund aller Dinge in Gott liegt, die fruchtbare Mutter des entehrendsten und verderblichsten Aberglaubens werden soll." In der Hoffnung, die in vorliegender Predigt überhaupt enthaltene so zeitgemässe treffliche Mahnung eines der ausgezeichnetsten Kanzelredner unsrer Zeit bald einen ausgebreiteten Wirkungskreis finden zu sehen, begnügen wir uns damit, hier nur im Allgemeinen den Inhalt derselben anzudeuten. Als Text benutzte der Vf. die gewöhnliche Sonntagsperikope Ev. Luc. 11, 14—28. Nach einem sehr zweckmässigen Eingange über die Wirksamkeit der Lehrvorträge Jesu sucht der Vf. I. seinen Hauptsatz zu erweisen, indem er zeigt: 1) dass Jesus als Lehrer religiöser Wahrheit durchaus nur Vernunftmässiges vortrug; und 2) dass er seiner Lehre bey denen, welche sie hörten, stets durch vernünftige Gründe Eingang zu verschaffen suchte; II. wendet er das Ergebniss seiner Beweisführung an zur Feststellung und Berichtigung der Ansichten von dem zwischen Vernunft und Christenthum Statt findenden Verhältniss, indem er darthut, 1) dass, wenn widervernünftige Glaubenslehren als angeblich christliche dargeboten werden, wir es gewiss nicht mit der echten Lehre Christi, sondern mit eiteln Menschensatzungen zu thun haben (mit edler Freymüthigkeit wird diess angewandt auf die Lehren von Gott, der Person Christi, von der Erlösung, Auferstehung und dem jüngsten Gericht); 2) dass ein vernunftmässiger Unterricht im Christenthum für alle Zeiten der christlichste und zweckmässigste sey.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1828.

MEDICINISCHE CHEMIE.

Leipzig, b. Staritz: *De cholestearine eique similibus pinguedinis corporis humani formis.* Diss. inaugur. medico-chemica, quam etc. publice defendet *Otto Bernhardus Kuehn*, Philos. Dr. et AA. LL. Mag. etc. 1828. VI u. 26 S. 4.

Die erste genauere Kenntniss von der chemischen Natur der krystallinischen Fettsubstanz, welche meist den Hauptbestandtheil der sogenannten Gallensteine bildet, verdanken wir bekanntlich demselben ausgezeichneten Naturforscher, welcher durch seine trefflichen Untersuchungen über Natur und chemisches Verhalten der Fette überhaupt allein schon den Ruhm seines Namens bleibend begründet hat. *Cholesterine* von χολή und στέρεος) nannte *Chevreul* diese 1814 von ihm entdeckte Fettart; angemessener scheint es indessen, nach *Pleischl's* u. a. Vorgange, *Cholestearin* von χολή und στεαρ) dafür zu schreiben, und im Deutschen für das sonst übliche *Gallensteinfett* lieber *Gallenfett* zu sagen, da man diese Substanz neuerdings nicht bloss als pathologisches Product in Gallenconcretionen, sondern auch in der Galle, selbst scheinbar gesunder Menschen und Thiere, als (wie es scheint) constanten Bestandtheil aufgefunden hat. *Chevreul* (vgl. *Journ. de chim. méd.* 1825. S. 135) und *Tiedemann* und *L. Gmelin* (vgl. die Verdauung nach Versuchen, Bd. I. Vorr. S. 11) machten diese Entdeckung fast gleichzeitig und völlig unabhängig von einander. Einige Jahre früher zeigten übrigens *L. Gmelin* und *Wöhler* schon, dass das Vorkommen des sogenannten Gallensteinfettes nicht bloss in Gallenconcretionen Statt finde (vgl. *Schweigger's* Journ. N. R. B. V. S. 347), indem sie es in hydropischen Flüssigkeiten, in einigen im Weingeist aufbewahrten anatomischen Präparaten und selbst im Gehirn von Menschen und Thieren aufgefunden hatten. Das im Gehirn vorkommende zeichnete sich indess durch einen Phosphorgehalt von den übrigen Arten aus. *Gmelin* hat diese Erfahrung späterhin weiter verfolgt (vgl. *Treviranus* Zeitschr. f. Physiol. Hft. I. B. I. S. 119 fg.); auch schien sie durch eine Beobachtung *Dulk's* (vgl. *Burdach's* Gehirnlehre, Bd. I. S. 246) bestätigt zu werden. Uebrigens wurde das Gallenfett in hydropischen und anderen pathologischen Flüssigkeiten (aus Abscessen u. s. w.) auch von verschiedenen französischen Chemikern nachgewiesen (vgl. *Schweigger's* u. *Schweigger-Seidel's* Jahrb. 1826. I. 370. und *Journ. de Chim. méd.* an mehreren Stellen). *R. Brandes* endlich glaubte diese Fettsubstanz, was hier nur beyläufig zu erwähnen, neben dem *Castorin*, auch im Bibergeil gefunden zu haben (vgl. dessen Archiv, Bd. XVI. S. 288.).

Diess sind die Erfahrungen, welche der durch mehrere literarische Arbeiten dem ärztlichen und naturwissenschaftlichen Publicum längst vortheilhaft empfohlene Vf. in der oben genannten, in jeder Beziehung ausgezeichneten, akademischen Probeschrift ihrem grössten Theile nach zusammengestellt und einer vergleichenden Prüfung auf dem Wege des Experiments unterworfen hat.

Ganz an seinem Platze ist es, dass der Vf. im *Prooemio* (S. V—VI) zuerst die für die chemische Analyse organische Substanz sehr wichtige, auch vielfältig, obwohl mit widersprechenden Resultaten erörterte Frage von Neuem in Erwägung zieht: ob nämlich die organischen Körper durch Behandlung mit siedendem Wasser, Alkohol, Aether und anderen Flüssigkeiten, welche sonst nur auflösend wirken, eine Veränderung ihrer innern chemischen Natur erleiden, oder nicht. Er erklärt sich nicht ohne Grund dahin: dass die Veränderung, welche manche Körper, z. B. Eyweiss, Amylon u. s. w. im heissen Wasser erleiden, wohl nur eine äussere genannt zu werden verdiene und nicht abhange von einer Abänderung ihrer chemischen Zusammensetzung; dass ferner die etwa Statt findende zersetzende Wirkung des siedenden Wassers mehr auf die *Wärme*, als auf das Wasser bezogen werden müsse; mithin bey solchen Substanzen, welche vom siedenden Wasser nicht verändert werden in ihrer chemischen Natur, auch keine Zersetzung zu befürchten sey durch Behandlung mit siedendem Alkohol und Aether, welche bey viel niedrigerer Temperatur ihren Siedpunkt erreichen, als das Wasser; und was namentlich die verschiedenen Fettarten anlange, welche aus den organischen Substanzen vermittelst Alkohols u. s. w. sich ausziehen lassen: so seyen diese sämmtlich sicher bloss als *ausgeschieden* aus denselben zu betrachten, und nicht als erst *erzeugt* durch diese Agentien. Letzteres wird bekanntlich von dem berühmten schwedischen Chemiker behauptet.

§. 1. (*Cholestearin* überschrieben) enthält ausser den wichtigsten ältern Erfahrungen über das Gallensteinfett von *Poulletier de la Salle*, *Gren*, *Fourcroy*, Bo-

Bostock, die späteren genauern Untersuchungen *Chevreul's* in gedrängter Kürze zusammengestellt. Von S. 6. an wird auch der neuesten Beobachtungen *Pleischl's* (in einer Abhandlung niedergelegt, von welcher in der A. L. Z. 1827. Nr. 30. die Rede war), gedacht; und ebenso werden die von *Chevreul* nicht beachteten Erfahrungen *Pelletier's* und *Caventou's* über die von diesen Chemikern (1818) entdeckte, durch Einwirkung der Salpetersäure aus dem Cholestearin erzeugte Cholestearinsäure dem Wesentlichen nach mitgetheilt. Hierauf legt der Vf. die Resultate eigener, sehr sorgfältiger Untersuchungen (S. 6—11) vor, welche sich theils auf den Einfluss des Lichts und der Wärme auf jene Fettsubstanz beziehen, theils auf genauere Bestimmung des Wassergehalts in dem (hydratischen) krystallisirten Gallenfette (welchen der Vf. im Mittel von ziemlich übereinstimmenden Versuchen = 5,207 pC. fand) und endlich auf schärfere Bestimmung seiner Löslichkeit in Alkohol, Aether, Schwefelalkohol und ätherischen Oelen, bey verschiedenen Temperaturen und verschiedenen Graden der Reinheit der angewandten Lösungsmittel. Leider versagt der dieser Anzeige vergönnte Raum (der ohnehin überschritten werden muss), die einzelnen Resultate specieller anzuführen, was gleichfalls gilt von den Versuchen des Vfs. über die Cholestearinsäure, welche, obwohl Mangel an Material den Vf. hierbey sehr beschränkte, dennoch manche interessante, theils neue, theils von den Angaben der Entdecker abweichende Thatsachen lieferten.

Ungleich kürzer als im vorigen §. durfte der Vf. allerdings in §. 2 (*Pinguedo bilis*) und §. 3 (*Pinguedo hepatis*) sich fassen: indess scheinen ihm hier doch einige bemerkenswerthe neuere Erfahrungen entgangen zu seyn. Wo nämlich von Auffindung des Cholestearins in der Galle die Rede ist (S. 12), führt der Vf. nur *Gmelin's* Erfahrungen an, ohne der fast gleichzeitigen, schon oben erwähnten Untersuchungen *Chevreul's* zu gedenken. Auch hat *Gmelin* nicht allein aus Ochsengallen, wie der Vf. angiebt, sondern auch aus Hunde- und Menschengallen Cholestearin abgeschieden. Das Vorkommen dieser Fettart in der Menschengalle wurde unlängst auch noch von *Fromherz* und *Gugert* (*Schw.* Jahrb B. XX. 75) bestätigt. Vielleicht ist das, von *Bizio* aus einer krankhaft veränderten Galle ausgeschiedene, problematische *Erythrogen* gleichfalls nichts Anderes, als eine Verbindung des merkwürdigen, an den Indig seiner chemischen Natur nach sich anreihenden Farbestoffs der Galle mit dem Cholestearin. (Vgl. *Schw.* Jahrb. B. VII. 115 u. 123 ff.) — Bey seinen eignen Versuchen kam der Vf., des geringen, ihm zu Gebote stehenden Materials wegen, zu keinen entscheidenden Resultaten.

Dasselbe gilt auch von den Versuchen, welche er zur Prüfung der aus dem Leber-Parenchym mittelst Alkohols abgeschiedenen Fettsubstanz anstellte. (S. 512—513.) Indess erwies sich diese verseifbar durch kaustische Alkalien; sie konnte mithin kein Cholestearin seyn. Bey Erkältung des Alkohols bis auf 5° C. schied sich zwar noch eine geringe Menge blätteriger Fettsubstanz aus, zu wenig aber, um genauer geprüft werden zu können. Dieser Umstand möchte allerdings auf einen geringen Cholestearin-Gehalt zu beziehen seyn; nur erwähnt der Vf. nicht, ob die mit Alkohol behandelte Lebersubstanz vorher auch sorgfältig ausgewaschen und möglichst befreyt worden sey von der in den Gallengängen befindlichen Galle. *Fromherz* und *Gugert* (welche allerdings den geistigen Leberauszug nicht erkälteten in dem Grade wie *Kühn*), konnten wenigstens in *sorgfältig* ausgewaschenem Leber-Parenchym *keine Spur von* Gallenfett auffinden (a. a. O. S. 84.); eben so wenig in einer Lebergeschwulst, welche der chemischen Analyse unterworfen wurde. Ausser der vom Vf. ausschliesslich erwähnten chemischen Untersuchung einer Ochsenleber von *Braconnot* ist übrigens auch noch an die ältere Analyse einer Rochenleber von *Vauquelin* (Ann. de Chim. 1791. T. X.) zu erinnern, welche der Vf. wohl absichtlich unerwähnt gelassen hat.

§. 4. (*Pinguedo cerebri*) ist unstreitig der interessanteste und wichtigste Theil der ganzen Abhandlung und reich an eigenen, sorgfältigen und gründlichen Untersuchungen, die Rec. bedauert nur ganz im Allgemeinen hier andeuten zu können. Von den ältern Untersuchungen über die Fettsubstanzen im Gehirn werden die meisten mit Recht nur ganz kurz erwähnt (S. 13—17); ausführlicher aber hervorgehoben wird *Vauquelin's* Entdeckung eines phosphorhaltigen Gehirnfettes und die neuesten Erfahrungen *L. Gmelin's*, der hieraus ein krystallinisches, *blätteriges*, vom Cholestearin (wie schon erwähnt) angeblich nur durch seinen Phosphorgehalt abweichendes Fett ausschied, und ein zweytes, eigenthümliches, pulverförmiges, welches von seiner Consistenz den Namen des *wachsartigen* erhielt. Der Vf. hat durch tabellarische Zusammenstellung von *Gmelin's* Resultaten die vergleichende Uebersicht derselben sehr erleichtert. Die Resultate aber, welche der Vf. aus seinen eignen Untersuchungen über diesen Gegenstand erhielt (S. 17—22.), weichen, obwohl sie im Wesentlichen mit *Gmelin's* Angaben übereinzustimmen scheinen, dennoch in vieler Beziehung bedeutend ab von denselben. Insbesondere beobachtete Hr. *K.* viele und auffallende Verschiedenheiten in dem chemischen Verhalten des blätterigen Gehirnfettes von dem des Cholestearins, welche keinesweges allein zu erklären seyn dürften aus dem auch von dem Vf. bemerkten Phosphorgehalte dieser Fettsubstanz. Das *wachsartige* Gehirnfett aber zeigte so wenig Verwandtschaft mit allen bekannten Fettarten (den gewöhnlichen Fettgeruch beym Verbrennen etwa ausgenommen), dass dasselbe als eigenthümliche Substanz aus der Reihe der Fettarten verbannt werden zu müssen scheint. Der Vf. empfiehlt für diese neue Substanz den aus dem Griechischen entlehnten Namen *Myelocomis* (Markstaub).

§. 5.

§. 5. (*Pinguedo liquorum hydropicorum* S. 22) enthält die aus des Vfs. Unterfuchungen refultirende Beftätigung der im Eingange bereits erwähnten Erfahrungen, von welchen hier jedoch nur die von *Gmelin* und *Wöhler* angeführt werden. Bemerkt wird noch, dafs der geachtete Lehrer des Vfs., Hr. Hofrath *Stromeyer* in Göttingen, vor längerer Zeit fchon die nämliche Erfahrung machte, welche Rec. felbft mehrmals zu beftätigen Gelegenheit fand.

§. 6. (*Conclufio*) enthält das aus den Verfuchen des Vfs. abgeleitete Urtheil über die Identität der genannten Fettarten mit dem Cholefiearin (S. 21—22). Am längften befchäftigt fich Hr. *K.* hier mit dem *blätterigen* Gehirnfette, welches feiner Anficht nach durchaus verfchieden ift von dem Cholefiearin. Er prüft die von *L. Gmelin* für die chemifche Analogie beider Fettfubftanzen angeführten Gründe, und bemüht fich zu zeigen, dafs fie dazu keineswegs ausreichen; felbft die Umwandlung jenes Gehirnfettes in Cholefiearinfäure durch Einwirkung der Salpeterfäure hält er fchon darum nicht für beweifend, weil er an der Exiftenz diefer Säure felbft zweifelt, die vielleicht eine Verbindung der Salpeterfäure mit einem organifchen Stoffe fey, gleich *Fourcroy's* gelber Säure und *Braconnot's* Salpeter-Leucin- und Salpeter-Zuckerfäure. Wir dürfen von den hier verfprochenen Verfuchen des Vfs. beftimmtere Aufklärung über diefen Gegenftand erwarten. Hatte der Vf. übrigens §. 4. fchon hervorgehoben, dafs die Verfchiedenheit im Verhalten des blätterigen Gehirnfettes vom Cholefiearin nicht ableitbar fcheine von dem Phosphorgehalte allein: fo führt er für diefe Behauptung hier auch noch den directen Beweis, indem er zeigt, dafs eine künftlich dargeftellte Verbindung von Cholefiearin mit Phosphor wenig Aehnlichkeit befitze mit dem blätterigen Gehirnfette, vielmehr (befonders in höherer Temperatur und gegen Chlorin) fich ganz verfchieden verhalte von demfelben. Deswegen ift er geneigt, diefe Fettfubftanz als eine eigenthümliche zu betrachten, für welche er den Namen *Cerebrin* in Vorfchlag bringt. Rec. gefteht, dafs der Vf. ihn gröfstentheils überzeugt habe von der Richtigkeit feiner Argumente; aber nicht fo kann er mit einftimmen in deffen Zweifel gegen die Identität des aus der Galle abgefchiedenen Fettes mit dem Cholefiearin. Was *Fromherz* und *Gugert* (a. a. O.) für diefe Identität anführen, und die übereinftimmenden Refultate, welche *Chevreul* erhielt, deffen Stimme unftreitig bey Discuffionen über diefe Gegenftände vorzugsweife Gewicht hat, fcheinen dem Rec. beweifend genug, und er hofft, dafs der Vf. bey der beabfichtigten Fortfetzung feiner Unterfuchungen die nämliche Ueberzeugung aus eigener Anfchauung fchöpfen werde.

Der hier vorgelegte Auszug felbft wird Rec. rechtfertigen, dafs er fich länger bey diefer Abhandlung aufhielt, als diefs gewöhnlich der Fall zu feyn pflegt bey der Anzeige akademifcher Probefchriften. Aber je kleiner die Zahl der gediegenen, die Wiffenfchaft wahrhaft fördernden Abhandlungen ift unter der grofsen Menge (namentlich medicinifcher) Differtationen, welche alljährlich *more veterum* zufammengefchrieben werden, defto mehr fcheint es dem Rec. Pflicht kritifcher Zeitfchriften zu feyn, die Augen des Publicums darauf hinzulenken und fie der Vergeffenheit zu entziehen, der die meiften jener erzwungenen literarifchen Producte mit vollem Rechte anheimfallen. Zudem fördert diefes Schriftchen, in fofern es in das Fach der medicinifchen Chemie einfchlägt, einen Zweig der Naturwiffenfchaft, welcher, kürzlich erft wieder zur Sprache gebracht, noch tüchtiger Bearbeitung bedarf. Die Arbeit des Hn. *K.* ift von der Art, dafs fie gewifs zu den fchönften Hoffnungen berechtigt.

Endlich fey noch bemerkt, dafs die Abhandlung gut und fliefsend gefchrieben ift, wie fich erwarten liefs von dem Sohne eines um die claffifche Bildung der Aerzte fo hochverdienten Lehrers.

— *r* — *l.*

MINERALOGIE.

Erfurt, b. Màring: *Beyträge zur nähern Kenntnifs der regelmäfsigen Kryftallformen.* Vom Prof. *Bernhardi.* 1826. 86 S. 4. Mit einer Kupfertafel. (12 gGr.)

Der Vf. giebt in diefen Beyträgen, welche die Kenntnifs feiner Bezeichnungsweife vorausfetzen, eine beynahe vollftändige Entwicklung der Formen des teffularen Syftems. Er zählt fieben gleichflächige Geftalten, die von einander unabhängig find, und überdiefs acht, die aus einer fymmetrifchen Vergröfserung einiger Flächen und dem Verfchwinden der übrigen erzeugt werden. Zu diefen 15 Flächengattungen, von denen zwey noch nicht beobachtet find, werden in einer die Hälfte des Buchs einnehmenden Abhandlung die Formeln für die Tangenten der Neigungswinkel der Flächen und Kanten gegeben, bey dem Würfel, dem Octaeder, dem Tetraeder und Granatoeder natürlich in Zahlen, bey den übrigen nun in Functionen der Achfenfchnitte. Er bedient fich zwar in der Regel einer von der Hauy'fchen wenig abweichenden Bezeichnungsart; allein bey feiner unvollkommnen Weife die Winkel zu berechnen, wozu er mit *Hauy*, *Weifs* u. A. die Hülfslinien bedarf, ift ihm die Beftimmung der von den Achfen durch die Flächen abgefchnittenen Linien wichtig, und fo ftellt er diefe zu feiner gewöhnlichen, dadurch unnütz gewordenen Bezeichnung. Wenn x, y, z die von den Achfen abgefchnittenen Stücke find und $[x:y:z]$ die *Weifs*'fche Bezeichnung, fo nimmt *Bernhardi* $\left[\frac{1}{x}:\frac{1}{y}:\frac{1}{z}\right]$, wodurch die Formeln etwas einfacher werden. Sie fallen nunmehr mit denen zufammen, welche man durch eine Gleichung zwifchen den drey rechtwinkligen Coordinaten einer Fläche erhält; nur hat *B.* den Vortheil verfchmäht, den

den ihm jene Bezeichnung gewähren konnte, die einzelnen Flächen einer Gestalt durch die Plus- und Minus-Zeichen von einander zu unterscheiden. Auch hätte die Tangente durch den Cosinus ersetzt werden sollen. Denn ist

[$+a+b+c$] das Zeichen einer Fläche,

[$+\alpha+\beta+\gamma$] das Zeichen einer andern, so ist, wenn beide Flächen demselben 48 flach angehören, der Cosinus des Neigungswinkels

$$= \frac{a\alpha + b\beta + c\gamma}{a^2 + b^2 + c^2}$$

α, β, γ unterscheiden sich von a, b, c nur durch die Zeichen. Der Cosinus ist also stets rational, worin aber eine charakteristische Eigenschaft des tessularen Systems besteht. Setzt man für α, β, γ alle 48 Werthe, so findet man Formeln für sämmtliche Flächenneigungen, von denen natürlich zwey gleich null werden und unter den übrigen mehrere zusammenfallen. Die Formeln werden einfacher, wenn von den drey Grössen a, b, c eine oder mehrere $=0$ oder einander gleich werden. Aehnliche Beziehungen finden sich zwischen den ebenen Winkeln, die wir jedoch weder hier noch anderwärts anführen wollen, weil sie und eine grosse Menge anderer, obgleich nicht minder interessant, als die von *Hauy* und seinen Nachfolgern als höchst merkwürdig angeführten, völlig unerspriesslich für die Krystallkunde sind und nur als mathematische Uebungen den Anfängern zu empfehlen.

Der Vf. stellt auch alle bisher beobachteten gleichflächigen Gestalten zusammen, deren er 80 zählt, aber 8 davon für ungewiss hält. Er wundert sich über diese geringe Zahl; er wundert sich ferner, von den möglichen Combinationen derselben, deren Zahl er nach der Formel $2^{30}-1$ auf 1,073,741,823 berechnet, nur etwa 70 beschrieben zu finden. Freylich, wenn man die Erscheinungen der Natur ausser ihrem Zusammenhange betrachtet, wird selbst das Erklärbare zum Wunder. Die 80 Gestalten werden nach ihren Zonen geordnet und 74 Combinationen des tessularen Systems charakterisirt und benannt, wobey die Sorgfalt des Vfs., 74 möglichst bezeichnende und kurze Namen, die kein Krystallograph annehmen wird, aufzusuchen, zu bewundern ist.

Die Untersuchungen über diejenigen 24 oder 48 flache, aus denen sich durch Vergrösserung von 6, 8 oder 12 Flächen und Verdrängung der übrigen, Würfel, Octaeder und Granatoeder erzeugen, würden richtiger und vollständiger geworden seyn, wenn der Vf., statt gewissermassen zu tasten, auf eine directe Weise die Gleichung für diejenigen 48 flache aufgesucht hätte, bey denen gewisse Neigungen denen des Würfels, Octaeders und Dodekaeders gleich wären. Rec. erwähnt beyläufig, dass sämmtliche 8 Octaederflächen sich in denjenigen 48 Flächen finden, wo $2x^2 = x^2 + y^2$, also zunächst bey [5:7:1], oder nach *Weiss*, [$1:\frac{1}{5}:\frac{1}{7}$].

In der Einleitung zählt der Vf. zu den gleichflächigen Krystallformen: „Würfel, Achtflach, Rautenzwölfflach, Viermalsechsflach, Dreymalachtflach, Deltoid vierundzwanzigflach, Achtundvierzigflach u. das doppelt pyramidische Vierundzwanzigflach. Die ersten sieben gehören dem tessularen Systeme an, das letzte dem dirhomboedrischen oder sechsgliedrigen. Das Princip, dem der Vf. hierbey folgte, konnte Rec. nicht finden. Wollte er von allen *gleichflächigen* Formen sprechen, so fehlen die *pyramidalen und prismatischen* Systeme, die sich bestimmt nicht aus dem tessularen und rhomboederschen ableiten lassen. Sprach er bloss vom tessularen, wozu das letztere?

Dieses ist der Inhalt des Werkchens, das zwar die Wissenschaft nicht erweitert, in dem aber die Zusammenstellung sämmtlicher beobachteten gleichflächigen Gestalten und Combinationen, welche ohne die Nomenklatur in einer physikalischen Zeitschrift ein Paar Seiten eingenommen hätte, den Krystallographen von Nutzen seyn könnte.

Mn.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Duncker und Humblot: *Teut*, oder *theoretisch-praktisches Lehrbuch der gesammten deutschen Sprachwissenschaft.* Von Dr. *Theodor Heinsius*, ordentl. Professor am Berlin. Gymnasium. *Dritter* Theil. *Vierte* verbesserte u. vermehrte Ausgabe. 1828. XIV u. 260 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Der Redner und der Dichter, oder Anleitung zur Rede- und Dichtkunst. (18 gGr.) (*Siehe die* Recens. in den Erg. Bl. 1812. Nr. 7.)

Leipzig, b. Barth: *Die vorzüglichsten Regeln der Orthographie und Materialien zum Dictiren.* Ein Handbuch für Lehrer in den orthographischen Lehr- und Uebungsstunden, von J. C. F. *Baumgarten*, Oberlehrer an der Volkstöchterschule in Magdeburg. *Dritte* verbesserte und vermehrte Auflage. 1828. VI u. 158 S. 8. ($10\frac{1}{2}$ gGr.) (Siehe die Recens. in den Erg. Bl. 1808. Nr. 68.)

Stuttgart, b. Steinkopf: *Lehrbuch der Arithmethik.* Von M. *Christian Friedrich Hoffmann*, Pfarrer in Deizisau bey Esslingen. *Zweyte* durchaus verbesserte u. vermehrte Auflage. 1828. XXVI und 776. S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.) (Siehe die Recens. A. L. Z. 1815. Nr. 176.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1828.

GESCHICHTE und STAATSWISSENSCHAFT.

Leipzig, in d. Hinrichs. Buchh.: *Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst.* Eine Monatsschrift, in Verbindung mit mehrern gelehrten Männern herausg. von *Karl Heinr. Ludwig Pölitz,* königl. Sächs. Hofrathe u. s. w. 1828. *Zweytes, drittes* und *viertes* Heft. (Februar, März und April.)

Wir haben in Nr. 43. des gegenwärt. Jahrg. der A. L. Z. das *erste* oder Januar-Heft dieser inhaltsreichen Jahrbücher angezeigt, welche schon bey ihrer vorläufigen Ankündigung die edelsten Erwartungen erregt und durch ihr erstes Erscheinen dieselben auch gerechtfertigt haben. Die seitdem herausgekommenen drey weitern Hefte sind an Geist und Richtung dem ersten gleich; daher wir uns im Allgemeinen auf das darüber früher Gesagte beziehen und hier bloss über die merkwürdigern einzelnen Aufsätze in den drey neuern Heften ein Paar Worte zu sprechen haben.

Das *zweyte* Heft eröffnet eine bey aller Kürze durch Klarheit und Gediegenheit erfreuende Abhandlung über *„die drey Systeme der Staatswirthschaft in Beziehung auf die Staatsverwaltung im Königreich Sachsen"*, von dem Herausgeber. Der Aufsatz war ursprünglich bestimmt für eine in Gegenwart Sr. Majestät des Königs von Sachsen zu haltende akademische Vorlesung, welche jedoch eingetretener Hindernisse willen nicht Statt fand, nunmehr aber, zum Besten eines grösseren Publicums, durch das Organ der Presse gehalten wird. Wir lesen darin, ausser einer lichtvollen Charakterisirung und unbefangenen Beurtheilung der drey vielbesprochenen staatswirthschaftlichen Systeme, nämlich des *merkantilischen, physiokratischen* und des von *Adam Smith* gegründeten sogenannten *Industrie-Systems,* eine mit Geist und Liebe geschriebene Darstellung der in *Sachsen* schon in der zweyten Hälfte des 16ten Jahrh. durch den weisen Kurfürsten *August* ins Leben geführten, von dem letztverstorbenen König *Friedrich August* aber, während seiner verhängnissreichen 58jährigen Regierung, umsichtig ausgebildeten und mit treuer Vatersorge ausgeübten Verwaltungsgrundsätze, unter deren wohlthätigem Einfluss Sachsen des reichsten Segens der Natur und der Industrie wie der Geistesbildung und der edlern Gesittung theilhaftig ward, und trotz der in der neuesten Zeit über dasselbe gekommenen gehäuften Schicksalsschläge noch heute sich erfreut.

Mit Recht hebt der Vf. aus diesen Segnungen jene der hochblühenden Literatur und der lebenskräftigen Wissenschaft heraus, und schreibt davon einen grossen Theil, wie billig, und mit dankbarem Gemüth der aufgeklärten Regierung zu: „Das ist der Sieg und der schönste Kranz einer weisen Regierung, dass sie das Licht liebt und schützt, weil sie selbst im Lichte des Jahrhunderts wandelt und wirkt, und dass das von ihr geliebte und geschützte Licht wie eine heilige Flamme leuchtet, ohne je zur Fackel eines Herostratus zu werden!" — Bey der Schilderung des vaterländischen Glücks und Ruhms nimmt die Rede des patriotischen Vfs. einen höhern Schwung, und athmet durchgehends jene edle Wärme, die aus dem Herzen kommt und zum Herzen geht.

Der zweyte Aufsatz: *Andeutungen über die Bestrebungen der politischen Journalistik unserer Zeit* (vom grossherzogl. Darmstädt. Rathe *v. Meseritz*), hält sich treu auf der zwischen den entgegengesetzten Bahnen der Revolution und Reaction durchführenden Mittellinie, deren Zeichnung die Jahrbücher sich zur Aufgabe gemacht haben. Darum fordert er die politischen Schriftsteller auf zur Mässigung und gegenseitigen Annäherung, indem aus der Fortsetzung des bisher zwischen den beiden Parteyen auf Leben und Tod geführten Krieges nur Verderben für beide Theile folgen würde. „Die wahre Legitimität lässt sich, nach Wortbedeutung und Begriff, an keine Bestimmung in der Zeit knüpfen. Es giebt alte und neue Legitimitäten, deren friedliches Nebeneinanderbestehen, ja deren Verschmelzung die unerlässliche Bedingung jenes dauerhaften Rechtszustandes, jener einzigen und echten Stabilität ist, in deren Herstellung die höchste Aufgabe der wahren Staatskunst besteht." Wohl! — aber welches ist das *Kriterium* eines echt legitimen und eines bloss anmasslichen Besitzstandes? Und welches ist für den etwanigen Widerstreit alter und neuer Legitimitäten unter sich oder mit ewigen Rechts-Wahrheiten, das echte *Princip* der Ausgleichung, oder der Verschmelzung?

Von demselben Verfasser (*v. Meseritz*) lesen wir in dem *dritten* (oder März-) Hefte unserer Jahrbücher noch einen andern, höchst interessanten Aufsatz: *„Die Resultate der in den Jahren* 1820 *bis* 1823 *gepflogenen Congressverhandlungen für die Herstel-*

lung eines gemeinschaftlichen Zoll- und Handelssystems unter mehrern deutschen Bundesstaaten."

Auch die übrigen in den drey uns vorliegenden Heften enthaltenen Aufsätze sind sämmtlich anziehend und lehrreich; aber das Eingehen in Einzelnes würde uns zu weit führen. Wir beschränken uns daher auf eine summarische Anzeige ihres Gegenstandes. Zu den gediegensten dieser Aufsätze gehören, wie schon im *ersten* Hefte der Fall war, die des geistvollen unermüdeten Herausg. selbst, worunter wir, neben einer in jedem Hefte befindlichen Reihe trefflicher Beurtheilungen der merkwürdigsten neuen Schriften über Geschichte und Staatskunst, eine schöne Abhandlung: „Ueber das Steigen und Sinken der Europäischen Völker und Staaten seit dem Ende des 15ten Jahrh. bis zum Ausbruche der französischen Revolution", (allernächst von Portugal, Spanien und Frankreich handelnd, und allenthalben durch geschichtliche Erfahrungen nachweisend, dass das System der *Reaction* zum Sinken, jenes der zeitgemässen *Reform* dagegen zum Steigen führe), sodann eine weitere Ausführung des gleich bey der Eröffnung der Jahrbücher aufgestellten Grundsatzes von der bey jeder weisen Reform zuvörderst zu beachtenden *„geschichtlichen Unterlage des innern Staatslebens"*; zugleich ein *polemischer* Aufsatz, nämlich gegen die von einem Recensenten darüber gemachten tadelnden Bemerkungen gerichtet. Er ist im Geiste edler Mässigung geschrieben und beweist allerdings *soviel* (aber nach unsrer Meinung auch *nur* soviel), dass die *Klugheit* jene Beachtung erheische, und dass ohne sie die Reformen *leicht misslingen* und meistens *unhaltbar* sind. Ein dritter Aufsatz: *„Ueber Napoleons Ausspruch: Alles für das Volk, nichts durch das Volk"*, giebt diesem Spruch eine so scharfsinnig durchgeführte Deutung, wornach er als den Aufgaben des Rechts und der Staatskunst für die Regierungen des 19ten Jahrh. vollkommen entsprechend erscheint. Hiezu kommen endlich noch zwey edle *biographische Denkmale* für zwey (kurz nach einander, nämlich am 16ten Jan. und am 17ten Febr. d. J. verstorbene) edle Freunde des Herausgebers, *Johann Samuel Ersch* zu Halle und Dr. *Heinrich Gottlieb Tzschirner* zu Leipzig. Der Schmerz, welchen hier *Pölitz* über den Verlust zweyer so trefflicher Freunde ausspricht, wird von allen Gebildeten in Deutschland und von Vielen im Ausland innig mitempfunden; aber wohlthuend ist's für alle Theilnehmenden, dass diesen ersten schönen Kranz ein gleich trefflicher *Freund* auf ihr Grab legte.

Von dem betrauerten *Tzschirner* enthält noch das *Märzheft* unserer Jahrbücher einen Aufsatz, welcher eben darum, weil er seine *letzte* schriftstellerische Arbeit war, ein gedoppeltes Interesse anspricht. Er ist überschrieben: *„Wie geschah es, dass Frankreich katholisch blieb?"* und verräth, wie überhaupt *Tzschirner's* Schriften, gleichmässig den gründlichen Geschichtforscher und den warmen Freund der Reformation.

Es wäre sehr ungerecht, wenn wir nicht auch des im *zweyten* Hefte stehenden Aufsatzes von Prof. *Schneller* in Freyburg, überschrieben: *„Papstthum"*, und eine gedrängte, geistreiche Zusammenstellung der die Erhebung, die Herrlichkeit, die Abnahme und die Forterhaltung des Papstthums von den ersten Zeiten des Christenthums bis auf den heutigen Tag erklärenden Verhältnisse und wirkenden Ursachen, enthaltend, und sodann eines von dem geh. Regierungsrath *Emmermann* in Wiesbaden ins *vierte* Heft gelieferten: *„Das stehende Heer in Bezug auf den Staatszweck"*, rühmend gedächten. Der *letzte* enthält mehrere einzelne sehr gute Bemerkungen; doch ist der Vf. über die *Hauptfrage*: „Sind stehende Heere überhaupt nothwendig, oder gut, oder verderblich?" zu leicht hinweggegangen, indem er bloss in einer *Note* die nackte Behauptung hinwirft: „wegen der Theilung der Arbeit, wegen der zunehmenden Industrie und wegen des Studiums der Kriegskunst seyen sie *nöthig.*" — Wir wiederholen unsern innigen, auf das fortwährende Gedeihen dieser gehaltreichen Jahrbücher und auf die ihnen gebührende gesteigerte Theilnahme des gebildeten Publicums gerichteten Wunsch.

THEOLOGIE.

BAIREUTH: *Die christliche Lehre vom Gebete, für denkende Freunde der Religion schriftmässig dargestellt* von *Johann Friedrich Geissler*, Hospitalprediger und Pfarrer an der Stadtkirche zu Baireuth. 1826. VI u. 120 S. 8.

Obgleich man die christliche Lehre vom Gebet sowohl in Lehrbüchern der Moral, als auch in besondern Schriften, bald kürzer, bald ausführlicher vorgetragen findet: so ist doch die vorliegende Abhandlung nicht als überflüssig zu betrachten. Vielmehr verdient sie denen, für welche sie geschrieben ist, *denkenden Freunden der Religion*, recht sehr empfohlen zu werden; denn sie erklärt sich über den Zweck und Geist, so wie über die segensreichen Wirkungen des echten Gebets, auf eine eben so vernunft- als schriftgemässe Weise, und zwar mit einer solchen Klarheit und zugleich mit einer so milden, das Herz ansprechenden Wärme, dass sich von einer sorgfältigen Erwägung ihres Inhalts nicht nur eine heilsame Belehrung, sondern auch eine kräftige Anregung des religiösen Sinnes erwarten lässt. Einer zweckmässigen Inhaltsanzeige zufolge zerfällt diese Schrift in *sieben* Abschnitte, welche überschrieben sind: I. *Religion und Gebet;* II. *Andachtsübung und Gebet;* III. *Vom Gebete in der Einsamkeit und von Familienandachten;* IV. *Zweck und Inhalt des Gebets;* V. *Segen des Gebets;* VI. *Erhörung des Gebets;* VII. *Das Vaterunser.* — Im *ersten* Abschnitt wird gezeigt, dass und in wiefern *Beten* eine nothwendige Folge der Religion oder des Glaubens an eine Gottheit sey. Zwar kann die Gottheit demjenigen, der sich dieselbe bloss als den Urgrund denkt, von welchem alles au-

aufser ihm Existirende abstammt, nur Gegenstand der Bewunderung und Furcht, nicht Gegenstand wahrer Anbetung und frommer Verehrung seyn. Sobald aber das moralische Bewufstseyn im Menschen sich entwickelt hat, erhebt sich dieser zu dem Glauben an ein heiliges, Alles mit Weisheit und Güte ordnendes und leitendes Wesen, und dieser Glaube läfst das Herz nicht ungerührt, sondern regt die in demselben liegenden Empfindungen der Ehrfurcht, der Liebe, des Danks und des Vertrauens gegen die Gottheit an und stimmt also die Seele zum Gebet. Dafs die Art und *Weise, wie ein Mensch* betet, mit der Beschaffenheit seiner *Vorstellungen* von dem Wesen und der Natur der *Gottheit* aufs engste zusammenhängt, wird durch Vergleichung des Judenthums mit dem Christenthume, in Ansehung der diesem und jenem eigenthümlichen religiösen Ideen, ins hellste Licht gesetzt. Mit gleicher Klarheit wird im *zweyten* Abschnitt gezeigt, wie Andachtsübung und Gebet sich zu einander verhalten. „Jede Andachtsübung kann und soll bey dem Christen zum Gebete werden, und sie wird es in dem Augenblicke, in welchem das Herz von einer darin enthaltenen Vorstellung ergriffen, diese mit dem Gedanken an Gott so in Verbindung bringt, dafs er aus sich selbst spricht: Ja, o Gott! das ist mein innigstes Gefühl, mein heifsestes Flehen, mein ernstlichster Vorsatz. — Um den Gedanken an Gott immer in sich lebendig zu erhalten und ein reines Herz zu bewahren, dazu ist die Andachtsübung oder die absichtliche Beschäftigung mit religiösen Betrachtungen ein unerläfsliches Mittel." Mehrere schätzbare praktische Bemerkungen über den besondern Werth der verschiednen Arten von Andachtsübungen, durch Theilnahme an den öffentlichen Gottesverehrungen und an der Feyer des Abendmahls, durch zweckmäfsige Benutzung guter Erbauungs- und Gebetbücher, durch eigenes Nachdenken über sich selbst, seine Verhältnisse und Schicksale, in Beziehung auf religiöse Wahrheiten u. s. w. vollenden diesen Abschnitt. In der *dritten* Abtheilung (S. 38 bis 55) ist, aufserdem, dafs darin von der Angemessenheit der Einsamkeit zum Gebet, dann von gemeinschaftlichen Gebeten und Familien-Andachten, auch (wohl nicht befriedigend!) vom Tischgebet gehandelt wird, insbesondre die Frage erörtert: „warum man (ohne einen ausdrücklichen Beruf dazu zu haben, wie ihn der öffentliche Religionslehrer hat) sich scheue, seine *religiösen* Gefühle vor Andern laut werden zu lassen." Ohne das hier Beygebrachte, worunter sich auch Erklärungen von *Spalding* und *Kant* befinden, bestreiten oder einer Prüfung unterziehen zu wollen, bemerkt nur Rec., dafs doch wohl mancher fromme, aber zugleich gebildete und erfahrne Mensch blofs deshalb Bedenken tragen dürfte, vermischte Gesellschaften mit seinen religiösen Ueberzeugungen und Gefühlen zu unterhalten, weil er besorgt, er werde leichtsinnigen Personen dadurch Anlafs, wo nicht zu schändlichen Spöttereyen, doch zu dieser oder jener anstöfsigen Aeufserung geben. Matth. 7, 6. — Nachdem im *vierten* Abschnitt die bekannten Einwürfe gegen die Vernünftigkeit und Zweckmäfsigkeit des Gebets, z. B. Gott kenne unsre Bedürfnisse, er sey über unsre Lobpreisungen unendlich erhaben; er gebe, was gut ist, auch ohne unser Gebet, zurückgewiesen sind, zeigt der Vf., dafs selbst diejenigen, welche die moralischen Wirkungen des Gebets sich als Zwecke desselben vorstellen, den Unterschied zwischen Zweck, Mittel und Folge hier gänzlich aus den Augen setzen. „Zwar — sagt er S. 58 — wird allerdings mein ernstliches Gebet zur Befestigung meines religiösen Glaubens, meiner Tugend und Zufriedenheit dienen; aber das sind gesegnete Folgen meines Gebets, die für sich selbst kommen, ohne dafs ich sie mir zum Zweck mache. Wer nicht anders beten kann, als weil er sich diese Folgen zum Zweck setzt, der hat den Sinn und Geist des wahren Gebets, das unwillkürlich dem frommen Herzen entströmt, noch nicht erfafst, sondern verwechselt es mit einer freywilligen Andachtsübung, welche freylich sich solche Zwecke setzen mufs." — Was den *Inhalt* der Gebete betrifft, unterscheidet der Vf., mit einer wohl zu rechtfertigenden Abweichung von andern Moralisten, *drey* Arten oder Klassen von Gebeten, nämlich *Dankgebete*, *Bittgebete* und *Gelübde*. Die Dankgebete schliefsen Lobgebete in sich, und beide werden unter dem Namen *Anbetung* vereinigt. Unter *Gelübden*, welche als die dritte Art von Gebeten dargestellt werden, versteht der Vf., wie sich auch nicht anders von ihm erwarten läfst, nur heilige Vorsätze, die in wichtigen Augenblicken des Lebens gefafst werden, in welchen sich der Mensch, bey Erhebung seines Herzens zu Gott, entschlossen fühlt, ganz seiner Pflicht zu leben, der Tugend jedes Opfer zu bringen und sie zum höchsten Ziele seines Lebens zu machen. Im *fünften* Abschnitt (S. 71—76) werden die segensreichen Wirkungen des Gebets, in sofern sie als natürliche Folgen desselben und jeder frommen Andachtsübung zu betrachten sind, psychologisch entwickelt und dargestellt. Der *sechste* Abschnitt handelt von der Erhörung des Gebets, und geht davon aus, dafs der Satz: „Gott erhört das Gebet des Frommen", als von Jesu und seinen Aposteln wiederholt und klar ausgesprochen, in seinem ganzen Umfange als wahr und zur christl. Lehre gehörig betrachtet werden müsse. In der ausführlichen Erörterung der Einwürfe gegen die Möglichkeit der Gebetserhörung redet der Vf. auch von der Verwerflichkeit derjenigen Vorstellungsart, nach welcher seit der Schöpfung der Welt alle Ereignisse und Veränderungen in ihr aus Natursachen, wie aus einem chemischen Processe, sich entwickeln sollen, so dafs die Gottheit dabey nichts mehr zu schaffen habe. Da er hierbey eine lateinische Abhandlung anführt, so hätte er wohl den gelehrten Theil seiner Leser vorzüglich zu solchen neuern dogmatischen Lehrbüchern hinweisen mögen, wo man jene Meinung treffend gewürdigt und das Wichtigste, was gegen sie zu sagen ist, kurz und deutlich dargestellt findet. Uebrigens ist das Resultat von Allem, was in der vorliegenden Schrift über die Erhörung des Gebets gelehrt wird, kein an-

anderes und kann auch wohl kein anderes seyn, als was *Johannes* in folgenden Worten aussprach (1 Joh. 5, 14): Das ist die Freudigkeit, die wir haben zu Gott, dass, *so wir etwas bitten nach seinem Willen, so erhöret er uns.* In genauer Uebereinstimmung mit den vorher entwickelten Grundsätzen wird die Bedingung erklärt, unter welcher Jesus seinen Jüngern die Erhörung des Gebets verheisst, nämlich „dass sie im Glauben an ihn und in seinem Namen beten sollen." Der *siebente* und letzte Abschnitt enthält eine erklärende Umschreibung des *Vaterunser*, in Ansehung dessen gezeigt wird, dass Jesus nicht darin seinen Jüngern ein Formular zum Nachsprechen habe geben, sondern dass er dadurch den Geist und Inhalt eines echt christlichen Gebets habe darlegen und andeuten wollen, wie jeder Christ, der die rechte Gesinnung habe, ungefähr beten müsse und werde. Den Beschluss des Ganzen macht ein Gebet aus *Hesekiel's* Gedichten, das jedes fromme Herz ansprechen wird.

KATECHETIK.

Wolfenbüttel, b. Albrecht: *Katechetische Entwürfe und Musterkatechisationen über eine Stelle aus dem Katechismus, über Bibelstellen, ein religiöses Lied und eine Predigt*, für Lehrer in Bürger- und Landschulen. Von *A. Ludewig*, Inspector und Pastor zu Wolfenbüttel. 1828. XII u. 142 S. 8.

Was von des Vfs. „Anweisung zur religiösen Katechetik für Lehrer in Bürger- und Landschulen" (A. L. Z. Erg. Bl. 1826. Nr. 108.), wovon die vorliegende Schrift einen *zweyten* ergänzenden Theil ausmacht, beyfällig bemerkt wurde: dass eine gewisse Popularität ihm eigen sey, verdient auch bey gegenwärtiger Schrift wiederholt zu werden, indem sowohl die aufgestellten Regeln, welche hier in gedrängter Uebersicht vor den einzelnen Abschnitten, als Auszug aus jener Anweisung u. s. w. nochmals gegeben sind, als die katechetischen Entwürfe und die katechetischen Unterredungen selbst in Form und Materie allgemein verständlich vorgetragen sind. Indess werden die durch den vielversprechenden Titel: *Muster*katechisationen (passender *Probe*katechisationen) erregten Erwartungen keineswegs von dem Vf. befriedigt.

Der Inhalt des Ganzen zerfällt in *sechs* Abtheilungen, deren *erste* sich mit einer Doctrinalstelle *aus dem* (Gesenius'schen) *Katechismus; zwey, drey* und *vier* mit Katechisationen über *Bibelstellen* (nämlich über einen *historischen Abschnitt*, Matth. 14, 1—12, ein *Gleichniss*, Mark. 12, 1—8, und einen *eigentlichen Lehrabschnitt*, Jac. 2, 14—26) beschäftigen, und *fünf* und *sechs* Anweisungen über ein *religiöses Lied* und über eine *gehaltene Predigt*.

Dass bey den Entwürfen, wie bey den Katechisationen, stets von der Verbalerklärung zur Realdefinition übergegangen und mit der praktischen Anwendung auf das Leben der Jugend geschlossen wird, ist ein lobenswerthes Verfahren, welches den sichern Weg durch das Verständniss zum Herzen finden lehrt. Es hätte indess gleich *in dem* ersten Entwurfe *„über das pflichtmässige Verhalten des Christen in Beziehung auf den guten Ruf seines Nebenmenschen"* unter der Entwickelung der Gründe überall, wie nur bey dem letzten geschehen ist, auf die religiösen Motive mehr Rücksicht genommen werden sollen. Unzulänglich erscheinen auch manche Definitionen, wie S. 40, wo *Aberglaube* erklärt wird für „das *Fürwahrhalten von gewissen Ursachen* und *Erscheinungen, die in der Wirklichkeit nicht* vorhanden *sind*." Ebenso hätte die unrichtige Fragenbildung, welche der Vf. (Vorr. S. VIII.) in Schutz nimmt, wo das Fragewort nicht an der Spitze des Fragesatzes steht, in *Musterkatechisationen* vermieden werden sollen und auch ohne unnatürliche und gezwungene Wendung leicht vermieden werden können; denn wenn es z. B. S. 19 heisst: „Wenn wir von einem solchen (schlechten) Menschen Gutes reden, und er erführe diess wieder, so könnte er ja leicht verleitet werden zu glauben, dass seine Handlungsweise *wessen* wirklich würdig sey?" — so wäre bey der Aenderung des Satzes in: Wenn wir u. s. w. — er erführe diess wieder, *wessen könnte er sich dann leicht würdig glauben?* nicht allein das Fragewort an der rechten Stelle, sondern die Frage würde auch weniger wortreich, also schon darum besser gefasst, *und der* Antwort: *„des Lobes"* eben so gewiss *seyn.*

Auch der öfter vorkommende Gebrauch des Frageworts *Wie*, worauf mit einem Adjectiv geantwortet wird, z. B. (S. 52): *Wie* wurde der König über diese Bitte? Antw. Traurig, erscheint unstatthaft.

Dessen ungeachtet ist das Werk wegen zweckmässiger Verbindung des Theoretischen mit dem Praktischen, welche öfter in katechetischen Anweisungen vernachlässigt wird, empfehlungswerth.

Zur leichtern Uebersicht dient ein vorgedrucktes Inhaltsverzeichniss, und für die Besitzer der *„Anweisung"* sind die Hinweisungen auf die in derselben enthaltenen ausführlichern Regeln gewiss willkommen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1828.

ALTERTHUMSKUNDE.

Aarau, b. Sauerländer: *Die Mithrageheimnisse während der Vor- und christlichen Urzeit*; historisch, kritisch, exegetisch dargestellt in der Geschichte der antiken Religionen, wie im Tempelleben der alten Priester nach den heiligen Sagen des Morgenlandes, der Zendschriften und den Wurzeln der griechisch-römischen Götterlehre für Philosophen, Bibelfreunde und Historiker. Von *Heinrich Seel*. Mit 30 der seltensten, sinnvollsten Denkmäler Mithra's bey den Persern, Römern, Galliern und Rhätiern. 1823. XVI S. Dedicat. u. Vorr. u. 748 S. gr. 8. (3 Rthlr. 16 gGr.)

„Den Mithra," lautet es Vorr. S. X, „der in der Geschichte der Religion der Römer, während der drey ersten Jahrhunderte nach Christo, so hochverehrt erscheint, dessen Geheimnisse die Zierde des antiken Priesterthums waren, der sich als heidnische Glaubenssonne sogar lange zum Gegensatze erhob mit Christus, dem wahren Sonnenlichte der Christenwelt, kann man nicht erhaben genug auffassen." „Der Mithra," S. XI, „nach den religiösen Ideen und Lichtbegriffen der Perser der liebevolle Mittler zwischen Gott und Menschen, zwischen Licht und Finsterniss, zwischen Himmel und Erde, war bey den Griechen und Römern ein Idol der Sonne. Dessen vorgefundene Monumente in ihren Haupt- und Nebenbeziehungen, in ihren geheimen Bedeutungen ernst zu betrachten, das Seltene und Eigenthümliche hierüber, was die Alterthums-Kabinette verwahren, umständlich zusammenzufassen, mit uneigennützigem Bemühen in kurz zugemessenen Mussestunden öffentlich bekannt zu machen und die wichtigsten Denkmäler den Blicken des Lesers zur eigenen Beurtheilung in treuen Abbildungen vorzulegen, dürfte der allgemeinen Aufmerksamkeit nicht unwerth seyn." Wer von einem Gegenstande so ganz durchdrungen, von dessen Wichtigkeit überzeugt, so gross denkt, von dem darf man billig erwarten, er habe ihn gründlich untersucht, deutlich aufgefasst und vermöge ihn würdig darzustellen; ob gerade in einem weitläuftigen Werke, kommt theils auf den Gegenstand selbst an, der einen grössern oder kleinern Kreis im wissenschaftlichen Gebiete beschreibt, theils auf den Verfasser, der seinen Entwurf enger oder weiter, je nachdem der Vorarbeiten viele oder wenige vorhanden und der Stoff reichlich gegeben ist, macht, theils auf das Publikum, für welches er seine Arbeit bestimmt. Hn. *Seel's* Absicht bey Herausgabe dieses Werkes ist wohl keine andere, als seinen Gegenstand völlig zu erschöpfen. Er hat Alles, was darüber gedacht, geschrieben und gedruckt worden ist, gesammelt, übersetzt, mit Anmerkungen begleitet, und doch weder Philosophen und Bibelfreunde, noch Historiker befriedigt. Wir hoffen dieses durch Anzeige der verschiedenen Abschnitte, in welche das Buch zerfällt, darzuthun.

Die *Darstellung des Parsismus nach Anquetil du Perron* (nicht *Anguetil*) *und Kleuker* (nur des Letztern Uebersetzung scheint benutzt zu seyn) eröffnet diese *Mithriaca*, aber nicht etwa mit besonderer Beziehung auf den einzelnen Gegenstand, sondern in seinem ganzen Umfange. Denn *allgemeine Betrachtungen über Urreligionen* gehen ihr voran. Da nicht der räumliche, sondern wissenschaftliche Gehalt eines Buches den Raum für seine Beurtheilung in diesen Blättern bestimmt, so müssen wir hier diese Betrachtungen, welche *multa* und nicht *multum* berühren, als nicht zum Gegenstande gehörig mit Stillschweigen übergehen, und dürfen nur hie und da unsere Bemerkungen laut werden lassen. Einige Anmerkungen haben uns befremdet, wie S. 9 über Entstehung des Christennamens zu Antiochia, über den christlichen Offenbarungsbegriff. Wie kann behauptet werden: im Oriente heisse Idololatrie allemal Sabäismus; giebt es nicht auch Fetischismus, Zoolatrie? S. 15 wird die Frage beantwortet: warum das Christenthum nicht denselben Einfluss auf die Magier hatte, wie der Parsismus? Am Ende dieser Betrachtungen geht S. 16 der Vf. *quasi re bene gesta* mit den Worten: „Und nun betrachten wir Zoroasters Dogmatik," zum zweyten Abschnitt über. Nach *Kleukers Zend-Avesta* (Dessen *Zend-Avesta im Kleinen*, Riga 1789, wird gar nicht erwähnt) wird der Lehrbegriff Zoroasters, mit steter Vergleichung des Christenthums, vorzüglich nach der Offenbarung des Johannes und den Propheten des A. T. und Anführung gelehrter Werke, wie *Creuzer's Symbolik* ff., *Schröckh's* Kirchengeschichte, *Buhle's* Geschichte der Künste und Wissenschaften u. A. auch gelegentlicher Erinnerung an *Schiller* und *Klopstock* durch den Abdruck eines kleinen Gedichts und ganzer Stellen S. 39. 51 mit starren Gründen für die Existenz des Satanas S. 73 auf vielen Seiten zwar, aber weder im Zusammenhange und Vollständigkeit, noch mit

mit besonderer Rücksicht auf Mithra vorgelegt. Im nächstfolgenden Abschnitte S. 86—122, welcher vom Gottesdienste der Perser handelt, hätte vorzüglich die Verehrung Mithra's hervorgehoben werden sollen, aber er schildert den Kult im Allgemeinen und füllt den Raum mit mancher entbehrlichen Anmerkung aus. So empfiehlt der Vf. — doch wohl nicht den Philosophen, Bibelfreunden und Historikern! — sehr weitläufig ein Traktätlein für 48 Kr. des Titels: Die Wunder-Schöpffung Gottes, ein nuzbares, neu bearbeitetes Sonnen- und Planeten-Büchlein für Alle, welche die geheimnissvolle Verkettung der Geister- und Körperwelt, die Urkräfte und das Seelenbündniss des ewigen Lebens erkennen wollen u. s. w., Augsburg u. Leipzig, b. A. Bäumer (ohne Jahr) als gehaltreiche Blätter für die, die sich mit frommem Vertrauen, mit tiefen Ahnungen des Gemüths nach göttlicher Wahrheit sehnen. — Solche Empfehlungen gereichen unserm Zeitalter zur Ehre. Als Probe der Darstellungsweise des Vfs. stehe hier der Anfang dieses Abschnittes: „Einfach ist der Geist, der durchs Ganze lebt. — Anbetung *Ormuzd's*, Hochachtung und Liebe für Alles, was von ihm kommt. — Denn alles das ist gut, — und Todhass gegen *Ahriman* und alle seine Begleiter und Mitwirker: das ist des Parsen ewige Ebbe und Fluth." — Hätte sich dieses nicht kürzer und verständlicher sagen lassen? — *Ueber die Staatsverfassung*, wie es hier heisst, statt: Fragmente einer Darstellung der Staatsverfassung. Unstreitig richtiger, weil es nur Fragmente sind; *der Parsen*, ist der dritte Abschnitt überschrieben, und zwar nicht sehr ausgedehnt, aber auch arm an Gehalt. Eingemischt sind hier manche staatswirthschaftliche und politische Ansichten der Neuern. Bey Erwähnung des Zoroastrischen Gesetzes, S. 142: „Niemand soll Getreide aufkaufen und auf Theurung hoffen; denn, wer so handelt, macht sich aller Armuth, Elends und Jammers schuldig, der unter dem Himmel ist, gefällt es dem Vf., eines seiner eigenen Werke: *Den Armenfreund, oder Wegweiser in den Gebieten der Armen- und Krankenpflege für Landgemeinden*. Mit Kupfern. 1801. 508 Seiten, also auch recht wohl beleibt, zu empfehlen. Da der Vf. in einer Note S. 149 seinen Lesern zu Gemüthe führt: „Wenn das Treffliche, was *Heeren* über *Persepolis* schrieb, hier ganz wiederholt wird, so gewinnt die Wahrheit durch die weitere Ausbreitung von Ideen, die von den Theorieen über Mithra unzertrennlich sind." Und da auch S. 171 „*Creuzer's* Genius, an Tiefe der Forschung und Reichthum der Ideen über viele (Viele) der alten (in den alten) und neuen Zeiten hoch erhaben, durch die Kunstdarstellungen des alten *Persepolis* und der Umgegend wandelte;" so müssen wir uns schon im Vertrauen auf das uneigennützige Bemühen des Vfs., in den kurz zugemessenen Mussestunden uns mit allen wichtigen Denkmälern bekannt zu machen, seiner Leitung überlassen und mit ihm auf einige Stunden nach Persepolis wandern, wenn wir auch dort von Mithra nicht unterrichtet werden. *Heeren* und *Montfaucon*, jener durch das Organ seiner Ideen über Politik u. s. w., nachgedruckt zu Wien 1817, dieser durch seine *Antiquité*, sind unsere Führer. Aus *Niebuhr's*, *Chardin's* und *Montfaucon's* Werken werden mehrere Denkmäler, auch solche, die der Vf. selbst nicht für persisch hält, wie S. 207, entlehnt, und treu hier wieder gegeben; wir bedauern nur, dass sie die Mithrageheimnisse nicht enthüllen. Dass der Vf. die neuesten Untersuchungen und Entdeckungen nicht zu kennen scheint, selbst *Harder's* nicht, ist zwar Verlust, nur hier nicht.

Hinreichend vorbereitet treten wir *dem Ziele* näher, zur *Beschreibung und Erklärung Mithra's, von Montfaucon, mit Anmerkungen und Allegaten nach Hyde, Anquetil, Kleuker, Schöpflin*, Zoega, *Banier* — einem höchst unkritischen Compilator, welcher weder in die Reihe dieser gelehrten Forscher gestellt, noch sein Werk im Nachdruck angeführt werden durfte. Dem Herausgeber diene zur Nachricht, dass die rechtmässige Ausgabe zu *Leipzig*, der 3te Bd. von *Schlegel* und *Schröckh*, die beiden letzten von *Schröckh* übersetzt wurden. — *Creuzer, von Hammer, Rhode* und Andern. *Montfaucon's* Abhandlung findet sich in seiner *Antiquité expliquée*. T. I. S. 367, und hier deutsch. Ihr geht eine kurze Biographie *Montfaucon's* voraus, die man allenthalben vollständiger, als hier, findet, und uns sehr überflüssig scheint. Ueber die Abhandlung selbst, die im ersten Viertheile des vorigen Jahrhunderts erschien, kann die seitdem so bereicherte vorgerückte Wissenschaft gar nicht urtheilen, und ihr nur noch theilweise einigen Werth zugestehen; aber den hier beygefügten Anmerkungen und Allegaten darf sie ihre Aufmerksamkeit nicht entziehen. Anquetil, Kleuker und Rhode vorzüglich haben die ehemals über Mithra schwebende Finsterniss und Zweifel verscheucht und den Gesichtskreis gar sehr erweitert, und wir hofften, S. 214 einen so viel möglich deutlichen und gründlichen Begriff, welchen die Perser, Griechen und Römer mit Mithra verbanden, zu lesen, — aber umsonst. Die Denkmäler, welche Montfaucon gesammelt, sind hier wieder gezeichnet, und unstreitig das Beste. Im Anhange werden die später entdeckten *Basreliefs*, besonders auf deutschem Boden, nicht allein im Umrisse beygefügt, sondern auch diejenigen, die von Andern gedeutet wurden, erklärt. Seiner eigenen Einsicht misstraut der Herausgeber nur allzusehr, und legt sie selten zu Tage. Eine Darstellung des Mithratempels in den Vogesen, Taf. XV, entlehnt aus *Schöpflin's Alsatia illustrata celtica*, steht mit Recht an der Spitze. Eine Felsenhöhle, 9 F. 3 Z. hoch und 6 F. 4 Z. breit, an deren innerer Wand das Denkmal halberhaben in Stein gearbeitet ist. Aus *Sattler's* Geschichte des Königreichs Würtemberg ist die Beschreibung des Denkmals bey Fehlbach und mehrerer zu Beckingen und Murrhart gefundenen Steine gezogen. Das Denkmal von Ladenburg am Neckar, gefunden in einer Gegend, wo sonst Weinberge waren, hat manches Eigene, das noch mehr, als von Creuzer geschehen, hervorgehoben

ben und gewürdiget zu werden verdient. Vierzig Inschriften, gröſstentheils aus *Gruter's* Sammlung, finden hier einen Platz und karge Erklärung. Wir hätten sie schon früher eingeschoben, um wenigstens einer von der Zeit vorgeschriebenen Ordnung zu folgen. Zwey Denkmale, eines von Lyon, sehr einfach, das andere von Stix-Neusiedel, hier wohl über die Gebühr ergänzt, schlieſsen mit der aus der Wiener Modezeitung Nr. 25. 1816 entlehnten, hier wörtlich abgedruckten, das Bekanntere und im Buche an mehr als einem Orte schon Gelesene wiederholenden *Beschreibung die* Reihe. Eine groſse Anzahl geschnittener *Steine aus Lippert's Dactyliothek* und Münzen aus *Maffei gemm. Grävii thesaur. antiqu. Rom. Beger thesaur. Cimelii Numismat.* hier in Umrissen, werden erläutert. Diese Sammlung der verschiedenartigsten Denkmäler hat uns wohl gefallen, nur sollten sie besser geordnet und gründlicher erläutert seyn. Damit es an Nichts mangle, sind auch Herder's Ideen über Zoroaster's Religion auf 15 Seiten abgedruckt und ihnen noch zwey Molochsbilder aus Lunds jüdischen Alterthümern beygegeben. Hier war dieser Auszug wohl überflüssig aus mehrern Gründen. Herder's Werke wollen im Zusammenhange gelesen seyn, um verstanden zu werden, sind allenthalben zu haben, und von dem Herausgeber schon in den Betrachtungen, mit welchen er einleitete, benutzt, ohne ihn zu nennen. Der Anmerkungen des Herausgebers, die uns nichts erklären, können sie ganz entbehren. Nach *Herder* tritt *Philipp a Turre* mit seiner Abhandlung und kritischen Untersuchung über Mithra in dessen *Monumentis vet. Antii* etc. Rom. 1700, hier treu übersetzt, auf. Von ihr wird S. 361 gerühmt: „Philipp a Turre hat das Verdienst, die Mithra-Denkmale zuerst wissenschaftlich bearbeitet zu haben; wenn auch die Zeit einige seiner Ideen abwürdigte, bilden viele seiner Grundsätze doch immer noch den Kern der Theorieen über Mithra." Kaum sollte man im Jahre 1823 von einem tiefen Forscher dieses Urtheil erwarten. Philipp a Turre Gelehrsamkeit und Sammlerfleiſs sind eben so wenig zu verkennen, als der Werth seiner Arbeit für seine Zeit; aber er konnte doch nur aus den ihm zugänglichen Quellen, den Werken der Griechen und Römer und den Kirchenvätern, schöpfen, die, wie bekannt, den Mithra nur kennen, was er ihnen war, und was von seiner Verehrung in christliche Zeiten und Gebräuche übergegangen. Nothwendig aber muſste dem von ihm errichteten Glaubensgebäude der Grund fehlen. *Anquetil du Perron* und *Kleuker* reinigten und befestigten durch Herausgabe des *Zend-Avesta* das persische Glaubensgebäude, und gaben allen Forschungen in demselben eine andere Richtung. Dergleichen Untersuchungen, wie diese vorliegende, lassen zwar in die dunkeln Mithrahöhlen schauen, aber nichts erkennen, besonders, wenn sie in deutscher Breite übersetzt werden, der auch die lateinischen Endungen der angeführten Schriftsteller nicht entgehen dürfen, z. B. *Muratorius* ja, wo man sogar S. 368 schreibt: „nach dem Zeugniſs des *Hesychio, Suida* und *Strabo*" — wir haben uns nach einem Druckfünden-Register vergebens umgesehen, und unleserlich kann wohl die Handschrift des Herausgebers nicht seyn — und mit vielen, ganze Seiten füllenden Anmerkungen begleitet werden. Ein Auszug, auf den vierten Theil des Raums beschränkt, vorzüglich die Verbreitung des Mithrakults berücksichtigend, wäre wohl hinreichend gewesen. Aus der christlichen Zeit ist das Mithramonument: *Die drey Magien* und die *Geburt des Mithra, Roms Katakomben* entlehnt, mitgetheilt, und in den *Allegaten* auch der *Stunden der Andacht* nicht vergessen, wie an vielen andern Stellen. Bey allen gepriesenen und anerkannten Vorzügen dieses Werkes können wir es doch nicht für eine Quelle erster und zweyter Ordnung hier erkennen, und erklären ihr Anführen für überflüssig. — Dem schon oben berührten Denkmale von Mauls in Tyrol, hier nach einer im Jahre 1811 vom Original-Steine in Insbruck genommenen treuen Copie gezeichnet vorliegend, wird ein besonderer Abschnitt gewidmet. Das Denkmal hat besondere Schicksale gehabt. Es ward 1589 auf der Gebirgskette zwischen Mauls und Sterzingen in Tyrol in der Nähe des Brennergebirges, unfern von Lueg von Hirten entdeckt, stürzte mit andern Felsenmassen in den Fluſs Eisack und ward nach zwey Jahrhunderten hervorgezogen, in die Mauer des Zollgebäudes zu Mauls eingesetzt, später wieder herausgenommen, von dem Bibliothekar Vikotsch in die Bibliothek zu Insbruck gebracht, wo es unbeachtet in einem Winkel lag, später an seinen jetzigen Platz, in das Antikenkabinett nach Wien. Ganz ungemischt nach indischer Mythe erklärt von Hammer die 12 Seitentäfelchen des Monuments in den Wiener Jahrbüchern 1816. Nr. 92, und der Herausgeber — oder wer? ist hier nicht bemerkt — mischt Creuzer's, von Hormayr's, Giovanelli's und von Pallhausen's Ansichten unter. Schwer konnte es dem Herausgeber nicht werden, da er schon eine Abbildung desselben nebst einer Erklärung auf 28 Seiten seiner Beschreibung Tyrols, 1sten Bandes 1817, einverleibt hat. Auſserdem ist er auch Verfasser *der Völker Spaniens und ihrer Fürsten*, 1ster Abtheilung. Er selbst führt dieses Werk an; und wir wollen nicht unterlassen, es zu verbreiten. Bey der Erklärung des dritten Seitentäfelchens, welches auf die ägyptische Seelenwanderung gedeutet wird, spricht der Herausgeber von einem Systeme der Spiritualisten, und kommt auch auf den, seiner Ansicht nach, den Ideen jenes Systems nicht fremden animalischen Magnetismus unserer Tage zu sprechen, welcher *„den entfesselten Geist ins endlose All leitet, wo er sich mit dem allgemeinen Naturäther (Naturgeiste) verbindet."* Eine breite Anmerkung belehrt über das Magnetisiren selbst und die verschiedenen Grade des Einflusses auf den Körper. Abermals ein *hors d'oeuvre.* Als Anhang zu dem Vorhergehenden folgt ein zweytes minder ausführliches, symbolisch reiches und artistisch schönes Monument von Mauls in Tyrol und zu seiner Er-

Erläuterung ein Auszug aus den Wiener Jahrbüchern. 1816. Nr. 92, in welchen Mithra den Zendbüchern gemäſser erklärt und die Einweihung in ſeine Myſterien hiſtoriſch und kurz dargeſtellt wird. Der Name *v. Hammer* ſteht darunter und gilt wahrſcheinlich auch für den Aufſatz von 1818 aus derſelben Zeitſchrift.

Was ſollen und wollen wir aber ferner ſagen!? Auch von *Clodius* will uns der Sammler über *Mithra*, und zwar durch deſſen in der Minerva (dem Taſchenbuche) von 1815 über Urreligion und Heidenthum abgedruckten Aufſatz, in welchem deſſelben mit keiner Sylbe gedacht iſt, belehren laſſen. Soll, kann und will auch dieſe ſchätzenswerthe Abhandlung den Streit über Urreligion in ein helleres Licht ſetzen, und darüber entſcheiden, ob die monotheiſtiſche oder polytheiſtiſche Anſicht die frühere war, ſo vermögen wir bey der ununterbrochenſten Anſtrengung unſers Denkvermögens doch nicht einzuſehen, wie ſie mit den Mithrageheimniſſen gepaart werden kann und erklären ſie deſshalb hier für ein *opus typographicum*. Doch wir begegnen noch mehrern hier uns ganz fremden Erſcheinungen, z. B. S. 604 einem Aufſatze: *Iſis und Oſiris im Tempelleben des alten Prieſterthums, hiſtoriſch-exegetiſch dargeſtellt.* Kurz, arm und unzuſammenhängend. Bey der Verſchiedenheit der Anſichten des ägyptiſchen Alterthums und ſeinem Einfluſſe auf die Entwickelung des griechiſchen und römiſchen Mythus, bey den Vorarbeiten eines *Herder, Creuzer* u. A. können dergleichen Zuſammenſtellungen ſehr lehrreich werden, wenn Alles gehörig gewürdigt, geordnet und nach einem beſtimmten Ziele geleitet wird. Leider mangelt dieſer Alles, ja ſelbſt der Ort wohl, den ſie einnimmt. Aus demſelben Grunde müſſen wir es auch miſsbilligen, daſs *Buchholz* Aufſatz: *Ueber die Tempelſtaaten im Alterthume* (beſtimmter: *Ueber die an Tempel angeſchloſſenen Staaten und ihre hierarchiſche Staatsform*) hier abgedruckt wird. Hr. *Seel* kannte ſicher *J. Kreuſer: Der Hellenen Prieſterſtaat, mit vorzüglicher Rückſicht auf die Hierodulen*. Mainz 1822, nicht, ſonſt hätte er entweder das ganze ſchätzbare Werkchen in einer neuen Ausgabe auftreten laſſen, oder doch mit Anmerkungen aus und nach demſelben den vorſtehenden verſehen.

Quousque tandem abutere .... patientia lectorum! könnte man Hn. *S.* zurufen. Noch erſcheinen *Betrachtungen über den chriſtlichen Weltglauben, ut Deus ex machina*. Denn „dieſe Schrift ſoll, nach der Vorrede, nicht allein Licht in das dunkle Alterthum werfen, ſondern auch zugleich die chriſtliche Liebe beleuchten und in jeder Hinſicht Alles behandeln, was die gründlichſte Anſchauung des Glaubens im Alterthume — Anſchauung und Glauben, wie verſchieden ſonſt! — wie der Grundbildung der modernen Welt gewähren kann." — „Dieſe beabſichtete Conſtruction der Maſſen — Hr. *Seel* ſieht im Geiſte die Stärke ſeines Werks und wägt die Maſſen — nach dem vorgeſteckten Ziele vollkommner zu bilden, dürfte es hoffentlich dem Leſer willkommen ſeyn, das Treffliche hier zu finden, was *Buhle, Schröckh, Creuzer, Abegg* und *Buchholz* mit ſo heiligem Intereſſe für das geiſtige Leben der Menſchen über Jeſum, die Grundlage ſeiner Lehre und Erlöſung in kurzen Ueberblicken nach den Reden des göttlichen Religionsſtifters und der Geſchichte ausſprachen." Welche menſchenfreundliche Abſicht! Die Alterthumskunde und das chriſtliche Lehrgebäude in einer Nuſs! — Erſt werden die jüdiſchen religiöſen Parteyen geſchildert und ein Abriſs der Lehre Jeſu gegeben, — es gilt hier gleich, ob nach ſupranaturaliſtiſchem oder rationaliſtiſchem Princip — dann Creuzer's Ideen über Heidenthum und Chriſtenthum in den erſten drey Jahrhunderten geſammelt, aber nicht, wie man erwarten ſollte, zu einem Ganzen geordnet, und *Abegg's* Antwort auf die Frage: Wie die Apoſtel den Rathſchluſs *Gottes* bey Erſchaffung des Menſchengeſchlechts *in der Erſcheinung Chriſti* erfüllt gefunden haben? aus dem *4ten* Theile der *Creuzer*'ſchen *Symbolik* wiederholt, ſo wie *Buchholz* Antwort auf die Frage: Wie bildete ſich das Chriſtenthum zu einer Staatsreligion aus, ehe es vorherrſchend wurde? aus deſſen philoſ. Unterſuchungen über die Römer, und deſſen Betrachtungen über den zunehmenden Verfall der Staatsreligionen, und über die Entſtehung einer Weltreligion, und endlich: über den wahren Geſichtspunkt der Verfolgungen, welche die Chriſten während der drey erſten Jahrhunderte zu erdulden hatten nach *Gibbon*.

Schon hat die Anzeige der in dieſem Buche befindlichen Maſſen eine Breite und Länge genommen, die Rec. den Raum und mit ihm die Gelegenheit raubt, ſeine Anſichten über Mithra und deſſen Geheimniſſe hier niederzulegen, und den Weg vorzuzeichnen, welchen er von einem künftigen Bearbeiter dieſes Gegenſtandes betreten wünſcht. Immer bleibt Rhode's Sage ff. ein Hauptwerk für die perſiſche Mythologie und die darin verbreiteten Anſichten ſtützen ſich auf die ſicherſte Quelle. Hr. *Seel* hat von ihnen faſt gar keinen Gebrauch gemacht. Hn. *P. v. Köppen's* Schrift: *Die dreygeſtaltete Hekate* ff. Wien 1823, liegt vor uns, und ihr Vf. macht Hoffnung, die aufgefundenen 10 Mithradenkmale mit Text zu begleiten. Sein Werk wird weniger *ſtark*, aber doch reicher, umfaſſender und lehrreicher werden.

Beym Ueberblick des Geſchriebenen finden wir zwey Bemerkungen noch zu machen nöthig. Hätte Hr. *Seel* Philipp's a Turre oder Montfaucon's Abhandlung abgekürzt, und eine von beiden in die andere gewebt oder in Anmerkungen umgewandelt, die Anſichten der Neuern geſammelt, geordnet und an ihrem Orte eingeſchaltet, die ſich faſt gleichen Monumente nur einmal, die nicht hieher gehörigen gar nicht gegeben, ſo hätte ſein Werk an Bogenzahl verloren, an innerer Stärke gewonnen, und der Preis deſſelben wäre geringer geweſen; ſo aber, wie es vorliegt, iſt es die trefflichſte praktiſche Anweiſung geworden, aus einem mäſsigen Octavbande einen Folianten zu machen. Auf dem benachbarten Gebiete der Philologie ſchneidet auch Mancher, wo er nicht geſäet, d. h. läſst zuſammen abdrucken das gute Alte, wie Commentare, Diatriben, Scholien, Commentationen u. ſ. w. und fügt ſeine *adnotatiunculas* bey; auf dem mythologiſchen iſt Rec. dieſs das erſte oder auffallendſte Beyſpiel.

Zum Glück erleichtert das ziemlich vollſtändige Regiſter das Auffinden des Brauchbaren.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1828.

GESCHICHTE.

1) Paris, b. Gebr. Baudouin: *Histoire de la Fronde*, par M. le Comte de *Sainte-Aulaire*. 1826. *drey* Bände. zus. 1362 S. 8. (Pr. 21 Fr.)

2) Stuttgart, b. Gebr. Frankh: *Geschichte der Fronde*. Von Graf *Saint-Aulaire* (vom Grafen *v. Sainte-Aulaire*). Aus dem Französ. 1827. *Erster* Bd. XVI und 328 S. *Zweyter* Bd. 346 S. *Dritter* Bd. 325 S. 12. (4 Rthlr. 12 gGr.)

3) Leipzig, b. Hartmann: *Geschichte der Fronde*. Vom Grafen *v. Sainte-Aulaire*. Aus dem Franz. übersetzt. *Erster* Bd. 1827. XXIV und 397 S. *Zweyter* Bd. 1828. VI u. 425 S. gr. 8. (3 Rthlr. 8 gGr.)

Wir besitzen eine Menge Memoiren über die an politischen Ränken und Begebenheiten so fruchtbare Epoche der Fronde; allein so viel Unterhaltung deren Lectüre auch gewährt; so ist ihre Benutzung als Geschichtsquelle doch mit ganz besondern Schwierigkeiten verknüpft. Der Kardinal von *Retz*, Fr. *v. Motteville*, Fr. *v. Nemours*, *Joly*, *Rochefoucauld* u. s. w. sind, um ihren Lesern gefallen zu können, im Besitz von Vortheilen, welche der Schriftsteller nicht haben kann, der lange nach ihnen die Vorgänge darstellt, die sie erzählten, und die Charaktere zeichnet, die sie schilderten. Erstere, die Memoirenschreiber, theilen uns die von ihnen selber empfundenen Eindrücke, ihre eignen Gemüthsbewegungen mit; sie sprechen zu uns mit Wärme über die Männer und Frauen, die sie gesehen, gekannt, geliebt oder gehasst haben, und bestreben sich, in uns gleiche Gesinnungen für oder gegen sie zu erwecken; sie sind leidenschaftlich, und diess eben macht ihre Memoiren besonders anziehend; allein beym Geschichtschreiber würde diess ein groser Fehler seyn. Dieser muss mit Unterscheidungskraft bey so vielen ihm zu Gebote stehenden Materialien eine Auswahl treffen; bey Erwägung so vieler verschiedenen und oft widersprechenden Zeugnisse muss er mit verständiger Kritik und Scharfsinn zu Werke gehen, entstellte Thatumstände berichtigen und mit Unparteylichkeit die Menschen und ihre Handlungen beurtheilen, welche die Memoirenschreiber nur allzu häufig mit Befangenheit, Ungerechtigkeit und Leidenschaftlichkeit beurtheilt haben. Wenn diese durch manche löbliche Eigenschaften, allein auch nicht selten durch naive oder glänzende Fehler gefi[elen], so soll der Geschichtschreiber zwar auch gefalle[n], allein durch ganz verschiedene Mittel, die von be[s]serm Gehalte und schwieriger sind; vor allen Dinge[n] aber soll er belehren. Hr. *v. Sainte-Aulaire*, sch[on] früher als einer der ausgezeichnetsten Redner [in] der französischen Wahlkammer rühmlichst bekann[t], hat jene zweyfache Aufgabe des Geschichtschreibe[rs] nicht unerfüllt gelassen. Sein hier vorliegend[es] Werk ist zugleich belehrend und angenehm unte[r]haltend. Inzwischen möchte es uns gleich Anfan[gs] bedünken, als sey ein besonderes System bey dies[er] merkwürdigen Ausarbeitung vorherrschend. D[er] Vf. nämlich, in Folge seiner gesellschaftlichen Ste[l]lung und der Thätigkeit seines Geistes, betroffen vo[n] den Vorgängen, die seit länger als dreyssig Jahre[n] Frankreich und Europa bewegten, so wie von ihre[n] wahren oder angeblichen Ursachen und ihrem U[r]sprunge, konnte die Geschichte der Vergangenhe[it] nicht schreiben, ohne an die Gegenwart zu den[]ken. Er wollte Unruhen und Begebenheiten, noc[h] mehr durch den Geist der Führer und der Werk[]zeuge, der Grossen und des Volks, wie durc[h] den seit dem verflossenen Zeitraum von fast zwe[i] Jahrhunderten von einander geschieden, bis zu e[i]nem gewissen Punkte an einander knüpfen. In d[er] That aber, nichts sieht sich ähnlich in diesen zwe[i] Perioden der Geschichte: weder die Männer, noc[h] die Frauen; weder der Hof, noch der Adel, no[ch] die Geistlichkeit, noch das Volk, vornehmlich abe[r] nicht die zu einer jeden derselben vorherrschende[n] Ideen. Allerdings suchten auch zu jener früher[n] Zeit einige überspannte oder unruhige Köpfe, in[]dem sie von Republik sprachen, die Unordnung z[u] vergrössern; allerdings riefen auch damals Bürge[r] oder Richter, sich über Druck, Verbannung un[d] willkürliche Einkerkerung beklagend, die nämli[]chen Grundsätze zu Hülfe, und wandten fast di[e] nämlichen Beweisgründe an, deren man sich in un[]sern Tagen bedient hat, und deren man sich stet[s] unter ähnlichen Umständen bedienen wird. Allei[n] es fand weder ein System, noch ein fester Pla[n] Statt; Mazarin's heftigste Feinde wurden seine Freun[]de, je nach dem Interesse des Augenblicks. Da[s] Parlament selber, aufgeklärter als die meisten an[]dern Classen, und wie man glaubt, bestimmter Zwecke mit Beharrlichkeit verfolgend, verband sic[h] bald mit den Prinzen, um Mazarin zu ächten; bal[d] mit diesem, um gleiches Schicksal über die Prinze[n]

zu verhängen. Der Coadjutor, den Hr. *v. St. A.* als Staatsmann zu überschätzen scheint, ging abwechselnd zur Partey des Parlaments, zu der des Hofes und zu der der Prinzen über. Endlich scheidet ein fast untheilbarer Augenblick das fast ganz in Aufruhr begriffene Frankreich von dem ganz unterwürfigen Frankreich, ohne dass in den Gemüthern aller Classen auch nur das mindeste Merkmal einer so heftigen Bewegung übrig bleibt. Nach dem Zeugniss *Gourville's,* eines der gleichzeitigen Memoirenschreiber, woraus unser Vf. schöpfte, sind die nämlichen Menschen plötzlich ganz unkenntlich geworden, was denn wohl, bis auf diesen Punkt wenigstens, nicht der Fall gewesen wäre, hätten sich jene Menschen nach einem festen Plane, einem consequenten Systeme und bestimmten Ideen gerichtet, die stets einige Spuren zurücklassen und einen etwas dauerhaftern Grund legen. Uebrigens setzt Hr. *v. St. A.* selber oft sein System bey Seite; auch findet man sogar am Ende seiner Geschichte Zugeständnisse, die viel Analogie mit dem hier Bemerkten haben. — Was des Vfs. politische Strebnisse anbetrifft, so spricht sich derselbe zwar auf allen Seiten seines Werks als abgesagter Feind der Sklaverey und Tyranney aus, allein ohne deshalb in gegentheilige Uebertreibungen zu verfallen. Man möchte sogar glauben, dass, wenn schon sein aufgeklärter Verstand ihn zum Anhänger und Vertheidiger jener gesellschaftlichen Formen macht, welche die Civilisation allmählig in Frankreich, England und Deutschland einführte, es nichtsdestoweniger mit einer gewissen Wohlgefälligkeit die alte Macht des hohen Adels und der grossen Familien betrachtet; er verweilt gern bey diesen Erinnerungen, und sein Bestreben, darauf zurückzuführen, ist bisweilen vielleicht etwas zu sichtbar. Auch möchte man in dieser subjectiven Tendenz des Vfs. die Ursache des bis zur Ungerechtigkeit strengen Urtheils finden dürfen, welches derselbe über den Kardinal von Richelieu fällt, der bekanntlich dem alten Feudal-Adel Frankreichs so furchtbare Schläge versetzte. Alles, was der Vf. über diesen Minister berichtet, kann ihn freylich nur in ein gehässiges Licht setzen, allein seine Schilderung ist sehr unvollständig; man darf nicht aus der Acht lassen, dass grosse Männer ihn einen grossen Minister nannten. — Gab es zur Epoche der Fronde im Staate einen Körper, der einen etwas geregelten Plan befolgte und bestimmte Absichten hatte, so war diess zweifelsohne das Parlament von Paris, an welches sich die übrigen Parlamente des Königreichs anschlossen. Da dieser Umstand einigermassen das System unsers Geschichtschreibers begünstigt, so bemüht sich derselbe, uns die parlamentarischen Verhandlungen und die Charaktere der bedeutendsten Parlamentsglieder kennen zu lehren. Dieser wichtige Theil der Geschichte der Fronde ist mit viel Ausführlichkeit behandelt. Allein es geht daraus klar hervor, dass die einzige politische Idee, welche das Parlament beherrschte, dahin ging, seinen Einfluss zu vergrössern, sich in die Verwaltungs- und Regierungs-Angelegenheiten zu mischen, an die Stelle der *Etats généraux,* die seit 1614 nicht waren versammelt worden, zu treten, und aus den Verwirrungen einer langen Minderjährigkeit, der Schwäche der Regentin und dem regen Hasse gegen einen Minister, der ein Ausländer war, Nutzen zu ziehen, um zu seinem Vortheile neue Rechte zu gründen, um sich eine Theilnahme an der gesetzgebenden Staatsgewalt anzumaassen. Bey der Aufregung der Gemüther proclamirten einige junge Parlamentsräthe republikanische Maximen; *allein im* Ganzen genommen zeigte sich der Richter*stand der* monarchischen Regierung und der *königlichen Ge*walt sehr ergeben, welche derselbe mehr oder weniger mit ihr zu theilen sich lediglich bemühte. Von dieser Theilung wollte das Parlament die Grossen ausschliessen und so gewissermassen die vom Kardinal Richelieu bewirkte Umkehr befestigen. Seine Absicht ging aber keineswegs dahin, mit den übrigen Bürgerclassen und der Nation überhaupt gemeinsame Sache zu machen, sondern *nur,* um sich bey diesen beliebt zu machen; und wahrscheinlich auch aus einem Gefühl von Gerechtigkeit nahmen sich die Parlamente der bürgerlichen Freyheit Aller an und vertheidigten sie standhaft, sogar oftmals mit einer überaus kräftigen und kühnen Beredtsamkeit. — Sind die Memoiren dieser Epoche reich an Anekdoten über die Frauen, die unter der Regentschaft der Anna von Oesterreich eine so bedeutende Rolle spielten, so erzählt die ernstere Geschichte nur solche Anekdoten, die ebenfalls an sich ernst sind, oder die, bey aller ihrer Frivolität, wichtige Folgen haben. Hr. *v. St. A.* befolgt strenge diese Regel; und übergeht er auch nicht ganz mit Stillschweigen die Ränke und selbst die geheimen Geschichten eines *Longueville, Chevreuse, Montbazon* u. s. w., so verbreitet er sich dennoch mit ungleich grösserer Ausführlichkeit und Wohlgefallen über das edle und muthvolle Benehmen der Prinzessin von Condé zu der *Zeit,* wo ihr berühmter Gemahl, der grosse Condé, sich in gefänglicher Haft befand. Ohne, gleich dem Kardinal von Retz, die Regentin mit Ungerechtigkeit preiszugeben, verhehlt unser Vf. ihre Fehler nicht. Diese Fehler, bemerkt er, rührten von ihrer Erziehung her: allein sie besass dabey einen edlen Stolz und betrug sich mit Muth und voller Würde. Selbst den Kardinal Mazarin opfert er nicht immer auf; er erzählt von ihm unter andern folgenden grossmüthigen Charakterzug: Der Kardinal, aus Frankreich verbannt, wünschte sehnlichst zurückzukommen; allein der Prinz von Condé, der damals das Heft in Händen hatte, knüpfte die Erlaubniss dazu an unerträgliche Bedingungen. Anna von Oesterreich hätte solche vielleicht angenommen, jedoch Mazarin schrieb edelmüthig: „dass, wenn die Königin solchen Vorschlägen beyträte, nichts übrig bleibe, als den Prinzen (von Condé) nach Rheims zu geleiten und die Krone auf sein Haupt zu setzen.... Er wolle lieber Zeit seines Lebens verbannt bleiben, als um diesen Preis nach Frankreich zurückkehren." — Zwey Helden,

den, Turenne und Condé, verbreiten über einige Theile dieser Geschichte und über die kleinen Intriguen der Fronde einen besondern Glanz. Bald vereinigt, bald getrennt, hochachten, ja selbst bewundern sie sich einander, und in der That vermochte Jeder von ihnen, besser als irgend Jemand, die seltenen Eigenschaften und das Genie seines Nebenbuhlers zu schätzen. Am öftersten erscheint jedoch auf der Bühne der grosse Condé, und stets führt ihn Hr. *v. St. A.*, umgeben von dem Schimmer und der Grösse, die ihm eigen sind, auf. Am würdigsten schildert er ihn auf dem Schlachtfelde. Höchst anziehend besonders ist jene Stelle in dem Geschichtswerke, wo der Vf. erzählt, wie der berühmte Feldherr, den man in der Guyenne und in der Gegend von Bourdeaux glaubte, plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, jenseits der Loire versetzt wird, dort den Oberbefehl über eine geschlagene Armee übernimmt und seine Gegenwart daselbst, durch die von ihm getroffenen Anordnungen, bald so fühlbar macht, dass Turenne, der den allgemeinen Irrthum theilte und ihn noch hundert Stunden weit entfernt glaubte, sogleich ausrief: „Der Herr Prinz ist angekommen!" Diese Aeusserung gereicht sicherlich beiden Feldherren zum höchsten Ruhme. — Eben so zurückhaltend, wie hinsichts der Anekdoten, bezeigt sich der Vf. hinsichts aller subjectiven Betrachtungen und Vergleichungen, wenn schon es hierzu ihm keineswegs an häufiger Veranlassung fehlte. Mit einigen wenigen Ausnahmen beschränkt sich Hr. *v. St. A.* auf eine einfache und wohl zusammenhängende Erzählung der Zeitbegebenheiten, aus Quellen entlehnt, die ihm die volle Bürgschaft ihrer Glaubwürdigkeit zu gewähren scheinen. Allein nicht eben so sparsam, wie mit der Anekdote und der Reflexion, geht der Vf. mit den Eigennamen zu Werke. Unter denen, die zur Epoche der Fronde in den ersten Reihen des französischen Adels glänzten, giebt es vielleicht keinen Einzigen, der nicht von dem Geschichtschreiber genannt worden wäre; und gemeinhin wird jeder dieser Namen, so wie er zum ersten Male vorkommt, mit einer kurzen genealogischen Note begleitet. — Diese Neuerung bey einem Geschichtswerke mag von Seiten eines Theils seiner französischen Leser Beyfall gefunden haben, bey Andern vielleicht desto grössere Missbilligung. Für den deutschen Leser sind diese Noten mindestens ziemlich gleichgültig. Bey der Uebersetzung hätten dieselben demnach um so füglicher weggelassen werden können, weil dadurch einer der Hauptvortheile, den die Uebertragung ausländischer, besonders französischer Werke dem deutschen Lesepublicum gewährt, — die grössere Wohlfeilheit nämlich, — nur noch in desto höherm Grade erzielt worden wäre. — Allein dessen ungeachtet kann man Hn. *v. St. A.* nicht beschuldigen, dass er mit parteyischer Vorliebe diejenigen behandelt, deren Ahnentafel er uns zeigt und deren Standesgenosse er selber ist. — Jede Erwartung, die deshalb etwa gehegt werden möchte, würde sich getäuscht finden: denn das Werk hat ein ganz anderes Gepräge.

(*Der Beschluss folgt.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Ronneburg, im literar. Comptoir: *Fest- und Gelegenheits-Reden und Predigten* von Dr. *Jonathan Schuderoff*, Herzogl. Sachsen-Altenburg. Consistorial-Rath und Superintendenten zu Ronneburg. 1827. VIII und 382 S. 8. (1 Rthl. 8 gGr.)

2) Wiesbaden, b. Schellenberg: *Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres.* Von Dr. *Ludwig Hüffell*, Herzogl. Nassauischem Professor d. Theol. am theol. Seminar, Dekan u. erstem Pfarrer zu Herborn. *Erster* Theil. 1828. VI u. 434 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Die vorliegenden Predigtsammlungen zweyer ausgezeichneter Theologen unserer Zeit tragen wir kein Bedenken, hier zusammenzustellen, da sie doch, wenn auch jede derselben ihre eigenthümlichen Vorzüge besitzt, darin übereinstimmen, dass in denselben ein lauteres, über den Spaltungen der Zeit erhabenes Christenthum würdig und geistvoll, kräftig und warm verkündigt wird. Wo solche Stimmen erschallen, darf der Menschenfreund und Christ nicht an der fortschreitenden geistigen und sittlichen Bildung unsers Geschlechts durch das Christenthum verzagen, und böten sich ihm auch noch so viele betrübende Erscheinungen von verschiedenen Seiten dar, schiene es auch hier bald zu dunkel, dort bald zu frostig werden zu wollen. Von Hn. *Schuderoff's* Kanzelberedtsamkeit ist die zahlreiche Menge seiner Leser durch die frühern aus reichem Schatze dargereichten Gaben zu vollständig unterrichtet, als dass es Noth thun sollte, auf die Vorzüge der einzelnen Erzeugnisse im Einzelnen hinzuweisen. Auch hier finden wir des wahrhaft Erbaulichen sehr viel, und bewundern bald die Neuheit und das Anziehende der aufgestellten Hauptsätze, bald das Originelle in den Beziehungen und Wendungen, bald das Ueberraschende, das der Ausdruck, die Vollendung, welche die Sprache überhaupt hat. Dabey ist Vieles so warm aus dem Leben gegriffen, so treffend und schlagend, so tief in das Herz blickend und aus dem Herzen hervorhebend, dass man den Psychologen fast noch mehr anstaunt, als den Prediger. Beyspiele davon zeigen besonders die Predigten am Busstage, namentlich die zweyte: „Sich einer Sache nur halb annehmen ist Sünde", Matth. 27, 24—26. — Auch die Confirmationsreden haben unsern ganzen Beyfall. Nicht überall findet leider Statt, was der Vf. in einer derselben seinen Katechumenen nachrühmt: „Ihr habt mir fast Alle Freude gemacht. — Die Huldigungspredigt über 1 Kön. 8, 57. 58 hat sehr kräftige und freymüthige Stellen. — Wenn wir nun noch etwas Tadelndes hinzufügen sollen, so dürfen wir

wir nicht bergen, dafs uns hier und da von der Bibel im Allgemeinen fowohl, als auch von den Texten insbefondere zu wenig Gebrauch gemacht fchien; obwohl wir die Predigten nicht lieben, in denen Bibelftellen oft unpaffend aneinandergereihet werden. Wir meinen es fo, wie wir es bey *Reinhard* finden. In einigen Stellen hat der Gegenftand zu einem etwas weniger lebhaften Gange der Rede Veranlaffung gegeben, und es läfst fich hier einige Trockenheit verfpüren. Das wird fich nun wohl bey dem Vortrage verwifcht haben, da Hr. *Sch.* in Abficht auf die äufsere Beredtfamkeit einer der vorzüglichften Prediger feyn foll; indeffen fällt es beym Lefen unangenehm auf, fo wie die Berührung mancher Dinge, die wohl eigentlich dem gröfsern Publicum, das fich vor unfern Kanzeln verfammelt, etwas fremd find. Aber abgefehen davon danken wir dem würdigen Verfechter proteftantifcher Freyheit herzlich für die Bekanntmachung diefer Predigten und wünfchen, dafs es nicht die letzten feyn mögen, wie er in der Vorrede andeutet. Unfere Tage bedürfen noch folcher Männer, ihrer Einficht und ihrer Kraft.

2. Mit grofsem Intereffe hat Rec. auch die meiften Predigten des Hn. Dr. *Hüffell* gelefen, die, wenn fie auch denen von *Sch.* an Originalität im Ganzen nachftehen, doch keineswegs geringern Werth in Abficht auf den darin fich verkündenden Geift haben und fie an Lebendigkeit der Darftellung noch übertreffen. Diefe letztere ift ein Hauptvorzug derfelben, und Rec. hat wenig Predigten gelefen, in welchen ihm beym Lefen der Redner felbft fo deutlich vor das Auge getreten wäre. Man fieht fich im Geifte unter den Zuhörern, man hört das lebendige Wort von heiliger Stätte erfchallen; Buch und Buchftabe verfchwinden. Die Schrift ift der lebendige Quell, aus dem gefchöpft, und die Verhältniffe des menfchlichen Lebens find es, auf welche die Anwendung klar und einfach, kräftig und ergreifend gemacht wird. Wir enthalten uns einer Aufzählung der einzelnen Predigten und ihrer Hauptfätze, nur bey einigen wollen wir verweilen. Die *erfte* Predigt *am erften Advent* über das Evangelium hat das etwas unklar ausgedrückte Thema: *„Welche ganz andere Geftalt unfere Wirkfamkeit für alles Gute beym Hinblick auf Chriftum erhalte"*; auch folgt es etwas gezwungen aus dem Texte. In der Predigt *am Todtenfefte* über Joh. 17, 24. ift am Schluffe eine Stelle, welche Mifsdeutung veranlaffen kann. Es ift die Rede vom Wiederfehen nach dem Tode, und nachdem der Redner mit Recht alle zu finnlichen Vorftellungen verworfen, meint er, es wird für unfer Herz hinreichen, die Unfrigen *auch nur einmal* dort wiederzufinden. Die Predigt über *„Gebetserhörung"* (die 29fte) berührt der Zweifel faft zu viele und macht manche Zuhörer unnöthig darauf aufmerkfam. Ein Gleiches gilt von der 15ten: *„Welches wichtige Licht auf die Perfon und die Leiden des Erlöfers dadurch falle, dafs Chriftus Alles, was ihm begegnete, fo genau vorausfagte"*, abgefehen davon, dafs das Thema etwas fchwerfällig ausgefprochen ift. Sehr würdig gehalten ift die 16te. — In dem Hauptfatze der 17ten ftört das Wort *„Zauber der Frömmigkeit"* fehr. Die 22fte Pr. ftellt ein Paradoxon auf: *dafs alle wahre fittliche Befferung des Menfchen vom Glauben und aller wahre Glaube von der fittlichen Befferung abhängig fey.* So ein Gegenfatz blendet mehr, als dafs er die Sache klar machte. Wahr *ift es übrigens*, was der Vf. damit fagen will. *Beides kann* nicht ohne einander feyn. Eines bedingt und fördert das Andere. Einer der herrlichften Vorträge ift die Homilie: *„über das Gleichnifs vom Feigenbaume"*; obwohl anfangs in dem Worte *gepflanzt* zu viel gefucht wird. Erfchütternd ift die Stelle: „Schon 30, 40, 50, 60, 70 Jahre ftehe ich im Weinberge des Herrn. Wo find die Früchte, die ich getragen habe? Ich bin, fpricht der Eine, erwachfen, ich habe das Feld gebaut, ein Gewerbe getrieben, ein Amt verwaltet, ein Weib genommen, Kinder erzogen. — Sind das aber die Früchte, welche der Herr fucht? Das find Blätter am Baume, aber keine Früchte. — Ich habe, fpricht ein Anderer, den Wiffenfchaften und Künften gelebt, habe die Welt mit nützlichen Erfindungen bereichert, habe mich und Andere mit Erkenntnifs und Weisheit gefättigt. — Sind das aber die Früchte, die der Herr fucht? Das find Blüthen, aber keine Früchte. Und ihr nun gar, ihr Leichtfinnigen, ihr Sinnlichen, ihr Lafterhaften! Was habt ihr getragen? Welche Früchte könnt ihr dem Herrn, wenn er kommt, aufzeigen? Thränen derer, die ihr durch euren Leichtfinn ins Verderben gebracht; Verwünfchungen derer, die ihr durch eure Sinnlichkeit zu Grunde gerichtet; nagende Gewiffensbiffe, die ihr durch eure Lafterhaftigkeit euch und Andern verurfacht; namenlofes Elend, in das ihr euch, eure Gatten, eure Kinder geftürzt habt. Sind das aber wohl die Früchte, die der Herr fucht? Das find fie gewifs nicht. Aber das find fie, wenn ihr unermüdet an eurem Seelenheil arbeitet, dafs ihr weifer, beffer und frömmer werdet; wenn ihr die Nackten kleidet, die Hungrigen fpeifet, die Durftigen tränket, Wittwen und Waifen in ihrer Trübfal befucht, Gutes fördert, Friede ftiftet, Wankende aufrichtet, Gefallene rettet und ftets den Willen Gottes zum höchften Ziel eures Strebens macht!" — Vor einigen Lieblingsausdrücken, wie z. B. *„wunderherrlich"*, *„des Morgenroths Zauberfarben"* u. f. w. mufs fich der Vf. hüten; fie gehören nicht auf die Kanzel. Möge er bald den *zweyten* Theil folgen laffen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1828.

GESCHICHTE.

1) Paris, b. Gebr. Baudouin: *Histoire de la Fronde*, par M. le Comte *de Sainte-Aulaire* etc.

2) Stuttgart, b. Gebr. Frankh: *Geschichte der Fronde*. Vom Grafen v. *Sainte-Aulaire* u. s. w.

3) Leipzig, b. Hartmann: *Geschichte der Fronde*. Vom Gr. v. *Sainte-Aulaire* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Als Zeitgenosse des 19ten Jahrh. und als ein Mann mit öffentlichem Charakter bekleidet, betrachtet und untersucht Hr. *v. St. A.* die Fronde als *eine* Periode des politischen Lebens der Franzosen und unternahm es, sie in ihrer ernsten und wahren Gestalt darzustellen. Unter dieser Bezeichnung zerfällt die Geschichte, die er erzählt, in drey unterschiedene Epochen, deren flüchtige Angabe die Stelle der Analyse vertreten mag. — Richelieu hatte den Ministerialismus gegründet, indem er den Widerstand des Adels und der Parlamente gewältigte. Mazarin, dessen Geistesflug dem seines Vorgängers bey weitem nachstand, versuchte es, dieses System fortzusetzen, und erregte dadurch die Unzufriedenheit jener beiden Körperschaften, deren Macht zwar gebrochen, allein keineswegs zertrümmert war. Die unruhigsten seiner Feinde unter dem Adel schaffte er sich durch Kerker und Verbannung vom Halse; reiche Spenden und Hofgunst entwaffneten für eine Zeitlang wenigstens die Andern. Allein Schrecken und Verführung vermochten nichts gegen das Parlament von Paris, das eine innigst verbundene compacte Masse bildete. Unaufhörliche Geldbedürfnisse zwangen eine verschwenderische Regierung zu dieser Körperschaft ihre Zuflucht zu nehmen; hier erhitzten sich die Gemüther bey den Erörterungen über Finanzgegenstände; es war unvermeidlich, dass sie über politische Materien Feuer fingen und Bürgschaften gegen die grenzenlose Gewalt des regierenden Ministers in Anspruch nahmen. Hieraus entstanden die Versammlungen der Kammer Saint-Louis, welche eine Staatsreform einzuführen bezweckten. Die in denselben gefassten Beschlüsse sollten den dringendsten Nöthen, nach den Absichten des Parlaments, Abhülfe gewähren. Unglücklicherweise vermochte es dieses nicht, der neuen Einrichtung eine andre Bürgschaft, als ihre eigene politische Existenz auszumitteln, und diese letztere stand selber in Frage und bedurfte der Bürgschaften. Auch glaubte gleich Anfangs der Hof, die ganze Sache würde abgethan seyn, indem er einige Artikel zugestehe, und er verwarf daher mit Verachtung die übrigen. Broussel's und Blakomenil's Verhaftung reizte das Volk zum Aufstande, und allererst nachdem die Verrammlungen (*barricades*) bis zu den Thoren des *Palais-Royal* vorgeschoben worden waren, entschloss sich die Regentin mit einer Körperschaft zu unterhandeln, der keinerley politische Gewalt zuzugestehen sie guten Grund hatte. Somit ward dann die Erklärung vom 24sten Oct. 1648 erzwungen und die Artikel der Kammer Saint-Louis erhielten Gesetzeskraft. Allein fast eben so bald legte die That Einspruch gegen das Recht ein, und die neuen, unter die Schutzwachen des Parlaments gestellten Freyheiten wurden gewissenlos vom Hofe verletzt. Nunmehr theilte der Coadjutor dem Parlamente als Bundesgenossen einige Prinzen und grosse Herren zu, die von der Coalition des Adels mit dem Minister abfielen, und dieser, welcher Condé und seine Armee für sich hatte, wagte es, das Parlament mit gewaffneter Hand zum Gehorsam zu bringen. Der Krieg wurde vor den Thoren von Paris geführt: er bestand in Ueberfällen und Scharmützeln; die Provinzen traf er nur wenig, wiewohl sich mehrere Parlamente in denselben mit dem der Hauptstadt vereinigt hatten. Allein bald gelang es dem verschmitzten Kardinal, Zwietracht in dieser halb aus Plebejern, halb aus grossen Herren zusammengesetzten Partey zu erwecken. Mit Stolz betrachteten die Edelleute den Bürgerkrieg als ihr ältestes und edelstes Vorrecht; die Bürger gegentheils waren wenig an Krieg gegen das Königthum gewöhnt und am wenigsten das Parlament, das in der Treue gegen seine Souveraine stets seinen Ruhm gesetzt hatte. Zum ersten Mal zweifelsohne hatten die *Leute des Königs* auf eine gesetzliche Insurrection angetragen. Wenn demnach die Bestrebungen der Erstern dahin gingen, den Streit zu erhitzen und zu verlängern, so nahmen die Letztern nur darauf Bedacht, ihn so bald als möglich zu endigen. Diess geschah: das Parlament, in dessen Namen der Kampf begonnen hatte, beschleunigte den Frieden, ohne ihn jedoch durch niederträchtige Aufopferungen zu erkaufen, und die grossen Herren, die auf Abfall in der Armee oder auf Spaniens Unterstützung gerechnet hatten, unterhandelten ihrerseits so gut, wie ein Jeder es vermochte. — So schliesst die *erste* Epoche. In der *zweyten* herrscht die Intrigue vor. Das Volk spielt darin eine minder würdige Rolle; der Factionsgeist beseelt es noch mehr, als der Geist der Unabhän-

hängigkeit. Mit Hülfe des Prinzen Condé hatte Mazarin der Fronde die Spitze geboten; hier vereinigt sich der Minister mit der Fronde, um den Prinzen zu demüthigen. Dieser, als Bundesgenosse des Ministers, äusserte ihm unverholen seine Verachtung und liess ihn recht augenscheinlich seinen Beystand mit den härtesten Demüthigungen bezahlen. Zugleich ein erklärter Gegner des Frondeur, trieb er diese schonungslos in die Enge. Hierdurch gab er dem gewandten Italiener die Mittel an die Hand, ihn mit denselben in offene Fehde zu verwickeln, woraus er sich nicht mit Ehren zu ziehen vermochte. Um so mehr empörte sich Condé's Stolz; der Hof vereinigte sich mit den Frondeurs und nunmehr erfolgte die Verhaftung der Prinzen. — In der Guyenne, wo die heldenmüthige Clemence von Maillé die Kriegsflamme alsbald wieder entzündete, begegnen sich feindselig die unvereinbaren Interessen des Parlaments und des Adels, und den königlichen Waffen wird ein leichter Sieg zu Theil. — Inzwischen sicherte Mazarin's Vertrag mit der Fronde demselben keineswegs ein solches Uebergewicht im Parlamente, dass die Sache der Freyheit der Prinzen darin nicht eifrige Vertheidiger gefunden haben sollte. Jeden Tag gewann sie hier mehr Stimmen, bis endlich der Minister, bis zur Unvorsichtigkeit durch Stolz aufgebläht, seine jüngsten Verbündeten von sich abwendig machte und sie zur Gegenpartey überzugehen bewog. Nunmehr musste er aus Frankreich weichen und die Prinzen verliessen den Kerker. Condé, über seine Feinde triumphirend und im Besitz der Volksgunst, konnte die Regentschaft, vielleicht den Thron usurpiren. Man rieth es ihm. Sein ungeschickter Stolz richtete zum zweyten Male seine Angelegenheiten zu Grunde; er machte sich gleichsam ein Vergnügen daraus, diejenigen zurückzustossen, welche die Umstände um ihn her versammelt hatten, und allein mit seiner Familie geblieben, wurden seine Ansprüche nur desto grösser. Anna von Oesterreich begriff, dass es Zeit sey, der Sache ein Ende zu machen, und, ihr Bündniss mit den Frondeurs erneuernd, liess sie ihrem Feinde nur noch in dem Bürgerkriege ein verzweifeltes Hülfsmittel suchen. — Die nunmehr beginnende *dritte* Epoche der Fronde zeichnet sich dadurch aus, dass die drey seither in ganz verschiednem Sinne combinirten Parteyen, von einander abgesondert, ihren Zweck verfolgen; allein ihre Kräfte sind zu ungleich, um dass nicht zuletzt dem Königthume der Sieg verbleiben sollte. In der Guyenne, wo der Prinz von Condé zuerst in Waffen trat, stellte sich der Adel allein unter seine Fahnen. Vergebens trachtete er die Bevölkerung der Städte an sich zu ziehen. Der Hof dagegen hatte den grossen Vortheil, dass er alle Parlamente des Königreichs ihn zu verurtheilen vermochte. Hatten diese aber einmal die gesetzliche Bahn betreten, so durften sie von derselben nicht mehr abweichen; von ihrer Seite hatte der Aufruhr keine Unterstützung mehr zu hoffen. Anna von Oesterreich benutzte diess; sie wagte es, Mazarin zurückzurufen. Der Unwille des Parlaments von Paris stieg aufs Höchste; ein Spruch nach dem andern erging gegen den Minister; allein auch derjenige, der den Prinzen als Majestäts-Verbrecher erklärte, ward aufrecht erhalten, und man fasste den grossmüthigen Entschluss, eine dritte Partey zu bilden und festen Schrittes in der Mitte zwischen Servilität und Aufruhr zu wandeln. Dieses letzte Streben nach Unabhängigkeit ward indessen nicht mit Erfolg gekrönt. Die Bürgerschaft von Paris hatte sich auch diessmal ihrem Parlamente angeschlossen, und als Condé in die Stadt zog, mit dem festen Entschlusse, allen Widerwillen, den seine Sache einflösste, zu gewältigen, scheiterten alle seine zu diesem Zwecke angewandten Kunstgriffe und selbst die Anwendung von Gewalt war fruchtlos. Die Metzeley auf dem Rathhause, so unrühmlich für ihn, verschaffte ihm kaum für wenige Tage Einfluss auf die Berathungen der grossen Parlaments-Kammer und der Börse; auch gab dieser schmälige Triumph die Loosung zu seinem Verderben. Nach so vielen Zerrüttungen schien die königliche Macht die einzige Zufluchtsstätte zu seyn, in deren Schoosse Sicherheit und Ehre zu finden war. Paris kehrte zu derselben zurück und an seiner Spitze das Parlament, das zu den Füssen des Thrones allen seinen politischen Vorrechten entsagte; der Adel bat um Amnestie oder Belohnung seiner Dienste und der Prinz von Condé verharrte allein mit fremdem Beystande im Kriege gegen das Königthum. — Wir haben am Schlusse dieses Berichts nur wenig über das etwaige Verdienst der beiden Uebersetzungen zu sagen. — Vergleichsweise mit der Nr. 3. bey Hartmann zu Leipzig in 2 Bänden erschienenen hat die bey Frankh den Vorzug der Vollständigkeit, indem man bey ihr die Actenstücke nicht vermisst, die dem Original als Beweisurkunden beygefügt sind. — Unter andern Beziehungen trägt indessen Nr. 2. die Kriterien einer gar zu flüchtigen Arbeit an sich, was um so mehr zu bedauern ist, da *St.-Aulaire's* Geschichtswerk gegründeten Anspruch auf Classicität machen darf, bey dessen Mittheilung durch Uebertragung ins Deutsche es mithin keineswegs darauf ankam, nur schnell die Neubegier des der Sprache des Originals etwa unkundigen Publicums zu befriedigen.

Ulm, in d. Stettin. Buchh.: *Geschichte Deutschlands seit der Stiftung des Rheinbundes.* Von Dr. *Leonhard v. Dresch*, königl. Baier. Hofr. und Prof. zu Landshut (München), Ritter der Würtenb. Kr. *Ersten* Buchs *zweyte* Abtheilung. 1825. XVI u. 376 S. 8.

Zugleich auch der 19te Band der durch *Milbiller* fortgesetzten *neuern Geschichte der Deutschen* von *Mich. Ign. Schmidt*, oder 24ster Band des ganzen Werks und *zweyter* Band der *neuesten Geschichte Deutschlands.*

Zwar fehlt bey dem vor dem Rec. liegenden Exemplar der wahrscheinlich andere beygelegte zweyte Titel, der es als den 19ten *resp.* 24sten Band von *Schmidt* und *Milbiller* bezeichnet, aber theils die Vorrede des *ersten* Bandes, theils die Recension desselben in

in diesen Blättern (Erg. Bl. 1825. Nr. 40 u. 41) von einem andern Beurtheiler machen es sichtbar. Möchte nun zwar Rec. nicht eben Alles und Jedes unterschreiben, was sein Vorgänger über den *ersten* Band gesagt, so stimmt er doch unter andern dem völlig bey, wenn *Schmidt's* Werk überhaupt fortgesetzt werden musste, dass man es gleich da, wo *Schmidt* selbst endete, hätte aufnehmen sollen. Da also über Plan und Anlage, so wie über die Ausführung eines Abschnitts bereits berichtet worden ist, so hat sich Rec. bloss mit dem Inhalte dieses *zweyten* Bandes zu beschäftigen. *Diese zweyte* Abtheilung des *ersten Buchs schildert* nun Deutschland von dem Kriege mit *Oestreich im J.* 1809 bis zum Anfange des Befreyungskriegs im J. 1813. Hr. *v. Dresch* hatte, als er im Julius 1825 die Vorrede unterzeichnete, noch keine Kunde von der ein Vierteljahr vorher bereits abgedruckten Kritik seines Buchs, und so ist er in der Art der Darstellung sich gleich geblieben. Der Vf. hat sich laut der Vorrede (welche, so wie die vor dem *ersten* Bande, nicht die stärkste Seite des Buchs ist, wenngleich, wie S. XI, der stärkste d. h. ein Seitenlanger Periode darin vorkommt) vor Allem bemüht, diese Geschichte so zu schreiben, als erzählte sie Ereignisse, die schon ein Jahrhundert hinter uns liegen, und Rec. kann das Lob der Unparteylichkeit Hn. *v. Dresch* nicht versagen, was bekanntlich Hn. *Schmidt's* Sache nicht immer war.

Diese ganze *zweyte* Abtheilung des *ersten* Buchs zerfällt bloss in 2 Kapitel, nämlich in die Darstellung des Kriegs im J. 1809 (S. 1—182), und in die der Veränderungen in Deutschland nach dem Wiener Frieden (S. 181—376). Da der russische Krieg nur von S. 341 an, also bloss summarisch erzählt ist, so hat Hr. *v. Dr.* demselben kein eignes Kapitel gewidmet. Der politische Theil des Kriegs von 1809 scheint uns umsichtig und mit Benutzung des wichtigern vorhandenen entwickelt. Selbst der militärische Theil ist umständlicher dargestellt, als der Vf. sich anfangs bey kriegerischen Schilderungen überhaupt vorgesetzt zu haben schien; denn Geschichte soll keine Bataillenmalerey seyn. Doch möchte es eine Ueberschätzung scheinen, wenn es S. XII. heisst: „auch von Schlachten hat unsere an gewaltigen Treffen so reiche Zeit keine grössere, wichtigere und merkwürdigere gesehen, als die von Aspern und Wagram." Streng, vielleicht für die Umstände und Oestreichs redlichen Willen, einen Nationalkrieg der Deutschen gegen die Franzosen zu erregen, zu streng wird S. 17 Oestreich getadelt, dass es Aufrufe an die Völker erlassen habe, ohne Dazwischenkunft der Regierungen, ja wider deren Willen mit den östreichischen Waffen gemeinschaftliche Sache zu machen: „Damals handelte Oestreich auf eine Weise, die mit den immer als gültig geachteten Grundsätzen des Völkerrechts im Widerspruche stand, und noch mehr den Grundsätzen über die Heiligkeit und Gewalt rechtmäsiger Regierungen widerspricht, die man seit dem Sturze Napoleons als die unverrückbare Grundlage der europäischen Staatengesellschaft betrachtet. Dass gerade Oestreich so zu handeln sich hinreissen liess, ist eins der merkwürdigsten Zeichen der Verwirrung jener Zeiten." — Warum wird denn Napoleon nicht getadelt, dass er die Ungern gegen ihren König zu empören suchte? und waren die Deutschen nicht etwa in einer schmählichen Gefangenschaft, aus welcher damals schwerlich die Fürsten, sondern nur der kräftige Wille der Völker hätte retten können? Was würde der Vf. zu sagen haben, wenn es gelungen wäre! Der Tyrolerkrieg ist mit Vorliebe geschildert, aber lange nicht Alles gesagt, was den Tyroler dem neuen aufgedrungenen Herrn entfremden musste. In der constitutionellen Zeitschrift 1823. Jan. 1. S. 85 würde der Vf. den Grund gelesen haben, warum in einer Proclamation die Regierung für atheistisch und nach göttlichen und menschlichen Rechten der höchsten Gewalt für verlustig erklärt wurde. Ueber den Freyherrn *Hormayr* (warum wird immer *Hormayer*, auch wohl *Hormaier* geschrieben?) wird manches Interessante mitgetheilt. Wäre er des Vfs. College zu München geworden, — da er nun einmal nach *Hofer's* des Sandwirths Vorschlage S. 147 nicht Herzog von Tyrol werden mochte — er würde diese Seite seiner politischen Thätigkeit *gegen* Baiern freylich lieber in den Hintergrund gestellt gewünscht haben. — Wenn bey der Schilderung der östreichischen Hauptschlachten bey Aspern, Esslingen und Wagram in den Noten sogar gegen einige damals erschienene Kritiken von dem strategischen Standpunkte aus polemisirt wird, so verirrt sich wohl der Vf. in ein *opus supererogationis*, welches hier schwerlich an seinem Platze seyn möchte. Uebrigens wird es wohl S. 121 statt Ebersdorf *Enzersdorf* heissen müssen. Auf dem Plane in *Valantini's* Werk findet Rec. wenigstens keinen Ort dieses Namens. Die Züge Schill's, des Herzogs von Braunschweig, Dörnberg's Unternehmung, selbst der Mergentheimer Aufstand, sind nicht vergessen. Waren sie doch die Sturmvögel der kommenden Freyheit! Mit Rührung aber liest man den Ausgang des Tyroler Aufstandes, und besonders Hofer's und Speckbacher's Schicksal. Der Geschichtschreiber muss es als heilige Pflicht betrachten, solche Namen nicht untergehen zu lassen, auch damit den Fürsten im Gedächtniss bleibe, was treue Unterthanen werth sind und vermögen! —

Das andere Kapitel geht nun auf die einzelnen Länder Deutschlands (doch nur die in dieser Zeit wichtigern) über, so weit sie durch innere Veränderungen und Organisationen historisch Momente darbieten. Die Grundsätze, die den Vf. dabey leiteten, scheinen dem Rec. sehr richtig. Er sagt S. XIII: Nirgends ist der Vf. mit seinem Urtheile vorsichtiger, als gerade hier. Er erkennt, dass es zu demselben Ziele mehr als einen Weg gebe; er weiss, dass jede menschliche Einrichtung so wie ihre eigenthümlichen Vorzüge, so auch ihre eigenthümlichen Gebrechen habe; er selbst hat schon oft erfahren, dass man über das Bestehende nur darum klagt, und es zu vertauschen wünscht, nicht weil das Entgegengesetzte oder etwas Anderes ohne Mängel ist, sondern weil man die Mängel von jenem wirk-

wirklich empfindet, die von diesem aber in der *Vorstellung* weit leichter erscheinen, so gewiss sie in der Wirklichkeit gleiche Klagen erzeugen würden. Nur Eines hält er für unbedingt nachtheilig, die Unstätigkeit, den häufigen Wechsel der Einrichtungen; und Eines hält er für wichtiger für das Glück der Völker, als alle Formen, die glückliche Auswahl der Beamten. Nicht die Formen und die Gesetze regieren die Welt, sondern die Menschen, denen die Erfüllung jener, die Bewahrung dieser vertraut ist. — Uebrigens muss Rec. eingestehen, dass der Vf. diesen seinen Grundsätzen bey Schilderung der innern Staatenverhältnisse treu geblieben ist, und so wie sich Rec. beym vorigen Bande über die unparteyische, zwischen beiderley Uebertreibung in der Mitte gehaltene Darstellung mancher Verhältnisse, z. B. der Bayonner Convention 1808, gefreuet hat, so findet er auch hier gleiche Umsicht und Besonnenheit in den meisten Fällen. Man vergl. S. 300 den berühmten Streit zwischen den nord- und süddeutschen Gelehrten in Baiern und die Behandlung der Tübinger Professoren, welche gegen die Einberufung der Studirenden mitten aus den Studien hinweg zum Waffendienste gegründete Vorstellungen gemacht und dafür mit einem Verweise (den sie stehend anhören mussten) und mit Veränderung der Universitätsverfassung bestraft wurden. (S. 318.) — Was von S. 225—246 über Preussen gesagt wird, giebt ein recht anschauliches Bild des entsetzlichen Druckes, den dieser Staat von der französischen Uebermacht erdulden musste; allein wenn nach S. 243 Preussen eine offenbare Härte üben *musste*, so hätte diess auch gewisse Anklagen aus jenem Lande gegen einen Nachbarstaat mildern sollen, der, wie Preussen damals England, so dieser Preussen wehe zu thun *gezwungen* war. Das treffliche Werk von *Manso* ist mit Recht vorzugsweise benutzt. Die Wurzeln des neuen Kriegs zwischen Russland und Frankreich werden S. 341 im J. 1809 gesucht. (*Fain* in dem MSC. von 1812 II. 180. meint, die erste Erkältung zwischen beiden Monarchen sey durch die Vermählung Napoleons mit Marie Luise eingetreten.) Dass Russland aber im Schönbrunner Frieden noch eine Vergrösserung erhielt, scheint doch nicht dafür zu sprechen. — Rec. macht zum Schluss noch auf einige Druckfehler aufmerksam. S. 22 not. w. muss es wohl statt *Ferdinand* (Z. 14) *Johann* heissen (vgl. *Valentini* S. 246); S. 181 statt *Hölle* Höhle; S. 191 ist die *Acquisition* von Baiern um eine Null zu stark. S. 274 statt *Verfaffung* von Köthen lies *Verfassung*. S. 291 nicht *müssen* mögen l. *missen*. S. 326 muss als Karl Friedrichs von Baden Todesjahr 1811 statt 1810 stehen u. s. w. Möge der Vf. Zeit und Antrieb genug finden, auch die Fortsetzung zu geben. Das Jahr 1813 muss ihn und uns für langen Jammer entschädigen. Mit 1815 aber schliesse er das deutsche Werk, wo es, hätte er es erlebt, auch wohl *Schmidt* geschlossen haben würde. —

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LIEGNITZ, b. Kuhlmey: *Der Tag des Herrn. Eine Andachtsgabe evangel. Sinnes* für Freunde häuslicher Erbauung. Von M. *J. G. Th. Sintenis*, evangel. Pred. u. Subdiak. an d. Haupt- u. Pfarrkirche zu St. Petri u. Pauli in Görlitz. 1828. XX u. 412 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Diese Sammlung poetischer Betrachtungen über biblische Abschnitte, mit geistlichen Liedern verbunden, verdankt ihren Ursprung einer längern Kränklichkeit des Vfs., die denselben „verhinderte, *an heil. Stätte das Wort des Herrn zu verkündigen, und ihn* an sein Studierzimmer fesselte." Ein *Theil derselben* erschien bereits im Druck unter dem Titel: „Der Andacht gewidmete Morgenstunden, ein Beytrag zur häuslichen Sonn- und Festtagsfeyer" 1824., ist uns aber nicht zu Gesicht gekommen. Unstreitig beseelte den Vf. ein edler Zweck, obwohl unsre Literatur an dergleichen Beyträgen fast überreich ist, und im Einzelnen hat er auch gewiss oft das Rechte getroffen, so wie seine Verse auch ziemlich leicht dahinfliessen. Nur möchte sich Weniges, sowohl in den Betrachtungen als in den Liedern, die sämmtlich den Titel Morgenlieder haben, über das Mittelmässige erheben; an Reminiscenzen und Sprachhärten fehlt es gleichfalls nicht. Zum Beweise des Gesagten diene, was wir ohne weitere Wahl ausheben. Ueber Gottes Vorsehung bey den Schicksalen der Jugend nach Matth. 2, 1—12. heisst es S. 17 unter Anderm:

Doch mit Willensfreyheit ausgerüstet
Kann und soll der Mensch auf jeder Bahn
Darnach streben, sich mit jedem Tage
Dem von Gott gesteckten Ziel zu nahn.
Geistes-, Herzensbildung ists vor Allem,
Was wir bey Erfüllung unsrer Pflicht
Gegen unsre Kinder zu befördern
Streben müssen, soll die Zukunft nicht
Unserm heissen Wunsche widersprechen;
Alles Andre, was der Himmel fügt,
Ist Veranstaltung und Mittel, deren
Anwendung im freyen Willen liegt.

Das ist doch nichts Anderes als trockne Prosa, mühsam in Verszeilen eingezwängt.

Von den Liedern stehe hier ebenfalls, wie wir aufschlagen, der erste Vers des Morgenliedes am 12ten Sonnt. n. Trin. S. 265.

O preise laut mein Lied!
Den Schöpfer aller Dinge,
Der Alles wohlgemacht,
Erheb' ihn und besinge
Sein mächtig weises Thun,
Dass er bey Tag und Nacht
Voll väterlicher Huld
Uns schirmet und bewacht.

Solche Verse sind leicht zu machen, und wenn wir es auch nicht tadeln, dass der Vf. sich während ihrer Aufzeichnung selbst erbaute, so können wir doch nicht billigen, dass er sie sofort zum Druck beförderte, da sie unsre hymnologische Literatur so wenig zu bereichern geeignet sind.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1828.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Jena, b. Frommann: *Torquato Tasso's Befreites Jerusalem*, übersetzt von *J. D. Gries*. *Vierte* rechtmäfsige Auflage, von neuem durchgesehen. 1824. 2 Bände. gr. 8.

2) *Ebendas.*, b. *Ebendems.*: *Ludovico Ariosto's Rasender Roland*, übersetzt von *J. D. Gries*. *Zweyte* rechtmäfsige Auflage. Neue Bearbeitung. 1827—1828. 5 Bände. kl. 8.

Während alle übrigen Völker Europa's, durch die Natur ihrer Sprachen genöthigt, sich mit mehr oder weniger unvollkommenen Dollmetschungen fremder Kunstwerke begnügen, und auch im Grunde nichts Besseres verlangen, als den ungefähren Inhalt eines fremden Gebildes in einheimischer Sprache und einheimischer Form lesen zu können, gehört es zu den ehrenvollsten Vorzügen Deutschlands, dass nur hier sich die wahre Kunst des Uebersetzens, welche Gehalt und Gestalt eines fremden Kunstwerks zu ehren und in möglichster Treue nachzubilden versteht, bis zu einem hohen Grade der Vollkommenheit ausgebildet hat. Aber auch bey uns ist diese Kunst nicht alt und eigentlich erst durch die rühmlichen Arbeiten eines *J. H. Voss*, *A. W. v. Schlegel* und *L. Tiek*, an welche sich der Zeit, wie dem Geiste und dem Talente nach, *Gries* unverkennbar anschliesst, erschaffen worden. Obgleich seitdem sich viele, und zum Theil höchst ehrenwerthe, Jünger nach diesen Meistern gebildet, so gebührt ihnen doch der Ruhm, die Bahn in dieser Hinsicht gebrochen und zuerst gezeigt zu haben, was eigentlich zu thun, und was deutscher Fleiss und deutscher Geist, was das scheinbar so rauhe und schwerfällige Organ der deutschen Sprache zu leisten im Stande sey. Eine durchaus vollkommne Uebersetzung, eine solche nämlich, welche beides, Gehalt und Gestalt des fremden Kunstwerks, in gleicher Vollkommenheit wiedergäbe, möchte wohl schwerlich überhaupt zu erreichen seyn: immer wird der übersetzende Dichter nach seiner eignen Individualität sich mehr auf die eine oder auf die andere Seite neigen; bald mehr nur das Wort und den Gedanken genau auszudrücken, bald mehr die Form nachzubilden streben. Ja, das eine oder das andere wird sogar oft durch die verschiedene Eigenthümlichkeit der Originale dem Uebersetzer zum Gesetz gemacht werden müssen. Anderes hat der Uebersetzer des *Calderon*, Anderes der des *Dante* zu leisten. Und nicht bloss einzelne Dichter fremder Völker fodern ganz verschiedene Talente und verschiedenes Streben von ihrem Uebersetzer, sondern in den poetischen Literaturen der neueren Völker überhaupt zeigt sich diese doppelte Richtung; so dass man, mit geringen Ausnahmen, wohl behaupten darf, dass bey Spaniern, Italienern und Franzosen im Ganzen die Rücksicht auf die Form, auf sprachliche und musikalische Vollendung, bey Engländern und Deutschen dagegen der Reichthum und die tiefere Ausbildung des Gedankens das Beliebtere und eben darum das Vorherrschende ist. Eben darin liegt für den Deutschen, welcher ein Kunstwerk unserer südlichen oder westlichen Nachbarn zu übertragen unternimmt, eine Hauptschwierigkeit, indem er nämlich, abgesehen von der ganz abweichenden Natur, Art, Geist und Klang der deutschen Sprache, auch noch diese, von uns wenn auch nicht ganz vernachlässigte, doch aber nicht so wichtig geachtete, Vollendung der Sprache und der Form zu erreichen streben muss. Man kann daher jenen trivialen Ausspruch, dass nicht Jeder Jedes zu leisten im Stande sey, recht eigentlich auf Uebersetzer anwenden, so nämlich, dass der Eine durch die eigenthümliche Natur und Richtung seines Geistes mehr für die musikalischen und die Form vorzüglich hervorhebenden Dichter des Südens, der Andere mehr für die sinn- und gedankenreichen Dichter des Nordens geschaffen scheine. Zu denen der erstern Art gehört *Gries* auf die ausgezeichnetste Weise, und seinem Genius folgend hat er, der fast sein ganzes Leben diesen Arbeiten geweiht hat, mit dem richtigsten Tact, die eminent musikalischen Dichter *Calderon* und *Tasso* und den Anmuth und Schalkheit, Sinn und Form auf das geistreichste verschmelzenden *Ariost*, als die ihm innerlich verwandtesten Geister, zum Ziel seiner Bemühungen gemacht; und mit vollkommnem Rechte darf man von ihm sagen: *illi dedit ore rotundo Musa loqui*. Es wäre daher gewiss reizend und belehrend zu sehen, wie ihm eine Arbeit anderer Art, etwa eine Uebersetzung des *Shakespeare* oder des *Dante* gelingen möchte.

Bey einem Werke, wie die vorliegende Uebersetzung des *Tasso*, bietet sich für die Kritik nur ein sehr beschränktes Feld dar. Von Missverständnissen und Verstössen gegen den Sinn des Originals kann hier auch nicht einmal im entferntesten die Rede seyn; und eine strengere Kritik als *Gries* in diesen 4 auf einander folgenden Ueberarbeitungen an sich selbst geübt, wird nicht leicht Jemand zu leisten im Stande seyn.

Was Rec. am liebsten thäte, wenn die gebieterische Rücksicht auf den Raum in diesen Blättern es gestattete, wäre, alle 4 verschiedenen Ausgaben unter sich und mit dem Originale zu vergleichen: statt dessen muss er sich begnügen, nur die letzte Arbeit gegen die unmittelbar vorhergehende zu halten, um wenigstens an einigen Proben den eisernen Fleiss, die unermüdliche Feile, die sich nie genügenden, immer wachsenden Foderungen des Uebersetzers an sich selbst zu zeigen, und auf diese Weise manchen mit dem *Tasso* in dieser Uebersetzung schon längst vertrauten Leser auf die hohe Vortrefflichkeit dieser Arbeit aufs neue aufmerksam zu machen. Rec. wählt dazu theils den Anfang des Gedichts, weil dieser, der Natur der Sache nach, und besonders bey einem so ängstlichen und absichtsvollen Dichter wie *Tasso*, die Aufmerksamkeit ganz vorzüglich in Anspruch nimmt, theils einige solcher Stanzen, welche wegen ihrer anerkannten Vollendung von allen Kennern des *Tasso* bewundert werden, und eben desshalb den Uebersetzer zu den höchsten Anstrengungen auffodern.

C. I. *Str.* 1.

Canto l'armi pietose e'l capitano,
Che 'l gran sepolcro liberò di Cristo.
Molto egli oprò col senno e con la mano,
Molto soffrì nel glorioso acquisto.
E invan l'Inferno a lui s'oppose e invano
S'armò d'Asia e di Libia il popol misto;
Chè il ciel gli diè favor, e sotto ai santi
Segni ridusse i suoi compagni erranti.

Dritte Ausgabe.

Den Feldherrn sing' ich und die frommen Waffen,
So des Erlösers hohes Grab befreyt.
Viel wirkt' er durch des Geist's und Armes Schaffen,
Viel duldet' er im glorreich kühnen Streit.
Und fruchtlos droht die Hölle, fruchtlos raffen
Sich Asien auf, und Libyen, kampfbereit;
Denn Gott vergönnt ihm, die verirrten Seinen
Bey dem Panier des Heiles zu vereinen.

Vierte Ausgabe.

Den Feldherrn sing' ich und die frommen Waffen,
So des Erlösers hohes Grab befreyt.
Viel *führt' er aus, was Geist und Arm geschaffen,*
Viel duldet' er im glorreich kühnen Streit.
Und fruchtlos droht die Hölle, fruchtlos raffen
Sich Asien auf und Libyen, kampfbereit.
Denn Gottes Huld führt zu den heil'gen Fahnen
Ihm die Gefährten heim von irren Bahnen.

Was sich bey einer genauen Vergleichung vieler Stanzen dieser letzten Arbeit mit der vorhergehenden, als das Ziel aller Bemühungen des Uebersetzers ergeben: theils überall Wohllaut und Adel des Ausdrucks, Klarheit und Leichtigkeit der Construction zu erstreben, theils sich dem Original bis ins Kleinste immer genauer anzuschliessen, das zeigt sich auch schon hier. *Des Geist's und Armes Schaffen* war unstreitig eine Härte für Sprache und Ohr; wie viel präciser aber die 2 letzten Verse in der neuen Ausgabe, wie viel genauer sie das Original in Ausdruck, Wortstellung, Versabschnitt und sogar Reimklang nachbilden, bedarf kaum der Erinnerung. Dasselbe glückliche Bestreben zeigt sich auch in den 2 letzten Versen der *zweyten* Stanze, wo jetzt steht:

und zürne nicht,
Geb' ich der Wahrheit Schmuck, zier' ich bisweilen
Mit anderm, als nur deinem Reiz, die Zeilen.

statt wie es weniger klar und etwas gezwungen in der *dritten* Ausgabe hiess:

und zürne nicht,
Füll' ich das Blatt, vermählend Schmuck und Wahrheit,
Zum Theil mit anderm Reiz, als deiner Klarheit.

Nicht etwa zum Vergleich, aber um die Leser auf die wohl nur Wenigen bekannten älteren Uebersetzungsversuche und auf die Riesenschritte aufmerksam zu machen, welche die Kunst des Uebersetzens und die Bildung der Sprache in unseren Tagen gemacht haben, mögen hier 2 alte Uebersetzungen der ersten Stanze stehen. Die erste ist von *Dietrich vom Werder*, kaiserlichem Obrist und Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, aus dem Anfange des 17ten Jahrhunderts.

Von Waffen sing' ich hier, ich singe von dem Held,
Dem Held, der Christi Grab, das werthe Grab erstritten,
Der mit Verstand und Hand viel Sachen fortgestellt,
Der in dem grossen Sieg auch trefflich viel erlitten,
Dem sich die Höll' umsonst zuwider aufgeschwellt,
Auf den viel Heiden auch umsonst zusammen ritten,
Als er die Fürsten hat, aus Gottes Huld und Macht,
Bey ihr gross Kreutzpanier vereinigt erst gebracht.

Man sieht, der Mann hat bey seinen ungeschickten Alexandrinern doch wenigstens die Form der Octave nachzubilden gesucht, mit abwechselnden männlichen und weiblichen Reimen, wie es die Sprache damals nur irgend zuliess, und verdiente daher wahrlich nicht die vornehme Verachtung, womit hundert Jahre später ein anderer Uebersetzer, *J. Fr. Koppe*, Königl. Polnischer und Churf. Sächs. Hof- und

und Justitien-Secretair, in der Vorrede zu seiner Uebersetzung des „*Tassoischen Heldengedichts*" Leipzig 1744. 8. von ihm redet. Diese Uebersetzung in der damals beliebten französischen Form lautet so:

Der Feldherr ist mein Lied und sein gerechter Streit,
Durch den er Christi Grab, das grosse Grab, befreyt,
Was that er nicht, der Held, durch Klugheit, Muth und Stärke!
Wie viel erlitt' er nicht bey dem berühmten Werke!
Vergebens widerstund ihm selbst der Höllen Schaar,
Umsonst stritt Asiens und Lybiens (*sic*) Barbar;
Die Gunst des Himmels liess, bey heiligen Panieren,
Sein irrend Christenvolk durch ihn zusammen führen.

Wir kehren zu unserm *Gries* zurück:

C. IV. *Str.* 3.

Chiama gli abitator dell' ombre eterne
Il rauco suon della tartarea tromba.
Treman le spaziose atre caverne,
E l' aer cieco a quel romor rimbomba.
Nè stridendo così dalle superne
Regioni del cielo il folgor piomba;
Nè sì scossa giammai trema la terra,
Quando i vapori in sen gravida serra.

Dritte Ausgabe.

Der höllischen Trommete rauhes Schmettern
Erfüllt mit heisrem Schall die düstre Gruft;
Sie ruft der ew'gen Nacht furchtbaren Göttern,
Und ihr erbebt des Orkus grause Kluft.
So krachte nie der Blitz in schwarzen Wettern,
Der wild herabfährt aus der höchsten Luft;
So schrecklich ward die Erde nie erschüttert,
Wann dunsterfüllt ihr schwangrer Schooss erzittert.

Vierte Ausgabe.

Es ruft dem grausen Volk umnächtiger Klüfte
Der höllischen Posaune heisrer Ton.
Ihr zittern rings die weiten schwarzen Grüfte,
Des Orkus Nacht rückhallt ihr rauhes Drohn.
So schmettert nie der Blitzstrahl durch die Lüfte
Herab aus höchster Himmelsregion;
So bebt die Erde nie mit wildem Stosse,
Wann sie die Dünste presst im schwangern Schoosse.

Ohne das Original zu vergleichen wäre es in der That schwer, die eine Stanze der andern vorzuziehen. Deutlich erkennt man in der früheren Arbeit das höchst gelungene Bestreben, Bilder, Ton und Klang des Originals im Deutschen nachzubilden, und vielleicht hätte jeder andere Leser, nur *Gries* nicht, diese Uebersetzung eine treffliche genannt. Bey genauerer Betrachtung aber zeigt sich erst die überwiegende Vollkommenheit der zweyten Arbeit, welche nur die unerbittlichste, auch das allgemein als trefflich Anerkannte nicht schonende, Kritik und der eisernste Fleiss zu schaffen im Stande waren. Die unechten Reime von *Schmettern* und *Göttern*, von *schüttert* und *zittert*, der dem Original fremde Zusatz der *furchtbaren Götter* und der etwas unpassende Ausdruck: *so krachte* nie der Blitz, mögen wohl den Dichter zuerst auf die Nothwendigkeit der Umarbeitung geleitet haben. Aber auch davon abgesehen, wie unendlich näher steht diese zweyte Arbeit dem Original, folgt ihm fast Wort für Wort, ohne im geringsten an musikalischer Schönheit verloren zu haben!

C. XVI. *Str.* 14.

Deh mira, egli cantò, spuntar la rosa
Dal verde suo modesta e verginella,
Che mezzo aperta ancora, e mezzo ascosa,
Quanto si mostra men, tanto è più bella.
Ecco poi nudo il sen già baldanzosa
Dispiega: ecco poi langue, e non par quella;
Quella non par, che desiata avanti
Fu da mille donzelle e mille amanti.

Dritte Ausgabe.

O siehe, sang er, wie die zarte Rose
Jungfräulich dort der jungen Knosp' entsteigt;
Erst halb enthüllt und halb versteckt im Moose,
Und schöner nur, je minder sie sich zeigt!
Jetzt öffnet sie dem buhlenden Gekose
Der Weste sich — sieh, wie ihr Haupt sich neigt!
Der gleicht sie nicht, an welcher sich zu laben
Wohl tausend Jungfrau'n wünschten tausend Knaben.

Vierte Ausgabe.

O siehe, sang er, wie die *holde* Rose
Jungfräulich *zart aus ihrer Knospe bricht;*
Erst halb enthüllt und halb versteckt im Moose
Und schöner nur, *je scheuer vor dem Licht!*
Jetzt öffnet sie *die Brust, die hüllenlose,*
Dem West — und welkt, und scheinet jene nicht;
Nicht jene mehr, vorhin mit Liebestönen
Ersehnt von tausend Buhlen tausend Schönen.

Wie schön auch die erste Arbeit, für sich betrachtet, erscheinen mag, so steht sie doch unleugbar der neueren an Treue, Genauigkeit, Klarheit und Richtigkeit des Ausdrucks weit nach. Die Rose, welche *der Knospe entsteigt*, ist verschwunden, und durch einen schöneren und richtigeren Ausdruck ersetzt. Das *buhlende Gekose der Weste*, wie angenehm es dem deutschen Ohre klinge, ist der Treue gegen das Original geopfert; *sieh, wie ihr Haupt sich neigt!* hatte den doppelten Fehler, dem Original einen fremden Zug zu leihen, und die schöne Wiederholung des *non par quella* zu verdrängen, welche nun glücklich in der neuen Arbeit erhalten ist. Nur in den zwey letzten Versen könnte man, wegen des müssigen *mit Liebestönen*, vielleicht zweifeln, ob

ob nicht die ältere Lesart, trotz ihrer kleinen Mängel, dennoch vorzuziehen wäre. — Setzen wir nun noch hinzu, daſs in dieser neuen Bearbeitung sich auch nicht ein einziger unechter Reim, nicht Ein Hiatus mehr befindet, nicht solche sonst so gewöhnlichen, leichten aber matten, Reime wie *dir, mir, hier*, oder *mich, dich, sich; ein, mein, dein*; daſs nicht bloſs solche schimmernde Stellen, wie die eben angeführten, die sorgfältigste Durchsicht und Glättung erfahren haben, so wird wohl Jedermann in das Urtheil des Rec. einstimmen müssen, daſs wir nunmehr an dieser Uebersetzung eins von den wenigen klassischen Werken besitzen, welche wir mit Stolz den Fremden, als Zierden unserer Literatur, entgegen halten können, und daſs in Deutschland fortan der Name *Gries* mit dem des *Tasso* unzertrennlich verbunden bleiben müsse. Der einzige Wunsch, welcher dem Leser etwa noch bleiben könnte, wäre wohl der, daſs es dem Uebersetzer möchte gefallen haben, wie zu seinem *Ariost*, so auch zum *Tasso*, einige Erläuterungen hinzuzufügen, deren das Gedicht allerdings hin und wieder bedarf.

Nicht ganz das Nämliche kann Rec. von der vorliegenden zweyten Bearbeitung des *Ariost* sagen. Eine Uebersetzung dieses Dichters bietet so mannigfaltige, so groſse Schwierigkeiten dar, daſs noch 1799 *A. W. v. Schlegel* im Athenäum die Sache beynahe für eine Unmöglichkeit erklärte, und das in dem Augenblicke, wo er doch selbst eine geistreiche Probe, die Uebersetzung des 11ten Gesanges, lieferte. Der anmuthige Hauch der heitersten Lust und der geistreichsten Ironie, welcher über das Ganze sich verbreitet; die unnachahmliche Gewandtheit, womit der Dichter vom Leichfertigen und Schlüpfrigen bis zum Erhabenen überzugehen weiſs; die anscheinende Leichtigkeit und Natürlichkeit seiner Worte, die aber doch die Frucht der strengsten Arbeit sind; die unendliche Mannigfaltigkeit seines metrischen Reichthums, alles dieſs ist wohl mehr als hinreichend, einen jeden Nachahmer in Verzweiflung zu bringen. Vorzüglich sind es zwey gefährliche Klippen, welche dem Uebersetzer drohen. Die eine, den heitern Scherz und die kecke Laune des Originals zu übertreiben, und dadurch ins Skurrile und Gemeine zu verfallen; die andere dem Dichter eine gewisse Feyerlichkeit und Würde zu leihen, die ihm durchaus fremd sind. Vor der ersteren ist *Gries* durch die eigene Anmuth und Zartheit seines Geistes hinlänglich geschützt; eher möchte er in Gefahr kommen, sich der zweyten zu nähern. Wenigstens ist das der Eindruck, welcher dem Rec. nach vielfacher Vergleichung der ersten und zweyten Arbeit des Uebersetzers zurückgeblieben, daſs in dieser zweyten Ausgabe, die man wohl billig eine fast ganz neue Uebersetzung nennen möchte, die Spuren der Arbeit und Mühe sich noch hin und wieder zu deutlich erkennen lassen, und daſs die strenge Bemühung, auch hier jeden unechten Reim zu tilgen, jeden sich vom Original entfernenden Zug zu verwischen, der Leichtigkeit und Beweglichkeit der Stanzen zuweilen etwas *Eintrag zu* thun scheint. Rec. glaubt nicht zu *irren, wenn er* von dem trefflichen Uebersetzer die Ueberzeugung hegt, daſs auch er diese Arbeit noch nicht für eine so ganz vollendete, wie die Uebersetzung des *Tasso*, hält, und kann daher nur den Wunsch hinzufügen, daſs ihm Gesundheit und Muſse von der einen, von der andern Seite aber Aufmunterung des Publikums zu Theil werden möge, um recht bald, bey einer neuen Revision die letzte Feile an diese rühmliche Arbeit legen zu können. — — Den *Ariost* begleiten dieſs Mal zwey dankenswerthe Zugaben: die, jedem Deutschen wie aus der Seele geschriebene, höchst anmuthige und würdige Zueignung an S. K. H. den Groſsherzog von Weimar, und die jedem Bande angefügten Anmerkungen, welche theils die Leser in den Stand setzen, die vom Dichter oft abgebrochenen Fäden seiner Erzählung leicht wieder auffinden zu können, theils die Anspielungen auf ältere poetische Sagen und auf die Geschichte erläutern.

Von Seiten des Verlegers, welcher schon die ersten Auflagen dieser Uebersetzungen, zu einer Zeit, wo typographische Eleganz noch zu den Seltenheiten gehörte, ausgezeichnet schön ausgestattet hatte, ist auch dieſs Mal Alles geschehen, *um beide* Dichter, besonders aber den *Ariost*, höchst anständig und gefällig erscheinen zu lassen.

Blanc.

NEUE AUFLAGE.

Sulzbach, b. v. Seidel: *Idea biblica ecclesiae Dei.* Delineavit *Franciscus Oberthür.* Editio altera Vol. I. XVI u. 184 S. Vol. II. XVI u. 464 S. Vol. III. VIII u. 464 S. gr. 8. 1828. (3 Rthlr.) (Siehe die Recension in den Ergänz. Bl. 1823. Nr. 118.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1828.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

ERLANGEN, b. Palm: *Beyträge zu gründlicher Kenntniss der deutschen Sprache*, herausgegeben von Dr. *Heinrich Stephani*, königl. Baierischem Kirchenrath, Dekan und Stadtpfarrer zu Gunzenhausen u. s. w. *Zweytes* Bändchen. 1827. VIII u. 148 S. kl. 8. (9 gGr.)

Nach vier Jahren erscheint der Vf. wieder, um, wie er sich ausdrückt, auf dem Altar des Vaterlandes einige geringe Beyträge für das Köstlichste, was dasselbe besitzt, für seine Sprache niederzulegen. Er beklagt sich, von aller gesellschaftlicher(*n*) Theilnahme an irgend einem Vereine für diesen heiligen Zweck sich auf höhern Befehl (?) ausgeschlossen, und auch seine Einladung in der Vorrede zum *ersten* Bändchen, worin er andre Gelehrte um Beyträge bat, um so selbst einen Verein zu gründen, unberücksichtigt zu sehen. Auch darüber führt der Vf. Klage, dass seine Beyträge in den deutschen Zeitschriften fast ganz unbeachtet geblieben sind. Unsre durch zufällige Umstände verspätete Beurtheilung des *ersten* Bändchens (s. Erg. Bl. 1827. April Nr. 39.) konnte ihm damals noch nicht zu Gesicht gekommen seyn. Ob und wann noch ein *drittes* Bändchen dieser Beyträge erfolgen werde, lässt Hr. *St.* unbestimmt, da, wie er sagt, unser gegenwärtiges Zeitalter so wenig Empfänglichkeit für das höhere Studium seiner Sprache zu haben scheine. Wir möchten im Gegentheil behaupten, dass die Empfänglichkeit für gründliche Erforschung der deutschen Sprache jetzt in höherem Grade vorhanden sey, als jemals. Dass aber des Vfs. Leistungen den Forderungen und Fortschritten der Zeit durchgängig entsprechen und das höhere Studium unsrer Sprache wahrhaft fördere, möchten wir bezweifeln. — Das vorliegende Bändchen enthält folgende 8 Aufsätze:

I. *Gründliche Beleuchtung der in der deutschen Sprachlehre künftig zu gebrauchenden Kunstwörter.* Es genügt nicht, die Kunstausdrücke der lateinischen Sprachlehre wörtlich in das Deutsche zu übersetzen. Die deutschen Kunstwörter müssen uns das Eigenthümliche genau bezeichnen, was der menschliche Geist von seinem innern Thun äusserlich verlautbaren will. Der Vf. will übrigens nicht lauter neue Ausdrücke aufstellen, sondern unter den bisherigen Bezeichnungen nur die gelungensten auszumitteln suchen und zu allgemeinem Gebrauch empfehlen. Den Ausdruck *Sprachlehre* findet der Vf. bezeichnender und besser, als *Grammatik*. Er vertheidigt auch den Ausdruck *deutsche Sprachlehre* für ein Lehrbuch der deutschen Sprache; jedoch einzig und allein aus dem äussern Grunde des herrschenden Gebrauchs und der Verständlichkeit, wodurch das, was man gegen die Richtigkeit dieses Ausdrucks aus innern Gründen eingewendet hat, keineswegs beseitigt wird. Sehr mit Unrecht nimmt der Vf. Ausdrücke wie „ein *jüdischer Kinderlehrer*" für einen Lehrer jüdischer Kinder in Schutz. — Für *Vocale* und *Consonanten* genügen Hn. *St.* weder die Benennungen *Selbst*- und *Mitlaute*, noch *Hülfs*- u. *Hauptlaute*. Er will dafür *Grundlaute* und *Mitlaute* einführen. Ausserdem aber muss auch der Unterschied der *ursprünglichen Bildungsweise* des Lautes aufgefasst werden. Danach werden *Stimm*- und *Hauchlaute* unterschieden, und die Hauchlaute dann wieder in *Stoss*- und *Sauselaute* eingetheilt. Ueber diese Unterscheidungen verweisen wir auf die *erste* Abhandlung in dem *ersten* Bändchen dieser Beyträge und unsre Beurtheilung derselben. — Mit Recht erklärt sich der Vf. gegen das neue Kunstwort *Spelle* statt des ganz eingebürgerten *Sylbe*, wofür es aber auch nicht des von ihm vorgeschlagenen *Stimmabsatz* bedarf. — Für *Redetheile* verlangt der Vf. *Wörterklassen* oder *Wörterordnungen*; besser wohl *Wortarten* oder *Wortgattungen*. Hinsichtlich der Zahl dieser Wortarten bezieht sich der Vf. auf seinen Aufsatz im *ersten* Bändchen (S. 69—96). Die Benennung derselben betreffend, verwirft er *Hauptwort* für *Substantiv*, weil auf jene Benennung das Verbum gleichen Anspruch zu machen hätte, und verlangt *Namenwort*, welches er dem von Andern gebrauchten *Nennwort* vorzieht. Das *Verbum* nennt er *Zustandswort*, wofür doch *Meldewort* passender seyn möchte. *Geschlechtswort* für *Artikel* wird mit Recht verworfen, und dafür *Deutewort* vorgeschlagen, unter welcher Benennung denn auch die *demonstrativen Pronomina* mitbegriffen sind. Dadurch aber erhalten wir noch immer keine Benennung für den Artikel insbesondere. Gegen den Irrthum des Vfs., den unbestimmten Artikel *ein* nicht als solchen gelten zu lassen, sondern als Zahlwort zu betrachten, hat sich Rec. bereits in seiner Beurtheilung des *ersten* Bändchens erklärt. — Mit den Ausdrücken *Beschaffenheits*- und *Eigenschaftswort* für das *Adjectiv* ist Hr. *St.* nicht zufrieden. Indem er aber den Namen *Bey*-

legewort vorschlägt, erfüllt er seine eigne Forderung nicht, da dieser Name noch weniger als jene Benennungen das *Wesen* dieser Wortart, sondern nur die äussere Bestimmung desselben ausdrückt, vermöge deren es dem Namenwort beygefügt wird. Diesen Begriff bezeichnet aber das früher gewöhnliche kürzere *Beywort* vollkommen so gut. — *Fürwort* für *Pronomen* verwirft Hr. *St.* mit Recht, und rechnet die *Pronomina adjectiva* zu den *Beylegewörtern*, die *Pronomina substantiva* aber nennt er *allgemeine Namenwörter*, wofür doch die kürzere und bezeichnendere Benennung *Personenwörter* vorzuziehen seyn möchte. *Verhältnisswort* für Präposition, *Umstandswort* für Adverbium billigt der Vf. unbedingt, so auch *Bindewort* für Conjunction (oder, wie er schreibt, *Konjunkzion!*). Dagegen missbilligt er den Ausdruck *Empfindungswörter* für Interjectionen, und schlägt statt dessen *Ausrufwörter* vor. — Für *Decliniren* verwirft der Vf. den herkömmlichen Ausdruck *beugen*, desgleichen *umenden*, und erklärt sich für *umwandeln*. Für *Casus* genügt dem Vf. weder *Fall*, noch *Fallendung*, *Biegefall* u. s. w. Ihm sind die Casus nach der schon im *ersten* Bändchen gegebenen Erklärung die verschiedenen Stellungen, welche ein Namenwort in einem Satze einnehmen kann, und demgemäss findet er dafür keine entsprechendere Benennung, als *Stellung*. Eine durchaus verunglückte Verdeutschung; denn nicht die *Stellung* selbst ist der Casus, sondern die durch die Stellung eines Wortes im Satze, oder vielmehr sein Verhältniss zu andern Satztheilen herbeygeführte *Form* desselben. *Nominativ* verdeutscht der Vf. nicht durch *Nennfall* oder *Hauptfall*, sondern durch *Aussagefall* — eine nicht minder unpassende Benennung, da der Begriff des ersten Gliedes „*Aussage*" hier gegen alle Analogie passivisch genommen werden müsste. Denn der Nominativ sagt nichts aus, sondern ist das Verhältniss des Substantivs zum Satze, worin von demselben etwas ausgesagt wird. Den *Genitiv* nennt Hr. *St. Bestimmungsfall*, den Dativ *Beziehungsfall*, den Accusativ den *zweyten Bestimmungsfall* oder den *Erklärungsfall* — lauter durchaus ungenügende Benennungen, bey denen sich Niemand beruhigen wird. — Hier bricht dieser Auffatz ab mit der Verheissung einer Fortsetzung im nächsten Bande.

II. (S. 40.) *Ueber die richtigsten und einfachsten Grundgesetze für die Umwandlungsweise der Beylegewörter.* Drey Gesetze liegen der dreyfachen Umwandlung der Beylegewörter zu Grunde. Diese stellt der Vf. ganz richtig dar, irrt aber, wenn er glaubt, damit etwas Neues geliefert zu haben, da jene Gesetze längst anerkannt und der Declination der Adjective zu Grunde gelegt worden sind. In *ein* Gesetz zusammengefasst finden sie sich namentlich in *Heyse's* gr. deutscher Grammatik (4te Ausg.) S. 366. Auch was der Vf. als aus jenen Grundgesetzen herfliessende Folgen im Einzelnen als richtig anerkennt und fordert, findet sich bey *Heyse* längst angenommen. — III. (S. 69.) *Ueber die Zustandswörter, welche zwey Namenwörter in der vierten Stellung* (d. h. im Accusativ) *zu sich nehmen. Subject* verdeutscht der Vf. durch *Zustandsding* (vgl. S. 86.), *Object* durch *Gegenstand* — sehr ungenügende Ausdrücke. — IV. (S. 84.) *Ueber die Zustandswörter, welche zwey Namenwörter in der ersten Stellung* (im Nominativ) *zu sich nehmen.* Hinsichtlich der hier und in dem vorigen Auffatz dargelegten Ansichten ist Rec. mit dem Vf. der Hauptsache nach einverstanden. Mit Recht erklärt sich derselbe wiederholt gegen das bloss mechanische Auffassen und Darstellen der Sprachregeln, vermöge dessen dieselben *nur als handwerksmässige* Hülfsmittel dienen, *sich in zweifelhaften* Fällen zurecht zu finden, ohne den Geist zu bilden und tieferes Eindringen in das Wesen der Sprachgesetze zu befördern. — V. (S. 95.) *Eine Sprachlehre, welche ihrem höhern Zwecke entsprechen soll, darf nicht eine blosse Sprachbaulehre, sondern muss zugleich auch Sprachsinnlehre seyn.* „Jede Sprachlehre", heisst es S. 96, „muss auch zugleich *Sprachsinnlehre* seyn und uns an den äussern Erscheinungen den *Geist* nachweisen." Wir sind darüber mit dem Vf. vollkommen einer Meinung, aber zugleich der Ueberzeugung, dass unsre bessern Sprachlehren längst dahin gearbeitet haben, durch den äusserlichen Mechanismus des Sprachbaues zu den darin wirkenden geistigen Mächten hindurchzudringen. Dem Vf. hingegen scheint der Unterschied der körperlichen und geistigen Behandlung der Sprache — der *Sprachbau*- und *Sprachsinnlehre*, wie er es nennt — noch nicht klar genug aufgefasst zu seyn. Nach unsrer Ansicht aber muss dieser Unterschied in der wissenschaftlichen Sprachlehre ganz verschwinden, indem die Sprachlehre durchaus vom Geiste durchdrungen erscheint. Statt einer schärfern Sonderung dieser beiden Seiten, die der Vf. zu beabsichtigen scheint, würden *wir* vielmehr auf eine noch innigere Verbindung *derselben* dringen. — VI. (S. 103.) *Ueber die sinnvolle Bezeichnung übersinnlicher Gegenstände in der deutschen Sprache.* „In den Wurzeln unsrer Sprache findet man noch fast überall die Spuren, dass die Menschen durch Nachahmung der Naturlaute zur Erfindung der Sprache geleitet wurden." Eine schon oft gemachte Bemerkung. Hr. *St.* will nun diese sinnvolle Bildungsweise selbst an Gegenständen aus der geistigen oder übersinnlichen Welt nachweisen. Er wählt dazu die Wörter: *Geist, kennen, wissen, wahrnehmen, vorstellen, verstehen, denken, begreifen, urtheilen, schliessen, Vernunft, Tugend, Recht, Gewissen, Gedächtniss, erinnern, vergessen, Wort* u. a., und bemerkt über deren Etymologie und Grundbedeutung viel Treffendes, wenn sich gleich im Einzelnen Manches einwenden liesse. — VII. (S. 118.) *Ueber die Schönheit des Satzbaues.* Diese beruht theils auf *Ebenmaass*, theils auf *Wohlklang*, theils auf *Deutlichkeit*. Der Vf. bestimmt diese Begriffe näher, und weist dann durch eine Reihe von Beyspielen, worin gegen diese Forderungen gefehlt ward, ihre Richtigkeit nach. Diese

Bey-

Beyſpiele ſind aus verſchiednen Schriftſtellern entlehnt, und lieſsen ſich bey den Nachläſſigkeiten des Stils, die ſich auch unſre erſten Schriftſteller nicht ſelten zu Schulden kommen laſſen, noch ſehr vermehren. — Den VIIIten Aufſatz (S. 130 ff.), überſchrieben: *Freundliche Erwiederung auf die Mittheilung und Beleuchtung des weſentlichen* (Weſentlichen) *aus Stephani's Beyträgen zu gründlicher Kenntniſs der deutſchen Sprache, in einer Preuſsiſchen Zeitſchrift* (dem in *Erfurt* erſcheinenden Wochenblatt für Prediger und Schullehrer. 1823 und 1824) *übergehen wir* billig ganz, um nicht unſer bereits ausgeſprochenes Urtheil über das *erſte* Bändchen zu wiederholen. *K. H.*

GRIECHISCHE LITERATUR.

Prag, in d. Calve. Buchh.: *Homer's Odyſſee,* proſaiſch überſetzt von(m) Profeſſor *J. St. Zauper.* 1827. *Erſtes* Bändchen. 12 u. 328 S. *Zweytes* Bändchen. 308 S. 12. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Beym Anblick des Titels drängt ſich die Frage auf: Wozu eine proſaiſche Ueberſetzung des Homer? Hr. *Z.* fühlt dieſs ſelbſt und ſieht ſich dadurch bewogen, „mit kurzen Worten Veranlaſſung des Unternehmens, Zweck und Form ſeiner Ueberſetzung, wie möglich, zu entſchuldigen." Die Veranlaſſung gaben ein Paar Stellen *Göthe's* und nach S. 8 auch mündliche und briefliche Aeuſserungen deſſelben verehrten Veterans unſrer Literatur. In der zweyten Stelle ſpricht ſich *Göthe* am deutlichſten aus, indem er zum Anfang jugendlicher Bildung proſaiſche Ueberſetzungen für vortheilhafter hält, als die poetiſchen, daher zu bedenken giebt, ob nicht zunächſt eine proſaiſche Ueberſetzung des Homer zu unternehmen wäre, die aber freylich der Stufe würdig ſeyn müſſe, auf der ſich die deutſche Literatur gegenwärtig befinde; er überläſst dieſs den Pädagogen zur Betrachtung, denen ausgebreitete Erfahrung hierüber am beſten zu Gebote ſtehe. Rec. glaubt mit allen Lehrern übereinzuſtimmen, daſs, ſobald es auf ernſte Bildung der Jugend und auf Gewöhnung derſelben zur Selbſtthätigkeit abgeſehen iſt, alle Ueberſetzungen ſchaden, vorzugsweiſe aber wörtliche proſaiſche, die daher überhaupt nicht in die Hände der Jugend kommen ſollten. Soll ſie aber nur eine erſte leichte Kenntniſs des Dichters erwerben, ſo wird ſie in Ueberſetzungen dieſer Art kaum einen leiſen Klang ſeiner göttlichen Harfe vernehmen und nur die Fabel kennen lernen, wozu ein nicht zu karger Inhaltsauszug hinreichend iſt. Sagt aber *Göthe* weiter: für die Menge, auf die gewirkt werden ſoll, bleibt eine ſchlichte Ueberſetzung immer die beſte; und verſtehen wir unter dieſer Menge ſolche Leſer, die den Dichter zwar kennen lernen wollen, aber nicht in ſeiner Sprache leſen können, ſo iſt doch die Frage: ob ſie in einer ſchlichten proſaiſchen Uebertragung den Homer erkennen möchten? Sollten ſie nicht auch ſeine Dichterſprache und ſein Versmaaſs in möglichſt getreuem Abbilde ſehen wollen? Wenigſtens kann ſich Rec. nicht überzeugen, daſs ſchlichte proſaiſche Uebertragungen des Homer, ſo ſorgfältig ſie auch gemacht ſeyn mögen, drucken zu laſſen rathſam ſey, da ſie am Ende doch nur in die Hände der Jugend kommen dürften. Ueber das, „was von der Art und Weiſe *einer proſaiſchen Uebertragung* zu ſagen wäre, welche *dem rhythmiſchen Gange des Hexameters nicht fremd,* ſo treu als möglich an des Dichters Kindlichkeit und kunſtloſe Natur ſich anſchmiegend, ſelbſt die ſtrengen, ſteifen Regeln der Grammatik und Syntax hin und wieder zu vernachläſſigen keinen Anſtand nehme und ſo fromm und unſchuldig wie aus offnen Kinderaugen uns anſchauen müſſe", zu ſagen wäre, verweiſt der Vf. auf eine noch nicht erſchienene Schrift, worin er ſeine philologiſchen Erfahrungen bey und aus(?) Homer vorzutragen ſich vorbehalten habe. Doch ſieht man aus dieſen Worten, wornach der Vf. ſtrebte. Mögen ein Paar Stellen der Ueberſetzung zur Probe dienen. Buch I. v. 1—10:

> Erzähle mir, Muſe, vom Manne, dem vielgewandten, der ſo weit herumgeirrt, nachdem er Trojas heilige *Burg* zerſtört; der vieler Menſchen Städte geſehn und *Sitt'* erkannt, und auf dem Meere vielfaches Mühſal in ſeiner Seele geduldet, *mit Sorgfalt bewahrend* das eigne Leben und die Heimkehr der Gefährten. Dennoch, *ſo ſehr er es wünſchte*, rettete er die Gefährten nicht, denn *in* ihrem eignen Frevel gingen ſie zu Grunde; Thörichte, die des *über uns wandelnden* Helios Rinder aufgezehrt. Aber er nahm ihnen den Tag der Heimkehr. *Dieſer Dinge einen Theil*, o Göttin, Tochter des Zeus, erzähle auch uns.

Einfach genug iſt dieſe Stelle übertragen; gegen die Richtigkeit aber iſt Mehreres zu erinnern. *Τρ. πτολίεθρον* iſt nicht *die Burg Troja's,* ſondern die Stadt Troja. *Burg* wurde vielleicht geſagt, weil *vieler Menſchen Städte* gleich folgt. *Νόος* iſt *die Geſinnung*, aber nicht *die Sitte. ἀρνύμενος* heiſst nicht *mit Sorgfalt bewahrend,* ſondern: *ſtrebend zu retten.* ἵεσθαι kommt zwar auch vom Wünſchen vor, doch möchten wir es hier in ἱέμενός περ nicht übertragen: ſo ſehr er es *wünſchte*, ſondern von wirklicher Thätigkeit: ſo ſehr er auch darnach trachtete und ſtrebte. *Σφ. ἀτασθαλίῃσιν* iſt nicht *in*, ſondern *durch* ihren Frevel. *Hyperion* muſste *Nomen proprium* bleiben, nicht nach unſicherer Etymologie überſetzt werden. Die letzten Worte bedeuten nicht: *dieſer Dinge einen Theil,* ſondern, mit *Paſſow* im Lex. davon, *von wo an es auch ſey*, erzähle auch uns. Auſserdem bemerken wir, daſs ohne Noth die Hülfsverba weggelaſſen ſind, und überhaupt nicht abzuſehen iſt, warum ἴδεν, ἔγνω, ἤσθιον nicht mit *ſah, kennen lernte, aufzehrten* überſetzt worden ſind. Im 11ten Vers iſt *ἔνθα, nunmehr*, weggelaſſen. Doch aus dem zunächſt Folgenden nur noch Einiges. v. 16 ff. iſt überſetzt: Aber als *bereits* [nun] die Zeit gekommen [war; einfacher: kam,] im Wechſel der Jahre, wo ihm die Götter beſtimmt [hat-

[hatten,] heim zu kehren nach Ithaka, *da war er* noch nicht den Kämpfen entflohn, auch unter seinen Freunden. Die Götter erbarmten sich allesammt, ausser Poseidaon. In dieser Stelle ist übersehen, dass der Nachsatz nicht da anfängt, wo hier *da war er* steht, sondern später. Es sollte heissen: Aber als nun — — — nach Ithaka, (und nicht einmal da war er den Drangsalen entflohn, selbst unter seinen Freunden,) da nun hatten die Götter Erbarmen u. s. w. — v. 34. und doch büssen sie *für* ihren eignen Frevel *ohne Verhängniss* [statt: durch ihren eignen Frevel dulden sie mehr, als ihnen sonst bestimmt war,] wie *jetzt eben* [auch jüngst] Aegisthos *ohne Verhängniss* [ohne dass sie ihm bestimmt war,] des Atriden Gattin *sich angetraut* u. s. w. Das letzte Wort giebt eine unpassende Nebenidee. — v. 41. ᾗς αἴης ist nicht *nach seinem Besitz*, sondern: nach seiner Heimath; und in v. 44 zeigt schon die Stellung von ἀγαθὰ φρονέων, dass es nicht *der trefflich Gesinnte*, als Apposition zu Ἑρμείας zu übertragen war, sondern: so gut er's auch meinte.

Eine andre Stelle nehmen wir, wie sie aufschlägt, aus Buch 4 zu Ende, v. 743 ff.:

„Zu ihr sprach wieder die theure Amme Eurykleia: Geliebte Frau, tödte mich mit erbarmungslosem Stahl, oder lasse mich im Gemache, meine Rede will ich dir aber nicht verhehlen. [In diesem Satze hätte der Gegensatz von σὺ μὲν γάρ und μῦθον δέ τοι u. s. w. hervorgehoben werden sollen.] *Ich weiss* [ᾔδεα, *ich wusste*] das Alles. Ich hab' ihm gereicht, was er befohlen, Brot und süssen Wein. Mir nahm er aber einen grossen Eid ab, nichts dir früher zu sagen, als der zwölfte Tag geworden, oder du selber Sehnsucht fühltest, und seine Abreise erfahren hättest, dass du nicht weinend vielleicht die schöne Gestalt entstelltest. [Richtig; doch erinnert das griechische ἰάπτω an das eigne Schlagen mit der Hand in der Heftigkeit des Schmerzes.] Aber wann du gebadet und über den Leib reine Gewande gezogen, steige auf den Wöller [Druckfehler statt Söller] mit den dienenden Weibern, bete zu Athene, der Tochter des Aegisführenden Zeus; die könnte ihn wohl *künftig* [dann auch] vom Tode retten; doch den betrübten Alten betrübe nicht weiter; [*betrüben* ist nicht stark genug für κάκου.] denn ich meine nicht, den seligen Göttern sey des Arkeisiaden Sprosse durchaus verhasst, sondern *irgendwo ist* [es wird wohl noch] Einer übrig [seyn,] der den hochgewölbten Pallast *besitzt*, [besitze, besitzen könne,] und *naheliegende fette* [die fernabliegenden fetten] Aecker."

Da die Uebersetzung im Ganzen sich gleich ist, so zeigen schon diese Stellen hinreichend, dass im Einzelnen noch Vieles zu bessern übrig ist, ehe die Forderung strenger Genauigkeit befriedigt seyn kann, welche von einer nicht metrischen Uebersetzung vorzugsweise erwartet wird.

NATURGESCHICHTE.

ERFURT, in d. Maring. Buchh.: *Ueber den unmittelbaren Nutzen der Insecten.* Von dem königl. Gerichtsamtmann *Keferstein* in Erfurt. 1827. 104 S. 8. (12 gGr.)

Zusammenstellungen einzelner Erfahrungen, zumal wenn sie in Reisebeschreibungen, Journalen und Societätsschriften verstreut sind, haben immer ihren Nutzen bewährt, da sie zum Geringsten angeschlagen, Vielbeschäftigten manche ihnen entgangene Bemerkungen zur Kenntniss bringen. *Die gegenwärtige* ansehnliche Abhandlung, zu der indess *Kirby Spence, Bergius* u. A. viel Vorarbeit *lieferten*, hat noch den besondern Werth, *dass sie einen* nicht gewöhnlichen und doch die *ganze Menschheit* interessirende Gegenstand sich zur Aufgabe gemacht hat, der sich deshalb auch sehr zweckmässig zu einer Societätsvorlesung eignet, als welche sie der Vf. in drey Abtheilungen vor der Erfurter Akademie gehalten hat.

Ohne weitere Einleitung oder allgemeine Betrachtungen, die allerdings hier an ihrem Orte und angenehm gewesen wären, fängt der Vf. unmittelbar mit der Aufzählung seiner Gegenstände an. Er handelt zuerst die Nahrungsmittel liefernden Insecten ab, dann die technisch nutzbaren, endlich die zur Arzney dienenden. Der Maykäfer wird zuerst unter den Coleopteren genannt, hierauf die Larve des Palmwurms und andre Larven grosser Käfer (worunter der Vf. den *Cossus* der Alten vermuthet), und mitgetheilt, was in ältern und neuern Reisebeschreibungen davon vorkommt. Auf diese Weise sind auch die folgenden Artikel behandelt. Gern hätten wir gesehen, dass Alles mehr zu einem Ganzen verarbeitet worden wäre. Hierauf kommen die Hemipteren, von welchen die Orthopteren nicht unterschieden werden. Nur Heuschrecken und Tettigonien werden aus dieser Classe gegessen. *Unter* den Neuropteren die Termiten, unter *den Lepidopteren* einige Larven und Puppen; *meist* nach *Kirby* und *Spence's* Angaben erwähnt. *Die* Hymenopteren sind dagegen reicher an Nahrungsmitteln, zumal durch die Bienen und Ameisen. Von den Dipteren geniesst der Mensch nichts, sie sind schon zu sehr Ungeziefer. Doch hat der Vf. die Käsemade nicht vergessen. Die ekelhaften Apteren schliessen sich hier an, nebst *Scolopendra* und *Monoculus*. Wir vermissen aber den *Monoculus Polyphemus*, dessen Eyer eine angenehme Speise liefern; auch ist sehr auffallend, dass Hr. *K.* des *Axolotl*, eines froschartigen Thieres erwähnt, das doch jetzt sehr genau bekannt ist und nicht mit einem Insect verwechselt werden kann. Den Beschluss macht die Erwähnung der Spinnen. Auf gleiche Weise geht der Vf. zu den übrigen Gegenständen über. Hie und da finden sich kleine Verstösse gegen die Rechtschreibung.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1828.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Altona, b. Hammerich: *Predigten für denkende Christen*, von *H. Fischer*, Pastor zu Schönberg im Fürstenthum Ratzeburg. 1827. VI u. 360 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Durch die Bemerkung auf dem Titel: *für denkende Christen*, hat der Vf. zu erkennen geben wollen, dass diese Predigten, um ihre Absicht zu erreichen, einen höhern Grad von Bildung voraussetzen, als man bey dem grössern Theile der Kirchengänger findet. Möglicher Weise könnte in dieser Hinsicht es ihm zum Vorwurf gemacht werden, dass er solche Predigten vor einer Gemeinde hielt, unter deren Mitgliedern vermuthlich nur eine geringe Zahl zu denjenigen Christen gehört, die er als *denkende* bezeichnet. Gegen diesen Vorwurf aber hat er sich dadurch sicher gestellt, dass er in der Vorrede ausdrücklich erklärt, „es seyen diese Predigten in ihrer gegenwärtigen Form nicht für die Hörer, sondern für die Leser bestimmt." Demnach wird diese Predigtsammlung als ein Erbauungsbuch für gebildetere Christen, zur Beförderung der Privat- und häuslichen Andacht, zu benutzen seyn, und kann als solches einen entschiedenen Werth haben, wenn auch die Predigten, als Kanzelreden betrachtet, in Ansehung der Form einige Mängel hätten. — Man findet hier *achtzehn* Predigten, welchen grösstentheils die gewöhnlichen sonntäglichen Episteln als Texte zum Grunde gelegt sind. Nur *drey* sind über evangelische Perikopen gehalten: nämlich die Predigten am 2ten Ostertag, am 16ten und 18ten Sonnt. nach Trinitatis. Vergleicht man die Hauptsätze der in dieser Sammlung enthaltenen Predigten mit den Texten, woraus sie hergeleitet sind, so sieht man an einigen derselben sehr deutlich, dass es dem Vf. mehr darum zu thun war, interessant, als textmässig zu predigen, und diess dürfte, an sich betrachtet, wohl eher Lob als Tadel verdienen. Indessen sollte doch dem Texte niemals ein Hauptsatz aufgedrungen werden, wovon kaum eine Spur in ihm zu finden ist. Diess aber scheint hier einigemal geschehen zu seyn: z. B. wenn der Vf. am 19ten Sonnt. nach Trinit., Text Ephes. 4, 22 — 28, über den *Leichtsinn* beym *Schwören* predigte; am 25sten Sonnt. nach Trinit., Text 1 Thessal. 4, 13 — 18, als Thema die Frage aufstellte: „Warum *läst Gott uns hier einen Raub der Vergessenheit* werden? — und am 26sten Sonnt. nach Trinit., Text 2 Petr. 3, 3 — 14, eine Untersuchung anstellte, „warum *Gott uns so wenig von der Beschaffenheit des ewigen Lebens offenbart habe.*" — Bey genauerer Bekanntschaft mit dem Inhalt dieser Predigtsammlung findet man in dem Verfasser einen entschiednen Anhänger des alten kirchlichen Lehrbegriffs. So z. B. in der Predigt am 18ten Sonnt. nach Trinit., über die *Segnungen des Glaubens an Jesum*. Im Eingange wird der Glaube an Jesum erklärt für „die innige und lebendige Ueberzeugung, Jesus Christus sey der schon Jahrhunderte vorher ersehnte Messias und der Gesandte Gottes, wofür *er selbst* erkannt und geehrt seyn wollte." Darnach wird von den mannichfaltigen Segnungen dieses Glaubens an Jesum gehandelt und die Behauptung aufgestellt, dass es dieser Glaube sey, „der 1) unsern Geist erleuchte, 2) uns mit Gott und dem Leben versöhne, 3) unsre höhere Natur auf das glücklichste entfalte." — So wenig Hr. *F.* die Erfahrung auf seiner Seite hat, wenn er im *ersten* Theil dieser Predigt versichert, „es gebe kein Bedürfniss für den Menschen, *nach dessen Befriedigung er* (*der Mensch*) *sich so sehne*, als das Bedürfniss, Licht und Aufklärung für seinen Geist zu erhalten"; eben so wenig darf er auf das Zeugniss Jesu sich berufen, wenn er den Glauben an ihn so darstellt, als wenn zur Ueberzeugung von den Wahrheiten des Christenthums der Gebrauch der Vernunft ganz überflüssig wäre. Im *zweyten* Theil wird unter andern *der* Glaube gepriesen, „in welchem wir durch Christum überzeugt sind, es sey keine Sünde so blutig roth, dass sie nicht wieder schneeweiss werden könne." (!!) Der *dritte* Theil sollte zeigen, dass der Glaube an Jesum, in dem Sinne des Vfs., zu dem wahren Menschenleben führe, „wo der Geist über das *innere Thier* (ein öfter wiederkehrender, aber nicht zu empfehlender Ausdruck!) den Sieg davon trage." Alles, was hier von der Wirkung des Glaubens an Jesum, als an den Messias, gesagt ist, würde sich weit klarer und überzeugender als eine Frucht des vernunftmässigen Glaubens an die Bestimmung des Menschen, wie Jesus sie verkündigte, haben darstellen lassen. Die Predigt am 1. Weihnachtstage (S. 342 — 360) enthält und entwickelt manche gute Ideen, indem sie Christum als Friede*fürsten* darstellt, der uns Frieden mit Gott, mit der Welt und mit uns selbst gegeben hat. Doch kommen in ihr auch Stellen vor, wie folgende: „Dieser Nacht verdanken wir es, *wo* Gottes heiliger Rathschluss erfüllt,

füllt, wo er selber Mensch wurde." In der Predigt am 2ten Ostertage (S. 40—60), welche zum Thema hat: Jesu Auferstehung, der Grund für unsers Geistes unentbehrliche Hoffnungen, werden „die Hoffnungen, 1) dass alles Gute und Edle, Alles, was mit Gott begonnen wird, gelingen, 2) dass Gott die Tugend belohnen und das Laster bestrafen, 3) dass die Nacht, die unsre Gräber bedeckt, dem Morgenrothe der Ewigkeit weichen werde; 4) dass wir unsre Lieben dort wieder sehen", einzig und allein auf die Thatsache gegründet, dass Jesus auferstanden ist; — ein Verfahren, dass von selbstdenkenden Christen unmöglich gebilligt werden kann! — Indessen scheint es, dass der Vf. für die Bedürfnisse gebildeterer Christen vorzüglich durch diejenigen Predigten habe sorgen wollen, die sich schon durch ihre Hauptsätze auszeichnen. Zu diesen gehören insbesondere die Predigt über das Evang. am 22. Sonnt. nach Trinit. (Hauptsatz: Gottes Endzwecke bey erschütternden Todesfällen) und über die Episteln am 25. und am 26. Sonnt. nach Trinit., wovon die Hauptsätze schon oben angeführt sind. Aber auch diese Predigten werden schwerlich solche Leser befriedigen, die das Glück gehabt haben, sich einen höhern Grad von Geistesbildung zu erwerben. Im Eingange der Predigt über die Endzwecke Gottes bey erschütternden Todesfällen wird versichert, dass die Endzwecke Gottes in dieser Hinsicht keineswegs so schwer zu begreifen seyen, wie Gedankenlose und Ungläubige wähnen. Darnach wird gelehrt, dass Gott bey solchen Todesfällen die Absicht habe, „unsre Liebe und unser Vertrauen *für sich* zu gewinnen." Allein wie läſst es sich mit würdigen Vorstellungen von Gott und einer heiligen Weltregierung vereinigen, dass Gott, wie der Vf. meint, Ehegatten, Aeltern, Kinder u. s. w., die von den Ihrigen aufs zärtlichste geliebt wurden, um deswillen sterben liess, weil *er* die Liebe haben wollte, die man jenen widmete; und dass er solche Menschen, auf die Andre in dieser oder jener Hinsicht ein grosses Vertrauen setzten, z. B. vielvermögende Aeltern, hoffnungsvolle Kinder, weise und gerechte Fürsten, Staatsdiener, die ein Segen für die Menschheit waren, plötzlich von der Erde wegnahm, „um zu zeigen, dass jeder Mensch nur sein Werkzeug und zwar ein gebrechliches sey?" — Hier, wo der Vf., sonst Freund und Vertheidiger eines herkömmlichen Glaubens, seine Zuhörer nur hätte belehren sollen, wie nothwendig und vernunftmässig es sey, in manchen Dingen zu glauben, wo man nicht schauen kann, hat er sie in Vernünfteleyen hineingezogen, die weit geschickter sind, neue Zweifel hervorzubringen, als alte zu beseitigen. — Kein günstigeres Urtheil wird sich über die Predigt am 25. Sonnt. nach Trinit. fällen lassen, in welcher die Frage aufgestellt ist: „Warum läſst uns Gott hier einen Raub der Vergessenheit werden?" Ungegründet und der täglichen Erfahrung zuwider ist die Behauptung, welche man in den Anfangsworten dieser Predigt liest: „Nach nichts strebt der Mensch so sehr, als darnach, sein Andenken bey den Seinigen und der Nachwelt zu erhalten, nach seinem Tode noch in seinen Werken fortzuleben; diess Streben ist mit dem Menschen geboren. Um so empfindlicher für ihn, wenn er sich überzeugt, Nichts sey im Stande, ihn gegen das Loos zu schützen, vergessen zu werden!" In der Predigt selbst wird als ausgemacht angenommen und allenthalben als unleugbar vorausgesetzt, was doch nicht zugegeben werden kann, dass alle Menschen ohne Ausnahme, früher oder später, nach ihrem Tode ein Raub der Vergessenheit werden. Ist diese Voraussetzung unrichtig, so kann die aufgeworfene Frage nicht das *geringste Interesse* haben. Gesetzt aber auch, die *Frage schiene* zulässig zu seyn, wenn man sich vorstellte, dass selbst die verdienstvollsten und berühmtesten Menschen der Vorzeit doch endlich einmal, wenn auch erst nach mehrern Jahrtausenden, vergessen werden könnten (welches sich indessen ohne einen völligen Untergang der Geschichte gar nicht denken läſst): so muss doch Rec. gestehen, dass er selbst in diesem Falle nicht die geringste Befriedigung in dem gefunden hat, was der Vf. vortrug, da er zeigen wollte: „Es leuchte sehr bald ein, dass Gott uns hier der Vergessenheit zum Raube werden lasse, weil er dadurch 1) uns für das wahrhaft Gute empfänglich machen, 2) uns mit unserm beschränkten Berufe versöhnen, 3) uns die Trennung von der Erde erleichtern wolle." — Fast eben so unbefriedigend und befremdend sind die Antworten, welche in der Predigt am 26. Sonnt. nach Trinit. auf die Frage gegeben werden: „Warum hat uns Gott so wenig von der Beschaffenheit des ewigen Lebens geoffenbart?" — Sollte wohl ein gebildeter Mensch, der, bey dem festen Glauben an seine ewige Fortdauer, sich eine vernunft- und schriftgemässe Vorstellung von den Quellen und Bedingungen wahrer, geistiger Glückseligkeit macht, durch seine höhere Natur, wie der Vf. *meint, genöthigt* werden, Fragen, wie die folgenden, *aufzuwerfen*: „Auf welche Weise wird sich *deine* Seele dort Andern mittheilen? Welche Werkzeuge werden ihr dienen? Woran werden sich Liebende erkennen? Wie wird dein verklärter Leib beschaffen seyn? u. s. w. Nein, wer sich seine Bestimmung für das gegenwärtige und das zukünftige Leben so vorstellt, wie es den Lehren des Christenthums und den Grundsätzen der gebildeten Vernunft gemäss ist, der wird bey dem unablässigen Bestreben, immer mehr und mehr auf eine dieser Bestimmung entsprechende Art zu denken und zu handeln, in Rücksicht auf obige und alle ähnliche Fragen, eben so wenig einer Rechtfertigung Gottes, als einer Beruhigung seiner selbst darüber bedürfen, dass er jetzt noch nicht wissen kann, was zu erfahren erst künftig möglich ist. — Ungleich mehr, als die bisher erwähnten Predigten, haben die übrigen den Rec. befriedigt. Viel Gutes enthält die Predigt am Neujahrstage, über die Epist. Gal. 3, 23—29. Hauptsatz: „Wir sind Alle Gottes Kinder." Nur scheint die grosse Ausführlichkeit in der Erklärung, was es heisse: wir sind Gottes Kinder, nicht zeitgemäss und eben des-

deshalb auch nicht interessant genug zu seyn. Unrichtig wird S. 9 gesagt: „Selbstbewufstseyn und Freyheit, das sind die beiden Kennzeichen der Kinder Gottes." Auch S. 42 wird es irriger Weise als Vorzug der Menschen vor den Thieren dargestellt, dafs die Menschen sich ihrer *selbst bewufst* sind. Welche Vorstellung mag denn wohl der Vf. sich von dem Leben der Thiere machen, wenn er ihnen das *Selbstbewufstseyn* abspricht? — Am besten sind dem Vf. die nach ihrem Hauptinhalte *moralischen* Predigten gelungen, da diese, wenn gleich der Ausdruck *hie und da* einer Verbesserung bedürfen möchte, *meistentheils so* reich an wichtigen und gemeinnützigen Wahrheiten sind und solche Wahrheiten in einer so guten Ordnung, mit so vieler Klarheit, Kraft und Wärme vortragen, dafs sie, verglichen mit vielen andern gedruckten Kanzelvorträgen, vorzugsweise Lob und Empfehlung verdienen. Die Hauptsätze der Predigten, über welche Rec. diefs Urtheil fällen zu dürfen glaubt, sind folgende. Am Sonnt. Invocavit, Text 2 Cor. 6, 10: „Lasset uns Niemanden ein Aergernifs geben!" Am Sonnt. Cantate, Text Jac. 1, 16—21: „Alle gute und vollkommene Gabe kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts. Am 1. Sonnt. nach Trinit., Text 1 Joh. 4, 16—21: „Wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott in ihm." Am 3ten Sonnt. nach Trinit., Text 1 Petr. 5, 6—11: „Es ist wohlthätig für uns, uns um fremde Leiden zu bekümmern. Am 4ten Sonnt. nach Trinit., Text Röm. 8, 18—23: „Des Christen Heimweh" (Sehnsucht nach dem Vollkommeneren). Am 7ten Sonnt. nach Trinit., Text Röm. 6, 19—23: „In Allem bedenke das Ende!" Am 9ten Sonnt. nach Trinit., Text 1 Cor. 10, 6—13: „Lasset euch nicht gelüsten!" Am 16ten Sonnt. nach Trinit., Text Eph. 3, 13—21: „Nichts schwächt den Glauben so leicht, als das räthselhafte Schicksal ausgezeichneter Menschen. Am 19ten Sonnt. n. Trinit., Text Eph. 4, 22—28: „Ueber das leichtsinnige Schwören. Am 21. Sonnt. n. Trin., Text Eph. 6, 10—17: „Die bösen Stunden des Lebens" (die Stunden der Versuchung). Am 3ten Sonnt. des Advents, Text 1 Cor. 4, 1—5: „Der hohe Werth der Treue."

GESCHICHTE.

GOTHA, b. Perthes: *Geschichte des teutschen Volkes.* Von *Heinrich Luden*, *Dritter* Band. 1827. VI u. 810 S. gr. 8. (2 Rthl. 12 gGr.)

Wir freuen uns, den raschen Fortgang dieses Werks anzeigen zu können, zumal da wir mit diesem *dritten* Bande nunmehr auf dem Boden angelangt sind, auf welchem die eigentliche deutsche Geschichte wurzeln soll, nämlich bey der Schöpfung Karls des Grofsen, die dem ganzen folgenden Jahrtausend ihre Art, ihren Sinn, Inhalt und Charakter gegeben hat. Der gegenwärtige *dritte* Band reicht von dem Untergange des Abendländischen Römerreichs durch Odovaker bis auf die Schlacht bey Testri und Pippin von Herstall (J. 687), und enthält in 3 Büchern die allmählige Vereinigung deutscher Völker zu einem deutschen Volke unter der Oberherrschaft der Franken. Das *sechste* Buch erzählt uns, nach einer kurzen Darstellung der Lage der Welt nach dem Untergange des römischen Reichs, den Ausgang Odoakers und die Gründung eines Ostgothischen Reichs in Italien durch Theodorich; darauf den Aufbau der Fränkischen Herrschaft in Gallien und Deutschland durch Chlodwig und seine nächsten Nachfolger bis auf Chlotar I, so wie den Sturz der Ostgothischen Macht in Italien, und die Einwanderung der Longobarden. Das *siebente* und *achte* Buch beschäftigen sich blofs mit den *Franken*, und zwar behandelt das *siebente* Buch den *innern* Zustand, die Gesetzgebung und Verfassung des Fränkischen Reichs, das *achte* Buch aber den Fortgang der äufsern Geschichte desselben, die furchtbare Gährung und Verwirrung und den Verfall des Hauses der Merovinger. Nun wird der folgende Theil uns die Geschichte des Hauses Pippin's liefern, und uns eine Reihe von Helden vorstellen, die immer höher mit jeder neuen Generation aufragend ihren Gipfel in *Karl dem Grofsen* erlangt, durch welchen dann das Fundament zum Aufbau eines deutschen Reichs und Volks vollendet wird. Wir sind also der Hoffnung ganz nahe, nun in die Hallen der deutschen Geschichte selbst eingeführt zu werden. —

Wahrscheinlich werden Mehrere die Bemerkung machen, dafs wohl der Plan des Vfs. etwas zu weitläufig angelegt sey, und dafs namentlich in dem, was der Natur des Stoffes sowohl als der Beschaffenheit der Quellen nach immer nur Vorgeschichte seyn kann und bleiben mufs, viel Raum, ja vielleicht ein ganzer Band hätte gespart werden können. Auch wir sind dieser Ansicht und haben diesen 3ten Band mit keiner andern Erwartung in die Hand genommen, als dafs er uns, zumal bey seiner Stärke, wenigstens bis zu Karl d. Gr. oder gar bis zu Ende seiner Regierung führen würde. Doch daran fehlen noch ein oder anderthalb Jahrhunderte, und wir fürchten, dafs, wenn auf diese Weise der Faden fortgesponnen wird, derselbe sich, zumal bey der immer zunehmenden Wichtigkeit der Gegenstände und der wachsenden Menge des Stoffes, bis ins Unendliche ausdehnen, und es dem Vf. sowohl als dem Leser unmöglich gemacht werde, die zahlreichen *Volumina* zu übersehen und zu beherrschen. An dem *siebenten* Buche freylich, das von der innern Verfassung des Frankenreichs handelt und des Vfs. eigne Ansichten enthält, wie sich dieselben unabhängig von den Meinungen Anderer nach und nach bey ihm entwickelt haben, — wollen wir die Länge von 210 S. Text und 66 S. enggedruckter Anmerkungen nicht tadeln, weil der Gegenstand von so hohem Interesse und so vielfach in der neuern Zeit besprochen worden ist, dafs nichts erwünschter seyn kann, als wenn ein geistreicher und gelehrter Mann seine Ansichten darüber ausführlich und jedes Einzelne motivirend aus-

ausspricht. Die beiden andern Bücher aber, und namentlich das letztere, welches den Verfall und die Gräuel der Merovinger Herrschaft behandelt, hätten viel kürzer gearbeitet werden können, und würden eben dadurch auch bedeutend gewonnen haben. Die Geschichte der Merovinger hat weder ein allgemein menschliches, noch für uns Deutsche ein nationales Interesse. Diese Fürsten gehören einem Stamme an, der in dem eroberten Gallien fast schon bey seinem ersten Auftreten in Gallischer Sitte und Art erscheint, und fast nur durch das Recht der Eroberung, das sie auch über einen Theil ihrer Heimath ausgedehnt haben, hängen sie späterhin mit dieser noch zusammen. Ueberlassen wir daher gern diese Könige, deren Sinn und Art uns am besten durch das Traumgesicht bezeichnet wird, das Childerich in seiner Hochzeitsnacht mit der buhlerischen Basina sah, den Franzosen, denen sie mit noch grösserm Rechte angehören, als Wallia und Eurich den Spaniern, und Theodorich und Alboin den Italienern; und uns Deutschen genüge, nur im Allgemeinen die unerquicklichen Schicksale dieses heillosen Regentenhauses kennen zu lernen, an welches der Rath der Vorsehung für einige Jahrhunderte unsere Altvordern geknüpft hatte, dem sie aber nur zwangsweise Gehorsam geleistet und das sie bekämpft, wo sie nur konnten, und durch ihren Häuptling Pippin endlich in die Dunkelheit gestürzt haben, wohin es durch seine Entartung und seine Verbrechen gehörte. Nicht ohne Ekel kann man die Geschichte dieses Geschlechts von „Affen und Katzen", wie es das Traumgesicht Childerich's bezeichnet, lesen, und man fühlt sich wenig zum Dank gegen den Vf. verpflichtet, dass er, indem er so manche Dunkelheiten hier aufhellen und Widersprüche auflösen will, uns länger festhält, als wir bey dem unglücklichen Gegenstande verweilen möchten. Lieber hätten wir einige Bücher des trefflichen *Gregorius von Tours*, zweckmässig verkürzt in einer lesbaren Uebersetzung und eng zusammengedruckt als Anhang beygegeben, damit derjenige, den hier grössere Ausführlichkeit suchte, sie vollständig fände bey dem, der diese Geschichten doch am besten erzählt; und so wäre viel Raum erspart worden und für den gewöhnlichen Leser die Uebersicht sehr erleichtert. —

Ins Einzelne zu gehen ist uns, da wir bey der Anzeige der zwey ersten Theile so weitläufig gewesen, dieses Mal nicht vergönnt; auch würde dieses insbesondere bey dem *siebenten* Buche kaum einmal eine Grenze finden, wenn Alles angezeigt werden sollte, was dort neu und dem Vf. eigenthümlich ist, und man die gewöhnlichen oder auch eigenen Ansichten dem Vf. gegenüberstellen und gegen ihn verfechten wollte. Auch dieser Band wird, ungeachtet der von uns gerügten Breite der Darstellung, das Interesse des Publicums anregen, da es ihm, selbst in der Geschichte des Verfalls der Merovinger, nicht an glänzenden Partieen fehlt, die auch den gewöhnlichen Leser anziehen müssen. Vielleicht wird auch manches zarte Gemüth, das vor den Gräueln, die so oft die Geschichte vorstellt, zurückschaudert, es dem Vf. danken, dass er bemüht gewesen ist, manche Grausamkeit und Abscheulichkeit *zu mildern* und zu lindern, und von der *Summe der Bosheiten* jener sündhaften Zeit hin und wieder etwas abzudingen. So erscheinen z. B. Brunhildis und Fredegunde in einem etwas anständigern Gewande, als die Zeitgenossen jene verruchten Weiber dargestellt haben, und auch die Erzählung von der Brunehildis endlichem schrecklichen Untergange, der, obschon er uns verwundet, doch nach einer so langen Reihe unablässiger Unthaten und Verbrechen unser empörtes sittliches Gefühl gewissermassen beruhigt, wird ein Mährchen genannt, das die Schriftsteller jener Zeit dem Gerüchte nacherzählt hätten, welches sein altes Recht, Alles zu übertreiben, zu entstellen und grässlicher zu machen, in vollem Maasse geltend gemacht habe. (S. 568, wo man auch die Anmerkung nachsehe.) Uns scheint es, als wenn das Haus des Merovaeus, wie das des Tantalus, nicht von uns erst sein Urtheil zu erwarten habe, sondern schon gerichtet sey in der Geschichte, und dass der Geschichtschreiber vor Schreckengestalten, wie die des Gorgonischen Unholds, eher schweigend vorübergehen müsse, statt unnöthig den Schleyer zu lüften. Lieber hätten wir es gesehen, wenn der Vf. (S. 57 und in den dazu gehörigen Noten) nicht so bestimmt auf den grossen *Theodorich* die Schuld der Ermordung Odovaker's *gewälzt* hätte. Mag es ein Unglück genannt werden, dass Theodorich seinen Gegner, mit dem er Italien nicht theilen konnte, tödten musste, weil er anders kein Mittel sah, ihn unschädlich zu machen, so haben ihn doch alle Schriftsteller von dem Vorwurfe einer absichtlichen Tücke freygesprochen, und selbst Procopius, der keine Ursache hatte, dem Andenken Theodorich's zu schmeicheln, bringt auf die Seite Odovaker's die Schuld des Verraths, der allerdings auch mehr dem Schwächern zuzutrauen ist, als dem Stärkern und Ueberwinder. Theodorich hat, so weit wir ihn kennen, kein unschuldiges Blut vergossen, und als er es am Ende seines Lebens unwissend that, so brachte ihm Gewissensangst den Tod. — —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1828.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Paris, b. Gebr. Bossange: *Lettres inédites de Mme. de Maintenon et de Mme. la princesse des Ursins. Vier* Bände. 1826. 1462 S. 8. (28 Fr.)

Diese Correspondenz, deren verspätetes Erscheinen Verwunderung erregen mag, deren Echtheit indessen nicht zu bezweifeln ist, enthält die Briefe zweyer berühmten Frauen, die ihrer Zeit einen nur allzu grossen Einfluss auf die Staatsgeschäfte übten. Frau *von Maintenon*, der ungemein viel daran lag, Alles zu erfahren, was während des Successionskrieges in Spanien vorging, schrieb regelmässig alle acht Tage an die Frau Prinzessin *des Ursins*, die ihr ziemlich pünktlich antwortete, und welcher, als erste Staatsdame (*Camerara mayor*) bey der Gemahlin *Philipp* V. angestellt, nicht weniger daran lag, von den Absichten, Projecten, Beschlüssen und selbst den Intriguen des französischen Hofes, den sie gern zu Gunsten ihrer persönlichen Zwecke hätte leiten mögen, genaue Kunde einzuziehen. Beide Frauen versprachen sich zwar gegenseitig, ihre Briefe zu verbrennen, und vornehmlich scheint die Prinzessin *des Ursins* auf die Erfüllung dieser Bedingung bestanden zu haben; allein glücklicher Weise hielten sie beide ihr Versprechen nicht. — Der Herausgeber benachrichtigt uns, dass sich diese Briefe, wenigstens alle diejenigen, welche man in dieser Sammlung findet, unter den Papieren der Frau *v. M.*, bey ihrem Tode vorgefunden haben. Gleichwohl scheint die Sache nicht so ganz klar zu seyn: denn fand man auch hier die Briefe der Fr. *d. U.*, was unbedenklich ist, so begreift man nicht wohl, wie die der Fr. *v. M.* ebenfalls dahin gekommen. Allerdings kann sie eine Abschrift davon aufbewahrt haben; jedoch scheint aus der Correspondenz selber das Gegentheil hervorzugehen; denn Fr. *v. M.* vergisst zum öftern in dem einen Briefe, was sie in früheren Schreiben gesagt; sie wiederholt solches häufig, manchmal aber widerspricht sie sich; ein Mal sogar stellt sie selbst das, was sie geschrieben, in Abrede. Der Herausgeber hat, so bedünkt es, die dessfalligen Erläuterungen mitzutheilen, für nicht nothwendig erachtet. — Auch die ökonomische Anordnung dieser Sammlung ist nicht befriedigend: denn anstatt die Briefe der beiden Frauen in abwechselnder und chronologischer Reihefolge mitzutheilen, füllen die der Fr. *v. M.* die beiden ersten Bände und fast die Hälfte des dritten Bandes, die der Fr. *d. U.* aber den übrigen Theil dieses Bandes und den ganzen vierten Band. — Die Correspondenz beginnt im J. 1706, unmittelbar nach der so verhängnissvollen Schlacht bey Ramillies, die bekanntlich der Marschall von Villeroi verlor, und geht bis zum Tode Ludwigs XIV; sie umfasst demnach einen Zeitraum von 9 Jahren, reich an grossen Begebenheiten, grossen Unfällen und Drangsalen aller Art, deren endlicher Ausgang jedoch weder für Frankreich noch für dessen Monarchen unrühmlich war. Unter solchen schlimmen Umständen können freylich die Briefe der Frau *v. M.* eben nicht viel Heiterkeit athmen; sie zeugen vielmehr von der traurigen Stimmung der Verfasserin; allein sie sind mit näheren Angaben über höchst interessante Thatsachen angefüllt. Mit hoher Seelenstärke gegen ein bereits vollendetes Unglück gewaffnet, erträgt diese merkwürdige Frau mit Muth dessen traurige Folgen; allein sie ist voll Furcht gegen künftige Unfälle, denen sie nicht ohne Zittern entgegen sieht, und die sie ohne Bedenken noch Zweifel voraussagt. Jeder vom Feinde belagerte Platz erscheint ihr als bereits erobert; jede Schlacht, welche die französischen Generale ihm zu liefern sich anschicken, hält sie im Voraus für verloren. Und in der That, sie hat fast immer Recht und betrübt sich lebhaft, solches gegen diejenigen gehabt zu haben, welche sich, wie Frau *d. U.* selbst und der Herzog von Vendome, stets sanguinischen Hoffnungen überliessen, und voll Vertrauen nur günstigen Erfolgen entgegensahen. Allein, obschon die trüben Ahndungen der Frau *v. M.* eine gewisse Schwäche verrathen, so sind dieselben doch nicht ohne Würde, weil sie stets mit höchst patriotischen Gefühlen für die Ehre und den Ruhm Frankreichs und seines Monarchen verschmolzen sind. Ihre Klagen sind oft beredt; ihre Schilderung der Schlacht von Malplaquet ist sehr rührend. Mit Wohlgefallen macht sie die nämlichen Gefühle beym Monarchen bemerklich. „Der König," sagt sie, „erträgt Alles als grosser Mann; aber er leidet. Gleich Anfangs war er sehr empfindlich ergriffen zu vernehmen, dass sein Militär-Hofstaat (Maison) sich eben nicht sonderlich betragen habe; die Ehre der französischen Nation geht ihm sehr nahe." — Dieser stete Trübsinn, der sich durch eine Reihenfolge von mehr als vierhundert Briefen zieht, würde durch seine Eintönigkeit ermüden, äusserte er sich nicht in sehr mannigfaltigen Wendungen. In dem Uebermaass ihrer Traurigkeit wünscht Frau *v. M.* sich oft-mals

mals den Tod herbey, und beneidet das Loos derjenigen, welche sterben. „Könnte ich glauben," schreibt sie in dieser Beziehung an die Frau *d. U.*, welche verbindliche Wünsche an sie gerichtet hatte, „dass Sie dazu beytragen könnten, mein Lebensalter auf hundert Jahre zu bringen, so würde ich Ihnen alle die Gründe sagen, die ich habe, um zu sterben; da aber Ihre Wünsche nur aus Ihren gütigen Gesinnungen gegen mich herrühren können, so hoffe ich, dass Sie mich in Kurzem auf das Verzeichniss Ihrer verstorbenen Bekannten setzen werden; ich trage diess Verzeichniss in meiner Tasche, und werde es Ihnen mittheilen, wenn Sie es wollen; es befinden sich darauf 20 oder 25 Personen vom Hofe seit zwey Jahren." — Eine der schwersten Beschuldigungen, die auf Frau *v. M.* bürden, ist bekanntlich der Vorwurf, sich zu sehr in Staats-Angelegenheiten gemischt zu haben; — auch giebt man ihr grossentheils die Unfälle Schuld, die zu jener Epoche Frankreich betrafen. In dem hier befragten Briefwechsel jedoch legt sie durchgehends einen entschiedenen Widerwillen gegen alle Staatsgeschäfte an den Tag, und weigert sich aus Leibeskräften gegen die Nöthigungen der Frau *d. U.*, sich darein zu mischen. „Ich bin nur noch ein Schatten," schreibt sie ihr, „den man überall von einem Bette, von einer Ruhestätte zur andern schleppt. . . . Sie haben Recht, sagt sie ihr an einem andern Orte, wenn Sie glauben, dass ich mich nicht mehr gern mit Staatsgeschäften abgebe, und dass ich mich, so viel als nur möglich, davon zurückziehe. Sähen Sie mich, Madame, so würden Sie zugeben, dass ich wohl daran thue, mich bey Seite zu halten: ich sehe fast nicht mehr, ich höre noch schwerer; man versteht mich nicht mehr, weil mein Sprachorgan mit den Zähnen dahin ist; auch fängt mein Gedächtniss an, mich zu verlassen; ich erinnere mich nicht mehr der Eigennamen; ich verwechsele alle Zeiten mit einander und unsere Unfälle, nebst meinem Alter, bringen mich zum Weinen, wie alle alten Weiber, die sie gesehen haben. Urtheilen Sie selber, Madame, ob man bey einem solchen Zustande Lust haben mag, sich viel zu zeigen, und ob man sich nicht mit Recht für unglücklich hält, auf der Bühne zu seyn, und zwar auf einer Bühne, wo es ununterbrochen vom Morgen bis zum Abend fortgeht." — Man muss zugeben, dass sich wohl selten eine Frau bey einer Schilderung ihrer selbst weniger schmeichelte. Immerhin ist es geschichtlich erwiesen, dass sich Fr. *v. M.* mehr in Staatsgeschäfte mischte, als sie es der Fr. *d. U.* eingesteht; auch beschränkte sich ihr Einfluss nicht bloss auf die Ertheilung von Gnadenbezeugungen, Geschenken, Ehrenstellen, sondern derselbe erstreckte sich auf die Besetzung von Staatsämtern und solchen wichtigen Stellen, welche Talente, Muth, Genie, ausgezeichnete Geistesgaben und andere hohe Eigenschaften erfordern, in deren Ermangelung das Staatswohl selbst die grösste Gefahr läuft. Die Ausübung dieses Einflusses hatte nicht immer die glücklichsten Folgen: so begünstigte sie unter andern Villeroi, dessen Erhebung zum Obercommando der Armee Frankreich so nachtheilig ward. — Nur ziemlich selten lieben alte Leute die Jugend und nehmen Theil an ihr. Fr. *v. M.* verdient diesen Vorwurf nicht. Ihre Briefe beweisen an mehr als einer Stelle, dass Gefühle der Theilnahme und Nachsicht für die Jugend ihr nicht fremd waren. Man ersieht daraus, dass sie für den Herzog von Orleans, nachmals Regent von Frankreich, viel Wohlwollen hatte, wenn schon sie seinen Grundsätzen und Ideen eben nicht beystimmen konnte. Sie nennt freylich die Ausschweifungen dieses jungen *Fürsten Sünden*; allein sie tadelt dieselben ohne *Bitterkeit* und betrachtet sie nicht, wie sie selber sagt, aus dem Gesichtspunkte einer alten *Betschwester*. — Allein ungeachtet dieser Nachsicht gegen die Jugend und der besondern Vorliebe, welche Fr. *v. M.* für gewisse junge Personen hegte, kann man doch auch bey ihr den dem Alter eigenthümlichen Character, die Vergangenheit ausschliesslich zu loben, wahrnehmen. „Ich bekenne Ihnen, Mme," schreibt sie ihrer Correspondentin, „die Frauen der heutigen Zeit sind mir unerträglich; ihre unsinnige und unbescheidene Kleidung, ihr Tabakschnupfen, ihr Weintrinken, ihre Gefrässigkeit, ihre Grobheit, ihre Faulheit, diess alles ist meinem Geschmacke, und mich dünkt auch der Vernunft so sehr zuwider, dass ich es nicht ausstehen kann. Ich habe die bescheidenen, mässigen, heitern Frauen gern, die sich auf Ernst und Scherz verstehen, deren Herz gut und deren Unterhaltung aufgeweckt ist, und die aufrichtig genug sind, um mir zu gestehen, dass sie sich in dieser Schilderung erkennen, die ich zwar absichtslos entwarf, die ich aber ziemlich richtig finde." — Frau *v. M.*, die sonst so sehr bescheiden ist, glaubt grosse Talente für die Erziehung zu besitzen, und wäre in unsern Tagen sicherlich eine Nebenbuhlerin der Frau *von Genlis* gewesen. Sie lässt sich oftmals darüber in Erörterungen ein; sie untersucht sogar die Meinung eines ihrer Freunde, der behauptete, *die* Männer müssten die jungen Mädchen, und die Frauenzimmer die männliche Jugend erziehen. Ueber die Erziehung des Prinzen von Asturien und über die Wahl seines Gouverneurs zu Rathe gezogen, antwortet sie: „Da ich viele Erfahrungen gemacht, so habe ich manche Gouverneure und Gouvernantinnen das Ehrenvolle ihrer Stelle annehmen, das Uebrige aber vernachlässigen sehen. . . Alles wohl erwogen, lehrt mich meine Erfahrung, dass ein Mann von Ehre, der sich ganz und aufrichtig der Sache widmet, selbst mit einem mittelmässigen Verstande es besser macht, als ein aufgeweckter Hofmann. . . . Demnach möchte ich einen spanischen Heroen, der ein tapferer Kriegsmann ist, voll Ehre und Redlichkeit, einen Hofmeister, der kein Pedant und dessen Geist mit allem was angenehm, geschmückt ist. Das Beyspiel des Königs, die Anmuth der Königin, und die Geradheit der *Camerara mayor* (die Prinzessin *des Ursins*) würden das Uebrige thun." Sie fühlte sich wohl versucht, einen vollständigen Erziehungsplan für den jungen Prinzen zu entwerfen; allein, sagt sie, es

es ist genug, eine Thorheit an sich zu haben; man muss nicht völlig närrisch seyn." Als sie jedoch später die Wahl des Gouverneurs erfährt, kann sie nicht umhin, sich zu äussern: „Ich wünschte von ganzem Herzen, Hr. *von Figueroa* verstände so viel davon, wie ich." — Da zu der Epoche dieses Briefwechsels die Unruhen in den Cevennen ausbrachen, so möchte man sich wundern, dass darin von Protestantismus und den Protestanten niemals die Rede ist. Desto häufiger aber kommen der Jansenismus und die Jansenisten vor, diese Quelle endloser Streitigkeiten, welche Ludwig XIV. in seinen letzten Regierungsjahren so viel zu schaffen machten, und wobey sicherlich weder die Monarchie noch die Religion irgend etwas gewann. Begünstigte Frau *v. M.* auch nicht die Jansenisten, so schlug sie sich doch keinesweges auf die Seite ihrer Verfolger; sie war selbst persönliche Freundin des Kardinals von Noailles, eine der Stützen des Jansenismus. — Was den gegen Fr. *v. M.* erhobenen Vorwurf der Bigotterie anbetrifft, so geben diese Briefe wenigstens keinen Anlass, ihn für begründet zu achten. Strenge Kasuisten dürften sogar Fr. *v. M's.* Sittenlehre für zu nachsichtig und leicht halten, wenn sie dieselbe hier das Schauspiel und die Komödie vertheidigen sehen. „Ich kenne," sagt sie, „keine anständigeren Belustigungen, als jene Vorstellungen von Stücken voll Maximen der Tugend, Grossmuth und Treue; sie passen sich für Könige und für Unterthanen; sie sind für die Einen wie für die Andern belehrend; die Grossen hören dort, was man ihnen sonst zu sagen nicht wagen würde; Privatpersonen gewahren darin ihre Betrügereyen, ihre Kunstgriffe und ihre Interessen." Die Prinzessin *des Ursins* geht in diesem Punkte noch weiter: sie findet viel Moral in den Opern. — Diese Dame, deren Fehler von den meisten gleichzeitigen Geschichtschreibern vielleicht mit etwas zu viel Härte gerügt werden, entwickelt in ihren Briefen einen Character, der in den wesentlichsten Stücken gar sehr verschieden von dem der Fr. *v. M.* ist. Zeigte sich diese, wie wir bereits angedeutet haben, schwach in Widerwärtigkeiten, und niedergebeugt von den Schlägen eines bösen Schicksals, so giebt Erstere dagegen die unzweifelhaftesten Beweise von einer Festigkeit, Beharrlichkeit und jenen heroischen Tugenden, die man sogar nur selten bey Männern findet. Ihr ganzer Briefwechsel zeugt von einer hohen Gemüthsstärke und Unerschrockenheit der Seele. Sie bleibt standhaft, wenn Alles in ihrer Nähe und Ferne niedergeschlagen ist. So lange noch Hülfsquellen vorhanden, giebt sie dieselben an, und schliesst daraus, man müsse den Krieg fortsetzen; scheinen keine mehr vorhanden zu seyn, so sucht sie deren noch auf und behauptet sie zu finden, und wiederholt dabey stets, man müsse keinen schimpflichen Frieden machen. „Vor fünf Jahren," sagt sie, „versicherte man, es sey kein Geld mehr da, um die Truppen zu bezahlen; man fand es, man wird es ferner finden. . . . Frankreich," fügt sie hinzu, „hat bey seinem indischen Handel unermesslich viel gewonnen, und dennoch sind die Abgaben, die das Volk bezahlt, nicht vermindert worden; was ist aus jenem Gelde geworden? man suche es auf, führe den Krieg und schlage die Feinde. . . Es liegt an der Verwaltung, fährt sie fort, wenn Hungersnoth ist, wenn das Brot über 4 Sous in Paris und über 2½ Sous in den Provinzen kostet." Und diess beweist sie ziemlich schlagend. Sie schmählt auf die Officiere, welche von der Armee weggehen, um in Paris ihren Vergnügungen nachzuhängen. „Was ist aus den Franzosen geworden?" ruft sie aus, „ich erkenne sie nicht mehr wieder." Vornehmlich schmählt sie auf Fr. *v. M.*, welche, erschrocken über die steten Erfolge der Feinde, die Muthlosigkeit und Entblössung der Truppen, und besonders über das Elend und die Verzweiflung des Volks sehr geneigt ist, sich allen Demüthigungen eines Friedens zu unterziehen, den man Frankreich dictiren will. — Allein die Seelenstärke und der Muth, welche Fr. *d. U.* an den Tag legt, waren keinesweges mit Verblendung gepaart; sie verband damit Gegentheils einen hellsehenden Geist, einen vielumfassenden Blick und eben so richtige als erhabene politische Ansichten. So bekämpft sie mit wenigstens sehr scheinbaren Gründen die Besorgnisse der Frau *v. M.*, und die furchtsamen Rathschläge, welche Ludwig XIV. bewogen, Spanien aufzugeben, um sich einzig auf die Vertheidigung Frankreichs zu beschränken. Sie beweist, man müsse die Feinde Frankreichs in Spanien wie am Rheine schlagen; man müsse sie dort wenigstens beschäftigen und sich nicht solcher Verbündeten, wie die Spanier, berauben. In einem Schreiben an Hn. v. Torcy erhebt sie sich zu allgemeinern Betrachtungen und entwickelt gründlichere Einsichten. Sie geht bis zur Epoche des Testaments Carl II. zurück. Sie erörtert die Motive dieses Testaments, das den Absichten der Mächte Europa's zusagte, die sich demselben nicht widersetzten und den Gesinnungen der Spanier, die es beyfällig aufnahmen. — Ueberhaupt genommen rühmt Fr. *d. U.* in ihren Briefen die Treue des spanischen Volk's, mit Ausnahme der Catalonier; allein den meisten Grossen redet sie nur Uebles nach. „Ihren Worten nach," sagt sie mit bitterm Spott, „sind sie bereit, den letzten Tropfen ihres Bluts für den König zu vergiessen, allein sie wollen nicht den *Ersten* daran setzen." Die spanischen Damen kommen eben nicht besser weg. Nach ihrer Schilderung kommen sie an den Hof, machen eine linkische Kniebeugung, um der Königin die Hand zu küssen, setzen sich dann, ohne ein Wort zu sagen, und das Alles halten sie für eine Unterhaltung. Fragt man sie, ob sie tanzen, singen, Musik machen können, ob sie gern spazieren gehen, Karten oder sonst Etwas spielen, so antworten sie: nein. „Sie werden mir zugeben, Mde.," fährt die Briefstellerin fort, „dass mit solchen Personen schwer etwas anzufangen ist. Worauf sie sich indessen vortrefflich verstehen, diess ist, unaufhörlich

lich Gunstbezeugungen für sich, ihre Freunde, ihre Hausbediente zu verlangen. . . . Es ist nichts seltenes bey ihnen, dass sie noch in dem Augenblicke ihrer Dankerstattung bereits um eine neue Gunst bitten; und erhalten sie solche nicht, so erheben sie laute Klagen. . . Ausserdem haben sie die gute Eigenschaft an sich, durchaus nicht arbeiten zu wollen. Einige tragen kleine Rosenkränze um den Hals, *Agnus Dei* auf den Schultern, kleine Kreuze, unterschiedliche Reliquien, und den grossen Rosenkranz in der Hand. Alle diese Manieren, Madame, mögen ihr Verdienst haben; allein man muss zugeben, dass sie eben keine Ergetzung gewähren." — Von dem spanischen Frauenzimmer aus den untern Klassen giebt die Briefstellerin keinen günstigern Begriff, wie von jenen Damen. Sie kann nirgend eine Amme für den Prinzen von Asturien finden. Sie sind alle krätzig, wie sie sagt; sie schickt darnach in Biscaya, Navarra, Castilien herum; man sendet sie ihr dutzendweise zu; allein keine entspricht ihren Erwartungen. — Man sieht übrigens aus diesen Briefen, dass die Prinzessin *des Ursins* sich in Alles mischt, in Kleinigkeiten und in die wichtigsten Angelegenheiten. Auch antwortet sie Fr. *v. M.*, die ihr schreibt, man sähe es in Frankreich nicht gern, dass sich die Frauen mit Politik abgäben, mit beissender Ironie und einer geschickten Wendung, welche Ludwig XIV. auf feine Art an glücklichere und glänzendere Zeiten erinnert: „Desto besser, wenn man in Frankreich nicht mag, dass die Frauen von Staatsangelegenheiten reden. Wir werden den Männern mancherley vorzuwerfen haben, weil wir keinen Theil daran nehmen. Das Schlimme ist, dass gewisse Frauen mehr Ehre, als sie, besitzen, und dass uns ihre Fehler zu Märtyrinnen auf dieser Welt machen. Ich finde indessen den Geist des Hofes sehr verändert, seitdem ich Frankreich verliess, denn der König schien mir nicht jener Meinung zu seyn, als ich die Ehre hatte, ihn zu unterhalten. Läge hierin nicht die Ursache aller unserer Unfälle? Vergeben Sie mir, ich bitte Sie, diesen schlechten Scherz." — An Anekdoten ist dieser Briefwechsel ziemlich arm; auch sind die meisten, welche darin enthalten, aus den Memoiren jener Zeit nur allzu bekannt. — Auch darf man in dieser Sammlung keine zusammenhängende Geschichtserzählung der Begebenheiten dieser merkwürdigen Epoche zu finden hoffen, wohl aber eine treue und höchst anziehende Schilderung des Eindrucks, den diese Begebenheiten auf die Höfe von Versailles und Aranjuez machten, so wie der Intriguen, welche manche derselben herbeyführten. Endlich lehren uns diese Briefe den Geist der Grossen und des Volks jener Zeiten kennen, und den Zustand Frankreichs, das, nach dreyssig Siegesjahren, nur von Niederlagen hörte, dessen Provinzen durch Hungersnoth entvölkert wurden, und dessen Königsfamilie, sonst nur von Festen umgeben, in Trauerkleider gehüllt ward. — Bey der Genauigkeit und Sorgfalt, wodurch sich sonst die Produkte der französischen Presse auszeichnen, darf man die häufig ganz entstellten Eigennamen wohl nur der Undeutlichkeit der Handschrift zur Last legen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, in d. Flittnerschen Buchh.: *Johann von Tenczyn.* Eine geschichtliche Erzählung aus dem Polnischen des *J. U. Niemcewicz.* 1828. *Erster* Theil. VI u. 217 S. *Zweyter* Theil. 224 S. *Dritter* Theil. 157 S. 8. (2 Rthlr. 16 gGr.)

Der Uebersetzer hat sich nicht genannt, und über die Treue seiner Arbeit können wir nicht urtheilen, da wir das Original nicht vor uns haben. Das Buch liest sich leicht, wenn man von der oft sehr störenden Einmischung lateinischer Worte und Phrasen in die Reden der Personen, die freylich national und der damaligen Zeit gemäss ist, absehen will. Das Geschichtliche sowohl, als die Schilderung der Sitten und Gebräuche ist gut in den Zusammenhang der Fabel verwebt und giebt ein sehr lebendiges und anschauliches Bild. Das möchte aber wohl der Hauptgewinn für deutsche Leser seyn. Der Roman selbst ist sehr gedehnt und breit, und lässt oft ganz ohne Interesse. Der Charakter des Haupthelden tritt nicht genug hervor, und erweckt nicht Theilnahme genug an seinen *Schicksalen*, die erst gegen das Ende an Reiz *gewinnen*. Früher sind sie, möchte man sagen, zu diplomatisch. Anziehender ist die Prinzessin von Schweden geschildert, wie denn überhaupt die weiblichen Charaktere mehr ansprechen als die männlichen; den König von Polen ausgenommen, der sehr wacker dasteht. Einzelnes, was der Hofnarr des alten Woywoden vorbringt, ist ergetzlich, und die Darstellung würde gewonnen haben, wenn der Scherz auf dieser Seite öfter durchblickte; die Figur des Hofmarschalls in Stockholm, die den Zweck der Erregung des Lachens hat, ist zu sehr Karrikatur, um auf die Länge zu unterhalten. Der edle Spanier erscheint anfangs fast als eine Art von Don Quixote.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1828.

BIBLISCHE LITERATUR.

MANNHEIM, b. Löffler: *Hiſtoriſch-kritiſcher und philologiſcher Commentar über den Brief Pauli an die Coloſſer.* Einleitung, Urtext mit Varianten, nach der Griesbach'ſchen Recenſion, Inhaltsanzeigen und nach Abſchnitten geordnete, ununterbrochen fortlaufende Wort- und Sacherklärung. Bearbeitet von Dr. *Friedrich Junker.* 1828. XVI u. 200 S. 8. (1 Rthlr.)

Sehr ausführlich erklärt ſich der Vf. in der *Vorrede* über Plan und Methode ſeiner Schrift, in welcher er zwar hin und wieder lobenswerthen Fleiſs, aber auch öfter Mangel an gründlichen philologiſchen Kenntniſſen und an reifem und ſicherm Urtheil an den Tag legt. Werfen wir zuvörderſt einen Blick auf das *Aeuſsere,* ſo iſt es ein fühlbarer, aber vom Vf. nicht verſchuldeter Mangel, daſs die Drukkerey keine hebräiſchen Typen hatte, und er alſo genöthigt war, alles Hebräiſche mit lateiniſchen Buchſtaben zu ſchreiben. Vielleicht fällt es ihm eben ſo wenig zur Laſt, daſs der Druck, den er nur nicht in der Vorrede hätte loben ſollen, ſtumpfe, altmodiſche, oft halb verwiſchte Lettern hat und ſo incorrect iſt, daſs ſelbſt in dem *kritiſchen* Texte auffallende Setzerfehler vorkommen, z. B. Kap. 1, 6. *βωὶ* für *καὶ*, v. 9 *ἵνα* f. *ἵνα*, v. 13 *Ὅς* f. *Ὅς*, v. 29 (in der Erklärung) *κομιῶν* f. *κοπιᾶν* u. ſ. w. Dagegen trifft den Vf. der Tadel, daſs er *Philo* und *Joſephus* in der Regel lateiniſch, nur ein Mal den letztern griechiſch mit der lateiniſchen Ueberſetzung citirt. Wollte er eine ſolche geben, ſo wäre, da das Buch übrigens deutſch iſt, eine ſelbſt verfertigte deutſche unſtreitig paſſender geweſen. Am ſchärfſten verdient aber der Vf. darüber getadelt zu werden, daſs er oft Mangel an Kenntniſs ſeiner Mutterſprache und ihres richtigen Gebrauchs verräth, z. B. in den Redensarten S. VIII: in einer *ſpäter zu erſcheinenden* Abhandlung des Vfs.; S. IX: daſs ſich im N. T. nichts findet, was nicht unſre geiſtige Anſtrengung — — erforderte, *um* es allmählig und wo möglich nach allen Seiten *zu behellen.* S. 13: von menſchlicher Scheinweisheit aufgeblaſene *Dünklinge.* S. 15: *in der Bälde.* S. 57: Heroismus (ſoll heiſsen: kräftige Ausdrucksweiſe) der Sprache des Paulus. S. 65 heiſst Timotheus *Mit*gehilfe des Paulus, pleonaſtiſch für Gehülfe. S. 105 *wegen euch,* — worauf ſogleich das richtige euretwegen folgt. S. 88 hat der Vf. den ſo gewöhnlichen tropiſchen Ausdruck: *anſpielen* auf etwas, ganz miſsverſtanden und ſchreibt: Paulus *ſpült an* die Alexandriniſche Idee *an;* und dieſs iſt nicht etwa ein Druckfehler, denn S. 89, S. 117, S. 172 kommt es eben ſo vor. S. 56 will der Vf. ſagen: Die angeführten Gründe reichen zwar nicht völlig hin, meine Anſicht als die allein wahre darzuſtellen; aber ſie machen ſie doch ſehr wahrſcheinlich und veranlaſſen vielleicht Andere zum weitern Forſchen bis zur Erledigung des Streitpunkts. Dieſs drückt er ſo aus: „Dem aufmerkſamen *Beurtheiler* dieſer Hauptdata und dem *pragmatiſch-hiſtoriſchen* Schriftforſcher überhaupt mag dieſs genügen, *um* die Hinlänglichkeit zur Feſtſtellung jener durch die vorgeführten Gründe bemerklich gemachten Annahme bey ihm *erwieſen zu haben,* oder ein weiteres Nachdenken und Durchforſchen zu endlichem Reſultate zum Nutzen jedes Freundes des Bibelſtudiums begierig in ihm zu erwecken." — Solche ſchwerfällige, tautologiſche Tiraden kommen öfter vor.

Die *Einleitung* S. 1—64 enthält §. 1: Nachrichten über Coloſſä, Laodicea, Hierapolis, nebſt Vermuthungen über die Gemeinde zu Laodicea und den angeblich von Paulus an ſie geſchriebenen Brief. §. 2. Vermuthungen über *Epaphras* (Epaphroditus), Stifter (oder wenigſtens Lehrer) der Gemeinde zu Coloſſä. §. 3. Oneſimus und Tychikus. §. 4. Veranlaſſung und Zweck des Briefes. §. 5. Inhalt des Briefes. §. 6. Zeit und Ort der Abfaſſung; — der Vf. meint: gegen Ende der *erſten* Gefangenſchaft des Paulus zu Rom. §. 7. Unterſuchung über die von Paulus im Briefe an die Coloſſer und Epheſer erwähnten Irrlehrer. *a*) Einleitende Vorbemerkungen, in Beantwortung der Fragen: Woher kamen ſchon in der erſten apoſtoliſchen Kirche Irrlehrer? wie beſtreitet Paulus dieſelben? *b*) Darſtellung der Meinungen der berühmteſten Exegeten, — nämlich die von *Grotius, Buddeus, Walch, Mosheim, Michaelis, Erneſti, Roſenmüller, Wolff, Schöttgen, Storr, Kleuker, Hänlein, Schmidt, Tittmann, Heinrichs, Eichhorn, Hug, Bertholdt.* — Dann die Unterſuchung des Vfs. ſelbſt: *A*) Jene Irrlehrer waren nicht *Eſſäer,* denn 1) dieſe wohnten nur in Syrien *und* Paläſtina (?), keineswegs in Kleinaſien; 2) auch nicht in Städten (— des Joſephus widerſprechende Angabe ſucht der Vf. hinwegzuerklären); 3) ſie verehrten keine Engel (— hier eine richtige Kri-

Kritik der dafür gewöhnlich beygebrachten Stelle des Josephus, bey welcher Hr. *J.* guten Vorgängern folgt), 4) sie konnten und wollten andern Menschen nicht zum Verderben gereichen, (in der Ueberschrift unklar ausgedrückt; der Sinn ist: sie waren weit entfernt, Jemandem ihre Lehre aufzudringen, und hielten vielmehr mit derselben bescheiden zurück); 5) sie werden als fromme und tugendhafte Menschen geschildert; 6) sie waren eine *geheime* Religionsgesellschaft, deren Mitglieder durch Schwüre verbunden waren, nichts von ihrer Lehre zu offenbaren, (fällt im Wesentlichen mit 4) zusammen); 7) der Apostel erwähnt nie ausdrücklich die Essäer; 8) die Essäer hassten speculative Philosophie und beschäftigten sich mit Ascetik und Allegorie. (Dieser Grund ist unklar, weil der Vf. nachher beweist, unter der φιλοσοφία, die Paulus bekämpft, sey *nicht* speculative Philosophie zu verstehen; er ist aber auch ungenügend, weil der Apostel, wie der Vf. zugiebt, wirklich gegen streng-ascetische Lehrer redet.) *B*) Jene Irrlehrer waren nicht (eigentliche) *Gnostiker;* denn diese sind nicht zur Zeit von Christi Geburt oder noch früher, auch nicht im apostolischen Zeitalter, sondern erst im ersten oder zweyten christlichen Jahrh. zum Vorschein gekommen, da mehrere Kirchenväter (deren Aussprüche hier mitgetheilt werden) behaupten, sie seyen später entstanden, auch die frühern Schriftsteller, z. B. Josephus und Philo, ganz von ihnen schweigen; auch stimmen die Hauptlehren der Gnostiker nicht mit dem überein, was der Apostel den Irrlehrern Schuld giebt." — Durch diese ganze Deduction scheint dem Rec. keineswegs widerlegt zu seyn, dass jene Irrlehrer nicht Christen waren, welche der Verkündigung des Apostels durch eine, den Grundsätzen der Essäer und den Speculationen der Gnostiker sich annähernde Auffassung des Christenthums widerstrebten. Diess möchte das Wahrscheinlichste seyn, Bestimmteres aber sich wohl nicht ausmachen lassen. Hr. *J.* versucht diess jedoch und fährt fort: *C*) Jene Irrlehrer waren 1) Juden, wie wir aus einzelnen Zügen der Darstellung, so wie aus der Analogie, dass der Apostel immer gegen Juden *und Judenchristen* kämpft, abnehmen können; und zwar mögen sie 2) den Alexandrinisch-judäischen Logosgelehrten angehört haben: denn *a*) Ephesus und die benachbarten Städte standen mit Alexandrien seit langer Zeit in ununterbrochener Handelsverbindung, und durch die vielen in Alexandrien ansässigen Juden mag die Theorie vom Logos, welche sich unter ihnen ausgebildet hatte, auch nach Kleinasien gekommen seyn; *b*) dieser Theorie scheint sich der Apostel dadurch entgegenzusetzen, dass er dem Messiasgeiste Jesu Alles zuschreibt, was jene dem Logos beylegen, und dass er seine Schüler warnt, sich durch jene nicht zum *Judenthum* (?) verführen zu lassen; *c*) es waren zu verschiednen Zeiten viele Juden nach Kleinasien gekommen, welche dort nicht unbedeutende Freyheiten genossen." — Was diese letztere Thatsache, welche der Vf. zum Ueberfluss mit Beweisen belegt, obwohl es ohnehin bekannt genug ist, dass Paulus fast in allen Städten Kleinasiens Juden antraf, in Beziehung auf die Irrlehrer hier soll, lässt sich um so weniger absehen, da der Vf. von ihrer Beweiskraft weiter nichts beybringt.

Der *Commentar* selbst giebt bey jedem der 18 Abschnitte eine Inhaltsanzeige, den Text, die wichtigsten Varianten und bey der Erklärung die Uebersetzung der einzelnen Ausdrücke. Kap. 1, 2 ist das über die verschiedne Schreibart des Namens Gesagte verworren vorgetragen und behauptet: Κολοσσαι sey die ursprüngliche und richtige *Schreibart*, *nicht* κολασσαι, weil *Ersteres* nach Ekhel durch die Münzen bestätigt werde, da diese doch (man lese *Ekhel doctr. num.* P. I. Vol. III. (nicht Vol. II.) S. 147) für κολασσαι sprechen. Dem Ausdrucke nach möchte man vermuthen, dass der Vf. das auch sagen wollte, sich aber verwirrt oder mit einem *„nicht"* verschrieben hat. Kap. 1, 4, sonst richtig, nur im Ausdruck etwas ungelenk und weitschweifig, πίστις erklärt durch: Ueberzeugung aus Gründen (theoretisch) und Vertrauen (praktisch). Kap. 1, 11 wird nach Chrysostomus unterschieden zwischen ὑπομονή, Ausdauer im Christenthum (Ausharren), und μακροθυμία, Langmuth im Ertragen eines ungünstigen Schicksals. Die Stelle Kap. 1, 14 wird übrigens aus den Ideen des Judenthums ziemlich genügend erläutert. Kap. 1, 15 soll Paulus lehren, „dass der *deificirte* (*sic*) Messiasgeist (Jesu) als ein Bild Gottes zu betrachten sey, und zwar durch die *Geistigkeit* seines Denkens (was wäre dann die Körperlichkeit desselben?), durch die Heiligkeit seines Wollens, durch die Unfehlbarkeit seines Handelns", wobey der Vf. wahrscheinlich sich selbst so wenig klar geworden, wie den Lesern. Hier und in den folgenden Versen will der Vf. *unter* der dem Messias zugeschriebenen Schöpfung *nur eine geistige* Umschaffung verstehen. Allein hier ist unstreitig eine Nachahmung der im A. T. der göttlichen Weisheit, als Hypostase, zugeschriebenen Theilnahme an der Weltschöpfung, auf den Messias bezogen. Kap. 1, 24 wird gut entwickelt, dass der Apostel sagen will: er freue sich über die Colosser, selbst in seinen Leiden; nicht aber: er habe um der Colosser willen Leiden erduldet. Kap. 2, 3 behauptet der Vf. θησαυροὶ ἀπόκρυφοι bedeute: „Schätze, welche verborgen, d. h. niedergelegt in ihm (dem Geheimniss, der Geheimlehre) befindlich oder enthalten sind, nicht unverborgen zu bleiben: denn diess müsste ἀποκεκρυμμένοι heissen, sondern verborgen, um entdeckt und geoffenbart zu werden." Hier ist der Sinn wohl nicht unrichtig gefasst, aber doch mehr in den Ausdruck hineingetragen, als darin liegt, und der angegebene Unterschied lässt sich durch den Sprachgebrauch nicht rechtfertigen; auch hat der Vf. ihn durch kein Beyspiel bewiesen. Kap. 2, 8 wird recht gut nach den Ideen und dem Sprachgebrauch jener Zeit entwickelt, dass hier bey φιλοσοφία nicht an das zu denken ist, was wir unter *Philosophie* verstehen, sondern an eine Religionssecte und

und ihre besondre Auffassung der Religionslehre. Dafs der Apostel dabey besonders an die Alexandrinische Logostheorie denke, trägt der Vf. nach seiner oben erwähnten Hypothese hinein. Kap. 2, 18 ist θρησκεία τῶν ἀγγέλων erklärt durch: „der durch Engel (bey der Sinaitischen Gesetzgebung) eingeführte Mosaisch-levitische Gottesdienst", — mit ausführlicher Abweisung der entgegengesetzten Meinungen. Doch ist nicht deutlich ausgedrückt, dafs die Sinaitische Gesetzgebung, bey welcher die alte Mosaische Sage des Exodus den Jehova *selbst* erscheinen läfst, später dahin umgebildet wurde, dafs Jehova dem Mose sein Gesetz habe durch Engel verkündigen lassen, weil man es Jehova's unwürdig achtete, dafs er selbst zu Menschen gesprochen haben sollte; vgl. Hebr. 2, 2 u. a. St. Am Ende (S. 146) giebt der Vf. den Worten neben dieser eigentlichen unbefriedigenden Deutung auch noch eine uneigentliche: „ein reines, heiliges Leben, wie das eines Engels", — welches, wie er meint, nach dem Wahne der angefochtenen Irrlehrer, in Enthaltung von Speisen an gewissen Tagen besteht. Kap. 3, 4 sind ganz kurz zwey mögliche Deutungen der Worte: ὅταν ὁ Χριστός φανερωθῇ angegeben worden, doch ohne dafs der Vf. sich für eine von beiden mit Bestimmtheit erklärt, und ohne dafs er, was hier wichtig war, sich darüber äufsert, ob der Apostel eine Wiederkunft Christi bey seinen und seiner ersten Leser Lebzeiten erwartet habe. Kap. 4, 9 hält Hr. *J.* Ὀνήσιμος für eine erst von Paulus gebildete Benennung dieses Colossers, durch welche er ihn als einen für die Verkündigung des Evangeliums sehr *nützlichen* und *brauchbaren* Mann empfehlen wolle. Alles Andre, worin noch weniger eigentliche Schwierigkeiten sind, als in dem Ausgehobenen, können wir füglich übergehen. Aufser den oben erwähnten Mängeln ist auch die Auslassung der Accente bey den griechischen Wörtern zu rügen.

ASTROGNOSIE.

Wien, b. Heubner: *Gemeinfafsliche Anleitung zur leichten Kenntnifs des gestirnten Himmels* mittelst einer beygefügten grofsen Sternkarte von *J. Bapt. Bartak.* Mit einer Vorrede von *J. J. Littrow,* Director der k. k. Sternwarte u. s. w. Als passende Beylage zu dessen populärer Astronomie. 1827. XII u. 52 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Es ist nicht zu leugnen, dafs der Anfänger in der Astronomie, welcher damit anfängt, das äufsere Bild des Himmels genau aufzufassen, welcher sich bemüht, die wichtigsten Sterne ohne mündlichen Unterricht kennen zu lernen, durch die Menge von Linien auf den meisten Sternkarten fast erdrückt wird, dafs es ihm schwer wird, die Sterne in der Lage, in welcher er sie erblickt, auf der Karte wieder zu finden. Rec. wenigstens, welcher ohne Hülfe eines Lehrers und ohne eine nähere Beschreibung der Sternbilder diese kennen zu lernen suchte, gesteht gern, dafs es ihm im Anfange sehr schwer wurde, aus einer sorgfältig verzeichneten Karte, auf welcher die Sternbilder zum Theile noch schraffirt waren, die Sterne am Himmel selbst aufzufinden. Dem eben genannten Uebelstande soll die gedachte Schrift abhelfen; Einfachheit soll die Haupttendenz der Karte seyn: es sind daher die Sterne nur bis zur fünften Gröfse aufgenommen, Nebelflecke und Sternhaufen fehlen dagegen ganz; endlich sind alle am Umfange eines Bildes stehende Sterne durch fein punktirte Linien verbunden. Rec. glaubt jedoch, dafs der Vf. in letzterm Punkte die Einfachheit etwas zu weit getrieben habe. Sehr viele Dilettanten, welche vielleicht nie andere Karten in die Hände bekommen, als die vorliegende, wünschen doch auch die wichtigsten Sternbilder nicht blofs ihrem äufsern Umrisse nach kennen zu lernen, sie wollen zugleich wissen, welche Sterne bilden z. B. den Kopf des grofsen Bären. Daher wäre es gewifs zweckmäfsig gewesen, wenn der Vf. wenigstens von einigen der wichtigsten Sternbilder mit feinen Linien die Umrisse angegeben hätte, wie sie auf den Karten gewöhnlich stehen. Ein andrer Uebelstand bey dieser Karte liegt in den Zeichen, welche der Vf. für Sterne verschiedner Gröfse gewählt hat. Alle Sterne haben dasselbe, nur in der Gröfse verschiedne Zeichen. Warum wählte hier der Vf. nicht ähnliche Bezeichnungen, als die sind, welche sich auf den Karten von *Bode* oder *Goldbach* finden?

Was die beygegebene Schrift betrifft, so ist dieselbe für jeden Anfänger hinreichend verständlich. Im *ersten* Abschnitt giebt der Vf. zuerst die wichtigsten Kreise an, welche am Himmel gezogen werden; sodann zeigt er, wie die ausgezeichnetsten gröfsten Sterne durch Linien gefunden werden können. Im *zweyten* Abschnitt beschreibt er die Sternbilder. Im *dritten* Abschnitt finden wir eine Angabe des monatlichen Standes der Sternbilder unter einer mittlern Polhöhe von 50°. Den Schlufs endlich macht eine Tafel der Rectascension und Declination aller Sterne von der ersten bis zur dritten Gröfse für das Jahr 1830 nach *Piazzi.* Diese letztere Tafel würde hier wohl Niemand erwartet haben, und Rec. begreift den Zweck derselben auch nicht: denn für den Dilettanten hat ein solches Verzeichnifs wenig oder gar keinen Nutzen, und der Astronom besitzt gröfsere Verzeichnisse.

SCHÖNE KÜNSTE.

Mannheim, b. Schwan u. Götz: *La sposa di Messina.* Tragedia di *Schiller,* recata in versi italiani da *W. E. Frye,* Inglese, membro dell' Academia degli Arcadi in Roma, Ex-Maggiore d'Infanteria nel servizio Britannico. 1826. II und 166 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Ueberfetzer dieses Schiller'schen Trauerspiels, ein Engländer, konnte bey Bearbeitung desselben

selben eine doppelte Absicht haben. Entweder er wollte seinen Landsleuten und den Deutschen, welche die italienische Sprache kennen und lieben, das Vergnügen verschaffen, zwischen ihrer Muttersprache und dem italienischen Idiom eine sprachliche Parallele zu ziehen, und durch Nebeneinanderstellung derselben Geist und Gewand beider Sprachen zu zeigen; oder er wollte bloss den Bewohnern Italiens, die der deutschen Sprache unkundig sind, das Musterwerk eines gefeyerten deutschen Dichters zu lesen geben. Wollte der Vf. Beides (denn er spricht seine Absicht in der Vorrede nicht aus), so ist es desto besser: denn er erreicht ja Beides. Wir haben die Uebersetzung mit Vergnügen gelesen; der Vf. zeigt, er kenne beide Sprachen, und wenn er sich einige Freyheiten bey Uebertragung eines Theils der Chöre erlaubt hat, so ist das wohl verzeihlich, da er vom Sinne des Originals nicht abweicht; auch ist er treuer in den Dialogen und Monologen der Beatrice. Wo Reime im Original sind, hat er sie auch in der Uebersetzung. Freylich sind es *rime piane*, und es mochte ihm schwer fallen, sie, wie im Deutschen, mit *rime tronche* abwechseln zu lassen. Einiges ist zusammengezogen und verkürzt, besonders die Chöre nach dem Eintritt Isabellens mit den Söhnen. Einiges ist gereimt, wo *Schiller* nicht gereimt hat. Aber die Lectüre des Ganzen wird Sprachfreunden Vergnügen gewähren. Zur Probe hier die schöne Stelle, wo Manfred sagt:

„Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach,
Und die hüpfenden Lämmer grasen
Lustig um ihn auf dem sonnigen Rasen;
Süsses Tönen entlockt er der Flöte,
Und das Echo des Berges wird wach,
Oder ein Schimmer der Abendröthe
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach —
Aber der Krieg auch hat seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks,
Mir gefällt ein lebendiges Leben
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks.

Denn der Mensch verkümmert im Frieden;
Müssige Ruh ist das Grab des Muths.
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen;
Aber der Krieg läst die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Muth." —

Manfredo.

Bella è la pace!
Ninfa non v'è, che vante
Aspetto più sereno,
Qualora in prato ameno,
Al piè d'un olmo giace,
E mentre intorno a lei
Pasce greggia belante
Saltando a gara sulla spiaggia erbosa,
Concordi accenti al plettro
Elice, ed a grato suon Eco risponde.
E quando a Febo il scettro
Del polo etereo usurpa notte ombrosa,
Talor d'un rio sulle fiorite sponde,
L'invita al sonno il mormorar dell' onde.

Hier sieht man, was übergangen, was treu ist und die Form des Ganzen. Die Worte von: „Denn der Mensch" — bis: „erzeugt er den Muth" sind gar nicht mitübertragen. Das Werklein ist der Grossherzogin Stephanie von Baden dedicirt.

A.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

DANZIG, b. Herausg.: *Das Danziger Neujahrsgeschenk.* Enthaltend: 1) Lieder in die Haushaltung. 2) Fabeln, frey nach dem Spanischen des Yriarte. 3) Prosaische Aufsätze. Herausgegeben von *P. H. W. Schnaase.* 1828. IV und 120 S. 8. (16 gGr.)

Was der Leser hier zu suchen hat, ist auf dem Titel sattsam angezeigt; es ist theils Eigenes, theils Fremdes. Den Anfang machen einige bekannte Lieder von *Claudius,* mit andern vermischt, die einen Cyklus häuslicher Freuden und *Leiden* abbilden und darum Lieder für die *Haushaltung* genannt werden. An sie schliessen sich *Fabeln* aus dem Spanischen übertragen, die der *Herausg.* einem in Danzig einst lebenden spanischen Consul verdankt; zuletzt kommen prosaische Aufsätze, die zum Theil schon in Zeitschriften gestanden haben, zum Theil fremden Ursprungs sind. Der Zweck des Ganzen ist nicht wohl einzusehen. Im Einzelnen findet sich freylich manches Unterhaltende, aber auch viel Triviales, z. B. „der Bericht über die im October 1827 in der Gegend von Marienburg *sich geäusserte* Auswanderungssucht"; und die mit erhabenen Dichterstellen begleitete, übrigens aber sehr gemeine Criminalgeschichte, die nicht einmal vollendet ist. *Claudius* Geist schwebt hier *über den Wassern.*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1828.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Erlangen, b. Palm u. Enke: *Grundzüge des teutschen und besonders Bayerischen Criminal-Processes* u. s. w. Entworfen von Dr. *Chr. E. v. Wendt,* königl. Bayer. Geh. Hofrath u. s. w. 1826. gr. 8. (22 gGr.)

Der Vf. vermisste ein Lehrbuch des *gemeinen* Criminal-Processes, welches zugleich auf die Bestimmungen des *bayerischen* Rücksicht nähme, und diess gab ihm Veranlassung, diese Grundzüge herauszugeben, bey denen gleich der gedoppelte Umstand bedenklich macht, dass für den gemeinen Criminalprocess nichts *Neues* geleistet, für den *bayerischen* aber eine Arbeit unternommen ist, die vielleicht bald durch die seit mehrern Jahren projectirte neue Criminal-Gesetzgebung unnöthig wird. Dadurch wird aber der Werth der Schrift für ihren jetzigen Zweck, d. h. um dem Vf. als Grundlage seiner Vorlesungen zu dienen, nicht verringert. Für den *Praktiker* ist sie, wenigstens so weit sie das gemeine Recht betrifft, nicht ausführlich genug. Die *Einleitung* §. 1. enthält Aphorismen, welche dem Anschein nach in Sätzen, deren *einer* consequent aus dem *andern* hervorgeht, bestehen, der That nach aber zum Theil hier unerwiesene *Postulate* sind. Einiges über *Begründung* und *Zweck* des Strafrechts. Dieser §. 1 zeichnet sich vor allen andern, welche im Ganzen einfach und natürlich geschrieben sind, durch einen besondern Stil aus, der, wenn er in *dieser* Art durch das ganze Buch gienge, sehr ermüdend würde. Z. B.: „*Der Staat besteht ohne gesetzliche Ordnung nicht. Gesetze sind deswegen nothwendig und unverletzlich. Allgemeiner Gehorsam gebührt ihnen. Er wird herbeygeführt im Einzelnen*" u. s. w. Gegen diese angebliche *Unverletzlichkeit* der Gesetze, welche allerdings in einem andern idealen Sinne vorhanden ist, ist aber zu bemerken, dass derselbe §. schon von der *Verletzung* der Gesetze und *gesetzwidrigem* Thun handelt, ohne welche ja ohnediess vom Criminal-Recht, und besonders dem Criminal-Process nicht die Rede seyn könnte. In der Einleitung werden mehrere Punkte, §. 6 auch Andeutungen über die *Geschichte* des deutschen Criminal-Processes berührt, welche sonst wohl meist schon in der Einleitung zu dem *Criminalrecht* vorgetragen zu werden pflegen, und mit Recht, da sie in den Zusammenhang des *Ganzen* gehören und das Criminalrecht stets bey dem Process vorausgesetzt wird. Demnach ist es zu billigen, dass hier die dem Process als unmittelbare Grundlage dienenden Punkte wiederholt in Erinnerung gebracht werden: obschon das, was §. 1 Not. 1. über das Strafrechts-System der Römer angedeutet ist, die *historisch* gebildete Ansicht desselben nicht ausspricht und höchstens für wahr gelten kann, wenn man den *praktischen* Standpunkt des *Justinianischen* Rechts berücksichtigt. Denn dass die Strafe *abschrecken* soll, ist eine nicht der frühern Zeit angehörige Ansicht, und auch im spätern Recht nicht die hauptsächlichste. Den *Skizzen* über die bayer. Criminalprocess-Gesetzgebung wird das Zeugniss *Cäsar's* über die alten *Boji* vorangeschickt: „*quod egregia virtute erant cogniti.*" Mag hier *virtus Tapferkeit* oder überhaupt *Tugend* und *Rechtschaffenheit* bedeuten, so ist diess nach dem Zeugniss des *Tacitus* auch ein Lob, welches den *andern* germanischen Stämmen gebührt: in der *ersten* Bedeutung hat es aber nichts mit dem Criminalprocess zu thun, und in der letztern ist es ein sonderbarer Anfang, von der grossen *Tugend* gerade da zu sprechen, wo von *Verbrechen* und *Strafen*, deren Häufigkeit und Grausamkeit im Mittelalter und noch viel später bekannt ist, die Rede seyn soll. Man vermisst ungern in der Einleitung einige Bemerkungen, welche Stoff zu mündlichen Vorträgen über die für uns so wichtige Geschichte des *Römischen Accusations-Processes* geben, ohne deren Kenntniss die römischen Quellen nicht verstanden werden können, und über die Geschichte der Entwickelung des *Inquisitions-Processes*, welche die unentbehrliche Grundlage unsers geltenden Criminal-Verfahrens ist, so wie über die *wissenschaftliche* Auffassung des Criminalprocesses in früherer und neuerer Zeit, endlich über die seit den ständischen Verhandlungen auch für Bayern so wichtige und in den neuern Zeiten so oft besprochene Frage, über die Vorzüge und Nachtheile der *Mündlichkeit* und *Oeffentlichkeit* des Criminalverfahrens, in einem andern Sinne, als man dieselbe unserm deutschen Process zuschreiben kann. Daher ist auch von den verdienstlichen Werken von *Feuerbach, Maurer, Rogge* und Andern hier kein Gebrauch gemacht worden. Die „*Darstellung des Criminalprocesses selbst*" zerfällt in *zwey* Bücher von ungleichem Umfange: das *erste* grössere handelt von dem *ordentlichen* Criminalprocesse, das *zweyte* sehr kleine von *besondern Strafprocess-Arten*, welche aber zum kleinsten Thei-

Theile dem gemeinen Recht angehören. — Fasst man nun dieses als den Hauptgegenstand des Werks auf, so läst sich gegen solche Unterscheidung gar Manches erinnern. Denn das Meiste ist particularrechtlich, und unsre Quellen nennen nur *ein* Criminalverfahren überhaupt, welches jedoch nach der C. C. C. in den *beiden Hauptformen* des Accusations- und Inquisitions-Processes, und zwar so, dass ersterer noch als Regel angenommen wird, hervortritt. Die Art der Ausführung ist folgende: der *erste Titel* des *ersten* Buchs handelt in *zwey* Kapiteln von der *Zuständigkeit der Criminal-Gerichte* und *von der Besetzung der Gerichte.* Letztere würde deutlicher und für das Verständniss der Lehre der Competenz besser *zuerst* abgehandelt. Gleich bey dieser Gelegenheit ist zu bemerken, dass viele Punkte hier gar zu kurz, manche gar nicht berührt sind, wenigstens in Ansehung des gemeinen Rechts und der Praxis, denn das *bayerische* Recht ist im Ganzen mehr berücksichtigt. Freylich können die Ergänzungen Gegenstand des mündlichen Vortrags seyn; allein das Buch ist nicht für diesen *allein* bestimmt, ist auch kein s. g. *Grundriss*, sondern soll sogar zum gerichtlichen Gebrauch dienen, was aber nicht von den §§., die der Praktiker in *andern* Werken vollständiger ausgeführt findet, sondern nur von den *Noten* zugestanden werden kann, welche sehr vollständige Verweisungen enthalten. Der *zweyte* Titel: „*Verfahren*" coordinirt mehrere, nicht ganz logisch zusammengestellte Unterscheidungen, nämlich die *erste* Abtheilung: „*von der Form der Processhandlungen*", bey welcher Gelegenheit auch von den Folgen der *Vernachlässigung* der Form hätte gehandelt werden sollen. Die *zweyte* Abtheilung: „*von dem Anklageprocess nach der C. C. C. und der Praxis*"; die *dritte* gröste Abtheilung: „*von dem Untersuchungsprocess.*" Jene erste Abtheilung fällt nämlich nicht unter den allgemeinen höhern Gesichtspunkt, von welchem die in den beiden letzten Abtheilungen dargestellten Formen des gemeinen Processes die Unterabtheilungen bilden. Sollte sie aber mehr *communia* beider Process-Formen aufstellen, so hätte sie Vieles, was nur und nach dem bloss praktischen Gesichtspunkt nicht ganz mit Unrecht in dem *inquisitorischen* Processe ausschliessend vorgetragen ist, mitnehmen müssen. Ueberhaupt wäre es für das Verständniss und auch historisch und praktisch richtiger gewesen, diejenigen Bestimmungen, welche sich gleichmässig auf *beide* Formen des Verfahrens beziehen, in Verbindung, sey es *vor* der besondern Darstellung jener Formen, oder *nach* derselben zu erörtern. Denn jetzt geben die beiden, dem accusatorischen Verfahren gewidmeten §§. 33. 34 kein genügendes Bild desselben und können nicht anders als durch eine Uebertragung mancher Lehren des andern Verfahrens richtig gewürdigt werden. Diess ist aber theils *unhistorisch*, da solche Grundsätze, z. B. über den *Beweis*, früher dem *accusatorischen* Process angehören; theils ist es gefährlich und leicht Veranlassung von Irrthümern, dem Zuhörer zu überlassen, diese Uebertragung selbst vorzunehmen, da sowohl die Frage, *was* zu übertragen sey, als die Art und Weise, *wie* die Modificationen, *unter welchen* dieses geschehen solle, eine schwierige, nur durch tiefere Kenntniss der Sache zu lösende ist. Warum ist z. B. die Schlussbemerkung *Feuerbach's* im Lehrbuche §. 649: „*Alles Uebrige hat der Accusationsprocess entweder mit dem bürgerlichen, oder dem Inquisitionsprocess gemein*", zwar *förmell* richtig, aber der *Sache nach* so unbestimmt, dass sie keinen der hier Statt findenden Zweifel zu lösen im Stande ist. Indessen ist diess mehr ein Streit über die *Weise* des *Vortrags*; in der *Praxis* wird die *mögliche* Gefahr dadurch beseitigt, dass wenigstens der frühere gemeinrechtliche Anklageprocess nicht mehr im Gebrauch ist, so dass, wo nach Particularrechten, wozu jetzt das in den Rhein-Provinzen geltende französische Verfahren zu rechnen ist, ein dem Anklageprocess *ähnliches* Verfahren besteht, auch die Grundsätze desselben näher bestimmt sind. Der Untersuchungs-Process wird hier in *drey* Kapiteln dargestellt. Der Gegenstand des *ersten* ist die „*Veranlassung und Eröffnung der Untersuchung*"; des *zweyten Kapitels*: „*die General-Untersuchung*"; des *dritten*: „*die Special-Untersuchung.*" Die noch immer bestrittenen Unterschiede *beider*, welche, so weit sie das *gemeine* Recht betreffen, nicht aus Quellen des römischen Rechts, sondern nur zum Theil aus denen des canonischen Rechts, hauptsächlich aber aus der Praxis der geistlichen Gerichte, aus dem dadurch bestimmten Gebrauch der deutschen Gerichte und aus den Schriften der ältern italienischen und deutschen Praktiker zu bestimmen sind, hätten hier genauer entwickelt werden sollen. In diesem *zweyten* Kap. werden nun unter dem zu rechtfertigenden Gesichtspunkte „*des Ganges der Untersuchung*" die hauptsächlichsten Beweismittel, die aber auch aus dem Standpunkt einer Veranlassung und Vorbereitung der Untersuchung betrachtet werden *können*, angeführt; und Aehnliches geschieht mit einigen andern, von denen dasselbe gilt, z. B. den *Indicien*, in dem *dritten* Kapitel. Dagegen fehlt eine allgemeine Theorie über *Beweis*, *Beweismittel und Beweisgründe*, *rechtliche Gewissheit und blosse Wahrscheinlichkeit*. Erst bey einer ganz *andern* Gelegenheit wird Einiges hierüber bemerkt, nämlich in dem *vierten* Titel, der von der *Urtheilsfällung* handelt, kommen bey der *Prüfung des Beweises* die Fragen vor: welcher *Grad* von Beweiskraft nach dem Gebrauche der einzelnen Beweismittel anzunehmen sey? was im Fall einer *Collision* der Beweis*mittel* (Beweis*gründe*) zu beobachten und was von dem *zusammengesetzten* und dem *künstlichen* Beweise Rechtens sey? Nun ist es zwar nicht zu leugnen, dass die hier erwähnten Fragen Gegenstand der richterlichen Prüfung und Erörterung in der Periode der Urtheilsfassung sind; allein nach dieser Rücksicht würde *vieles Andere* in die Lehre der Fällung des Erkenntnisses zu ziehen seyn, da z. B. auch untersucht werden muss, ob die Verhandlungen ordnungsmä-

mäfsig, das Verfahren vollständig, die Formalitäten beobachtet, die Competenz begründet feyen: mit *einem* Worte: es ist keine Bestimmung des ganzen Criminalprocesses, in Ansehung deren nicht im concreten Falle eine Unterfuchung bey der Beurtheilung der Sache nothwendig werden könnte, ob fie gehörig befolgt, oder wenn nicht, was nun zu verfügen fey. Geftebt man aber auch zu, dafs jene Erörterung nach dem vom Vf. aufgeftellten Gefichtspunkt fich hier wohl vertheidigen laffe, fo mufs man doch für den Zweck des *academifchen Vortrags* es für rathfamer erachten, jene Lehre gleich bey den einzelnen Beweismitteln und im Zufammenhang mit denfelben zu erläutern, wodurch dem Zuhörer, der das Ganze gegenwärtig hat, die Sache offenbar leichter verftändlich und dem Docenten viel Zeit erfpart wird. Bey der Urtheilsfällung darf allerdings nicht unterlaffen werden, aufmerkfam zu machen, dafs hier *jene* Fragen, wie *viele andere*, in nähere Erwägung zu ziehen feyen; aber dann reicht die einfache Bemerkung hin, dafs die urtheilende Behörde die Refultate des Beweifes, d. h. in dem Inquifitions-Proceffe des ganzen Verfahrens genau nach den hierüber geltenden Regeln zu prüfen habe. Auch das, was in diefer Beziehung der Urtheilsfällung *ausfchliefsend* anheimfällt, die Beftimmung der nach Verfchiedenheit des mehr oder weniger vollftändigen Beweifes, oder der Wahrfcheinlichkeit, felbft *verfchiedener rechtlichen Folgen*, wird hier deutlicher, wenn fchon früher jene wefentlichen Unterfchiede erörtert find, und man fchon aus den allgemeinen Grundfätzen des Criminalrechts weifs, dafs nur den *wirklich Schuldigen*, alfo gegen den ein *vollftändiger Beweis* vorhanden ift, die *volle* Strafe treffen kann. Zu diefer, nicht blofs die *Form* der Darftellung betreffenden, fondern wefentlich *praktifchen* Bemerkung geben aber noch befonders folgende *zwey* Gründe Veranlaffung. Einmal fagt der Vf. mit Recht §. 69: Der Schlufs der Special-Unterfuchung trete erft dann ein, wenn im einzelnen Falle fämmtliche hier anwendbare Kenntnifsquellen vollftändig benutzt find; und ob diefes der Fall fey, habe der *Unterfuchungs-Richter* mit derfelben Genauigkeit, Gründlichkeit und Gewiffenhaftigkeit, wie der künftig *erkennende* Richter, nach den *Erforderniffen des Gefetzes* u. f. w. zu prüfen. Obgleich nun ein Unterfchied zwifchen der Prüfung *der* Frage ift, ob alle Kenntnifsquellen gehörig benutzt feyen? und *derjenigen*, was nun das Refultat der gebrauchten Beweismittel und wie darnach zu erkennen fey? fo giebt doch der Vf. felbft zu, dafs den unterfuchenden Richter hier *diefelben Grundfätze* bey feiner Prüfung leiten müffen, wie den urtheilenden; und in der That find auch die Grundfätze die nämlichen, und bey den Thätigkeiten beider Richter ift nur das *Refultat* verfchieden, und der *Zweck*, in dem *jener* blofs zu *dem* Behuf die Prüfung anftellt, um zu beftimmen, ob noch weiter verfahren werden müffe, oder die Sache nunmehr fpruchreif fey; *diefer* hingegen zu dem Zweck nun eben den Spruch zu fällen. Aber auch nicht einmal immer zeigt fich diefes verfchiedne Refultat: denn der urtheilende Richter, der ftets auch jene Prüfung wiederholen mufs, ob die Sache völlig zur Sentenz inftruirt fey, kann wie der frühere die Nothwendigkeit einer Vervollftändigung der Unterfuchung d. h. der Beweisführung erkennen. Der andere nicht minder praktifche Grund ift diefer, dafs bey der *rechtlichen Vertheidigung*, welche doch der Fällung des Urtheils vorhergeht, auch fchon eine Prüfung der Glaubwürdigkeit und Kraft der Beweife Statt finden mufs, wie auch der Vf. §. 70 in der Lehre der Vertheidigung, die der *dritte Titel* giebt, mit Recht anerkennt. Alfo auch zu einer gründlichen Darftellung der Lehre der Defenfion mufs man das Erfordernifs aufftellen, dafs die genannte Theorie bereits erörtert fey. Bey der Urtheilsfällung ift §. 85 auch die Lehre von den *Criminalkoften* behandelt. Diefe Stelle hat ihr zuerft, gegen die gewöhnliche Methode, die dem Procefs *wefentliche* Lehre nur als *Anhang* zu betrachten, Derjenige vindicirt, deffen Buch S. 23 bey der Literatur genannt wird. Um fo weniger hätte diefer aus der Reihe der Citate weggelaffen werden follen, welche zu §. 85 angegeben find. Der *vierte* Titel: *„Urtheil und Rechtsmittel"*, von dem zum Theil fchon die Rede war, enthält *vier* Kapitel: das *erfte „von der Abfaffung des Urtheils"*; das *zweyte „von der Urtheils-Verkündung"*; das *dritte „von den Rechtsmitteln"*; das *vierte „von der Vollziehung."* Diefe letztere Stellung der *Vollziehung*, als unter die Rubrik *Urtheil und Rechtsmittel* fallend, ift an fich und nach dem im Buche aufgeftellten Gefichtspunkte unlogifch; die Vollftreckung ift felbftftändig neben der Unterfuchung und Beurtheilung, obgleich eine nothwendige *Folge* derfelben, Folge dem *Begriff* der Sache und Folge der *Zeit* nach. Das *zweyte Buch* endlich, welches die *befondern Strafprocefs-Arten* namhaft macht und worüber bereits die nöthige Bemerkung gemacht ift, handelt von dem *fummarifchen Proceffe*, dem *bayerifchen Verfahren bey Vergehen* (welches keineswegs ein dem ordentlichen Verfahren entgegengefetztes ift, fondern es giebt nur in Bayern ein anderes ordentliches Verfahren für *Verbrechen* und ein anderes für *Vergehen*), dem *Adhäfions-Procefs*, dem *fiscalifchen* und dem Procefs gegen *Staatsdiener*, dem *Contumacial-Verfahren*, der *Wiederaufnahme der Unterfuchung* (die gar nicht hierher gehört), dem *Standrechte* und dem *Militär-Procefs.*

Was die Art der Behandlung betrifft, fo ift fie meift fo kurz, dafs man eine Eigenthümlichkeit der Anfichten, eine Bereicherung der Wiffenfchaft hier nicht findet und nach dem Plane billigerweife auch nicht fuchen kann. Z. B. §. 17 werden die *ordentlichen* Gerichtsftände, §. 18 die *aufserordentlichen*, §. 20 die *Rechtsmittel*, ohne irgend eine Ausführung, nur *genannt*, und fo ift dann die Gelegenheit zu den gefchichtlichen und praktifchen Erörterungen nicht benutzt worden. *Was* aber gegeben ift, verdient wegen der Zweckmäfsigkeit, oft auch der Prä-

icifion und der guten Art der Darftellung, alles
b. Befonders zu erkennen ift das Beftreben des
3., fo viel als möglich den *Inhalt* feiner Sätze mit
1 *Worten* der C. C. C. felbft zu geben, z. B. §. 23.
27. 28. 29. 30. 33; die namentlich für das *baye-
che* Recht forgfältig gelieferten gefetzlichen Bey-
en nicht nur aus der Crim. O., fondern auch aus
1 fpätern Verordnungen in den Regierungsblät-
n und den lithographirten Novellen; die verglei-
ende Rückficht auf andere neuere Criminal-Pro-
sgefetzgebungen; der in den Noten dargebotene
chliche Stoff zu *praktifchen* Bemerkungen, unter
nen manche recht gute vorkommen, die man faft
gends in den Lehrbüchern findet, z. B. §. 74.
ot. 3. über den Vortrag bey der Beurtheilung meh-
er Mitfchuldiger, welche mehrere Verbrechen in
rfchiedner Verbindung verübt haben. Nach die-
n Gefichtspunkt verdient das Buch die Anerken-
ng, dafs es für Vorträge auf *bayerifchen* Univer-
iten und zur Erleichterung für den praktifchen
ebrauch in Bayern recht paffend fey, während es
1em Bedürfnifs, welches über jenes Landes Recht
nausgeht, nicht völlig zu entfprechen im Stan-
ift.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BERLIN, b. Flittner: *Der auf Gott vertrauende Chrift in feinen Gebeten*, an allen hohen Feften, vor und nach der Beichte und dem heiligen Abendmahle, am Morgen und Abende jedes Tages, bey Krankheits- und Sterbefällen und allen frohen und traurigen Ereigniffen unfers irdifchen Lebens. Nebft einem gefchichtlichen und biblifchen Anhange zur häuslichen Erbauung. Herausgegeben von Dr. *Chriftian Wilhelm Spieker*, Profeffor, Superintendent und Oberpfarrer zu Frankfurt a. d. O. *Zweyte*, vermehrte u. verbefferte Ausgabe. 1828. X u. 236 S. 8. (12 gGr.)

Diefes Andachtsbuch, das uns in feiner *erften* usgabe nicht zu Geficht gekommen, ift eigentlich n Anhang zu dem vor einigen Jahren neu abgeuckten und vermehrten Frankfurter Gefangbuche. Vegen feiner Reichhaltigkeit wurde es vom Verleer unter obgenanntem Titel befonders verkauft und kurzer Zeit vergriffen. Diefen fchnellen Abfatz rdankt es wohl eben fo fehr feiner innern Güte, s dem zu unferer Zeit wieder ftärker gefühlten edürfniffe nach Andachtsfchriften. Wir befchränn uns hier auf eine kurze Angabe feines Inhalts, elche wir nur mit einigen Bemerkungen begleiten; innern aber noch zuvor, dafs die Gebete nicht alle vom Hn. Dr. *Spieker* verfafst find, fondern dafs fich auch ältere, z. B. aus der Holfteinfchen Agende, mit gröfsern oder geringern Abänderungen darunter finden, und dafs fchon deshalb nicht alle an Werth fich gleich feyn können. Der *erfte* Abfchnitt (S. 1 bis 61) enthält *Gebete für die kirchliche Andacht*. Wir vermiffen, bey der fonftigen Reichhaltigkeit diefes Abfchnitts, ein Gebet für die Sonntage, an welchen die drey grofsen vaterländifchen Siegesfefte auch kirchlich gefeyert werden. Wollte der Vf., was wir kaum annehmen dürfen, diejenigen Fefte unberückfichtigt laffen, welche nur im *Preufsifchen* gefeyert werden, fo durfte auch für das *allgemeine* Todtenfeft kein Gebet aufgenommen werden. Die Bitte für den *Allergnädigften* König und Herrn, wie fie S. 4 und öfter vorkommt, fagt unferm Gefühl nicht zu. In dem Gebete an den *gnädigen* Gott, meinen wir, finde ein folcher Superlativus keine paffende Stelle. Das Gebet nach der Predigt S. 21 fprach uns nicht an, und wir fanden den Grund davon in der lofen Verbindung, in welche die Gedanken deffelben geftellt find. *Zweyter* Abfchnitt. *Gebete für die häusliche Andacht* (S. 62—142). Ein Theil diefer Gebete ift metrifch, und unter diefen findet fich eins (S. 139) mit Verweifung auf Ebr. 1, 14. an das, was man wohl fonft *Schutzengel* zu nennen pflegt. Der Chrift foll ja aber allein zu *Gott* beten, und wenn auch ein gebildeter Geift wohl weifs, was er von diefer Gebetsform zu halten hat; fo doch gewifs nicht Jeder, welcher fich diefes Andachtsbuchs bedient. Sonft ift diefer Abfchnitt, wie der *erfte*, fehr reichhaltig und empfiehlt fich durch Licht und Wärme, wie alle afcetifchen Schriften des Vfs. Der *dritte* Abfchnitt (S. 143—168) enthält die *Beicht- und Communion-Gebete*. Der *vierte gefchichtliche Betrachtungen zur häuslichen Erbauung*, und zwar: 1) *Gefchichte vom Leiden und Sterben Jefu Chrifti nach den vier Evangelien* (S. 169—191); 2) *Gefchichte der Zerftörung der Stadt Jerufalem* (S. 191—199). Hier ift uns S. 196 die Angabe aufgefallen: „Das ganze Tempelgebäude, welches über fechshundert Jahre geftanden hatte, wurde verbrannt." So lange würde aber noch nicht einmal der kleine, von den aus Babylon zurückgekehrten Juden erbaute Tempel im J. 70 n. Chr. geftanden haben, und der von Herodes M. aufgeführte, welcher doch hier nur gemeint feyn kann, ftand erft fehr kurze Zeit. Oder hat vielleicht der Vf. unter Tempelgebäude etwas Anderes verftanden? 3) *Gefchichte der Reformation in Deutfchland* (S. 199—214). *Fünfter* Abfchnitt. *Biblifche Haustafel* (S. 215—236). Eine kleine aber recht paffende Auswahl von biblifchen Kernfprüchen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1828.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Würzburg, gedr. u. zu haben b. Richter, u. in Comm. d. Stahel. Buchh.: *Handbuch der pathologischen Zeichenlehre.* Von *J. B. Friedreich.* 1825. VIII u. 550 S. 8.

Die Abfassung eines Handbuchs der Zeichenlehre ist Rec. immer als eine der schwierigsten Aufgaben in der Literatur der Medicin erschienen. Schon die Grenzen, die sich dabey der Vf. eines solchen Buches vorstecken muss, sind schwer zu bestimmen. Alle, möglicher Weise vorkommenden, Zeichen aufzunehmen, wäre ein sehr weit aussehendes Unternehmen und würde ganze Bände füllen; und doch, was ist hier wesentlich, was nicht? Giebt es ein einziges Zeichen, was nicht unter Umständen bedeutungsvoll werden könnte? Nicht minder schwierig ist die Schilderung einzelner Zeichen. Auch der geschickteste Zeichner findet selten Worte, das wieder zu geben, was sich dem geübten Beobachter schon durch *einen* Blick auf die Natur verräth. Jeder nur halbweg erfahrene Arzt erkennt z. B. den Keichhusten, beym ersten Tritt ins Zimmer eines solchen Kranken, aber versuche es einmal Einer, einem andern, der noch keinen solchen Kranken beobachtet hat, eine genügende und erschöpfende Beschreibung dieses eigenthümlichen Hustens zu geben. Und doch dürfte diess immer noch unter die leichteren Aufgaben gehören. Wer vermöchte es aber, uns die verschiedenen Nuancen des krankhaften Athmens, der besonderen oft so bedeutungsvollen Physiognomieen der Kranken, das eigene Benehmen bey verschiedenen Arten des Schmerzes u. s. w. zu schildern? Endlich hat auch noch die innere Einrichtung eines solchen Werkes ihre besonderen Schwierigkeiten. Die Zeichen an sich betrachtet, ohne eine nähere Beziehung zu besonderen Krankheitszuständen, sind fast nur leeren Buchstaben, ohne Worten, zu vergleichen; in Beziehung zu besondern Krankheitszuständen angesehen, führen sie uns dagegen wieder auf ein so weites Feld der Betrachtung, dass wir dessen Grenzen zu umfassen kaum hoffen dürfen, ja dass die Lücken, welche sich noch in unserer Erkenntniss besonderer Krankheitszustände vorfinden, ein solches Umfassen gar nicht zulassen.

Diesen Schwierigkeiten ist es nun wohl auch hauptsächlich zuzuschreiben, dass die Zahl brauchbarer Hand- und Lehrbücher über die medicinische Zeichenlehre im Allgemeinen sowohl als insbesondere in neueren Zeiten, bey weitem geringer ist, als die von dergleichen Bücher über andere medicinische Doctrinen. *Gruners* und *Sprengels* Lehrbücher sind fast die einzigen bedeutenden Erscheinungen in diesem Fache der Literatur, und ungeachtet das eine im Jahre 1794, das andere im Jahre 1801 erschienen ist, so möchte ihnen Rec. doch noch Vorzüge vor allen später erschienenen einräumen.

Das hier vorliegende Handbuch der Zeichenlehre von *Friedreich*, dem Sohne eines sowohl durch seine literarischen als durch seine praktischen Verdienste allgemein bekannten und geschätzten Vaters, weicht in manchen Stücken von seinen Vorgängern ab, ob aber gerade durch diese Abweichungen dem Buche sowohl als der Doctrin, über welche es handelt, wesentliche Vorzüge zugewachsen sind, möchten wir billig bezweifeln. Erstlich hat der Vf. die physiologische Zeichenlehre, als einen integrirenden Theil der Physiologie, ganz von seinem Plane ausgeschlossen. Nun ist es zwar wahr, dass die Physiologie die normalen Verrichtungen des menschlichen Körpers mit in ihre Betrachtung einschliesst, allein diess hindert nicht, dass man insbesondere dem jüngeren Arzte die verschiedenen Organe und ihre Functionen, wie sie im gesunden Zustande erfolgen, im Gegensatze des krankhaften Zustandes vor Augen stelle. Die besondere Rücksicht auf das *gesunde* Leben in ihnen führt hier noch zu andern Betrachtungen, als sie die Physiologie giebt, obwohl ihr diese Betrachtungen, streng genommen, auch angehören. Es interessirt uns hier nicht allein der Mensch mit seinen mannichfaltigen Organen, Kräften, Verrichtungen u. s. w., sondern wir sollen hier vorzugsweise erfahren, worauf wir zu achten haben, wenn diese Organe, Kräfte, Verrichtungen u. s. w. nicht von der Norm abweichen und *gesund* sind. Zweytens hat der Vf. die bisher angenommene Eintheilung der Zeichen, in solche der Lebensverrichtungen, der thierischen, der natürlichen und Geschlechtsverrichtungen, wie sie von *Gruner*, *Sprengel* und *Danz* aufgestellt ist, verlassen und ihr eine andere substituirt. Die Idee, nach welcher er sämmtliche Krankheitszeichen in ein System zu bringen suchte, ist kürzlich folgende: „Der menschliche Organismus hat eine zweyfache Seite, eine Seelenseite und eine körperliche; daraus gestalten sich zwey Haupttheile der Zeichenlehre, nämlich Zeichen aus der Seelenseite und Zeichen aus der Körperseite des Or-

Organismus. Die Seele läfst fich in dreyfacher Beziehung betrachten, als Gemüth, als Geift und als Wille; daher die drey Abfchnitte des erften Theiles, nämlich Zeichen aus der Gemüths-, aus der Geiftes- und aus der Willensfeite der Seele. Anlangend den zweyten Theil, die Zeichen aus der Körperfeite des Organismus, fo ift hier einmal die Aeufserlichkeit oder der *Habitus*, und dann das Functionsleben des Organismus zu unterfcheiden. Die Zeichen aus dem *Habitus* des Organismus find zweyfach: Zeichen aus dem Gefammthabitus und Zeichen aus dem *Habitus* der einzelnen Theile. Letztere zerfallen in Kopf und Hals; Bruft, Rücken und Unterleib; und Extremitäten. Entfprechend diefen find auch die Functionen dreyfach; dem Kopfe entfprechen die Functionen der fenforiellen Sphäre; der Bruft und dem Unterleibe die Functionen der reproductiven Sphäre; und den Extremitäten die Functionen der Bewegungen. Den Schlufsftein bilden die Zeichen des aufgehobenen Lebens und der aufgehobenen Lebensäufserungen, oder des Todes und des Scheintodes.

Schwerlich dürfte wohl irgend eine der bisher angenommenen Eintheilungen der Zeichen von allem Tadel leer ausgehen, da die Schwierigkeiten, die fich einer jeden derfelben entgegenftellen, in der Natur des Gegenftandes felbft liegen; ob aber der hier mitgetheilten, aufser dem, dafs fie fich durch Neuheit auszeichnet, auch noch andere Vorzüge zugeftanden werden müffen, bezweifeln wir. Die noch aus der naturphilofophifchen Schule bis auf unfere Zeiten vererbte Claffification in eine fenforielle, irritable und reproductive Sphäre, hat auch hier wieder, wie in fo vielen neueren Schriften, eine verunglückte Anwendung gefunden, denn wenn fich auch gegen eine folche Trennung in jene verfchiedenen Sphären nichts einwenden läfst, fo müffen wir doch gegen eine folche Anwendung und Ausdehnung derfelben proteftiren, nach welcher einer jeden Sphäre ein befonderes Terrain im menfchlichen Körper, z. B. der Reproduction, der Alimentationscanal, oder wie es hier noch weiter getrieben wird, die Verrichtung des Schlingens, der Hunger und Durft u. f. w. angewiefen wird. Senfibilität, Irritabilität und Reproduction find in dem Organismus auf fo innige Weife verfchlungen, dafs fich die Grenzen der einen von der andern nicht räumlich abmarken laffen.

Aufserdem laffen fich gegen die hier angenommene Eintheilung auch noch andere Ausftellungen machen, z. B. dafs gewiffe Zeichen unter verfchiedene Abtheilungen gebracht find, die doch ihrem Wefen nach zufammengehören. So fteht Ekel und Ueblichkeit unter der Rubrik: Stoffaufnahme und Ernährung, wohin fie ja fchon an und für fich nicht gehören, während das ihnen doch ganz verwandte Erbrechen unter der Rubrik: Stoffausfcheidung zu ftehen gekommen ift. Desgleichen wird der vermehrte Thränenflufs unter den Ausfcheidungen durch die Sinnorgane abgehandelt, da doch bekanntermafsen die Abfonderung nicht durch diefe, fondern durch eine Drüfe gefchieht. Dergleichen Mängel liefsen fich aber noch mehrere aufzählen und auffinden, wenn es noch weiteren Beweifes für die Behauptung bedürfte, dafs des Vfs. Eintheilung überhaupt mangelhaft fey.

Günftiger müffen wir im Allgemeinen über die fpecielle Bearbeitung des Werkes urtheilen. Es ift nämlich nicht zu leugnen, dafs der Vf. mit vielem Fleifse aus den Schriften praktifcher Aerzte diejenigen Materialien zufammengefucht hat, die zur Bereicherung der Zeichenlehre dienen konnten, und dafs er ihr wirklich manche treffliche Bemerkungen, Wahrnehmungen u. f. w. einverleibt hat, die als wirkliche Bereicherungen angefehen werden können. Doch ift er auch hier nicht immer mit der erforderlichen Umficht verfahren, und hat Manches, zum Theil vielleicht aus befonderen Rückfichten gegen gewiffe Autoritäten, aufgenommen, was ohne grofsen Verluft hätte wegbleiben können. Bey manchen von dergleichen Mittheilungen vermifst man auch die nöthige Kürze, und wenn auch der Vf. die löbliche Abficht hatte, das an fich trockene Studium der Zeichenlehre mehr zu beleben, fo hätte er diefs doch nicht durch zum Theil über die Gebühr ausgedehnte Krankengefchichten und Leichenöffnungen thun follen. In ein Lehrbuch gehören diefe nicht; beym mündlichen Vortrag mögen fie immer eingewebt werden. Als einen befonderen Mangel des Werkes müffen wir endlich rügen, dafs die Lehre von den Krifen und kritifchen Tagen, fo wie die von den Metaftafen, nicht in einem befonderen Kapitel abgehandelt worden ift, fondern dafs nur einzelne Andeutungen davon bey Gelegenheit der befonderen Organe und ihrer Zeichen vorkommen.

Zufätze, Ergänzungen, Gegenbemerkungen u. f. w. laffen fich bey einer fo reichhaltigen Doctrin, wie die Zeichenlehre, zu jedem Handbuche derfelben *liefern*, und Rec. würde diefs, hier zu thun, für überflüffig halten, wenn es ihm nicht gefchienen hätte, als wenn der Vf. hie und da auch wefentliche Punkte in der *befonderen* Ausführung überfehen habe, wefshalb wir denn noch auf einige derfelben aufmerkfam machen zu müffen glauben. S. 33: *Heftiger Gefchlechtstrieb;* hier fehlt das Vorkommen deffelben bey Hydrophobifchen, was fchon Aetius bemerkt hat. S. 76: bey *Gelbfucht* gehört die Unterfuchung über die Entftehung diefer Erfcheinung nicht in die Zeichenlehre. S. 78 aber, wo von der grünen, blaulichen und fchwarzen Farbe der Haut die Rede ift, hätte der fchwarzen Gelbfucht, oder beffer: Schwarzfucht, und dabey befonders der Baillie'fchen Beobachtungen Erwähnung gethan werden follen. S. 81: Die Behauptung, dafs wenn man in Leichen Eingeweide unter fich verwachfen finde, man fchliefsen könne, dafs eine Entzündung vorhanden gewefen fey, leidet grofse Einfchränkungen. Zum wenigften haben mehrere Aerzte, unter die auch Rec. gehört, bedeutende Verwachfungen der *Pleura* mit den Rippen, ohne vorhergegangene Entzündung gefunden. — Das S. 90 erwähnte Geräufch in der Bruft, wie von

von kochenden Speisen, hat Rec. besonders in der Wassersucht der Lungensubstanz bemerkt. — S. 101 heisst es: besonders ist beym innern Wasserkopfe der Kopf übermässig gross und mit Auseinanderweichen der Suturen verbunden. Diess kommt ja aber bekanntlich nur in sehr seltenen Fällen vor. — S. 141 scheint es, als wenn *Somnambulismus* und *Noctambulatio* ein und derselbe krankhafte Zustand sey, was doch, wenigstens in der Bedeutung, in welcher man das erstere Wort in unseren Tagen nimmt, nicht der Fall ist. — S. 189: *Mangel des Gefühls* ist auch ein begleitendes Symptom des Schlagflusses und der Lähmung einzelner Gliedmassen. — S. 236: *Zähne.* Hier ist das Zähneklappern (*Strepitus s. stridor dentivus*), als eines Zeichens bey heftigem Fieberfrost übergangen. — S. 243: *Schlingen.* Die verschiedenen Arten der *Dysphagie* hat der Vf. ziemlich weitläufig behandelt, aber doch einige Arten vergessen, namentlich die von Verrenkung des Zungenbeins und die von verschluckten, harten und in der Speiseröhre stecken gebliebenen Körpern. — S. 269: *Verstopfung.* Es kommt dieses Zeichen zuweilen bey Menschen als Folge von Gewohnheit oder besonderer Anlage vor, und kann dann kaum zu den krankhaften Zufällen gezählt werden. — S. 288: *Husten.* Die verschiedenen Arten des Hustens, nach ihren eigenthümlichen Merkmalen sind zu wenig unterschieden; manche gar nicht erwähnt, z.B. der Keichhusten, der Husten bey Masern, bey Croup, der krampfhafte. Gerade dadurch, dass bey solchen Zeichen, insbesondere der jüngere Arzt, auf specielle Rücksichten hingeleitet wird, macht sich ein Lehrbuch der Zeichenlehre nützlich. — S. 294: *Niesen.* Ein Zeichen, was auch besonders dem Ausbruch der Masern vorangeht. — S. 296: *Gähnen.* Unserem Vf. zufolge hat es fast nur eine schlimme Bedeutung; es hat aber auch noch eine gute, nämlich als Zeichen der Müdigkeit und des herannahenden Schlafes. — S. 316: *Herzklopfen*; ist auch öfters ein Symptom der Brustbräune und von Stockungen des Blutes im Pfortadersystem. Im letzteren Falle kann es oft Jahre lang dauern, ohne weitere Folgen. —

Doch, es würde uns zu weit führen, wenn wir diese Nachlese noch weiter fortführen wollten. Indessen müssen wir bemerken, dass das Kapitel über das Geschlechtssystem der Frauen gar zu kurz abgehandelt worden ist. Auf zwey Seiten kommt nur ganz weniges über die Schamlefzen, die Menstruation, den weissen Fluss und den Lochienfluss vor; dagegen sind die Zeichen aus der Empfängniss, der Schwangerschaft und dem Wochenbette ganz übergangen.

Berlin, b. Enslin: *Theoretisch-praktisches Handbuch der Lehre von den Brüchen und Verrenkungen der Knochen.* Von Dr. *Adolph Leopold Richter*, Stabsarzte des Königl. medicinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelms-Institutes, Mitglied der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft zu Berlin. Mit vierzig in Stein gravirten Foliotafeln und dazu gehöriger Erklärung. 1828. X u. 758 S. 8. (Pränumerations-Preis 6 Rthlr.)

Die Lehre von den Brüchen und Verrenkungen der Knochen gehört eben nicht zu den angenehmsten und ansprechendsten Zweigen der Wundarzneykunde, daher es besonders Anfängern schwer wird, sich mit derselben so vertraut zu machen, als es die Wichtigkeit des Gegenstandes erfordert. Der Vf. verdient daher unsern wärmsten Dank dafür, dass er diese an sich trockne Lehre, durch die Art und Weise seiner Darstellung, zu einer interessanten gemacht, indem er es sich hat angelegen seyn lassen, ihr eine bis jetzt noch unberührt gebliebene Seite abzugewinnen. In den bisher erschienenen Handbüchern über diesen Gegenstand finden wir nur eine trockne, einzig und allein das Gedächtniss in Anspruch nehmende Aufzählung und Beschreibung von Verbänden und Maschinen; unser Vf. dagegen bearbeitete seinen Gegenstand geschichtlich, wodurch er den gebildeten Wundarzt mit der allmähligen Entwickelung dieses so wichtigen Abschnittes der Heilkunde bekannt machte, und indem er mit der unmittelbaren Einfachheit der Behandlung in den ältesten Zeiten begann, dann zu der verschiedenen Entfaltung des Geistes in jenem grossen Zeitraume von Jahrtausenden überging, und zuletzt die jetzt gebräuchlichen, und von den Aerzten des In- und Auslandes für zweckmässig gehaltenen Verfahrungsweisen, welche das Resultat der Bemühungen während jenes grossen Zeitraumes sind, darstellte, nahm er mehr die Urtheilskraft und das Combinationsvermögen, als das blosse Gedächtniss des denkenden Wundarztes in Anspruch! Gewiss hat der Vf. durch die Herausgabe dieses Werkes einem längst gefühlten Bedürfniss abgeholfen, einem Bedürfniss, das vielleicht schon von Andern vor ihm befriedigt worden wäre, wenn nicht Jeder die damit verknüpfte grosse Mühe und Arbeit gescheuet hätte.

Sollen wir im Allgemeinen ein Urtheil über das vorliegende Werk fällen, so müssen wir gestehen, dass es allen Anforderungen, die man billiger Weise an ein solches machen kann, entspricht. Denn der Vf. hat alle hierhergehörigen Gegenstände vollständig abgehandelt, die Verbände und Maschinen deutlich beschrieben, und, was die Hauptsache ist, allenthalben eine gesunde Kritik gefällt. Die in der Berliner *Charité* gemachten Erfahrungen scheinen seiner Kritik besonders zum Grunde zu liegen, und wer möchte wohl an den auf Thatsachen gestützten Verfahrungsweisen eines *Rust* und *Kluge* etwas auszusetzen finden! Dass der Vf. gerade diese besonders berücksichtigt, erhöht den Werth dieses interessanten, nicht bloss für den Anfänger, sondern auch für den ausgebildeten Wundarzt sehr brauchbaren Werkes gewiss nicht wenig.

Dem Vf. genau zu folgen, und Abschnitt für Abschnitt durchzugehen, verbietet theils der Raum dieser

dieser Blätter, theils die abgehandelte Materie selbst, zu deren deutlichem Verstehen die dem Werke beygefügten instructiven Abbildungen erforderlich sind. Doch aber glauben wir in diesen wenigen Zeilen genug gesagt zu haben, um das wundärztliche Publicum auf das Studium dieser trefflichen Schrift, die so leicht Niemand ohne Belehrung aus der Hand legen wird, aufmerksam gemacht zu haben, und bemerken nur noch, dass der Vf. sich zu der, besonders gelungen zu nennenden, Darstellung der *allgemeinen* Lehre von den Brüchen und Verrenkungen des Schema's bediente, nach welchem Hr. Prof. *Kluge* in seinen Vorlesungen diesen Gegenstand vorträgt.

Druck und Papier des Werkes selbst sind ausgezeichnet; leider lässt sich diess nicht auch von den Steindrucktafeln sagen! Bey besserem Papiere würden sich die Abbildungen auf demselben zwar nicht deutlicher, aber doch schöner ausgenommen haben. Ein alphabetisches Register hätte gewiss die Brauchbarkeit dieses Werkes bedeutend erhöht.

D. D.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in Commission d. Reinschen Buchh.: *Die Liebenden an den Ufern des Tajo, und sieben andere Erzählungen* aus dem englischen Taschenbuche *Forget me not* für 1828; übersetzt von *P. H. W. Schnaase*, nebst einem Anhange vom Uebersetzer. 1828. (1 Rthlr.)

Wenn man den Käufern Waaren empfehlen will, pflegt man sonst wohl die besten Stücke oben auf zu legen; diess ist aber mit der voran gesetzten, auf dem Titelblatte besonders genannten Erzählung, nicht der Fall. *Alvarez Rameiro*, der Sohn eines portugiesischen Edelmanns von alter Familie und einer vornehmen reichen Engländerin, geräth auf einem einsamen Spaziergange in die Nachbarschaft des Landsitzes eines in Lissabon etablirten englischen Kaufmanns, und wird in dem, durch einen breiten Wassergraben von der Landstrasse getrennten Garten, die Tochter des Besitzers, eine junge Dame von ausnehmender Schönheit gewahr. Er verliebt sich auf dem Flecke so rasend in sie, dass er, entweder um seine Flammen zu dämpfen, oder auf dem kürzesten Wege zu ihr zu gelangen, sich in den Wassergraben stürzt. Ehe er aber das jenseitige Ufer ganz erreichen kann, verlassen ihn seine Kräfte, und schon ist er im Begriff unterzusinken, als ihn die Schöne gewahr wird, und den von Schlamm Triefenden mit einer Harke aus dem Graben zieht; worauf sich ein Gespräch zwischen Beiden entwickelt, bey welchem der Verfasser sich alle Mühe giebt, um es mit Witz auszustatten, der jedoch dem deutschen Leser ungeniessbar bleibt. Mit Genehmigung des alten Kaufmanns wird die Liebe wechselseitig, und als dieser bald darauf stirbt, beschliessen die Liebenden nach England zu entfliehen, und sich zu heirathen. Aber die Inquisition, lüstern nach dem Vermögen des Kaufmanns, entdeckt ihr Vorhaben, und zieht *Alvarez* ein. Die Geliebte wendet sich an den Minister *Pombal*, der ihr Rettung verspricht. *Alvarez*, der hartnäckig läugnet, wird in die Folterkammer geführt, und da er auch hier noch nicht bekennen will, wird seine ebenfalls gefangene Geliebte herbeygeholt, um die Marter zuerst an ihr zu vollziehen. In diesem Augenblicke tritt *Pombal* herein, und versichert dem Grossinquisitor: dass, wenn er ihm nicht augenblicklich die Gefangenen verabfolge, der Chef der Artillerie schon die Ordre habe, Kanonen auf den Inquisitions-Palast zu richten, und diesen in Trümmern zu schiessen. Diess wirkt. Die Liebenden werden entlassen, und kommen glücklich nach England. Rec. freuet sich mit dem Leser darüber, kann sich aber unmöglich davon überzeugen, dass der Minister *Pombal*, so allmächtig er zu seiner Zeit auch war, diess Wagstück nur versucht hätte.

Nr. 2. — *Den mystischen Besuch* erhält der bekannte Cornelius Agrippa von dem ewigen Juden, der in dessen Zauberspiegel seine schöne Tochter noch einmal sehen will. Nr. 3. *Das Nachtlager im Walde*, ist schon in einem deutschen Journal erzählt, vermuthlich in das englische Taschenbuch aufgenommen, und jetzt von da zurück übersetzt. Nr. 5. *Das Haus Castelli* und Nr. 6. *Aurelie*, sind romantische Geschichten, nur einer gewissen Klasse von Lesern geniessbar. Nr. 4. *Die Skitze*, Nr. 7. *Hasselby und sein Doktor*, so wie Nr. 8. *Betrachtungen eines Landpfarrers über das Meer*, veranlasst durch den Untergang des englischen Schiffs Kent, sind kleine Gemälde, deren Anschauen dem Herzen wohl thut. Dennoch hätten alle diese Geschichten aus dem berühmten Taschenbuche ohne Nachtheil für die deutsche schöne Literatur, unübersetzt bleiben können, denn:

Mittelgut, wie diess, findt man in Deutschland auch.

Der Anhang des Uebersetzers aber ist ein wahrer Anhang, der zu nichts als zur Erweiterung des Büchleins dient.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1828.

POLITIK.

10) Hamburg, b. Hoffmann u. Campe: *Versuch die Missverständnisse zu heben, welche zwischen dem Könige von England und dem Herzoge von Braunschweig durch den Grafen Ernst von Münster herbeygeführt worden.* Von einem Privatmanne aus officiellen Quellen. 1828. 111 S. 8. (Als Verfasser hat sich S. 19 der berüchtigt gewordene *Wit*, genannt *v. Dörring* angegeben.)

11) Strassburg, b. Levrault, Leipzig, b. Mittler, Frankfurt a. M., b. Jäger, Brüssel, in d. Pariser Buchh.: *Gehörige Würdigung und actenmässige Abfertigung des gegen Seine Durchlaucht, den regierenden Herrn Herzog von Braunschweig, erschienenen Libells.* Nebst einem Anhange urkundlicher Denkschriften und officieller Actenstücke. 1828. 561 S. 8. (Sichern Nachrichten nach von dem ehemaligen Theaterdirector, Dr. *Klindworth* verfasst.)

(*Fortsetzung der in Nr. 301 fg. d. A. L. Z. 1827 gegebenen Uebersicht.*)

Seinem Grundsatze getreu, über die zwischen jenen beiden Souverainen entstandenen Zwistigkeiten eine eigene Stimme nicht abgeben zu wollen, beschränkt sich Rec. auch dieses Mal auf die Erzählung des fernern Sachverlaufs, auf die Aushebung derjenigen Thatsachen, welche in den beiden vorliegenden Streitschriften, als früher unbekannt, vorgebracht werden, und auf eine kurze Charakteristik der Schriften selbst.

Der fernere Sachverlauf besteht darin, dass kurz nach der Erscheinung der Refutation des Grafen von Münster der Oberstaatsrath von Münchhausen im Namen Sr. Durchl. des Herzogs, mittelst Schreibens vom 13. Oct. 1827, den Grafen v. Münster auf Pistolen herausforderte. Da jedoch das mit der Insinuation dieses Briefs von Ersterm beauftragte Handelshaus Hammersleys u. Comp. mittelst Antwortschreibens vom 26. Oct. jenen Auftrag „als gänzlich gegen die Ordnung ihrer Geschäfte" ablehnte, so wurde solches unter dem 5ten Nov. wiederholt, und einem Pferdeauctionator Tattersal in London zugestellt, welcher es dem Grafen v. M. überbrachte. Unter dem 14. Nov. erwiederte der Graf v. M. dem Oberstaatsrath von Münchhausen Folgendes: „Seit der Mitte des vergangenen Monats war hier auf verschiedenen Wegen die Nachricht eingegangen, dass S. D. der regierende Herr Herzog von Braunschweig die Absicht laut an den Tag gelegt habe, mich zu einem Zweykampf auffordern zu wollen. Vorgestern Nachmittag brachte mir endlich der hiesige Pferdeauctionator Tattersal Ew. Schreiben vom 4. (5.) November, welches diese Aufforderung enthält. Die beleidigenden Ausdrücke, die Se. Herzogl. Durchl. in der von mir *auf Befehl meines Königs bekannt gemachten, von Sr. Majestät signirten Widerlegung* gefunden, und die ihn zu der ergriffenen Maassregel veranlasst haben, werden von keinem Unbefangenen den Schmähungen gleichgestellt werden können, die in den von Seiten des Hn. Herzogs bekannt gemachten Schriften gegen Se. Majestät sowohl, als gegen mich enthalten sind. Wollten demohngeachtet Se. H. Durchl. die vielen wichtigen, aus dem ganzen Verhältniss sich ergebenden Rücksichten aus den Augen setzen und mir die Möglichkeit lassen, auf den angetragenen Zweykampf einzugehen, so musste vor Allem die auffallende Oeffentlichkeit vermieden werden, die man dort der Sache gegeben hat. Diese hat es unvermeidlich herbeyführen müssen, dass mir ein bestimmtes, durch eine unmittelbare Anzeige Sr. Kgl. Hoheit des Herzogs von Cambridge an den König, veranlasstes Verbot von Sr. Majestät, mich auf den Zweykampf einzulassen, wochenlang früher ertheilt ist, ehe die Herausforderung mir selbst zugegangen ist. Unter diesen Umständen kann ich es nur bedauern, dass Se. Durchl. der Herzog Sich zu einem Schritte hat hinreissen lassen, den der König als eine wiederholte Beleidigung Seiner Selbst angesehen hat." Weiter ist von dem Verlauf dieser Angelegenheit nichts verlautet, als dass von dem Englischen Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten, *Lord Dudley*, eine Circularnote wider den Herzog an alle Höfe erlassen seyn soll, wie in Nr. 11 S. 38 behauptet ist. Rec. hat das Antwortschreiben des Grafen v. M. wörtlich ausheben zu müssen geglaubt, weil aus solchem hervorgeht, dass die *Refutation*, deren Widerlegung den Gegenstand beider oben bezeichneter Streitschriften ausmacht, auf *Befehl des Königs* bekannt gemacht und von demselben *signirt*, also keineswegs eine Privatrechtfertigung des Grafen v. M. ist.

Nichts desto weniger geht die Tendenz der *Wit-Dörring'schen* Schrift dahin, diese Angelegenheit lediglich als eine Zwistigkeit zwischen dem Herzog und dem Grafen v. M. nebst dem Geheimenrath v.

v. *Schmidt-Phiseldeck* betrachten zu lassen. Das Thema, welches der Schrift zum Grunde liegt, giebt der Vf. dahin an: 1) das Missverständniss zweyer erlauchten Personen ist aus künstlich herbeygeführten Missverständnissen entsprungen; 2) der Graf v. M. ist die einzige und directe Veranlassung des ganzen Streits, weil er *a*) den Vorschlag Preussens und Oestreichs, die compromissarische Entscheidung der streitigen Majorennitäts-Frage zu veranlassen, verwarf und eine halbe Maassregel vorschlug, *b*) widerrechtlicher Weise dem Geh. Rath v. S. Ph. Schutz und Anstellung verlieh. Aus diesem Gesichtspunkte ist denn auch die Beantwortung der Refutation geschehen — aber nicht ruhig und besonnen, wie es erforderlich gewesen, um jenen Zweck zu erreichen, sondern höchst leidenschaftlich und so, dass das Buch von den gröbsten Invectiven gegen den Grafen v. M. und den Geheimenrath v. S. Ph. wimmelt, indem bey Beiden stets die als Thema zum Grunde gelegte böse Absicht vorausgesetzt und Alles in Gemässheit einer solchen gedeutet wird. Nur ein einziger relevant scheinender Umstand ist wenigstens behauptet worden, um die Bemerkung, dass sich die Beschwerde des Herzogs, wie ihm nach beendeter Vormundschaft kein Bericht über die bisherige Verwaltung abgelegt sey, durch einen in der Refutation abgedruckten eigenhändigen Brief des Königs widerlege, zu bestreiten. Er besteht darin, dass der fragliche Brief, mithin auch der Bericht, worauf derselbe Bezug nehme, dem Herzog nie mitgetheilt, sondern erst später unter den Acten vorgefunden worden sey, mit dem *Präsentato* vom 7ten Nov. 1822 und folgender Marginalnote von der Hand des Geh. R. v. S. Ph.: „Da *Serenissimus* bereits Höchstselbst des Königs Majestät wegen des Antritts Ihrer Regierung geschrieben haben, so wird dieses bis zur erfolgten Auseinandersetzung mit des Prinzen Wilhelm Durchlaucht *ad acta* gehen können." Die auf dem Titel angegebenen officiellen Quellen oder dem Buche selbst beygefügten Anlagen sind, mit Ausnahme der über den obengedachten Zweykampf geführten Correspondenz und eines am 4ten Jun. 1817 unterzeichneten Gutachtens des Geh. R. v. S. Ph., worin derselbe allerdings die Meinung äussert, dass das 18te Jahr als der Volljährigkeitstermin in dem Herzogl. Hause Braunschweig angesehen werden müsse, fast nur diejenigen Beweisstücke, welche bereits in den frühern, diese Angelegenheiten betreffenden Schriften und selbst in der gegnerischen Refutation bekannt gemacht worden sind.

Viel weiter geht nun die unter Nr. 11. erwähnte Schrift, indem sie zwar auch zunächst nur gegen den Grafen v. M. und den Geheimenrath v. S. Ph. gerichtet ist, aber, was der Vf. von Nr. 10. sorgfältig vermieden hat, wieder ganz dahin strebt, den König von England als Theilnehmer an dem geblichen Complotte, welches zwischen den Erstgenannten geherrscht haben soll, zu beschuldigen. Dann aber werden in ihr auch die gegen den Grafen v. M. schon in der ersten Schrift enthaltenen Invectiven auf eine Weise überboten, welche alle Grenzen übersteigt. Nicht genug, dass auch die zufälligsten Umstände den erforderlichen Stoff hierzu geben müssen, wie z. B. S. 4 der Preis der Refutation den Vorwurf abgeben muss, dass man aus Besorgniss, sie würde keine Abnehmer finden, ihn so niedrig gesetzt habe, so hat der Vf. auch absichtlich Anekdoten, dessen Privatleben betreffend, zusammengerafft, um mehrere der achtbarsten Familien Hannovers in ein feindseliges Verhältniss gegen denselben zu versetzen, und sie wenigstens auf das Empfindlichste zu compromittiren. Früher dem Publicum unbekannte Thatsachen bietet dagegen diese Schrift *nicht dar*, und die zahlreichen Anlagen derselben *enthalten* ausser dem Wiederabdruck der „Darstellung der Verhältnisse" u. s. w. (Nr. 7. der Uebersicht im Decemberheft vor. J. unsrer Blätter) der „Beschwerdeschrift" (Nr. 8. daselbst, welche jetzt dem Hn. Staatsrath *Bosse* zu Braunschweig zugeschrieben wird), des Aufsatzes des Theaterdirectors *Klingemann* aus dem Mitternachtsblatte, der Schrift des Präsidenten *Hurlebusch* über den Zeitpunkt der Volljährigkeit der Braunschweigischen Prinzen, der „Beyträge zur Charakteristik" (Nr. 1. der Uebersicht), der von Hn. *Hurlebusch* herausgegebenen Gutachten (Nr. 6. der Uebersicht), der *Hurlebusch*'schen Schrift: Ueber den entwichenen Herzogl. Braunschw. Lüneb. Geh. Rath v. Schmidt-Phiseldeck (Nr. 2. daselbst), der „Antwort eines Unbefangenen" (Nr. 4. daselbst), und der Schrift: „Hr. v. Schmidt-Phiseldeck und die öffentliche Meinung" (Nr. 5. daselbst), nur das in Gemässheit des herzogl. Rescripts vom 13. May 1827 an die Untersuchungscommission gelangte Commissorium zur Eröffnung der Untersuchung gegen den Geh. R. v. Schm. Ph. und die Gutachten derselben über die Stattnehmigkeit oder Unstattnehmigkeit der einzelnen Anklagspunkte, sodann einen Auszug aus dem Erbvertrage der Herzöge von Braunschweig, Heinrich des Jüngern und Wilhelm, vom 16. Nov. 1535, confirmirt vom Kaiser Karl V. am 12. Jun. 1539 und vom Kaiser Matthias am 22. April 1675, ein Gutachten des Kammerdirectors *G. P. v. Bülow H.* über den Zeitpunkt der Volljährigkeit der Braunschweigischen Fürsten, einen Nachtrag zu der Beschwerdenschrift über die von Königl. Hannoverscher Seite versagte Rechtshülfe gegen den u. s. w. v. Schmidt, das Herzogl. Braunschw. Edict vom 10. May 1827, die Rechtsverbindlichkeit der von der vormundschaftlichen Regierung erlassenen Verordnungen und gemachten Institutionen betreffend, endlich die öffentliche Erwiederung des Herzoglichen Staatsministeriums auf die Hannoversche Bekanntmachung vom 7ten Jun. 1827, *sub dato* vom 14. Jun. 1827, deren in der, in der Uebersicht gelieferten *Species facti* schon Erwähnung geschehen ist. — Schliesslich muss Rec. noch eines Vorwurfs gedenken, welcher S. 219, wie es scheint, ihm selbst hat gemacht werden wollen. In der von ihm gegebenen Uebersicht hatte er die *Fricke*'sche Schrift (dass der Hofrath *Fricke* wirklich Vf. derselben ist, wird eingetrachten

gestanden), „Antwort eines Unbefangenen", so wie die *Klindworth*'sche: „Herr v. Schm. Ph. und die öffentliche Meinung", als solche bezeichnet, die durchaus nichts Unbekanntes d. h. keine andern Thatsachen, als die frühern angaben, enthielten, und seine Verwunderung darüber bezeugt, wie der Vf. der erstern, so wie Hr. *Hurlebusch* als Verfasser der Schrift: „Ueber den entwichenen Herzogl. Braunschweig. Geh. R. v. Schm. Ph.", welche in der gegen denselben niedergesetzten Untersuchungscommission als Präsident und Untersuchungsrichter bestellt waren, sich nicht hätten enthalten können, vor Beendigung der Untersuchung mit Schriften hervorzutreten, aus welchen nur zu deutlich ihre Absicht, Kläger und Richter in einer Person zu seyn, hervorleuchte und sie sofort recusabel mache. Hiergegen wird nun bemerkt, ein solcher Vorwurf sey sowohl für Hn. *H.* als Hn. *F.* falsch, weil die Untersuchungscommission bloss zur Ausmittelung der Schuld des Geh. R. v. S. Ph. *im administrativen Wege* berufen worden sey, um demnächst denselben vor die ordentlichen Gerichte stellen zu können; dass aber *F.* eben so wenig wie *H.* beauftragt gewesen, den Geh. R. v. Schm. Ph. zu richten, und dass überdiess die Schrift des Hn. *F.* erst dann an das Licht getreten sey, „als der Entwichene von Hannover aus auf die öffentliche Meinung provocirt und eine Widerlegung seiner vorgeblichen Rechtfertigungsgründe beynahe gebieterisch gefordert hatte." Wie wenig aber dieser jenen Verfassern gemachte Vorwurf dadurch entkräftet werden kann, liegt auch den Laien in der Rechtswissenschaft vor Augen, da es bekannt genug ist, dass jeder Untersuchungs-Beamte, möge er im administrativen oder Justizwege zu einem solchen berufen seyn, die Pflicht auf sich hat, mit völliger Unparteylichkeit zu Werke zu schreiten, und dass er solche bey Seite setzt, wenn er in eignen Libellen die Rolle des Anklägers spielt! endlich, dass daher am allerwenigsten derselbe befugt seyn kann, eine Vertheidigung des Angeschuldigten, in seiner Eigenschaft als Untersuchungsrichter *selbst* zu widerlegen, da die Berücksichtigung derselben nur dem erkennenden Richter zusteht. Noch sonderbarer ist es aber, wenn der der Klindworth'schen Schrift gemachte Vorwurf durch folgende Aeusserung hat beseitigt werden wollen: „Da man übrigens eben so wenig gegen diese (die Fricke'sche), als gegen die andere (die Klindworth'sche) irgend etwas Haltbares einzuwenden wusste, so war es ganz in der Ordnung, dass man sogleich die ergreifende Wahrheit darin nicht auf den Gegenstand, sondern auf eine gehässige Intention der Referirenden schob." (Als wenn die letztere nicht jedem Unbefangenen zu Tage läge, da sie so deutlich und absichtlich in beiden Schriften ausgesprochen wird?) „Ja daneben machte man ihnen sogar noch den ans Komische nahe anstreifenden Vorwurf, dass sie keine *neuen Thatsachen* vorgebracht hätten." (Wo ist dieses geschehen? es ist nur bemerkt, wovon sich Jedermann überzeugen kann, dass sie keine, nach den frühern Schriften *unbekannte* Thatsachen enthielten, weil Rec. bloss Thatsachen ausheben wollte, um Jedermann in den Stand zu setzen, sich selbst sein Urtheil zu bilden!) „Wenn doch die unverständigen und parteyischen Lärmer erst einmal die alten, längst bekannten Thatsachen widerlegen wollten, ehe sie von uns neue begehren, und ausserdem, bevor sie sich durch eine so unberufene Kritik prostituirten, in Erwägung gezogen hätten, dass die Vff. dieser Schriften unter den damaligen Verhältnissen gerade nicht mehr und nicht weniger aussagen wollten, als sie wirklich ausgesagt haben." Wenn dieser ausgehobene Satz nur einen kleinen Beweis der *zügellosen und unanständigen* Schreibart, der sich der Vf. in so hohem Maasse schuldig gemacht hat, abgiebt, so fällt es zugleich sofort in die Augen, auf welche Verdrehungen und Entstellungen der Worte des Rec. er gebauet ist. Rec. hat ausdrücklich erklärt, sein eignes Urtheil in dieser betrübenden Angelegenheit nicht abgeben zu wollen; es ist ihm daher auch nicht in den Sinn gekommen, Thatsachen zu *widerlegen*, die er bloss *referiren* zu müssen glaubte, oder eine *unberufene* Kritik (als wogegen er ausdrücklich protestirt hat) auszuüben; von einer Prostitution kann also nicht auf Seiten des Rec., sondern nur auf Seiten des Vfs. die Rede seyn. Endlich ist noch zu bemerken, dass Se. Durchl. der Hr. Herzog von Braunschweig den Debit der *Wit-Dörring*'schen Schrift gleich nach deren Erscheinen in Ihren Staaten haben untersagen und dadurch Ihr Missfallen an derselben an den Tag legen lassen; es steht dahin, ob nicht eine ähnliche Verfügung auch die letztgedachte dieser Schriften treffen wird!

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Brockhaus: *Erzählungen* von *Alexander Bronikowski:* 1) Die drey Vettern. 2) Der verhängnissvolle Abend. 1828. (1 Rthl. 16 gGr.)

In der ersten Erzählung: *Die drey Vettern*, geht der Leser an einem milden Decembertage des J. 1750 auf der Brühl'schen Terrasse in Dresden mit einer ältlichen vornehmen Dame und ihrer schönen jungen Nichte Regine in Begleitung des Hauptmanns der Schweizergarde, General Montgaillard, spatzieren. Die drey Vettern finden sich hier gleichfalls zu der Gesellschaft. Zwey von ihnen sind kürzlich von der Universität Leipzig nach Dresden gekommen: der Eine, um in die Garde einzutreten, der Andre, um seine Laufbahn als Kammerjunker zu beginnen. Der Dritte kommt von den väterlichen Gütern und will sein Leben als Landjunker beschliessen. Abends findet der Leser diese Gesellschaft auf einem Ball wieder, den der Graf Brühl in seinem Palais auf der Terrasse giebt. Hier werden die drey Vettern von dem General Montgaillard, welchen die Tante ihnen zum Mentor erbeten hat, dem Minister vorgestellt, und der General macht sie mit dem vornehmsten Personal des damaligen Dresdner Hofes bekannt.

Bis

Bis dahin befindet sich der Leser in der behaglichsten Stimmung; so anschaulich, so lebendig sind die Sitten, die Moden, und der Conversations-Ton der vornehmen Welt aus der ersten steifen Hälfte des 18ten Jahrh. geschildert, dass man sich dahin zurückversetzt glaubt. Aber plötzlich erscheint ein höherer Hofdiener im Ball-Saale, der rasch auf den Minister zugeht und ihm Etwas ins Ohr sagt. Der Minister, der am Spieltische sitzt, legt mit einer Verbeugung gegen die Gesellschaft die Karten nieder und entfernt sich. Bald darauf geht der Name der Kurprinzessin mit einem leisen Gemurmel durch den Saal, die mehresten Officiere höhern Ranges nebst den bedeutendern Hof- und Staatswürdenträgern verlassen denselben gleichfalls. Die drey Vettern folgen ihrem Beyspiel. In der rauhen Decembernacht auf die Terrasse gelangt, erhellen Blitze von Zeit zu Zeit den Horizont, und ein dumpfes Krachen tönt vom fernen Zwingerwall herüber. Hierdurch aufmerksam gemacht folgen sie dem Schall und Scheine, dringen immer weiter, klettern über den nicht mit Schnee bedeckten Wall, und befinden sich auf dem Grunde des Grabens, wo sich ihnen Etwas, gleich einer erleuchteten Pyramide zeigt. Eine männliche Gestalt, in einen dunkeln Mantel gewikkelt, ohne sich zu regen, ohne sie zu bemerken, sieht mit festem Blick auf die schimmernde Erscheinung, als wolle er die Lichter derselben zählen, die nur dunkel brennen. Das Gebäude aber, vor welchem sie brennen, ist das Haus des Todes, dessen Bild an der Vorderseite dem überraschten Auge sich zeigt. Sie stehen vor dem Monumente des Kurfürsten Moritz. Die Lichter flammen höher auf; mit Verwunderung bemerken sie; dass kein Gestell dieselben trägt, sondern dass alle 38 in der freyen Luft schweben und durch verschiedene Kreise übereinander eine Königskrone bilden. Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, das Ganze dieser magischen Erscheinung zu erzählen. Rec. kann also nur hinzufügen: dass die Vettern den Wundermann anreden und von ihm die Entwickelung ihres eigenen Schicksals erfahren, welche ihnen sehr lächerlich ist, weil sie weder mit ihren Charakteren und der gewählten Lebensart übereinstimmt, nach 40 Jahren aber, als sie sich wieder in Dresden zusammen finden, doch in Erfüllung gegangen ist. Als sie zu Hause kommen, erfahren sie, dass die Kurprinzessin einen Prinzen geboren hat. Der Wundermann, der die Lichter in freyer Luft, ohne Fussgestell schweben liess, war der Graf St. Germain, der zwar damals in der Welt so grosses Aufsehen machte, als später Cagliostro, aber doch kein Hexenmeister war; und darum hat es Rec. recht leid gethan, dass der Vf. durch diesen romantisch-modischen Schluss seine schöne Erzählung bis zum Kindermährchen herabgewürdigt hat.

In der zweyten Erzählung: *Der verhängnissvolle Abend*, wird der Leser erst mit dem Schicksal des erlauchten französischen Hauses Courtenay bekannt gemacht, und dann von der Madame Scarron, nachmaligen Marquise v. Maintenon zu einer Abendgesellschaft eingeladen, wo er ausser ihrem liebenswürdigen Ehekrüppel auch den Grafen v. Bussy-Rabutin, den Marquis v. Vardes, den Dichter Benserade, den jungen Prinzen v. Courtenay (alles berühmte Namen aus dem Zeitalter Ludwig XIV.), ein Fräulein Roquemaure und ihre Freundin kennen lernt. Gegen Abend lässt Mad. Scarron eine berühmte Kartenschlägerin zur Unterhaltung der Gesellschaft kommen, welche das Personal derselben durch ihre Prophezeyungen, im prophetischen Stil gesprochen, theils ängstigt, theils belustigt, und unter andern auch die bekannte Weissagung ausspricht, wodurch der Dame Scarron ihr künftiges glänzendes Schicksal als Gemahlin Ludwigs XIV. vorhergesagt seyn soll. Auf Veranstaltung derselben macht sie den Prinzen Courtenay wieder mit dem Fräulein v. Roquemaure bekannt, welche schon als Kinder mit einander versprochen, aber früh durch politische Verhältnisse getrennt, sich ganz unbekannt geworden waren und nun zu einer glücklichen Heirath gebracht werden. Diess ist der kurze Inhalt dieser anmuthigen Erzählung, worin die Sitten aus dem Zeitalter Ludwig XIV. und die Charaktere der handelnden Personen mit historischer Treue geschildert sind. Hier ist die Kartenschlägerin keine Hexe und ihre Erscheinung ganz in der Ordnung, so dass der Genuss dieser Erzählung dem Leser durch nichts verkümmert wird, weshalb sie nach des Rec. Urtheil vor der ersten den Vorzug verdient.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wien, b. Tendler: *Wiener Lebensbilder.* Skizzen aus dem Leben und Treiben in dieser Hauptstadt. Von *J. F. Castelli.* 1828. 202 S. 8. (20 gGr.)

Zwar sind diese Bilder nicht alle von gleichem Werth, aber doch die meisten recht brav nach dem Leben gemalt. Die Hausmannskost, der Hausball, das Haustheater, der Damen Arzt, die Wohnungsschau, die Landpartie und die Leihbibliothek sind es, die sich als vorzüglich auszeichnen, und jedem Leser, der einmal so glücklich war, die Kaiserstadt zu sehen, den gemüthlichen Charakter ihrer Bewohner mit der Treue einer magischen Laterne nochmals vor Augen stellen werden.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1828.

PHARMAKOLOGIE und BROMAKOLOGIE.

Mainz, b. Müller: *Das schwefelsaure Chinin als Heilmittel betrachtet.* Eine von der Holländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem am 21. May 1825 gekrönte Preisschrift, vom Dr. *Fr. Jos. Wittmann,* Grofsherzogl. Hessischem Medicinalrathe u. s. w. 1827. X u. 164 S. 8. Mit einem Umschlage. (20 gGr.)

Die *Preisschrift* geht nur bis S. 95 und besteht aus *drey* Abschnitten, mit welchen sie bezweckt: 1) *den Werth des genannten Mittels im Allgemeinen, besonders bey Fiebern, an der Erfahrung zu prüfen;* 2) *dessen eigenthümliche Wirkungen und sein Verhältniss zu den übrigen Bereitungen der Chinarinde näher zu bestimmen,* und 3) *die praktischen Regeln anzugeben, welche bey der Anwendung desselben zu beobachten sind.* Sie hat aber bey ihrer zufällig verspäteten Erscheinung im Drucke einen *Anhang* erhalten, welcher die Ueberschrift führt: *„nachträgliche Erfahrungen über die Heilkräfte des Chinins",* und ausser denselben noch mehr lehrreiche Bemerkungen enthält.

Im *ersten* Abschnitt (S. 9—60) berichtet der Vf., nach Erwähnung seiner um die Entdeckung und Bekanntmachung des neuen Mittels verdienten Vorgänger, auch er habe dasselbe seit dem J. 1822 mannichfaltig versucht, und verdanke dem Krankheitsgenius der nassen Jahre 1823 und 1824 vorzügliche Belehrung über den Nutzen und über die Anwendung desselben, welche durch fortlaufende Correspondenz mit mehrern achtbaren Aerzten seines Landestheils berichtigt, theils bestätigt worden seyen. Er versichert, das Mittel stets gut erhalten zu haben, welches die meisten Apotheker seiner Gegend nach *Henry* bereiteten; gedenkt dabey aber auch anderer Vorschriften dazu und erinnert, vorzüglich darauf zu sehen, dass diesem Präparate nicht noch schwefelsaure Kalkerde oder Thonerde beygemischt sey, und dass keine Schwefelsäure in demselben vorwalte. — In der Meinung, dass Versuche mit einem Heilmittel, wenn sie befriedigende Resultate für die praktische Medicin gewähren sollen, auch *physiologisch* gemacht werden müssen, erzählt er zuvörderst die Folgen, welche die Anwendung des fraglichen Mittels bey drey Gesunden gehabt hat, und verglichen mit den Erfahrungen von *Magendie* und *Elliotson* zu ergeben scheinen: dass dieses Mittel keine den aus narkotischen Pflanzen gezogenen einfachen Stoffen analoge Eigenschaften besitze; dass es dem Magen und den (übrigen) Verdauungswerkzeugen in kleinen Gaben gar nicht, in grössern nur wenig beschwerlich falle; wie auch, dass es, besonders in grössern Dosen, eine dem Fieber ähnliche Wirkung hervorbringe, was der dritte Versuch zeigt, und was die von den eben genannten Schriftstellern „übrigens sehr unbestimmten Ausdrücke: *gewisser Grad von Ungemächlichkeit und hoher Grad von Aufregung mit Eingenommenheit des Kopfes,* dunkel zu bestätigen scheinen." Dann theilt er die von ihm und von einigen seiner Collegen mit günstigem Erfolge angestellten *therapeutischen* Versuche mit: im gewöhnlichen Wechselfieber, aus verschiedenen Ursachsmomenten und von verschiedenem Typus; wo Rec. den Fall einer *Quintana* besonders merkwürdig findet, welche, nachdem sie mehrere Monate gedauert hatte, 72 Gr. des neuen, während der dreytägigen Apyrexie in getheilten Gaben gereichten Mittels wich, wie auch in mehrern Formen des begleiteten und des verlarvten, von welchen letztern eine *quotidiana cardialgica* alle 3 St. mit 4 Gran Chinin behandelt worden ist, und zwar, wie es scheint (und Rec. nicht nachahmen würde), ohne Vorgang und Zusatz anderer Mittel. Der Vf. verschweigt es aber auch nicht, dass er das in Rede stehende Mittel in einem Falle zur Verbesserung des Eiters bösartiger Geschwüre mit Caries versucht, die Rinde aber zuträglicher gefunden habe; dass er, um bey einer Geisteskranken ein künstliches Fieber zu erregen, vergeblich habe Fontanellen setzen und ziemlich starke Dosen Chinin geben lassen; und dass es bey allgemeiner Schwäche nach Blutflüssen weit weniger geleistet, als die Chinarinde. — Diese des Chinins beraubt, in 2 Fällen von Wechselfiebern acht Tage lang gegeben, belästigte die Verdauung, ohne das Fieber zu vertreiben, welches dann, nach der vorgängigen Wirkung von Abführungsmitteln, dem Chinin wich. — Die nun folgenden Erfahrungen auswärtiger Aerzte und Schriftsteller übergeht Rec., mit dem Bemerken, dass sie lehrreich und für den Zweck der vorliegenden Schrift hinreichend sind.

Im *zweyten* Abschnitt (S. 60—80) sagt der Vf., das Chinin als den Repräsentanten der Chinarinde und ihrer Bereitungen anzusehen und es überall, wo diese Mittel angezeigt sind, anzuwenden, scheine nicht so ganz seiner eigenthümlichen Wirkung und der

der Erfahrung zu entsprechen. Das schwefelsaure Chinin besitze einen eigenen bittern Chinageschmack und verrathe in seiner Auflösung etwas Zusammenziehendes. Es scheine, vermöge dieser Eigenschaft, die tonisch-stärkende Kraft in concentrirtem Maasse zu besitzen und einigermaassen mit dem Extracte der Rinde übereinzukommen. Seine dem Fieber ähnliche Wirkung leisten das Decoct und das Extract der Rinde sehr unmerklich, und nur das Pulver einer sehr guten Rinde in starken Gaben bringe oft eine ähnliche Wirkung hervor. Da es den Verdauungswerkzeugen wenig beschwerlich sey und keine eigentlichen narkotischen Eigenschaften besitze, so bestehe seine nächste Wirkung wahrscheinlich in einer specifiken Reizung des sympathischen Nerven; und da *Pinel* diesen Nerven bey Wahnsinnigen besonders stark und derb gefunden, so frägt der Vf., ob nicht hierin der Grund davon liege, dass das Chinin bey der obgedachten Geisteszerrüttung kein Fieber hervorgebracht habe. — Bey der Angabe der praktischen Vorzüge des neuen Mittels von der Rinde und deren übrigen Präparaten, besonders bey Behandlung des gewöhnlichen Wechselfiebers, erklärt der Vf. die Wahl für gleichgültig, „bey guter erprobter Chinarinde, bey der Willfährigkeit des Patienten, sie zu nehmen, und bey guten Dauungskräften"; er giebt aber dem Chinin den absoluten Vorzug im perniciösen Wechselfieber, im hartnäckigen Quartanfieber, im Quotidianfieber überhaupt, bey geschwächten Verdauungskräften der Wechselfieberkranken, bey Kindern, im Wechselfieber an sumpfigen Gegenden und in den Wechselfieber-Kachexieen. Ob gute Rinde bey guter Verdauung in der *larvata* und in andern periodischen schmerzhaften Krankheiten dem Chinin gleichkomme, läſst er unentschieden, erinnert jedoch an das *tuto et jucunde* des letztern. Wiewohl er indess die nützliche Anwendung des Chinins im Typhus kennt, zieht er da, wo es auf tonisch-stärkende Kraft ankommt, besonders in mehrern ausdrücklich genannten Krankheitsformen, in welchen sich das Pulver, das Decoct und das Extract der Rinde als die besten antiseptischen, tonisch-stärkenden und specifisch reizenden Mittel bewährt haben, diesen letztern Präparaten vor, für die er das Chinin nur substituirt, wenn sie bey grosser Schwäche und vorzüglich bey grossen asthenischen Störungen der Verdauungskräfte und Geneigtheit zu Durchfällen nicht vertragen werden. (Rec. hat in solchen Fällen, und selbst im Wechselfieber sehr geschwächter und zarter Personen, die *Tinct. chin. comp. Ph. Bor.* oft und immer mit gutem Erfolge angewendet.)

Im *dritten* Abschnitt (S. 81—95) wird zwar richtig bemerkt, dass das Chinin nicht für das anhaltende Entzündungsfieber geeignet sey, wohl aber zu allgemein gesagt: die angeführten Beobachtungen liessen keinen Zweifel darüber zu, dass das schwefelsaure Chinin *in aller und jeder Art des Wechselfiebers* nützlich sey. Indessen soll man bey der Anwendung desselben (um nicht zu schaden), um seines Heilzwecks sicher zu seyn und um Recidive zu verhüten, die bey der Anwendung der China üblichen *Regeln* nicht gänzlich ausser Acht lassen, also das Mittel in der Apyrexie geben und unter den vom Vf. angegebenen Umständen eine vorbereitende Kur vorangehen lassen; obgleich zugegeben wird, dass in manchen Individuen und selbst Epidemieen eine antiphlogistische oder ausleerende Vorkur überflüssig, ihm sogar schädlich seyn kann. (Rec. findet hierbey zu bemerken, dass das Chinin in dringenden Fällen von kurzer Zwischenzeit, nach vorgängiger und bey unnöthiger Vorkur, in der Periode des Schweisses früher als die Rinde, sobald nur die gegenanzeigenden Symptome merklich nachgelassen *haben*, gegeben werden darf; dass es auch Fälle der *larvata* und selbst der *comitata* giebt, in welchen die Entfernung der materiellen ursächlichen Momente, oder nach Umständen die der besondern Form des Anfalls entsprechende Behandlung ausreicht, und weder Chinin noch ein anderes Präparat der China erforderlich, oder auch nur unschädlich ist; dass auch ersteres, besonders wenn es vor Beseitigung der materiellen Kausalmomente hat gegeben werden müssen, eine Nachkur nöthig läſst; und dass es zwar sonst, nicht zu früh ausgesetzt, öfter als andre Mittel vor Recidiven schützt, aber da nicht zu lange darf nachgebraucht werden, wo man es zur Abwendung dringender Gefahr in sehr grossen Dosen hat geben müssen.) — Die *Gaben* bestimmt der Vf. nach seinen Beobachtungen mit Rücksicht auf die Art des Fiebers und auf das Alter und die sonstigen Individualitäten der Kranken. (In mehrern Fällen von perniciösen Wechselfiebern hat Rec. 30—40 Gran, während der Apyrexie in Gaben von 5—6 Gr., geben müssen.) Endlich folgen die gewöhnlichen *Anwendungsformeln*, und eine dem Vf. eigene: *℞. Aqu. Menth. pip.* ℥viij., *Chinin. sulph.* gr. X., *Acid. sulph.* gtt. iij., *Sacchar. alb.* ℥j.; von welcher Mischung er alle 2 St. 2 *Ess*löffel voll giebt. —

Die *nachträglichen Erfahrungen* (S. 97—164) betreffen zuvörderst die Heilsamkeit des fraglichen Mittels: in einer Anasarka mit Brustwassersucht, welche einer langwierigen Quartana gefolgt war; in einem schleichenden Fieber; im adynamischen Fieber („*febr. putrida*" setzt der Vf. hinzu: Rec. findet aber hier das faulige noch sehr zweifelhaft, auch waren beide Kranke, als ihnen das Chinin gereicht wurde, schon in der Besserung); in einem langdauernden hartnäckigen Quartanfieber bey drey Brüdern, welche zugleich davon ergriffen waren; in einem räthselhaften langdauernden Fieber mit Localaffection, bey welchem es dem Vf. nicht ohne Nutzen gebraucht worden zu seyn scheint; in der *febr. interm. apoplect. soporosa*, welche im Sommer und im Herbste d. J. 1826 in den Nordholländischen Seeküsten-Ländern epidemisch herrschte; nach dem in einem Auszuge mitgetheilten Berichte des Hn. Dr. *Fricke*, aus welchem sich ergiebt, dass dieses Fieber zu Gröningen als Remittens angefangen und als solches hat behandelt werden müssen, bis ein Anfall der vorbezeichneten Intermittens eingetreten und abgelaufen war, dann

dann aber, auch bey nicht deutlich intermittirendem Typus, und selbst wenn Blutausleerungen waren angewendet worden, jede Stunde, ja alle ½ - oder auch ¼ - Stunden 2—3 und selbst 6 Gr. schwefelsauren Chinin, und nach der abgewendeten nächsten Gefahr eine gehörige Nachkur nöthig machte, (wo jedoch zu bezweifeln ist: ob das Mittel, bey der so schnellen Verbreitung der Epidemie und der nicht eben so schnellen Vermehrung der Aerzte, Apotheker und Wärter, immer gut, rein und in den verordneten Dosen ist genommen worden); in einer *febr. interm. cephalica;* in einem intermittirenden Blasenfieber. Dann empfiehlt der Vf. nach einigen Versuchen *Gola's* wohlfeile Methode, das in Rede stehende Mittel anzuwenden, für das starke Landvolk (vielleicht mit Unrecht, da es schicklicher seyn dürfte), anstatt 10 Gran des genannten Mittels mit 3 Gr. Brechweinstein zu verbinden und davon alle 2 Stunden ⅙ zu geben, jedes dieser Mittel nach den jedesmaligen Anzeigen allein zu reichen, indem dann das eine das andere oft ganz entbehrlich machen werde); und nachdem er seiner erfolglosen Versuche im 2ten Stadium der schleimigen Lungenschwindsucht und in Skropheln gedacht, theilt er noch aus einem zweyten Berichte des Hn. Dr. *Fricke* mit, dass das schwefelsaure Chinin, wie sich die Krankheit in Amsterdam äusserte, nicht vertragen wurde, und Personen aus der vornehmen Volksklasse, welche dasselbe gebrauchten, leichter von gefährlichen, nicht selten tödtlichen Recidiven befallen wurden. — Man sieht schon aus dem Bisherigen, wie lehrreich die vorliegende Schrift ist. Vorzüglich beachtungswerth findet Rec. aber auch (S. 152—155) die gelegentlichen *Blicke* des Vfs. *auf die im J. 1827 in Mainz und in dessen Umgegend herrschend gewesene asthenische nervöse Krankheits-Constitution,* so wie (S. 115—130) seine Beschreibung eines *„anhaltenden perniciösen Fiebers, welches durch Erschöpfung der Kräfte des Herzens tödtete, ehe der Kranke den Reconvalescenzpunkt erreicht hat",* und gegen welches er das neue Mittel in starken Gaben nur vorschlägt. Vorausgegangene Anlage zum Fieber und zur habituellen Beschleunigung des Kreislaufes; Abwesenheit zuverlässiger Zeichen von verborgener Entzündung und Eiterung, von einer Vomica oder einer Metastase; und ein dem Versuche des Kranken, auf der linken Seite zu ruhen, folgendes schreckhaftes Auffahren desselben mit einem Angstgefühl, bey welchem er die Worte wiederholt: „was ist das, welche Schwäche und Unruhe fühle ich in meinem Herzen!" — diese Umstände sollen gegründete Vermuthung von dem Daseyn krankhafter Reizbarkeit des Herzens und eines *dynamischen* Missverhältnisses desselben zur Circulation abgeben, — wenn ein anhaltendes Fieber mit besondrer Frequenz des am Tage vollen und öfters härtlichen, in der Nacht aber kleinen und schwachen Pulses, heftiger Hitze, weiss und gelblich belegter Zunge, mattem und ängstlichem Blicke und aufgetriebenem Gesichte, weder den Blutentziehungen, dem Nitrum, dem Salmiak, dem Calomel, der strengen Diät, noch dem Schweisse und dem Bodensatze im Urin, welche häufig an sogenannten (!) kritischen Tagen erfolgen, oder dem freywilligen oder künstlichen Durchfall gewichen, sondern bereits über 14 Tage gedauert und eine bedenkliche Gestalt angenommen hat. Es vergehen, sagt der Vf., Tage und Wochen, die Kranken klagen über grosse Erschöpfung und fangen an für ihr Leben besorgt zu werden, weil ungeachtet der Schlaflosigkeit, kein Delirium vorhanden ist, sondern die vollste Gegenwart des Geistes mit sehr richtigem Gefühle; und nach dem nicht apoplektisch oder suffocatorisch, sondern unter den Zufällen von gänzlicher Erschöpfung und vom Stillstande des Kreislaufs bey vollem Bewusstseyn erfolgenden Tode, soll man das Herz welk, seine Wände dünn und einen eigenen Zustand von Atrophie dieses Muskels finden. — Das Nähere muss im Buche selbst nachgelesen werden. Nach des Rec. Beobachtungen nimmt dieses Fieber den Verlauf einer *acuta ex decidentia,* verträgt kein energisches einartiges Verfahren, und kann nur durch umsichtige Abwechselung mit ausleerenden, gelind erregenden und Opiat-Mitteln zur allmähligen Entscheidung gebracht werden, nach welcher *nutrientia selectiora* und der mässige Gebrauch des Weins die Genesung so weit fördern, dass China und andere gelinde Stärkungsmittel zur nützlichen Anwendung kommen können.

PÄDAGOGIK.

Erlangen, b. Palm u. Enke: *Pädagogische Wissenschaftskunde. Ein encyklopädisch-historisch-literarisch-kritisches Lehrbuch des pädagogischen Studiums.* Bearbeitet von *J. W. Wörlein,* Lehrer an der Volksschule Weisenzell bey Ansbach. *Zweyter* Theil: Pädagogische Grundwissenschaften. VIII u. 238 S. *Dritter* und letzter Theil: Pädagogische Hauptwissenschaften. VIII u. 206 S. 8. (1 Rthl. 20 gGr.)

(Vgl. Erg. Bl. May 1827. Nr. 55.)

Der Vf. legt, nach dem im *ersten* Theile (Idee einer pädagogischen Wissenschaftskunde) gegebenen Plane, die pädagogischen Wissenschaften auf eine lehrreiche Art vor Augen. Jeder Pädagog, dem es um Vervollkommnung seiner Kraft in seinem Berufe zu thun ist, wird sich an der Hand dieses Wegweisers erleichtert und zum raschen Fortschreiten ermuntert fühlen. Der *zweyte* Theil behandelt die Geschichte: (1. Beschreibend-historische Wissenschaft: *a*) Geographie, *b*) Völkerkunde, *c*) Statistik. 2) Erzählend-historische Wissenschaft: *a*) Allgemeine Geschichte, *b*) Politische Geschichte, *c*) Religionsgeschichte, *d*) Literaturgeschichte, *e*) Geschichte der menschlichen Betriebsamkeit, *f*) Geschichte der Menschheit); die Anthropologie: (1. physische, 2. psychische); u. die Philosophie: (1. Philosophische Grundlehre, 2. Philosophische Folgelehre. *A.* Theoretische Philosophie: *a*) Logik, *b*) Metaphysik, *c*) Aesthetik. *B.* Praktische Philosophie: *a*) Rechtslehre, *b*) Tu-

b) Tugendlehre, c) Religionslehre. Der *dritte* Theil, die Pädagogik. (1. Erziehungslehre: a) körperliche, b) geistige Erziehung, 2. Unterrichtslehre: a) allgemeine Unterrichtslehre, b) besondere Unterrichtslehre. 3) Volksschulwesen: a) Organisation des Volksunterrichts nach Stoff und Form, b) Grundverfassung der Volksschule. 4) Geschichte der Pädagogik: a) in der vorchristlichen, b) in der christlichen Zeit. — Aus dieser Uebersicht des Inhalts ist es ersichtlich, welchen Aufschluss und Rath der sich nach Mitteln zu seiner Fortbildung umsehende Freund der Pädagogik in diesem Werke zu suchen habe. Rec. glaubt bey der Anzeige des *ersten* Theils dieser schätzbaren Uebersicht aller pädagogischen Wissenschaften unsere realen Volksbildner genug vor der selbstgefälligen Ueberschätzung der von ihnen erstiegenen Stufe, sich stolz neben das von Hn. *W.* aufgestellte Ideal zu stellen, gewarnt und sie zu demüthigem Emporblicken nach diesem ruhmvollen Ziele ermahnt zu haben. Dahin nur sollten seine scheinbaren Missbilligungen zielen. Wirklich geht es in dieser Fortsetzung, durch welche Rec. den würdigen Vf. erst recht schätzen gelernt hat, auch erst recht klar hervor, dass nur ein Ideal aufgestellt werden soll. Denn wirklich wurden unsre Blicke hier und da zu sehr nach der oft kläglich genug erscheinenden Wirklichkeit hingeleitet, um durch das Wort *Idee* festgehalten zu werden. Hr. *W.* fordert mit Recht, dass der Volksbildner nach dieser Höhe streben solle. Er sagt Th. 3. S. 33: „Der Beruf des Pädagogen überhaupt besteht darin: die allgemeine Bildungsidee real darzustellen. In besonderer Beziehung auf den Volksschullehrer erscheint sie unter der Idee der elementarischen Volksbildung. Der Volksschullehrer soll nämlich in jedem menschlichen Einzelwesen, das zum Staate künftighin gehört, die Menschheit unter der Form der kräftigen Volksthümlichkeit entwickeln, und dadurch zugleich dem Volke und dem Staate würdige Zeitglieder bilden. Um diess zu können, muss er der Idee, dem Wesen und Zwecke seines Berufs gemäss gebildet seyn. Princip seiner Berufsbildung ist die realgewordene Bildungsidee, also die Idee der Staats-Volksbildung. Die Form, unter welcher sich diese Idee gleich allen übrigen darstellt, ist die menschliche Wissenschaft. Soll also der Volksbildner seine Lebensbestimmung realisiren, so muss er in der Bildungsidee und in den ihr angehörigen verwandten Ideen leben und die Form derselben, die pädagogischen Wissenschaften in sich organisiren." Je weniger nun Rec. zu den pädagogischen Ultras gehört, welchen die Pädagogik ein Handwerk ist, in welchem eben darum alle Mitglieder nur die zunftmässig vorgeschriebenen Arbeiten, auf welche der Freysagebrief lautet, abzuthun haben; welchen die Volksschullehrer Taglöhner sind, die für ihr Tagewerk die wohlberechnete, handwerksmässige Geschicklichkeit und Anstelligkeit und die ausharrende Thätigkeit gutmüthiger Hausthiere besitzen sollen; je mehr er es als Wahrheit anerkennt, dass Alles, was zur Vollkommenheit emporstreben und erhoben werden soll, ein Ideal haben muss; — desto mehr billigt er es auch, dass selbst dem Volksschullehrer ein solches Musterbild vorgehalten werde. Er muss es noch mehr billigen, wenn er mit Hn. *W.* von der Sonnenhöhe des Ideals in die Wirklichkeit herabsteigt und ihn in seinen Vorschlägen, wie das Studium der Pädagogik beschaffen seyn solle (S. 35), begleitet. Ebenso ist die Aufstellung dessen, was zur Volksbildung *erforderlich* sey, aus der Natur und *Bestimmung* des Menschen nach den verschiedenen Stufen seines beabsichtigten Wirkens und Lebens unter seines Gleichen herausgehoben und allgemeiner Zustimmung würdig. Alle Pädagogen, auch die Volksschullehrer werden aus diesem Werke eine klare Ansicht ihres Berufs holen können, sie werden den Umfang des ihnen nöthigen Wissens und Könnens überschauen lernen; sie werden sich, aus der Tiefe heraus, mit der Höhe vergleichen müssen, die sie erreichen sollen. Das Alles aber wird und muss einen wohlthätigen Eindruck auf sie machen; nicht niedergebeugt, aber auch nicht zur Ueberschätzung ihres bereits erreichten Standpunkts erhoben, sondern nur kräftig veranlasst, an ihrer Vervollkommnung zu arbeiten, werden sie sich fühlen. Der ganze Umfang der Pädagogik ist in einer lobenswürdigen Kürze, und doch in einer so vollkommnen Uebersicht und mit solcher Klarheit dargestellt, dass selbst der geringste Volksschullehrer durch aufmerksames Lesen und Ueberdenken des hier Gegebenen ungemein viel lernen kann. Besonders nützlich wird die mitgetheilte, hinlänglich reiche Literatur werden. Nützlich wird diese vorzüglich darum seyn, weil auf die bey jedem Fache aufgeführten besten Schriften eine *gediegene* Beurtheilung dessen folgt, was jede im *Einzelnen* leistet, und dadurch jeder in Stand gesetzt wird, sich die Schriften, deren er zu seiner Fortbildung und zum praktischen Gebrauche bedarf, leicht selbst herauszuwählen. — Rec. könnte von dem, was Hn. *W's.* Werk in allen diesen Hinsichten leistet, eine Menge von Belegen aufstellen; er zweifelt aber nicht daran, dass die sehr nützliche Schrift, eine bisher fühlbare Lücke unsrer pädagogischen Literatur ausfüllend, in die Hände aller braven Pädagogen kommen werde, und möchte durch diess Urtheil gern etwas dazu beygetragen haben, sie auch den Volksschullehrern, denen es ein Ernst ist, nach dem Ideale ihres wichtigen Berufs zu streben, als ein ihnen auf ihrem Wege vorleuchtendes Licht näher zu stellen. Wiewohl das Werk sich mehr zu eigenem Besitze der Einzelnen eignet, so wird es doch auch den jetzt schöne Hoffnungen erregenden häufigen Schullehrer-Lesezirkeln kräftigst zu empfehlen seyn.

— erg.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

August 1828.

MATHEMATIK.

Copenhagen, b. dem Verf. u. b. Gyldendal. Leipzig, b. Rein: *Logarithmi sex Decimalium, scilicet Numerorum ab 1 ad 100,000, et Sinuum et Tangentium ad 10 Sec. quibus additi sunt varii Logarithmi et Numeri, saepius in Mathesi adhibiti*, curante Dr. *Georgio Frederico Ursino*, Observatore speculae Universitatis Hafniensis. Impensis Auctoris. 1827. 45 Bogen in gr. 8. (Subscr.-Preis 4 Rthlr. Ladenpr. 5 Rthlr.)

Mit den gewöhnlichen nur sieben Decimalstellen enthaltenden Logarithmen lassen sich bekanntlich weit die allermeisten und schwierigsten, und namentlich auch beynahe alle astronomischen Rechnungen ausführen, und nur in sehr seltenen Fällen sieht der rechnende Mathematiker sich genöthigt, nach Logarithmen von 10 oder noch mehreren Decimalen zu greifen. Aber schon lange hat man das Bedürfniss gefühlt, für eine Art Hausbrauch fünfstellige Logarithmen zu besitzen; diese nehmen nicht nur einen weit geringeren Raum ein, und sind also bequemer zu behandeln, sondern es lassen sich auch mittelst derselben eine Menge Aufgaben der angewandten Mathematik mit einer vollkommen hinreichenden Genauigkeit auflösen. Selbst bey nicht wenigen, in der praktischen Astronomie täglich vorkommenden Rechnungen, z. B. zur Bestimmung des scheinbaren Orts der Fixsterne, bey den Vorbereitungsrechnungen zur Bestimmung der Bahn eines neuen Kometen oder Planeten u. dgl. sind mehr nicht als fünf Decimalen erforderlich, und man würde ganz unnöthiger Weise bey der Anwendung von sieben eine beträchtliche Anzahl von Ziffern, oft Hunderte derselben, in solchen Fällen ausschreiben, wo mit Hülfe von fünf Stellen derselbe Zweck, das Gesuchte nur bis auf Minuten und selbst auf Secunden zu finden, mit weit geringerer Mühe und Zeitaufwand erreicht werden könnte. Verdienten Beyfall erhielt daher eine zuerst von *La Lande* veranstaltete Ausgabe fünfstelliger Logarithmen, auf welche mehrere ähnliche von *Prasse*, *Westphal*, *Matthiessen* u. s. w. gefolgt sind. Kein Mathematiker wird jetzt noch an den grossen Vortheilen, die solche abgekürzte Logarithmen gewähren, und an der Nützlichkeit solcher Ausgaben zweifeln; aber problematisch könnte es noch scheinen, ob auch Logarithmen *von sechs Decimalen*, wie die in der gegenwärtigen Schrift von Hn. Dr. *Ursin* in Copenhagen, und wie einige früheren von *Hantsche* und *Guépratte* gelieferten, eben so nöthig und nützlich, wie die fünfstelligen, seyen? Allerdings möchte es schwer seyn, zu entscheiden, in welchen Fällen gerade diese sechsstelligen Logarithmen am zweckmäfsigsten gebraucht werden, und vollkommen zureichen, oder wo die mit fünf Decimalen zu wenige Genauigkeit geben, die mit sieben eine für den Zweck überflüssige, so dafs sechsstellige genau diese Lücke ausfüllen. Auch bey dem Abgange der letztern dürften Rechner, die mit fünfstelligen versehen sind, und dabey noch siebenstellige, die sie doch nicht entbehren können, zur Hand haben, in der That nur wenig vermissen, davon abgesehen, dafs bey sechsstelligen meist der Vortheil des kleineren Volumen verloren geht. Damit will aber Rec. keineswegs behaupten, dafs Logarithmen mit sechs Decimalen überhaupt, oder dafs insbesondere die diesen gewidmete Arbeit des Hn. Dr. *Ursin* überflüssig sey, da dieselben immer *statt* der fünfstelligen gebraucht werden können, und überdiess das Gesuchte noch zehen Mal genauer geben müssen. Man muss Hn. *Ursin* die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dafs er nichts versäumt hat, um seine Ausgabe, so viel möglich, mit den Vorzügen, welche zur Erleichterung und Bequemlichkeit des Gebrauchs beytragen können, auszustatten. Schon das Ganze hat ein sehr gefälliges Aeusseres; das Papier ist weiss und gut, ein wesentliches Erforderniss bey einer Gattung von Schriften, die auf allen Blättern so oft durchgegriffen werden; der Druck ist deutlich, die Ziffern grofs genug, um das Auge nicht anzustrengen, auch nicht zu nahe an einander gedrängt; auch der Umstand ist vielleicht der Erwähnung werth, dafs die Ziffern 3 und 8 kenntlich von einander unterschieden sind, so dafs sie nicht, wie in einigen neueren Ausgaben der Vega'schen Logarithmen, leicht mit einander verwechselt werden können, was oft unangenehme Irrungen herbeyführt. Die Logarithmen der Zahlen füllen 15 Bogen, die der trigonometrischen Linien sammt dem Anhange 30 Bogen; der Gebrauch des Buchs dürfte einigermafsen erleichtert werden, wenn man es in zwey, obschon ungleichen Abtheilungen binden läfst. *Guépratte* in seinen *Problèmes d'Astronomie nautique*, hat freylich dasselbe, was der Copenhagner Herausgeber in mehreren Bogen liefert, auf 114 Quartseiten zusammengedrängt, aber mit kleineren zu nahe an einanderstehenden Typen, wodurch die Deutlich-

keit

it ungemein verliert, so wie durch gröſseres For-
at die Bequemlichkeit. — Der *erste* Theil des
erks, oder die *Zahlenlogarithmen* haben in der
r uns liegenden Ausgabe folgende Einrichtung:
on der sechsten Seite an gerechnet, enthält jede
ctavseite 40 vierziffrige Zahlen (von 1000 bis 9999);
e zweyte senkrechte Columne giebt die Logarith-
en jener 40 Zahlen auf 6 Decimalen; in den übri-
n neun Columnen stehen die Logarithmen fünf-
ffriger Zahlen, so daſs, wie in den gewöhnlichen
isgaben den Zahlen der ersten Columne von hinten
ch 1, 2, 3 u. s. w. beygesetzt wird. Die drey ersten
ellen eines jeden Logarithmen sind, so lange sie
iverändert bleiben, nicht wiederholt; jede Columne
von der andern durch einen senkrechten Strich,
id bey dem Uebergange von 4 auf 5 durch einen
rkern, abgesondert. Die zur Seite der Vega'schen
id anderer Handausgaben stehenden Proportional-
eile sind hier gänzlich weggelassen, um Raum zu
sparen; der Vf. setzte voraus, daſs bey den kleinen
fferenzen zweyer auf einander folgenden Loga-
thmen die Proportionaltheile sich leicht im Kopfe
erden berechnen lassen, was man ihm gern zugeben
ird, da die gröſste Differenz 43 nicht übersteigt.
s ist zwar nicht zu leugnen, daſs zur Abkürzung
s Geschäfts der obgleich mehr mechanische Ge-
auch der Proportionaltheile auch das Seinige bey-
ägt; das Denken, das bey keiner Rechnung ent-
ehrlich ist, können alsdann andere Theile der
echnung um so ungehinderter in Anspruch neh-
en. Allein so wünschenswerth in dieser Hinsicht,
imal für minder geübte Rechner, bey Logarithmen
it 7 Decimalstellen, die beygefügten Proportional-
eile scheinen könnten; so wenig kann man von
em Vf. fordern, daſs er solche auch bey 6stelligen
ogarithmen hätte beybehalten sollen, da sie bloſs
is schöne Ebenmaaſs der Zahlenreihen auf jeder
eite gestört haben würden, und da man, um ihren
langel zu ergänzen, im Grunde mehr nicht, als
e Multipla der Zahlen 4, 3, 2 zu kennen braucht.
n Falle, daſs von den drey ersten (nicht wiederhol-
n) Stellen eines Logarithmen die dritte um die
inheit sich vergröſsert, hat der Vf. diese Aenderung
urch einen kleinen, oben auf der vierten Stelle des
ogarithmen angebrachten horizontalen Strich, aber
ur Einmal, bemerklich gemacht; die Vega'schen
andausgaben enthalten mehrmalen, und so lange
er Irrthum möglich ist, ein eigenes Warnungszei-
hen; auch ohne Wiederholung hätte der Vf. viel-
icht doch ein mehr in die Augen fallendes Zeichen,
ner ein Sternchen, statt des Striches, wählen dür-
en. Was sehr zu billigen ist, und bey *Vega* fehlt,
o hat der Vf. seiner Tafel der Zahlenlogarithmen
uch die Hülfszahlen *S* und *T* von 0° bis zu 2° 46'
0" oben auf jeder Seite beygefügt, und S. 2 die An-
ahl von Secunden bemerkt, die jedem Winkel von
000" bis zu 10000" oder bis zu 2° 46' 30" zuge-
ören. Wird *S* und *T* von dem Log. eines in Se-
unden ausgedrückten Winkels subtrahirt oder dazu
ddirt, so erhält man, wenn überdieſs noch der Log.

Const. S. 314425 addirt wird, der Log. Sin. oder Log.
Tang. jenes Winkels, und durch ein ähnliches Ver-
fahren erhält man aus dem gegebenen Log. Sin. oder
Log. Tang. den entsprechenden Winkel. Dieſs ist
nicht nur ein eben so leichtes als sicheres Mittel, die
kleineren Winkel in den ersten Graden des Qua-
dranten genau zu bestimmen, sondern durch dieselben
Hülfsgröſsen *S* und *T* lassen sich auch solche tri-
gonometrische Rechnungen am Schlusse verbessern,
bey denen man, der Bequemlichkeit halben, An-
fangs die Bogen statt des Sinus und Tangenten ge-
nommen hatte. Im Durchschnitte läſst sich anneh-
men, daſs, wie der Vf. auch in der Vorrede erwähnt,
mit Logarithmen von 6 Decimalen sich eine Zahl un-
gefähr bis auf ihren 500000sten Theil genau finden
läſst, ein Grad von Präcision, der selten einen noch
höheren zu wünschen übrig lassen wird. — Im *zwey-
ten* Hauptheile des Werkes sind enthalten: *„Loga-
rithmi Sinuum et Cosinuum, Tangentium et Cotan-
gentium ad dena Minuta secunda."* Was diesen
sechsstelligen Logarithmen des Vfs. einen wichtigen
Vorzug vor den fünfstelligen, und selbst auch vor
manchen siebenstelligen giebt, aber nothwendig auch
den Umfang einer Handausgabe vergröſsern muſste,
ist, ist eben jene Ausdehnung der Logarithmen trigo-
nometrischer Functionen, statt nur auf einzelne Mi-
nuten, auf 10 zu 10 Secunden des Grads. Die Ein-
richtung ist hier so getroffen, daſs auf jede Seite
6 Minuten, also 10 Seiten auf einen Grad kommen.
Zunächst neben den Logarithmen der Sinus stehen die
Log. der Tangenten und Cotangenten, und zuletzt
die der Cosinus. Von 10 zu 10 Secunden sind die lo-
garithmischen Differenzen, wenn sie nicht gar zu
klein sind, für jede dieser vier trigonometrischen
Functionen beygefügt. Da diese Differenzen meist
viel beträchtlicher sind, als bey den Zahlenlogarith-
men, so konnten sie nicht füglich wegbleiben; indeſs
scheinen sie dem Vf. doch nicht so beträchtlich zu
seyn, daſs nicht die Proportionaltheile durch eine
wenig mühsame Kopfrechnung gefunden werden
könnten; auch ist in den drey ersten Graden, also
gerade da, wo eine solche Rechnung am beschwer-
lichsten seyn würde, schon dafür gesorgt, daſs, mit
Umgehung der freylich hier sehr groſsen Differen-
zen, durch Anwendung der oben erwähnten Hülfs-
gröſsen *S* und *T* die Winkel sehr genau bis auf die
kleinsten Theile der Secunde bestimmt werden kön-
nen. Nach des Vfs. Urtheil läſst sich überhaupt
beym Gebrauche der Logarithmen mit 6 Decimalen
ein Winkel bis auf den achten Theil einer Secunde
finden; dieſs ist aber nur unter bestimmten Bedin-
gungen richtig, und eine der vornehmsten derselben
ist, daſs überall nur passende Formeln (*aptae for-
mulae*, wie der Vf. sagt) gebraucht werden, das
heiſst mit andern Worten, daſs man es durchaus
vermeidet, einen Winkel durch den Log. seines Co-
sinus aufzusuchen; allein gänzlich läſst sich in der
angewandten Trigonometrie doch der Gebrauch der
Cosinus, ohne öfters zu befürchtende gröſsere Weit-
läuftigkeit, nicht umgehen; auch kann man nicht
immer

immer alles durch Tangenten bestimmen. Nimmt man die Sache etwas genauer, oder macht man einigen Unterschied, so ist es freylich wahr, daſs bey 6 Decimalen ein Winkel nahe an 45 Graden durch den Log. seines Tangenten, obgleich die Differenz für 10 Secunden hier am kleinsten und nur = 42 ist, doch noch bis auf ¼ Secunde, oder, da man der letzten Ziffer des Logarithmen doch nicht so ganz versichert ist, wenigstens auf 1 Secunde genau sich finden läſst; für den Log. Sinus ist bey 45° die Differenz nur halb so groſs, oder = 21, daher läſst sich hier durch den Log. Sinus ein Winkel nur bis auf ½ Secunde, oder mit Sicherheit gleichfalls nur bis auf 1 Secunde bestimmen. Es ergiebt sich auf gleiche Art, daſs bey 30° die Sicherheit des Winkels, durch den Log. Tang. bestimmt, sich bis auf ¼ Secunde durch Log. Sin. bis auf ⅓ Sec. erstreckt, bey 15° hingegen durch den Log. sowohl der Tang. als des Sin. nahe auf ⅙ Sec., endlich bey noch kleineren Winkeln zwischen 12° und 0° bis auf $\frac{1}{10}$ Sec. oder noch viel weiter; nur die Log. der Cosinus kommen bey 6 Stellen übel weg, da ihre Differenz für 10 Sec. erst bey 25° = 10 wird, und also erst bey dieser Gröſse eines Winkels ungefähr sich ganze Secunden verbürgen lassen. Man sieht hieraus, daſs wenn schon bey 6 Decimalen die Genauigkeit der Resultate eine bestimmte Grenze hat, doch auch eine Menge trigonometrischer Rechnungen, und astronomischer insbesondere, nicht weiter als 6 Stellen erfordern wird. — Logarithmen haben, ihrer Bestimmung nach, gewissermaſsen etwas ähnliches mit einer Rechenmaschine; von der Richtigkeit des Instruments hängt also auch die Richtigkeit unbestimmbar vieler Rechnungen ab, die damit ausgefertigt werden sollen. Herausgebern von Logarithmen kann daher an nichts so sehr gelegen seyn, als dieselben, soweit es nur immer möglich ist, fehlerfrey zu liefern, ein Bestreben, das allerdings die Geduld und Beharrlichkeit selbst des muthigsten Corrector's zu erschöpfen vermögend ist. Wie genau die Logarithmensammlung des Vfs. ist, darüber steht dem Rec. kein Urtheil zu, da er bis jetzt noch zu wenig Gebrauch davon gemacht hat; denn die Recensentenpflicht, das anzuzeigende Buch ganz, und mit Bedacht zu lesen, leidet hier einige Ausnahme. Aber sehr groſsen Dank verdient der Vf. für die umsichtigen und angestrengten Bemühungen, die er auf die Vermeidung von Druckfehlern verwandt hat, und gewiſs hat er in dieser Rücksicht alles gethan, was man von ihm fordern konnte, oder vielleicht noch etwas mehr, als sich billiger Weise von ihm erwarten lieſs, da er, seiner Versicherung zu Folge, für jeden von ihm im Drucke gelieferten Logarithmen nicht nur *Vlacq's Arithmetica logarithmica*, *Brigg's Trigonometria artificialis* und *Vega's Logarithmorum Thesaurus*, Ausgaben, welche sämmtlich 10 Decimalen enthalten, sorgfältig verglichen, sondern auch, wo er etwa besondern Anstoſs fand, diesen mit Hülfe von *Gellibrand's Trigonometria Britannica*, die 14 Decimalen giebt, oder nach andern Methoden zu heben versucht hat. Noch besondere, von einigen seiner Vorgänger versäumte Vorsicht wandte er auch darauf, sich der sechsten Stelle seiner Logarithmen zu versichern. Auch *Callet's* und *Vega's* Handbücher haben nur allmählich, und durch fortgesetzte Nachbesserungen, einen gewissen Grad von Vollkommenheit erlangt, den man ihnen jetzt mit Recht zugesteht, so wenig auch bey diesen und bey ähnlichen Werken von einer absoluten arithmetischen Infallibilität je die Rede seyn kann. Der Vf. ersucht daher alle, die seine Arbeiten benutzen werden, ihm jeden entdeckten Fehler anzuzeigen, damit künftig bey einer etwa nöthigen zweyten Auflage darauf Rücksicht genommen werden kann. Man hatte dem Vf. Vorschläge gemacht, sein Werk in Leipzig bey *Tauchnitz* mit Stereotypen drucken zu lassen, und Hr. *von Schmidel* in Leipzig hatte unaufgefordert ihm vorläufig zugesagt, den Druck zu leiten. Der Vf. lehnte diesen Antrag ab, da er selbst am Druckorte anwesend zu seyn wünschte, behielt sich aber vor, seine Arbeit nur erst alsdann, wenn ein zweyter Abdruck nöthig werden sollte, mit allen Abänderungen und Verbesserungen, die anhaltender Gebrauch und Erfahrung an die Hand geben würden, stereotypiren zu lassen, ein Entschluſs, der eben so sehr seiner Einsicht, als seiner Bescheidenheit Ehre macht. — Rec. hat noch von dem *Anhange* Rechenschaft zu geben, den der Vf. seiner Logarithmenausgabe, eine alte Gewohnheit befolgend, beygefügt hat. Er konnte dieser Zugabe nur 27 Seiten widmen, und bemerkt selbst, daſs es unmöglich ist, in solchen Anhängen alle, oft sehr verschiedenartige Forderungen der Leser zu befriedigen. Besser könnte so verschiedenen Wünschen vielleicht Genüge geleistet werden, wenn ein Gelehrter vom Fache sich entschlieſsen wollte, in einer eigenen gröſseren Schrift (freylich mit Bestimmung einer gewissen Grenze) das wichtigste, brauchbarste und neueste von Tafeln (mit Ausschluſs der eigentlich astronomischen), von Formeln, und anderen, was zum täglichen Bedarf der *praktischen* Mathematik gehört, oder doch von häufigem Gebrauch ist, zu sammeln; wir haben wenigstens bis jetzt an Sammlungen dieser Art keinen groſsen Ueberfluſs. Der Vf. liefert in seiner kurzen *Appendix:* 1) Verschiedene Formeln zur Kreismessung. 2) Länge der Kreisbogen für den Radius 1, auf 7 Decimalstellen von 1 bis zu 360 auf einzelne Grade, wie auch auf einzelne Minuten und Secunden des Grads. 3) Analytische Ausdrücke für die Sinus von drey zu drey Graden des Quadranten. 4) Chordentafel, den Radius = 1000 vorausgesetzt, von 10 zu 10 Minuten eines Grads von 1 bis auf 108°, und dann bloſs für einzelne ganze Grade von 108 bis zu 360°. 5) *Abacus Trigonometricus.* Diese Tafel, welche 15 Seiten, mithin den gröſsten Theil des Anhangs füllt, begreift die Sinus, Tangenten und Secanten von 10 zu 10 Min. jedes Grads, für den Radius 1, bis auf 5 Decimalstellen; beygefügt sind noch, oder eigentlich aus der vorangehenden Logarithmensammlung wiederholt, die Logarithmen

men der Sinus und Tangenten von 10 zu 10 Minuten, gleichfalls auf 5 Decimalstellen abgedruckt. Dieser *Abacus*, eine abgekürzte Trigonometrie, könnte hiernach nebendem dass er auch die Sinus und Tangenten selbst, nicht bloss ihre Logarithmen enthält, in Fällen, wo man sich bloss mit einer compendiarischen, und oberflächlichen trigonometrischen Auflösung begnügt, seine Anwendung finden. 6) Trigonometrische Formeln; Functionen der Winkel in verschiedenen Quadranten; Functionen für die Summen und Differenzen der Winkel; einige der vornehmsten und prägnantesten Formeln der sphärischen Trigonometrie. 7) Zahlen von häufigem Gebrauche in der Mathematik, und constante Logarithmen.

NATURGESCHICHTE.

Weimar, im Industrie-Compt.: *Latreille's natürliche Familien des Thierreichs.* Aus dem Französischen (übersetzt,). Mit (mit) Anmerkungen und Zusätzen von Dr. *A. A. Berthold*, Privatdocenten an der Universität zu Göttingen. 1827. X u. 604 S. gr. 8. (2 Rthlr. 21 gGr.)

Da wir früher das Original (A. L. Z. 1827. Nr. 179) angezeigt haben, so ist über das Werk selbst gegenwärtig Nichts zu bemerken, sondern nur die Uebersetzung als solche, nebst dem, was der Vf. an Anmerkungen und Zusätzen beyfügte, zu würdigen.

Wenn der Uebers. in seiner Vorrede sagt, dass schon der Name des Vfs. für den Werth dieser Schrift bürge, „und zwar vorzüglich in Betreff der Insekten, und der Reptilien," so sind wir hinsichtlich der letztern, wohl im Einverständniss mit den meisten Naturforschern, anderer Meinung, indem *L.* eben diesen Zweig in *Buffon's* ed. *Deterville* gar oberflächlich und ohne Kritik bearbeitet hat. Weiter äussert der Uebers., „man hat (nachdem nämlich dieser *Prodromus* der Zoologie vorhanden) nur noch die Charakteristik der Geschlechter und Arten nöthig, um jedes einzelne Thier schnell und bequem aufsuchen zu können; diese Charakteristik, wozu ich schon zum Theil die Materialien in den Museen von Berlin, Paris u. s. w. gesammelt habe, denke ich nach und nach auf dieses Werk folgen lassen zu können." Mit kurzen Worten sind hier *Species Animalium* angekündigt, ein gewiss von allen Zoologen ersehntes Werk, das aber, nach der Bearbeitung des *Prodromus* zu schliessen, wohl noch hinter *Gmelins Compilation* zurückbleiben dürfte. Ein hartes Urtheil, das wir aber zu belegen gedenken, obgleich der Uebers. hofft, „dass gegenwärtig die Uebersetzung dem Original in mehr denn einer Hinsicht den Vorrang streitig mache." Diess soll hauptsächlich der Fall seyn, weil die Fehler des Letzteren in jener verbessert sind, und die (leicht zu zählenden!) Anmerkungen des Uebers. Vieles erläutern; ferner durch Angabe der lateinischen Namen der Geschlechter, so wie durch Hinzufügung der Stammwörter der griechischen Benennung der Hauptgruppen, endlich durch das Register.

Zuerst veranlasst der Gebrauch der deutschen Benennung Geschlecht statt Gattung (*Genus*) oft Verwirrung, wie S. 324: „die Tarsen sind bey beiden Geschlechtern gleich." Warum brauchte der Uebers. nicht das Wort *Sippe*, wenn er sich mit — *Gattung* — nicht befreunden konnte? — Der Körper der Schildkröten ist nicht „in einer *Kapsel* (*Gehäuse*)" sondern nach dem richtigen Kunstausdruck in einer *Schale* eingeschlossen, und zwar heisst die obere nicht Rückenschild, sondern Oberschale u. s. w. Der Uebers. hat es sehr vernachlässigt, die einmal gebräuchlichen Kunstausdrücke und seine eigenen consequent zu gebrauchen, was gewiss sehr zu tadeln ist, denn auf der nächsten Seite heisst es „Knochenplatten *bilden einen* obern — Panzer." — Wir müssten alle Grenzen unserer Recension überschreiten, wollten wir alle Verstösse dieser Art anführen, doch soll es mit Einigen geschehen. *Squamosus*, beschuppt — nicht „geschuppt" und im gewöhnlichen Sprachgebrauch — schuppig. „Vier zum Gehen oder Klettern geschickte Füsse" ist französisch-deutsch — es müsste heissen — Gang- oder Kletterfüsse. Auf diese Weise übersetzt aber Hr. *B.* gern, denn — „keine Gaumenzähne" statt die Gaumenzähne fehlen u. dgl. findet man fast auf allen Seiten. Das franz. *les uns* — immer durch „*die Einen*" übersetzt, klingt im Deutschen widrig. Es konnte ganz wegbleiben. Die Vipern haben keinen „*Gifthaken*" sondern — Giftzahn. Eben so willkürlich ist der Ausdruck „Schuppenschilder" da die Benennungen Schilde, Schildchen, Schwanzschuppen, längst angenommen sind. Die Fische haben keine „Steissflosse" sondern eine Afterflosse. S. 161 sollen die *Milleporita* „*Muscheln*" seyn! und nachdem stand „das Innere der *Muschel*" folgt gleich wieder „die *Schale*". Auch S. 186 macht der Uebers. wieder aus Abtheilungen, wohin *Fusus*, *Strombus* u. A. gehören „*Muscheln!*" und S. 189 spricht er von „eingerollten Muscheln." S. 247 ist der Titel der *Latreille*'schen Insektenwerke *deutsch* angegeben, wodurch man verleitet werden könnte, zu vermuthen, es gebe Uebersetzungen davon. Bey den Insekten heissen die „Unterkiefern" schon längst Kinnladen, die „obern Kinnladen", „Oberkinnladen"—Kinnbacken, so wie der „Hinterbauch" Hinterleib, — die „Oberlippe" Lefze genannt wird, auch haben die Tarsen nicht „Haken" sondern Klauen, der Mund keine „Schnauze" oder gar „Schnabelschnauze" sondern einen Rüssel, des Uebers. „Unterschenkel" sind Schienbeine, nach der gangbaren entomologischen Kunstsprache. Raupen, welche mit den „*gewöhnlichen schuppigen!* (*écailleuses — hornige* soll's heissen, aber der Uebers. scheint diesen Ausdruck nicht zu kennen,) Füssen" versehen sind — kennen wir nicht. Die Rollzunge der Schmetterlinge wird S. 469 f. zu einem „Rollschnabel." — Wir können unsere Kritik nicht weiter fortsetzen, glauben auch hinlängliche Belege beygebracht zu haben, um unser Urtheil zu bestätigen. Druck- (Schreib-?) Fehler finden sich übrigens in den Namen der Gattungen, ausser den hinten angezeigten, im Buche und im Register noch gar manche. Papier und Druck sind gut, wie man das von der Verlagshandlung nicht anders gewohnt ist.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

August 1828.

GESCHICHTE.

Stuttgart und Tübingen, b. Cotta: *Historische und politische Denkwürdigkeiten des königlich preussischen Staatsministers Johann Eustach* Grafen von Görtz, aus dessen hinterlassenen Papieren entworfen. *Erster* Theil. 1827. XIV u. 369 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Bey keiner Gattung von historischen Schriften ist es wichtiger, den Verfasser zu kennen, als gerade bey den sogenannten Denkwürdigkeiten. Diess allein bestimmt den geschichtlichen Werth solcher Werke. Zu dieser Bemerkung finden wir uns durch den auf dem Titel befindlichen Zusatz „aus dessen hinterlassenen Papieren" bewogen. Wer hat *diese* Denkwürdigkeiten aus *diesen* Papieren entworfen? Wer verbürgt die Echtheit dieser Papiere und die Zuverlässigkeit der aus denselben geschöpften Darstellung? Leider giebt das Vorwort keine Auskunft über diese nothwendigen Fragen; wir erwarten sie aber mit Zuversicht in dem *zweyten* Bande, um alsdann erst uns über das Verhältniss des vorliegenden Werks zu ähnlichen Erscheinungen in der deutschen Literatur aussprechen zu können. Der ungenannte Verfasser rühmt die ihm gestattete Einsicht und Benutzung der vielen von dem Grafen von Görtz hinterlassenen Papiere als ein Zeichen theils eines ausgezeichneten Wohlwollens, theils eines schmeichelhaften Zutrauens. Unter diesen Schriftstücken befindet sich eine zahllose Menge von gesammelten Notizen und niedergeschriebenen Bemerkungen, die, ohne sich auf die mannichfaltigen Dienstverhältnisse des Grafen zu beziehen, grosses Interesse und reichhaltige Materialien zur Geschichte der Zeit darbieten. Diese nun in einer zweckmässigen Ordnung als Beyträge zu der politischen Geschichte des Zeitraums, in welchem des Grafen Wirken so erfolgreich hervorleuchtet, zu sammeln, wird ausdrücklich als Vorwurf des Ganzen angegeben. Diese Schrift, auch ohne dass ihr nächstes Ziel eine Biographie des Verewigten sey, muss dennoch zugleich die Hauptumrisse seines Lebenslaufs liefern, zu dessen Andeutung Folgendes dienen möge. *Johann Eustach* Graf *von Görtz* ward am 5ten April 1737 auf der Familien-Herrschaft Schlitz geboren. Nach vollendeter Erziehung auf dem Carolinum zu Braunschweig und den Universitäten zu Leyden und Strassburg erhielt er im J. 1755 seine erste Anstellung in Herzoglich Sachsen-Weimarschen Diensten. Dort, so wie in den Gothaischen Diensten, war er auf seine Appanage beschränkt und bezog erst 1759 Gehalt, als er in der Eigenschaft eines Erziehers der Prinzen von Sachsen nach Weimar zurückkehrte. Im J. 1778 übertrug ihm Friedrich der Grosse eine eben so ehrenvolle als schwierige Sendung wegen der Bayerschen Erbfolge. Nach erreichtem Endzwecke wurde er nach Berlin berufen und zum *Grand-Maître de la Garderobe* und Staatsminister ernannt. Schon 1779 trat er den wichtigen Gesandtschaftsposten am russischen Hofe an, den er volle sechs Jahre bekleidete. Im J. 1786 ward er als ausserordentlicher Gesandter nach Holland geschickt, um die Bewegungen und Unruhen, welche die anti-oranische Partey gegen den Erbstatthalter erregt hatte, beyzulegen. Von dieser unangenehmen Sendung zurückgekehrt, ernannte der König ihn (1788) zum kurbrandenburgischen Gesandten am deutschen Reichstage, welche Stelle er bis zu der im J. 1806 erfolgten Auflösung des deutschen Reichs beybehielt. In der Zwischenzeit war der Graf von Görtz auf beiden Kaiserwahlen in den Jahren 1790 und 1792 zweyter kurbrandenburgischer Wahlbotschafter und als solcher Stimmführer bey den Berathungen über die Wahlcapitulationen; vom Ende des J. 1797 bis Ende Aprils 1799 erster preussischer Gesandter bey dem Congresse zu Rastadt; in den Jahren 1802 und 1803 kurbrandenburgischer Bevollmächtigter bey der Reichs-Deputation zum Vollzuge des Entschädigungs-Geschäfts. Nach den unglücklichen Ereignissen des J. 1807 legte Graf von Görtz, mit freywilliger Verzichtleistung auf alle Pension, seine Dienste nieder und lebte zurückgezogen in Regensburg, bis sein Ende daselbst am 7ten August 1821 im 84sten Jahre seines Alters erfolgte. Drey Jahre nach seinem Hinscheiden wurde, wie die Inschrift lautet, „ihm und seinen Tugenden von seinen Freunden und Verehrern" zwischen dem Jacobs- und Weich-St. Peters-Thor zu Regensburg ein geschmackvolles Denkmal errichtet. Vaterlandsliebe, Frömmigkeit, Bürgersinn, Geselligkeit und Wohlthätigkeit werden darauf den Vorübergehenden als die Haupteigenschaften genannt, die den als Staatsmann und Bürger gleich verehrungswürdigen Mann auszeichneten. Umfasst man mit einem Blicke den dreyssigjährigen Zeitraum, in welchem der Graf von Görtz amtlich wirkte, so überzeugt man sich bald, dass er in den höchsten Staatsstellen, bey den wichtigsten Ereignissen

nissen seines Jahrhunderts thätig war und an der Entwickelung dieses Abschnitts der Weltgeschichte leitend Theil nahm. Aus jener Zeit und aus jenen Welthändeln erwuchs ohnehin unser Zeitalter. Das Buch ist sonach als eine zeitgemäfse Erscheinung zu betrachten. Es verdient auch seines klaren, echtgeschichtlichen Vortrags wegen gelesen zu werden; wobey die Berücksichtigung bewährter Schriftsteller um so unerläfsiger erschien, als man nicht immer mit Bestimmtheit ersieht, aus welchen Quellen der wörtliche Inhalt von Depeschen u. s. w. geschöpft worden ist. Es würde die uns vergönnten Grenzen übersteigen, wollten wir hier einen Auszug aus den vorliegenden Denkwürdigkeiten versuchen. Wir begnügen uns vielmehr damit, den Hauptinhalt der einzelnen Abschnitte anzudeuten, in welche der *erste* Band derselben zerfällt. Der *erste* schildert die Verhältnisse des Grafen von Görtz in Sachsen-Weimarschen Diensten (1761—1777), der *zweyte* die Unterhandlungen wegen der Bayerschen Erbfolge bis zu Anfang des Kriegs zwischen Oesterreich und Preussen, wobey mit Recht das von dem Grafen herausgegebene: *Mémoire historique de la négociation en 1778 pour la succession de la Bavière, confiée par le roi de Prusse Fréderic le Grand au Comte Eustache de Goertz.* Francfort sur le Mein, chez Fred. Efslinger, 1812. 8. als Quelle dient; — der *dritte* die Unterhandlungen zwischen Oesterreich und Preussen; der *vierte* die Unterhandlungen und den Friedensschlufs zu Teschen, am 13ten May 1779. In den *sieben* folgenden wird die Sendung des Grafen von Görtz nach St. Petersburg umständlich erzählt. Die wichtigsten politischen Ereignisse, die dieser Zeitraum (von 1780 bis 1786) umfasst, sind das Project einer Tripel-Allianz zwischen Russland, Preussen und der Pforte, die bewaffnete See-Neutralität, die Zusammenkunft des Kaisers Joseph II. mit Katharina, die Reise des Prinzen von Preussen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II., nach Petersburg; die Reise des Kaisers Paul Petrowitsch und seiner Gemahlin ins Ausland; das Project eines bayerschen Ländertausches, der deutsche Fürstenbund, die Unterhandlungen zu Abschliessung einer Tripel-Allianz zwischen Rufsland, Grofsbritannien und Preussen; die Friedensvermittelung zwischen den Bourbon'schen Höfen und England und zwischen dieser Macht und Holland, und endlich die Reise der Kaiserin Katharina im Innern ihres Reichs, deren anziehende Beschreibung wir bereits dem ältern *Séjur* verdanken. Es liegt recht eigentlich in der Aufgabe von Denkwürdigkeiten, Beyträge zur Charakteristik derjenigen Personen zu liefern, die in nähere Berührungen mit dem Beobachter seiner Zeit kamen. Auch in dieser Beziehung ist der vorliegende Band reich ausgestattet: denn er enthält eine Menge unbekannter Züge von der Herzogin *Amalia* von Sachsen-Weimar, dem edeln Freyherrn *Karl Theodor von Dalberg, Wieland, Marie Anne* gebornen Pfalzgräfin von Sulzbach, *Katharina II., Paul I.,* den vornehmsten Grofsen des russischen Hofes (deren vom Grafen von Görtz entworfene meisterhafte Bezeichnung den meisten Lesern aus einer der Beylagen zu den von Dohm'schen Denkwürdigkeiten noch erinnerlich seyn wird), *Joseph II., Sahim Gerai* Tatar-Chan der Krimm, *Cobenzl,* dem Grafen *Ségur* d. ä., Grafen *von Herzberg, Friedrich II.* u. m. A. Die Bemerkungen über die Finanzen und die Kriegsmacht Rufslands in der Periode von 1774—1786 sind sehr wichtig. Wir wollen hier nur daran erinnern dafs der Hr. *von Falckenskiold* in seinen *Mémoires* — publiés par Mr. *Philippe Secretan.* Paris 1826. S. 3—69 eine eben so gründliche Schilderung dieser Gegenstände entwirft, wie sie in den Jahren 1769 und 1770 beschaffen waren. Diefs ladet zu interessanten Vergleichungen ein, da diese beiden Zeiträume fast an einander grenzen.

MATHEMATIK.

Braunschweig, b. Meyer: *Geometrie für Bürgerschulen und Gewerbschulen,* wie auch zum Selbstunterricht für Handwerker, von *Joh. Cornel. Buchheister,* Subconrector am Gymnasium zu Wolfenbüttel. *Erster* Theil. Mit 3 Kpft. 1826. VIII u. 183 S. 8. (8 gGr.) Inhalt: S. 9—24. Einleitung, Erklärung der Körper, Flächen u. s. w.; der Gleichheit, Congruenz u. s. w. S. 25—44. Abschn. 1. Von der Lage gerader Linien in einer Ebene und von den ebenen Winkeln. S. 45—91. Abschnitt 2. Von den Figuren. S. 91—96. Abschn. 3. Von der mathematischen Methode. Erklärung der Grundsätze, Lehrsätze u. s. w. S. 97—126. Abschn. 4. Von der Congruenz der Figuren. S. 127—183. Anhang über die Decimalbrüche.

Das Buch verdankt, wie der Vf. in der Vorrede sagt, der an ihn ergangenen Aufforderung einer vorzüglichen Bürgerschule seine Entstehung. Es soll, nach dem Vf., ein Buch seyn, welches den Schülern in die Hände gegeben werden könnte, und woraus sie nicht allein eine vollständige Anschauung der geometrischen Grundformen, sondern zugleich eine gründliche und mit Beweisen unterstützte Anweisung erhielten, diese Grundformen selbstthätig zu erschaffen und neue Formen daraus abzuleiten u. s. w., welches sie durch die strenge Form der Beweise im systematischen Denken übte, und in ihnen eine Kraft des Verstandes entwickelte, die sie vor der gedankenlosen Anhänglichkeit an das Hergebrachte in ihrem künftigen Berufe bewahrte u. s. w. — Mit der Ansicht des Vfs., dafs ein umfassenderer mathematischer Unterricht in höhern Bürgerschulen höchst wünschenswerth und von grofsem Nutzen sey, ist Rec. wegen der vielen Anwendungen auf die Gewerbe und wegen der Schärfung der Urtheilskraft vollkommen einverstanden. Sehr zweckmäfsig scheint uns gleichfalls das Verfahren des Vfs., wonach er eine ausführliche Erklärung der mathematischen Grund-

Grundformen vorausschickt und dann später erst Beweise folgen lässt. In einer Gelehrten-Schule mag immerhin das streng systematische Verfahren vorherrschen, in einer Bürgerschule hingegen ist eine recht klare Anschauung jener geometrischen Grundformen die Hauptsache, sie muss vorausgehen, und dann erst mögen Lehrsätze und Aufgaben folgen. Wer sich aber je mit diesem Unterrichte beschäftigt hat, weiss, wie schwer es ist, nur die wichtigsten Lehrsätze und Aufgaben auszuheben und doch keinen Satz hinwegzulassen, ohne den ein folgender nicht streng bewiesen werden kann. Dass es dem Vf. gelungen sey, diese Schwierigkeit grösstentheils zu besiegen, so wie deutlich und fasslich zu schreiben, müssen wir ihm einräumen, und er wird es uns darum nicht verübeln, wenn wir ihm einige Erinnerungen machen, die uns bey dem sorgfältigen Durchlesen des Buchs nöthig schienen.

S. 23 heisst es: *„zwey Flächen* oder zwey Körper sind congruent, wenn ihre Grenzen sich decken, und wenn *die Flächen* oder Körper in einander gelegt genau denselben Raum einnehmen." Für den Ausdruck „in einander gelegt" würden wir vorgezogen haben: das Eine an die Stelle des Andern gedacht. Die Anmerkung S. 23 können wir nicht billigen: denn mit der mathematischen Congruenz hat das „nicht Passen" nichts zu thun. S. 27 heisst es: „eine senkrechte und eine wagrechte Linie stehen nicht gegen einander geneigt." Wie soll man denn einen rechten Winkel erklären, da doch auch nach dem Vf. *jeder* Winkel die Neigung zweyer Linien gegen einander ist? S. 34 kommt erst die Erklärung eines rechten Winkels, und doch ist schon S. 26 von einem Perpendikel die Rede gewesen. Warum nicht die Erklärung des Perpendikels bis nach den Winkeln verspart, und dann so: sind zwey Nebenwinkel gleich, so heisst jeder ein rechter, und eine gerade Linie, die mit einer andern gleiche Nebenwinkel, also Rechte bildet, steht auf ihr perpendikular oder heisst ein Perpendikel. S. 53 heisst es: „Parallelogramme sind Vierecke, in denen die gegenüberstehenden Seiten parallel und die gegenüberstehenden Seiten und Winkel gleich sind." Nur das erste Merkmal durfte angeführt werden, die beiden letztern lassen sich aus dem ersten ableiten; erklärt doch Niemand ein gleichseitiges Dreyeck so: es sey ein solches, worin alle drey Seiten *und alle drey Winkel* gleich sind. S. 102. Den Beweis der Congruenz zweyer Dreyecke aus der Gleichheit der drey Seiten können wir, wie er hier geführt ist, unmöglich billigen, und zwar eines logischen Zirkels wegen. Hier werden nämlich die Seiten des einen Dreyecks *getrennt und dann* auf das andere gelegt, wobey aber stillschweigend vorausgesetzt wird, dass sich drey gerade Linien *nur auf eine Weise* zu einem Dreyecke zusammensetzen lassen. Die Richtigkeit dieser Voraussetzung folgt aber erst aus diesem Satze selbst. Direct möchte sich überhaupt dieser Beweis schwerlich führen lassen. S. 105 kommt die Aufgabe vor: eine gerade Linie durch eine senkrechte in gleiche Hälften zu theilen. Ohne den unmathematischen Ausdruck „gleiche Hälften" zu rügen, wollen wir nur bemerken, dass die Perpendicularität der Theilungslinie nicht bewiesen worden ist. S. 133 ist von der Division der Decimalbrüche die Rede. Strenger und deutlicher, auch weit allgemeiner würde für I. der Beweis gewesen seyn aus dem Lehrsatze: man dividirt einen Bruch durch eine ganze Zahl, wenn man den Zähler desselben dadurch dividirt und den Nenner ungeändert lässt. Auch hätte Etwas von der Verwandlung der Decimalbrüche in gemeine gesagt werden können. — Ausser diesem *ersten* Theile beabsichtigt der Vf. noch die Herausgabe zweyer andern. Der *zweyte* soll die übrigen Hauptlehren der ebenen Geometrie und ihre Anwendung auf die Gewerbe enthalten; der *dritte* die körperliche Geometrie. Möchten sie recht bald folgen!

STATISTIK.

STETTIN, b. dem Herausg.: *Jahrbuch der Provinz Pommern für 1828.* Im hohen Auftrage u. s. w. herausgegeben von *E. W. Bourwieg*, K. Hofrathe u. s. w. XVI u. 386 S. 8.

Dieses „Jahrbuch", eingeführt durch den um den preussischen Staat und insbesondre um Pommern hochverdienten Oberpräsidenten Dr. *Sack*, zeichnet sich vor den ähnlichen Adresskalendern und Staatshandbüchern dadurch rühmlich aus, dass man darin nicht bloss die Namen und Aemter der öffentlichen Staatsdiener, Militärpersonen, Geistlichen, Lehrer u. s. w. findet, sondern dass dasselbe zugleich sehr schätzbare Beyträge zu der Landes- und Volkskunde der Provinz, für welche und in welcher es erscheint, enthält. Diese statistischen Nachrichten empfehlen sich durch Genauigkeit und Uebersicht, und geben dem Ganzen einen bleibenden Werth. In dieser Beziehung ist das gegenwärtige Jahrbuch als ein völlig umgearbeitetes, sehr vermehrtes und verbessertes Werk zu betrachten, wie es der Vf. in seiner amtlichen Stellung und bey dem ihm eigenen grossen Fleisse allein zu liefern im Stande war. Voran geht eine (nur zu kurze) Beschreibung von Pommern, auf welche 6 topographisch-statistische Tabellen folgen. (S. 1 — 34). Das eigentliche Adressbuch beginnt mit der Genealogie des preussischen Hauses (S. 33), und stellt in zwey Hauptabschnitten zuerst den Personalstaat der Civilverwaltung (S. 35 — 238) und dann den Personalstaat der Militärverwaltung (S. 239—346) dar. Der *erste* Hauptabschnitt zerfällt in 5 Abtheilungen: 1) die allgemeine Verwaltung (das Oberpräsidium mit den unter ihm stehenden Behörden: dem Consistorio, dem Medicinal-Collegio und den drey Regierungen; ferner: die katholische Geistlichkeit und das Provinzialarchiv); 2) die Provinzialstände; 3) die allgemeinen Anstalten und Vereine (für höhere, wissenschaftliche und Berufsbildung; für staatswirthschaftliche, staatspolizeyliche, kirchliche, Schul- und gemeinnützige und für wohlthätige Zwecke);

4) das

4) das Postwesen und dessen Verwaltung, und 5) die Gerichtsbehörden. Der *zweyte* Hauptabschnitt enthält: 1) die Kriegseintheilung, 2) die Truppen, 3) die Festungen, 4) die zweyte Landwehr-Gensd'armerie-Brigade, 5) die Examinations-Commissionen, 6) die Schulen, und 7) die Militär-Intendantur. Bey den Provinzialständen (S. 215) und der Militär-Intendantur (S. 237 ff.) sind zugleich einige Andeutungen über die Zusammensetzung, den Wirkungs- und Geschäftskreis gegeben, welche bey den übrigen Abtheilungen fehlen. Die Brauchbarkeit des Ganzen ist durch ein sorgfältig gearbeitetes Register (S. 341—388) erhöht. Rec. weiss seine Theilnahme an dieser mühsamen, verdienstlichen Schrift, welche in ihrer neuen, verbesserten Gestalt keinem andern, uns bekannten Staatshandbuche nachsteht und mehrere von ihnen durch lichtvolle Anordnung und Genauigkeit in den Angaben übertrifft, nicht besser zu beweisen, als wenn er noch einige Bemerkungen und Wünsche für eine neue Bearbeitung hier offen darlegt: 1) Der Titel: „Jahrbuch u. s. w. für 1828" ist nicht bezeichnend genug, da das Buch nicht alljährlich erscheint und auch nicht bloss für Ein Jahr bestimmt ist; „Pomm. Staatshandbuch", Pomm. Provinzial-Kalender" oder „Handbuch für die Provinz Pommern" wäre dem Zweck und Inhalt mehr entsprechend. 2) Bey den Provinzial-Behörden müsste immer zuerst ihr Wirkungskreis kurz angegeben und dann die in denselben gehörigen Unterbehörden, Personen u. s. w. namentlich nachgewiesen werden: denn der Personalstaat der Provinz kann nur aus ihrem innern Organismus, die Verwaltung aus der Verfassung erkannt werden, und die Aufgabe für diese Zusammenstellungen muss eben seyn: die Verwaltung in ihren einzelnen Zweigen aufzufassen und sie in ihrem vollen Zusammenhange und Umfange so darzustellen, dass sie mit der Verfassung ein Ganzes bildet. 3) Wenngleich der Vf. für die Anordnung des Einzelnen und Besondern seine guten Gründe gehabt haben mag, so scheint dem Rec. doch Manches noch nicht ganz an seiner Stelle zu seyn: z. B. die katholische Geistlichkeit schon S. 43, welche, selbst mit Rücksicht auf ihr Ressortverhältniss zu den Regierungen, unbedenklich nach der evangelischen Geistlichkeit Platz finden sollte, und dort mitten unter den Provinzialbehörden die Reihenfolge nur unterbricht; die Provinzialstände (S. 213 ff.), welche gleich nach den Erbämtern (S. 36 f.) mehr an ihrer Stelle seyn dürften. 4) Die statistische Abtheilung werde erweitert, die Volkskunde von der Staatskunde noch schärfer getrennt, und der geographische Abriss durch eine Karte, die überhaupt eine Vielen sehr willkommne Zugabe wäre, veranschaulicht, damit das Buch in seiner neuen Ausgabe die Kenntniss der Provinz noch mehr befördern helfe und dadurch sich immer gemeinnütziger und unentbehrlicher mache. 5) Da dem Topographischen, ohne die Grenzen der Schrift zu sehr zu überschreiten, hier nicht mehr Raum gewidmet werden kann, und eine ausführlichere Darstellung überhaupt nicht ihr Zweck ist: so wünschen wir, dass es dem Vf. gefallen möge, die sogenannten „Ortschaftsverzeichnisse vom J. 1817", die ihren neuen Bearbeiter erwarteten, nach dem Vorgange einer so eben erschienenen Ortsbeschreibung von Schlesien (in alphabetischer Ordnung u. s. w.) zu einem Ganzen zu verbinden und seinem Jahrbuche als Ergänzungshefte bald folgen zu lassen. Um ihm zu beweisen, wie aufmerksam Rec. das letztere durchgesehen hat, bemerkt er noch, dass bey den Uebersichten S. 18—23 wenigstens die *Hauptrubriken*: Stettin, Cöslin und Stralsund vermisst werden; dass der Titel des neu ernannten ersten geistlichen Mitgliedes des Consistorii lautet: evangel. Bischof, General-Superintendent von Pommern u. s. w.; dass das Haupt-Seminar in Stettin ein Stadt- und Landschullehrer-Seminar ist; dass S. 46 die Mitglieder der zweyten Abtheilung der Regierung von denen der ersten und dritten durch *c—e* und einen Strich getrennt sind (vergl. S. 123 f. *B. b.* und S. 168 *C. a.*) — Möge es dem wackern Herausg. nicht an Neigung und Musse zur Vervollkommnung seiner Schrift fehlen, und er, unter der kräftigen, einsichtsvollen Leitung des verehrten Staatsmannes, welchem auch dieses Jahrbuch sein Daseyn verdankt, dem unter seinen Landsleuten erwachten Bedürfniss, dem Bedürfniss einer genauern Kenntniss der Heimath, in jeder neuen Ausgabe mehr und mehr entgegenkommen! *Bh.*

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WIESBADEN, b. Schellenberg: *Eichenkränze*, dichterische Darstellungen aus deutscher Geschichte, seinem Handbuche derselben zu Gedächtniss- und Vortragsübungen in und ausser der Schule beygelegt von *Friedrich Erdmann Petri. Vierter* und letzter Kranz. Denkblätter aus dem 19. Jahrhundert bis zum Tode Friedrich Augusts, Königs von Sachsen. 1828. XII u. 398 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Auch hier, wie in den ersten, Erg. Bl. 1827. Nr. 97 angezeigten Theilen, finden sich schöne dichterische Denkmäler einer grossen Zeit und grosser Männer. Aber auch viel Werthloses und Mittelmässiges läuft mit unter, und gerade hier wäre unter dem reichen Stoff eine recht geschickte Auswahl zu treffen gewesen. Mancher Dichter, der seine Leyer für die Verherrlichung des letzten Freyheitskampfes gestimmt, ist unberücksichtigt geblieben; so fehlen *Arndt, Max von Schenkendorf* und *Stägemann* ganz, deren Vaterlandsgesänge doch gewiss von dem Herausgeber vernommen worden sind.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1828.

THEOLOGIE.

Schriften über die neuere Gegeneinanderstellung des Supernaturalismus und Rationalismus.

1) Leipzig, b. Reclam: *Der Rationalist kein evangelischer Christ.* Ein Wort der Liebe und des Ernstes, von einem *nicht-theologischen Gliede der evangelischen Gemeinde* u. s. w.

2) *Ebend.*, b. Hartmann: *Ueber das Verhältniss der Philosophie zum Christenthum.* Eine Vorlesung — — von *H. Richter* u. s. w.

3) *Ebend.*, b. Ebendems.: *Vorläufige Replik an Vigilantius Rationalis* u. s. w.

4) *Ebend.*, b. Baumgärtner: *Rationalismus und Supranaturalismus in ihrer Beziehung zum Christenthume und zur protestantischen Kirche.* Eine offene philosophische Erklärung gegen die offene Erklärung des Hn. Dr. *Hahn.* Nebst zwey Nachträgen über des Hn. Prof. *Richter* Votum u. s. w. und die Berliner evangelische Kirchenzeitung. Von *Vigilantius Rationalis* u. s. w.

5) *Ebend.*, b. Kollmann: *Philosophische Duplik gegen des* Hn. Prof. *Richter vorläufige Replik an Vig. Rationalis.* Zugleich als Verständigung über die streitigen Punkte in Sachen des Rationalismus. Von *C. Fr. W. Clemen* u. s. w.

6) Oschatz, b. Oldecop: *Der evangelische Christ als Rationalist* u. s. w.

7) Königsberg, in d. Univers. Buchh.: *Sendschreiben an* Hn. Prof. *D. Hahn* in Leipzig in Beziehung auf dessen Schrift: an die Evangelische Kirche u. s. w. Ein *Beytrag zur rechten Würdigung des Rationalismus*, von *L. Aug. Kähler* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Nr. 192 d. A. L. Z. abgebrochenen Recension.*)

Erschöpft kann diese Materie in einer Recension nicht werden, am wenigsten einem Nichttheologen gegenüber, welcher sich für überzeugt hält und doch nicht bedenkt, dass niemals eine Bibelstelle sagt: *Gott sey* durch das Blut Jesu *versöhnt worden;* sondern immer deutlich ausspricht: dass Gott die Menschen durch das Blut Christi mit sich versöhne und die Apostel deswegen das Amt hätten, um Christus Willen zu bitten: „*Werdet doch versöhnt* mit der Gottheit"! 2 Kor. 5, 18—20. Auch ein Nichttheologe sollte doch, ehe er in diesen Dingen eine so ausschliessende Behauptung zu haben öffentlich behauptet, sich wenigstens aus dem Griechischen belehren, dass das von Luther durch Versöhnen übersetzte Wort ein Umändern von der Feindschaft zur Eintracht bedeutet. Der Sinn aller solcher Stellen also ist: die Gottheit gebrauche auch den blutigen Tod Jesu als ein Mittel, nicht um sich selbst gegen die Menschen zu verändern (was nach ihrer weisen Liebe nie nöthig seyn kann), wohl aber um Menschen, welche den Tod Jesu in seinem ganzen Zusammenhange betrachten wollen, dadurch zu einer Umänderung ihrer Gesinnung gegen die Gottheit zu bewegen, die, so lange sie das Sündigen nicht aufgeben, wie Röm. 8, 7 so richtig gesagt ist, eine Feindschaft gegen Gott, ein Wunsch, dass Gott nicht wäre, seyn muss. Nach dieser Bedeutung der Worte sagt Paulus 2 Kor. 5, 20: „werdet umgeändert gegen die Gottheit"! Wenn das Blut Christi die Strafgerechtigkeit Gottes unmittelbar durch Genugthuung versöhnt hätte, so hätte doch der Apostel sagen müssen: „die Gottheit ist versöhnt; wir bitten nur, dass ihr diese Versöhnung annehmet! Vielmehr aber hat die Gottheit nach v. 21 uns zum Besten zugelassen, dass ein Schuldloser als Verbrecher behandelt wurde, damit wir alles das, warum er leide und wie pflichtgetreu er gelitten habe, überdenkend durch ihn wahrhaftig rechtschaffen und Gott wohlgefällig werden möchten.

Wenn nun gleich dieser echt-biblische Sinn einem an dogmatische Ueberfetzungen gewohnten Nichttheologen nicht so leicht deutlich werden kann, so wäre doch auch von einem Solchen zu erwarten gewesen, dass er nicht S. 88. 89 dem Rationalismus und dem Pelagianismus die Meinung andichten liesse, es komme lediglich darauf an, dass, und nicht wie, etwas gethan werde; der Rationalismus sey eine Trennung der Handlungen von ihren Motiven. Nie hätte sich ein selbstforschender Nichttheolog in diesem Sinne eine innere Verwandtschaft des Rationalismus und Romanismus durch die so betitelte und hier mit Ruhm angeführte Schrift eines Hn. *Sartorius* einreden lassen sollen: denn sogar schon *Pelagius* wird verleumdet, wenn man nicht weiss und anerkennt, wie sehr er nur die aus Pflichtgesinnung und Geistesrechtschaffenheit oder Heiligung entstehenden Handlungen für christlich gut und dem Lehren und Leben Jesu gemäss anerkannte. Wo dann aber solche christliche und gottgefällige Geistesrechtschaffenheit

als δικαιοσυνη θεου wirklich in einem Gemüth ist, da wird es unmöglich, zu behaupten, derjenige sey, wie S. 88 wörtlich so sich ausspricht: dennoch „ein aufmerksamer und ernster Christ, welcher seinem Heilande *täglich Fälle abzubitten habe, wo er* unterlag und *ihn verleugnete,* sey es auch nur durch Trägheit in der Nachfolge und durch Unwilligkeit beym Tragen der von ihm aufgelegten Tageslast."

Welch ein Bekenntniſs legt hier der Vf. ab von der leidigen Unwirksamkeit jener unbiblischen Lehrvorstellung, wie wenn vor dem Urtheil Gottes alles Sündhafte, wenn man nur an diese Versöhnungslehre glaube, längst abgethan und abgebüſst sey. Freylich kann diese Lehrart ihrer Natur nach unmöglich einen Ernst, eine Strenge im Gemüth gegen sich selbst, eine zum Voraus gefaſste Entschiedenheit gegen Trägheiten in der Pflichterfüllung hervorbringen. Wer glaubt, daſs alle Schulden, die er mache, zum Voraus längst bezahlt seyen, wie sollte dieser, bloſs aus Liebe zu dem Bezahler, der denn doch dafür schon all das Seinige aufgeopfert hat und jetzt nichts mehr dadurch leidet, das Schuldenmachen zu unterlassen sich bewogen finden? Glaubt er auch, jener Wohlthäter hasse das Schuldenmachen, so wird wohl ein empfindsam dankbares (also ein schon zum voraus gutartiges) Gemüth dem Wohlthäter zu Liebe nicht gerade vorsätzlich sich in Schulden stürzen wollen; doch aber wird auch ein solches, wenn es sich *tägliche* Ausnahmen erlaubt, sich sehr natürlich auf *tägliches Abbitten* verlassen, da ja doch dem Wohlthäter dadurch keine neue Aufopferung zur Last kommt und der Glaube an ihn dennoch, ja sogar als desto gröſseres Bedürfniſs festgehalten werde. Das rohere Gemüth aber..? Was erst psychologisch unvermeidlich in diesem entstehen müſste, wollen wir gar nicht ausmalen. Nur die doch nie zu unterdrückende Stimme des Gewissens kann rohere oder heuchlerische Gemüther von dem gröſsten Miſsbrauch jener Theorie abhalten.

Und woher kommt es dann, daſs (wie der Vf. S. 106 davon ein psychologisch sehr wahres Beyspiel angiebt) auch die, welche der in der Bibel nicht ausgesprochenen Theorie, daſs die Strafgerechtigkeit Gottes durch die für alle Sündenstrafen stellvertretende Genugthuung des unter unendlich geltenden Körper- und Geistesmartern vergossenen Blutes Christi versöhnt worden sey, gar gerne anhängen, dennoch die Zusicherung davon immer und immer wiederholt hören wollen? Woher kommt es, daſs besonders die, welche gar zu gerne in der wirklichen Besserung die *des täglichen Abbittens* bedürfenden Lücken lassen und nach jeder Absolution neue Materie zum Bereuen häufen, doch unaufhörlich an die unmittelbar geschehene Tilgung aller Sündenschuld erinnert und besonders durch kein Moralpredigen, auch, ungeachtet der bey Matth. 25, 35. 42 so deutlich ausgesprochenen Messianischen Urtheilsgründe, durch kein Erinnern an das aus geistiger Gesinnung flieſsende wahrhaft gute Handeln in diesem Glauben an fremde Verdienste gestört werden. Hochmuth, wie der Vf. oft andeutet, kann doch gewiſs der Grund nicht seyn. Denn welcher Besonnene würde aus Hochmuth nicht glauben und es nicht benutzen wollen, wenn ein viel gröſserer, nach einer besondern Veranstaltung der ewigen Vorsehung, für ihn bezahlt und längst so bezahlt hätte, daſs er dafür nun nichts mehr thun müſste, sondern nur die Freude der dankbaren Anerkennung wünschte. Muſs also nicht vielmehr der Grund, warum solche Gemüther bis in den letzten Augenblick sich immer nur den Zuspruch von dem Glauben an diese unmittelbare Genugthuungsgnade wiederholen lassen wollen, *darin liegen*, daſs sie zwar aus Noth daran *wohl recht* fest glauben möchten, aber dennoch *eine solche*, den Schuldlosen statt des Schuldigen zum Voraus büſsenlassende Gottesgerechtigkeit mit jeder glaubwürdigen Idee von Gott unvereinbar und also eigentlich nicht glaublich finden? Wuſste nicht der, dessen Beyspiel S. 106 anführt, eben dieses Alles, was er gerne glauben wollte und sich selbst zum glauben gleichsam aufnöthigte, sehr gut? Wozu verlangt ein Solcher denn, daſs der Prediger es ihm immer aufs neue einreden sollte? Nur was man im innersten Grund der Seele nicht als glaublich erkennt und wodurch man sich doch gern beruhigen und beschwichtigen lassen möchte, nur dieses versucht man durch immerwährendes Wiederholen und Zusichern sich eindrücken und einprägen zu lassen!

Noch legt der Vf. S. 35 ein groſses Gewicht darauf, daſs auch bey dem Missionswesen diese Predigt von einer schon vorausgegangenen versöhnenden Genugthuung bey Gott an den Herzen der finstersten Heiden eher und mehr wirke, als alles Moralische. Sehr begreiflich. Auch für den sehr begreiflich, der durch redliches Lesen der Evangelien durchaus weiſs, wie Jesus in seiner Rede vom Berge und sonst überall seine vom Vater erhaltene Mission *durch* lauter praktisches gottgetreues Predigen der *Geistesrechtschaffenheit* ausgeübt, dabey aber *von* einem Zweck, durch Glauben an ein durch *Strafabbüſsung* zu bewirkendes Versöhntseyn die *Menschheit* zu bessern, kein Wort gesagt hat. Ohne unter die finstern Heiden zu gehen, weiſs Rec. Tausende von niedern und besonders von vornehmen Heidenchristen, welche von der Rechtschaffenheit (δικαιοσυνη), von der Enthaltsamkeit und Macht über sich selbst (εγκρατεια), auch von dem gewiſs kommenden Gericht oder von der Bestimmung ihres künftigen Schicksals nach ihrem jetzigen Gemüthszustand und dessen Handlungen so ungern hören, als weiland der römische Provinzregent, Felix, nach Apg. 24, 25. Dennoch sprach Paulus auf seiner groſsen und beschwerlichen Christus-Mission zu diesem Magnaten von allen jenen so unangenehmen sowohl biblischen als rationalen Moralwahrheiten, nichts aber davon, daſs Felix vor Allem glauben müſste, der zu Jerusalem vor einigen Jahren gekreuzigte Jesus Messias habe wegen Gottes Haſs gegen das Sündigen zum Voraus alle Sündenstrafen der Menschen abgebüſst, und daſs nunmehr, um dieses Glaubens willen an die schon geschehene Genugthu-

thuung, der an Expiationen gewohnte Römer gerecht, keuſch, unbeſtechlich u. ſ. w. ſeyn ſolle, oder, was er nicht ſey, ſeinem Heilande tagtäglich abbitten dürfe.

Genug von den beiden Hauptpunkten zur Beurtheilung für die Unparteyiſchen, ob die chriſtlichen Rationaliſten nicht in den beiden Lehren, wegen welcher ſie der Vf. für bloſse Namenchriſten erklärt haben will, mehr bibliſch ſeyen, als der Vf. ſelbſt? und ob ſie nicht auf jeden Fall die Harmonie der Bibel und Vernunft in dem Eigentlichen der Religionslehre redlich ſuchen und eifrig behaupten? Paulus, der Apoſtel, will nicht einmal eine Trennung der Ehe zwiſchen einer Chriſtin und einem Heiden (1 Kor. 7, 13), weil vielleicht jene den Nichtchriſten gewinne. Und eine ganze Kirche oder der ſupernaturaliſtiſche Theil einer Gemeinde ſollte zwiſchen ſich und die Chriſtlichglaubenden, aber die Bibel anders Auslegenden eine Scheidewand ziehen, entweder weil ſie jene überzeugen zu können ſich für zu ſchwach hielten? oder gar von ihnen überzeugt zu werden fürchteten? Der Vf. hält deswegen den Andersauslegenden nicht bloſs wie einen Glaubensſchild, ſondern wie ein Meduſenhaupt entgegen, daſs ſie (weil ſie die Schriftforſchungsfreyheit der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche nach den jetzt möglichen Kenntniſſen benutzten und die Schrift nicht aus den Symbolen, ſondern dieſe aus der Schrift zu erklären für nöthig hielten?) nicht „evangeliſche *Kirchen*chriſten" ſeyen.

Jede geſchloſſene Geſellſchaft, beginnt S. 14, geſchweige jede Körperſchaft, welche ihre eigenen Geſetze hat, hält ſich mit Recht für befugt, Jeden, der ſich in ihre Ordnungen und Statuten nicht fügen will, *auszuſchlieſsen.* Dieſs ſey natürliche (folglich doch rationale?) Rechtskunde, wegen welcher man ſich nicht einmal nach poſitiven Geſetzſtellen umzuſehen habe. Hier (im Rationalismus) habe ſich, nach S. 98, eine religiöſe Ueberzeugung feſtgeſetzt, über deren *Schädlichkeit* das kirchliche Geſellſchaftsſtatut ſich unzweydeutig ausſpreche. (Wir möchten wiſſen, wo? Etwa in der Bannformel des dem Athanaſius einſt angedichteten und doch herkömmlich beybehaltenen Symbolums?) Auch werden S. 100 Ausnahmsweiſe ſogar lateiniſche Stellen angeführt, daſs, wer nicht die göttliche (unmittelbare oder Joh. 5, 20. mittelbare) Autorität Chriſti anerkenne, weder ein Proteſtant, noch überhaupt ein Chriſt zu nennen ſey.

Iſt dieſes, ſo iſt der Vf. wahrhaftig nicht conſequent genug, daſs er behaupten will, es ſey nicht von einem Aufheben der Kirchengemeinſchaft mit den ſo unchriſtlichen Rationaliſten die Rede, ſondern nur von einer *„geiſtigen* Trennung." Die *„Ausſcheidung"* S. 99 beſtehe nur darin, daſs „ein jedes kirchliches Mitglied, welches von der Schädlichkeit und dem Gefahrvollen jenes Zuſtandes ſich überzeuge, vorbeygehe und *ſich fern halte."* Ein ander Mal, S. 96, behauptet der Vf. doch, daſs nur eine betrübte Lauheit und Schlaffheit die Meinung hervorbringen könnte, wie wenn auch ein harmloſes Nebeneinanderſeyn von Chriſtusleugnern (?) und Chriſtusverehrern an ebenderſelben geweihten Stätte oder in collegialiſchen Kirchenämtern (!) auch künftig beſtehen könne, da es ja an ſo manchen Orten ſchon geraume Zeit auf dieſe Weiſe beſtanden habe. Dennoch ſey — bey jener öffentlichen Herausforderung S. 5, daſs nach Dr. *Hahn* die evangeliſche Kirche jene „Irrenden *lieber aus ihrer Mitte entlaſſen, als zurückhalten wolle"* (vgl. A. L. Z. 1827. Nr. 278. S. 546. 561 ff.), „nicht etwa dieſs im Hinterhalt, daſs es zu einem Kirchenbann führen" ſollte. Wie nun? Warum ſpräche man dann im Namen der Kirche von einem *Entlaſſen* der Andern! Wäre nichts als eine *geiſtige Trennung* gemeint, wie der Vf. das von Andern unklug ausgeſprochene Entlaſſen der innern Feinde zu mildern verſucht, ſo hätte Hr. Dr. *Hahn* der evangeliſchen Kirche überhaupt, beſonders aber in Sachſen und Preuſsen, nur den Rath geben ſollen, daſs die, welche auf ſeine Weiſe evangeliſch ſeyn wollten, *ſich ſelbſt* von den Andern „geiſtig zurückziehen, vorbeygehen und ſich ferne halten" ſollten, weil nach S. 102 keine Innung gern eine „Handwerksvermengung" zulaſſe, und der Tiſchler, wenn er gleich mit dem Zimmermann gemeinſam zu dem in Holz arbeitenden Handwerksſtand gehöre, doch den Zimmerleuten das Tiſchlerzeichen auszuhängen (und als Tiſchler arbeiten zu wollen) nicht zugebe.

Ein Anderes iſt der Entſchluſs, ſich ſelbſt von einem Andern zurückzuziehen; ein Anderes das bitterſüſs vorgeſchlagene *Entlaſſen,* welches Hr. *Hahn* ſelbſt S. 12 vom *„Ausſchlieſsen" aus dem Vereine, als Irrlehrer,* und S. 11 davon, daſs *viele von* Ihm und Seinesgleichen *ſcheiden* müſsten, erklärt hat und ſie immer als innere *Feinde* der Kirche darzuſtellen verſucht, da ſie doch nur Vertheidiger der evangeliſchen Selbſtüberzeugungspflicht und der dazu unentbehrlichen Unterſuchungsfreyheit ſind, gegen welche zu allen Zeiten die ſich ſo nennenden Orthodoxen und Supernaturaliſten äuſsere Beſchränkungsmotive in Bewegung ſetzen, ungeachtet ſie ſelbſt, wenn ſie von den Orthodoxen, welche zwiſchen 1550 und 1750 für die allein feſtſtehenden Kirchenſäulen gelten wollten, examinirt würden, ſehr bedenkliche *Teſtimonia Quenſtedtiana, Caloviana, Baieriana* u. ſ. w. erhalten würden.

Ein nicht conſequentes Einlenken könnte, wenn der ungenannte Nichttheologe auch beyweitem mehr als ein Privatmann wäre, hier wenig mildern, und das, was doch rechtlich wäre, ohnehin nicht ändern. Warum aber bedenken dergleichen ausſchlieſslich evangeliſche Proteſtanten nicht wenigſtens als Rechtsgelehrte das, was aus der eigenthümlichen Beſchaffenheit der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirchengeſellſchaft nach den Grundideen derſelben ſowohl, als nach Thatſachen das wahrhaft Rechtliche iſt?

Jede wohlüberlegte Innung oder Aſſociation überhaupt beruht *auf Grundſätzen,* die ihr *Geſetz,* und auf *ſtatutariſchen Beſtimmungen,* die ihre zeitge-

gemäſse und folglich veränderliche *Modificationen* ſind. Nicht dieſe, ſondern die Grundſätze machen die Baſis des Vereins aus. So zeigen auch nur die Grundſätze der Kirchen ſolche Unterſcheidungszeichen (Symbole), nach denen zu entſcheiden iſt, was mit einer Kirche unvereinbar ſey.

Allerdings iſt nun auch ſowohl die päpſtliche, als die evangeliſch-proteſtantiſche Kirche ein Verein, welcher theils auf Grundſätzen, theils auf zeitgemäſsen Anordnungen oder Statuten beruht. Das Grundgeſetz der päpſtlichen Kirche iſt die Unabänderlichkeit der Lehrartikel, welche zu irgend einer Zeit im Namen der Kirche als einer infallibeln für entſchiedene Lehrwahrheiten erklärt worden ſind. Gerade gegen dieſe durch Kirchenobere für immer entſchiedne Unveränderlichkeit der Lehreinſichten haben die Regenten ſelbſt nach dem Sinn ihrer Unterthanen auf dem Reichstag zu Speier 1529 feyerlich proteſtirend den erſten Hauptgrundſatz unſerer nicht-päpſtlichen Kirche deutlich ausgeſprochen. Er war dieſer: daſs, wie ſchon bey bürgerlichen Geſellſchaften die Stimmenmehrheit oder Macht (Majorität) nicht über Privatrechte der Einzelnen (*jura ſingulorum*) entſcheide, noch viel weniger in Sachen der moraliſch-religiöſen oder vor Gott gewiſſenhaft zu faſſenden Ueberzeugung über die Verhältniſſe zwiſchen Menſchen und der Gottheit irgend die Stimmenmehrheit oder äuſsere Gewalt beſtimmen dürfe, was als wahr anzunehmen oder beyzubehalten ſey. War nun dieſer Grundſatz etwa nur ausgeſprochen gegen die damalige Mehrheit der katholiſchen Reichsſtände? Er iſt vielmehr das Grundgeſetz der Selbſtüberzeugungs*pflicht* oder des gewiſſenhaften Denkens, ohne deſſen Rechtmäſsigkeit die damals ſogenannten „Neuerer" gar nicht ein *Recht* gehabt hätten, eine von der unabänderlichen Kirche weſentlich verſchiedene Kirchengeſellſchaft zu bilden. Eben der Grundſatz aber, welcher ihr Entſtehen rechtmäſsig macht, giebt auch ihrem innern Beſtehen die Rechtmäſsigkeit. Gerade diejenigen Mitglieder der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche, welche nicht eben dieſes Grundgeſetz innerhalb der Geſellſchaft als gültig befolgen und nur nach ihren individuellen Auslegungen der Bibel und der Vernunft die Theilnahme an dem evangeliſchen Proteſtantiſmus zu beſtimmen verſuchen, verletzen das oberſte Geſetz dieſes gewiſſenhaft geiſtigen Vereins für ungekränkte Ausübung der Ueberzeugungspflicht, welcher mit keinem Verein, der auf einem Beſitz beruht, gleichartig iſt, folglich auch nicht nach Innungsbegriffen, die nur irdiſches Eigenthum betreffen, auch nur vergleichungsweiſe gemeſſen werden darf. Darauf ging (ſ. die wörtlichen Actenauszüge im Sophronizon, 1823. Heft 6.) der Urſinn des evangeliſchen Proteſtirens, daſs keine Mehrzahl die übrigen Seelen „zu Gottes Ungehorſam auf Menſchengehorſam" (Apg. 5, 29.) zu verbinden und zu verſtricken habe. Alles Binden an Auslegungen der Bibel, über welche verſtändige Menſchen verſchiedner Meinung ſeyn können, wäre ja doch nur Menſchengehorſam für alle die, welche den Sinn und Zweck des bibliſch Geſagten anders zu verſtehen nach ihren Sinnerforſchungsmitteln gewiſſenhaft überzeugt wären.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig u. Darmstadt, b. Leske: *James Scurry's*, eines engliſchen Matroſen, *Gefangenſchaft, Leiden und Flucht unter Hyder Ali und Tippo Saib.* Aus dem Engliſchen. 1828. 199 S. 8. (20 gGr.)

James Scurry, der als 14jähriger Knabe im J. 1780 mit einem engliſchen Kriegsſchiffe nach Oſtindien ging, welches in dem damaligen Kriege zwiſchen der Oſtindiſchen Compagnie und Hyder Ali von deſſen Bundesgenoſſen, den Franzoſen, genommen ward, wurde mit 500 auf andern Schiffen gefangenen Engländern dem Hyder Ali überliefert, und erzählt in dieſem Werkchen die Leiden, die er während ſeiner Gefangenſchaft unter dieſem Despoten und deſſen Sohne Tippo Saib, der den Vater noch an Grauſamkeit übertraf, zu erdulden hatte. Die einfache Erzählung derſelben hält das Herz des Leſers in beſtändiger Spannung, und zu den geringſten derſelben gehört die gewaltſam vollzogene Beſchneidung, wodurch Hyder 52 gefangene Knaben von 12 bis 17 Jahren zu Muhamedanern machen lieſs. Eben ſo gewaltſam und ſonderbar war die Art, wie Tippo Saib dieſe zum Islam bekehrten Knaben verheirathete. Sie wurden in Reihe und Glied geordnet und hinter jeden ein Mädchen aus den Familien geſtellt, welche der Tyrann aus dem eroberten *Carnatik* weggeſchleppt hatte. Dann wurde: *rechtsum kehrt euch!* commandirt, und Jeder führte *die ſchwarze Schöne* heim, die er vor ſich fand, mit welcher zwey Monate darauf die prieſterliche Heiraths-Ceremonie vollzogen wurde. Dennoch fielen einige dieſer Ehen ſo glücklich aus, daſs der Vf., als er in der Folge mit 15 Kameraden zur Flucht Gelegenheit fand, ſich ſchwer zur Trennung von Weib und Kind entſchlieſsen konnte, und Einer, der ihnen faſt bis zur Grenze des Gebiets von Tippo Saib gefolgt war, unter Thränen wieder zu ſeiner Frau zurückkehrte.

Aehnliche Nachrichten und Anekdoten zur Charakteriſtik beider Tyrannen und zu der Geſchichte des Kriegs, der ſich mit der Eroberung von Seringapatam endigte, ſo wie die Darſtellung der ungeheuren Schätze, in deren Beſitz ſich Tippo Saib befand, als mit der Eroberung ſeiner Hauptſtadt auch ſein Leben endete, machen dieſes Büchlein zu einer unterhaltenden Lectüre.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1828.

THEOLOGIE.

Schriften über die neuere Gegeneinanderstellung des Supernaturalismus und Rationalismus.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Indem nun die evangelisch-protestantische Kirche auf dieses Grundgesetz gebaut ist, welches die Ueberzeugungen der Mitglieder wechselseitig gegen jeden Zwangsversuch der Uebrigen sicher stellt, verirrte sich deswegen diese Kirche doch nicht, wie S. 56 meint, in die „heillose Unstätigkeit, durch immerwährendes Prüfen alles Feststehende wegzuprüfen und nach immerwährender Veränderung zu trachten." Nicht darauf zielt das evangelische Protestiren gegen jede anders als durch Gründe in Glaubenssachen operirende Auctorität, damit nur immer etwas Anderes, oder am Ende gar nichts geglaubt würde. Wer den evangelischen Protestantismus gefasst hat und nicht in sich an das Durchsetzenwollen seiner individuellen Einsichten allzusehr gewohnt ist, protestirt nur deswegen gegen jedes Zurückschrecken oder Erschweren offener Ueberzeugungsmittheilungen, damit man über das, was durch die möglich besten Gründe entschieden werden kann, desto früher zum festen Glauben komme; wie denn wirklich seit der ungehemmtern Mittheilungsfreyheit von der Mitte des 18ten Jahrh. an vieles Wichtige, z. B. die Trennungsgründe beider protestantischen Kirchen, die Toleranz, die Richtigkeit des Kanons, der Streit über den Unterschied zwischen Paulus und Jacobus, über den apostolischen Ursprung der Apokalypse, über die nicht-stroherne Epistel des Jacobus u. s. w. zu einer fast allgemeinen Ueberzeugung gebracht worden ist, zu welcher es die Beschränkungen derer, die, indem sie Supernaturalismus behaupteten, auch selbst über die fehlbare Natur sich leicht erhoben dachten, in zwey Jahrhunderten nicht gebracht haben.

Wie hätte die Bibel eine Religionsquelle des cultivirtern Theils der Menschen werden und bleiben können, wenn nicht das Wesentliche darin, in sofern es die Religiosität begründet, allen Verständigen verständlich wäre, oder wenigstens bald verständlich gemacht werden könnte? Deswegen wurde es ein zweytes Grundgesetz des evangelischen Kirchenvereins, dass das, was in der Bibel nicht als Religionsvorschrift enthalten ist (wie dieses zunächst von den damals entdeckten päpstlichen Missbräuchen für Jedermann klar zu machen war), auch nicht als nothwendig für die Christusverehrer den Kirchenmitgliedern aufgenöthigt werden dürfe, dass folglich nicht aus den spätern, gemischtern, sondern nur aus den ursprünglichen schriftlichen Ueberlieferungen das echte Urchristenthum zu erforschen sey. Hier aber theilt dann die Sache selber sich in zweyerley Bestandtheile: nämlich in die grosse Summe der christlichen Religionsaussprüche, welche nicht verschiedner Auslegung ausgesetzt sind und wegen welcher die Reformatoren mit Recht die *perspicuitas S. S.* behaupteten, und dann in diejenigen Stellen, welche oft nur für die nächste Zeit gesagt, oft kurz und nicht ausgeführt erscheinen, oder in Beziehung auf Umstände gesagt sind, die ohne mancherley Vorkenntnisse nicht bestimmt gefasst werden. Niemand war sich deswegen mehr, als die Reformatoren, bewusst, dass die Schriftauslegung gewissenhaft frey bleiben müsse, d. i. durch keine vorausgesetzte Lehrbestimmung oder Menschenansehen vorgeschrieben und aufgenöthigt seyn dürfe. Wer also durch irgend äussere Furcht oder Hoffnung die eine oder die andre Auslegung dunklerer, vieldeutiger, zerstreuter Andeutungen, welche ebendeswegen nicht zu Hauptpunkten bestimmt und an sich „offenbar" genannt werden können, in der evangelischen Kirche vorherrschend machen will, handelt auch gegen das zweyte Grundgesetz dieses der Berichtigung sich immer offen erhaltenden Vereins. Schützte nicht der erste protestantische Grundsatz ein jedes Mitglied unsrer Kirche bey der ungestörten Aeusserung seiner, wenn auch entgegengesetzten Ueberzeugung, wäre vielmehr diese Kirche nach der statutarischen Art andrer Innungen zu beurtheilen, so würden gerade diejenigen, denen die Nichtrationalisten manche ihrer herkömmlichen Schriftauslegungen durch gefährdende Auslegungen aufnöthigen wollen, das Recht haben, zu behaupten, dass gerade jene durch Verletzung des Grundgesetzes von gewissenhafter Freyheit der Schriftauslegung sich selbst von der evangelisch-protestantischen Kirche entfernten. Dass übrigens diese Denkart gegenwärtig unter denen, welche auf theologische Gelehrsamkeit Anspruch haben oder machen, irgend bey der Mehrzahl Statt finde, widerlegt der nichttheologische Vf. S. X. durch den Bericht, dass bisher *nur wenige Stimmen* sich hören liessen, welche durch kräftigen (?) Beytritt den Muth jenes „Glaubenshelden" (Hn. Dr. *Hahn's*) ge-

gestärkt hätten, nämlich 1) die Berliner Evangelische Kirchenzeitung, 2) das homiletisch-liturgische Correspondenzblatt, und 3) eine Anzeige in den Schwarzischen Jahrbüchern. Wo diese aufhörten, würden, meint S. XI., *die Steine* schreyen. (Joh. 10, 32, 33?) Ueberall werden deswegen, wo es dem Vf. möglich wird, die allenfalls beyfälligen Wenigen mit Auszeichnung namentlich angeführt; wie Hr. Dr. *Sartorius* zu Dorpat und selbst der Hamburger Bürger schreibend an Hn. Pastor *Renzel;* welche Alle daher auch Rec. hiermit *honoris causa* genannt haben will.

Der Vf. kommt dagegen in einen Widerspruch mit sich selber, wenn er dort, wo er von den symbolischen Büchern spricht (S. 71—73), zwar anerkennt, dass die Reformatoren darin ihre Glaubenssätze bekannten, weil sie solche nach ihren individuellen Ansichten für schriftgemäss hielten, dennoch aber behauptet, dass man auch jetzt noch keine schriftgemässere habe; welches er nicht anders sagen kann, als weil ihm seine gegebenen Schriftauslegungen nach seinen individuellen Kenntnissen der Maassstab für alle Andere sind. Eine *Confessio*, ein *Bekenntniss* ihrer damaligen Einsichten wollten 1530 zu Augsburg unsere Fürsten und Reformatoren öffentlich gemacht haben, nicht aber eine *Norm* oder eine Vorschrift: denn sie selbst legten, nach der Vorrede, diese Ueberzeugungen sogleich als der Berichtigung offen vor, „damit in Liebe und Gütigkeit darüber gehandelt werden könnte, weil sich diese Sachen zwischen dem Kaiser und dem Papst zu einem guten christlichen Verstand zu schicken schienen." Dabey aber erneuerten sie sogleich ihre vormalige rechtliche Protestation: dass sie sich „nur alsdann zu begeben wüssten, wenn vor einem *freyen* christlichen Concilium diese zwiespaltigen Sachen *in Lieb' und Gütigkeit*, wie das kaiserliche Ausschreiben sich ausgedrückt hatte, *gehört, erwogen, beygelegt und zu einer christlichen Einigkeit verglichen würden.*" So ernst demnach ihnen das „Bekenntniss" war, so hielten sie es doch für einen Gegenstand der weitern, aber nur freyen und gütlichen Vergleichstiftung. Das einzige symbolische Buch hingegen, welches wie Vorschrift durch Zwang aufgenöthigt wurde, die immer nur noch zur Warnung zu nennende kursächsische Concordienformel, welches Schicksal hatte sie gleich anfangs? und wie glücklich mussten sich die Regierungen preisen, dass man das gewaltsam Eingeführte endlich auf eine schickliche Art ignoriren konnte, weil ohne diese stille Beseitigung nie eine Union der beiden Kirchen, welche nur durch zelotisch-orthodoxe Vergessenheit der zwey Hauptgesetze der protestantischen Kirche so lange getrennt waren, möglich geworden wäre. Ganz aus den nämlichen dogmatischen Ausscheidungsgrundsätzen, auf denen die kirchlichen Absonderungsvorschläge des Hrn. Dr. *Hahn* und des Vfs. beruhen, war jene gewaltthätig verfolgende Eintrachtsformel hervorgegangen. In Sachsen freylich zeigte sich noch einmal ein Versuch, statt eines Bekenntnisses eine Lehrvorschrift durch mancherley geheime Künste der Kirche aufzunöthigen. Dem Vf. als Nichttheologen sind diese *Concilia theologica Wittenbergensia* oder der *Consensus repetitus fidei vere lutheranae* aus der Mitte des 17ten Jahrh. vielleicht nicht genau bekannt. Sie wollten „*Georg Calixtus ejusdemque complices*" bekämpfen. Der christlich rationalisirende *Calixtus* ist unvergesslich. Die, welche so gute geistliche Rathschläge hatten aufnöthigen wollen, ruhen längst in den Beinhäusern der Literatoren als verehrungslose Reliquien. Wer ebendieselbe Bahn gehen will, muss der nicht ebendasselbe Schicksal voraussehen? Eben *dadurch hat*, ohne Geräusch und allmählig, die *Kirche das allerdings Schriftgemässere*, im Gegensatz gegen seine aufgenöthigte Meinungsvorschriften erhalten, dass sie von den dogmatischen Voraussetzungen, welche das Marburger Gespräch von 1529 fruchtlos machten, und dann von jenem *Consensus repetitus*, von jener *Formula Discordiae*, von seinem *Consensus Helveticus* u. dgl. m. bereits nicht mehr belastet ist; lauter Denkmahle und Warnungszeichen theologisch-hierarchischer Anmassungen, mit denen die evangelischen Kirchen nicht von den Rationalen belastet wurden, sondern von solchen, welche auch zu ihrer Zeit Jeden, der ihre Auslegungsmeinungen und unbiblisch-scholastischen Begriffe nicht für Gottes Wort nehmen konnte, nicht als Brüder erkennen zu dürfen wähnten, oder sie gar auch aus der evangelisch-protestantischen Kirche zu entlassen oder auszuschliessen Lust hatten. Wer den Rationalismus dadurch herabgesetzt zu haben meint, dass er ihn vom Naturalismus ableitet, der bedenke zum wenigsten, ob ihn nicht die Fusstapfen derer schrecken sollten, die er auf dieser seiner Bahn als Vorgänger zu erkennen nicht vermeiden kann. Wer jetzt noch mit *Calow* wider *Grotius* in Compagnie treten will, trägt nicht die Schmach Christi (Hebr. 11, 26.), sondern nur seine eigene.

Der Vf. schliesst noch S. 102 mit einer Instanz, welche leicht diejenigen verwirren *könnte*, die den Standpunkt irgend eines juridischen Beamten als Gesetzvollstreckers nicht von den Pflichten derjenigen praktischen Staats- und Kirchenbeamten, die zur Ausübung ihrer wissenschaftlichen Einsichten aufgestellt werden, besser, als gewöhnlich unterscheiden. Geschäftsmänner, deren Amt nothwendig an Statuten, Edicte, Instructionen gebunden ist, begreifen gewöhnlich etwas schwer, dass es auch Aemter für wissenschaftlich fortschreitende Ueberzeugungen und deren Anwendung geben muss, und dass denn doch nicht, wie die Gesetzmänner meinen, Alles in Willkür übergehe, wenn nicht *litera scripta* dominirt. Es giebt aber für den menschlichen Geist, Gott sey Dank, auch eine wissenschaftliche gewissenhafte Lehr- und Forschungsfreyheit, ohne dass sie *Willkürlichkeit und Frechheit* wird, wenn sie gleich nicht zum mechanischen Wiederholen einseitig ausgedachter Formeln durch eine ihren Kreis überschreitende Gesetzgebung gezwungen wird. Wessen Amt auf dem äusserlichen Recht und Gesetz be-

beruht, der muss, ob er die Vorschriften gut oder unpassend findet, nach den Gesetzen Recht sprechen, Polizey verwalten und sonst administriren. Welcher Staat und welche verständige Gemeinde aber schreibt dem Amtsarzt vor, nach welchem der mehrern medicinischen Systeme er ausschliessend zu curiren habe? Darüber nur, ob er die entdeckten Heilarten nach ihren Gründen kenne, soll er examinirt und dabey zugleich in Betrachtung gezogen werden, ob er ein Mann sey, von welchem man wahrscheinlich eine redlich-thätige Anwendung seiner Kenntnisse nebst der nöthigen Lebens- und Amtsklugheit zu erwarten habe. Ihm wird alsdann freygelassen, das Vertrauen derer, denen doch an Leben und Gesundheit viel gelegen ist, durch Pflichtmäsigkeit, Klugheit und Glück sich zu erwerben, wenn auch vor oder neben ihm ein Mann wäre, der ein ganz anderes ärztliches System auch durch äussere Auctoritäten und Wendungen, ausschliessend geltend machen wollte. Und bey den Seelenärzten? Sollte denn bey diesen nach ruhiger Ueberlegung der Staat oder die Kirchengemeinde ein anderes Betragen zu fordern haben? Man sagt, der Staat läst im Namen der Kirche ungefähr so schwören, dass der Religionslehrer die Bibel nach dem Augsburgischen Bekenntniss und nach Luthers oder dem Heidelbergischen Katechismus auslegen solle; folglich muss er diess streng beobachten. Wer macht in solchem Fall den Fehler? Die Gemeinde, welche nicht Lehrer seyn kann und will, und sich doch dadurch zum Voraus zum Lehrer des Lehrers aufwirft? oder der Staat, welcher sich wohl hütet, dem Leibesarzt, dessen Fach doch eher den Staatsvorstehern erkennbar seyn möchte, irgend ein Lehrsystem beschwören zu lassen; den Seelenarzt aber, dessen Fach nach seinen tiefern, exegetischen, philosophischen und historischen Gründen und Kenntnissen der Weltlichkeit gewöhnlich noch viel unbekannter ist, auf Formulare schwören lassen will, die schon durch ihre ganze Darstellung beweisen, dass sie aus unbiblischen Terminologieen bestehen?

Bekanntlich entstanden diese Eide in Zeiten, wo die aus der Mittelalters-Kirche herüber noch scholastisch und polemisch gewöhnten Doctoren und Pastoren durch Lehrstreitigkeiten Unruhe, Zwietracht, Sectengeist unter der Menge verbreiteten, die noch in dem Episkopalischen Vorurtheil standen, als ob von solchen Menschenauslegungen und Conciliensatzungen das Seligwerden abhange. Die Absicht, welche man bey den symbolischen Eiden hatte, war richtig: Der Staat soll bürgerliche und kirchliche Unordnung verhüten; das gewählte Mittel aber haben schon damals, als man Sachsen zum Eifern für die *Formula Concordiae* erregt hatte, mehrere ruhiger denkende Regierungen abgelehnt, manche es indess gesetzlich und wohl motivirt aufgehoben. S. Carl Friedrichs von Baden Rescript an das Fürstl. Kirchenraths-Collegium, schon vom 6ten Aug. 1794 in der Badischen hierüber sehr deutlichen und mustermäsigen Kirchenraths-Instruction vom 6ten Jul. 1797 erneuert. Ja, seitdem man über die Grundsätze, die durch Lehrzwang so sehr als durch Lehrunklugheit verletzt werden, deutlich und laut sprechen durfte, will beynahe keine unpäpstliche Regierung mehr den Namen haben, jenen Lehrzwang durchzusetzen, weil auch den Nichttheologen allzu klar ist, dass die freyer forschenden Männer unentbehrlich sind, die aber, welche sich den Lehrzwang wahrhaftig gefallen lassen, an andern nöthigen Vorzügen gewöhnlich weit zurückstehen.

Was aber, fragt der Vf., muss entstehen, wenn auf einen symbolisch-orthodoxen Prediger ein rationalistischer folgt? Rec. fragt dagegen: Was musste einst entstehen, als bey einer grossentheils erst zu belehrenden Gemeinde auf einen Päpstler ein in Luther's oder Zwingli's Sinn evangelischer Prediger und Seelsorger folgte? Schlimmes muss freylich entstehen, wenn ein solcher selbst Hirte zu seyn nicht versteht, sondern entweder Widder (ein Streittheolog) oder Schaf ist, und wenn er dann im letztern Fall mit denen Partey macht, die in seinen Pferch oder Conventikel passen. Selbst wenn er so orthodox wäre, wie der selige *Calov,* oder wie der in vielen Rücksichten vortreffliche und fromme Prälat *Albrecht Bengel* (der Vf. des „Abrisses der sogenannten Brüdergemeinde. Stuttgart 1751."), würde er dann doch nicht die Spenerische und die Herrnhutische aus seiner Kirche verscheuchen, und dadurch Conventikel, denen der Vf. sehr das Wort redet (S. 108), veranlassen? Oder soll etwa nur das veraktete symbolische Eidesgesetz legal seyn? sind nicht die neuern Gesetze gegen sectirische, wider die Nichtbrüder Partey machende Sodalitäten wenigstens eben so legal?

Was aber hat vielmehr ein geistiger Hirte oder Lehrer bey jeder gemischten Gesellschaft aus Lehrerspflicht zu beobachten? Weder zu belehren, noch zu erbauen ist eine gemischte Versammlung, wenn der lehrende Redner nicht an das sich zu halten versteht, worin die verschiedenartigen mit einander übereinstimmen, oder ohne alles Streiten bis zum klaren Uebereinstimmen belehrt werden können. Also, würde vielleicht der Vf. einwenden, soll er nur ewig und ewig Moral predigen? Diess aber, deutet Er an, mögen die Leute nicht hören, weil sie es sich selber sagen können! Keineswegs. Die dem Vf. so angenehmen Formeln? „Ich habe nur zu glauben, dass Christus der Strafgerechtigkeit Gottes als Gottmensch durch Leibes- und Seelenmarter längst genuggethan hat; ich bitte nur Gott um den Glauben, dass Christus für mich seinen Zorn versöhnte und auch da, wo ich immer allerley abzubitten habe, für mich meine Gerechtigkeit (Rechtschaffenheit) ist" — diese allbekannten Formeln kann sich, wie der S. 106 eingeführte Sterbende, ein Jeder auch ohne seinen Seelsorger, so oft er will, wiederholen. Denn da diese unmittelbare Versöhnung auch nach des Vfs. Idee ein unbegreifliches Geheimniss ist, so kann ihm auch der Seelsorger darüber nicht mehr sagen, als dass auch Er selbst nicht wisse, wie die ewige Liebe Gottes mit der (weder juridisch noch moralisch-religiös denkbaren) Strafgerechtigkeit Got-

tes darüber habe von Ewigkeit her übereinkommen können, dass einst ein mit der Unendlichkeit innigst verbundner Mensch statt aller Schuldigen eine kurze Zeit gemartert werden müsste und alsdann ein Jeder, dem sie die Gnade gebe, dieses vertrauensvoll für wahr zu halten, vor dem allwissenden und gerechten Richter für gerechtfertigt gelten, oder als selbst rechtschaffen behandelt werden solle. Gerade diese Sätze lernen sich nur gar zu leicht auswendig, so dass man keines Seelsorgers mehr dafür bedürfte. Wie man aber wollen und handeln solle, diess sagen sich die Meisten nicht gerne, und wer wirklich für das Seelenwohl sorgen will, findet dadurch für Junge und Alte — man denke nur an *Reinhard's* Moral und Predigten — einen unerschöpflichen Schatz von lebensthätigen Betrachtungen. Dadurch aber wird der biblisch-rationalistische Seelsorger, wenn er nur nicht die Bibel und die Wissenschaft so wenig, wie es ihm der Vf. von S. 102—117 zutraut, durchgedacht hat, auch die Lehrwahrheiten der christlichen Religion und ihre Geschichte ganz anders bey seiner gemischten Gemeinde geltend und anwendbar zu machen verstehen. Wenn jener Sterbende S. 105, 106 gewiss verloren zu seyn glaubt, wenn er seine Seligkeit auf seine Frömmigkeit bauen wollte, so wird der Prediger nicht, wie der Vf. annimmt, betroffen die Augen niederschlagen und darauf unvorbereitet seyn. Er wird vielmehr aus Paulus (Röm. 9,3.) den grossen Unterschied klar wissen, dass, wenn freylich diese Frömmigkeit nur in äusserlichen, dem Recht oder der Moral gemässen Handlungen (den sogenannten „Werken") bestände, daraus kein Seelenwohl entstehen könne, weil vielmehr nach Christus die beseligende Gottesverehrung im Geiste d. i. im Wollen und Denken dessen, was Gott wollen könne, bestehe. Dem von dem Vf. eingeführten Todkranken würde demnach der biblisch-rationale Seelsorger erwiedern, dass allerdings, wenn seine bisherige exemplarische Handlungen nicht aus dem Vorsatz, nach bester Ueberzeugung vor Gott rechtschaffen zu seyn, geschehen seyen, er für seine Nebenabsichten seinen Lohn, wie die Schrift sagt, dahin habe; da diese irdischen Gründe ihn nicht in ein andres Leben hinüberbegleiten können. Aber, würde der Seelsorger berathend hinzusetzen, noch jeden Augenblick könne der Kranke durch redliches Wollen den ins ewige Leben hinüber dauernden Vorsatz fassen, in seinem unsterblichen Geiste das Rechte und Gotteswürdige über alles Andere zu wollen, und wo er es hier oder dort könne, zu vollbringen. Mit diesem Ernst und mit der zur Verdeutlichung nöthigen Ausführlichkeit wird er dann mit seinen Gemeindegliedern öfters und ehe sie auf das Todtenbett kommen, in diesem Sinn theilnehmend reden. Zum Eingang aber für solche Betrachtungen wird er nicht auf ein von Adam verursachtes Urverderben S. 109 bauen, wegen dessen ihm jeder Verständige entgegenhalten müsste, dass, wenn dieses so sey, es für Alle ein ungeheures, aber unverschuldetes Unglück wäre, dem sie, je mehr sie es glaubten, desto weniger entgegenwirken könnten, da sie dann vielmehr Alles, wie bekannt, von der vorbereitenden, erweckenden, fortwirkenden und vollendenden Gnade Gottes erwarten müssten. Desto eindringlicher wird der wahre Hirte, ohne dass er jenen angeblich historischen Ursprung des Uebels, der zur Verbesserung nichts beytragen kann, weder bejaht, noch polemisch leugnet, von dem wirklich vorhandenen, aber verbesserlichen Willens- und Lebensverderben recht vollständig reden, da sich dasselbe keiner seiner Zuhörer, wenn sein Gewissen geweckt wird, ableugnen, aber auch nicht durch *tagtägliches* Abbitten (S. 88) von dem Gewissen *wegschaffen kann*, wenn er in sich Vorsätze und Handlungen zulässt, welche wirklich „Verleugnungen des Heilandes" wären.

Sehr würde dagegen Rec. dem Vf. beystimmen, wenn er bey seinen Blicken auf die Amtsführung der Geistlichen, welche mehr biblisch-rationalistisch als symbolisch-orthodoxistisch zu seyn die Ueberzeugung haben, recht strenge Bemerkungen darüber gemacht hätte, dass sie es gewöhnlich nur bis dahin bringen, das ihnen Genügendere für sich zur Verstandessache gemacht zu haben, meist aber nicht bey sich selbst es bis zur Empfindung und lebensthätiger Gottandächtigkeit, bey den Gemeinden aber nicht bis zur Erbauung und zur deutlichen Einsicht des Wesentlichen, besonders durch Benutzung der biblischen Geschichte und Musterbilder zu bringen sich bemühen. Weit mehr Mühe macht diess freylich, als wenn man jeden Augenblick auf die Kanzel treten kann, um einige Katechismuslehren zu wiederholen, bey denen Alle, die nicht einschlafen, doch mit den Köpfen nicken, weil nichts leichter ist, als dem tausendmal Gehörten und doch nicht Befolgten einen solchen wortglaubigen Beyfall zuzuwinken. Dieses ist dagegen die Aufgabe jedes rechtschaffnen Denkers, dass *seine* Ueberzeugungen bey ihm selbst Willens- und *Thatsache* werden, und dass er sie auch denen, deren *Lehrer* und nicht blosser Repetitor er seyn soll, nach ihrer Fassungskraft und um ihr ganzes Gemüth zu begeistern, vielseitig und vielgewandt (Hebr. 1,1.) darzustellen und eindringlich zu machen sich bestrebe. Er ist's, der die wissenschaftlich gediegenen Goldstücke in echte Scheidemünze nach den Bedürfnissen Aller umzusetzen und gangbar zu machen verstehen soll. Diess allein, dass in der langen Zeit seit der Reformation meist nicht von den sogenannten Orthodoxen, sondern von den Bessern aus den kleinern Kirchenparteyen das, was in den dogmatischen Systemen das Herz ansprechen kann, auf vielerley Weise durch Predigten, Lieder, Gebetbücher u. s. w. in die Volkssprache übergetragen worden ist, erweckt das Vorurtheil, wie wenn eine Vereinigung der biblischen und vernünftigen Religionslehre nur eine kalte Verstandessache sey und bleiben müsse. Haben aber nicht, um der Lebenden nicht zu gedenken, *Jerusalem, Spalding, Zollikofer, Löfler, Tzschirner* u. A. bessere Vorbilder zur Nacheiferung hinterlassen?

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1828.

THEOLOGIE.

Schriften über die neuere Gegeneinanderstellung des Supernaturalismus und Rationalismus.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Dem Rec. ist es bey dieser wichtigen Sache nicht sowohl um die Kritik irgend einer einzelnen Schrift, vielmehr darum zu thun, die Sache selbst, so weit diess bey dieser Veranlassung geschehen kann, weiter ins Klare und Anwendbare zu bringen. Diess, hofft er, rechtfertigt die Ausführlichkeit der bisherigen Bemerkungen, die auf mehreres Andere leichter überzutragen seyn mögen. Der ohne Schuld der Rationalisten entstandene Streit möge Funken erwecken, durch welche die ganze Dunkelheit erleuchteter werde!

Wir suchen die übrige Reihe der uns bekannt gewordenen Gelegenheitsschriften kürzer darzustellen.

2) Leipzig, b. Hartmann: *Ueber das Verhältniss der Philosophie zum Christenthum.* Eine Vorlesung, aus einer Reihe von Vorträgen zur Einleitung in das Studium der Philosophie abgedruckt als Votum über Rationalismus und Supranaturalismus von *H. Richter*, ausserord. Prof. der Philosophie. 1827. VIII u. 55 S. 8. (6 gGr.)

Im Gegensatz gegen den Rationalismus mit der vorher beurtheilten Behauptung, dass der Rationalist kein evangelischer Christ sey, heftig übereinstimmend, aber wie ungleich und wahrhaft unwürdig im Gehalt und im Ton! Vor Studierenden redend, an einer Universität, wo der christliche Rationalismus hochgeachtete öffentliche Lehrer und viele Verehrer für sich hat, dichtet ein Professor der Philosophie dieser Lehrart eine Missgestalt an, die Jedermann verabscheuen müsste, die aber dem Vf., weil sie nirgends sonst ist, nur in einer pseudo-philosophischen Träumerey erschienen seyn kann. Ihm steht nach S. 34 ein Philosoph vor den Augen, ohne Glauben und historische Auffassung des Christenthums, welcher das Wesen desselben nur entweder in die Mittheilung von Lehren der Theologie und Religionsphilosophie, oder in die Gesetzgebung zur richtigen Führung des Lebens, mithin in Moralphilosophie setze. Sind denn aber diese beiden Doctrinen nicht wesentliche Bestandtheile der christlichen Religionswissenschaft? Und wer, wenn er als Theolog lehrt, vernachlässigt es, sie überall mit dem historischen und noch vielmehr mit dem exemplarischen Inhalt der Bibel in genauer Verbindung zu zeigen? Wer ist Philosoph, wenn er nicht die wissenschaftlichen Einsichten frey von Individualität und abstract darstellt? Wer unter den Philosophen aber trennt alsdann diese Ideen von dem ganzen Gange der Geschichte, durch welchen sie allmählig immer offenbarer und anwendbarer geworden sind? Wie sonderbar widerspricht der Vf. sich selbst S. 87, dass die Verdienste des Rationalismus um die Auffassung der wissenschaftlichen Elemente des Christenthums unverkennbar seyen, dennoch aber das Wesen des Rationalismus der Offenbarung des Christenthums und seinem Wesen völlig entgegengesetzt sey. (Hat man denn nicht durch die Rationalität das Wissenschaftliche oder an sich Gewisse des Christenthums herausgefunden? Ist es eines philosophischen Lehrers würdig, die Vereinigung des Wissenschaftlichen mit dem historisch Gegebenen ohne allen Grund zu stören und abzuleugnen?) Der Vf. giebt denen, die er sich als Gegner dichtet, *Rodomontaden schlaftrunkener Vernunftfreunde* Schuld. Wir wünschen ihm, dass er sich künftig durch etwas Besseres würdiger charakterisiren möge.

Ein noch nachgefolgtes Flugschriftchen von *Ebendemselben:*

3) Leipzig, bey Hartmann: *Vorläufige Replik an Vigilantius Rationalis*, enthaltend eine divinatorische Kritik über die Individualität desselben. 1827. 40 S. 8. (4 gGr.)

ist ein leeres Spielwerk von Persönlichkeiten und Witzeleyen, die nur allzusehr beweisen, dass es diesem Streitlustigen meist um örtliche Verhältnisse zu thun war.

Einen viel wesentlichern Gehalt von Sachkenntniss und regem Interesse für die Unterscheidung des Zufälligen und Bleibenden in den Erscheinungen der Religion unter der Menschheit zeigt eine kurz vorher erschienene Schrift:

4) Leipzig, b. Baumgärtner, *Rationalismus und Supranaturalismus in ihrer Beziehung zum Christenthume und zur protestantischen Kirche.* Eine of-

offene philosophische Erklärung gegen die offene Erklärung des Hn. Dr. *Hahn*. Nebst zwey Nachträgen über des Hn. Prof. *Richter* Votum u. s. w. und die Berliner evangelische Kirchenzeitung. Von *Vigilantius Rationalis*. 1827. 152 S. 8.

Zuvörderst ist diese Schrift eine Prüfung der beiden von Hn. Dr. *Hahn*, welchen als Person der Vf. mit aller Achtung beehrt. In der Sache selbst trifft und unterscheidet er die eigentliche Hauptfrage: Ist die biblische Ueberlieferung in allen ihren mit der Religion in Verbindung stehenden Theilen und Angaben eine unmittelbare Bekanntmachung des Unfehlbaren? Oder muss in den biblischen Ueberlieferungen das Bleibend-Wahre und Wesentliche der Religion von den Umgebungen, Zeitmeinungen und Nebenkenntnissen unterschieden werden? Wer eine unfehlbare Mittheilung der Religionswahrheiten an die Menschen für unentbehrlich hält, der muss, wenn er consequent seyn will, das Gegebene nehmen nach Form und Inhalt, wie es gegeben ist. Auch die Bildersprache, auch alles das Sinnliche der Einkleidung muss ja doch der unfehlbarlich Gebende am besten zu wählen gewusst haben. Recht hatte dann unstreitig der sehr gelehrte und wohldenkende *Johann Coccejus*, dass die Theologie ohne alle Beymischung von Philosophiren nur in Ausdrücken der heil. Schrift vorgetragen werden dürfe, dass deswegen Alles in die Grundbegriffe eines alten und neuen *Bundes*, d. i. in seine Föderaltheologie aufzulösen und das buchstäblich Gesagte buchstäblich zu glauben sey. Müsste nicht diese consequente Behandlung im supernaturalistischen System immer durchgeführt werden? Denn giebt man irgend zu, dass einige Einkleidungen, wären es auch nur die bekannten Ausdrücke von einer Reue oder Zorn und Eifersucht Gottes, oder von einer rechten und linken Hand der Gottheit, nicht als unfehlbar mitgetheilt, auch ohne rationale Deutung angenommen werden müssen, so müsste man doch zugleich zugeben, dass die Menschen damals dergleichen Reden wörtlich verstanden und sie sich geistiger auszulegen nicht vermochten. Wenn sie nun aber für uns dennoch geistiger zu verstehen sind, so sage uns der consequente Supernaturalist, durch welche noch mehr unfehlbare Offenbarungsweise er dieses zu wissen fähig geworden ist. Auch Er, wie Wir, wissen diese Nothwendigkeit einer geistigern Auslegung und Umdeutung nur durch die Denkkraft überhaupt, in sofern sie als Vernunft das Gotteswürdige und Vollkommne idealisch einsieht, und als Verstand das den Grundwahrheiten Widersprechende beurtheilen kann und Folgerichtigkeit fordert. Kann demnach der Supernaturalismus nicht das Gegebene Alles, wie es grammatisch zu verstehen ist, als unfehlbar festhalten, so muss er, so verhasst es ihm seyn mag, die einmal unvertilgbare *ratio* herzutreten lassen, und zwar bey weitem nicht bloss als eine Dienerin zur Wortauslegung und um logisch-richtige Folgerungen für ein Dogmensystem zu bearbeiten. Zulassen muss er sie vielmehr, um zu unterscheiden, ob das, was unleugbar wörtlich gesagt ist, alsdann, wenn es wörtlich geglaubt würde, etwas Fehlbares und Unwahres wäre. Zulassen also muss er sie in sein Gebiet als eine Unterscheiderin und Richterin zwischen dem, was in dem Gesagten fehlbar oder unfehlbar, gotteswürdig oder von der Gottheit undenkbar, andern unleugbaren Wahrheiten widersprechend, oder damit vereinbar sey. Richten aber könnte zwischen dem Fehlbaren und Unfehlbaren auch die Denkkraft selbst nicht, wenn sie nicht schon an sich einen Maassstab für dieses Richten hätte, der allerdings in der *Vernunftkraft* das Vollkommne vom Unvollkommnen zu unterscheiden und dadurch zu der Idee von der Gottheit sich zu erheben besteht. Durch diese Gedankenkette muss demnach der consequente Supernaturalismus entweder zum Ausschliessen *aller* Vernunft sich genöthigt finden, oder zum Zugeben, dass er die Denkkraft nicht bloss als Mittel, sondern als *Quelle der Religionsideen* nöthig habe, damit vermittelst eben dieser Ideen und anderes Unleugbaren das Biblisch-Wesentliche der Religion von dem Unwesentlichen zu scheiden sey, welches alsdann als etwas Vorübergehendes, Oertliches, Zeitliches, Persönliches zu beurtheilen ist, oder vielleicht auch richtiger zu erklären seyn möchte.

Diesen eigentlichen Standpunkt des Streits sucht der Vf. dadurch noch anschaulicher zu machen, dass er zuerst, besonders nach dem merkwürdigen Beyspiel der: *Andeutungen für glaubiges Schriftverständniss, im Ganzen und Einzelnen*, von *Rudolph Stier* (Königsberg 1824) den Supernaturalismus auf den vollkommnen Standpunkt unfehlbar gegebener Offenbarungen hinführt und ihn S. 32 — 76 eine Menge von dem sagen lässt, was er als unfehlbar zu glauben versichern muss, wenn er nicht die *ratio* als eine Quelle des Unterscheidens *zwischen dem* Fehlbaren und Unfehlbaren zugeben will. Wahrscheinlich hätte der Vf. durch eine solche Darstellung noch mehr Eindruck für das Wesentliche der Sache machen und vielleicht auch manches anstössig Scheinende vermeiden können, wenn er weniger das Geschichtliche, mehr aber dergleichen Behauptungen ausgehoben hätte, die mit den religiösen Lehren in näherer Verbindung stehen. Für die Vernunft sind dieselben nicht anstössig oder bedenklich: denn sie darf und soll die Einkleidung von dem Inhalt, das zeitgemäss Angenommene, Vermuthete, Geahnete von dem Bleibend-Wahren und Nothwendigen unterscheiden, ohne dass Jenes, sobald es an sich ungegründet oder mit andern Gewissheiten unvereinbar ist, als ein die Vernunft übersteigendes Geheimniss aufgenöthigt werden kann. Dagegen bleibt dem strengen Supernaturalismus Nichts übrig, als durchaus alles Gegebene wie eine Glaubensaufgabe mit Resignation hinzunehmen und sich darüber auf künftige Aufschlüsse zu vertrösten und zu freuen.

Nicht aber dadurch ist es dem Vf. zu thun, den strengen Supernaturalisten überhaupt in eine Verlegenheit zu setzen. Er zeigt ihm nur das unver-

meiſtlich [illegible]liche ſeiner Stellung, um ihn von S. 77 bis 107 zum Rationalismus des Chriſtenthums oder zur Vereinbarkeit der allmählig vollkommner gewordenen Religionseinſichten mit den Vernunftideen und Verſtandesſchlüſſen einzuladen.

Ein *zweyter* Abſchnitt prüft die *Hahn*'ſche Forderung, daſs die chriſtlichen Rationaliſten von der evangeliſchen Kirche entweder ihre Entlaſſung annehmen, oder ſich ausſcheiden und ausſchlieſsen laſſen ſollten. Hier wird ſehr klar gemacht, daſs die Ausſcheidungsbulle nur motivirt werden könnte durch die Thatſache, daſs die vom Syſtem unabhängigern Bibelverehrer viele mit der Denkkraft übereinſtimmendere Bibelauslegungen finden zu können überzeugt ſind, wogegen ſich die Syſtemslehren durch Wort und Sinn als patriſtiſche und ſcholaſtiſche Gelehrſamkeit kund machen. Die Frage iſt alſo, ob die Eine Art von Bibelerklärern die andere aus der Synagoge (Joh. 9, 22.) verweiſen dürfe. Dieſs iſt um ſo weniger möglich, weil auch der ſtrenge Supernaturalismus die *ratio* wenigſtens als Mittel für die Exegeſe in der nichtpäpſtlichen Kirche zugiebt.

Ein Paar Nachträge betreffen die vorher angeführte *Richter'ſche* Vorleſung als eine einſeitige und falſche Auffaſſung des Rationalismus, welcher nie die hiſtoriſchen Eigenthümlichkeiten des Chriſtenthums verleugnet, vielmehr ſie mit allem Erkennbaren und Denkbaren vereinigt. Der Ton dieſer Prüfung hätte auch einen Nichtphiloſophen nicht zu ſpöttelnder Heftigkeit veranlaſſen ſollen. Der letzte Nachtrag berührt ebenſo die Numern 8—10 der *Hengſtenbergiſchen* Kirchenzeitung, welche ſich vorzugsweiſe eine evangeliſche nennt, indem ſie es für Lehre der evangeliſchen Kirche S. 13 ausgiebt, daſs mit dem erſten Sündenfall der Menſch durch Verluſt des göttlichen Ebenbildes völlig verderbt und von Natur zu allem Guten unfähig geworden ſey, S. 11 aber doch weiſs, daſs der heilige Geiſt ſeine Wirkungen an die ſchwachen Reſte des göttlichen Ebenbildes anknüpfe. Mit dergleichen ſcharfſehender Menſchenkenntniſs weiſs ebenderſelbe Aufſatz, daſs alle Vorwürfe, welche der römiſchen Kirche gemacht worden ſind, die Rationaliſten in weit höherm Grade treffen, daſs die evangeliſche Kirche mit der römiſchen auf gemeinſamem Grunde beruhe, daſs aber doch der Rationalismus in vielen Stücken noch ſtärker, als der Katholicismus der (d. i. dieſer Art von) evangeliſchen Lehre widerſpreche. *Vigilantius Rationalis* macht dagegen S. 146 die Bemerkung: Ich habe mir's wohl gedacht, daſs ſolche nichtrationaliſtiſche Gegner lieber Päpſtlinge, als Rationaliſten werden möchten, gerade wie zur Zeit der Reformation. Da würden die evangeliſchen Kirchen (ſobald ſie ihre herkömmlichen Dogmenauslegungen für das alleinige Evangelium hielten) gegen einander mehr erbittert, als gegen die katholiſche.

Die *Richter*'ſche *Replik* veranlaſste eine

5) Leipzig, b. Kollmann: *Philoſophiſche Duplik gegen des* Hn. Prof. *Richter vorläufige Replik an Vig. Rationalis.* Zugleich als Verſtändigung über die ſtreitigen Punkte in Sachen des Rationalismus. Von *C. Fr. W. Clemen*, Privatgelehrten in Leipzig. 1828. X u. 116 S. 8. (12 gGr.)

Die in beiden Schriften bewieſene Sachkenntniſs und logikaliſche Prüfungskunſt ſind für den Vf. um ſo mehr auszeichnend, da er noch unter den Privatgelehrten ſteht, und deswegen nach S. 6 Hr. *Richter* unter dieſer Maske gegen einen ganz Andern anzukämpfen gemeint hat, ſehr witzig auf eine *güldene Vernunft* und auf ein tönendes *Horn* des Rationalismus anſpielend. Hr. *Cl.* macht mit dieſem Fechter die örtlich nöthigen Gänge mit groſser Ueberlegenheit durch. Auch iſt vieles für ſich Beſtehende, Gründliche mit dieſer Polemik verbunden. Dieſes aber und Aehnliches, was Hr. *Cl.* zu erwarten giebt, wird in dem von ihm angekündigten Pädagogus gewiſs noch viel mehr Nutzen gewähren, wenn die Sache an ſich behandelt und, wo es nöthig iſt, die neu hervorgegangenen Gegenſätze nur in Noten oder Excurſe abgeſchieden werden, wo dann die gegen Anſteckung ängſtlichen Nichtrationaliſten ſich deſto eher ferne davon halten können. Aus der Vorrede S. VII. erfährt Rec., daſs die Schrift: „Licht und Schatten", unter geſetzlicher Cenſur gedruckt, dennoch ungefähr 7 Wochen nach dem Erſcheinen zwar nicht confiſcirt, aber doch im und für das Königreich Sachſen verboten wurde, während dieſes verbietende Wort keine der gegneriſchen Schriften getroffen habe. Die Behörde, von der es ausgegangen, wurde dem Vf. officiell nicht bekannt, dem übrigens der eigentliche Veranlaſſer nicht ganz unbekannt geblieben ſey. Dergleichen *hiſtoriae arcanae* können in unſrer Zeit nicht lange in ihrer Dunkelheit bleiben.

6) Oschatz, b. Oldecop: *Der evangeliſche Chriſt als Rationaliſt.* 1828. 116 S. 8. (12 gGr.)

Da der Vf. den Rationalismus überhaupt, beſonders gegen die *Hahn*'ſche offene Erklärung, ins Licht zu ſtellen ſucht, ſo würde er dieſe Abſicht ohne Zweifel vollſtändiger erreichen, wenn er immer das den chriſtlichen Rationalismus auszeichnend Eigene (Charakteriſtiſche), was wir das allgemein Subjective nennen möchten, von manchen ſeiner perſönlichen und individuellen Verſuche und Anſichten, z. B. über den Canon, die ſpäte Entſtehung neuteſtamentlicher Schriften, über die Accommodation u. dgl., durchgängig unterſchieden hätte, da dieſe leichter Einwendungen ausgeſetzt ſeyn möchten, die der Vertheidigung oder reinen Darſtellung der Hauptſache bey Manchem Abbruch thun können. Es iſt gar zu leicht, daſs man individuell in der Kritik und Exegeſe das Bezweifeln zu weit treibt, oder wenigſtens nicht ſelbſt auch an dem Auflöſen der Zweifel durch ruhige Betrachtung des Ganzen eben ſo gerne arbeitet. Die Taufformel z. B., meint der Vf., Matth. 28, 19. 20 lege Jeſu in den Mund, was er nie geſagt haben könne, weil nach ihr alle Völker zu lehren ur

im Namen (vielmehr auf den Namen) des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes zu taufen seyen. Petrus habe Apg. 11. sich mit den Heiden bey Cornelius eingelassen, aber, da man ihm Vorwürfe machte, sich nicht auf jenen Befehl Jesu berufen. Auch habe man nach Apg. 8, 37 und 10, 48 (auch 8, 16) nur auf den Namen des Herrn Jesus getauft. Wir wollen nicht einmal geltend machen, dass in Apg. 8. Vers 37 wahrscheinlich unecht ist. Es folgt ohnehin daraus, dass man auf den Namen des Messias taufte, nicht ein Widerspruch gegen die Ursprünglichkeit der vollständigern Taufformel. Wer von dem Sohn der Gottheit als dem Messias unterrichtet worden war, hatte eben dadurch auch die Gottheit als Vater denken und verehren gelernt, weil diess (1 Joh. 2, 22. 23) relative Begriffe waren. Die heilige Geistigkeit aber war ohnehin überall in dem Lehrinhalt Jesu, und der Ausspruch bey Matthäus ist nur nach unserer Gewohnheit zur Vorschrift eines Formulars geworden, an sich aber Andeutung dreyer unterscheidender Hauptpunkte des Lehrinhalts. Getadelt wurde dann Petrus nicht, weil er Heiden gelehrt hatte, sondern weil er sie, ohne ihnen Verbindlichkeiten des Judenthums aufgelegt zu haben, durch das Taufen aufgenommen hatte. *Aller Welt* sollte das Evangelium verkündigt werden; s. Jesu Worte auch bey Matth. 24, 14. Aber die Frage wegen der Bedingungen war dadurch nicht entschieden. Die Frage: ob Heiden den Messias Jesus annehmen könnten, ohne zugleich den Mosaismus zu übernehmen (Apg. 15, 10), muss beym Leben Jesu nicht aufgeworfen worden seyn. Daher in der Apostelgeschichte die drey- und vierfache Verschiedenheit über das *Wie* der Zulassung der Heiden, nicht über das *Was*.

Sogleich folgt S. 51 die Einwendung gegen Matth. 23, 35, als gegen eine falsche Angabe, weil zu Jesu Zeit der Tempel noch keine Mördergrube gewesen sey. Beym ersten Passah (Joh. 2, 16) hatte Jesus diess auch noch nicht gesagt, aber beym dritten war er ja schon der Sitz der zum Mord gegen ihn vereinigten Sadducäer und Pharisäer. Ebenso würden sich eine Menge anderer Einwendungen gegen vieles Historische des Neuen Testaments, wie wir sie S. 40 — 65 lesen, gründlich auflösen lassen, wenn nur die allerdings nöthige Skepsis nicht allzu gern bloss bey dem gefundenen Zweifel oder Anstoss stehen bleibt, sondern auch nach sachgemäsen Lösungen sich eben so gern umsieht. Diess ist offenbar bey einem so kenntnissreichen Vf. sehr zu wünschen, da übertriebenes Zweifeln nur scheinbare Einwendungen gegen den Rationalismus erweckt.

Rec. macht dagegen gern noch mehrere Andeutungen, die das Wesentliche des Rationalismus ins Licht stellen, bemerkbar. S. 16: Der Rationalismus will keine besondere Kirche stiften; er ist die philosophirende Ansicht (die Gnosis) des Offenbarungsglaubens. Ueber das Wesen Gottes und dessen Eigenschaften steht der Rationalismus S. 17 in keinem Gegensatz gegen den rationalen Supernaturalismus. Der Vf. hält S. 20 Pantheisten, Materialisten und Fatalisten für Naturalisten, nicht aber für Rationalisten. Auch das historische Christenthum nimmt er mit Verehrung an, aber nach 2 Cor. 3, 17 als ein freyes geistiges Wesen, welches die immer mehr gereinigte Religionsoffenbarung in dem Lauf der biblischen Jahrhunderte aufsucht, doch nicht wie eine Maschine das allmählig Gegebene Alles wie eine Vorschrift ohne Prüfung im Einzelnen zusammenfasst. Dagegen fordert nicht nur 1 Thessal. 5, 21 ein Prüfen selbst der Prophetisch-Begeisterten, als Solcher, die der Supernaturalismus unbedingt annehmen müsste. Auch Philipp. 1, 10. Eph. 5, 10 wie 1 Joh. 4, 1 fordern immer auf zum Prüfen. Wäre die Denkkraft so schwach, wie mancher Supernaturalist sie herabwürdigt, wie kann dann ein Solcher ihr doch gerade in dem Wichtigsten trauen, in der Prüfung der Beweise für die Wahrheit des Christenthums überhaupt?

Der eigentliche Streit des Supernaturalismus gegen die Rationalität beruht S. 72 lediglich auf dem Interesse für Dogmen, von denen unter tausend Gemeindegliedern kaum fünf das Genauere wissen. Haben doch S. 85 die neuern orthodoxen Dogmatiker die Lehren von der *communicatio Idiomatum, satisfactio vicaria*, selbst von der Erbsünde und von der Trinität schon so modificirt, dass sie ihrer ursprünglichen Gestalt bey Jedem sehr unähnlich sind. Warum? Weil auch sie den Mahnungen der Vernunft und der Verständigkeit, welche vereint die Rationalität ausmachen, nicht ganz ausweichen können. Dennoch aber sind jene Dogmen *in der Gestalt*, in welcher kaum noch die Unwissenden sie *wiederholen*, die Ursachen fast aller Religionskriege *und* die Hauptursache von dem Untergang der christlichen Kirche im Orient geworden, deren kläglich polemischer Parteygeist im Gegensatz gegen die begeisterten arabischen Unitarier nicht bestehen konnte. Auch sind eben diese Dogmen in den symbolischen Kirchenbekenntnissen nur in jenem alten Sinne, nicht aber nach den Milderungen und Verschönerungen der jetzigen Orthodoxen enthalten, welche sich allein die Evangelischen nennen möchten. Als Luther den Coloss der Römischen Priesterherrschaft und seine auffallendsten Missbräuche: *die* Sündenvergebung durch Ablass oder durch die Intention des absolvirenden Beichtvaters bekämpfte, erschien ihm und seinem Zeitalter noch keine Sündenvergebung möglich ohne die Uebertragung der Abbüssungen, welche für das Verdienst Jesu gehalten wurden und überhaupt ohne Augustin's Dogmen von absoluter Gnade und Prädestination. Ist aber nicht dennoch die Lutherische Kirche von dem übertriebenen Augustinismus Luthers ohne Weiteres abgegangen?

(*Der Beschluss folgt.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1828.

THEOLOGIE.

Schriften über die neuere Gegeneinanderstellung des Supernaturalismus und Rationalismus.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der heutige Rationalismus S. 86 konnte aus Mangel an Philosophie, Geschmack und Auslegungskunst noch nicht einmal im 17ten Jahrhundert gefunden werden. Er begann mit *Ernesti*, *Semler*, *Nösselt* als eine historisch-grammatische Kritik der Geschichte und der Lehre des Christenthums, und als eine schon durch die Folgen der *Leibnitz-Wolfischen* Philosophie möglich gewordene Auffassung des christlichen Offenbarungsglaubens ohne dogmatischen Autoritätszwang, welchen die evangelisch-protestantische Kirche nach ihrem Grundcharakter und Geist nie anerkennen soll. Diese rationalistische Kritik fand dann durch die Kantische Kritik der menschlichen Geistesvermögen eine festere, tiefere, überall vom Praktischen beginnende Grundlage. Und so drängen, bey fortgesetzter historischer Forschung die Ansprüche des gewissenhaft freyen Geistes oder der sich selbst wiedergegebenen Denkkraft auf vernünftige Ueberzeugung, ohne religiöse Empfindung und begründeten Glauben auszuschliessen oder unbefriedigt zu lassen. In dem Gemüth des wahren Rationalisten lebt Gott und sein heiliger Wille! Und so wird eine Wiedergeburt und Vollendung des echt evangelischen Protestantismus, da die Tendenz unserer Zeit offenbar Befreyung der christlichen Religion von allem Sektenwesen fordert und befördert. Wie Christus auf Mose's Lehre baute, S. 96, so die Reformatoren auf das Reinere im Katholicismus. Wie Christus das pharisäische Satzungswesen verwarf, so die Reformatoren jene hierarchischen und selbstsüchtigen Dogmen der römischen Curie (die bey weitem nicht die katholische Kirche ist). Waren für Jesu Zeit Wunder nöthig, sagt der Vf., so für die Zeit der Reformation noch die Beybehaltung mancher Dogmen (von denen S. 114 selbst Hr. Dr. *Hahn* mehrere, z. B. die Höllenfahrt, die Himmelfahrt, das Abendmahl, die Ewigkeit der Höllenstrafen gar nicht oder nur leise berührt). Je klarer und selbstständiger die Denkkraft wird in der Anwendung auf das Christenthum, desto mehr wird die Christusreligion von menschlichen Zusätzen wieder gereinigt und der Verehrung Gottes im Geiste genähert. Wie die Abgeschmacktheiten mancher Mystiker nach Art der Swedenborgianer (und Zinzendorfianer), auch der Unfug der Pietisten nach Art der Gichtelianer nicht den Supernaturalisten beyzumessen sind, so auch die Frechheiten einiger Naturalisten nicht den Rationalisten. Man vergesse aber nicht, dass es bey weitem nicht so viele Naturalisten giebt, als Inspirirte. Die Erbfeinde des evangelischen Christenthums sind S. 93 jene heimlichen Jesuiten, jene Schwärmer und Ueberschwenglichen, welche der päpstlichen Kirche durch Unterdrückung der Geistesfreyheit, durch anpreisendes Ausbreiten der crassesten Meinungen in die Hände arbeiten. Die sich in dunkeln Gefühlen der Ueberspannung des Gemüths hingeben oder gleich willenlosen Wesen sich in ein ewiges Meer von betäubter Liebe versenken, in welchem sie auf eine ihres Heilandes unwürdige Art vor überschwenglicher Zerknirschung und unendlicher Liebespein vergehen. Diese sind heimliche innere Gegner, welche an dem Lebenskeim der evangelischen Kirche nagen und in manchen Geist und Körper tödtenden Conventikeln furchtsame und schwache Gemüther unkräftig machen für Menschenwohl und Gottesglauben, weil sie nach ihrer Meinung, S. 73, für diese Erde zu gut sind, und auf die Verblendung der Kinder dieser Welt voll stolzer Demuth herabsehen, wenn diese, mit der Christus würdigen Tugendlehre im Herzen, redlich ihre Besserungsvorsätze erfüllen und den Mitbrüdern nicht zur Last fallen. Der Vf. erklärt Matth. 7, 21—23 für sein Motto, und Mark. 12, 29—31 für seinen Grundsatz. Und wer möchte irgend ein Dogma für so nothwendig halten, als jene Aussprüche des Messiasgeistes?

Unmittelbar auf die *Hahn*'sche Erklärung bezieht sich das nach Ton und Gehalt beyfallswürdige

7) Königsberg, in d. Univ.-Buchh.: *Sendschreiben an* Hn. Prof. Dr. *Hahn* in Leipzig, in Beziehung auf dessen Schrift: An die Evangelische Kirche u. s. w. Ein *Beytrag zur rechten Würdigung des Rationalismus*, von *L. Aug. Kähler*, Dr. und ord. Prof. d. Theol., Consist.-Rath, Superintend. und Pfarrer zu Königsberg in Preussen. 1828. 62 S. 8. (6 gGr.)

Schon 1818 hat sich der Vf., damals als Archidiaconus in Kotbus, durch „ein Wort zur Beruhigung für Alle, welche nicht wissen, ob sie glaubend erkennen, oder erkennend glauben sollen," den Supra

pranaturalismus und Rationalismus in ihrem gemeinschaftlichen Ursprung, ihrer Zwietracht und höheren Einheit darstellend, rühmlich bekannt gemacht. Die Aphorismen, in welchen er dort, S. 320—335, die Gegensätze und ihre Auflösung zusammenfasst, können als die höhere Antwort, die sich Hr. Dr. *Hahn* hier zum voraus hätte nehmen können, für alle Unparteyische angesehen und empfohlen werden. In dem Sendschreiben an Denselben als „vormaligen Collegen und immerfort herzlich geschätzten Freund," erscheinen nach dieser bestimmten Beziehung viele allgemeinere und besondere Bemerkungen in populärer Darstellung. Freundlich legt er Hn. *Hahn* seine Ueberzeugung dar, dass „derselbe den Rationalismus nicht gehörig gewürdigt und dass er dagegen seine eigene Ansicht, was Stoff und Begründung betreffe, viel zu hoch angeschlagen habe." Der Rationalismus bestehe auf der einfachen Ansicht, dass möglich sey eine rein wissenschaftliche Erkenntniss der Religion, so wie überhaupt für den Menschen ein in sich gefundenes und aus sich geschöpftes reines Wissen möglich ist (indem der Geist zwar durch Erfahrungen erregt werden und sie benutzen muss, doch aber zuvörderst er sich selbst das Gewisse ist und auf Alles, was er auffasst, als Kraft, Ideen zu erkennen, und Begriffe zu bilden, schaffend und messend wirkt). Sehr gut erinnert S. 8, dass, wenn der menschliche Geist *auch nur als ein tantillum von Geist* zu betrachten wäre, er doch das Einige und Wesentliche ist, wodurch wir uns an Geisteswelt, auch an die (allmählig) geoffenbarte, durch Gedanke und That in Glauben und Liebe zu knüpfen vermögen. Der Rationalist wählt für jede Erkenntniss, auch für die religiöse, das, was in der menschlichen Geistesnatur selbst begründet ist; der Supernaturalist aber das, was ihm ausser und über der menschlichen Geistesnatur liegt, das dann aber doch mit dieser irgend wie (zur geistigen Harmonie, nicht aber zu einer mechanischen Unterdrückung des Geistes) vereinbar seyn muss. Was kann das eine oder das andere System von der Möglichkeit, vielfache Fehlversuche zu machen, ausnehmen? Giebt es nur eine anmassliche Vernunftthümlerey? (Wie wimmelt es nach der Erfahrung von Verirrungen, die aus der Eingebungstheorie entstanden und noch alltäglich hervorgehen!) Wer sind die (Heroen oder Pygmäen der deutschen theologischen Mitwelt), welche über einen *Wilhelm Abraham Teller* sarkastisch den Stab zu brechen wagen? Hr. *Hahn* hat sich die Andeutung erlaubt, dass Teller's Religion der Vollkommenen noch *schlanker*, als die der Meisten, seyn wolle, und dass er Gott, Tugend und Hoffnung der Unsterblichkeit nicht als wesentliche Religionsideen gelten lasse. Hr. K. nennt mit Recht diese Andeutung eine „so übereilte, dass er sie mit Hahn's natürlichem Wohlwollen kaum zu vereinigen wisse." Man beruft sich auf Reinhard's Wort, wie consequent der Supernaturalismus auszubilden sey. Sehr richtig wird S. 14 bemerkt: diess betreffe nur die einseitige *logikalische* Consequenz, die mit der *wissenschaftlichen* Consequenz nicht zu verwechseln ist (die nämlich die Prämissen nicht als entschieden voraussetzen darf, sondern bis zum Urwissen des Geistes hinauf gesucht und gefunden haben soll). An die Unfehlbarkeit der Offenbarungsüberlieferung glaubend, zog der Supernaturalismus (der Aeltere oft noch mehr als der Neuere) tausendfache Folgerungen wie Kettenschlüsse richtig; aber ob er eine solche Unfehlbarkeit annehmen dürfe, wo anders kann er diess erfragen, als bey den allgemeinen Vernunftideen und ob er sie *zu irgend einer bestimmten Zeit* nicht bloss als viel Wahres enthaltend, *sondern* als fehlerlos finde und so historisch überliefert nachweisen könne? Wodurch anders vermag er diess, als durch unabhängigen, zum Entdecken der Gewissheit geübten, Verstand? *Glaube* ist alsdann S. 15 die vollkommenste Blüthe (Rec. möchte sagen: Frucht, oder Folge) des Wissens; und viel häufiger war zu den verschiedensten Zeiten der Supernaturalismus blind, weil er ohne Wissen seyn wollte. Ein vollendeter Rationalismus, als Erzeugniss der reinthätigsten Denk- und Willenskraft des Menschengeistes, ist nie ohne Glauben, ohne Empfindung, ohne heitere helle Begeisterung. (Aber diese folgen dem Gebrauch der höhern Geisteskräfte; sie eilen ihm nicht voraus; denn alsdann sind sie nie vor Abergläubigkeit zu sichern.)

Jeder Supernaturalismus, der von Ueberlieferung beginnt, setzt schon die Quelle der mehr oder weniger fehlerlosen Religionsüberlieferung voraus, eine Idee, ein Urwissen von der Gottheit; wo aber findet er dieses unentbehrliche Urwissen, als in der Vernunft, nicht bloss als in einem Mittel, sondern als in der ihm, dem Geiste, allein eigenthümlichen Quelle. Er ist also entweder wissenschaftlich inconsequent oder zum voraus ein Kryptorationalismus. Und so nennt S. 20 die Offenbarung eine besondere Affection der Vernunft, *nämlich* des vernünftigen Individuums, wodurch ihr *die* Gottheit in einer besonderen Beziehung wirklich werde. Mit Naturalismus ist diese Rationalität durchaus nicht zu verwechseln, so lange man bey dem Wort Natur meist an das Nichtgeistige und Bewusstlose denkt. Diess ist aber nur die unterste Bedeutung des Worts: Natur; und nur dadurch hat sich Hr. *Hahn* den Rationalismus als Naturalismus in eine für ihn abscheuliche, die Menschheit verderbende Erscheinung *umgeschaffen*. Von jeher aber war im Rationalismus die geistige, besonders die wollende Natur die Hauptsache und selbst seine Verirrungen, wie sie beym früheren Ringen gegen die als echte Theologie verbreiteten Vorurtheile noch nicht zu vermeiden waren, nennt S. 27 sehr richtig „natürliche Reactionen gegen den verirrten, scholastisch-phantasirenden und arroganten Supernaturalismus," und vergleicht sie mit fieberischen Bewegungen der im Heilungsgeschäft begriffenen Naturkräfte. Bezeugt nicht die Kirchengeschichte, wie aus dem einseitigen, falsch hergeleiteten Supernaturalismus alle die Unnatürlichkeit und Unmenschlichkeit hervorgegangen ist, die, leider,

dem

dem Christenthum selbst aufgebürdet wurde? Und war nicht von jener Dienstbarkeit der Philosophie, S. 30, wodurch sie kaum eine supernaturale Halbphilosophie wurde, die unmittelbare Folge das (sogenannte) fromme Denken statt des wahren? Dagegen fodert der Vf. S. 33 Hn. Dr. *Hahn* auf, dass er seine öffentliche, den Kirchenbann im Hintergrunde führende Herausforderung nicht bloss an zwey bedeutende Theologen, welche meist die *Kant*'sche Religionstheorie mit theologischer Gelehrsamkeit und combinirendem Scharfsinn auf die Einzelnheiten der christlich-supernaturalistischen Ansicht auf eine merkwürdige Weise anwendeten, hätte richten sollen. „Wollten Sie, sagt S. 34, den Werth Ihrer eigenen dogmatischen Ansicht mit denen des neuesten Rationalismus vergleichend messen, warum wählten Sie nicht *Schleiermacher, Marheineke, Daub* und Ihresgleichen. Rationalisten sind diese Männer gewiss, obschon nicht in dem Sinne, wo Rationalismus als etwas ganz Einseitiges dem eben so einseitigen Supernaturalismus gegenüber steht. Ich weiss wohl, dass diese in ihrer Darstellung sehr verschiedenen Männer gerade wegen dieses Bestrebens, die Offenbarung wahrhaft zu rationalisiren, getadelt werden; aber entweder muss man leugnen, dass für das Christenthum überhaupt eine wissenschaftliche Basis möglich sey, in welchem Fall nur eine kirchliche, und — echt consequent — nur die römisch-katholische übrig bleibt, oder man muss zugeben, dass sie gesucht werde. Dieses Suchen aber ist christlicher Rationalismus."

Rec., um nicht allzu lange bey diesem Zwiespalt zwischen der Selbstüberzeugungstheologie und der Inspirationstheologie zu verweilen, schliesst noch mit Einem Wort des Vfs. S. 57: „Gott hat dem Menschengeschlecht die Offenbarung nicht gegeben, um ihm das Suchen der Wahrheit zu ersparen, sondern vielmehr recht eigentlich, damit er suche und finde." Von Hn. Dr. *Hahn* sagt S. 60 das persönlich von beiden Seiten Merkwürdige: „Lassen Sie uns denn, theurer Freund, der unnützen Streitigkeiten entschlagen, die uns wesentlich scheinenden aber gründlich, ruhig und ohne kirchliches Anathema (!) führen. Zur Kirche gehört, wer sie liebt und ihren Hauptzweck, die Heiligung, fördert. Ich kenne Ihre Seele wohl. Ihr Glaube ist redlich; aber, wie Sie selbst, reizbar; und darum, wie jedes leicht reizbare Gemüth, rasch und entschieden in Liebe und Scheue, zuweilen nicht schlechthin, aber je nach Art und Umständen *unduldsam* auf der Seite, wo er Scheu empfindet." —

SCHÖNE KÜNSTE.

GREIFSWALD, in d. Univ.-Buchh.: *Dichtungen, von Ludwig Gotthard Kosegarten. Zwölf* Bde. 1824. 8.

Kosegarten und *Kotzebue* haben in sofern ein gleiches Loos getheilt, als Beide am Ende ihres Lebens von leidenschaftlichen Gegnern sowohl rücksichtlich ihres Talentes, als ihres Charakters verlästert wurden. Aber die Zeit wird einst dem Einen, wie dem Andern Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und noch ehrenvoll ihre Namen nennen, wenn die schwindsüchtigen Stimmen ihrer erbosten Krittler längst verstummt und zu Grabe gegangen sind: denn, mag es, was hier *Kosegarten* betrifft, auch immerhin der Fall seyn, dass man seinem Talente die gegründetesten Ausstellungen macht; mag es seyn, dass er, und besonders in der Ode, nicht frey ist von Bombast und Uebertreibung; dass seine episch-idyllischen Gedichte an pittoresker Fülle und plastischer Darstellung der Charaktere den ersten Mustern der Nation bedeutend nachstehen, und häufig, nicht bloss an schlaffer Sentimentalität, sondern auch an übel angebrachter Gelehrsamkeit kränkeln; mag es endlich seyn, dass die Form seiner sämmtlichen Schöpfungen, so sehr sie auch noch in der späteren Zeit durch seine sorgsame Hand verbessert ward, doch noch immer nicht classisch zu nennen ist, und manches abenteuerliche Wort, manche überspannte Metapher, und mancher metrische Verstoss stehen geblieben sind: als *elegischer Liederdichter* wird *K.*, trotz jener Mängel, stets einen vorzüglichen Ehrenplatz im deutschen Musentempel behaupten, mit welchem Urtheil jeder Unparteyische einverstanden seyn wird, der folgende treffliche Ergüsse kennt: An die Lyra; Geist der Liebe; Was bleibet und was schwindet; Abschied von Agnes; der Gewitterabend; an die Sterne; Alles um Liebe; an Juliens Grabe; an die Erstgeborene u. s. w.

Es war daher ein beyfallswerther Gedanke des Hn. Prof. *Kosegarten* in Greifswald, das Publicum mit einer neuen Ausgabe der sämmtlichen metrischen Werke seines verdienstvollen Vaters zu beschenken, und auch der thätige Verleger, Hr. Buchhändler Koch daselbst, hat von seiner Seite alles Mögliche gethan, dieses Unternehmen vor vielen ähnlichen der neueren Zeit durch ein geschmackvolles Aeussere und Correctheit des Druckes bey verhältnissmässiger Wohlfeilheit auszuzeichnen.

Sämmtliche Dichtungen liegen uns in *zwölf* Bänden vor, von welchen der erste *Englische* und *Schottische Lieder;* der zweyte und dritte die beiden Idyllen *Jukunde* und *die Inselfahrt;* der vierte die *Legenden;* der fünfte *Rügische und Ersische Sagen* und der sechste bis eilfte die *Lyrischen Gedichte* enthält. Der zwölfte Band umfasst das Leben des Dichters vom Herausgeber, welches viel interessante Aufschlüsse giebt. Billigen aber kann es Rec. nicht, dass im sechsten Bande, ohne die *geringste Auswahl* sämmtliche Jugendversuche des Dichters, welche zum Theil nie gedruckt, zum Theil aber nur mit wesentlichen Verbesserungen in den früheren Ausgaben erschienen, hier in ihrer ursprünglichen Unvollkommenheit aufgenommen wurden: denn dergleichen Jugendexercitien eines ausgezeichneten Geistes scheinen uns wenig Werth zu haben, wenn sich wenigstens nicht theilweise in ihnen der schlummernde

mernde Genius offenbart. — Dagegen möchte Rec. dazu ermuntern, von den prosaischen Werken *Kosegartens*, und namentlich von seinen Reden, eine ähnliche Ausgabe zu veranstalten. Diese sind dem grossen Publicum minder bekannt geworden, und doch verdienen sie es in einem ausgezeichneten Grade. Manche seiner Ufer- und sonstigen Predigten, was man auch gegen die logische Anordnung einiger hervorgebracht hat, seine Worte an *Serena;* seine Reden *am Napoleonstage;* über die Hingebung des *Leonidas;* von dem Tage zu *Clermont* u. s. w., scheinen Rec. in ihrer Art ganz vortrefflich, wie er denn von jeher in Zweifel gestanden, ob er in *K.* den Dichter oder den Redner höher zu schätzen habe.

A.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

NEUSTADT an d. Orla, b. Wagner: *Theilnahme am evangelischen Freyheitskampfe.* Eine Reihe Fasten-Wochen-Predigten, nebst historischer Einleitung. In Verbindung mit seinen Specialcollegen herausgegeben von Dr. *Johann Friedrich Heinrich Schwabe*, Superint. zu Neustadt an d. Orla (jetzt Consistorialrath zu Weimar). 1826. II u. 150 S. 8. (12 gGr.)

Hr. Dr. *Schwabe*, ein rühmlich bekannter Beförderer des Guten, ein rüstiger Streiter für Wahrheit und Recht, hat sich durch die Herausgabe dieser sehr zeitgemässen Schrift ein neues, nicht unbedeutendes Verdienst um die Glieder der evangelischen Kirche erworben. Einen wichtigen Bestandtheil derselben macht die, von ihm selbst verfasste, *historische Einleitung* (S. 3—53) aus. Sie giebt in recht lebendiger und anschaulicher Darstellung, mit steter Bezugnahme auf frühere Zeiten, einen kurzen Ueberblick der directen und indirecten Angriffe, welche die evangelische Kirche im neunzehnten Jahrhundert von Seiten der katholischen erfahren hat, weiset dieselben mit Nachdruck und Würde zurück, und zwar in der edeln Absicht, um zwischen den streitenden Parteyen dadurch Frieden zu stiften, „dass die Anmassung in ihre Schranken zurückgewiesen und der Lästerung das Maul gestopft wird." (S. 52.) Findet gleich der Mann vom Fach hier nichts Neues, was auch nicht der Vf. bezweckte, so verdient sie doch die ernstlichste Beachtung aller gebildeten evangelischen Christen, für welche sie nur zunächst, wie das Ganze, bestimmt ist. Der Einleitung folgt das „*Ausschreiben zu den Passionspredigten im Jahre* 1826" (S. 54—58), dem die Texte zu den sechs Predigten, welche den übrigen Theil der Schrift ausfüllen, beygefügt sind. Auf eine ausführliche Beurtheilung dieser Predigten können wir hier nicht eingehen. Im Allgemeinen sey nur bemerkt, dass sie von echt evangelischem Geiste erfüllt sind, und dadurch, zumal sie nicht Muster theologischer Beredtsamkeit seyn wollen, uns weniger fühlen lassen, was etwa dieser oder jener, besonders in formeller Hinsicht, an kunstgerechter Abfassung mangelt. Die erste und vierte sind *vom Herausgeber*; die zweyte und fünfte vom Adjunct und Archidiakonus *Rintsch;* die dritte und sechste vom Diakonus *Kaphahn.* Diesem würden wir insonderheit rathen, sich vor so langen und schwerfälligen Perioden zu hüten, wie deren mehrere in seinen Predigten sich finden. Wir geben noch die Texte und Themata zum Schlusse an. 1) Joh. 8, 31. 32. *Die Wahrheit.* 1) Was ist Wahrheit? 2) Wo finden wir sie? 3) Was wirket sie? — 2) Galater 5, 1. 4. und 1. Kor. 7, 23. *Bestehet in der Freyheit, mit der Euch Christus befreyet hat!* 1) Was ist die christliche Glaubensfreyheit? 2) Was fordert uns besonders zum Festhalten an derselben auf? — 3) Matth. 23, 13. *Die Bemühungen der Feinde evangelischer Freyheit.* Sie sind immerdar entehrend und nachtheilig, mögen sie nun 1) planmässig und eigentlich feindselig; oder 2) nur blinder Eifer für irregeleitete Ansicht seyn. (Dass unter 2) besonders die Feinde der evangelischen Freyheit im Schoosse der evangelischen Kirche berücksichtiget sind, versteht sich von selbst.) — 4) 5. Mos. 13, 1—4. *Wie wir in Rücksicht der feindlichen Bemühungen gegen die evangelische Freyheit uns verhalten sollen.* — An der Disposition dieser Predigt, zu welcher der Text den Vf. verleitete, lassen sich wesentliche Ausstellungen machen. Wenigstens ist der 1ste Theil viel zu allgemein gefasst. — 5) 1. Petri 3, 15. 16. *Rechtfertigung gegen feindselige Beschuldigungen unserer evangelischen Glaubensfreyheit.* — Diese Predigt hat uns besonders angesprochen, was freylich mit in ihrem fruchtbaren Thema liegt, aber doch auch in seiner gelungenen Ausführung. — 6) 2. Cor. 13, 5 u. 11. *Verhaltungsregeln für uns, deren Leben in eine Zeit gefallen ist, wo das reine evangelische Christenthum vielfach verunglimpft wird.* 1. Prüfet euch selbst, ob ihr im Glauben seyd; 2. werdet vollkommen in aller Tugend; 3. seyd friedsam gegen Andersdenkende.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1828.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Wien, b. Wimmer: *Fastenpredigten über die Sünden gegen den heiligen Geist*, gehalten in der Pfarrkirche am Hofe 1824, sammt einer kurzen Abhandlung über denselben Gegenstand von *Jakob Rudolph Khünl*, Domherrn an der Metropolitankirche zu St. Stephan, k. k. Professor der Pastoraltheologie, Fürstbischöflichem Consist. Rathe und emeritirtem Domprediger. 1825. 205 S. 8. (1 Rthlr.)

Die evangelische Kirche kennt zwar, weil sie sich blofs an die Bibel hält, nur Eine Sünde gegen den heiligen Geist, und ihre besten Exegeten behaupten, und, wie Rec. glaubt, mit vollem Rechte, dafs diese Sünde jetzt eigentlich gar nicht mehr begangen werden kann, sondern nur ihr ähnliche Verbrechen; indessen hat es nun einmal der katholischen Kirche gefallen, 6 solcher Sünden anzunehmen, und so kann man auch Nichts dawider haben, wenn einer ihrer Geistlichen besondere Predigten darüber hält. Zwar könnte man fragen: Warum gerade diese Sünden zu so einer besondern Auszeichnung gelangten und nicht auch manche andere, die ihnen an Gröfse und Strafbarkeit nicht nachstehen? zwar könnte man ohne grosse Schwierigkeit nachweisen, dafs die eine mit der andern so ziemlich zusammenfällt; doch haben wir hier keinen Beruf zu solchen Erörterungen und wenden uns daher sogleich zur Beurtheilung der vorliegenden Schrift. Sie enthält 6 Predigten, über jede Sünde gegen den heiligen Geist Eine; und wegen des grofsen Umfangs, den Einige haben, entschuldigt sich der Vf. damit, dafs er die reiche Materie durchaus in den 6 Fastenpredigten habe abhandeln müssen, was wir um so eher gelten lassen, da wir überzeugt sind, dafs er seinen Zuhörern nicht zu lange wird gesprochen haben; wenigstens haben wir mit fast gleich grofsem Interesse alle bis zu Ende gelesen. Denn unstreitig gehört der Vf. zu den besten Kanzelrednern seiner Kirche, und würde, wäre er evangelischer Prediger, auch einen ehrenvollen Platz unter unsern Homileten einnehmen. Dieses Lob ertheilen wir ihm nicht etwa, weil der Katholik nur wenig aus diesen Predigten hervorleuchtet, und da, wo es geschieht, auf eine der Moralität und den rein biblischen, religiösen Begriffen so wenig schädliche Weise, als es nur irgend die Dogmen seiner Kirche gestatten wollen; auch nicht, weil sie von Ausfällen auf andere Glaubensgenossen durchaus nichts enthalten (gewifs in unsern Tagen eine seltne Erscheinung); sondern weil er mit Wärme und Innigkeit, mit Kraft und Nachdruck, klar und zusammenhängend, in einer lebendigen, gebildeten, nur von Idiotismen nicht ganz freyen, und für unsern Geschmack nur hin und wieder etwas zu populären Sprache, das Eine, was Noth thut, die Heiligung im Geiste, seinen Zuhörern auf das dringendste ans Herz legt; weil er die Bibel sehr fleifsig und sehr gut benützt (nur selten finden sich auch Aussprüche der Kirchenväter); weil er eine nicht gewöhnliche Menschen- und Weltkenntnifs zeigt, und von ihr einen recht weisen, der Würde der Kanzel fast durchgehends vollkommen angemessenen Gebrauch macht. Bey so schätzbaren Vorzügen wollen wir ihm denn auch eine gewisse Steifheit und Stätigkeit der äufsern Form, ein zu weites Ausspinnen biblischer Erzählungen und Gleichnisse, besonders das Ausschmücken der Allegorieen weit über den Vergleichungspunkt hinaus, und eine gewisse Derbheit des Ausdrucks in einzelnen Stellen, die von unsern Kanzeln nicht ohne allgemeine Mifsbilligung der Zuhörer aufgenommen werden möchte, nicht so hoch anrechnen. Wir kommen nach diesen allgemeinen Bemerkungen zur Anzeige der einzelnen Predigten, wobey wir jene, so weit es der Raum gestattet, berücksichtigen werden. Pred. 1. *Vermessentlich auf Gottes Barmherzigkeit sündigen.* Da das Thema selbst dem Vf. in seiner Dogmatik vorgeschrieben ist, so mufste er zu demselben, wie zu den folgenden, den passenden Text sich suchen, und wir können ihm das Zeugnifs geben, dafs er überall gut gewählt hat. Hier ist es die Stelle Matth. 3, 20., welche man freylich nur passend nennen kann, wenn man das oben Gesagte dabey in Anschlag bringt. Der Vf. zeigt, *wie abscheulich das vermessentliche Sündigen auf Gottes Barmherzigkeit sey*; weil sich darin zeige: 1) *eine grosse Thorheit unsers Geistes*, 2) *eine noch gröfsere Rohheit unsers Gemüths*, und 3) *die gröfste Arglist unsers Herzens*. Wir bitten, keinen Anstofs zu nehmen an dieser vom gewöhnlichen Sprachgebrauche abweichenden Bezeichnung der 3 Hauptkräfte des menschlichen Geistes; in der Predigt selbst tritt deutlich hervor, was er unter jedem Ausdrucke verstehe. Im *ersten* Theile zieht der Vf. die Stelle 1 Mos. 9. an, wo vom *Regenbogen* die Rede ist, welchen Gott den Bewohnern der Arche als ein Zeichen der bekannten Verheifsung gegeben. Er will hier zeigen, dafs man

ſich die Eigenſchaften Gottes (beſonders ſeine Gerechtigkeit und Barmherzigkeit) eben ſo wenig getrennt denken dürfe, und einzelne einſeitig hervorheben, als die Farben des Regenbogens. Gewiſs recht paſſend; aber folgende Stelle wird beweiſen, daſs der Vf. ſein Bild zu ſehr ausmalt. S. 11 ſagt er: „Setzen wir, der Friedensbogen wäre ganz grün: was wäre dieſs wohl beſonders? Grün iſt ja ohnehin die Erde. — Setzen wir, er wäre ganz gelb: Gelb iſt das Feuer und dieſes haben wir auf der Erden. — Nehmen wir an, er wäre ganz weiſs: Weiſs iſt das Schneefeld des todten Winters, und weiſs das Leichentuch des Menſchen. — Nehmen wir an, er wäre ganz blau: Blau iſt ja die ganze Luft und wir ſehen ſie an fernen Bergen. — Setzen wir, er wäre ganz roth: Wie fürchterlich! eher ein Sinnbild des ſtrengſten blutigſten Richters, als des liebevollen Vaters. — Oder ſetzen wir, er wäre ganz dunkelblau: Wie nahe alſo dem Schwarzen, der Finſterniſs, und wie traurig!" — Weit gelungener iſt in derſelben Predigt die Stelle, wo er das Beyſpiel der *Söhne Eli* benutzt (S. 17 ff.). Beſonders belebt er er hier, wie in andern Stellen, ſeinen Vortrag dadurch ſehr, daſs er die Perſonen redend einführt, auch da, wo er zeigen will, wie ſie hätten denken und ſprechen ſollen. Pred. 2. An *Gottes Gnade verzweifeln.* Matth. 27, 3. *Der Menſch ſoll nie an Gottes Gnade verzweifeln;* 1) *weder im Gefühl ſeines Unglücks,* 2) *noch im Gefühl ſeiner Schuld.* Nur Eine Stelle aus dem 1. Theile dieſer Predigt erlauben wir uns anzuführen, um unſre Leſer in den Stand zu ſetzen, unſer über den Vf. ausgeſprochenes günſtiges Urtheil zu prüfen. Gleich gelungen finden ſich ſehr viele. S. 39: „Ich frage kühn einen jeden Leidenden, was denn in ſeiner Widerwärtigkeit von der Art wäre, daſs die göttliche Allmacht daran ſcheitern ſollte? Iſt wohl bey Gott ein Ding unmöglich? Du ſchmachteſt in Armuth; kann dich der Gott nicht herausreiſsen, der ſchon ſo oft die Reichen arm und die Armen reich gemacht? Du klageſt auf dem Krankenlager; kann dich der, der dich niederwarf, nicht wieder emporheben? Du fühlſt dich ſchwach und fürchteſt einen frühen Tod; kann der Herr, der die Eiche zerſchmettert und den zarten Strauch erhält, nicht auch dich erhalten? kann er deinen dünnen Lebensfaden nicht weiter hinaus verlängern, als der Lebensſtrom des Rieſen reicht? Du biſt verkannt; iſt der Allmächtige nicht im Stande, deine verblendeten Widerſacher zu erleuchten und ihnen die Schuppen von den Augen fallen zu laſſen? Du wirſt verfolgt; lenkt der Ewige die Herzen der Menſchen nicht wie Waſſerbäche und kann er ſie nicht zu dir lenken? Dir will keine Unternehmung gelingen; könnte Gott dir nicht gröſsere Einſicht ertheilen, oder günſtigere Umſtände herbeyführen? Du haſt einen unerſetzlichen Verluſt erlitten, wie du ſagſt; dieſer Ausdruck macht vielleicht deinem Herzen Ehre, er zeigt, daſs du im ganzen Sinne des Worts Vater, Sohn, Gatte oder Freund warſt: aber willſt du deinem Gott die Kraft und die Macht, abſprechen, dich mit dem Gegenſtand, von dem er dich getrennt hat, jenſeits noch ſeliger zu vereinen, und kann er dir indeſs hienieden nicht durch Verbindung mit andern edlen Menſchen Erſatz leiſten?" Pred. 3. *Der erkannten chriſtlichen Wahrheit widerſtreben.* Röm. 1, 21. Es geſchieht 1) *durch träge Unterlaſſung,* und 2) *durch verkehrte Thätigkeit.* Das Gleichniſs vom Haushalter, der in Abweſenheit ſeines Herrn deſſen Güter (der Vf. ſetzt dafür einen Pallaſt) verwalten ſoll, wird vortrefflich durch die ganze Predigt benutzt, nur immer auch theilweiſe zu weit ausgeführt. Zur verkehrten Thätigkeit *rechnet* der Vf. Vernünfteley, Schwärmerey, Werkheiligkeit. Wir wünſchten wohl, daſs auch die Glieder unſrer Kirche beherzigen möchten, was er über die Schwärmerey ſagt. „Was iſt, fragt er S. 84, eine Schwärmerey? Eine in Gefühlen ſchwimmende, in Gefühlen verſunkene, von Einſicht und Thatkraft entblöſste Seele. Trauriger Zuſtand! Ein Schwärmer iſt wie ein Gefangener in einem dunkeln Kerker ohne Fenſter und Licht, der aber nicht durch Kälte, ſondern durch übermäſsige Hitze ſchauerlich wird. Da ſitzt der Arme! Der Angſtſchweiſs ſteht ihm auf der Stirne; die Adern pochen; die Wangen glühen. Er ſieht ſeine eigenen von Hitze glühenden Augen und glaubt, ein Geſpenſt grinſe ihn an. Die Ohren *klingen* ihm vor Hitze und er glaubt die Stimme eines Geiſtes zu hören. Einmal ſcheint ihm ein Engel, ein andermal Satan nahe zu ſeyn. So lebt er und träumt, und die ganze und wirkliche Welt um ihn her iſt für ihn todt!" Pred. 4. *Seinem Nächſten die göttliche Gnade miſsgönnen und ihn darinnen beneiden.* Matth. 27, 18. Es geſchieht 1) *durch Läſterung,* und 2) *durch Verfolgung.* In dem Benehmen der Feinde Jeſu gegen ihn ſehr anſchaulich und eindringlich mit zweckmäſsiger Anwendung auf die wichtigſten Verhältniſſe des geſelligen Lebens bewieſen. Pred. 5. *Wider heilſame Ermahnungen ein verſtocktes Herz.* 2 Moſ. 11, 10. Der Vf. *zeigt die Natur und das endliche Loos derer, welche die 5te Sünde gegen den heiligen Geiſt begehen.* 1) Der Zeitpunkt des Trotzes, 2) der Afterweisheit, 3) des Widerſpruchs, 4) der Entſcheidung. Dieſe Predigt iſt reich an ergreifenden Stellen, aber es kommen auch ſolche vor, die wir zu derb nannten. Auf einem katholiſchen Lehrſtuhle ſind gewiſs die Worte merkwürdig, welche hier (S. 130) dem Sünder in den Mund gelegt werden: „Man kann nicht immer über der *Bibel* ſitzen und beten, man hat mehr zu thun!" Pred. 6. In der *Unbuſsfertigkeit vorſätzlich beharren.* Matth. 23, 37. *Betrachtung über die Freyheit des menſchlichen Willens.* 1) *Wie hoch uns Gott durch das Geſchenk des freyen Willens ſtellen wollte;* 2) *wie tief wir uns durch den Miſsbrauch deſſelben herabſtürzen können.* Der *Anhang über die 6 Sünden gegen den heiligen Geiſt* (von S. 181 an) zeigt: 1) was ſie mit einander *Gemeinſames* und von andern Sünden *Verſchiedenes* in ſich enthalten. 2) Warum ſie Sünden gegen den heiligen Geiſt heiſsen. 3) Worauf ſich die Lehre gründe, *daſs ſie ſchwer oder niemals ver-*

[illegible] werden, [illegible] hat, und wohl im der Sache selbst liegt, [illegible] den Rec. zugleich weniger angefragt, als die Predigten des Vfs, von dem er mit wahrer Hochachtung scheidet, und dem Wunsche, dass er noch recht lange auf seinem wichtigen Posten zum Heil der Kirche Christi wirken möge! — In dem Buche kommen sinnentstellende Druckfehler vor, die nicht angezeigt sind.

Königsberg, b. Bornträger: *Sechs Predigten über den seligmachenden Glauben an Jesum, den Sohn Gottes,* gehalten in der Löbenichter Kirche zu Königsberg in Preussen von Dr. *Ludwig August Kähler.* 1827. VI u. 129 S. gr. 8. (16 gGr.)

Der Vf. dieser Predigten wünschte, nach seiner Erklärung im Vorworte, durch sie zunächst seine Zuhörer, dann aber auch solche Leser, die weder an religiöser Gleichgültigkeit, noch an religiöser Einbildung krank sind, auf die Wahrheit des seligmachenden Glaubens und zugleich auf die unter diesem Namen cursirende Unwahrheit, Scheinwahrheit, Lüge mit Ernst und Nachdruck aus der Fülle des Herzens aufmerksam zu machen. Weit entfernt, eine Glaubensform hinstellen zu wollen, nach welcher sich jede christliche Ueberzeugung unabänderlich bilden und jede christliche Erbauung gleichmässig entwickeln müsse, findet er zwischen den Verdammungs-Decreten eines Conciliums und der unveränderlichen Lehr- und Cultusvorschrift nur im Grade, nicht in der Art einen Unterschied. Dabey hält er aber aus voller Ueberzeugung nicht bloss den christlichen Glauben, sondern den *Glauben an Christum* für das edelste Mittel und zugleich, wo er wahrhaft und rein ist, für das untrüglichste Zeichen einer solchen Seelenbildung, in welcher der irdisch-menschliche (?) Zweck erreicht ist. In dieser Ueberzeugung kennt er als Theolog und als Geistlicher keine höhere Pflicht, als diesen Glauben unablässig in *das* Licht zu stellen und in *solcher* Verknüpfung zu zeigen, dass derselbe durch ihn Einzelnen werde, was er überhaupt seyn kann und seyn soll. Die *erste* Predigt, über das Evang. Joh. 20, 19—31., kann als Einleitung in die folgenden angesehen werden, indem sie, nach einigen allgemeinen Betrachtungen *über den Beruf eines christlichen Predigers,* die Beförderung des allein seligmachenden Glaubens an Jesum, den Sohn Gottes, als den Hauptzweck des christlichen Lehramts darstellt. Wenngleich diese Predigt Einiges enthält, was mit dem Thema dieser Betrachtungen nicht in einem nothwendigen Zusammenhange steht: so enthält sie doch im Ganzen viel Lehrreiches und schärft, selbst in ihren minder wesentlichen Theilen, manche wichtige Wahrheit ein; z. B. S. 5: „Der christliche Lehrer muss alles äusserliche Priesterwesen für etwas ganz und gar Unchristliches, und in sofern es bey besserm Wissen in die christliche Kirche eingeführt wird, für ein recht verdammliches Teufelswerk, in sofern es aus mangelnder Einsicht damit verbunden wird, für einen [illegible] Missverstand erklären." Und S. 12: „Wenn wir es recht betrachten, so ist überhaupt das Höchste, was der Mensch erreichen kann, dass er verständig und gut sey, sobald diese Worte im höchsten Sinn genommen werden; an die menschliche Verständigkeit und Güte ist alles menschliche Heil geknüpft." In der *zweyten* Predigt, über das Evang. Joh. 16, 16—23, wird, nachdem die Begriffe des Glaubens und des seligmachenden Glaubens entwickelt worden sind, von den *Schwierigkeiten* des letzten gehandelt. Als solche werden angegeben: 1) der Umstand, dass der Glaube erst nach und nach und unter vielen Wechseln seine Vollendung erhält; 2) die Befangenheit der Menschen in frommen Vorurtheilen und sinnlichen Erwartungen. Auch diese Predigt kann nur als vorbereitend auf den Hauptgegenstand betrachtet werden; aber auch sie enthält manches beherzigungswerthe Wort, z. B. S. 36: „Es giebt noch viel Buchstabendienst, Buchstabenfurcht, Buchstabenhoffnung, auch unter uns; Viele, welchen die hellere Wahrheit nur Traurigkeit und Zweifel bringt, auch viel thörichte Eiferer für den Namen des Evangeliums, manchen *Saulus,* manchen *Herodes,* manchen *Kaiphas,* auch in der evangelischen Kirche. Es wird der Geist der Wahrheit nicht begriffen; er wird gefürchtet, er wird gehasst von Vielen." Und S. 40: „Noch Andere locken die arme, einfältige Menge mit dem Sinnenbilde der Seligkeit, oder schrecken sie mit dem Sinnenbilde der Verdammniss, dass sie aus Begierde oder Furcht ihnen zu Willen dient und sich ihrer Lüge und Habsucht mit Dank und Freude Preis giebt. Kein höheres Wort in der heiligen Schrift, welches so nicht in Frevel oder Unsinn verwandelt werden könnte; keine noch so heilvolle Lehre, die nicht so ein Pfuhl des Verderbens werden könnte!" Die *dritte* Predigt, gehalten am Busstage über Joh. 8, 3—6., stellt die *Selbsterkenntniss* und die damit unmittelbar verbundene Geistesbusse (Beschämung bey dem Gedanken an das Bessere und ein Verlangen darnach) als das erste Stück, die erste Frucht des seligmachenden Glaubens, gleichsam als die Einleitung und Anleitung dazu, vor. Die *vierte* Predigt, über das Evang. Joh. 16, 23—30., handelt von der *Erkenntniss Gottes,* als dem zweyten Erforderniss, um durch den Glauben selig zu werden. „Diese Erkenntniss Gottes, welche der Mensch haben kann *vor* dem christlichen Glauben, *ohne* den christlichen Glauben, ja die er vorher haben muss, durch welche allein er ihn versteht, wodurch er dazu geführt und getrieben wird", diese Erkenntniss Gottes wird nach der doppelten Quelle betrachtet, aus welcher sie entspringt, und von dem Vf. bezeichnet theils als eine *gemeine* und im gemeinen Sinne *natürliche,* in sich selbst ungewisse und verkehrte, theils als eine *ungemeine, hohe* und allein *ursprüngliche, ewig natürliche* und *wahre.* In Beziehung auf diese oder jene Vorstellungen von Gott, die bey gebildetern Menschen aus der sie beherrschenden Sinnlichkeit hervorgehen, sagt der Redner S. 73: „Es ist

ist klar, was insbesondre in unsern Zeiten nicht bloss die unwissende Einfalt — sondern vielmehr hochgebildete, mit aller Kunst, wie mit allem Glanz des Lebens vertraute, ja fürstliche Personen treibt, sich in allen Gaukeleyen einer mit dem Namen Christi sich brüstenden Götzendienerey wieder hinzugeben; es ist klar, warum die heuchlerischen *Kaiphasse* unserer Zeit über Gotteslästerung schreyen, wenn sie die Wahrheit hören; warum die wahrheitlosen *Pilatusse* unserer Zeit die scheinheiligen *Pharisäer* in Rechten und Würden schützen und ihnen zu Furcht und Liebe die Verkünder der Wahrheit kreuzigen." u. s. w. Dagegen wird von derjenigen Erkenntniss Gottes, die ihre Quelle im Geiste des Menschen hat, S. 76 gesagt: „Es kann uns nichts eine andere und höhere Erkenntniss von Gott geben, als diese, und wo sie in ihrer vollen Kraft und Reinheit wäre, da bedürfte es wahrlich keiner Offenbarung, keiner heiligen Schrift, weil sie selbst die ewige Offenbarung und die innere heilige Schrift ist. Das haben auch, zu den Zeiten des eigentlichen Götzendienstes, geistvolle Männer erkannt, haben den menschlichen Geist, die *Vernunft*, in ihrem hohen Werthe schätzen und eine solche Vorstellung von Gott fassen gelernt, die ganz mit der übereinstimmt, welche ich mit den Worten des Apostels Paulus ausgesprochen habe, haben auch diese Erkenntniss zuweilen auf eine so würdige und begeisterte Art in Worten dargelegt, dass sie gleich ähnlichen Stellen der heil. Schrift wohl zu belehren und zu erbauen vermögen." Am Ende dieser Betrachtung macht der Vf. seine Zuhörer und Leser aufmerksam auf den Unterschied zwischen Erkenntniss und Glauben. „Die Erkenntniss Gottes ist noch nicht Glaube an Gott, obschon der Glaube nicht seyn kann ohne Erkenntniss." Hierdurch bahnt er sich den Uebergang zur *fünften* Predigt, gehalten am Himmelfahrtstage, üb. Joh. 14, 6—12., worin *der Glaube an Christus, den Sohn Gottes*, als das Hauptstück des seligmachenden Glaubens dargestellt wird. Nachdem der Vf. in Beziehung auf einige angeführte Worte aus Joh. 1. erklärt hat, dass diese Worte ihn nicht verleiten werden, wie sie schon zahllose Menschen verleitet haben, nachzugrübeln über die höhere Natur Jesu Christi, um seine Zuhörer in die unfruchtbare Wüste seiner oder fremder Betrachtungen darüber hineinzuführen, — trägt er dasjenige vor, was er, entsagend aller sich blähenden Schulweisheit und allem eitlen Vorwitze, dagegen forschend mit dem Sinne der Wahrheit, in der heiligen Schrift, als die in ihr enthaltene Lehre von Jesu, dem Sohne Gottes, dem Versöhner und Heilande der Welt, gefunden hat. Für Söhne Gottes, sagt er, wurden diejenigen Menschen erkannt, in welchen sich die Kraft des göttlichen Geistes offenbarte. „In diesem Sinne heisst auch Jesus Christus ein Sohn Gottes, und auf diese Weise haben ihn seine Jünger dafür erkannt. Johannes aber nennt Jesum den eingebornen Sohn Gottes, und Jesus selbst sprach: Wer mich siehet, der siehet den Vater, und Niemand kommt zum Vater, denn durch mich. Diess, heisst es S. 98, setzt denn doch voraus, dass in dem Menschen Jesus die ewige Kraft Gottes in einer solchen Vollkommenheit, wie in Keinem von uns, gewohnt habe u. s. w. Er war das lebendige Bild des Vaters, in dem jeder Gedanke ewige Wahrheit, jede Gesinnung göttliche Kraft und Liebe war. — *Das genügte den Jüngern zur vollen Zuversicht des Glaubens an die* ewig unzertrennliche und innige väterliche Gemeinschaft des göttlichen Geistes mit der menschlichen Natur." — Damit aber sie und mit ihnen wir Alle an Jesu sehen möchten, dass der Vater nicht bloss erlösen *wolle*, dass er es auch *könne*, entriss er den eingebornen Sohn, nachdem er Ihn den ganzen bittern Kelch des Leidens und des Todes hatte ausleeren lassen, dem dunkeln Reiche des Todes, und stellte ihn nicht bloss als König der Wahrheit, sondern auch als König des Lebens, noch einmal vor die Augen seiner Jünger. So hatten sie erkannt, „dass göttlicher Geist sich verbinden kann mit der menschlichen Natur; dass selbst in der tiefsten Erniedrigung der menschliche Geist durch Gottes Liebe noch fähig und bestimmt ist, jenen Geist in sich aufzunehmen, und dass, wenn und wo nur dieser Gottes Geist im Herzen aufgenommen ist, und vollkräftig wohnt und wirkt, der Herr des Lebens seine Kinder aller äussern Noth entreissen und ewig verherrlichen könne und werde. Dess war ihnen Jesus Christus Zeuge, und in diesem Zeugniss, von Gott gegeben, wurde er ihnen nicht bloss Freund und Lehrer, wie er im menschlichen Leben gewesen, sondern Erlöser, Versöhner, Mittler, Vertreter bey Gott, Vorbild und Bürge der eignen ewigen Herrlichkeit." — Wenngleich diese Darstellung keinen Anspruch auf allgemeine Zustimmung machen darf, so ist sie doch ein sehr achtungswerther Beytrag zu dem Bestreben, die Lehren des christlichen Glaubens mit den ewigen Wahrheiten der Vernunft in Harmonie zu bringen. Ganz übereinstimmend mit der geistigen Natur des Menschen ist auch der Inhalt der *sechsten* Predigt, wo gezeigt werden sollte, *wie der Glaube an Jesum selig mache*, nämlich durch die Ruhe, die Kraft, die Freudigkeit des Herzens, welche er verleiht. — Rec. glaubt diese Predigten, worin ein Mann voll Geistes seine eignen Ueberzeugungen, meistens in klaren und kräftigen Worten, mit derjenigen Beredtsamkeit vorträgt, die aus der Tiefe des Herzens hervorgeht, gebildetern Christen, insbesondre auch Predigern und Candidaten, angelegentlich empfehlen zu können.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1828.

BIBLISCHE LITERATUR.

Würzburg, in d. Etlinger. Buch- u. Kunsth.: *Gedanken und Betrachtungen über die fünf Bücher Moses.* Von *Johann Georg Pfister*, Pfarrer in Oberleichtersbach. 1826. 580 S. gr. 8. (2 Rthl.)

Das vorliegende Werk eines katholischen Geistlichen redet auf jeder Seite so deutlich für oder vielmehr wider sich selbst, dass es zu dessen vollständiger Charakteristik als eine merkwürdige Erscheinung der Zeit hinreichen wird, nur aus den Betrachtungen zur Genesis eine Blumenlese der auffallendsten Kraftstellen, doch mit Uebergehung aller, in welchen der Vf. zu den pöbelhaftesten Schimpfreden gegen die Protestanten und *Irrgläubigen* herabsinkt, zusammenzustellen.

Das kurze Vorwort lautet: „Unter Anrufung des heil. Geistes, auf dessen Eingebung und unter dessen Leitung die heiligen Bücher sind verfasst worden, schreibe ich bey Durchlesung derselben einige meiner Gedanken und Betrachtungen nieder zu meiner eignen Belehrung und Erbauung. Werden diese auch Andere darin finden, so sey der dafür gepriesen, dessen grössere Ehre ich einzig und in Allem zu befördern suche. Sollte bey Aufzeichnung meiner Gedanken etwas einschleichen, was sich mit dem wahren Sinn der heil. Schrift nicht verträgt und verwerflich ist, so bin ich der Erste, der es verwirft und der verdammt, was die heil. katholische Kirche, die einzige wahre und unfehlbare Auslegerin der heil. Schrift, verdammt."

Genesis. Kap. 1. v. 2. Das Chaos ist „ein Bild der jetzigen Menschenwelt, wie sie unsre Philosophen, die sich wider Gott empören und über den Schöpfer erheben möchten, gestaltet haben." v. 14. 15: „Sonne, Mond und Sterne sind Bilder Jesu, der Maria und der Heiligen." v. 16. Der Mond und die Sonne als Bilder der Vernunft und der Offenbarung. v. 28. „Gott segnete sie und sprach: Wachset und vermehret euch und füllet die Erde an! Höret dieses, die ihr unserer Kirche eine ihrer schönsten Zierden missgönnt, die Lilienschaar der Jungfrauen, an deren Spitze Jesus, ihr göttlicher Bräutigam steht; die ihr aus den Worten: „wachset und vermehret euch", einen Befehl der ehelichen Verbindung oder ein Verbot der beständigen Enthaltsamkeit, die den Menschen zu den Engeln erhebt, erzwingen wollt, und die Worte: „Gott segnete sie" schalkhaft (d. h. boshaft) übersetzet." Rec. setzt hinzu: Hier lerne man von dem Vf., Aussprüche der heil. Schrift völlig unschädlich zu machen, so dass kein Funke von Erleuchtung zu dem armen Volke, welchem die Schrift auf diese Weise erklärt wird, hindurchdringen kann! — Kap. 2. v. 4: „Diess und kein anderer ist der Ursprung des Himmels und der Erde. Weg mit den albernen, ungereimten Meinungen und abgeschmackten Systemen älterer und neuerer Sophisten, weg mit ihrer Ewigkeit der Materie, mit ihren Athomen (*sic!*) und dergleichen Thorheiten. Ich halte mich an Gottes Wort. Auch die nach und nach in 6 Tagen geschehene Schöpfung nehme ich ganz nach dem Worte des heiligen Textes." v. 7. „*Philosophen,* — so nennen sich vorzugsweise einige *unsinnige Menschen,* — behaupten, nur sterbliche Thierseelen zu haben, sind Feinde der Religion und Revolutionairs, welche Menschenfleisch fressen und am besten thäten, wie Nabuchodonosor sich zu den wilden Thieren zu gesellen." v. 10. „Der sich in vier Hauptströme theilende Fluss ist die heil. katholische Kirche, in welcher zu leben eine himmlische Lust ist, in welcher man allein den Baum des Lebens findet, und die sich in alle *vier* Welttheile verbreitet." Rec. vergilt die Belehrungen des Vfs. dankbar mit der Nachricht, dass die von Spaniern beherrschten Bewohner des *fünften* Welttheils, die mehrern Inselgruppen des stillen Weltmeers, ihren Beherrschern an gutem Katholicismus nichts nachgeben, und sogar die Segnungen des Mönchthums und der *Autos da fe* geniessen. Nun passt aber freylich die Vergleichung mit den *vier* Strömen des Paradieses nicht mehr. v. 18. Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sey. „Diejenigen, welche diesen Ausspruch gegen die heil. Eremiten, die Mönche und das ehelose Leben wenden, verrathen eben so viel Unverstand als Bosheit des Herzens und verdienen keine Widerlegung." — Kap. 3. v. 14. 15. „Das auserwählte Weib, durch dessen gebenedeyte Frucht der Fluch, der durch die Schuld unsrer Stamm-Mutter über das menschliche Geschlecht gekommen ist, in Segen soll verwandelt werden, bist du, glorreiche Jungfrau Maria, die du 4000 Jahre nach dem traurigen Sündenfalle im Paradiese den Erlöser der Menschen, Jesus Christus, ohne Zuthun eines Mannes vom heil. Geiste empfangen und ohne Verletzung deiner Jungfrauschaft zum Heil der Welt geboren

hast." — Kap. 4. v. 6. 7, nach der Vulgata so paraphrasirt: „Warum bist du zornig? Wirst du nicht die Vergeltung bekommen, wenn du Gutes thust? Die Neigung zu ihr (zur Sünde) wird dir unterworfen seyn, und du sollst über sie herrschen", — was vom hebräischen Texte weit abweicht. v. 17 heisst es: „Kain baute eine Stadt, vermuthlich um sich vor dem Bluträcher zu schützen", wobey es dem Vf. gar nicht einfällt, dass es nach der biblischen Erzählung noch keine andere Menschen giebt, als Adam, Eva und Kain. v. 26 wird Enos als Erfinder eines prachtvollen Gottesdienstes gepriesen. — Kap. 6. *Einleitung:* Als Ursachen des auch jetzt herrschenden Verfalls der Religiosität und Sittlichkeit, welche in unsern Tagen eine neue Sündfluth nöthig machen, werden angegeben: „1) der niederträchtige Wunsch, den Beyfall der Gottlosen zu haben; 2) der vertrauliche Umgang der Rechtgläubigen mit den Irr- und Ungläubigen; 3) die ehelichen Verbindungen der Katholischen mit Unkatholischen; 4) die hochgepriesene, zum Schaden der Tugend und Wahrheit ersonnene Toleranz, welche auch zu Noah's Zeiten herrschte." — Kap. 7 eilt der Vf. über alle Schwierigkeiten der Sündfluthsgeschichte leicht hin, und bezeichnet nur Noah als Vorbild Christi. — Kap. 8, 6. 7. „Der Rabe des Noah (der Vf. schreibt Noe) ist ein Bild der Boshaften, die sich von der katholischen Kirche trennen, um sich freyer im Schlamm der Wollust wälzen zu können." — Kap. 11, 9. Der Babylonische Thurmbau und die Verwirrung der Sprachen stellen bildlich vor: „1) alle Nichtkatholiken und Ketzer, insbesondere *die Lutheraner* (hört!); denn nur in der katholischen Kirche ist Einheit und Wahrheit; 2) die heutigen Philosophen; 3) die heutigen *Statisten (sic!) welche Thürme von Papiergeld erbauen.*" Der Vf. will wahrscheinlich *Statistiker* oder *Staatsmänner* bezeichnen. — Kap. 18, 9. „Nachdem sie gegessen hatten (nur *scheinbar*, als Engel), versicherte der Eine, welcher im Namen des Herrn das Wort führte oder der Herr selbst war, dass Abraham nach einem Jahre einen Sohn *aus* der Sara haben würde. v. 20. „Dass *Gott selbst* in *Menschengestalt* mit Abraham redet, kann uns nicht befremden, da der Sohn Gottes selbst die menschliche Natur angenommen hat." Kap. 19, 26. „Lot's Weib sah zurück und wurde auf der Stelle in eine Salzsäule verwandelt. Unsre überklugen Exegeten mögen *an dieser Salzsäule lecken* (wie geschmackvoll und witzig!) so lange sie wollen, sie werden dieses Denkmal des bestraften Vorwitzes oder einer Gott beleidigenden Unbeständigkeit, welches, obwohl nicht mehr nächst dem todten Meere, doch noch in der heil. Schrift steht, nicht hinwegexegesiren." Weit entfernt, dieses Hinwegexegesiren zu versuchen, gedenkt Rec. den Vf. mit der, von sehr glaubwürdigen und heiligen Kirchenvätern, deren Grundsatz war: *Nil magis verum quam quod maxime incredibile!* mitgetheilten Nachricht zu erfreuen, dass noch lange nach Christi Geburt diese Salzsäule fortwährend regelmässige Menstruation hatte. Die Geschichte von Lot's Töchtern übergeht der Vf. stillschweigend ohne Nutzanwendung; dagegen beweist er Kap. 23 daraus, dass Sara abgesondert von den Heiden begraben ward, sehr sinnreich, dass die Verehrung der Reliquien zulässig und löblich sey. — Kap. 25, 8: Abraham wurde zu seinem Volke versammelt; diess ist dem Vf. ein sonnenklarer Beweis von der Unsterblichkeit der Seele, und er nimmt hier Gelegenheit, die Philosophen, welche sie leugnen, in die unterste Hölle zu verdammen. v. 27 ff. „Jakob wusste von seiner Mutter, dass er durch einen Ausspruch Gottes *als* der Vorzüglichste erwählt sey, und bietet *dem Esau* wohl nicht im Ernst das Linsengericht *für die Erstgeburt* an, geht aber dann mit Recht den Kauf ein. Esau aber ist das Bild eines leichtsinnigen, von der Sinnlichkeit beherrschten Frevlers." — Kap. 27. Nachdem der Vf. zu beweisen gesucht, Jakob habe den Segen seines Vaters völlig rechtmässig erlangt, da dieser mit zu dem Rechte der Erstgeburt gehörte, fährt er fort: „Wenn ich mir den sanften, mit Fellen bedeckten Jakob in Esau's Kleidern vorstelle, wie er Esau's Gestalt nachahmt, ohne die Stimme Jakob's zu verleugnen: so sehe ich im Vorbilde meinen Heiland, den Sohn Gottes, angethan mit unserer Natur, in der Gestalt eines Knechts vor seinem himmlischen Vater, den Fluch der Sünde von uns abzuwenden und uns den Segen zu erflehen, der uns in Hinsicht seiner zu Theil werden soll." — Solche lästernde Vergleichungen sind nur der frommen Einfalt zu verzeihen, weil sie nicht weiss, was sie thut. — Kap. 47, 22 ff. stellt der Vf. in dem Pharao, welcher die Priester von allen Abgaben befreyte, nach dem Vorgange des Chrysostomus allen christlichen Fürsten ein Vorbild auf, welchem gemäss sie aufhören sollen, „Schauspieler und Possenreisser höher zu besolden, als die Priester, die Ausspender der geheimnissvollen Gaben Gottes." — Kap. 48, 14. 15. „Wen sehe ich da vorgebildet, da der sich zum Sterben anschickende Vater (Jakob) mit über's Kreuz ausgestreckten Händen den Segen spricht? Nicht meinen göttlichen Heiland Jesus Christus, wie er mit am Kreuze ausgestreckten und schmerzlich angenagelten Armen für mich zum Vater betet? Woher kommt aller Segen? Nicht von der Kraft des Kreuzes, oder dem, der für uns am Kreuze gestorben ist?"

Doch genug Proben der nicht einmal immer heiligen Einfalt! Das Unschuldigere in der Schrift sind sonstige moralische Bemerkungen und Nutzanwendungen, aber meistens am unrechten Orte angebracht und so vorgetragen, dass jeder Gebildete sie sich leicht besser sagt. Dass vom Verständniss des Urtextes gar nicht die Rede sey, versteht sich von selbst; und wo der Vf. sich das Ansehen giebt, als verstehe er davon, z. B. zu 1 Mos. 3, 8, wo er über das (dem Urtexte ganz fremde) *vielleicht* wortreiche Anmerkungen macht, giebt er sich die lächerlichsten Blössen.

Wir bemerken noch, dass 1828 eine zweyte *unveränderte* Auflage dieses Werks, wahrscheinlich das-

dasselbe bloss mit umgedrucktem Titel, und für den wohlfeilern Preis von 1⅓ Rthlr. angekündigt worden ist.

Nicht gerade der Pfister'schen Schrift an die Seite zu stellen, aber doch auch ein sprechender Beweis von den geringen Fortschritten der alttestamentlichen Exegese im katholischen Deutschland giebt die folgende kleine Schrift eines selbst akademischen Gelehrten:

Münster, b. Theissing: *Weissagung von Emmanuel*, Jesaias VII—XII. Anhang: Heli's Schwiegertochter, 1 Kön. IV. Von Dr. *J. H. Kistemaker*, Domkapit. Prof. der Exegese zu Münster. 1824. IV u. 90 S. kl. 8. (6 gGr.)

Nach S. 70 ist diese Schrift bloss Ueberarbeitung aus einer franz. Schrift eines gewissen *Bergier*, aber weder die Lobsprüche, die der Vf. dem „Erfinder" deshalb ertheilt, nicht ohne Seitenblicke auf protestantische Ausleger, wie *Rosenmüller*, noch die Selbstgenügsamkeit, womit er von dem *nonum prematur in annum* redet, können uns abhalten, das Büchlein für ein sehr unbedeutendes, der Wissenschaft nicht den geringsten Gewinn bringendes zu erklären. Dem *Hauptinhalt* nach besteht es (S. 1 bis 70) aus einer wenig gelungenen Ueberfetzung von Jes. 7—12, mit eingestreuten Bemerkungen des Vfs., die an den besten Stellen leere Declamationen sind. Missrathen musste die Ueberfetzung wohl, denn der Vf. zeigt auf jeder Seite, dass er nicht Deutsch zu schreiben versteht, aber glaubt, durch affectirte Redensarten einen schönen Stil hervorzubringen. Daraus gehen denn Ueberfetzungen hervor, wie S. 21, Jes. 7, 25: *„Grauerlich da sind Dornenstrauch und Stachelgestrüppe."* S. 37, Jes. 10, 12: *„Da werde ich heimsuchen den Ausbruch des stolzen Herzens des Königs Assur und seiner Augen siegprangende Blicke"*, u. s. w. Stellen, die uns beym Umblättern sogleich in die Augen fielen und die in jedem Kapitel ihres Gleichen mehrere finden. Eben so unglücklich ist der Vf., wo er eigne Erklärungen beybringen und andere Exegeten widerlegen will. S. 38 wird das letzte Versglied von Jes. 10, 15 übersetzt: *„oder sich aufrichten wollte der Stab, der ja nur Holz ist"*, und in der Note heisst es: „Ich bin hier der Ueberfetzung des heil. Hieronymus gefolgt; *Rosenmüller* sagt: wie rathend aufs Gerathewohl habe Hieronymus so übersetzt. Das nicht! Das Hebräische heisst: „nicht Holz", und das wird sprachrichtig fragweise genommen: ist er nicht Holz? Ebendasselbe heisst auch: der ja Holz ist! Man tadle ja nicht wie aufs Gerathewohl!" Vom Parallelismus muss der Vf. keinen Begriff haben, sonst würde er bemerkt haben, dass in den drey vorhergehenden Versgliedern das Werkzeug dem, der es handhabt, entgegengesetzt ist; nun ist hier ebenfalls מַטֶּה der Stab entgegengesetzt dem לֹא־עֵץ, Nicht-Holz, d. h. dem, der nichts weniger als Holz ist, dem Manne. So öfter, wo er *Rosenmüller's* Scholien anführt und bestreitet, z. B. S. 41. Dass er *Gesenius* Commentar über den Jesaia gar nicht angesehen, erhellt aus dem, was S. 12 (zu Jes. 7, 15) gegen die Eklärung לְדַעְתּוֹ *„bis dass* er weiss" gesagt ist. Hr. *K.* behauptet, *Gesenius* führe zum Beweise, dass ל vor dem *inf.* bedeute: *bis dass*, nur die genannte Stelle im WB. an; im Commentar stehen aber auch noch die treffenden Stellen 3 Mos. 24, 12, Dan. 9, 24, und doch wagt Hr. *K.* zu versichern, diesen Sinn habe ל *praef.* nie und nirgends. Warum sollte es die Bedeutung auch nicht haben, da sie mit dem Grundbegriff der Partikel genau zusammenhängt? S. 10 ff. heisst es, der Prophet habe Jes. 7. von einer damals lebenden Jungfrau, deren Sohn *Emmanuel* seyn sollte, nicht reden können, weil das nicht ausserordentlich und wunderbar genug wäre. Nach S. 11 folgt aus Jes. 7, 15, dass Immanuel ein Sohn *armer Aeltern* gewesen sey, weil nur solche „ihre Kinder mit Honig und dicker Milch zu nähren pflegten"; und auf diesen ganz ersonnenen Umstand legt der Vf. weiterhin stets viel Gewicht. Nach S. 14 ff. wird gelehrt, der Jes. 7, 16 erwähnte *Knabe* (הנער) sey ein anderer, als der v. 14. 15 genannte Immanuel, und zwar der schon *früher erwähnte* Sohn des Jesaia שְׁאָר יָשׁוּב, den er nach v. 3 bey sich hatte; denn „Emmanuel wird mit einem *ehrenvollern* Namen *Ben*, Sohn genannt, dieser aber *Han-naar, der* d. h. dieser Knabe." Aehnliches Räsonnement lese man S. 17. 18. 24 ff. 31. 35. 37. 39. 40. 46. 49 ff. 55 ff. 62. 63 u. s. w. — Die kleine Beylage S. 71—90 über 1 Kön. 4, 19—23 (d. h. nach dem hebräischen Texte 1 Sam. 4, 19—23) ist nicht gehaltvoller, als das Vorige. Durch mühsame Verdrehung der Worte und Aenderung der Interpunction in seiner nach der Vulgate gefertigten Ueberfetzung bringt der Vf. heraus, die Schwiegertochter Eli's sey, *ganz ungerührt* von dem Tode ihres Schwiegervaters, Schwagers und Mannes, bloss über den Verlust der Bundeslade untröstlich gewesen, findet darin eine hohe Frömmigkeit und heilige Seelenstärke, dichtet dem Charakter dieser ganz unbekannten Frau viele herrliche Züge an, und findet dann endlich Alles wieder in den kurzen Worten jener Stelle, was er hineingetragen hat. Wie er bey dieser Geschichtsverfälschung zu Werke geht, überlassen wir den Lesern selbst nachzusehen. In dem allbekannten, im ganzen Orient verbreiteten Gebrauche, den Kindern von wichtigen Ereignissen hergenommene Namen zu geben, findet er „eine besonders lobenswerthe, fromme und sinnvolle Sitte der Israeliten, die darin Gott nachahmten, der Abram auch Abraham und Jakob Israel nannte." Die hebräischen Namen sind alle nach der Vulgate geschrieben, als: *Sear-Jasub, Rasin, Phacee Sohn des Romelia, Isaias, Ochozias,* anstatt: Schear-Jaschub, Rezin, Pekah Sohn des Remalja, Jesaia, Ahasja u. dgl. m., auch ist alles Hebräische mit lateinischen Buchstaben gedruckt.

ER-

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Göttingen, b. Deuerlich: *Proben britischer Kanzelberedtsamkeit*, übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. *Friedrich Bialloblotzky*. 1826. XII u. 70 S. gr. 8. (8 gGr.)

Der Herausgeber dieser Schrift sucht in der Vorrede die ungünstigen Meinungen zu widerlegen, welche man in Deutschland, sich beziehend auf Mittheilungen einsichtsvoller Beobachter, hie und da über die Religiosität und das kirchliche Wesen in England geäussert hat. Er hält sich von der Grundlosigkeit und Unrichtigkeit solcher Meinungen so fest überzeugt, dass er kein Bedenken trägt zu erklären: „es verrathe einen sehr beschränkten, gegen die Anerkennung der Wahrheit sich *absichtlich* verschliessenden Sinn, wenn man leugne, das Christenthum äussere seinen Einfluss in England stärker, als auf dem festen Lande von Europa, man denke daselbst nicht eifriger, als bey uns, dem nach, was keusch, was gerecht, was lieblich, was wohllautet, und was irgend tugendhaft und lobenswerth zu nennen ist." — Zum Beweis für diese, wohl Manchem um ihrer Neuheit willen auffallende Behauptung führt er unter andern an (S. IX): „Dort vereinigen sich grosse Gesellschaften für die Erreichung christlicher Zwecke; dort leihet man gern, *ohne irdische Vergeltung zu hoffen*, seinen Beystand Allen, die in irgend einem Winkel der Erde, durch Kirchen oder durch Schulen, durch Kunst oder durch Wissenschaft, durch gemeinnützige Anstalten jeder Art, oder durch die Gewalt der Waffen(!?) der Menschheit geistiges und leibliches Wohl fördern wollen." Zur Erläuterung, wie die uneigennützigen Briten, auch durch Gewalt der Waffen, der Menschheit geistiges und leibliches Wohl zu fördern suchen, wird in einer Anmerkung erinnert: „dass in der Türkey Hekatomben von Menschen einer Molochs-Politik geopfert wurden, darf man wenigstens einer Nation nicht allein(!) aufbürden, bey welcher die Griechen mehr Unterstützung fanden, als bey allen andern(?)" — Um nichtige Einwürfe niederzuschlagen, die sich etwa gegen solche Vorstellungen von der ausgezeichneten Frömmigkeit der Engländer und von der grossen Wirksamkeit ihres lebendigen Glaubens erheben möchten, hat Hr. *B.* wohl daran gethan, dass er zugleich versichert, „mit den gedachten grossartigen Beweisen einer *nach aussen* gerichteten uneigennützigen Menschenliebe sey *jetzt* ein sehr reges Streben verbunden, vielen bedeutenden Mängeln des Erziehungswesens und der Gesetze im Vaterlande auf eine christliche Weise abzuhelfen." Uebrigens meint der Herausg., dass die christlich grossen Unternehmungen der Engländer nicht durch die steife Predigtform, nicht durch die Liturgie, nicht durch den Reichthum der bischöflichen Kirche, sondern durch Geistliche zu Stande kamen, welche sich eine freyere Predigtweise zu eigen gemacht hatten, sie mochten nun zur Staatskirche, oder zu einer davon abweichenden Partey gehören. Von dieser freyern Predigtweise sollten dem deutschen Publicum durch die gegenwärtigen Blätter einige Proben vorgelegt werden. Die hier mitgetheilten leisten aber keinesweges, was der Titel dieser Schrift erwarten lässt: denn man findet hinter demselben nichts weiter, als *drey* aus dem Englischen übersetzte und mit einigen unbedeutenden Anmerkungen begleitete Predigten des im J. 1791 gestorbenen *John Wesley*, ersten Stifters der Methodisten in England. Dass diese *Predigten in* irgend einer Hinsicht als Muster der *Kanzelberedtsamkeit* betrachtet werden dürften, oder auch nur recht lebhafte Eindrücke auf die Gemüther der Zuhörer hätten machen können, lässt sich weder aus ihnen selbst, noch aus den Anmerkungen des Herausg. erkennen. Gehalten vor den Mitgliedern der Universität *Oxford*, prangen sie mit einigen griechischen und lateinischen Wörtern und Sentenzen, und enthalten mancherley Distinctionen und Bemerkungen, die in einem auf Gemeinnützigkeit abzweckenden Vortrage sehr am unrechten Orte sind. Am wenigsten verdienen diese Predigten, — 1) *das Wesen der Schwärmerey*, über Apostelgesch. 26, 24; 2) *der Beynahe-Christ*, üb. Apstg. 26, 28; 3) *eine Warnung vor der Bigoterie*, oder vielmehr vor der *Unduldsamkeit*, — von Seiten der in ihnen enthaltenen dogmatischen Vorstellungen, den Christen unsrer Zeit empfohlen zu werden. Zum Belege dieses Urtheils hier nur Eine Stelle, die über das ganze Glaubenssystem des Vfs. ein helles Licht verbreitet! In der dritten Predigt, in welcher eine fortwährende Herrschaft des Teufels über die Menschen behauptet wird, heisst es S. 47: „Wenigstens, wenn wir den Geschichtschreibern Glauben beymessen dürfen, so giebt es selbst heute noch Länder, wo der Teufel so öffentlich als vormals wirkt. Aber warum nur in den Ländern der Wilden und Barbaren? Warum nicht in Italien, Frankreich oder England? Eines sehr klaren Grundes wegen: er kennt seine Leute, und weiss, wie er sich gegen Jeden zu benehmen hat. Den *Lappländern* erscheint er mit enthülltem Angesichte; denn es kommt ihm darauf an, sie im Aberglauben und einem groben Götzendienste zu befestigen. Aber bey euch verfolgt er einen andern Zweck. Er will es dahin bringen, dass ihr eure eignen Götzen werdet, dass ihr euch selbst weiser erscheint, als Gott und alle seine Offenbarungen. Um nun dieses zu erreichen, darf er nicht in seiner eignen Gestalt erscheinen. Nein, er gebraucht seine ganze Kunst, um euch dahin zu bringen, dass ihr sein Daseyn leugnet, bis er euch endlich an seiner rechten Stelle sicher hat." Dergleichen homiletischen Nonsens braucht der Herausg. nicht erst aus England einzuschwärzen, da die einheimischen Mystiker Deutschland schon hinreichend aus eigner Fabrik damit versorgen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

September 1828.

GERICHTLICHE MEDICIN.

Leipzig, in d. Dyk. Buchh.: *Ausführliches Handbuch der gerichtlichen Medicin für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Aerzte und Wundärzte. Vier* Theile, 1819—1826. *Erster* Theil. Kurze Geschichte der gerichtlichen Medicin und ihres formellen Theiles *erster* Abschnitt. Von *L. J. C. Mende*, Dr. d. Medicin u. öffentl. ordentl. Lehrer auf d. Univers. zu Greifswald (jetzt zu Göttingen). XIV u. 561 S. gr. 8. (alle 4 Bände kosten 10 Rthlr.)

Die gerichtliche Medicin ist, trotz dem regen und erfolgreichen Eifer, mit welchem sie besonders in den neuesten Zeiten bearbeitet worden ist, doch noch immer weit davon entfernt, den Staaten alles das zu seyn, was sie ihnen seyn könnte und sollte; und sie dem Gipfel der Vollkommenheit, deren sie fähig ist, näher zu bringen, dazu wäre, wie es scheint, vor allen Dingen eine festere Einigung der Rechtsgelehrten und Aerzte über manche specielle Zwecke ihrer gemeinsamen Bestrebungen nothwendig. Indess wäre damit freylich noch bey weitem nicht Alles gethan. Viele der wichtigsten Lehren der gerichtlichen Medicin bedürfen an und für sich selbst einer weitern Vervollkommnung und genauerer Feststellung, als ihnen bis jetzt zu Theil werden konnte, das Ganze überdiess bey der immer fortschreitenden Ausbildung der Rechtswissenschaften und dem noch raschern Fortschreiten der Naturwissenschaften einer häufigen, ja nicht oft genug zu erneuernden Revision. Endlich ist auch für eine pragmatische und kritische Geschichte der gerichtlichen Medicin, wie sehr man auch seit längerer Zeit ihre Nothwendigkeit gefühlt hat, doch noch unendlich wenig geschehen.

Die Erwägung des eben bezeichneten Verhältnisses unsrer Wissenschaft hat den verdienstvollen Verfasser des vorliegenden Werks zu der Ausarbeitung desselben bestimmt. Es bezweckt nicht bloss die Ueberlieferung des Bekannten, es bezweckt neue Untersuchungen aller Gegenstände der gerichtlichen Medicin und die Vervollkommnung dieser Wissenschaft. Aber es liegt noch unvollendet vor uns, und obgleich wir die bis jetzt erschienenen Theile desselben in rascher Folge anzeigen werden: so kann uns doch nur das Ganze zu einem Urtheil über das Ganze berechtigen. Möchte bis dahin der vom Vf. ausgesprochene Wunsch in Erfüllung gehen, dass es den Regierungen, nach dem Beyspiele der Würtembergischen, gefalle, über die wichtigsten Gegenstände der gerichtlichen Medicin, die nur durch *beglaubigte Thatsachen* ins Reine gebracht werden können, die *beeidigten* Angaben der Medicinalpersonen einzuziehen! Es hätte auf diesem Wege längst viel gewonnen werden können. —

Was den vorliegenden *ersten* Theil des Werks anbelangt, so kann er beynahe als ein für sich bestehendes Ganzes angesehen werden; denn mehr als vier Fünftheile des Bandes sind der Geschichte der gerichtlichen Medicin gewidmet, ein Gegenstand, dem der Vf. eine ganz besondere Wichtigkeit beylegt, weil die Begriffe von dem Wesen, dem Inhalt, der Gestalt und Wirksamkeit der gerichtlichen Medicin nur durch die Geschichte begründet werden können. Obgleich wir nun zwar dieser Ansicht des Vfs. nicht in ihrem ganzen Umfange beytreten können, obgleich ferner die das Werk eröffnende „kleine Geschichte der ger. Med.", laut der Vorrede, auf Vollständigkeit selbst Verzicht leistet, und wir endlich auch mit dem Vf. über die Bearbeitung dieser „Geschichte" nicht vollkommen einverstanden sind: so reichen doch die historischen Untersuchungen, deren Resultat uns hier vorgelegt wird, für sich allein hin, Hn. Prof. *Mende* den Dank aller wissenschaftlichen Aerzte zu sichern, und dieser Dank muss um so lebhafter seyn, als die kleinen Beyträge, welche bis dahin *Metzger*, *Kopp*, *Chaumeton* und (in einer tabellarischen Uebersicht) *Choulant* zur Geschichte d. ger. Med. geliefert hatten, fast nur dazu dienen konnten, an den Mangel dieser letztern zu erinnern, oder höchstens sie (besonders die *Kopp*'sche Skizze) als Leitfaden bey der Bearbeitung dieser Geschichte zu benutzen. Die etwanige Unvollständigkeit der seinigen erklärt Hr. *M.* theils aus dem verhältnissmässig beschränkten Raume, der ihr in diesem Werke eingeräumt werden konnte (schon deshalb aber, scheint uns, wäre es wünschenswerth gewesen, dass der Vf. seiner Geschichte ein selbstständiges Werk gewidmet hätte); theils aber und hauptsächlich, weil Vollständigkeit in diesem Felde ohne die jetzt noch gänzlich fehlende Mitwirkung von Rechtsgelehrten nicht zu erreichen ist.

Hinsichtlich des Einflusses, den die Entwickelung einerseits der Rechtsverhältnisse in der bürgerlichen Gesellschaft, andererseits der Naturwissenschaften auf die Ausbildung der ger. Med. gehabt haben, lässt Hr. *M.* seine Geschichte in folgende

sechs Zeiträume zerfallen: „1) Von der Entstehung menschlicher Gesellschaft bis zur Sammlung und Aufbewahrung von Gewohnheitsrechten (S. 12); 2) die Gewohnheitsrechte werden gesammelt, als Gesetze aufbewahrt, und sie dienen zum Maassstabe für die Beurtheilung von Rechtsfällen (S. 17); 3) Volksgesetzgebung und Rechtswissenschaft (S. 22); 4) Positive Gesetzgebung und darauf gegründetes Recht (S. 68); 5) die Gesetzgebung unter dem Einflusse der christlich-geistlichen Gewalt (S. 76); 6) Ausbildung des gesetzlichen Zustandes unter den Deutschen durch Wissenschaft." (S. 111—466.) Sobald der Vf. zu diesem Zeitraume gelangt ist, liefert er die Geschichte jeder einzelnen Hauptlehre der ger. Med., nimmt bey den meisten den Faden der Erzählung im 16ten Jahrh. auf, und führt ihn bey jeder bis auf die gegenwärtige Zeit fort.

Dass diese Methode der Geschichtschreibung gewisse Vortheile gewährt, die auf einem andern Wege gar nicht, oder wenigstens sehr schwer zu erreichen sind, liegt am Tage. Mehr als jede andere ist sie geeignet, zu zeigen, wie die allmählige Entwickelung der Rechtsverhältnisse die gerichtliche Medicin nothwendig ins Leben rufen musste, und es möchte sich daher auch wohl von dieser Seite die vorliegende „Geschichte" Rechtsgelehrten besonders empfehlen. Ebenso setzt uns die genannte Methode in den Stand, mit einem Blicke Alles zu übersehen, was für einen einzelnen Gegenstand der ger. Med. im Laufe der Zeit geschehen ist; ein Vortheil, den wir gewiss nicht gering anschlagen dürfen. Aber von einer Geschichte der ger. Med. dürfen wir ihn, wie es scheint, nicht fordern, nur die Bearbeitung einzelner Felder dieser Geschichte darf ihn gewähren, und thut, indem sie ihn gewährt, ihrer Aufgabe Genüge. Die Universal-Geschichte kann nicht zugleich Special-Geschichte seyn. Daher würden wir glauben, dass im Ganzen bey dem Vortrage der Geschichte der ger. Med. die chronologische Ordnung dennoch immer vor jeder andern den Vorzug verdiene, obwohl diess nach dem Vf. deshalb nicht geschehen kann, weil die Entwickelung der Völker in ganz verschiedne Zeiträume fällt. Allein die allzu sorgsame Berücksichtigung dieser Entwickelung hat in vorliegendem Buche zu einigen Verstössen gegen die Logik verleitet, die uns gegen die gewählte Methode nur noch misstrauischer machen. Der Vf. hat als Zeiträume seiner Geschichte der ger. Med. mehrere aufgeführt, in denen es bekanntermassen und nach seinen eignen gelehrten und scharfsinnigen Forschungen keine Spur einer gerichtlichen Medicin gab. Würde er in diesen Fehler wohl verfallen seyn, wenn er seinen Theilungsgrund in der Wissenschaft selbst, deren Geschichte er schrieb, mit Beobachtung der chronologischen Ordnung gesucht hätte? Dann würden alle Untersuchungen, den Zeitraum betreffend, in welchem es noch keine gerichtliche Medicin gab, in eine *Einleitung* gefallen seyn, die sich damit beschäftigt haben würde, nachzuweisen, was aus den Schriften der ältern Aerzte späterhin Anwendung auf die ger. Med. verstattete; zu erörtern, wie die allmählig höher steigende Ausbildung der Rechtspflege zuletzt das Bedürfniss einer ger. Med. erzeugte; und die Behauptungen derjenigen zu widerlegen, welche mit Unrecht dieser Wissenschaft ein hohes Alter zuschreiben. Die Geschichte selbst kann erst mit dem Augenblicke anheben, in welchem die gerichtl. Med. wirklich ins Leben trat, und die einzelnen Abschnitte dieser Geschichte werden uns lehren müssen, wie in gewissen gegebenen Zeiträumen die Wissenschaft mehr und mehr bereichert wurde, so wie, welchen Veranlassungen und welchen Individuen sie *diese Bereicherung* verdankt. Auf diese Bemerkungen hat indess der Vf. gleichsam im Voraus geantwortet; eine Einleitung, wie die eben erwähnte, bedurfte seine Geschichte nicht: denn diese selbst ist ihm nichts weiter, als „Einleitung" in die ger. Med.; geschichtlich will er diese letztere begründen, und der Verlauf des Werks allein kann uns zur Würdigung seines Unternehmens in der ebengenannten Beziehung berechtigen. Dennoch unterliegt es kaum einem Zweifel, dass der Verfasser einer selbstständigen, pragmatischen und kritischen Geschichte der ger. Med. bey der Bestimmung ihrer Zeiträume nicht unbedingt unserm Vf. folgen darf, und dass selbst dieser — unbeschadet seiner historischen Ansichten — eine *logisch* weniger anstössige Benutzung des gewiss sehr mühsam errungenen Stoffes leicht noch zu den übrigen Vorzügen seines Werks hinzuzufügen im Stande gewesen wäre.

Begreiflicherweise, geht sehr Vieles von dem, was über die ältesten Zeiten gesagt wird, mehr die medicinische Polizey, als die gerichtliche Medicin an, und der Vf. spricht in Betreff dieser Zeiten den richtigen Grundsatz aus, dass zwar in jeder Zeit zwischen den Naturwissenschaften und ihrer Benutzung von Seiten des Gesetzgebers ein *gewisses* Verhältniss, aber nicht immer ein vollkommen richtiges und zu richtigen Schlüssen von dem Einen auf das Andere führendes obwalte. Er liefert uns in seinem dritten Zeitraume überzeugende Beweise, dass die Vermuthung eines hohen Alters der ger. Med. falsch sey, indem bey den Völkern des Alterthums die Naturwissenschaften auf einer zu niedern Stufe standen, bey peinlichen Vergehungen nur die *Absicht* bestraft wurde, mithin an der Untersuchung der *Thatsache* weniger lag und lange Zeit die Blutrache galt. In diesem Sinne ist hier zuerst von den Israeliten die Rede. Beyläufig gesagt: mit den meisten medicinischen Schriftstellern betrachtet auch unser Vf. die Beschneidung als eine ursprünglich medicinisch-polizeyliche Maassregel. Ob sie aber das wirklich gewesen ist? Rec. wird vielleicht Gelegenheit nehmen, sich an einem andern Orte ausführlicher über diesen nicht hieher gehörigen Gegenstand auszusprechen. Vorläufig nur die Frage: Wenn in heissen Ländern aus der Länge der Vorhaut Krankheiten entstehen, wie geht es zu, dass diess nicht auch bey jenen Tausenden und aber Tausenden geschieht,

schieht, die in den heissesten Himmelsstrichen unbeschnitten leben, z. B. in Hindostan? Sollte nicht *Voltaire* (f. *la concision* im *Dictionnaire philosophique*) den wahren Grund der Beschneidung richtiger angegeben haben? Ebenso findet sich auch nirgends nur eine Spur, dass bey den Aegyptiern, medicinische Kenntnisse zu rechtlichen Zwecken benutzt worden wären; diess geschah nicht einmal, als man schon Leichenöffnungen zur Ergründung der Krankheitsursachen anstellte. Was die Griechen anbelangt: so wird eingeräumt, dass der Zustand ihrer Arzneywissenschaft die Meinung eines *P. Gerike* u. A., die gerichtliche Medicin sey diesem Volke nicht fremd gewesen, begünstige; aber sie wird dennoch mit überzeugenden Gründen, hergenommen aus den rechtlichen Verhandlungen der Griechen, widerlegt. Durch mehrere Beyspiele aus den Reden des *Lysias*, *Antiphon*, *Demosthenes* u. A. wird unwidersprechlich gezeigt, dass eine gerichtliche Besichtigung und Untersuchung von Menschen und Leichnamen bey den Griechen auch da nicht angestellt wurde, wo der Rechtsfall, seiner ganzen Natur nach, dringend dazu aufforderte, und allerdings müssen wir den seltsamen Widerspruch zwischen dieser Erscheinung und dem sonst blühenden Zustande der Wissenschaften bey den Griechen uns mit dem Vf. aus den damals herrschenden Rechtsansichten erklären. Alle Handlungen nämlich, welche nicht unmittelbar den Staat in Gefahr brachten, wurden den Parteyen zur Entscheidung oder Einigung überlassen, das Gericht wirkte nicht zur Ausmittlung der Thatsachen mit, die Gesetze erwähnten daher auch öffentlich von Aerzten zu veranstaltender Untersuchungen durchaus nirgends. Bey den Römern liessen ebenfalls weder die Gesetze, noch ihre Rechts-Verwaltung und Verhandlung, am wenigsten aber die Lage der Aerzte und der Umfang ihrer Kenntnisse eine gerichtliche Medicin in diesem Zeitraume zu. Auch bey den Römern gab es nur einen Anklageprocess, der die Ziehung von Aerzten zwar nicht ausschliesst, aber fast nutzlos macht, da es mehr darauf ankommt, die Absicht des Thäters, als die That selbst jedem Zweifel zu entziehen. Die ganze sogenannte gerichtliche Medicin der Römer beschränkte sich darauf, dass man sich in Privatstreitigkeiten eines ärztlichen Rathes unter der Hand bedienen durfte, und dass das Zeugniss desselben in gewissen Fällen auch vom Gerichte zu Anordnungen benutzt wurde. „Was selbst späterhin in gesetzlichen Verordnungen über die Besichtigung von Kunstverständigen vorkommt, z. B. über die von den Proculeanern zur Ausmittelung der Pubertät nöthig gefundene Besichtigung, so wie über Besichtigung des Bauchs zur Entscheidung über vermuthliche oder angebliche Schwangerschaft, lässt sich hierauf zurückführen." Der Vf. beleuchtet hierauf diejenigen Stellen der Alten, in denen manche neuere Schriftsteller, namentlich *Gruner*, Beweise für die entgegengesetzte Meinung zu finden glaubten, eine Meinung, welche hier mit so viel gründlicher Gelehrsamkeit und scharfsinniger Würdigung der Verhältnisse widerlegt wird, dass sie auf einen glücklichen Vertheidiger nicht mehr rechnen kann. Dass auch unter den Kaisern, und nach der Ernennung von *Archiatris*, die gerichtliche Medicin, deren Entstehung damals manche Umstände zu begünstigen schienen, dennoch nicht entstand, davon liegt der Grund theils in dem geringen Vertrauen, dessen im Ganzen die Ansprüche der Aerzte genossen, theils in dem fortdauernden Bestehen des Anklageprocesses, theils endlich darin, dass gesetzliche Leichenöffnungen mit den religiösen Ansichten und Gebräuchen der Römer durchaus unverträglich waren. Unter diesen Umständen konnten selbst die Vorarbeiten des grossen *Galen's* zur gerichtl. Medicin die Entstehung dieser letztern damals noch nicht bewirken. Aber auch in der *Justinian*'schen Gesetzgebung findet sich keine Spur der gerichtl. Med. (obwohl der *Justinian*'sche so gut, wie der *Theodosian*'sche Codex Anordnungen enthalten, die sich auf medicinische Kenntnisse beziehen), da die bey Rechtsfällen in Anspruch genommenen Kenntnisse keine höhern waren, als welche ein Gemeingut des Volks genannt werden dürfen, und das *Justinian*'sche Recht in peinlichen Fällen die Absicht des Thäters noch immer mehr, als den Thatbestand berücksichtigte. Die ersten Völker, welche eine gerichtliche Besichtigung Verletzter einführten, waren die germanischen, und ein Decret des Papstes *Innocenz III.* vom J. 1209 bezeichnet in den unzweydeutigsten Ausdrücken eine solche Besichtigung und die Beurtheilung der Tödtlichkeit der Verletzungen als etwas schon Herkömmliches. Hieraus lässt sich mit Grund folgern, dass die letzte Hälfte des zwölften und der Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts der Zeitabschnitt sind, in welchem die ger. Med., nach dem Begriffe den wir davon haben, zwar nicht als besondere Wissenschaft, doch als Anwendung medicinischer Kenntnisse vor Gericht durch Medicinalpersonen allgemeiner in Gebrauch zu kommen anfing; die Nachrichten von ihren ersten Anfängen hingegen sich in die frühe Zeit hin verlieren, in der die germanischen Völker ihre Gesetze aufzuschreiben begannen. „Der Einfluss der christlich-geistlichen Gewalt hatte die Blutrache abgeschafft, und an deren Stelle die Busse, das Wehrgeld gestellt, deren Bestimmung die Feststellung der Vergehungen als Thatsachen voraussetzt, und somit gerichtlich-ärztliche Begutachtungen nothwendig macht, eine Nothwendigkeit, die in der Bamberger Gerichtsordnung und in der C. C. C. nur bestimmter, als vorher geschehen war, ausgesprochen ist. Es ist daher ein Irrthum, wenn man, wie zum Theil noch jetzt öfter geschieht, sich die gerichtlich-ärztlichen Anordnungen Kaiser Karls V. als etwas ganz unvorbereitet Eingetretenes, mit den Vorstellungen der damaligen Zeit gar nicht im Zusammenhange Stehendes vorstellt, und in diesem Sinne darf die Carolina nicht die Quelle der ger. Med. genannt werden. Sie hat auch nicht, wie *Mittermaier* behauptet hat, die gerichtliche Section der Leichname eingeführt. Nirgends erwähnen ihrer die Criminalisten dieser Zeit, überall ist nur von der *Sectio vulnerum* die Rede. Die erste, hier wörtlich angeführte Stelle,

Stelle, welche der gerichtlichen Leichensection gedenkt, findet sich bey *Paré*, zu dessen Zeit sie bisweilen, wie wir glauben müssen, vorgenommen worden sind. Aber noch 1652 forderte *Carpzov* sie nicht ausdrücklich, ob er gleich ihren Werth in peinlichen Fällen anerkannte. Auch die Gutachten der Facultäten von Marburg, Leipzig u. s. w. erwähnen erst im 17ten Jahrh. der Nothwendigkeit der Leichensection; doch wird streng gefordert, auch von ihnen, nur die durch die Carolina vorgeschriebne Leichenbesichtigung. Um eben diese Zeit bildete sich die gerichtl. Med., als Wissenschaft, in Italien und Frankreich, um von da nach Deutschland überzugehen, und allmählig in ihren einzelnen Theilen mehr und mehr vervollkommnet zu werden. Daher liefert uns nun auch der Vf., sobald er zu diesem Punkte seiner Geschichte gelangt ist, historische Erörterungen der einzelnen Lehren der gerichtl. Med., und diess möglichst in der Ordnung, in welcher sie der Zeit nach sich entwickelten. Den Anfang macht die Lehre von den *Vergiftungen*. *Ardoyni* und *Ponzetti* scheinen sich damit zuerst beschäftigt zu haben (1492); die peinliche Gerichtsordnung schrieb keine Untersuchung angeblich Vergifteter vor, wie sie bereits die ältern italienischen Rechtsgelehrten forderten; endlich wurde in Deutschland die Section in diesen Fällen durch *F. Fidelis* häufiger veranlasst. Auf die im Darmkanal gefundenen Ueberreste eines Giftes, als auf das sicherste Merkmal der Vergiftung, machte zuerst *Welsch* aufmerksam. — Aus der neuesten Zeit sind vorzüglich *Henke's* Untersuchungen über diesen Gegenstand und die diesen betreffenden k. preussischen und k. bayerschen gesetzlichen Bestimmungen als wichtig hervorgehoben. Den hierauf folgenden geschichtlichen Bemerkungen über *vorgeschützte und verhehlte Krankheiten* sind auch einige *Zeilen* über „zweifelhafte Seelenkrankheiten" beygefügt, was uns vollkommen unerklärlich ist, da gerade *diese* Lehre, die hier kaum an ihrer Stelle seyn dürfte, eine ausführliche historische Entwickelung vor manchen andern verdient hätte, die ihr aber der Vf. nirgends hat zu Theil werden lassen. Musste denn nicht wenigstens der Streit, den *Kant* und *Metzger* über diesen Gegenstand geführt haben, und besonders die endliche wissenschaftliche und gesetzliche Entscheidung dieses Streits erwähnt werden? In dem nächsten Abschnitte, der Lehre von den *Geschlechtsverhältnissen*, haben wir die *Elvert*'schen Bemerkungen über den Begriff der Nothzucht (*Kopp's* Jahrb. II. S. 111) ungern vermisst, da sie wohl nicht ganz ungegründet und daher auch vom bayerschen Strafgesetzbuche berücksichtigt worden sind. Dagegen hat es auch unter den Aerzten wenigstens *einen* Vertheidiger der Möglichkeit einer von einem Frauenzimmer an einem Manne verübten Nothzucht gegeben, *Masius* nämlich. — Der Vf. spricht bey dieser Gelegenheit zugleich von der Zuziehung von Hebammen zu gerichtlich-medicinischen Untersuchungen; uns scheint, er hätte seine Bemerkungen über diesen Gegenstand passender einem eignen Abschnitte, der das Geschichtliche der Lehre von dem zu Obductionen gehörigen Medicinal-Personale entwickelte, einverleibt. Nur ein Theil von dem, was diesen Abschnitt gefüllt haben würde, folgt späterhin. Von der Theilnahme der Chemiker, namentlich der Apotheker, an gerichtlichen Untersuchungen und von der Streitfrage: ob dergleichen chemische Untersuchungen ebenfalls nur durch die Gegenwart von Gerichtspersonen Gültigkeit erhalten, ist nirgends die Rede. — Das Geschichtliche der Lehre von dem *Fruchtzustande des Menschen, der Lebensfähigkeit der Frucht, ihrer Reife und dem natürlichen Eintritte der Geburt*, hierauf von der *Schwangerschaft mit mehrern Früchten*, den *Missgeburten* und den *Zwittern* ist mit durchgängiger interessanter Hinweisung auf die, besonders gegenwärtig geltenden, Gesetze entwickelt. Den bekannten *Wolfart*'schen Fall, nach welchem die vollkommene Geschlechtslosigkeit eines Menschen nicht mit den Mährchen verwechselt werden darf, an denen die Geschichte der Zwitter wie der Missgeburten so reich ist, hält Hr. *M.* „für noch nicht hinreichend untersucht und erwiesen, um darauf bauen zu können." Die Bestimmungen, welche das preussische Gesetzbuch über die Zwitter enthält, bedürfen grosser Verbesserungen um so mehr, als in manchen wichtigen Fällen, z. B. im Lehnwesen, keine Rücksicht auf diese Anordnungen genommen wird. — Der Abschnitt, welcher dem *Kindermorde* gewidmet ist, liefert uns unter andern, wie zu erwarten war, eine kleine Geschichte der Lungenprobe. Die erste Idee derselben fasste *C. Rayger*. Als erster, aber nicht beharrlicher Gegner der Lungenprobe wird *M. Ettmüller* genannt; die ganzen später bis auf die neueste Zeit über diesen Gegenstand geführten Streitigkeiten werden mit vollständigster Sachkenntniss erörtert. Schade, dass der Vf. noch nicht die „fortgesetzten Erörterungen über die Beweiskraft der Lungen- und Athemprobe" benutzen konnte, womit *A. Hencke* (*Zeitschr.* für die Staatsarzneykunde, 1821.) den neuesten Gründen seiner Gegner begegnet ist. Wie sehr die Verordnungen des preuss. allgem. Gesetzbuchs (Th. II. Tit. 20.), den Kindermord betreffend, neuer sorgfältiger Prüfung bedürfen, zeigt der Vf. an dem in der That höchst auffallenden Widerspruche der §§. 948 u. 957. Das östreichsche Gesetzbuch schreibt über die Maassregeln, durch welche der Kindermord ausgemittelt werden soll, gar nichts vor. Auf die Untersuchung des *mütterlichen* Körpers in Fällen des *Kinder*mordes legen die neuern Rechtsgelehrten zu wenig Gewicht. Im folgenden Abschnitte, in welchem von den Zeichen die Rede ist, durch welche der kindliche Körper seinen schon vor der Geburt erfolgten Tod verräth, ist am ausführlichsten die Geschichte der Harnblasenprobe behandelt. Nicht *Arnisäus*, wie man behauptet hat, ist der Erfinder dieser Probe, obwohl, was er lehrte, leicht auf dieselbe hätte führen können. Sie wurde zuerst in einem bey *Zittmann* erwähnten Falle (1693) gerichtlich angewandt.

(*Der Beschluss folgt.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

September 1828.

GERICHTLICHE MEDICIN.

Leipzig, in d. Dykschen Buchh.: *Ausführliches Handbuch der gerichtlichen Medicin für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Aerzte und Wundärzte.* Von *L. J. C. Mende* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die geschichtliche Lehre von den *gewaltsamen Todesarten bereits geborner Kinder* betrifft zuerst die schon von *Paré* und *Dionis* gefürchtete Verblutung aus der Nabelschnur, sodann die Sugillationen und Knochenbrüche, als Zeichen des Kindermordes, endlich die Erstickung Neugeborner. Die letztere, wo sie nicht Folge einer Gewaltthätigkeit ist, hält Hr. *Mende* nur in einem einzigen Falle für möglich, in dem nämlich, in welchem das Kind wegen Umschlingung der Nabelschnur scheintodt geboren wird und aus Mangel an Hülfe stirbt. Einzig in der Geschichte der gerichtlichen Medicin ist das auf Veranlassung von *L. C. Klein* von der Würtemberg'schen Regierung 1813 erlassene Rescript, welches die weitere Aufklärung der Fälle bezweckte, in denen der plötzliche Eintritt der Geburt, durch den Fall des Kindes, den Tod desselben herbeyführt. Das Resultat der eingeforderten Berichte war, dass ein solcher Fall des Kindes in keinem einzigen der sehr zahlreich vorgefallenen Geburten jener Art nur den geringsten nachtheiligen Einfluss gehabt hatte; ein höchst wichtiges Resultat, wenn es auch nur die Folgerung zulässt, dass ein solcher Fall des Kindes, selbst gegen einen harten Körper, nicht nothwendig schadet. — Was über die *Lebensalter* gesagt wird, enthält einige merkwürdige Beyspiele des Rechtsverfahrens finsterer Jahrhunderte und betrifft hauptsächlich die Lehre von den Entwickelungs-Krankheiten. Es heisst hier: „Die neueren Gerichtshöfe werden manches als Krankheit anzusehen haben, was sie früher als Verbrechen bestraften." Nach dieser Aeusserung, zu welcher *S. G. Vogel's* Schrift über die Zurechnungsfähigkeit einen vortrefflichen Commentar liefert, erwartete Rec., der Vf. werde bey dieser — freylich auch nicht ganz schicklichen — Gelegenheit das Geschichtliche der Lehre von dem Einflusse psychischer Störungen auf rechtswidrige Handlungen erörtert haben. Aber diese Erwartung blieb unerfüllt, und das Geschichtliche der so hoch wichtigen Lehre vom Wahnsinne ist, wie gesagt, überhaupt gänzlich übergangen worden. — Die Lehre von den *Wunden*, der am frühesten in Anwendung gebrachte Theil der gerichtlichen Medicin (der desshalb vielleicht auch an die Spitze dieser speciellen historischen Erörterungen hätte gestellt werden sollen) ist genauer gewürdigt worden. Hinsichtlich des grossen Unterschiedes zwischen *sectio vulneris* und *sectio cadaueris* wird auf *Carpzovii practica noua* (*P. I. Quaest.* XXVI. 43. S. 138) verwiesen. Die jetzt verschollene Lehre von den kritischen Tagen bey Verwundungen, wurde schon von *P. Zacchias* verworfen, den *Wedel* mit Unrecht für den Stifter dieser Lehre hielt. Die chirurgischen *Berichte über noch lebende Verwundete* können in manchen Fällen eine grössere Wichtigkeit, als sie jetzt meistens haben, in Bayern erhalten, indem dort die Unterlassung der Eröffnung der drey Haupthöhlen weder Nichtigkeit noch Mangel des Thatbestandes begründet, wenn ausserdem die Tödtlichkeit der Verletzungen dargethan ist. Auffallend wird mit Recht genannt, dass es noch an gesetzlichen Bestimmungen über die Verletzungen der Geschlechtstheile mangelt, zumal da Ursachen und Folgen dieser Verletzungen gleich viel Eigenthümliches haben. — Die *Leichenbesichtigung* führt den Vf. auf das *Baarrecht*, von welchem er zur *Leichenzergliederung* übergeht. Wenn die hierbey gelieferte Widerlegung *Leyser's* wohl, wenigstens den Aerzten, überflüssig scheinen könnte: so wird dagegen ihnen, wie den Rechtsgelehrten, die treffliche Auseinandersetzung der Lehre von den *Tödlichkeitsgraden der Verletzungen* gewiss höchst willkommen seyn. Dass dabey *Metzger's* Bestimmungen über diesen Gegenstand verworfen werden, lässt sich erwarten, aber auch die Fragen, welche die preussische und die bayersche Gesetzgebung in Fällen dieser Art den Gerichts-Aerzten vorzulegen gebietet, werden einer strengen Würdigung unterworfen, deren Ergebniss nicht günstig ausfällt. Dass die hieher gehörigen Bestimmungen des preussischen Gesetzbuches der nöthigen Deutlichkeit und Bestimmtheit ermangeln, und dass durch die Criminal-Ordnung diesem gefährlichen Uebelstande keinesweges abgeholfen ist, wird an den einzelnen Paragraphen jener Verordnungen mit eben der Klarheit nachgewiesen, welche diese vermissen lassen. Die Bestimmungen des östreichischen Gesetzbuches sind bestimmter und führen mit Vermeidung aller unfruchtbaren Spitzfindigkeiten sicherer zum Ziele. Unter andern bestimmt auch eine östreichische

sche Instruction v. J. 1814, dass sich der Arzt vor der Leichen-Untersuchung mit dem vorliegenden Falle, *selbst aus den Acten*, genau bekannt mache, was bekanntlich in Preussen durch eine noch vor wenigen Jahren erneuerte Verordnung untersagt ist. Hr. *M.* findet weder dieses Untersagen, noch jenes Gebieten, zweckmässig, dem Ermessen des Richters und des Arztes müsse, sagt er, die Sache in jedem einzelnen Falle überlassen bleiben. Das Gerücht pflege zeitig dem Arzte Etwas von der die Untersuchung veranlassenden Thatsache zu Ohren zu bringen. „Bekommt er aber doch einmal eine vielleicht falsche, wenigstens immer undeutliche Vorstellung von dem, was er finden dürfte: so ist es besser, ihm die für jetzt möglichst richtige beyzubringen, und die Zweifel und Ungewissheiten, die obwalten, nicht zu verschweigen." — *Anleitungen zu einem zweckmässigen Verfahren bey gerichtlichen Leichenzergliederungen.* — *Fehler und Versehen der Medicinalpersonen.* Einige neuere hieher gehörige, auf einzelne Fälle sich beziehende Schriften werden „aus Gründen mit Stillschweigen übergangen," dagegen wird vor der bekannten *Gossler*'schen Schrift mit der sehr treffenden Bemerkung *gewarnt:* „Es giebt der Zwangsjacken für die Heilkunst und für die, welche sie ausüben, leider so genug." — Der Abschnitt, welcher der Lehre vom *Selbstmorde* gewidmet ist, erinnert daran, dass die hier noch erwähnte preussische Verordnung, welche die gerichtliche Section aller Selbstmörder gebot, leider schon seit einigen Jahren aufgehoben ist. Die Bemerkung *Klein's,* dass gebildete Männer, wenn sie Selbstmörder werden, sich meistens durch einen Pistolenschuss tödten, gebildete Frauen in gleichem Falle Arsenik zu nehmen pflegen, scheint dem Vf. wichtig; Rec. möchte aber diese Wichtigkeit bezweifeln, da die Ausnahmen von der angegebenen Regel gar zu häufig sind. Es lassen sich z. B. gewiss weit mehr gebildete Frauen nennen, welche in den Wellen den Tod suchten, als solche, welche Arsenik nahmen. — Die geschichtlichen Untersuchungen über den *Tod, als Folge von Entziehung oder Uebermaass der zum Leben nothwendigen Reize* führen, zuerst zu Bemerkungen über den *Scheintod,* wobey besonders auch *Nysten's* Lehre von der Erstarrung Verstorbener berücksichtigt ist. Dass Fälle, in denen Verunglückte, die aber nur scheintodt sind, Leben und Tod zugleich durch das anatomische Messer erhalten, auch wohl jetzt sich noch ereignen können, lehrt ein hier mitgetheilter Fall, der sich vor etwa achtzehn Jahren auf einer deutschen Universität zutrug. Der Verunglückte, an dessen Körper man die Operationen des grauen Staars, des Empyems, und der Exstirpation des Schenkels aus der Pfanne gemacht hatte, erwachte bey dieser letzten Operation, um bald darauf an der Verblutung zu sterben. Demnach erscheint jene preussische Verordnung, welche in irgend zweifelhaften Fällen der Legalsection alle möglichen Rettungsversuche vorangehen lässt, als eine humane und durchaus nothwendige. Wir übergehen, was über das Ertrinken, Erhungern u. s. w. gesagt ist, und bemerken nur, dass über das Erfrieren, ausser dem hier genannten *Moricheau-Beaupré,* auch *Larrey* interessante Bemerkungen aus dem Feldzuge von 1812 mitgetheilt hat. — Hinsichtlich der Untersuchungen über *Erstigkeit (Priorität) des Todes* werden, wie bey den übrigen Abschnitten, die zu verschiedenen Zeiten geltenden ärztlichen Ansichten und gesetzlichen Bestimmungen angeführt. Gewiss gehören dergleichen Untersuchungen, wenn auch nur ein gewisser Grad von Wahrscheinlichkeit erreicht werden soll, zu den schwierigsten, und Rec. glaubt, dass dabey sehr häufig nicht *einmal alle* Hülfsmittel richtig benutzt werden, z. B. die Rücksicht auf das Geschlecht der Verstorbenen; namentlich unterliegen gewiss nicht allen schädlichen Einflüssen, wie häufig angenommen wird, Frauen früher, als Männer. Das Gegentheil dieser Annahme hat schon *P. Zacchias* gelehrt, dessen Abhandlung über diesen Gegenstand hier mit vollem Rechte zu den besten seiner Werke gezählt wird. — Ob die jetzt folgenden historischen Bemerkungen über *Gefängnisse, peinliche Frage und Strafarten* hier ganz an ihrer Stelle sind, oder ein *hors d'oeuvre* genannt werden können, darüber wollen wir mit dem verehrten Vf. nicht rechten. Sie enthalten auf jeden Fall *grosse* Wahrheiten, die, von der Gesetzgebung erwogen, doch endlich Früchte tragen würden, deren sich die Menschheit erfreuen könnte. Dass „man in einem deutschen Staate" (warum ist er nicht genannt?) „auch neuerlichst die Folter zurückkehren gesehen," war dem Rec. unbekannt, verdient aber gewiss zur allgemeinsten Kunde der Mitwelt und Nachwelt zu gelangen.

Wir sind dem Hn. Vf. durch die einzelnen Abschnitte seiner historischen Untersuchungen gefolgt, ohne einen Auszug aus seinen Erörterungen zu liefern, weil diess unmöglich war; aber nicht, ohne Einzelnes aus diesen Erörterungen hervorzuheben, und auch wohl eine oder die andere Bemerkung daran anzuknüpfen. Es bleibt uns jetzt noch übrig, ein Urtheil über das Ganze dieser geschichtlichen Arbeit auszusprechen, und es kann diess kein anderes, als ein sehr günstiges, seyn. Wenn wir bereits oben bemerkt haben, dass uns die *Form* dieser historischen Darstellung nicht ganz befriedigt: so liefert dagegen jede Seite des Werkes die sprechendsten Beweise eines eifrigen, vieljährigen Quellenstudiums, einer nicht gemeinen Belesenheit, einer vollständigen Sachkenntniss, und — was bey dem Historiker leicht das Wichtigste seyn möchte — eines gesunden, unbefangenen, nur durch Rücksichten der Wissenschaft und der Humanität bestimmten Urtheils, welches meist freymüthig ausgesprochen wird. Dem Gesetzgeber und dem Criminalisten möchten wir schon diese historische Einleitung ganz besonders zum Studium empfehlen. Wie sie eröffnet ist mit der Beantwortung der Frage: Wie ist die Geschichte der gerichtlichen Medicin zu bearbeiten: so schliesst sie mit einem Rückblick auf dieselbe, der dem Vf. zu gewichtigen

tigen Bemerkungen über einen gewissen Missbrauch der medicinischen Polizey von Seiten der Staaten Veranlassung giebt. „Die Tabellen-Medicin," heisst es hier, „die nur sagt, was die Behörden wissen *wollen*, und nicht, was sie wissen *müssten*, diess ungekochte Gemisch von gerichtlicher Medicin, medicinischer Polizey und Aufgaben zu politischen Rechen-Exempeln bleibe ja weit davon entfernt," u. s. w. Dass der Vf. überhaupt das Gebiet der medicinischen Polizey nicht selten verletzt hat, kann nicht ganz, aber doch grösstentheils durch die Natur der beiden Zweige der Staats-Arzneykunde und durch einen grossen und wichtigen Theil der Bestimmung dieses Werkes gerechtfertigt erscheinen.

I. *Formeller Theil der gerichtlichen Medicin* (S. 475). Nach einer *Vorerinnerung*, welche zu einer Uebersicht des Inhalts des formellen Theiles der gerichtl. Medicin führt, handelt der „*erste Abschnitt* von der gerichtlichen Medicin, ihrem Namen, Begriff, Quellen und Eintheilung." *Erstes Kapitel. Namen und Begriff der gerichtlichen Medicin* (S. 482). Sie ist „der Inbegriff der für das Recht (als Gesetzgebung und Rechtspflege) aus dem Gebiete der Medicin nöthigen Kenntnisse, mit den Vorschriften zu ihrer Anwendung überhaupt, und zu dem in besondern Fällen dabey erforderlichen Verfahren;" sie hört eigentlich auf, Medicin zu seyn, weil sie der Zweck dieser letzteren, das Heilen, nicht angeht (ist denn nicht Erhaltung der Gesundheit, Verhütung von Krankheiten sogar ein *höherer* Zweck der Medicin, als das Heilen?) und sollte daher „medicinische Hülfskunde des Rechts" heissen. Gegen diesen Namen, wie gegen jene Definition lässt sich schwerlich Gegründetes einwenden; doch ziehen wir mit dem Vf. den alten Namen vor, und behalten ihn wenigstens im Gebrauch, in sofern die Begriffe nothwendig von den Namen nicht abhängen. *Zweytes Kapitel. Prüfung der für die gerichtliche Medicin sonst angegebenen Namen und Begriffe* (S. 491). *J. Bohn* hat zuerst den Namen: Gerichtliche Medicin gebraucht, und die später vorgeschlagenen Benennungen, denen meistens auch falsche, hier näher beleuchtete und berichtigte Begriffe zum Grunde lagen, fanden wenig oder gar keinen Eingang. Am günstigsten erklärt sich der Vf. noch für den von *Klose* (*W. F. W.*) vorgeschlagenen Namen, in sofern man, nach dem Beyspiele der Alten, die Medicin Physik nennen will, er ist aber „gezwungen und Manchem unverständlich." weil jene Benennungsweise nicht mehr gebräuchlich ist. *M. Alberti* suchte zuerst die gerichtliche Medicin (seine medicinische Jurisprudenz) in ein System zu bringen, der Versuch misslang, gleich den späteren. Ein mit Recht tadelndes Urtheil wird auch über *Metzger's* Definition gefällt, wenn aber bey dieser Gelegenheit schon der Name Arzneywissenschaft getadelt wird, weil die Arzneymittellehre nur einen Theil der Medicin ausmacht: so scheint der Vf. zu weit zu gehen, denn es trifft sein Vorwurf offenbar die *Medicin* (*medicina*) um nichts weniger, als die *Arzneywissenschaft*. Uebrigens enthalten des Hn. Vfs. Kritiken der gebräuchlichen Definitionen viel scharfsinnige und nicht unfruchtbare Bemerkungen. *Drittes Kapitel. Von dem Unterschiede zwischen medicinischer Polizeywissenschaft und gerichtlicher Medicin* (S. 514). Die Vereinigung beider wird eine wahre Missgeburt genannt, und beiden alles Gemeinsame abgesprochen. Daran geschieht nun wohl nicht vollkommen Recht, denn beide stehen doch immer in einer näheren Beziehung zum Staate, als irgend ein anderer Theil der Medicin; auch bestimmen beide die Gesetzgebung. Auf der andern Seite aber ist es wahr, dass der Zweck beider, oder vielmehr die Wirkungsweise derselben, eine umgekehrte ist, indem die medicinische Polizey die Kräfte des Staates auf den Zweck der Heilkunde richtet, während in der gerichtlichen Medicin die Heilwissenschaft (?) für den Staatszweck handelt; es ist diess aber kein Grund, beide nicht als Zweige *eines* Stammes anzusehn. Dass die medicinische Polizey ihrem Wesen nach nichts weiter sey, als die Medicin selbst, während die gerichtliche Medicin „eine eigene Kunde, d. h. ein Inbegriff von Kenntnissen ist, der von seiner Stammwissenschaft für einen eigenthümlichen Zweck völlig ausgesondert ist," können wir nicht einräumen, denn in *beiden* Wissenschaften sind die Kenntnisse, die übrigens immer Eigenthum der Medicin bleiben, zu Staatszwecken verwendet, und dem tüchtigsten Privatarzte fehlt, als solchem, beynahe noch eben so viel, um ein guter (*sit venia verbo*) polizeylicher, als um ein guter gerichtlicher Arzt zu seyn. Dass man übrigens unter medicinischer Polizey und manchem andern Namen bald die Grundsätze der medicinischen Polizey, bald die Anwendung derselben, die Ausübung, als Zweig der Staatsverwaltung, verstanden hat, ist sicher nicht lobenswerth, und Rec. glaubt, man könne die ersten, als *medicinische Polizeywissenschaft*, füglich von der letztern, als *medicinische Polizeyverwaltung*, trennen. — *Viertes Kapitel. Von dem Inhalte der gerichtlichen Medicin und von seinen Quellen* (S. 520). Die gerichtliche Medicin ist nach dem Vf. „eine für sich bestehende Kunde, die aus der Heilwissenschaft ihren Inhalt, aus der Rechtswissenschaft aber ihre Gestalt empfängt;" in Betreff des Inhalts muss die *disciplinarische* und die *technische* Seite unterschieden werden, als Quellen desselben aber sind, ausser der Philosophie und den Naturwissenschaften, Anatomie, Chemie, Physiologie (besonders die Lehre von der relativ-individuellen Gesundheit), Diätetik, auch die sogenannte medicinische Pathologie, Arzneymittellehre und Therapie zu betrachten. Die Naturwissenschaften haben, wie wichtig sie auch für die gerichtliche Medicin sind, doch nur einen mittelbaren Einfluss, den nämlich, den sie durch eine besondere und eigenthümliche Beziehung auf den Menschen erhalten. Von der Zoochemie erwartet Hr. *M.*, dass sie zur Ausmittelung von, besonders vegetabilischen, Giften in Leichnamen dienen werde, da durch die

Gifte

Gifte Mischungsveränderungen der Theile des Körpers hervorgebracht werden. Von diesem Ziele möchten wir indess doch wohl, wenn auch die jetzigen sehr raschen Fortschritte der Naturwissenschaften und namentlich der Chemie, zu den grössten Hoffnungen berechtigen, noch weit entfernt seyn. Dass man aber bey hinlänglicher Kenntniss jener Mischungsveränderungen auf dem vorgeschlagenen Wege zur Erkenntniss der Vergiftungen, in vielen Fällen wenigstens, müsse gelangen können, ist im Allgemeinen wohl kaum zu bezweifeln. Mit Recht wird endlich auch gefordert, dass man gerichtliche Medicin und gerichtliche Chirurgie nicht in der wissenschaftlichen Behandlung von einander trenne, dass man aber die Thierheilkunde von der gerichtlichen Medicin trenne, und in den Fällen, in denen Thiere der Gegenstand gerichtlich-ärztlicher Untersuchungen sind, Thierärzte zu der letzteren und zum Zwecke der Begutachtung zugezogen werden sollten. *Fünftes Kapitel. Von der Eintheilung der gerichtlichen Medicin in gewisse Abschnitte, und von der dabey zu beobachtenden Ordnung und Folgereihe* (S. 745). Hauptsächlich auf zwey Wegen ist jene Eintheilung bisher immer versucht worden, von denen der eine sich auf den Ursprung, der andere sich auf die Anwendung der Grundsätze der gerichtlichen Medicin bezieht. Welche Mängel diese Versuche an sich tragen, ist bekannt, und wird auch hier wieder nachgewiesen. Der Vf. behält die jetzt gebräuchlichste Eintheilung der gerichtlichen Medicin in einen formellen und materiellen Theil bey. Was zu dem Technischen der ger. Med. gehört, soll weder übergangen werden, noch einen eigenen dritten Theil ausmachen, sondern dem materiellen (disciplinarischen) Theile einverleibt werden. Der formelle Theil, da die Form nicht bloss auf die Anwendung, sondern auch auf das Wesen der ger. Med. zu beziehen ist, muss übrigens die Untersuchungen über Namen, Begriff, Zweck, Wesen und Inhalt der gerichtlichen Medicin und über ihre daraus hervorgehende Gestalt und Anwendung, also Gegenstände enthalten, welche man meistens in die Einleitung aufzunehmen pflegt. Für die beste Eintheilung des materiellen Theiles hält der Vf. diejenige, „auf deren Grundlagen die persönlichen und die rechtlichen Verhältnisse des Menschen in einer gleich natürlichen Ordnung bezogen werden können." Eine solche Grundlage giebt *das menschliche Alter*, in den Unterabtheilungen aber wird *das Rechtliche* vorherrschen. In dem ersten Abschnitte nämlich wird der Mensch in Absicht auf Rechte und Pflichten, im *handelnden* Zustande, im zweyten Abschnitte im *leidenden* Zustande, in einem dritten in sofern betrachtet, als die Strafen, welche er sich durch gesetzwidrige Handlungen zuzieht, ihn nicht härter treffen dürfen, als das Gesetz befiehlt. Da er auch hier sich leidend verhält: so scheint es, der dritte Abschnitt müsse einen Theil des zweyten ausmachen. Indess können wir voraussetzen, dass hierüber mit Grunde anders von dem Hn. Vf. entschieden worden ist, und dass die ganze Ausführung des Planes diesen Umstand, wie die Eintheilung überhaupt, einen neuen Zeugen der originellen Ansichten des Vfs. von gerichtlicher Medicin, rechtfertigen wird.

C. L. Klose.

(*Die Beurtheilung des 2 bis 4ten Bandes folgt nächstens.*)

POLITISCHE OEKONOMIE.

Heidelberg, b. Osswald: *Uebersicht und Zusammenstellung der Königl. Preussischen Postgesetze, von* 1816 — 1826 *einschliesslich.* Von *Alexander* Freyherrn *Imhof-Spielberg*, Geheimem Hofrathe und ehemaligem Reichspost-Director. (Aus *Harl's* Archiv für die gesammten Staatswissenschaften besonders abgedruckt.) 1828. 55 S. 8.

Der Vf. ist unsern Lesern längst als gründlichster Kenner des Postwesens wie es seyn soll, und wie es wirklich war und ist, bekannt, und seine vorliegende Schrift lässt sich als eine lautere Huldigung für die Postverbesserungen betrachten, welche in Preussen mit Kraft und Eifer durchgeführt werden. Sie enthält die Preussischen Postverfügungen in folgenden Abtheilungen nachgewiesen: Postregal, Allgemeine Dienstordnung, Personal, Reitpost, Fahrpost, Estaffetten, Reisepost. Diese Schrift erspart den Preuss. Postbeamten die Mühe, sich einen *Nachweis* der Postvorschriften zu machen, *welchen sie* nicht entbehren, aber sonst nur mit *Hülfe* einer wohlgeordneten Postregistratur *entwerfen* können. Sie ist zugleich für alle übrigen Postbeamten nützlich, die mit den Preuss. Posten in Berührung kommen, und, wie der Vf. sagt, für Cameralisten, den Literator, oder jeden Gebildeten, wird es unterrichtend und angenehm seyn, wenn er das Einzelne und den Zusammenhang der Gesetzgebung näher, wenn auch nicht erschöpfend, kennen lernt. Wir wünschen, dass diese Schrift zu ähnlichen *Nachweisen* über andere Postgesetzgebungen *Anlass* geben möge, und dass darin das „Streben *nach* Vervollkommnung, die Thätigkeit und besonders die Humanität klar herausgestellt" werden könne.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

September 1828.

GERICHTLICHE MEDICIN.

Göttingen, b. Vandenhoeck und Ruprecht: *Die menschliche Frucht, das Fruchtkind, und das Kind kurz vor, in und gleich nach der Geburt;* in gerichtlich-medicinischer Hinsicht dargestellt von Dr. *L. J. C. Mende*, Ritter des Wasa-Ordens, Professor der Medicin und Director der königl. Entbindungsanstalt zu Göttingen, Mitgl. der k. Societät d. Wissensch. daselbst, der k. k. Acad. der Naturforscher u. der Niederrhein. Gesellsch. für Natur- u. Heilkunde in Bonn u. s. w. (Aus der Zeitschrift für gerichtliche Medicin u. s. w. besonders abgedruckt.) 1827. 136 S. 8. (12 gGr.)

Die Aufforderung einiger würdiger Männer, namentlich des Hn. Hofrath *Bauer* und des Hn. Geh. Hofrath *Mittermaier*, bestimmten den Vf., die Resultate seiner Untersuchungen über die reife menschliche Leibesfrucht kurz vor, in (während!) und gleich nach der Geburt in rechtlicher Beziehung gedrängt und so klar und anschaulich vorzutragen, dass auch in der gerichtlichen Medicin weniger Unterrichtete, namentlich Rechtsgelehrte, zu einer richtigern und dem Rechtszwecke mehr entsprechenden Kenntniss davon gelangen könnten. Diesem Zwecke entspricht nun die vor uns liegende Abhandlung in jeder Hinsicht, da sie, ohne eine Wiederholung der bis zu einem gewissen Punkte hin für jetzt geschlossenen wissenschaftlichen Untersuchung zu liefern, und ohne sich auf gelehrte Erörterungen streitiger Fragen einzulassen, die einfache Schilderung der verschiedenen Zustände des bezeichneten Gegenstandes, nach der durch treue Naturbeobachtung davon erlangten Kenntniss, in soweit sie in rechtlicher Beziehung von Wichtigkeit sind, enthält. Der Vf. stellt zuerst die Begriffe von Leibesfrucht, Kind, Fruchtkind und Neugebornen fest. Denjenigen eigenthümlichen Zustand des Neugebornen, während welches bey demselben zwey Verrichtungen im Gange sind, die beide auf die Umwandlung seines Bluts hingehen, nämlich die Mutterkuchen- und Nabelschnurverrichtung, und das Athemholen, in welchem es weder vor dem Anfange des Athemholens war, noch nach dem Aufhören der Mutterkuchenverrichtung je wieder dahin zurückkehrt, also ein ganz eigenthümliches lebendes Wesen ist, das die wesentlichen Eigenschaften einer Frucht und eines Kindes zugleich an sich trägt, belegt der Vf. sehr bezeichnend mit dem Namen: Fruchtkind. Dann kommt er S. 9 zu der *falschen Leibesfrucht, Afterfrucht, Mondkalb, Mole.* Auf die Entstehungsart falscher Früchte durch Beyschlaf, und daher auch auf getriebene Unzucht, soll der gerichtliche Arzt dann schliessen dürfen, wenn eine solche menschliche Bildung vorhanden ist, bey der die zum Leben der Frucht wesentlichen Werkzeuge, wenn auch missgebildet, doch noch kennbar vorhanden sind, und mit den übrigen in einem solchen Zusammenhange stehen, dass daraus eine wirklich begonnene und unter günstigern Umständen möglich gewesene vollständige Entwickelung zur menschlichen Selbstständigkeit erhellt; und wenn sich ein wirklicher Mutterkuchen und Nabelstrang, wenigstens der letztere, sobald der erstere nicht mehr kenntlich seyn sollte, vorfindet. Wo von diesen beiden Merkmalen keins angetroffen wird, kann eine abgegangene Mole immer nur für ein krankhaftes Erzeugniss gelten und darf nicht zum Unzuchtsbeweise dienen. S. 14. *Die wahre Leibesfrucht.* Alle wahre, übelgebildete Früchte theilt der Vf. in zwey Klassen ein: in *Missgeburten* und *Missgestalten.* Eine solche Frucht, die wegen Bildungsfehler in oder nach der Geburt nicht in die Kindheit übergehen kann, nennt er ein Missgebornes, eine Missgeburt; eine Missgestalt dagegen diejenige, bey welcher die vorhandnen Bildungsfehler das Erwachen des kindlichen Lebens entweder gar nicht beeinträchtigen, oder doch in dieser Beziehung leicht unschädlich gemacht werden können. Den Missgeburten sollen, da sie nicht lebensfähig sind, auch keine Menschenrechte zukommen. Das, was der Vf. über die den Missgestalten zustehenden Rechte sagt, verdient nachgelesen und beherzigt zu werden. Vor der 36sten Woche, meint er, kann nicht darauf gerechnet werden, dass eine sonst gesunde und kräftige Frucht, wenn sie durch eine *Frühgeburt* zur Welt kommt, bey der gewöhnlichen Pflege am Leben bliebe. Das Leben einer Frucht ist nach zweyen Richtungen hin wirksam: nämlich nach der, die sich auf ihre Selbsterhaltung bezieht, und nach der, die auf ihre Ausbildung zur Lebensfähigkeit gerichtet ist. Jene kann ohne diese, diese aber nicht ohne jene Statt finden, was sehr wichtig ist. Die Möglichkeit der Verlängerung der Schwangerschaft an sich wird nicht in Abrede gestellt. — Das die Frucht umgebende Fruchtwasser scheint dem Vf. die wichtigste Quelle der Ernährung für dieselbe zu seyn; doch aber glaubt er, dass sie durch das Auffaugungsvermögen der Venen in

im Mutterkuchen ihre Nahrung unmittelbar von der Mutter erhalte. — Den *Blutumlauf* bey der Frucht finden wir gehörig gewürdigt. Das Venenblut in dem Nabelstrange eines Neugebornen schien dem Vf. immer (?) röther, als das der beiden Arterien. — *Krankheiten der Frucht.* Fallen sie in eine frühe Periode, so haben sie meistens Entartung des Eyes u.s.w. zur Folge. Fehler und Entartungen des Mutterkuchens und des Nabelstranges und vielleicht des Fruchtwassers sind häufige Ursachen. Jene eigenthümliche Knochenkrankheit, die man von Knochenbrüchen herleitete, soll von einer ungleichmäßsigen und unvollkommnen Verknöcherung herrühren. Auf eine Art von Blasenausschlag wird besonders aufmerksam gemacht. *Lungenkrankheiten.* Der Vf. glaubt, dafs im Allgemeinen von einzelnen besonderen Krankheiten der Frucht ihr Tod im Mutterleibe nicht so häufig abzuleiten ist, als man annimmt, und dafs man selbst, wo sie Schuld waren, bey dem Mangel genauerer Kenntnifs davon, doch mehr die Zeichen mangelnder und fehlerhafter Ausbildung, Magerkeit und schlechte Ernährung an den Leichen daran Gestorbener finden wird, als eigenthümliche Merkmale, die von der besondern Krankheit abhingen. *Verletzungen* der Frucht können nur auf dreyfache Weise entstehen: entweder durch innere Beschränkung des Raums, in dem sich die Leibesfrüchte befinden, oder durch Gewaltthätigkeiten, die durch die Bauchdecken der Mutter, durch die Gebärmutter und durch die Eyhäute die Frucht treffen, und endlich von schädlichen Einwirkungen, die durch den Muttermund ihr zugefügt werden. Verletzungen, die der Frucht unmittelbar von den Bauchdecken zugefügt sind, müssen nach des Vfs. Beobachtungen Spuren an dem Bauche der Mutter zurücklassen; am geringsten waren diese, wenn die Gewaltthätigkeiten nur mittelbar dadurch geschadet hatten, dafs sie durch einen Stofs oder Druck auf den Leib der Frucht, ihren schon in die obere Oeffnung des kleinen Beckens eingetretenen Kopf gegen die Bekkenknochen angetrieben hatten. Auf den im Mutterleibe erfolgten Tod einer Leibesfrucht soll der gerichtliche Arzt nur aus drey Gattungen von Kennzeichen schliessen, deren erste aus den in der Leiche noch sichtbaren Eigenthümlichkeiten des Fruchtstandes, die zweyte aus den Merkmalen der besondern Todesarten einer Frucht im Mutterleibe, und die dritte endlich aus den bleibenden Veränderungen, die eine im Mutterleibe abgestorbene und zurückgebliebene Frucht nach ihrem Tode erleidet, bestehen. Alles, was der Vf. von den Ursachen des Todes von Früchten im Mutterleibe sagt, verdient nachgelesen zu werden, da wir uns hier nicht näher darauf einlassen können. — Eine in der Gebärmutter noch ganz eingeschlossene todte Frucht schrumpft, ohne in Fäulnifs überzugehen, auf eine eigenthümliche Art zusammen; der Vf. fand jedoch dieses Zusammenschrumpfen auch bey lebend zur Welt gekommenen und hernach abgestorbenen Leibesfrüchten, unter dafür günstigen Umständen.

S. 86. *Das Fruchtkind.* Das bis zu dem Zeitpunkte der Geburt noch als Frucht lebende menschliche Wesen verwandelt sich, durch den Zutritt der atmosphärischen Luft in die Gebärmutter nach geschehenem Blasensprunge (eine Bedingung, die der Vf. aber nur unter gewissen Umständen annimmt!), entweder kurz vor dem Eintritte in das mütterliche kleine Becken, oder während es sich zum Theil schon darin befindet, oder beym Austritte, in ein Fruchtkind, d. h. es fängt an zu athmen, obgleich der Blutumlauf durch den Nabelstrang noch nicht aufgehört hat. Unter *Kind* versteht der Vf. *hier ein* entweder noch ganz, oder zum Theil *im Mutterleibe* sich befindendes, oder eben daraus hervorgetretenes menschliches Wesen, das sein Bedürfnifs nach Umwandlung des Bluts aber schon allein durch das Athemholen befriedigt. Von S. 95 an betrachtet er *die Frucht, das Fruchtkind* und *das Kind in der Geburt, in Beziehung auf die während derselben sie treffenden Todesarten.* Ein sehr wichtiges Kapitel! Der Vf., der nur von natürlichen Geburten spricht, glaubt, dafs eine Frucht, die als solche sich noch lebend zur Geburt stellt, auf vierfache Weise, in oder gleich nach derselben, ohne dafs von Aufsen absichtlich Etwas dazu unternommen wurde, umkommen könne, wenn es gleich möglich ist, dafs *vorsätzliche* Mitwirkungen dabey mit in das Spiel kommen. Nämlich: 1) Durch die Fortwirkung der Ursachen, die den Eintritt des Athemholens während der Geburt hindern, auch nach derselben; 2) durch die Unterbrechung der Verrichtung des Mutterkuchens und des Nabelstrangs, durch zu frühe Lösung des erstern, und durch Druck, Erkältung oder gar Trennung des letztern; 3) durch das versäumte in den Gangbringen des Athemholens nach der Geburt, wobey nicht unbeachtet bleiben darf, dafs die Aeufserungen des Fruchtlebens des Neugebornen oft sehr schwach sind, und dafs *diefs dann* die Ursache wird, sie für todt zu halten, und sie in diesem Wahne Schädlichkeiten auszusetzen, die sie wirklich tödten; 4) durch mechanische Einwirkungen auf die Frucht, entweder um sie hervorzuziehen, oder beym plötzlichen Hervorschiessen, Ereignisse die auch das Fruchtkind und das Kind treffen können. Diese vier Klassen werden genau erörtert. Von einem Tode durch Verblutung vom zu frühen Abtrennen des Mutterkuchens soll, nach dem Vf., nicht die Rede seyn können; nach ihm ist in solchen Fällen die Unterbrechung der Verrichtung des Mutterkuchens an dem Tode Schuld (?). Eben so wenig glaubt er, dafs sich ein Neugebornes aus einer getrennten Nabelschnur zu Tode bluten könne; es blutet nur so lange, bis es ohnmächtig wird, und ohne weitere Hülfe dann stirbt. (Heifst das denn etwas Anderes, als: verbluten?!) In Hinsicht der Gefahr, die das schnelle Hervorschiessen der Früchte aus den Geburtstheilen und das Stürzen des Kopfs derselben auf den Erdboden hat, stimmt er mit *v. Klein's* Ansichten überein, leugnet jedoch nicht, dafs es Fälle der Art geben könnte, in welchen ein solcher Sturz ge-

gefährlich werden könnte. Nur wenn das Athmen bereits eingetreten gewesen, hält er es für möglich, dass die Umschnürung des Muttermundes um den Hals eine Erdrosselung bewirken könne. Nie aber ist ihm ein solcher Fall vorgekommen.

S. 109. *Das Neugeborne.* Ist von einem Neugebornen die Rede, das länger als 280 Tage im Mutterleibe zurückgeblieben seyn soll, so muss der gerichtliche Arzt auf dreyerley sehen: 1) Ob in dem Zustande der Mutter und in ihren Verhältnissen Ursachen einer Geburtsverzögerung lagen; 2) ob in der letzten Zeit der Schwangerschaft die Erscheinungen an ihr wahrgenommen wurden, die Geburtsverzögerungen zu begleiten pflegen; 3) ob das Neugeborne die Merkmale einer höhern, seinem Alter entsprechenden Ausbildung an sich trägt? Treffen diese drey Umstände zusammen, so ist er befugt, die wirklich geschehene Uebertragung der Frucht zu bestätigen! — Bey der Beantwortung der Frage: ob ein todtes Neugebornes vor und in der Geburt, oder erst nach derselben abgestorben sey? scheinen dem Vf. mehrere Fehler begangen zu werden. 1) Sieht man, sagt er, auf die Ursachen des Todes der Frucht vor der Geburt, im Leibe der Mutter, auf die daraus entstehenden Todesarten und auf ihre Merkmale nicht genugsam; 2) man würdigt die Beschaffenheit des zur Geburt sich stellenden und wirklich geboren werdenden Menschen nicht hinreichend, und übersieht daher die Veränderungen, die sich während dieses Vorgangs mit ihm ereignen; die Gefahren, denen er dabey unterworfen ist, und die Verletzungen und Todesarten mit ihren eigenthümlichen Merkmalen, die er dadurch erleidet; 3) man legt auf den Unterschied zwischen einer Frucht und einem Kinde und auf seine, zum Theil erst durch Versuche auszumittelnden Unterscheidungszeichen zu grossen Werth, und glaubt zu unbedingt, dass erstere schon todt zur Welt gekommen seyn, letzteres aber nothwendig nach der Geburt noch gelebt haben müsse; und 4) endlich versäumt man darüber die Bedingungen aufzusuchen, unter denen die Zeichen des Fruchtstandes oder der Kindheit von Bedeutung sind, oder nicht sind, und beraubt sich dadurch selbst eines grossen Hülfsmittels, sie in einzelnen Fällen, wo es darauf ankommt, in dem rechten Lichte zu sehen, und das Richtige daraus zu folgern. — Nach dem, was der Vf. sehr lehrreich auseinandergesetzt hat, erhellet, dass ungeachtet der Unterscheidungsmerkmale, die man zwischen der erfolgten Erstickung in und nach der Geburt aufstellen kann, es doch in den meisten Fällen unmöglich seyn wird, aus dem blossen Zustande der Leiche zu erkennen, welche davon Statt gefunden habe. Lässt sich diess aber nicht erkennen, so ist es auch unmöglich zu bestimmen, ob das Athemholen schon in der Geburt Statt gefunden und noch vor völliger Beendigung derselben aufgehört habe, oder ob es noch nach der Geburt fortdauerte, oder darnach wohl gar erst eintrat, und der Tod des Kindes dann späterhin doch erfolgte. In wenigen Erstickungsfällen Neugeborner wird daher die sogenannte Athemprobe zu einer wahren Lebensprobe dienen können! Angenommen, dass die Athemprobe als solche gegen alle Einwendungen, die wegen einer krankhaften Beschaffenheit der Lungen u. s. w. gemacht werden könnten, gesichert sey, und dass sie also das wirklich geschehene oder nicht geschehene Athemholen unfehlbar anzeige, wird sie doch nur nach des Vfs. sehr richtiger Ueberzeugung in folgenden Fällen eine wirkliche Lebensprobe für den todten Neugebornen seyn: 1) Wenn sie die unzweydeutigen Zeichen des Fruchtstandes neben denen eines frühern Absterbens im Mutterleibe, oder einer Todesart, die nur vor oder in der Geburt wirksam seyn konnte, zur Anschauung bringt; indem dann an dem Tode der Frucht vor beendigter Geburt nicht zu zweifeln ist. 2) Wenn durch sie die Merkmale des geschehenen Uebergangs in die Kindheit so kenntlich werden, dass darüber weiter kein Zweifel Statt findet, und dabey die Wirksamkeit einer Todesart an zuverlässigen Merkmalen kenntlich ist, die nicht allein bloss nach der Geburt eintreten konnte, sondern deren Ursachen sich auch vor derselben nicht hatten zufügen lassen. Zweifelhaft dagegen wird sie seyn: 1) Wenn, ihr Resultat mag seyn welches es will, die Todesarten, durch die das Neugeborne umgekommen ist, solche sind, die sowohl vor und in, als auch nach beendigter Geburt haben eintreten können, und aus deren zurückgebliebenen, wahrnehmbaren Wirkungen sich weder auf das Eine, noch auf das Andere mit Sicherheit schliessen lässt. 2) Wenn die Wirkungen von Todesursachen, namentlich von Verletzungen, die man an der Leiche trifft, und von denen man den Tod des Neugebornen ableitet, nicht offenbar die Zeichen an sich tragen, dass sie noch während des Lebens zugefügt sind. — Jener Probe kann daher immer nur ein beschränkter Werth zukommen!

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) St. Gallen, b. Huber u. Comp.: *Sammlung der gegenwärtig in Kraft bestehenden Gesetze und Verordnungen des Kantons St. Gallen und der Urkunden des Staatsrechts der schweizerischen Eidsgenossenschaft, von 1803 bis Ende August 1826.* Ein Handbuch für Beamte und Bürger von *Joh. Jakob Zollikofer,* Kantonsrathe und Stadtammann, Mitgl. des Kriminal-Gerichts und des Ev.(angelischen) Ehegerichts. *Zweyte,* umgearb., viel verm. u. berichtigte Ausgabe. 1826. XXXIX und 1162 S. gr. 8. (4 Rthlr. 8 gGr.)

2) *Ebendas.*, b. Denselben: *Der bürgerliche Process nach den Gesetzen und der Uebung des Eidgenössischen Kantons St. Gallen.* Ein Taschenbuch für Freunde des Rechts von *Joh. Jak. Zollikofer,* Kantonsrathe u. s. w. 1826. VIII u. 211 S. kl. 8. (16 gGr.)

Werke dieser Art sind kaum Gegenstände der literarischen Kritik. Ihr nächster Zweck besteht dar-

darin, die bereits einzeln erschienenen gesetzlichen Verordnungen dergestalt zu einem Ganzen zu vereinigen, dass diejenigen, für welche sie gegeben worden sind, sie leicht auffinden und ihren innern gegenseitigen Zusammenhang wahrnehmen können. Dadurch unterscheiden sie sich wesentlich von der fast in allen europäischen Staaten jetzt üblichen periodischen Bekanntmachung der Gesetze. Unstreitig darf der wissenschaftliche Forscher auch diese Art gemeinnütziger Schriften nicht ganz übersehen, weil auch er von der Gesetzgebung des sie betreffenden Staats dadurch leichter ein anschauliches Bild gewinnen wird, als durch die mühsame Durchsicht der vorhin gedachten, oft verschiedenartigsten amtlichen Sammlungen. In dem vorliegenden Falle gesellt sich für ihn noch ein eignes Interesse zu dem Gesagten. Der Kanton St. Gallen hat nämlich erst vor wenigen Jahren seine politische Selbstständigkeit erlangt; seine Gesetzgebung ist in allen ihren Theilen neu, und schon als solche bietet sie mannichfaltige Eigenthümlichkeiten dar. Ueber die Brauchbarkeit von Nr. 1. in dem vorstehend angedeuteten Sinne haben bereits die Kantons-Angehörigen entschieden. Ein sehr genaues Register erleichtert ohnehin den Gebrauch des starken Bandes, dessen Inhalt dem Titel genau entspricht. Die *erste* Abtheilung enthält neben der Verfassungsurkunde vom 31sten August 1814 alle die Gesetze, Beschlüsse und Verordnungen, die den Kanton St. Gallen im Allgemeinen und die beiden Confessions-Theile insbesondre betreffen; die *zweyte* S. 897 ff. das Wechselrecht und die Dienstboten-Ordnung der Stadt St. Gallen, auch ihre Verordnung über das Auslehnen (d. h. Verpachten) der Häuser und Güter. Die *dritte* Abtheilung S. 933 endlich begreift die Eidgenössischen Bundesverhältnisse und die in Kraft bestehenden Vorkommnisse mit benachbarten Staaten. Da sie mit Fleiss zusammengetragen sind und sogar bis Ende Augusts 1826 reichen, so erhält man dadurch eine selbst für das Ausland beachtenswerthe Ergänzung des *Handbuchs des Schweizerischen Staatsrechts* von *Usteri* (Aarau 1821.) Von allgemeinem Interesse sind S. 1 die Geschichte der Bildung des Kantons St. Gallen, die Angabe der Quellen des St. Gallenschen Staats- und Civilrechts und die Aufzählung derjenigen Werke, die für das Studium der Geschichte des Kantons als Quellen betrachtet werden können. Ausserdem sind im Buche mannichfaltige statistische Notizen zerstreut, von denen wir Beyspielsweise nur folgende Angaben herausheben wollen. Der Flächen-Inhalt des Kantons beträgt nach geographischen Geviert-Meilen 38,669 oder in schweizerischen Geviert-Stunden 104,152. Die Bevölkerung, nach der letzten im J. 1809 vorgenommenen Volkszählung, belief sich auf 135,209 Einwohner, wovon 84,309 zur katholischen und 50,900 zur evangelischen Confession sich bekennen. Eine andere, nach den Geburts- und Sterberegistern angelegte Berechnung giebt für das Jahr 1825 die gesammte Seelenzahl auf 140,262 an. Im Polizeybezirk der Stadt St. Gallen wohnten im J. 1824 = 8906 Menschen. Für den Ausländer wird die Benutzung des Werks durch häufige örtliche Benennungen etwas erschwert: denn er stösst hier z. B. auf eine *Reckordnung auf der Linth*, auf ein *Torgelmandat*, auf *Freyschiessetén*, auf eine *Waasenordnung*, ein *Tritt-* und *Trattrecht* u. dgl. m.

Nr. 2. liefert, mit steter Bezugnahme auf die einzelnen betreffenden gesetzlichen Verordnungen, eine ursprünglich nur für den Gebrauch des Vfs. bestimmt gewesene Beschreibung des im Kanton St. Gallen ausergerichtlichen und gerichtlichen Verfahrens. Der Zweck, das Verfahren in Rechtssachen, *wie solches* aus den Gesetzen und der bestehenden Uebung geschöpft werden konnte, unter den zwey Hauptgesichtspunkten des streitigen und nichtstreitigen Processes zu schildern, scheint uns durch die Deutlichkeit des Vortrags erreicht zu seyn. Dabey erleichtert ein alphabetisches Register ebenfalls den Gebrauch. Hr. Z. ist für seine vaterländische Gesetzgebung begeistert; denn im Vorwort ruft er aus: „ein Processgang wie der unsrige, so kurz und einfach, dass die schwersten (?!!) Civilrechtsfälle in wenigen Wochen, ohne grosse Kosten, definitiv entschieden sind, ist preiswürdig; er verdient gekannt, getreu erhalten und nachgeahmt zu werden." Es ist in der That betrübend, dass der Vf. an einer so unerhörten Vortrefflichkeit noch immer nicht genug zu haben scheint. Wenigstens kann seine Erklärung: er habe nur das schreiben wollen, was wirklich durch Gesetz oder Uebung bestehe — „nicht das, was allfällig noch zu wünschen wäre, oder in der Theorie gut stünde", ihm so gedeutet werden. Uns möge einstweilen noch der Wunsch gestattet bleiben, dass der Vf. in einer correctern und deutlichern Sprache geschrieben hätte.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ILMENAU, b. Voigt: *Leben, Thaten, Liebschaften, Verbrechen und Ende Louis Mandrins*, Oberhaupt(es) der französischen Falschmünzer und Contrebandiers, genannt das Ungeheuer von Frankreich. Frey nach dem Französischen. 1828. 8. (1 Rthlr.)

Rec. erinnert sich, schon vor länger als 50 Jahren eine deutsche Lebensgeschichte des berüchtigten Räubers, Falschmünzers und Contrebandiers Mandrin, *der in* der ersten Hälfte des vorigen Jahrh. sein *Wesen in* Frankreich trieb, gelesen zu haben, und der Vf. hätte wohl etwas Besseres thun können, als die Schandthaten dieses Verbrechers, die ewig vergessen bleiben konnten, wieder in Erinnerung zu bringen, und durch die eingemischten, recht *con amore* gemalten wollüstigen Scenen sein Büchlein zu Gift für die Jugend zu machen. Zu bedauern ist es, dass Werke solcher Art noch immer einen Verleger finden, und dass, so lange die Leihbibliotheken nicht einer strengen polizeylichen Aufsicht unterworfen sind, sie an diesen noch immer Käufer finden werden.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

September 1828.

LANDWIRTHSCHAFT.

München, b. Fleischmann: *Neuester Katechimus des Feldbaues,* zum allgemeinen Gebrauche der Landwirthe, Bauern und besonders auch der Landschulen. Vom Staatsrath *v. Hazzi,* Ritter des O. d. b. Siz. u. s. w. (*Zweyte* unveränderte Aufl.) 1828. 282 S. 12.

Das Ganze dieses katechetischen Unterrichts, der so ganz der Fassungskraft und dem Bedürfniss der Landleute angemessen ist, zerfällt in 3 Hauptstücke: 1) Genaue Kenntniss und Veredlung des Bodens; 2) Kenntniss der verschiednen Pflanzen, ihrer Eigenschaften und Früchte, so wie ihrer erforderlichen Pflege; 3) Kenntniss der vorzüglichsten Hülfs- und Beförderungsmittel des Feldbaues. Dieses ist nun in 32 Kapiteln oder Unterordnungen ausgeführt, in welchen 88 Gegenstände erörtert sind, wovon am Schlusse dieses noch eine kürzliche Uebersicht gegeben werden soll.

Wer unter Landleuten wohnt, wie Rec., und den niedrigen Standpunkt kennt, auf welchem bey weitem die meisten, wo nicht alle, rücksichtlich ihrer theoretischen Kenntnisse, von Allem, was ihr Gewerbe betrifft, stehen, der wird es sehr zweckmässig und wohlgethan finden, so mit ihnen zu sprechen, wie der Vf.; so sich ihnen, wie Anfängern in einer Wissenschaft auf die populärste Art verständlich zu machen. Eine künstlichere Sprache, ein tieferes, gründlicheres Eindringen in die Sache unter Benutzung des Details der Hülfswissenschaften ist für den gewöhnlichen Landmann über seinen Begriffskreis; er liest, aber ohne dadurch klüger oder angeregt zu werden. Was er verstehen und so mit Nutzen lesen soll, das muss kurz und körnig und wie zweifelsfreye Wahrheit rein abgesprochen dastehen, ähnlich dem: was heisst das? — und wie geschieht das? in Luther's Katechismus; was bey tieferer Erwägung der Sache noch wohl dabey beschränkt werden müsste, das gehört für den Bauer nicht, so wie für jeden Anfänger einer Wissenschaft. Der Vf. mag die geistige Beschaffenheit der meisten Dorflandwirthe wohl kennen (man vergleiche darüber das Nachdrückliche S. 15, wo auch selbst der Vortrag genau auf das Unbeschnittene an Herz und Ohren berechnet ist), so wie die daraus hervorgehende traurige Beschaffenheit ihrer Umgebungen S. 95—99; man muss sich mehrfältig auf dem Lande umgesehen haben, um die dortige Schilderung gar nicht grell zu finden. So bekannt mit den geistigen und leiblichen Gebrechen des Landvolks hat der Vf. ihnen die Speisen so zugerichtet aufgetragen, wie sie solche nur zu verdauen im Stande sind, und hat es dabey an kräftigen Gewürzen, hergenommen aus allen Fächern der Wissenschaften, die mit dem Feldbau in Verbindung stehen, nicht fehlen lassen. Man erblickt überall in diesem Katechismus ein einfaches, lebendiges, durch kräftige Sprache gehobenes Gemälde; nicht kalte, oder, wie man es sonst häufig wohl findet, kindische Demonstration. — Auch selbst der Druck des Buchs ist ganz für den Landmann berechnet; er muss gross und weitläufig seyn, und dabey nicht viel auf einer Seite stehen, damit die Augen des Landwirths, welche dem Lesen ohnehin abhold sind, sich im Gedränge von Buchstaben nicht verirren. Rec. hat das Büchlein nach allen Seiten betrachtet, hat Form und Sachen mit seinen auf dem Lande gemachten Erfahrungen verglichen und findet es in aller Rücksicht für das Publicum, welches es aus seiner Lethargie aufrütteln und vorwärts bringen soll, damit doch nur auch bey dem allgemeinen Lichte einmal wenigstens hier die Oberfläche erleuchtet werde, — denn zur gänzlichen Erleuchtung der sämmtlichen Gemächer und Winkel dürfte wohl noch etwas längere Zeit erforderlich seyn — — sehr ansprechend, selbst sogar rücksichtlich des starken Papiers ist es für die derbern Finger berechnet.

Der katechetische Unterricht beginnt mit den allgemeinen Begriffen über den Feldbau, und hier ist zugleich die Bodenkunde, Geschichte des Ackerbaus, Entstehung von Dörfern, Flecken und Städten, so wie die ganze Gestaltung unsrer jetzigen landwirthschaftlichen Verfassung eingewebt. Da erfährt auch der Bauer, auf welchem Standpunkte er leider noch steht und längst höher stehen könnte, wenn er sein hartnäckiges Hangen am Hergebrachten fahren lassen und gut gemeinten Rath annehmen wollte.

Ausführlich ist der Unterricht über den Dünger und zwar zunächst über Düngermaterialien, und dann über die Zeit und Art der Anwendung des Düngers, so wie über den Bedarf desselben. S. 21—101. Alles nun, was über die Grundbestandtheile der einzelnen Düngerarten, über ihre Mischung, Zersetzung und Wirkung dem hierin grösstentheils noch ganz unrationellen Landmann zu wissen nöthig ist, hat der Vf.

Vf. allgemein verständlich, aber auch eindringlich dargestellt. Der Landwirth wird da auf eine Menge von Materialien hingewiesen, die er bisher unbeachtet hat liegen lassen, oder wo er bey verkehrter Behandlung, vernachlässigter Mischung, zu früher, oder erst nach dem Verderben geschehener Unterbringung, nach Arbeit und Mühe nur vergeblich gedeihliche Wirkungen erwartete. Wenn man hier das ganze linkische Benehmen unzähliche Landwirthe mit den erprobten Vorschlägen vergleicht, so wird man sich schwerlich mehr wundern, dass die Erwartungen verringert und die Klagen vermehrt werden. Ganz vorzüglich verdient beherzigt zu werden, was S. 92 von der rechten Zeit des Düngerausfahrens und dem Unterbringen desselben gesagt ist.

Und S. 94: „Wo fehlt es denn, dass man bey der so ungeheuren Menge von Düngermaterialien und Mitteln doch immer Klage über Dünger-Mangel hört? — Der Fehler liegt allein in der Unwissenheit, Nachlässigkeit und Faulheit." — Und hierauf folgt die schon oben berührte, aber nicht erfreuende Schilderung von der Unreinlichkeit und dem Schmutze in Dörfern, Bauerhäusern, Ställen, Höfen. — „Durch die Dörfer ist meistens kaum zu fahren, wenigstens nicht zu gehen, ohne im Moraste waten zu müssen — von allen Höfen und Ställen läuft der Harn auf die Gasse, wo er ganze Lacken bildet — im Hofe liegt Alles umher, wie bey Jerusalems Zerstörung — die Ställe selbst, wie sehen sie meist aus? nicht anders, als wahre Räuberhöhlen." — Möchte doch die schliesslich S. 100 beygefügte Aufmunterung fruchten, „durch sorgsame Mist- und Düngersammlung auch nebenbey die andern grossen Vortheile zu erreichen: die höchste Reinlichkeit der Bauernhöfe, der Dörfer, Flecken und Städte, damit Alles freundlicher und schöner gestaltet, Luft, Wohnungen und Menschen gesunder, munterer und gesitteter gemacht würden."

Im *zweyten* Hauptstück S. 101—245 bey den Pflanzen überhaupt und denen des Feldbaues insbesondere ist die Physiologie derselben, ihre Eintheilung und Behandlungsweise mit der oben schon beyfällig bemerkten Gemeinverständlichkeit vorgetragen, und über die Halmfrüchte ein vollständiger Unterricht von der Saat bis zur Aernte ertheilt, wobey noch besonders auf den Mais aufmerksam gemacht wird.

Die Futterpflanzen S. 150 sind abgetheilt: 1) in Gräser und Futterkräuter, 2) Knollen- oder Wurzelgewächse, und 3) Gemüsearten. Natürliche und künstliche Wiesen, Behandlung derselben durch Wässerung, Ueberstauung, Ebnen, Düngen — die besten, schlechten und schädlichen Grasarten und Pflanzen und Verbesserung des Futterbaues auf Wiesen und im Felde machen unter andern mit den hier ertheilten Unterricht aus. Hierbey sind mehrfältig die Verhältnisse der Nahrungstheile des einen Gewächses mit denen eines andern angegeben. Gemüsearten und ausführlicher die Handelspflanzen beschliessen diesen Abschnitt.

Das letzte Hauptstück beschäftigt sich mit den vorzüglichen Hülfs- und Beförderungsmitteln beym Feldbau. Der Vf. eifert hier unter andern sehr gegen das Liegenlassen der Gemeindeweiden, als Ueberbleibsel des vorigen barbarischen oder Nomaden-Zustandes — regt die Abschaffung der Dreyfelderwirthschaft an — empfiehlt den Fruchtwechsel — zeigt das Wohlthätige der Ablösung der Grund-, Schaarwerks- und Zehentrechte, so wie die Arrondirung der Güter. Bey der Bestimmung *des Flächenraums* ist auch eine kurze Anleitung *zum Ausmessen* eines Grundstücks gegeben. Letztlich verbreitet sich der Unterricht noch über Wahl des Samens, seine Güte und Keimfähigkeit — Arbeitsvieh — Feldwerkzeuge — wo die Cork'sche Säemaschine als die zweckmäsigste empfohlen wird — Tagebuch und Rechnung des Feldbaues und der damit zusammenhängenden ökonomischen Speculation. — Das fleissige Besuchen der Culturcongresse kann vor der Hand wohl nur in Bayern geschehen, wo durch den Betrieb des landwirthschaftlichen Vereins solche Jedem nahe genug gebildet worden sind. Dort ist überhaupt rücksichtlich der Beförderung der Aufklärung in allen Zweigen der Landwirthschaft längst schon Vieles geschehen, was in andern Ländern noch lange frommer Wunsch bleiben wird.

Möge übrigens dieser Katechismus, der sich in aller Rücksicht über seine Namensbrüder erhebt, bald in die Hände recht vieler Landwirthe kommen, und sie beym Lesen erwägen, was zu ihrem Frieden dient.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ALTONA, b. Busch: *Neue Sommerpostille*, oder Predigten vom ersten Sonntage nach Ostern bis zum letzten Sonntage Trinitatis. Von *Claus Harms*, Archidiakonus in Kiel. 1827. VIII u. 676 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gGr.)

Um diese neue Sommerpostille, welche *sieben und dreyssig* Predigten enthält, zur eignen Erbauung benutzen und Andern empfehlen zu können, muss man mit ihrem Verfasser einerley Vorstellungen von dem Zweck und Geist des Christenthums haben. Man muss sich mit ihm *Vernunft* und *Offenbarung* als zwey einander entgegengesetzte Principien denken und von der ersten eine eben so geringe Meinung hegen, als diejenige ist, welche er in seinen Thesen, in seinen zu deren Vertheidigung herausgegebenen Briefen, in seiner Schrift, „dass es mit der Vernunftreligion nichts ist", und in vielen seiner Predigten, mit grosser Zuversicht zu sich selbst und seiner vermeintlich höheren Erleuchtung, ausgesprochen hat. Man muss mit ihm die Formeln, Theorieen und Spitzfindigkeiten des Augustinus und Anselmus als entscheidende Kriterien christlicher Recht-

Rechtgläubigkeit, und das Festhalten daran als eine Bedingung der ewigen Seligkeit betrachten. Man muss bey Allem, was einem in der Bibel und den symbolischen Büchern zweifelhaft oder gar vernunftwidrig zu seyn scheinen möchte, die Vernunft gefangen nehmen und an die Unfehlbarkeit der Augsburgischen Confession eben so fest glauben, als ein rechtgläubiger Katholik an die Unfehlbarkeit des Papstes glaubt. Wer nicht in diesen Stücken mit dem Vf. einig ist, dem wird dieser oft und am meisten da, wo er am heftigsten für *seinen* Glauben eifert und Andersdenkende verdammt, als ein in grobem Irrthum und Eigendünkel Befangener erscheinen. Zwar werden auch die Freunde und Verkündiger des vernunftmäsigen Christenthums Manches in diesen Predigten finden, wovon sie wünschen, dass die ganze Christenheit es hören und befolgen möchte, und Keiner wird in ihnen eine eigenthümliche Darstellungsgabe und Genialität des Vfs. vermissen. Aber kaum wird sich in dieser grosen Sammlung von Predigten auch nur Eine finden lassen, in welcher nicht entweder durch ein widriges Polemisiren, oder durch das eitle Hervortreten des lieben *Ich*, oder durch irgend einen seltsamen Einfall, oder durch Worte und Ausdrücke, die unter der Würde des Kanzelvortrags sind, die Andacht gestört und ein feineres Gefühl beleidigt würde. Zum Beleg dieser Andeutungen will Rec. von Vielem, was er sich angemerkt hat, nur Einiges hier mittheilen und dabey den Lesern selbst das Urtheil überlassen. Der Plan, nach welchem die Materien zu diesen Predigten gewählt sind, gründet sich auf die Meinung des Vfs. (S. 234), dass während der ersten Hälfte des Kirchenjahrs mehr die Wahrheiten eines lebendigen Glaubens, in der andern Hälfte mehr die Regeln eines gläubigen Lebens der Inhalt aller Reden seyn sollten. Die *erste* Predigt in dieser neuen Sommerpostille, am Sonnt. Quasimodogeniti, handelt von der *Confirmation*, von welcher Hr. *H.* behauptet, dass sie nicht sey „eine ungefähre *Aufkommenheit* in der Kirche, oder irgend eines machthabenden Mannes Einfall", sondern eine Handlung, die offenbar daraus hervorgegangen, dass, nach Apostelgesch. 8, 12—17, Paulus und Johannes die Hände auf die Getauften legten. Gleichwohl hält er, und mit Recht, die Confirmation nicht für eine von Gott befohlne Handlung, auch nicht für ein Erfordernis zur Seligkeit. „Stirbt uns", heisst es S. 18, „ein ungetauftes Kind, da, achten wir, sey etwas versäumt; wenn aber ein *unconfirmirtes* Kind stirbt, mit dem vollen Segen der Taufe gehet das heim, und was diesen Punkt betrifft, da fehlt auch nichts." In der 2ten Pred., *von der Trennung der Christenheit in verschiednen Kirchen*, hat sich der Vf. in Widersprüche verwickelt, indem er (im 2ten Theile der Pred.) behauptet: 1) diese Trennung der christlichen Kirchen betreffe *keine Grundlehren, keine Hauptsachen;* 2) diese Trennung betreffe *keine Nebensachen,* besonders in Rücksicht der Katholiken, „nicht blos verschiedene Ansichten, unschuldige Irrthümer, ungefährliche Lehren, sondern vielmehr *sehr gefährliche und verderbliche* Lehren." — Von *Luther,* als Reformator, wird S. 25 gesagt: „Sein Werk war nicht von Menschen allein, sondern zu unsrer Trennung von der katholischen Kirche hat Gott sein *Fiat,* sein Ja gesprochen." In der 3ten Pred., *von der Trennung durch die neuern religiösen Ansichten innerhalb unsrer Kirche,* spricht sich der Redner mit groser Heftigkeit gegen die sogenannten Rationalisten aus. Schon im Eingange heisst es S. 37: „Was immer auch davon gesagt werden kann, wie nachtheilig die Trennung der Einen Kirche in drey(?) Kirchen sey, als unbedeutend erscheint es, als kaum der Rede werth gegen das, was davon zu sagen ist und davon gesagt werden muss, dass inmitten unsrer Kirche sich ein solcher Abfall (*von Augustin und Anselm?*) gewiesen hat, wie leider. Gesagt werden muss, ja, und ob sich die Rede anliess als eine Schleuder, und ihre einzelnen Worte mit glatten Steinen sich verglichen (ein Bild, worin sich der Vf. sehr zu gefallen scheint!): so darf sie nimmer ein solches Urtheil scheuen." — Möge nur Hr. *H.* das Urtheil nicht verschulden, welches schon öfter über ihn gefällt wurde, dass er von seinem Eifer sich zur Verleumdung der ehrwürdigsten Wahrheitsfreunde hinreissen lasse! Aehnliches, als in diesem vom Anfange bis zum Ende polemisirenden Vortrage, kommt auch in den nächstfolgenden Predigten vor: nämlich am Sonnt. *Cantate,* über das sonderbare Thema: *Wie das Christenthum müsse angesehen werden deshalb, weil nach Christi Hingang zum Vater noch die Sendung des heil. Geistes nothwendig war?* und am Sonnt. *Rogate: über die Duldung der Andersdenkenden.* In der letzten Pred. wird die Trennung in unsern Tagen durch die neuern religiösen Ansichten innerhalb der christlichen Kirche, und namentlich in unsrer lutherischen Kirche, ein *erschreckliches Unglück* genannt, „darum, dass sie alle Bande des Lebens, die häuslichen, die kirchlichen und die bürgerlichen Bande des Lebens löst, darum, dass sie aller Gottlosigkeit die Thür öffnet; darum, dass sie mit einem falschen oder gar keinem Troste die Seelen in eine andre Welt schickt." Hätte der Vf. auch hier die Lehrer eines vernunftmäsigen Christenthums bezeichnen wollen, könnte man dann noch einige Achtung für ihn haben? — Am *Himmelfahrtsfeste* wird den Zuhörern vorgestellt *das dreyfache Hineintreten des Himmelfahrtsfestes, nämlich in die Natur, und in den Glauben und in das Leben* (?!). Im *ersten* Theile wird gelehrt, wie zeitgemäss das Himmelfahrtsfest hereintrete, eben in den Tagen, da die Natur ihre allerhöchsten Reize auslegt, „um denen, die lieber auf dem Baumblatte, als auf dem Bibelblatte lesen, lieber die Vögel singen, als die Prediger reden hören, zuzurufen: Stehet still! euch soll gewiesen werden, dass es ein Anderes gebe, dass die Natur es nicht allein sey." Die Pred. am Sonnt. *Exaudi* erinnert an eine andere, die sich für eben diesen Sonntag in den *christologischen Predd.* des Vfs. befindet. Dort sprach Hr. *H.* (S. 465 ff.): „Ich wüsste keinen Sonntag im

im ganzen Jahre, der, ich kann es nicht treffender sagen, so arm wäre, als es der heutige Sonntag eben ist. Wie so? Christus ist weggegangen, und der heilige Geist ist noch nicht gekommen; so sieht dieser Sonntag verlassen und arm da, — und, setze ich noch hinzu: dieser ist ein trauriger Sonntag." — Dieser Einfall, ganz im Geschmack des *Abraham a Santa Clara*, gefiel Hn. *H.* so sehr, dass er hier denselben zum zweyten Male darbringt, und zwar mit solchen Zusätzen und in einer solchen Einkleidung, dass die ganze Darstellung dadurch noch viel widriger und ungereimter wird. — Möge aus dieser Pred. nur eine Stelle hier Platz finden, um eine Probe von der Unklarheit zu geben, womit der Vf. nicht selten zu reden pflegt. S. 128 soll erklärt werden, was die lebendige Kenntniss vom Christenthum oder das innere Leben des Christen sey. Da heisst es denn unter Anderm also: „Zu verstehen, dass unsre Kenntniss vom Christenthum mit irgend einer grössern oder geringern Kraft bey uns verbunden sey, welche entfernt Einiges, wiederum Andres anzieht, die Seele zu diesem hinzieht, im Streben darnach, es zu bekommen, in Freuden, wenn es erlangt ist, in Sorgfalt es nicht wieder zu verlieren, und wie zugleich diese Kraft sich weist in der Gestaltung des Lebens, das sonst so heisst, unsre Werke, unsre Worte, ja das Alleräusserlichste an uns, selbst die Gliedmassen und was den Leib bedeckt, dass wir dasselbige lassen von dieser Kraft ergriffen und gestaltet werden immer mehr und mehr, — das ist das Leben." — In der *Pfingstpredigt* wird ein Fluch ausgesprochen über Alle, „welche vermeinen, wir könnten auch wohl das Christenthum haben ohne die äusserliche Einfassung, die Lehren der christlichen Religion ohne ihre Begebenheiten, den Geist, so zu sagen, ohne Fleisch und Bein." Solche werden vorgestellt, als die Gott meistern und wider ihn streiten, der dem Moses im feurigen Busch erschien, vor Israel in einer Wolken- und Feuersäule herging" u. s. w. „So (S. 150) hat Gott wollen, ihr aber wollt nicht so; da widerfahr' euch denn, was Einigen nach dem Text, dass ihr gleichfalls haltet die Begeisterten für Betrunkene, und seyd dann verkehrt und verloren, die ihr es wollet!" (Am Sonnt. Rogate hatte Hr. *H.* zur Duldung der Andersdenkenden ermahnt, damit die Gewinnung(?) nicht ausschlage in *Ungestüm*, in *Lieblosigkeit* und in *Selbstsucht.*) — S. 156 werden die Zuhörer also angeredet: „Kieler Gemeinde! wie verschieden bist du seit mehrern Jahren geführt worden; so wollten die mit dir und Andre wollten so, in ganz entgegengesetzter Richtung. Sehe deshalb sich ein Jeder, da er gehet, umher! Wandelt Christus mit dir, der Christus, den die Apostel verkündigen? ein Christus mit Wunden? Das ist der rechte; denn durch welches Wunden 1 Petr. 2. ihr seyd heil worden." Weiter unten wird von einer Trunkenheit geredet, „welche nüchtern macht, 2 Tim. 2. und des Teufels Stricken", wo es dann heisst: „Dass ihr auch einmal trunken würdet auf diese Art, welches heisst: nüchtern! Kommt her, ihr Dürstenden! Es ist ein Tag, da der Herr einschenkt. — Kommt her, ihr kalten Seelen, aus dem strengen Norden eurer Wissenschaften, aus dem frostigen Norden eures Erwerblebens, und tretet in den Süden des Pfingstglaubens und Pfingstlebens hinein! — So kommt doch *näher und seyd* nicht bang! Wer hat euch beredet, *denn ihr* geberdet euch ja, als wenn euch Jemand beredet hätte, es gäbe keine Wärme als im Thal, kein Feuer anders als von der Hölle her?" (Welcher gebildete Christ möchte wohl sein Ohr zu solchem Geschwätz hinwenden?) — In der Predigt *am Sonntage Trinitatis* „zum Verständniss, was dieser Sonntag sey und seyn solle", — wird versichert (S. 168), dass mit der Lehre von dem *dreyeinigen* Gott Alles stehe und falle. „Wenn sie fiele, so fiele schlechterdings alles Christenthum und zugleich bürgerliche Ordnung, Heiligkeit der Gesetze und der Eide, häusliche Glückseligkeit, ehrbares Leben und gute Sitte; das Alles würde fallen und nicht bestehen, wenn nicht unter uns beständig der Glaube an den *dreyeinigen* Gott bliebe."

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

Hannover, in der Hahn. Hofbuchh.: *Blumenkranz für Freundinnen der Natur.* In Erzählungen. Gewunden von *Henriette Hanke*, geb. *Arndt. Zweyte* Sammlung. 1827. 328 S. 8.

Im Allgemeinen müssen wir das über *die erste* Sammlung in den Erg. Bl. vom J. 1827. Nr. 25 ausgesprochene günstige Urtheil auch *diesem zweyten* Kranze ertheilen. Derselbe enthält zwey Erzählungen: *Ehrenpreis* und *Balsamene*, von welchen die erstere männliche, die andere weibliche, durch Leiden geprüfte Seelengrösse verherrlichen soll. Reine Sittlichkeit und ernste Lebensfassung zu erhalten und zu fördern sind diese Erzählungen besonders geeignet, und um deswillen ihnen viele Leserinnen zu wünschen. — Indess kann doch Rec. nicht verschweigen, dass es ihm scheint, als ob die von ihm geachtete Erzählerin anfinge, etwas breiter und gedehnter zu schreiben als früher. Möge sie sich vor diesem Abwege hüten, den sie sonst glücklich vermied.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

September 1828.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Altona, b. Busch: *Neue Sommerpostille* — — Von *Claus Harms* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

In den folgenden *sieben und zwanzig* Predigten, die an den Sonntagen nach Trinitatis gehalten warden und sich mehr auf das Leben, als auf den Glauben der Christen beziehen sollten, werden meistens interessante Materien abgehandelt, und manche wichtige, gemeinnützige Wahrheiten auf eine anziehende, hier und da recht treffliche Weise dargestellt. Desto mehr ist aber zu bedauern, dass auch in diesen Predigten die christliche Erbauung so oft gehindert wird, bald durch auffallende Behauptungen und Ansichten, welche der Vf. geltend zu machen sucht, bald durch andere schon oben berührte Eigenheiten. Rec. hält es für seine Pflicht, auch hiervon, bey Angabe der Hauptsätze dieser 27 Kanzelvorträge, einige Proben vorzulegen. 1. *Von dem dreyfachen Segen unsers Gottesdienstes.* 2. *Wie von der Kirche aus die Schulen anzusehen sind.* Hier wird die allgemein anerkannte Pflicht, das Christenthum in den Schulen zu lehren, unter andern auf folgende Weise eingeschärft (S. 205 ff.): „Kirchengut ist es meistens und Kirchenbrot, das den Schullehrern gegeben ist, wie solches z. B. von unsern Schulen mit noch unverblichenen Buchstaben geschrieben steht; — erst 30 Jahre ist es her, dass der grösste Theil von der Einnahme des vorigen dritten Predigers an dieser Kirche eine Einnahme der Schule geworden ist. Soll es kein Raub seyn, muss die Schule dafür der Kirche zu Dienst seyn. — — Was hilft's wenn die Kinder zu allem Andern gebracht werden, nur nicht zu Christo! wenn Lehrer und Aeltern die Kinder über die schönen Fortschritte herzen, Jesus sie aber nicht herzen und segnen kann! Was hilft's, wenn sie eine schöne Hand schreiben, wofern sie nicht *die Schrift* verstehen, die eigends so heisst? Oder dass sie schwere Rechenaufgaben lösen, wofern sie nicht die ersten Aufgaben der Bibel und die allgemeinen Exempel des Lebens lösen! — Was hilft's, dass sie die Büchersprache lernen regelmässig sprechen, oder gar mit Franzosen und Dänen in deren Sprache, wofern sie nicht lernen mit den Propheten und Aposteln sprechen und mit Gott in Gebeten?" — 3. *Von dem erbaulichen Umgang.* S. 229: „O Lieben! weiss ich denn nicht unter euch, denen die Nachrichten aus dem Reiche Gottes angenehmer zu lesen sind, als Merkur und Correspondent und Börsenhalle!" 4. *Von den bessern Freuden.* Im Eingange wird von einem Hinderniss der Sonntagsfeyer zur Zeit des Sommers geredet. S. 235: „Was ist dieses Hinderniss? O ihr kennt es wohl, wenn ihr Sonnabends gewisse Bekanntmachungen leset; ihr seht und hört es, wenn Sonntags Morgens, Sonntags Nachmittags viel mehr Menschen aus der Stadt hinaus- als hereingehen, und ihr seyd zum Theil selbst durch solche hindurchgegangen, ihr nach der Kirche, sie — nun wohin? worauf zu? wem nach? sie gehen den Freuden nach, wie das milde Wetter, die schöne Natur, allerley Spass und Spiel im Freyen und ein solcher froher Genuss in einer fröhlichen Menge draussen sich ihnen darbeut, wie zwar diess weltliche Hinderniss des Heiligen sich finden lässt überall, doch ja am Sonntage und durch die ganze Woche sich stärker finden lässt bey uns, als vielerwärts." Diess wird noch weiter ausgeführt S. 242. In Beziehung auf die Freuden der Natur wird behauptet, dass die Natur ehedem viel reiner und herrlicher gewesen ist und uns gegenwärtig bloss ihre Reste zeigt. — S. 245: „Einen solchen Stern hat der ganze Himmel nicht mehr als den, welcher den Weisen nach Bethlehem den Weg zeigte, und kein Baum hat eine solche Merkwürdigkeit für uns, wie jener Feigenbaum, der auf Christi Geheiss verdorrte." 5. *Wie bedeutsam es sey, ob man vom Glück mehr oder mehr vom Segen spreche.* 6. 7. *Das Bücherlesen von der Lichtseite und von der Schattenseite.* In diesen Predigten, welche manches beachtenswerthe Wort enthalten, wird eines Predigers in einem benachbarten Lande gedacht, der in zwey Jahren kein anderes Buch als die Bibel gelesen haben soll, und darnach gesagt S. 280: „Zu viel Rühmens von der heil. Schrift kann nicht gemacht werden. Wie weit Jemand nicht einstimmt in das helle Loben, so weit, das müsse er wissen, ist er im heiligen Leben noch zurück. Esra 9, 19: Moses besprengte das Buch und alles Volk mit dem Blute; uns ist die Bibel mit dem Blute Jesu besprengt; wie viel von dieser Besprengung auf uns gefallen ist in zueignendem Glauben, so viel Vergnügen findet unsre Seele daran, — an diesem Buch und an allen andern, auf die gleichfalls sind heilige Tropfen gefallen." S. 302: „*Kempis* muss *Knigge* nachstehen, *Luther* muss *Lafontaine* nachstehen, *Petrus* und *Paulus* und *Johan*-*nes*

nes insgesammt kommen nicht daran vor dem einzigen *Walter Scott*." (!!) 8. *Von dem thätigen Leben des Christen*, und zwar *nach der Tiefe* und *nach der Höhe, nach der Breite* und *nach der Länge dieses Lebens*. S. 313: „*Cicero* sagt: Keiner wird je seine Tugend Gott zu Buch schreiben."(?) 9. *Die Mitwelt und die Nachwelt*. S. 335: „Wenn ein Begüterter stirbt, der nichts für die Nachwelt gethan hat, das ist, wie wenn jemand einen Banquerot macht, bey welchem auch der erste Creditor ums Geld kommt." 10. *Die Stufen im Christenleben*. S. 366: „Vergleichen wir eine solche Seele, die ihren Himmel schon allezeit (!) auf der Erde hat, jenem Instrument, das vor ein Paar Jahren bey uns Hand in Hand zwar als ein Spielwerk ging, aber ein wie treffendes Bild uns giebt von einer seligen Seele im unseligen (?) Erdenleben. Was man in dasselbe hineinthat, wie Geringes, wie Verächtliches, wie Missfarbenes und Missgestaltetes auch, man schüttelte das Instrument, so gab Alles und Jedes darin eine wie schöne liebliche Erscheinung!" — Wieviele unter den Zuhörern mögen wohl gewusst haben, wovon hier die Rede sey? 11. *Die göttlichen Befehle als christliche Befugnisse*; mit anderm Wort: *Die Verwandlung des Gebots, du sollst — in die sanftere Form der Verstattung, du darfst*. In dieser Predigt, welche, wie die nächstvorhergehende, viel Unklares enthält, lieset man S. 379: „Damit noch und fast damit allein lässet sich der Nichtchrist fahen, dass es ihm nicht möglich sey, schlechterdings nicht möglich, ein gutes Werk aus reinem Triebe zu thun, ein kleines so wenig, wie ein grosses. — Warum nicht? Weil der sein Ich hat, weil er ein Ich ist u. s. w. Durch das Christenthum nur wird dieses Ich entfernt, getödtet und begraben." S. 382: „Das Christusgesetz enthält zehn, enthält hundert Tafeln, wenn jenes auf Sinai gegebene nur zwey Tafeln füllte; und wenn die Rabbiner sechshundert dreyzehn machten, Christus hat sogar dem Blick ein Gesetz gegeben und dem Gedanken." S. 383: „Wer in die Sünde fällt, der fällt nicht auf einem wohlgefegten und gebohnten Boden nieder, das wissen wir; darum, wenn er aufsteht, so weiss er auch, was er zu thun hat." — S. 386: „Wenn der Mensch dahin kommt, die Stimme, die in ihm ist, als die Gottesstimme zu hören: — o wie leicht, wie gar leicht kann auf diesem Instrument der Böse zu spielen anfangen, als der umhergeht und lauert darauf, zuerst etwa noch in bekannten frommen Chorälen, dann im verführenden Nachspiel und in verlockenden Uebergängen zum weltlichen, sinnlichen, fleischlichen Liede, so den Menschen verführend, der um des Instruments willen jedem Ton und Spiel arglos vertrauet. Ohne Bild: Weil sie thaten, was sie mochten, und glaubten, sie dürften auch thun nach erlangter Befugniss, die ihnen als Gottes Befehl galt, so sind Viele in Unzucht und Ehebruch hineingerathen, zu Diebstahl und Meineid gekommen, selbst zu gräulichen Mordthaten, deren eine ihr Alle wohl wisst; denn *Sand's* That ist nicht in *Sand* geschrieben, sondern auf eine steinerne Tafel zur Warnung mit seinem Blute geschrieben und mit dem Blute des von ihm Ermordeten, welche Schrift nimmer bleichet." — 12. *Die christliche Familientafel*. S. 392 ff.: „Wie gross die Untreue bey uns sey, Manche unter euch wissen noch mehr davon, als ich weiss. — Die Untreue ist ein viehisches Wesen, — ein Entsetzen, wenn auch mit seidenen Gardinen behangen. — Die Ehebrecherin steht den Verlassenen an gleich einem Thore, dass, wer kommt und das Thorgeld bezahlt in Geld, oder Putz, oder worin, frey die sonst verbotenen Wege fahre. — — Die Ehebrecher nehmen die Glieder Christi, das sollten die ihrigen seyn, und machen *Hurenglieder* daraus; sie bewerfen mit Koth, sie überstreichen mit Russ das heilige Bild von der Gleichheit" u. s. w. 13. *Herren und Dienende*. S. 414: „Demuth hiess vor Alters Thiemuth, d. h. Magdmuth, Thie eine Magd." — Eine ganz andre Ableitung des Wortes findet man in der allg. teutschen Synonymik von *Eberhard, Maass* und *Gruber*. 14. *Aerntepredigt*. Die Behauptung S. 434, dass alle andre Pflanzen *in ihrer gegenwärtigen Gestalt* auch ohne den Menschen ihr eignes Fortbestehen haben, und bloss das Korn, diess einzig und allein, absterbe, wenn es nicht Menschenhand bewahre, — dürfte schwerlich zu erweisen seyn. S. 436 lehrt Hr. *H.*, dass die Speise *durch* Gebet gesegnet werde, und dass, wie im Sacrament des Altars nach geschehener Einsegnung zweyerley sich finden, so auch in jeder gesegneten Speise in, mit und unter dem Irdischen sich ein Himmlisches und Heiliges befinde. — Nach S. 439 dürfte wohl die grosse Armuth, in welche Viele, die meist überreichlich hatten, so unerwartet und unbegreiflich gerathen, eine von Gott über sie verhängte Strafe seyn, weil sie das Tischgebet unterliessen und Gott nicht für seine Gaben dankten. (Ist auch diess eine im christlichen Glauben gegründete, der Gottheit würdige Vorstellung?) S. 441 heisst es: „*Es enthält* doch jede Speise in sich etwas, das der *innere* Mensch bekommt, und die wir gelehret sind, *dass* auch in die Natur hinein der Menschen Sünde gedrungen ist, möchte denn nicht auch in unsre Speise etwas Sündhaftes gekommen seyn? — und möchte nicht wohl diese Eigenschaft der Speise unschädlich gemacht werden durch ein Gotteswort, über die Speise gesprochen?" — — Die Gegenstände der noch übrigen Predigten sind folgende: 15. *Vom Reichthum*. 16. *Das Wort Jesu: Weine nicht!* 17. *Von der Armuth*. 18. *Christliche Aussichten für die, so in Traurigkeit gehen*. 19. *Rückblicke und Aussichten*. 20. *Die Reformationsfeyer*. 21. *Sein Altwerden verstehen*. 22. *Das Krankenbette*. 23. *Das Wiedergutmachen*. 24. *Vom falschen und vom wahren Trost im Sterben*. 25. *Die verschlossene Thür*. 26. *Von der Wiederkunft Christi noch vor dem jüngsten Tage*. 27. *Von der Dunkelheit der letzten Dinge*. — Da der Raum hier nicht gestattet, aus diesen Predigten, die mit den vorhergehenden gleiches Lob und gleichen Tadel verdienen, Mehreres anzuführen, so sey es genug an folgender Stelle aus der Pr. am 22. Sonnt. nach Trinit.,

wo

wo S. 582 gesagt wird: „Oftmals erscheint uns die leibliche Krankheit, als die mit ihren Schmerzen in den Augen der Seele den Staar sticht, mit ihrem erschütternden Frost die Rinde des Herzens bricht, mit ihrer Hitze den starren Sinn schmeidigt, mit ihren Krämpfen Bande zerreisst, welche den Geist beständig gebunden hielten. Also geschieht es, dass die Krankheit wie die Geburtshelferin uns vorkommt, die den neuen Menschen, im Menschen den Christen zum Vorschein bringt. *Oder wie sonst Jemand in das Geheimniss der Bekehrung durch andre Ritzen hineinblickt.*" — Ohne sich auf die schon oft besprochenen Fragen einzulassen, welche Hr. *H.* im Vorworte zu diesen Predigten aufwirft, will Rec. nur aus der Anrede an Jesum in diesem Vorworte folgenden Ausdruck der christlichen Demuth des Vfs. mittheilen. „Es beugt mich, es wirft mich vor *dich* nieder, wenn ich daran denke, wie du dich selbst allezeit, nun schon eine so lange Zeit, meines Wortes angenommen, beides, was ich vor den Gemeinden gesprochen und was ich in die Christenheit hineingeschrieben habe. Wer bin ich? Mit gleichen Freuden, wie zu mir, bist du zu vielen Andern nicht eingekehrt, die gewiss deines Mitihnenseyns viel würdiger sind, als die fleissiger forschen, brünstiger beten und als reinere Gefäse für deine Gaben sich darbieten. — *Du gehst befremdende Wege.*" — Wenn das Erste wahr ist, so muss es auch das Letzte seyn: denn es läst sich ja nicht denken, dass Christus, das Ebenbild des heiligen und gerechten Gottes, den Würdigern dem Minderwürdigen nachsetzen und diesen vorzugsweise begünstigen sollte. Wenn aber Hr. *H.* sich mit so lebhafter Dankbarkeit die segensreichen Wirkungen des von ihm gesprochenen und geschriebenen Worts vorstellt, woher dann die Klagen über den geringen Erfolg seiner Bemühungen? — Schon in einigen der oben angeführten Worte vernimmt man solche Klagen; noch stärker hört man sie in andern Stellen dieser Predigten, z. B. in der Predigt *am Reformationsfeste* (welches fast, nach seinem Dafürhalten, in der ganzen protestantischen Kirche, auch da, wo er lebt, eher ein Trauer- als ein Freudenfest zu nennen sey). In dieser Predigt sagt er S. 536 ff.: „Das gebietet die Wahrheit zu bekennen, und nach meinem nun bald neunjährigen Dienst an der Gemeinde ist es ja auch Keinem unbekannt in dieser Gemeinde, wie wenig, sehr wenig sey ausgerichtet worden durch mich. Ja, wenn alle Zuhörer gläubige Zuhörer wären, was sie bekanntlich bey weitem nicht sind, und wenn alle gläubige Zuhörer lebendig Gläubige wären, was uns ja genug aufgerückt wird, dass man es nicht sey: wie ganz anders müsste dann es um Jerusalem stehen! — Nein, ob etwas, so ist's doch wenig, wenig, was ich habe zur *Wiederherstellung* (?) an diesem Orte gethan. Darf ich ja noch immer eine jede Sonntagsversammlung fragen: Hättet ihr's nicht lieber, wenn ich gute Sitten, als dass ich christlichen Glauben? wenn ich Vertrauen auf Gott in Nahrungssorgen, als dass ich die Zuversicht zu unserm Heiland Jesu Christo in Sorgen wegen unsrer Seligkeit predige. Und dieserhalb will ich, als ich nach solcher Erfahrung muss, mich selbst einbegreifen und es laut sagen: Wir sind es nicht, die rechten Wächter sind wir nicht." — Der Trost des also Klagenden liegt in den Worten seines Textes, Jes. 62, 6. 7, indem er darin die Verheissung findet, „dass der Herr die bessern Wächter bestellen wird, die den ganzen Tag und die ganze Nacht nimmer schweigen, sondern rufen nach Wächteramt: da ist die Noth, da ist die Gefahr! Und es werden vor derselben Männer Ruf sich die Gelehrten und Hochmögenden entsetzen, dass sie solche Abtrünnige geworden sind des allerheiligsten Glaubens, und die jungen Kinder werden vor Schreck zusammenfahren, dass ihre Führer sie also seelenverderbliche Wege geführt haben." — — Rücksichtlich der jungen Kinder, deren hier so drohend gedacht wird, klagte der Vf. in seinen christologischen Predigten S. 531 über die *Kinder in Kiel*, dass, während er in der Kirche einige Kinder um sich habe, mit welchen er rede vom Reiche Gottes, andere und die meisten in den Schulen Geographie lernten; während er einige Kinder in die Geheimnisse Gottes einführte, andre und die meisten Welt- und Vaterlandsgeschichte lernten; während er einigen Kindern das Buch des Evangeliums aufthue und die Gottesblumen der Himmelsweide suchen lehre, andere über dem *Cornelius Nepos* sässen, Französisch und Hochdeutsch lernten, Stickereyen und Strohblumen machten. — In der gegenwärtigen neuen Sommerpostille, und zwar in der Predigt am 19ten Sonnt. nach Trinit. (Hauptsatz: *Rückblicke und Aussichten*) sagt er S. 524 ff.: „Wahrlich, wenn ich dieses Mal zum letzten Mal vor der Gemeinde stände, so möchte ich wohl sagen können mit Pauli Worten: Ihr wisset, wie ich bey euch gewesen bin vom ersten Tage, und zeuge am heutigen Tage, dass ich rein bin von Aller Blut; denn ich habe euch nichts verhalten. Aber ach! wie so Viele, und wie so Viele eben von denjenigen, die man könnte die Aeltesten, die Angesehensten der Gemeinde heissen, sind der Verkündigung ausgewichen, Andern zu einem gefährlichen Exempel, sich selber freylich zu einem gewissen Schaden. Und von mehrern mich betrübenden Vorstellungen betrübt eine mich ganz besonders. Acht Jahre sind zum Theil die Kinder der Stadt von der Schule, da sie sassen, zurückgehalten worden, dass sie nicht sollten in die Kirchenlehre gehen; im neunten Jahr ist endlich die Einrichtung gemacht, dass die Schule derweil geschlossen wird; allein ich weiss kaum, ob auch nur ein einziges Kind mehr dieserhalb in die Kinderlehre kommt." — — Diese Geständnisse und Klagen, welche sich nach jenem Gebet im Vorworte hier kaum erwarten liessen, können leicht die Frage veranlassen, was denn die Ursache sey, dass eben der Mann, dessen Reden von so Vielen gehört und dessen gedruckte Predigten von so Vielen gekauft und ja wohl auch gelesen werden, dennoch nach seiner eignen Versicherung, selbst unter denen, in deren Mitte er lebt, so wenig zu lei-

fien vermag, um fie nach feinen Anfichten und feinen Wünfchen zu bilden. Manche mögen den Grund davon in der grofsen und allgemeinen Verdorbenheit der menfchlichen Natur nachweifen wollen. Andere glauben, dafs Hr. *H.* feine unverkennbaren Kanzelgaben nicht fo gebrauche, wie er wohl könnte und follte, und dafs feine Predigten von Vielen nur deshalb vorzugsweife gehört und gelefen werden, weil er dem Wahren und Guten, was er fagt, — zuweilen auf eine mufterhafte Weife fagt, — häufig eine fo unerwartete, aufregende, witzige oder doch witzig feyn follende Wendung giebt, und weil überdiefs in feinen Kanzelreden nicht felten fo fonderbare Bemerkungen und poffierliche Einfälle, fo auffallende Anfpielungen und fo ungeftüme Ausfälle gegen die Mifsfälligen vorkommen, dafs die Zuhörer und Lefer fich dadurch, wenn auch nicht eben mehr erbauet, doch ftärker angezogen und beffer unterhalten fühlen, als durch das Hören und Lefen anderer Predigten, z. B., — um nur Verftorbene zu nennen — von *Spalding*, *Zollikofer*, *Reinhard*. — Aber einen noch wichtigern Grund von dem geringen Erfolg der Bemühungen des Hn. *H.* finden Viele in feinem auf das Beftimmtefte ausgefprochenen unverftändigen Hafs gegen die Vernunft und ihre ewigen Gefetze, fo wie in feiner ftarren Anhänglichkeit an das alte und veraltete dogmatifche Syftem, verbunden mit einer hochmüthigen und lieblofen Verketzerung derer, die auch in Sachen des Glaubens ihre Vernunft gebrauchen. Die diefe Meinung haben, halten fich überzeugt, dafs er, fo lange er fortfährt, fein dogmatifches Syftem an die Stelle der wahren Chriftuslehre zu fetzen, er diefe, anftatt ihre grofsen, heiligen Zwecke zu befördern, vielmehr verdunkeln und entftellen wird.

TECHNOLOGIE.

DRESDEN, in d. Walther. Buchh.: *Die Branntweinbrennerey nach einer verbefferten Gährungsart, durch welche ein Fünftheil mehr gewonnen wird.* Nebft einer vollftändigen Anweifung zur Verfertigung aller Arten einfacher und doppelter Liqueure. Nach vieljährigen Erfahrungen herausgegeben von *Bachwell.* Mit 1 Kpf. 1828. XVIII u. 211 S. 8. (18 gGr.)

Man würde fich fehr getäufcht finden, wenn man in vorliegendem Schriftchen eine zweckmäfsige Anleitung zur Branntweinbrennerey auf der Stufe der heutigen Vollkommenheit diefer Kunft fuchen wollte. Auf 35 Seiten handelt der Vf. das Branntweinbrennen höchft oberflächlich und ungenügend ab, ohne auch nur mit einem Worte die vervollkommneten Brennapparate, die heutiges Tags allein noch vortheilbringend feyn können, zu erwähnen. Sein Apparat ift die gewöhnliche Blafe mit Kühlfchlange; auch fpricht er faft nur von Bereitung des Getreidebranntweins. Was die neuern Entdeckungen des Vfs. betrifft, durch welche es ihm gelingt ein Fünftheil Branntwein mehr als andre Brenner zu gewinnen, fo beziehen fie fich auf die Flüffigkeit zum Stellen der Meifche und auf das Gährungsmittel. Das Abftellen gefchieht bisjetzt, wie er fagt, immer noch mit kaltem Waffer; er aber hat, diefs find *feine Worte*, die Hälfte Waffer und die Hälfte dünnen Spülicht zum Abftellen genommen, durch welche Manipulation er immer ein Fünftheil Branntwein mehr erhielt, als wenn er mit Waffer allein abftellte. (!)

Da die Hefen nicht immer von gleicher Güte erhalten werden können, fo bereitet fich der Vf. fein Gährungsmittel felbft, indem er einen Theil feiner Meifche mit kaltem Spülicht gähren läfst und dabey die Gährung bisweilen durch Hefen wieder anregt — das Product ift das Gährungsmittel, auf deffen Entdeckung er grofsen Werth legt.

Die theoretifchen Erörterungen des Vfs. klingen wunderlich. So fagt er: das Malzen des Getreides fey eine Operation, bey welcher dem Getreide fein Sauerftoff ausgezogen und dadurch dem Kern ein füfser Gefchmack verfchafft werde.

Wenn wir indeffen dem erften Theile des Schriftchens eben keinen grofsen Werth beylegen können, da er bis auf einige praktifche Bemerkungen durchaus nur das jedem Branntweinbrenner längft Bekannte wiederholt und dabey oft das Wichtigfte ganz übergeht, fo dürfte doch der zweyte Theil von S. 36—200 Manchem eine willkommne Gabe feyn; er enthält nämlich eine Sammlung einiger hundert Vorfchriften zur Verfertigung vieler Arten (wenn auch nicht aller, wie der Titel befagt) von Branntweinen, Liqueuren und wohlriechenden Waffern, die wenigftens keine fo arge Giftmifcherey lehren, als manche ähnliche, die fich in den Händen des Publicums befinden. Dafs es indefs auch fchon gute Sammlungen diefer Art giebt, ift bekannt.

Den Schlufs machen einige Bemerkungen über das Reinigen des Branntweins und deffen Umänderung in Rum, Franzbranntwein und Arrak, die nur Alltägliches enthalten; den Chlorkalk, das kräftigfte Mittel zum Entfufeln, kennt der Vf. nicht, doch erwähnt er die Anwendung des gasförmigen Chlors, welches er chlorinfaures Gas nennt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

September 1828.

CHEMIE.

Weimar, im Verl. des Grofsherz. S. priv. Landes-Industrie-Compt.: *Chemische Manipulation oder das eigentlich Praktische der sichern Ausführung chemischer Arbeiten und Experimente.* Von *Mich. Faraday.* Aus dem Englischen. *Erste* bis *dritte* Lieferung. Mit 5 Tafeln Abbildungen. 1828. VI u. 810 S. gr. 8. (3¼ Rthlr.)

Vorliegendes Werk erschien im vergangenen Jahre zu London unter dem Titel: *Chemical manipulation; being instructions to students in chemistry on the methods of performing experiments of demonstration or of research with accuracy and success by Michael Faraday* etc., und soll in England mit Beyfall aufgenommen worden seyn, so wie denn auch aufser der deutschen bereits eine französische Ueberfetzung desselben erschienen ist.

Chemische Manipulationen oder die Handgriffe, deren man sich bey Ausführung eines Experiments bedienen kann, zum Gegenstande eines besondern Werks machen zu wollen, wäre gewifs höchst sonderbar, da es Niemandem einfallen wird, gerade diese aus einem Buche lernen zu wollen, da sie überdiefs so sehr Sache der Geschicklichkeit eines jeden Experimentators sind und je nach den verschiedenen Fällen so bedeutend modificirt werden müssen, dafs sich schwerlich ganz allgemeine Regeln darüber würden aufstellen lassen. Es ergiebt sich jedoch bald, dafs man den Titel des obigen Werks nicht wörtlich zu nehmen habe, indem uns der berühmte Vf. schon in der Einleitung sagt, seine Absicht bey Herausgabe dieses Werks sey, anzugeben: die zweckmäfsigste Einrichtung eines Laboratoriums, den chemischen Apparat und dessen Gebrauch; die besten Methoden zu laboriren; die durch Uebung zu erlangenden Handgriffe und die Ursachen, welche auf das Fehlschlagen und den Erfolg der Experimente Einflufs haben. Die Kunst des Experimentirens also in ihrem ganzen Umfange soll das Werk lehren. Auch dieses kann zwar nur mit Einschränkungen durch schriftlichen Vortrag geschehen: allein ein Buch wird immer von hohem Werthe erscheinen, welches die bewährtesten Methoden zur Ausführung chemischer Untersuchungen aus den verschiednen Schriften sammelt und dem Anfänger in deutlicher Darstellung in die Hände giebt. Noch weit wichtiger aber wird ein solches Werk dann werden, wenn ein mit reicher Erfahrung ausgerüsteter Chemiker, dessen Arbeiten im chemischen Fache die Prüfung bereits bestanden haben, nun auch seine Methoden, seine Manipulationen der Oeffentlichkeit übergiebt. Unser Vf. bestimmte sich bey Herausgabe seines Werks vorzugsweise für das Letztere, ohne jedoch eben das auszuschliessen, was Andere neben oder vor ihm leisteten. Die Individualität des Vfs. mufs freylich auf ein solches Werk, vorausgesetzt auch, dafs er zu den ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit gehört, den mächtigsten Einflufs ausüben, je nach der Richtung, welche seine Forschungen vorzugsweise nehmen, und es ist daher vorauszusetzen, dafs es nicht jeder Klasse von Lesern gnügen kann. In der That giebt uns das vorliegende Werk bald den Beweis, dafs sein Vf. zwar kein genauer Analytiker, wohl aber ein geschickter Experimentator ist, dem jedoch mehr daran liegt, qualitative als quantitative Forschungen anzustellen. Ein durchaus verschiedenes Werk würde uns *Berzelius* geliefert haben, ein ganz andres vielleicht mehrere unserer deutschen Chemiker, die Vollständigkeit in Aufstellung der Methoden für erste unerläfsliche Pflicht gehalten haben würden. Das Buch, wie es jetzt vorliegt, ist ein englisches in jeder Art, es giebt uns Aufschlufs über den Zustand der Chemie in England, und wir sehen darin auf das Bestimmteste, dafs es dort nicht ist, wo die Wissenschaft in ihrer höchsten Blüthe steht. Wunderbarer Weise sieht es aber in dem ganzen Buche aus, als sey der ganze Bau der Wissenschaft von Engländern ausgeführt, und wir erstaunen zu finden, wie uns längstbekannte Dinge rein englische, oft neue Erfindungen genannt werden. Dagegen vermissen wir häufig die Anführung der bewährtesten Methoden und Hülfsmittel, deren wir uns bedienen, ja was die nachbarlichen Franzosen täglich üben, ist dem Vf. öfters unbekannt — *Berzelius* selbst hat nicht immer bis zu ihm dringen können. Eine Menge von Vorschlägen und Bemerkungen gelten überdiefs nur für England, wo, wie man mit Verwunderung sieht, von Seiten der Industrie nicht eben viel gethan ist, um das Experimentiren zu erleichtern.

Das Werk ist durchaus mit gröfster Ausführlichkeit, ja mit Breite bearbeitet. Die einfachste Operation beschreibt der Vf. eben so sorgfältig, oft zu wiederholten Malen, als die Ausführung von Experimenten, denen nur ein tüchtiger Chemiker gewachsen seyn dürfte. Man möchte in dieser Hinsicht fragen, für wen der Vf. eigentlich schrieb? Das Studium

dium des Buchs wird hierdurch jedem Leser sehr erschwert, indem sowohl der Anfänger als der geübtere Chemiker überall Vieles überschlagen müssen; der Eine, um nicht ihm unverständliche, der Andere, um nicht ihm alltägliche Dinge zu lesen. Dieser Uebelstand, der im Grunde bey einem Werke dieser Art unvermeidlich ist, kann nur durch eine gute Anordnung der behandelten Gegenstände weniger unangenehm gemacht werden, und hier müssen wir dem Vf. aufrichtiges Lob zollen, indem er eine zwar nicht streng-systematische, aber gewiss sehr zweckmäfsige, vom Einfachsten beginnende Anordnung befolgt hat.

Ehe wir uns zur nähern Beleuchtung der einzelnen Theile des Buchs wenden, müssen wir dem Obigen gemäfs unumwunden aussprechen, was wir weiter unten durch einzelne Belege darthun werden, dafs das Buch, wie es jetzt in Uebersetzung vorliegt, den Anforderungen, die wir Deutsche an ein Werk dieser Art machen dürfen, nicht entspricht. Eine freye Bearbeitung desselben (wohl zu merken nicht aus einer der allezeit fertigen Uebersetzungsfabriken), welche vorzüglich auch das Aufserenglische zu berücksichtigen gehabt hätte, würde dagegen wohl einigermafsen dem Zwecke entsprochen haben, welchen ihrer Zeit einige ältere Schriften zum grofsen Vortheile angehender Experimentatoren erfüllten. Eine solche müfste vorzüglich auch sich bestrebt haben, die unnütze Weitschweifigkeit, die unendlichen Wiederholungen, die ängstliche Aufzählung aller kleinsten Vorsichtsmaafsregeln, welche den Anfänger nur verwirren, und ähnliche Uebelstände, an denen das Original leidet, zu vermeiden. Nur einige Pröbchen dieser Art führen wir an.

Der Vf. sagt, was sich auch von selbst versteht, dafs er nur Leser voraussetze, welche sich bereits eine tüchtige Grundlage von theoretischen Kenntnissen zu eigen gemacht haben, dennoch aber beschreibt er ausführlich die bekannten chemischen Feuerzeuge mit rothen Zündhölzern und giebt sich die überflüssige Mühe, wiederholt auf ihren Nutzen aufmerksam zu machen; ferner, er macht Experimentatoren zweymal, S. 120 u. 216, darauf aufmerksam, dafs sie ihre im Gange befindlichen Oefen nicht auf hölzerne Tische setzen sollen, indem diese anbrennen könnten; er warnt, gläserne Thermometer schnell in heifse Flüssigkeiten zu tauchen, und bringt ähnliche Dinge mehr vor, für welche er sich höchstens die vollendete Geistesarmuth verpflichten wird. Nach Weglassung solcher und ähnlicher Notizen möchte freylich das 51 Bogen starke Buch bedeutend an Masse abgenommen haben.

Der *erste* Abschnitt §. 1. handelt über das Laboratorium und giebt die Beschreibung desselben. Dabey beschränkt sich der Vf. nicht darauf, anzugeben, wie es in der höchsten Vollkommenheit beschaffen seyn könnte, sondern er zeigt auch, wie man nöthigenfalls einen weniger vollkommen beschaffenen Arbeitsraum am zweckmäfsigsten benutzen kann. Viel gute Winke neben sehr viel Ueberflüssigem.

Zweyter Abschnitt. *Von der Waage, deren Gebrauch* u. s. w. §. 28. Genaue Vorschriften. Der Vf. empfiehlt das Grangewicht; das französische bietet jedoch so offenbaren Vortheil dar, dafs es den Vorzug verdient. Unter den Surrogaten für genaue chemische Waagen, die sich der angehende Experimentator nicht immer verschaffen kann, hätte füglich die *Tralles*'sche Senkwaage, die ziemlich genaue Resultate bis auf $\frac{1}{10}$ Gran giebt, erwähnt werden müssen, besonders da man sie nöthigenfalls sich selbst leicht herstellen kann. Die gegebenen Vergleichungen einiger üblichen Gewichte sind sehr unvollständig. Auch fehlt eine Vergleichung der gebräuchlichen Aeräometerscalen unter sich und die Angabe der specifischen Gewichte, welchen die Grade entsprechen.

Dritter Abschn. *Hohlmaafse.* §. 105. Gute Vorschriften zum Graduiren von Röhren u. s. w.

Vierter Abschn. *Ueber die Apparate zur Anwendung von Hitze.* §. 140. Oefen §. 141. Sehr zweckmäfsige Angaben zur Herstellung kleiner Tiegelöfen, die bey uns weniger im Gebrauch sind, aber höchste Beachtung verdienen. Lampen §. 175. Gaslampen §. 192. Mittel, das Rufsen der Gasflammen zu verhindern. Für uns noch nicht wichtig. Löthrohr §. 196. Dieser Artikel gehört zu den schwächsten des Buchs. *Berzelius über die Anwendung des Löthrohrs* ist zwar citirt, aber nicht hinlänglich benutzt, noch weniger Neues beygebracht. Die Reactionen der einzelnen Stoffe vor dem Löthrohre durften hier wohl nicht fehlen, sind aber gänzlich übergangen. Die zweckmäfsigen Platinlöffelchen, deren man sich bedient, um darin Substanzen in die Löthrohrflamme zu bringen, sind nicht erwähnt; Platinfolie ersetzt sie nur sehr unvollkommen. Ebenso ist der Gebrauch des in vielen Fällen sehr nützlichen Löthrohrs mit Stativ, bey dessen Anwendung man beide Hände frey hat, dem Vf. nicht bekannt. Die Knallgasgebläse sind nur oberflächlich berührt, *Pfaff's* Anwendung von Kohlenwasserstoffgas statt des gefährlichern und weniger Hitze gebenden Wasserstoffgases fehlt. Unter derselben Rubrik werden noch die Wasser-, Sand- und Metallbäder abgehandelt. Thermometer §. 254. Hier kommen zugleich die Pyrometer vor; das beste, nämlich *Dulong's*, fehlt.

Fünfter Abschn. *Vom Zerkleinern, Stofsen, Körnen, Niederschlagen.* §. 281. Wie man sieht, müssen hier etwas heterogene Dinge Hand in Hand gehen. Ermüdende Details einer und Weglassungen anderer Seits fallen hier unangenehm auf. So hätte beym Zerreiben dem Anfänger füglich die Regel angegeben werden müssen, dafs wenn zwey Substanzen mit einander zu einem Pulver gemacht werden sollen, in den meisten Fällen jede einzeln zerrieben werden mufs, während bisweilen das Zusammenreiben von Anfang an die Arbeit sehr beschleunigt; Beyspiele davon waren genug anzuführen.

Sechster Abschn. *Solutionen, Infusionen, Digestionen* u. s. w. §. 353.

Sie-

Siebenter Abschnitt. *Destilliren und Sublimiren.* Die abgebildeten Retorten sind sehr gut gestaltet, besser, als die in Deutschland gewöhnlich verkäuflichen. Zur Verbindung der Apparattheile bedient sich der Vf. der in England käuflichen Federharzpappe von *Hancock*, deren Einführung auch bey uns wünschenswerth wäre; die Schnittflächen derselben haften fest und leicht aneinander. Hier, wie im ganzen Werke, spielen die Florentiner Flaschen, die mancher deutsche Chemiker wohl kaum je gesehen hat, eine grosse Rolle. Aus mehrern Stellen sieht man, dass es in England weit schwerer hält, nach Vorschrift gearbeitete Glasgefässe zu erlangen, als bey uns; der Vf. klagt, dass selten Retorten, Röhren u. s. w. aus grünem Glase zu erhalten seyen, was eben kein günstiges Licht auf den Zustand des englischen Glashüttenbetriebes wirft. Glasirte Porzellanretorten, welche sich uns so oft nützlich beweisen (die Meissner Porzellanfabrik liefert sie vortrefflich), kennt der Vf. nicht. Er glasirt seine irdenen Retorten selbst mit Borax.

Achter Abschn. *Präcipitation* (*Fällung, Niederschlagung*) §. 468. und

Neunter Abschn. *Filtriren, Decantiren, Waschen, Abscheidung von Flüssigkeiten* §. 486. Diese wichtigen Abschnitte haben das Unglück, am schlechtesten behandelt zu seyn, und wenn das Alles ist, was der Vf. an Regeln für diese nicht genau genug bey analytischen Untersuchungen auszuführenden Operationen beyzubringen weiss, so dürften schwache Analytiker aus seiner Schule und Analysen aus seinem Laboratorio hervorgehen, die der Wissenschaft eben nicht sehr förderlich seyn möchten. Ein zeitraubendes Verfahren zur Faltung der Filter, das zu nichts führt, giebt der Vf. ausführlich an, aber nirgends nimmt er auf zu veranstaltende genaue Gewichtsbestimmungen Rücksicht; höchst unvollständig ist die Trennung der Substanzen von den Filtern beschrieben; die gewöhnliche Methode, die Filter vor der Operation zu trocknen und später mit dem Präcipitate, nachdem der vorige Trockenheitszustand wieder erreicht ist, aufs neue zu wägen und das Gewicht des Papiers vom gefundnen Gewichte abzuziehen, ebenso die bisweilen thunliche Verbrennung der Filter mit ihrem im Feuer unveränderlichen Inhalte, worauf man von dem Reste die durch einen vorläufigen Versuch ausgemittelte Menge von Asche des Filters abzieht u. s. w., fehlt gänzlich. Das oft sehr nöthige Ausziehen des zu benutzenden Filtrirpapiers mit verdünnter Salpetersäure kommt bey unserm Vf. gleichfalls nicht vor.

Zehnter Abschn. *Krystallisation.* §. 534. Beyläufig wird hier ein neues, von *Wollaston* erfundenes Verfahren angegeben, einige kleine Krystalle in einen einzigen grossen zu verwandeln. Wenn man eine kleine Menge schwefelsaurer Nickelauflösung mit überschüssiger Säure in einem Uhrglase abraucht, so bilden sich beym Verkühlen häufig viele kleine Krystalle; wenn man sie mit der Mutterlauge aber ein Paar Wochen lang an einen Ort setzt, welcher den Temperaturveränderungen der Atmosphäre ausgesetzt ist, so verschwinden die kleinsten Krystalle allmählig und die grössern wachsen, bis zuletzt nur ein einziger oder ein Paar grosse vorhanden sind. Dasselbe beobachtete d. Vf. bey Sauerkleesäure, salpetersaurem Quecksilber, essigsaurem Bley u. s. w., und erhielt so Krystalle von ungewöhnlicher Grösse.

Eilfter Abschnitt. *Abrauchen, Austrocknen.* §. 554. Das Austrocknen mittelst der Luftpumpe ist nur mit wenigen Worten berührt und scheint vom Vf. nicht geübt zu werden.

Zwölfter Abschnitt. *Farbige Reagentien, Neutralisiren.* §. 582. Bloss Lakmus, Curcuma und Rothkohl werden erwähnt. Die Tincturen der Rosen und Dahlienblätter hätten wenigstens einer Erwähnung verdient. Streifen mit Wismuthauflösung zur Prüfung auf Schwefelwasserstoff kommen nicht vor.

Dreyzehnter Abschnitt. *Tiegelprocesse, Schmelzen, Reduciren.* §. 607. Was von den irdenen Schmelzgefässen angeführt ist, gilt meist nur für England; der Uebersetzer hat jedoch Notizen über deutsche und französische Tiegel beygebracht. Den Raum zwischen zwey in einander gesetzten Tiegeln füllt man besser mit reinem Sand, als mit Thon aus, besonders wo feuerfester Thon schwer zu haben ist; die Arbeit geht überdiess leichter und schneller von Statten, da es des langweiligen Trocknens nicht bedarf. Platinatiegel darf man nach des Vfs. Angabe unmittelbar auf die Kohlen im Ofen setzen; es ist aber bekannt, dass sie hierdurch leiden, indem sie spröde und nach einiger Zeit ganz unbrauchbar werden. Einige Seiten früher führt er selbst an, dass, wenn man Platina mit Holzkohle gemengt stark erhitzt, sie sich mit Silicium verbindet, was bekanntlich auch der Grund jenes Sprödewerdens ist.

Vierzehnter Abschnitt. *Ofenprocesse mit Röhren.* §. 660. Hier ist so Manches, nur nicht die recht eigentlich hierher gehörige Zerlegung der organischen Substanzen erwähnt, die überhaupt im ganzen Werke nicht besonders behandelt ist. *Gay-Lussac's, Thenard's* so wie *Berzelius's* Methoden hätten doch wohl eine Beachtung verdient.

Funfzehnter Abschnitt. *Von der pneumatischen Manipulation oder Behandlung der Gase.* §. 690. Die pneumatische Wanne des Vfs. ist unvollkommen eingerichtet, es fehlen ihr die nach unten erweiterten Trichter in den Löchern der Bank; die grosse Wanne (Universalwanne) hat sogar nur ein undurchbohrtes Standbret. Von Apparaten zum Festhalten der mit Gas gefüllten Cylinder ist nichts erwähnt; sehr bequem sind dazu am Bord der Wanne stehende Metallstangen, an denen sich metallene Flächen auf- und niederschieben und mit Stellschrauben befestigen lassen, die dazu dienen, die Cylinder niederzuhalten; eben so muss dieser Stab mit einigen beweglichen Ringen versehen seyn. Die beschriebene Quecksilberwanne ist für reiche Engländer eingerichtet, in Deutschland hat man längst

längst zweckmäſsigere Einrichtungen, z. B. die *Döbereiner*'sche Wanne, mit einer tiefern Stelle, um hier die Cylinder füllen zu können; man braucht dabey nur die Hälfte Quecksilber. Entbindungsflaschen mit Trichtern und darin eingeriebenen Stöpseln, wie sie zum Nachfüllen von Flüssigkeiten sehr zweckmäſsig sind, fehlen. Bey dem Auffangen der entbundenen Gase ist nur mit wenig Worten angedeutet, wie man die ganze übergegangene Quantität genau zu messen hat, was sehr gegen die sonstige Ausführlichkeit absticht. Des Auffangens mancher Gase in absorbirenden Flüssigkeiten, welche mit dem Gase feste Verbindungen darstellen, z. B. Schwefelwasserstoff in Bleyauflösung und quantitativer Bestimmung des Gases aus der bekannten Zusammensetzung des erhaltenen Products geschieht hier keine Erwähnung. Eben so wenig ist erwähnt, daſs man in manchen Fällen, wo es darauf ankommt, die Gase, welche entbunden werden, von atmosphärischer Luft frey zu erhalten, diese durch Wasserdämpfe aus dem Apparate treiben kann, indem man z. B. chlorsaures Kali, mit Wasser befeuchtet, zur Sauerstoffentwicklung in einer Retorte erhitzt, bekanntlich die einzige Art, sich absolut reines Sauerstoffgas zu eudiometrischen Zwecken zu bereiten. Um ein Gefäſs mit Hülfe der Luftpumpe mit einem trocknen Gase zu füllen, pumpt der Vf. das Gefäſs bloſs einmal aus und läſst nun das zu prüfende Gas einströmen. In diesem Zustande wird es aber nicht rein erhalten, bekanntlich muſs nun nochmals ausgepumpt und dann erst das zu prüfende Gas eingelassen werden; zu sehr genauen Bestimmungen möchte wohl dieſs kaum noch ausreichen. Der Artikel über Berichtigung des Volums der Gase in Beziehung auf Temperatur und Druck hätte durch Zugabe von Correctionstafeln sehr viel an Bequemlichkeit des Gebrauchs für Anfänger gewonnen. Uebrigens sehr viele praktische, zum Theil neue Bemerkungen.

Sechszehnter Abschnitt. *Manipulation der Röhren bey mikrochemischen Untersuchungen.* §. 847. Ein Artikel, der mit sichtlicher Vorliebe gearbeitet und daher ausgezeichnet belehrend ist. Die vielen eigenthümlichen Bemerkungen und neuen Methoden, welche der Vf. hier mit so geringen Mitteln ausüben lehrt, sind zum Theil überraschend. Der Vf. ist hier recht eigentlich in seiner Sphäre. Daſs hier besonders auch die Liquefactionen der Gasarten, welche der Vf. mittelst seiner Röhrenapparate zuerst bewerkstelligte, berücksichtigt sind, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Der hinsichtlich seiner Apparate beschränkte Chemiker wird hier manchen nützlichen Wink, der Anfänger vielfältige Belehrung finden. Leider ist auch die etwas zu grosse Weitläufigkeit der Deutlichkeit eher nachtheilig, als vortheilhaft. Von diesem Glanzpunkte an nimmt das Interesse, welches das Werk einflöſst, wieder bedeutend ab, und wir können am Schlusse desselben leider wenig Rühmliches sagen.

(*Der Beschluſs folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., b. Sauerländer: *Nachgelassene Aphorismen*, aus den Erfahrungen eines Siebenundsiebzigjährigen. Elysium und Tartarus, eine Fantasmagorie, von *Hans Wilhelm* Frhrn. *von Thümmel*, weiland Herzogl. Sächs. Geheimenrath u. Minister. Nebst des Verfassers Biographie. 1827. 168 S. 8. (21 gGr.)

In der Biographie lernen wir den Geheimenrath *Hans Wilhelm* Frhn. *v. Thümmel* als vielseitig gebildeten Geschäftsmann und Schriftsteller kennen, der mit rastloser Thätigkeit als Cameralist, geschickter Architekt und Diplomat seinem Lande mannichfachen Nutzen schaffte. Bey seinem am ersten März 1824 erfolgten Tode befänden sich die mehresten seiner Schriften, als: 1) das Leben der ersten Gemahlin des Herzogs August, einer gebornen Prinzessin von Meklenburg-Schwerin; 2) das Leben Herzog Ernst II., mit einem starken Briefwechsel; 3) Hans Taps der Gärtner, nebst einem ABC für Minister; 4) die Reise des Herkules von Petersburg nach Lübeck; 5) eine kurze Charakteristik Napoleons, versiegelt in seinem Schreibtische, und werden nicht erscheinen, weil sie die Familie in Beschlag genommen hat. Im Druck sind nur erschienen: Statistische, geographische und topographische Beyträge zur Kenntniſs des Herzogthums Altenburg; später als Zugabe die Biographie der Herzogin Charlotte Dorothea von Curland, die Biographie des Oberconsistorial-Vicepräsidenten *Klüpfel*, die Nachrichten über die Familie des Fürsten von Benevent (Talleyrand), welche *Thümmel*, um sich Eingang bey diesem zu verschaffen, unter dem Titel: *Lettres à Clio*, zu Ronneburg drucken lieſs, und die Aphorismen, wovon schon 1822 eine vermehrte Auflage erschien.

Von diesen 271 Aphorismen, welche wir hier in verbesserter Gestalt abgedruckt lesen, sind die mehresten vortrefflich und wahre Kernsprüche, viele sind witzig, manche aber nur halb wahr, wenige unverständlich und einige sogar trivial. Die Zugabe: Elysium und Tartarus, entstand durch eine Wette mit dem Herzog August, welcher behauptete: daſs kein Protestant fähig sey, eine bilderreiche Legende zu schreiben. Der Vf. schrieb sie in der Christnacht 1812 nieder, und gewann die Wette. Sie enthält neben den sichtbaren Spuren gesuchter Schmeicheley gegen den Gebieter auch bittere Wahrheiten für die Grossen, die unter der Hülle eines schwärmerischen Stils an manche geschichtliche Gräuel erinnern.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

September 1828.

CHEMIE.

Weimar, im Verl. des Grofsherzogl. S. priv. Landes-Induſtrie-Compt.: *Chemiſche Manipulation oder das eigentlich Praktiſche der ſichern Ausführung chemiſcher Arbeiten und Experimente*, von *Mich. Faraday* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Siebzehnter Abſchnitt. *Elektricität.* §. 905. Hier wird gelegentlich das Volta'ſche Eudiometer, (von einem andern iſt nirgend die Rede) leider ſehr ungenügend abgehandelt; die mancherley guten Vorrichtungen, welche man an der Verpuffungsröhre angebracht hat, z. B. die franzöſiſche Feder, welche die Kraft der Exploſion bricht, die Einrichtungen zum Verſchlieſsen der Röhre u. ſ. w. ſind nicht erwähnt, der Vf. arbeitet nur mit der einfachen, offenen Verpuffungsröhre, was übrigens durchaus kein Tadel ſeyn ſoll, da ſie in den Händen eines geſchickten Experimentators gewiſs das vorzüglichſte Inſtrument iſt. Unter den Elektrometern iſt nur *Bennet's* Goldblattelektrometer erwähnt. Das *Behrens-Bohnenberger*'ſche, nach *Becquerel's* Einrichtung mit Condenſator verbunden, iſt dem Chemiker doch wohl das Wichtigſte; es fehlt. Bey Gelegenheit der Zerlegungen mittelſt der galvaniſchen Elektricität wird bemerkt, daſs Inſtrumente, welche aus einem einzigen Plattenpaare beſtehen, keine chemiſche Zerſetzung bewirken können; der nächſte Paragraph dagegen erwähnt, daſs *Wollaſton* mittelſt eines aus Zink und Platin beſtehenden Paares, Cadmium aus ſeiner Auflöſung ſcheide, was doch gewiſs auf einer chemiſchen Zerſetzung beruht. Weit häufiger ſogar, als der Säule, bedient man ſich jetzt der einfachen Ketten mit Nutzen zu chemiſchen Zerlegungen, oder wenigſtens zur Beförderung derſelben. Reines Waſſerſtoffgas bereitet ſich bey uns wohl faſt jeder Chemiker aus Salzſäure mittelſt eines Zinkplatinpaars; wie auſser Cadmium auch Nickel, Kobalt u. ſ. w. auf gleiche Weiſe ausgeſchieden werden, hat uns *Döbereiner* längſt gelehrt, ſo wie auch den Nutzen einer ſolchen elektriſchen Combination bey ſchnell zu bewirkender Auflöſung eines elektropoſitiven Metalls, indem man neben demſelben ein Platinſtück in die Säure bringt. *Davy's* Unterſuchungen ähnlicher Art werden gleichfalls nicht erwähnt. Der *Schweigger*'ſche Multiplicator fehlt; beſſer hätte das ganze Kapitel im Buche gefehlt.

Achtzehnter Abſchnitt. *Beſchläge. Kitte.* §. 992.

Neunzehnter Abſchn. *Biegen, Blaſen* und *Schneiden des Glaſes.* §. 1042. Sehr belehrend und den 16ten Abſchnitt erläuternd. Vielleicht ſteht hier die vermiſste Bemerkung nicht überflüſſig, daſs man Glastafeln mit einer ſchlechten Scheere ſehr bequem unter Waſſer ſchneiden kann; indem man immer kleine Stücken abſprengt, kann man mancherley Figuren, runde Scheiben u. ſ. w. aus zerbrochenen Fenſtergläſern verfertigen, ohne dabey vom Staube und den abſpringenden Splittern beläſtigt zu ſeyn.

Zwanzigſter Abſchnitt. *Von der zu beobachtenden Sauberkeit.* §. 1127. Viel Nützliches über Reinigung der Gefäſse, Ausziehen feſtſitzender Glasſtöpſel, in ſehr vielen Worten.

Ein und zwanzigſter Abſchn. *Allgemeine Regeln für angehende Chemiker.* §. 1080.

Zwey und zwanzigſter Abſchn. *Vom Gebrauche der Aequivalente.* §. 1198. Handelt von *Wollaſton's* Scale. Dabey iſt zu bemerken, daſs zwar wohl ein gut eingerichtetes Inſtrument dieſer Art manche Bequemlichkeit haben muſs, daſs aber die jetzt im Handel vorkommenden, namentlich die engliſchen (die von Wien kommenden ſind beſſer) ihrer falſchen Aequivalentbeſtimmungen wegen durchaus unbrauchbar ſind.

Drey und zwanzigſter Abſchnitt. *Notizen gemiſchten Inhalts.* §. 1220. Ueber Kork (das bey uns übliche Sieden der Korke, welche dicht ſchlieſsen ſollen, in Wachs, fehlt), Papier, Metallbleche und Dräthe u. ſ. w. Weiche Backſteine (auf den Gebrauch derſelben bey chemiſchen Arbeiten zum Aufbau kleiner Oefen u. ſ. w. hat nach des Vfs. Wiſſen zuerſt *Aikin*, alſo ja ein Engländer, aufmerkſam gemacht!). In Glas zu ätzen. Sehr bequem wird bisweilen dieſe Arbeit dadurch ausgeführt, daſs man die zu ätzende, mit Grund überzogene und mit einem Wachsrande verſehene Stelle, nachdem ſie radirt iſt, mit feingepülvertem Fluſsſpath beſtreut und dieſen dann mit Schwefelſäure übergieſst. Der Vf. wendet bloſs das mühſame Aetzen mittelſt der fluſsſpathſauren Dämpfe an. Die hier mit vorkommenden Artikelchen: Phosphorescenz, Medien zur Darſtellung der Richtung des Lichts, Anwendung der Sonnenſtrahlen, Magnetismus u. ſ. w. nehmen ſich höchſt dürftig aus, ſtatt derſelben wäre eine Anweiſung

ung zum Gebrauche kryftallographifcher Inftrumente am Platze gewefen.

Vier und zwanzigfter Abfchnitt. *Nützliche und elehrende Uebungsaufgaben.* Die Löthrohrverfuche find zu wenig berückfichtigt.

Den Schlufs macht ein ziemlich vollftändiges egifter.

Was die Ueberfetzung anbetrifft, fo ift fie für ie Kürze der Zeit, in welcher fie bearbeitet worden feyn mufs, leidlich genug gerathen, fo weit Rec., ohne das Original zur Hand zu haben, fie beurtheilen kann. Nur die Nomenclatur ift abfcheulich verftümmelt. Chlorkali und Chromkali ftehen urchaus ftatt chlorfaures und chromfaures Kali, wodurch der Anfänger fehr irre geleitet werden kann; Salpeterchlorid ftatt Chlorftickftoff oder Stickftoffchlorid, Salpeteroxyd und falpeteriges Oxyd wahrfcheinlich ftatt Stickftoffoxyd und Stickftoffoxydul; Tungfteinoxyd, Sulphure u. f. f. klingen fremdartig und die öftere Verwechfelung von fchweefliger und Schwefelfäure ift arg. Schlecht überfetzte Stellen und einzelne undeutfche Ausdrücke fehlen auch aufser diefen Uebelftänden nicht. Wir dürfen nur auf die ganz und gar verfehlte wörtliche Ueberfetzung des Titels aufmerkfam machen. Die Anmerkungen des Ueberfetzers oder der Ueberfetzer ind gröfstentheils nicht von Belang. Die Abbildungen find fchlecht lithographirt. Druck und Papier gut.

GESCHICHTE.

PARIS, b. Sautelet: *Hiftoire de la conquète de l'Angleterre, par les Normands,* de fes caufes et de fes fuites, jusqu'à nos jours, en Angleterre, en Ecoffe, en Irlande et fur le continent; par *Auguftin Thierry. Zweyte* Ausgabe. 1826. *Vier* Bde. zuf. 1568 S. 8. (Pr. 28 Fr.)

Hr. *Thierry* gehört unftreitig zu den ausgezeichnetften hiftorifchen Schriftftellern des neuern Frankreichs und vorliegendes Gefchichtswerk zu den merkwürdigften Erzeugniffen feiner Gattung in der franzöfifchen Literatur. Der Sprachforfcher, deffen Trachten dahin geht, die Menfchenftämme an ihren Sprachen wieder zu erkennen, fo wie der Politiker, welcher die Urfachen der Verfchmelzung fo vieler verfchiedenen Völker in ein einziges Volk zu erforfchen ftrebt, werden in diefem Werke eine glückliche Anwendung mehrerer, für fie befonders fruchtbarer Principien finden. Der Vf. hat viel gelefen und viel gefehen. Selbft die aufserordentlichften Vorgänge vermochten niemals feinen Blick zu verwirren, noch die Begebenheiten ihn aus dem Geleife zu bringen; denn er weifs fie von einander zu unterfcheiden, indem er zugleich die verfchiedenartigen Theile feiner Gefchichtserzählung mit einander verknüpft. Ein Anhänger der induftriellen Schule, die vorzugsweife an dem Schickfal der nützlichen Gewerbe Theil nehme, denkt er grofsartiger in Betreff der Wiffenfchaften, die er nicht ausfchliefslich zu einem Zweige lucrativer Speculation macht. Und in diefer Beziehung fowohl, als hinfichtlich des Gefichtspunkts, unter welchem er die Begebenheiten betrachtet, hat er von feinen Lehrmeiftern fich unabhängig gemacht. Glücklicherweife auch hat er, was die Form feines Vortrags betrifft, die von ihm als Wunfch geäufserte Maxime, die Mufe der Gefchichte möchte ihre Farben *Walter Scott's* Pinfel entlehnen, mithin fich zum Ton des Romanhaften erheben, bey der Ausführung nicht angewandt. — Bey allen Vorzügen diefes Werks indeffen, welche des Vfs. Beruf zum Gefchichtfchreiber aufser Zweifel fetzen, dürfte uns dennoch bedünken, *als habe* er beffer die äufsere Geftalt und Verkettung der Begebenheiten erfafst, als die ihnen zum Grunde liegende Idee und deren innern Charakter begriffen. Nach dem grofsen Plane, den fich Hr. *Th.* vorgezeichnet hat, mufste man bey ihm die Forfchungen des Rechtsgelehrten, des Philofophen, ja felbft des Theologen vorausfetzen, und gleichwohl genügt er nicht überall den desfallfigen Anfprüchen; denn der Dichter und Politiker treten gemeinhin ausfchliefslich hervor. Um jenen Forderungen zu entfprechen, hätte Hr. *Th.* keineswegs nöthig gehabt, feine Arbeit mit gelehrten Bemerkungen zu überladen; allein die Natur feiner Aufgabe erheifchte es, über Alles, *was* zu dem Bereiche der Erftern gehört, kurze Auskunft zu ertheilen, und nichts über viele Punkte vermiffen zu laffen. Denn nach feinem Syfteme hatte er die fehr complicirte Organifation des gefellfchaftlichen und legislativen Zuftandes verfchiedner Völker zu unterfuchen, die auf demfelben Gebiete einander folgten, und die in wechfelfeitigen Beziehungen von Wirkung und Rückwirkung nicht nur mittelft der Waffen, fondern auch der Inftitutionen, Sitten und Sprache zu einander ftanden. — Gemeinhin werden die grofsen Begebenheiten, welche den Fall oder die Unterdrückung eines Volks herbeyführten, von den Ueberwindern oder Unterdrückern felbft erzählt, während die vergeffenen und verlaffenen Unterdrückten keinen Gefchichtfchreiber, keinen Vertheidiger finden. Die Gefchichte der Eroberung Englands durch Wilhelm den Eroberer fand fich feither in derfelben Weife behandelt. Die alten Chroniken find faft ausfchliefslich mit Schilderung der normännifchen Waffenthaten, der Inftitutionen, welche die Sieger mitbrachten, der Veränderungen, die fie bewirkten, der Familien, die fie bereicherten, der Kirchen und Klöfter, die fie erbauten oder befchenkten, angefüllt. Um das Schickfal der eingebornen Völker, die unterjocht wurden, bekümmern fich diefe Chroniken faft gar nicht. Hr. *Th.* dagegen hat diefe Völker in den Vordergrund feines grofsen Gemäldes ftellen zu müffen geglaubt. „Ohne den in der neuern Gefchichte berühmten Waffenthaten mindere Wichtigkeit beyzulegen, fagt er, habe ich mich, aufrichtig geftanden, mit ganz befonderer Vorliebe für die örtlichen Begebenheiten intereffirt, welche jene vernachläffigte Bevölkerung betreffen, als hätte ich mich felber für verpflichtet ge-

gehalten, eine unverdiente Ungerechtigkeit wieder gut zu machen. Wiewohl ich gezwungen bin, nur in wenig Worten die sie selber betreffenden Umwälzungen zu erzählen, so habe ich diess mit Wärme, Mitgefühl und einer Art Parteylichkeit gethan. Vielleicht verleitete mich ein unwillkürliches Streben, zu finden, dass Gewalt und Zufall immer Unrecht haben, zu Gunsten verschiedner Menschenmassen, denen die Bildung der grossen Staaten ihre Unabhängigkeit, ihre Nationalität, ja selbst ihren Namen als Volk raubte, der heutiges Tages durch einen fremden Namen ersetzt wird." — Der Vf. fügt hinzu, dass er, bey Betrachtung des verlängerten Kampfes zwischen den siegenden Normannen und den unterdrückten Angelsachsen zu der Entdeckung der Wirkungen dieses Kampfes bey den spätern Ereignissen geführt worden, worin die Geschichtschreiber ganz etwas Anderes gewahrt haben. Unter diesen Ereignissen nennt der Vf. im Voraus den langen und verderblichen Zwist Heinrichs II. und des Erzbischofs Thomas Beckett, so wie den grossen Bürgerkrieg, der England unter der Regierung Johanns und Heinrichs III. verheerte, und der ihm vielmehr ein Streit unter den Stämmen, als unter den Gewalten zu seyn scheint. Dieser vom Vf. gewählte Gesichtspunkt ist allerdings neu und muss, seiner Seltsamkeit wegen, gleich anfangs Erstaunen erregen; er hört jedoch auf zu befremden, folgt man mit Aufmerksamkeit Hn. *Th.*, der jenen Kampf der beiden Völker selbst da nicht aus dem Auge verliert, wo sich die Geschichte nicht weiter damit beschäftigt. — Nach diesen vorläufigen Bemerkungen über den in dem Werke waltenden Geist mag eine kurze Anzeige seines Inhalts hier ihre Stelle finden.

Der Vf. beginnt mit der Schilderung des frühesten Zustandes der Insel Britannia, in so weit die von den Römern darüber eingezogenen Nachrichten und die gälischen Chroniken ausreichen. Seit der Unterjochung Britanniens durch die Römer sind die Sachsen, damals ein mächtiges Volk, die ersten Fremden, die auf der Insel landen. Sie machen Eroberungen auf derselben, und ihnen folgen die Angeln, die den Sachsen zur Seite sich niederlassen und zuletzt mit ihnen in ein Volk zusammenschmelzen, das die Priester nicht ohne Mühe zum Christenthum bekehren. Im 8ten Jahrh. steigen dänische Seeräuber ans Land, liefern den Angelsachsen häufige Schlachten und machen Eroberungen. Mehrere angelsächsische Könige zeichnen sich aus und am Ende werden die Dänen aus England vertrieben. Inzwischen haben sich die Normannen, die grossentheils ebenfalls Dänen sind, in Frankreich niedergelassen. Sie schliessen Bundesverträge, oder gerathen in Zwistigkeiten mit den Angelsachsen. Auf den Grund eines sehr zweydeutigen Rechtsanspruchs rüstet sich Herzog Wilhelm von der Normandie zur Eroberung Grossbritanniens. Der Vf. macht bemerklich, wie der Papst, der den anmaasslichen Peterspfennig nicht mehr erhielt und der höchst unzufrieden mit den zum Gehorsam gegen den heiligen Stuhl wenig geneigten Angelsachsen war, Wilhelm in seinen Planen unterstützte, ohne Zweifel in der Hoffnung, dass deren glückliche Ausführung ihm und der Kirche nur zum Nutzen gereichen würde. Hr. *Th.* schildert sehr umständlich die Vorgänge, welche die Eroberung Englands und die Unterjochung des angelsächsischen Volks vorbereiteten und erleichterten. — In dem *zweyten* Theile erzählt der Vf. die Geschichte der Landung in England, den Hergang der Schlacht, worin der letzte König der Angelsachsen umkam und diejenigen Begebenheiten, welche die Besitznahme des englischen Gebiets durch die Normannen begleiteten. Von nun an fällt Alles, was zur angelsächsischen Nation gehört, in Dienstbarkeit und Verachtung. Selbst die Kirchen werden von den Siegern nicht verschont, die gegen Alles, was sonst Achtung gebot, selbst gegen die Heiligen englischen Ursprungs, ihre frevelnde Hand erhoben. — Allein noch gab es Männer, welche der Geist der Unabhängigkeit beseelte; sie verschanzten sich im Lager von Ely; jedoch ihre Schwäche kam ihrem Muthe nicht gleich; sie wurden geschlagen und als Rebellen behandelt. Die Engländer, die sich unterworfen hatten, erhielten, zum Theil als Lehen, diejenigen Ländereyen, die sie als Eigenthum besessen hatten; sie wurden die Vasallen ihrer Sieger. Viele Männer und Frauen einheimischer Stämme flüchteten sich in die Klöster; einige Mönche schrieben dort ihre Klagen gegen die Normannen nieder. Hr. *Th.* führt Mehreres aus ihren Schriften in seinen Noten an; sie dienten ihm zur Beleuchtung des willkürlichen Verfahrens der von den Annalisten ihrer eignen Nation nur zu viel belobten Normannen; vielleicht verfielen die englischen Chronikenschreiber zuweilen in den entgegengesetzten Fehler. — Die Zwistigkeiten und Bürgerkriege, die unter den Normannen entstanden, gewährten nur eine geringe Rache dem unterdrückten Volksstamme, der nichts desto weniger unter dem Joche verblieb, ungeachtet er dasselbe zu wiederholten Malen abzuwerfen versuchte. — Der Schilderung der Verhältnisse zwischen England und Schottland schickt der Vf. im *dritten* Bande einen Blick auf dieses Land voraus. Hierauf erzählt er die Kriege, welche die Normannen im Lande Wales führten, das gegen diese Eroberer seine Freyheit mit eben der Kraft vertheidigte, die es gegen die Angelsachsen in einem frühern Zeitpunkte entfaltet hatte. Um unparteyisch zu seyn, wäre es vielleicht zuträglich gewesen, ebenfalls die Erbitterung zu schildern, mit welcher die Sachsen gekämpft hatten, um den Gälen ihre Unabhängigkeit zu rauben. — Unter der Regierung Heinrichs II. gelangt der Vf. zu dem berufenen Streit zwischen diesem Fürsten und dem Erzbischofe von Canterbury. Hier bemüht er sich, wie schon oben angedeutet, zu beweisen, dass die Verfolgung, der dieser Prälat ausgesetzt war, lediglich durch den Nationalhass der Normannen gegen ihn hervorgerufen ward. Dieser Streit, wobey zugleich Englands Regierung, Geistlichkeit und Volk, wie auch der römische Hof betheiligt waren, wird

wird mit grosser Ausführlichkeit entwickelt. Thomas Beckett behandelt der Vf. mit einer unverkennbaren Vorliebe; allein er verehrt denselben nicht sowohl um sein selbst willen, als weil er Engländer und ein Gegner der Nachkommen der Sieger ist. Die Verbindung Englands und Aquitaniens führt die Geschichte wieder auf das Festland zurück. Hier finden wir eine Abschweifung über die Troubadours, von deren Gesängen der Vf. mehrere als historische Beweisstücke anführt, weil dieselben Anspielungen auf die Zeitereignisse enthalten. Mit der Geschichte der irländischen Kriege beginnt der *vierte* Band. Hr *Th.* folgt König Richard auf seinem Kreuzzuge; er erzählt die Unordnungen, welche Räuberbanden, unter andern die Bande des berüchtigten Robin-Hood, in England begingen, und er zeigt, wie zu dieser Zeit die Strassenräuberey, die lange Zeit nur eine Rache der Angelsachsen gegen die Normannen gewesen, ihren patriotischen Anstrich verlor und nichts weiter als ein gemeines Verbrechen war. Der Vf. geht flüchtig über die Ereignisse des 13ten, 14ten und 15ten Jahrh. hinweg um nochmals auf die Gälen, Schotten, Irländer und Stamm-Engländer, d. h. auf alle diejenigen Völker zurückzukommen, welche die Normannen nach und nach in Grossbritannien unterjochten. Am Schlusse giebt freylich der Vf. zu, dass es nur noch in der Geschichte Normannen und Sachsen giebt; indessen macht er bemerklich, dass es weit mehr Namen französischen Ursprungs unter denen des Adels, als unter den Namen der Kaufleute, der Handwerker oder der Landleute gebe. Er führt bey diesem Anlass die Worte einer alten Chronik von Glocester an: „Von den Normannen stammen die hohen Personen dieses Landes ab, und die Leute niedern Standes sind Söhne der Sachsen."

Kann man unter vielen Beziehungen nicht in Abrede stellen, dass Hr. *Th.* ein wahres Phänomen im literarischen Frankreich ist, dass er aus den Quellen schöpfte, in sofern sie ihm bekannt und zugänglich waren, so dürfte sein Werk jedoch an Vollendung gar sehr gewonnen haben, hätte er es nicht zu sehr und, wie uns bedünkt, absichtlich vernachlässigt, die Resultate der Forschungen neuerer Gelehrten zu benutzen. Ein *Justus Möser*, *Hüllmann*, *Savigny* u. s. w. haben gewiss sehr viel zur Erweiterung unserer Kenntnisse nicht nur der Sprachen, sondern auch der Gesetze, der politischen und religiösen Institutionen der aus Germanien und Scandinavien herstammenden Nationen beygetragen, und jeder Geschichtschreiber darf die Früchte ihrer Arbeiten zu Rathe ziehen, ohne dass ihn deshalb der Vorwurf eines Mangels an selbsteignem Quellenstudium trifft. — Es möchte uns ferner bedünken, als habe der Vf. den schöpferischen Genius jener alten Zeiten nicht recht begriffen. Dieser Genius verstand es, sich scheinbar heterogener Elemente zu bemächtigen, um daraus eine moralische, gesellschaftliche und intellectuelle Einheit zu bilden. Hr. *Th.* aber verabsäumt, uns anzudeuten, wie sich die Gegensätze und Contraste im Schoosse der ritterlichen und bürgerlichen Institutionen des Mittelalters verschmolzen, wie sich ein neues gesellschaftliches Leben mitten im Conflicte von Völkern und Gewalthabern entwickelte. Liest man das Buch, so möchte man glauben, es habe sich, vor einer wenigstens vergleichsweise neuern Zeit, nichts zu einem gemeinsamen Interesse vereinigt. Es ist diess zwar *nicht Th's.* Gedanke, allein es geht solches *doch aus seiner* Art, die Dinge darzustellen, hervor, so *wie aus* der Nichtbeachtung der mannichfaltigen Institutionen, der organischen Schöpfungen, in deren Schoosse der Unterschied der Stämme verschwand und woraus sich eine gesellschaftliche Ordnung entwikkelte, die weder den Siegern, noch den Besiegten ausschliesslich angehörte, und deren Originalität auf den Sympathieen, keineswegs aber auf den Antipathieen der Vergangenheit gegründet ward. Mitleid mit denjenigen, welche ihre nationale Existenz durch das Schwert verloren, und Hass gegen die Andern, die sie ihnen raubten, haben allein den Vf. zu einem Fehler verleiten können, der ihn, bey aller Gerechtigkeitsliebe, der Parteylichkeit verdächtig macht. Inzwischen ist es keine empörende Parteylichkeit. Man darf sicher behaupten, dass der Vf., nachdem er die bey ihm vorherrschenden Vorurtheile hat durchblicken lassen, es als Mann von Gewissen versucht, dieselben zu bekämpfen. So auch, wenn er die Adelsklasse und die römische Geistlichkeit auf die Bühne führt: sein Urtheil über beide ist eben so wenig von Befangenheit frey, wie das über den siegenden Volksstamm; allein nirgend erlaubt sich Hr. *Th.*, jene Aeusserungen eines *revolutionären* Hasses, der bis zur Entstellung *der* Thatsachen geht, und der bey andern Geschichtschreibern der vorerwähnten Schule nur zu häufig hervorbricht.

PÄDAGOGIK.

ALTONA, gedr. b. Hammerich: *Ein Paar Worte über die wechselseitige Schuleinrichtung*, von *Moritz Georg Witt*, Predigtamtsgehülfen in Nienstätten. 1827. 24 S. 8. Mit 3 Tabellen. (7 gGr.)

Diese wenigen Blätter enthalten durchaus nichts Neues über den in Frage stehenden Gegenstand und haben nur ein locales Interesse. Die beygefügten Lectionsplane scheinen zweckmässig bis auf den Religionsunterricht, dem zu wenig Zeit darin angewiesen ist. Rec. verweiset im Uebrigen auf seine Anzeige der Schrift von „*Krohn*" im 124. Stück der A. L. Z. von diesem Jahre.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1828.

GESCHICHTE.

Paris, b. Logier u. Delaunay: *Annales du moyen age*, comprenant l'histoire des temps qui se sont écoulés depuis la décadence de l'empire romain jusqu'à la mort de Charlemagne. 1825. *Acht* Bde in 8. Ein jeder von 500 S. und in 4 Lieferungen, jede von 2 Bänden, publicirt. (Pr. 52 Fr.) — *Erste* Lieferung.

Der anonyme Vf. dieser Jahrbücher weicht, wie der Titel zeigt, von der sonst üblichen Eintheilung der Geschichtsepochen gänzlich ab, indem er unter Mittelalter einen Zeitraum begreift, der mit dem Verfalle des Römer-Reichs beginnt und mit dem Tode Karls des Grofsen endigt. Bevor wir die Analyse der hier vor uns liegenden *ersten* Lieferung des Werks mittheilen, dürfte es an seinem Platze seyn, zu erörtern, in wiefern diese Neuerung, die bereits der Titel angiebt, sich rechtfertigen lasse, oder ob derselben nicht vielmehr eine falsche Idee, eine unrichtige Ansicht des Vfs. zum Grunde liege. Unter Mittelalter will man den Zeitraum bezeichnen, der zwischen der ältern und neuern Geschichte liegt; allein wir gewahren nichts, das mit dem Zeitpunkte endigt, wo Roms Macht zu verfallen beginnt, noch das mit dem Zeitpunkte anhebt, wo Karl der Grofse stirbt. Demnach gewähren die Punkte, die der Vf. gewählt hat, keine wahren Ruhepunkte in der Reihefolge der Zeiten und den mit ihnen wechselnden Zuständen der menschlichen Gesellschaften. Roms Geschichte unter den Kaisern ist blofs eine Fortsetzung der Geschichte des freyen Roms; wir erblicken hier dieselbe Staatsgesellschaft ihre Bestimmungen vollenden; kein neuer Zustand der Völker beginnt und die Welt hört nicht auf, der alten Civilisation anzugehören. Allein nach Zerstörung der römischen Herrschaft im Abendlande, und als an deren Stelle die Waffen der germanischen Nationen neue Reiche stifteten und andre Sitten einführten, und als sich auf den Trümmern des Heidenthums das Christenthum niederliefs, da allererst beginnt eine wahre Umkehr und Europa betritt den Weg zu einer neuen Civilisation. Allein es bedarf einer langen Reihe von Jahrhunderten, um zu dieser zu gelangen; Barbarey wird eine Zeitlang herrschen müssen; jedes Volk mufs sich der Form des Feudalwesens unterziehen, bevor sich aus demselben die Form der neuern Regierungen entwickelt; und dieser langsame Uebergang von einem Zustande zum andern, dieser Zeitraum von zehn Jahrhunderten zwischen der gesellschaftlichen Ordnung der Alten und der der Neuern ist das, was man mit Fug und Recht das Mittelalter nennt. Nimmt man aber mit *Bossuet* die Regierung Karls des Grofsen als den Anfang der neuern Geschichte an, so ist diefs eine willkürliche Eintheilung, die in den Thatsachen nicht begründet ist und die nothwendiger Weise den allgemeinen Gesichtspunkt verrückt, aus welchem diese Geschichte betrachtet werden mufs. Denn man unterstellt alsdann, dafs von nun an das Zeitalter der Barbarey durch diesen Fürsten geschlossen ward, und man macht sich gleichsam anheischig, in den nächstfolgenden Jahrhunderten ein stetes Fortschreiten zu einer bessern Ordnung der Dinge zu gewahren, was doch thatsächlich ganz falsch ist. Indem Karl der Grofse mit Gewalt mehrere ganz unterschiedliche Völker unter seinen Scepter vereinigte, hemmte er allerdings für einige Augenblicke jene natürliche Bewegung, welche die Gesellschaft zur Auflösung, zur Zersplitterung führte; allein nach seinem Tode nahmen die Dinge wieder ihren Lauf. Man mufs demnach die Regierung dieses grofsen Fürsten als eine blofse Zufälligkeit, als einen Lichtstreifen in der Finsternifs der Barbarey; allein nicht als eine jener grofsen Revolutionen betrachten, welche die Zeit hervorruft und deren Einflufs sich für die Dauer einer langen Zukunft bemerklich macht. Wollte daher der Vf. Jahrbücher des Mittelalters schreiben, so ist seine Absicht unerreicht geblieben; in der Meinung, einen Gegenstand zu umfassen, dessen Grenzen genau bestimmt wären, hat er das Ende und den Anfang zweyer Geschichtsepochen mit einander verknüpft, die kein Ganzes zu bilden vermögen; und der Titel des Werks verkündet bereits diesen Irrthum. Allein, dieses Irrthums ungeachtet, könnte sich doch noch Wahrheit in der Ausführung der einzelnen Theile finden; jedoch auch diese Befriedigung gewährt dessen Analyse nicht. Nach des Vfs. in vielen Beziehungen richtigen Meinung kann man den Ursprung der neuern Nationen nur unter den Trümmern der römischen Welt entdecken; mithin mufs man ihn dort suchen. Jedoch zu dem Ende reicht es, unsers Bedünkens, nicht hin, einige vage Betrachtungen über die Zerstörungsprincipien anzustellen, die grofsen Reichen inhäriren; man darf sich nicht einbilden, mittelst einigen Gemeinplätzen zur Lösung eines so wichtigen Problems zu gelangen: die Frage mufs offen und unter Berücksichtigung aller ihrer Schwierigkeiten erörtert, und alle Denkmäler

mäler müssen erforscht werden, die einiges Licht über jene andere Eroberung zu verbreiten vermögen, die Rom unter seinen Kaisern machte, wo es die Welt, nachdem es solche seinen Waffen unterworfen, seiner Civilisation unterwarf. Man muss ferner in seinen successiven Entwickelungen und in allen seinen Theilen jenes umfassende Verwaltungssystem verfolgen, wodurch die Schicksale so vieler Völker an das einer einzigen Stadt, deren Bürger sie wurden, geknüpft ward. Nicht weniger erscheint es unumgänglich, die unterschiedlichen, durch dieselbe Oberherrschaft mit einander verschmolzenen Nationen eine jede für sich ins Auge zu fassen, um zu untersuchen, bis zu welchem Punkte die römische Civilisation in die Sitten einer jeden eindrang, oder sich nach den besondern Verhältnissen einer jeden anders gestaltete, und nachdem man auf diese Weise bis unter die Trümmer der Römerwelt eingedrungen, wird man vielleicht ein wenig Licht daraus hervorziehen können, um damit den Ursprung der neuen Nationen zu beleuchten. Allein die Erfüllung dieser Aufgaben liegt nicht einmal im Plane des Vfs., wie er solchen zu Anfang seines Werks entwickelt. Weitschweifige Schilderungen jener ermüdenden Reihefolge militärischer Revolutionen, durch welche der kaiserliche Scepter aus einer Hand in die andere übergeht; einige oberflächliche Betrachtungen über das Entstehen des Christenthums und seine Verbreitung im römischen Reiche; etwas genauere, wiewohl noch immer unzulängliche Nachweisungen über den Ursprung und die ersten Wohnsitze der barbarischen Völkerschaften, welche die römischen Provinzen überzogen, füllen die Seiten des Werks, wo von Rom, von Augustus an bis zu Augustulus, die Rede ist. So finden wir im *ersten* Buche, wovon eine bedeutende Seitenzahl dem Diocletian gewidmet ist, den der Vf. als einen Mann schildert, der als groser Fürst zu regieren und als Weiser zu endigen verstand, fast kein Wort von der wichtigen Neuerung, die von diesem Kaiser in das Verwaltungssystem eingeführt und von seinen Nachfolgern beybehalten ward. Der Vf. schildert Diocletians Kriegsthaten gegen die in das Reich eindringenden Barbaren, seine Tugenden, seine Talente, und erzählt, wie er der Stifter einer neuen Politik durch Theilung des Reichs ward u. s. w.; allein er übergeht, wie zu jener Epoche das Kaiserthum aus den Feldlägern in den Pallast übergieng; wie die Gewalt glaubte, den Glanz der Majestät zu erhöhen, indem sie sich mit einem Hofstaat umgab, um ihre Energie zu vermehren, indem sie eine ganze Miliz besoldeter und ihr untergeordneter Agenten erschuf, die der Achtung der Völker durch gaukelhafte Titel empfohlen ward. *Gibbon's* Werk scheint der Vf. niemals gelesen zu haben, und las er es wirklich, so muss man sich wundern, wie er auf den Einfall kam, nach den gelehrten und fruchtbaren Forschungen des englischen Geschichtschreibers dem Publicum eine so trockne Erzählung anzubieten. — Etwa 40 Seiten des 6ten Buchs sind der Schilderung der Sitten der Germanen gewidmet. Diese lediglich aus Tacitus entlehnte Schilderung genügt dem Vf. vollkommen, um ein Charaktergemälde von den Völkern zu entwerfen, die das abendländische Reich eroberten. Seinen Vortrag in ein den neuen Begebenheiten, die er erzählt, angemessenes Gewand zu kleiden, fällt dem Vf. nicht ein: indem derselbe nach einem Schein von Würde hascht, wird der Leser durch Einförmigheit ermüdet, und es drängen sich ihm um so gegründetere Zweifel gegen die historische Glaubwürdigkeit der gemeldeten Thatsachen und gegen die Richtigkeit des hierauf *gegründeten* Urtheils des Geschichtschreibers auf, *da dieser fast* überall vernachlässigt hat, seine Quellen anzuführen. So stellt dieser den Ostgothen-König Theodorich als das Muster eines vollendeten Regenten dar, das noch nimmer übertroffen ward; und muss er gleich zugeben, dass der Glanz der grosen Eigenschaften, die dieser Fürst als Feldherr, als Gesetzgeber und als Gründer eines neuen Reichs entwickelte, durch einige Verbrechen befleckt wurde, so findet der Vf. deren Entschuldigung in den Nöthigungen der Staatsklugheit. — Doch mit noch auffallenderer Vorliebe und wahrhafter Parteylichkeit geht derselbe hinsichts Chlodowich's zu Werke, dessen und seiner Kinder Regierung das 7te Buch gewidmet ist, womit diese Lieferung schliesst. Dieser Heerführer und seine Franken ergriffen das Christenthum mit dem Eifer echter Proselyten. Der Eroberer Galliens war ein eben so geschickter Staatsmann, als Feldherr: den Beweis davon entlehnt der Vf. aus dessen Unterhandlungen mit den Völkern Armorika's, die nach den Grundsätzen eines vollendeten politischen Systems geleitet wurden. Die Absendung eines Meuchelmörders mit dem Auftrage, einen andern barbarischen König, seinen Verwandten, Chloderich aus dem Wege zu räumen, ist, nach dem Vf., *eine* Gesandtschaft, die diesem Fürsten zu *seiner Thron*besteigung Glück wünschen sollte. Endlich möchten wir ihn fragen, aus welcher glaubwürdigen Quelle er den Beweis für seine Behauptung geschöpft hat, dass die Franzosen unter Chlodowich Fortschritte im bürgerlichen Leben gemacht. *Gregor von Tours*, der doch allein als Autorität für diese Epoche gilt, sagt von allen jenen schönen Dingen nichts; und wenn man dieselben beym Pater Daniel, Anquetil und andern Historiographen, die entweder *für den* Hof oder das Kloster schrieben, verzeichnet *findet*; so muss man sich wundern, dass ein Mann, der frey von jedem fremden Einfluss schrieb und der aus erster Quelle zu schöpfen vermochte, das Zeugniss der Chronikenschreiber nicht mit mehr Unterscheidungskraft zu benutzen wusste. — Ungeachtet aller der Mängel, die eine gewissenhafte Kritik an dem Werke zu rügen gebietet, kann Referent nicht umhin, der Schreibart des Vfs. Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und in ihm ein nicht gewöhnliches Talent, historische Gegenstände zu behandeln, anzuerkennen. Und forscht man nun nach der Grundursache, die ihn auf der betretenen Bahn irre führte, so wird man

man solche in der vorherrschenden Idee des Vfs. finden, den Triumph des Christenthums zu verherrlichen, durch denselben gleichsam die Wiedergeburt der römischen Welt zu feyern, so wie in dem Bestreben, diese Idee durch die Geschichte zu verwirklichen. Der Ausführung dieses Gedankens hat der Vf. alle andern Rücksichten aufgeopfert, und obschon wir ihn durch diese Bemerkung keineswegs zu rechtfertigen vermeinen; so glauben wir doch darin seine Entschuldigung zu finden, wenn er mit einem ernsten Geiste, den kein noch so mühsames Quellenstudium zurückschreckte, kein vollkommneres Product zu Tage gefördert hat.

Z.

SCHÖNE KÜNSTE.

Stuttgart und Tübingen, in der Cotta. Buchh.: *Klamer Eberhard Karl Schmidt's Leben und auserlesene Werke*, herausgegeben von dessen Sohne *Wilhelm Werner Johann Schmidt*, Divisionsprediger und Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Erfurt; und Schwiegersohne *Friedrich Lautsch*, Prediger zu Halberstadt. *Erster* Band. 1826. 537 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gGr.)

Dem Dichter, dessen Werke hier *zum erstenmal* gesammelt erscheinen, verflossen mehr als dreyssig Jahre, die kräftigsten und glücklichsten seines Lebens, in enger Freundschaftsverbindung mit *Gleim*. Beide, während dieses langen Zeitraums an einem Orte vereinigt, als Nachbarn wenige Schritte von einander entfernt, nur selten und nicht lange getrennt, denselben Geschäftskreis, dieselben Gönner und Freunde, meistens auch dieselben Neigungen, Ansichten und Gewohnheiten theilend, könnte man den Orest und Pylades des deutschen Parnasses nennen. Ob sie gleich fast das höchste Ziel des menschlichen Alters erreichten und der Musenkunst bis an dieses Ziel treu blieben, gelangten sie doch nie dazu, ihre Werke gesammelt der Welt vorzulegen; aber auch darin fiel ihnen ein gleiches Loos, dafs nicht Fremde, sondern nahe Verwandte das versäumte Geschäft nach ihrem Tode vollbrachten. Den gröfsern Theil des vorliegenden Bandes nimmt des Dichters Leben, dargestellt von *Friedrich Lautsch*, ein. Diese Darstellung eines beynahe 78jährigen, zwar einfachen und geräuschlosen, aber dennoch in vieler Hinsicht merkwürdigen Lebens, ist aus drey ungleichartigen Theilen zusammengesetzt. Den Anfang bildet das Fragment einer Autobiographie, welche *Schmidt* bereits in hohem Alter anfing und eben deshalb nicht vollendete. Es umfafst nur 23 Druckseiten und führt uns rasch durch die Kindheit, die Schul- und Universitätszeit bis ins 26ste Lebensjahr des am 29sten December 1746 gebornen Dichters, wo dieser bereits eine öffentliche Anstellung und einen Kreis literarischer Freunde hatte. Man erkennt in dieser Raschheit, die jedoch fern von Leere und Trockenheit bleibt und manchem recht charakteristischen Zuge Raum verstattet hat, den bescheidenen Mann, der nicht gern zu viel von sich reden mochte, und den Zögling der Alten, die bekanntlich in ihren Biographieen das Gedrängte lieben. Auch liegt in dem Gebrauch der dritten Person, worin der Dichter mit höchst seltenen Ausnahmen von sich redet, etwas, das einer behaglichen Ausführlichkeit widerstreitet. Die Geschichte der hierauf folgenden 10 Jahre (1773—1782) macht den *zweyten* Theil dieser Biographie aus und ist ganz das Werk des Hn. *Lautsch*, der die Aufgabe auf eine befriedigende Weise gelöst hat. Im J. 1781 begann der Briefwechsel *Schmidt's* mit dem Bruder seiner Gattin, dem nachherigen Medicinal-Director *Johannes Abel* zu Düsseldorf, einem sehr gebildeten, kunstliebenden und achtungswerthen Manne, dessen Freundschaft der Dichter zu den höchsten Gütern seines Lebens rechnete, und dem er sich mit dem innigsten Vertrauen ganz hingab. Er sprach sich in diesen Briefen über seine innern und äussern Verhältnisse und über die mannichfaltigsten Gegenstände aus, ja mehrere derselben enthalten einen förmlichen Abrifs seiner Lebensgeschichte während eines Jahrs oder einer kürzern Periode. Diese Briefe, welche nach *Abel's* 1822 erfolgtem Tode an seinen Erben *Schmidt* zurückfielen, benutzte Hr. *Lautsch*, um in geordneten Auszügen den Dichter sein Leben selbst darstellen zu lassen, wobey er nur von Zeit zu Zeit erläuternd oder ergänzend das Wort nimmt. Vom J. 1809 an, wo diese Correspondenz nicht weiter benutzt werden konnte, obwohl sie bis zum J. 1822 fortgesetzt wurde, treten Briefe des Dichters an seinen jüngsten Sohn, den auf dem Titel genannten Mitherausgeber, nebst einigen bereits früher gedruckten Fragmenten aus Briefen an den Literator *Friedrich Rassmann* zu Münster an ihre Stelle. Diese gesammte, nur in zweckmäfsigen Auszügen mitgetheilte Correspondenz war nicht zur öffentlichen Bekanntmachung bestimmt, und wir erhalten hier folglich eine absichtslose oder unvorsätzliche Autobiographie, welche durch das Lebendige und Frische der unmittelbaren Anschauung reichlich gewinnt, was sie etwa durch Zerstückelung des Stoffes verlieren sollte. Uns hat der erste Theil derselben, welcher die beiden letzten Decennien des 18ten Jahrh. umfafst, am meisten angezogen. Sie schildert uns den Dichter im reifern Mannesalter, und auf dieser Höhe des Lebens, wo die Menschenbrust am reichsten ist an Freude und Leid, sprach er beide auch gegen seinen Freund am vollständigsten aus. Was das Letztere, das Leid betrifft, so bestand es bey ihm in mancherley Krankheitszuständen, in dem Verluste seiner Geliebten, auch wohl in unwillkommenen lästigen Geschäften; von gescheiterten Unternehmungen, fehlgeschlagenen Planen, unerfüllten Hoffnungen ist kaum irgendwo die Rede bey dem genügsamen, anspruchlosen Manne, der sein Glück im beschränkten Kreise fand und keinen sehnsüchtigen Blick über denselben hinaus warf. An politischen Ereignissen nahm er weit weniger Antheil, als

als sein Freund *Gleim*, und dass er in Folge derselben seine bürgerliche Stellung verlieren werde, wie es 1810 bey Aufhebung des Domstifts geschah, ahnte er damals gewiss nicht. In der äussern Geschichte seines im geregelten Gleise still dahinfliessenden Lebens machen ausser einigen Reisen vornehmlich Epoche die Besuche deutscher Dichter und Literatoren, welche um *Gleim's* willen damals nach Halberstadt kamen und neben *Gleim's* Freundschaft grösstentheils auch die seinige suchten. So lernte er im vorletzten Jahrzehend des verflossenen Jahrhunderts *Johannes Müller*, *Möser*, *Claudius*, *Moritz*, *Lavater*, *Elisa von der Recke*, *Tiedge* und *Matthisson* kennen, im letzten *Lafontaine*, mit dem er im Lauchstädter Bade zusammentraf, *Jean Paul Friedrich Richter*, *von Retzer*, *Bothe*, vermuthlich auch jetzt erst *Herder* und *Voss*. Von den meisten dieser neuen Bekanntschaften hat er seinem Freunde ein mehr oder minder ausgeführtes Bild entworfen, wobey es nicht an manchen interessanten Zügen fehlt. In *J. P. Richter*, den er als Schriftsteller bewunderte, gesteht er sich etwas geirrt zu haben, er hatte sich ihn im Leben wärmer und herzlicher gedacht. Von *Morus*, den er ebenfalls in Lauchstädt kennen lernte, wird gesagt, dass ihm der Mensch weniger, als der Schriftsteller gefallen habe: doch erfahren wir nicht, in wiefern oder warum. Zu den ältern Freunden *Schmidt's*, deren Umgang er in dieser Periode noch zuweilen genoss, gehörten *Göckingk* und *Benzler*; den Kreis seines literarischen Umgangs zu Halberstadt aber bildeten ausser *Gleim* noch *Dohm*, *Lucanus*, *Streithorst*, der Rector der Domschule *Fischer*, *Nachtigal* und einige Andere. Ueberaus schätzbar blieb ihm das Wohlwollen des edeln Grafen von Stolberg-Wernigerode, der als Domdechant in den Jahren 1786 bis 1796 sein Vorgesetzter war, und seiner Familie, einer wahren *santa famiglia*, wie *Schmidt* sie zu nennen pflegte (S. 75). Ueberhaupt gehörte zu den grössten Begünstigungen des Glücks, die *Schmidt* in seinen mittlern Lebensjahren genoss, das erfreuliche und ermunternde Verhältniss, worin er zu seinen nähern Vorgesetzten im bürgerlichen Leben stand: denn auch des Grafen zu Wernigerode Vorgänger, der 1785 verstorbene menschenfreundliche Domdechant *v. Spiegel*, und der Nachfolger des Erstern, der letzte halberstädtische Domdechant und nachherige braunschweigische Staatsminister, Graf *von Alvensleben*, schätzten und begünstigten den Dichter.

Ein grosser Theil von *Schmidt's* Correspondenz betrifft seine literarischen Arbeiten, Genüsse und Studien. Die letztern waren gerade nicht tief und vielumfassend; *Schmidt* war ein dichtender Geschäftsmann, ungefähr wie *Gleim*, *Uz*, *Rabener* und andere Zeitgenossen; der Kreis seiner literarischen Bildung war dem jener Männer ähnlich und bezog sich zunächst auf die Poesie. Er war nur als Dichter literarisch wirksam, und hat ausser Gedichten, versteht sich im weitesten, auch die schöne Prose umfassenden Sinne des Worts, kaum noch einige biographische Aufsätze, und namentlich, was bey neuern deutschen Dichtern ein seltner Fall ist, in seinem langen Leben nie auch nur eine Recension geschrieben. Seine poetische Thätigkeit wurde selbst in dieser Periode häufig durch Krankheitszustände, Reisen und andere Umstände gehemmt: doch war sie grösser, als späterhin; aber mit der Herausgabe einzelner Werke war er minder rasch, als im vorhergehenden 8ten Decennium des 18ten Jahrhunderts; wozu ohne Zweifel die seinen Wünschen nicht entsprechende Aufnahme einiger derselben beytrug. Unterm 23sten May 1788 schreibt er (S. 81) an *Abel*: „Ich habe eine Menge Sachen und Sächelchen liegen, ihr Name ist Legion: Episteln, Sprüche, Erzählungen, Sinngedichte. Aber der Stempel der Vollendung, das einzige gültige Entreebillet auf dem grossen Schauplatze der Unsterblichkeit, fehlt *allen*. Und so lass' ich es fein ruhig liegen, habe keinen Verdruss von Kritikern und Buchhändlern, und befinde mich wohl dabey. Diess über deine Rüge meines schriftstellerischen Stillschweigens." Freylich war diese Stimmung nur vorübergehend, denn das Göthesche:

Dichter lieben nicht zu schweigen

wird sich im Allgemeinen immer als wahr bewähren, und so liess auch *Schmidt* bereits im folgenden Jahr 1789 „Erzählungen aus der Geschichte der aktäontischen Nachkommen" erscheinen, die, so viel Rec. bekannt, unter allen seinen Werken gerade die ungünstigste Aufnahme fanden, und, wie sein Biograph zu verstehen giebt, sogar auf seine gesellschaftlichen Verbindungen nachtheilig wirkten. Was ihn bey seiner Lectüre besonders anzog und anregte, bespricht er gern mit seinem Herzensfreunde, und dieser Theil seiner Correspondenz ist *nicht* der unwichtigste. Doch findet sich, wenigstens in dem hier mitgetheilten Auszuge dieser Correspondenz, nicht, dass ihn in den achtziger Jahren ein deutsches Dichterwerk besonders angeregt habe, und er schreibt unter andern im März 1787: „Nebenbey studir' ich, wie ich seit Jahr und Tag gethan, die Alten. Das Wenigste der Neuen schmeckt *mir*. Hier ist zu viel Spitzfindigkeit und dort zu viel Schwärmerey. Meine lieben Alten wussten so schön die Mittelstrasse zu gehen. Ihre meisten Gedanken sind reine Abdrücke einer unverdorbenen Denkkraft." Anders zeigt er sich in den neunziger Jahren: *Jean Paul's* Werke, besonders der Hesperus, rissen ihn ganz hin und machten ihn zu *Richter's* feurigstem Bewunderer. Nächst ihm erregte *Voss* als Uebersetzer und Metriker seine Aufmerksamkeit, und wurde als letzterer sein Vorbild.

(*Der Beschluss folgt.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1828.

SCHÖNE KÜNSTE.

Stuttgart und Tübingen, in der Cotta. Buchh.: *Klamer Eberhard Karl Schmidt's Leben und auserlesene Werke*, herausgeg. von dessen Sohne *Wilh. Werner Joh. Schmidt* — — und Schwiegersohne *Friedrich Lautsch* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Ungefähr gleichzeitig mit *Voss*, um's Jahr 1797, unternahm *Schmidt* eine Uebersetzung von den Oden des Horaz. *Gleim*, über dessen allzu grosse kritische Nachsicht *Schmidt* sonst Klage führt, rieth ihm, sobald er die Erscheinung der Voss'schen Uebersetzung erfuhr, die seinige zu verbrennen. *Schmidt* handelte zwar recht, diess nicht zu thun, aber seine damaligen Erwartungen von dieser Uebersetzung blieben unerfüllt: denn als sie nach langem Zögern im J. 1820 erschien, gab es der deutschen Uebersetzungen des Horaz bereits so viele, dass eine neue dem Publicum nicht als ein besonderes verdienstliches oder schwieriges Werk erscheinen und daher auch kein bedeutendes Aufsehen erregen konnte.

Der Eintritt des 19ten Jahrh. wurde zu Halberstadt durch eine besondre Feyer bezeichnet; mit dem Schlage 12 Uhr in der Nacht begannen alle zahlreichen Glocken der Stadt zu läuten, und der grösste Theil der Bevölkerung wogte auf den Strassen und Plätzen, durch eine ruhige und milde Witterung begünstigt. *Schmidt* befand sich, wie er seinem *Abel* erzählt, mit *Gleim* in froher Gesellschaft bey *Nachtigal*, als aber die Scheidestunde des Jahrhunderts schlug, fühlte er sich tief ergriffen, er glaubte die Sterbeglocke aller genossenen Freuden zu hören und entzog sich der Gesellschaft. Seine Ahnung war nicht ohne Grund; das neue Jahrhundert konnte ihm nicht ersetzen, was mit dem vorigen entschwunden war. Gleich das erste Decennium brachte drey Ereignisse, deren jedes einen entscheidenden und im Ganzen höchst nachtheiligen Einfluss auf *Schmidt's* Leben hatte, nämlich den Tod *Gleim's* im Februar 1803, die französische Invasion im Herbst 1806 und in Folge derselben die Aufhebung des Domcapitels am Schluss des Jahres 1810. *Schmidt's* Lage wurde durch diese Ereignisse einsamer, freudenloser und sorgenvoller. Seine ganze Umgebung war verwandelt und gleichsam verödet; die alten Freunde waren gestorben (ausser *Gleim* auch *Streithorst* und *Fischer*), oder entfernt (wie *Lucanus*), oder ihm durch den Ernst der Zeit entfremdet, und konnten ihm durch neue Verbindungen wenigstens nicht ganz ersetzt werden. Die Musen flohen, vom Kriegsgetümmel verscheucht, oder nahmen, wo sie noch Einzelnen getreu blieben, einen ernstern Charakter an. Die vormalige ermunternde Anerkennung seines Dichtertalents im Kreise von Freunden und humanen Vorgesetzten war mit diesem Kreise dahin; seit 1806 drückten ihn Kriegslasten, und besonders seit 1810, wo sein Amt zugleich mit dem Domcapitel erlosch, auch Nahrungsorgen. Die letztern dauerten zum Theil noch nach der Rückkehr des allgemeinen Friedens fort, der auch die frühern günstigen literarischen Verhältnisse nicht nach Halberstadt zurückführen konnte. In den letzten Jahren seines Lebens wechselten Leid und Freude fast unaufhörlich; Leid brachten ihm besonders die sich schnell folgenden Verluste von Verwandten und Freunden; zur Vermehrung seiner Lebensfreuden trugen die beiden Herausgeber dieses Bandes, sein Sohn und Schwiegersohn, sehr Vieles bey. Der Letztere, durch gleiche Neigung zur Poesie mit ihm befreundet, lebte in seiner Nähe, und von Beiden sah er frohe Enkel. Von seinen ältern Freunden wurden ihm einige, namentlich *Göckingk*, bis an seinen Tod erhalten. Er hegte eine besondre Vorliebe für Friedrich Leopold von Stolberg, und fand die Art, wie nach dessen Tode *Voss* sich über ihn aussprach, seinem Gefühl so widerstreitend, dass er *Voss* sehr abgeneigt wurde, was diesem jedoch bey der weiten Entfernung und geringen Verbindung zwischen Beiden wohl kaum bemerklich geworden ist.

Die Briefe *Schmidt's* aus dem 19ten Jahrh., die in immer fragmentarischer werdenden Auszügen bis zum August 1824 (drey Monate vor seinem am 12ten Nov. erfolgten Tode) mitgetheilt sind, erscheinen, für die deutsche Literargeschichte minder wichtig, als die frühern, da ihr Verfasser jetzt wenig neue literarische Bekanntschaften machte und zum Theil selbst den frühern entfremdet wurde; dagegen enthalten sie manche Beyträge zur Geschichte Halberstadts in dieser Periode. Rührend ist die zutrauliche Innigkeit, mit welcher der Vater dem Sohne sich mittheilt; nicht minder rührend die Klage des Greises über den Verlust so vieler vorangehender Freunde. Mancher nicht ausgeführte literarische Plan wird noch besprochen; auch fährt der alternde Dichter fort, sich über den Eindruck auszusprechen, den

den neue literarische Erscheinungen auf ihn machten. Die Fichtisch-Schellingische Philosophie blieb ihm fremd und widrig; das Letztere war auch mit der neuen poetischen Schule der Fall, so lange sie der alten noch schroff entgegenstand. In den letzten Jahren seines Lebens ergriffen ihn besonders einige Werke von *Fouqué* und die lyrischen Gedichte von *Stägemann;* auch versuchte er, wie Rec. weiss, sich mit *Walter Scott* zu befreunden, aber diess wollte ihm nicht gelingen.

Der Charakteristik, womit der Biograph seine Arbeit schliesst, muss Rec. das Zeugniss geben, dass sie nicht nur mit Geist entworfen, sondern auch vollkommen treffend ist. Nur Kleinigkeiten vermöchte Rec., der den Dichter länger als der Biograph gekannt hat, hinzuzufügen. Zu der Gewohnheit *Schmidt's*, fast jedes Leid ohne Klage in seine Brust zu verschliessen, scheint das Gefühl mitgewirkt zu haben, dass es ihm, der in seinen Gedichten so oft zum Lebensmuth und zur Lebensfreude aufgefordert, nicht gezieme, sich unter den Schlägen des Missgeschicks zu beugen. Er war überhaupt mehr zum Dulden als zum Handeln organisirt. In der Schätzung seiner eigenen Werke schwankte er zwischen einem Selbstgefühl, das sich auf frühern Beyfall gründete, und dem Misstrauen, welches spätere ungünstige Erfolge nothwendig erwecken mussten; und den Gesetzen der menschlichen Natur gemäss, behielt dieses Misstrauen bey zunehmendem Alter immer mehr die Oberhand, und hat vielleicht viel dazu beygetragen, dass er die Sammlung seiner Werke nicht zu Stande brachte. Zu Freunden wählte er, wie *Gleim*, Männer von literarischem Ruf am liebsten. Seine Religionsansichten waren frey, doch gewissermasen wider seinen Willen; er wünschte sich einen festern Glauben an die kirchlichen Lehren, als er ihm zu Theil geworden war. Musik übte er nicht praktisch und selbst die Kenntniss der Noten mangelte ihm. Für seine Genügsamkeit giebt es wohl kein gültigeres Zeugniss, als dass er in seiner engen, nur wenige Schritte breiten Wohnung so wenig zu vermissen schien. Diese enge Wohnung war nicht einmal sein Eigenthum, sondern *Gleim* angehörig, der ihm den Gebrauch derselben letztwillig vermacht hatte. Wie *Gleim*, der Lobredner des Weins, gewöhnlich Wasser trank, so war auch *Schmidt*, der Sänger geselliger Fröhlichkeit, sehr mäsig bey geselligen Mahlen. Uebrigens liegt es in der Natur der Sache, dass diese Charakteristik zunächst *Schmidt* den Greis darstellt. Zwar glaubt Rec. nicht, dass sich die Grundzüge seines Charakters mit den Jahren verändert haben, kann aber doch nicht umhin, sich ihn in der Jugend rascher und auch zum Theil reizbarer zu denken, als er im Alter erschien.

Die Herausgabe der Gedichte selber hat der Sohn des Dichters mit Zuziehung einiger Freunde besorgt, und sie nach den einzelnen Dichtungsarten in funfzehn Bücher chronologisch geordnet. Im vorliegenden Bande haben nur die beiden ersten Bücher Platz gefunden. Ein allgemeines Urtheil über *Schmidt* den Dichter darf Rec. sich daher noch nicht gestatten; er beschränkt sich auf folgende mehr specielle Bemerkungen.

Das erste Buch enthält die sämmtlichen Lieder, achtzig an der Zahl, dem grössern Theil nach schon früher, wiewohl an sehr verschiedenen Orten, besonders in den Voss'schen und Göttinger Musenalmanachen, den Taschenbüchern und den Erholungen von *W. G. Becker* u. a. gedruckt. Sie umfassen einen Zeitraum von wenigstens 45 Jahren, vom J. 1769 ungefähr bis zum J. 1814, wo die Sammlung mit einem gelungenen schwungvollen Hymnus auf den Geburtstag des Königs schliesst. Die grössere Hälfte dieser Lieder ist jedoch aus den beiden letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts, dem Zeitpunkt männlicher Reife des Dichters. Aus seiner frühesten Periode, wo er, nach *Gleim's* Vorgange, auf eine den Deutschen bald missfällig gewordene Weise von Wein und Liebe sang, sind kaum einige Lieder, gleichsam als Probe mitgetheilt; doch nähert er sich diesem Tone nicht selten auch in spätern Jahren wieder. Hiervon abgesehen nimmt *Schmidt* unter den deutschen Liederdichtern keine geringe Stelle ein. Am wenigsten braucht er im muntern *geselligen* Liede die Vergleichung mit irgend einem Zeitgenossen zu scheuen; bey einer reichen Ader geselliger Fröhlichkeit wird er doch immer von den Grazien geleitet; seine zahlreichen Trinklieder haben nicht das Derbe und mitunter Pedantische, was man bey *Voss*, *Bürger* u. A. nicht selten antrifft. In seinen ernsten Liedern darf man *Schiller's* philosophischen Geist und *Bürger's* leidenschaftliche Glut nicht suchen; die letztere lag nicht in seinem sanften Charakter und seine philosophischen Ansichten gingen nicht über die seines Lieblings Horaz hinaus. Ein ruhiger milder Geist wohnt auch in seinem ernsten Liede; einige sind schlicht und bieder, andere nicht ohne höhern Schwung, manche vielleicht zu witzig und sentimental. Das Technische ist mit Sorgfalt behandelt, die Versification ist leicht, die Sprache wohllautend und gerundet. Mehrere dieser Lieder findet man in den meisten für das Volk bestimmten Liedersammlungen, z. B. in dem mildheimischen Liederbuche, und einige leben wirklich im Munde des Volks. Das bekannteste davon, welches Rec. in mehr als einer Stadt hat singen hören, erscheint hier S. 339 nach der Bemerkung des Herausg. in seiner echten ursprünglichen Gestalt, die uns aber nicht überall hat ansprechen wollen; vielmehr gesteht Rec., einige von fremden Händen an diesem Liede gemachte Aenderungen vorzuziehen. Ein Beyspiel mag dieses Urtheil rechtfertigen. Die fünfte Strophe des Liedes lautet hier:

In graulichen Grabes
Unendlicher Nacht,
Was hilft's, dass Nietzky
Mit Salben mich Todten
Zur Mumie macht.

Da-

Dafür heiſst es in der neuen Auflage des mildheimischen Liederbuchs:

> Und deckt mich des Grabes
> Unendliche Nacht,
> Was hilft's, daſs im Leben
> Ich Tage vertrauert
> Und Nächte durchwacht!

In den beiden ersten Zeilen der echten Bearbeitung ist der Ausdruck *graulich* mehrdeutig und nicht edel genug; das zweymalige *Gr* ist dem Ohre unangenehm. Zwar könnte dieser Miſston wohl absichtlich seyn, in Beziehung auf den abschreckenden Gegenstand selbst, aber Rec. würde dennoch die untadelhafte mildheimische Lesart vorziehen. Die folgenden Zeilen beziehen sich auf den Versuch des ehemaligen Hallischen Professors *Nietzky*, den Körper eines in der Saale ertrunkenen Grafen von Schimmelmann durch Einbalsamirung zu erhalten. Dieses Factum ist jetzt so wenig mehr bekannt, daſs es eigentlich eine erklärende Anmerkung erfordert hätte; überdieſs fügt sich der Name Nietzky so übel in das Sylbenmaaſs, daſs auch hier die mildheimische Aenderung sich wohl vertheidigen läſst. Dagegen ist zu tadeln, daſs die sechste Strophe in dieser Sammlung ganz fehlt, und der Herausg. auch den Urheber des Liedes nicht gekannt hat.

Das zweyte Buch enthält 119 Sinngedichte, von denen etwa der vierte Theil ältern und neuern Dichtern nachgeahmt ist. (Auch unter den Liedern finden sich einige Nachahmungen besonders Anakreons.) Eine ungleiche Zusammenstellung! Vortrefflich möchten wir nur Einiges, das Meiste jedoch gut nennen. Manches ist offenbar des Dichters nicht würdig. Gleich das dritte Gedicht enthält eine gewaltige Uebertreibung, und das sechste, dessen Bedeutung man überdieſs errathen muſs, scheint uns nicht besser. Selbst die nachgebildeten waren nicht alle der Nachbildung werth. Im Ganzen scheint uns das griechische Epigramm dem Geiste des Dichters verwandter, als das scharfgespitzte martialische oder französische; auch sind die Epigramme der letztern Art minder zahlreich.

R—e.

1) Warschau, b. Glucksberg: *Jan z Tęczyna* — d. i. *Johann von Tenczyn*, von *J. U. Niemcewicz*. T. I. II. III. 1825. 260, 265, 183 S. 8. Nebst einem Anhange von 16 unpaginirten Seiten.

2) *Ebendas.*, b. Brzezina: *Poiata Corka Lizdeyki albo Litwini w XIV wieku*, d. i. *Poiata Lisdeyko's Tochter*, oder *die Lithauer im XIV. Jahrhunderte*, von *F. Bernatowicz*. 1826. I—IV. Theil. 249, 257, 255, 273 S. 8.

3) *Ebendas.*, b. Glucksberg: *Tarlo powiesc z dziejow Polskich przez Fryderyka Hr. Skarbka*. 1827. T. I. II. 12. d. i. *Tarlo*, eine polnische Novelle aus der polnischen Geschichte von dem Grafen *Friedrich Skarbek*. *Erster* und *zweyter* Theil. 194 u. 205 S. 12.

Die polnische Literatur hatte sonst nur einige historische Romane, die *Franz Jezierski* geschrieben: *Repicha*, die Mutter der Könige, die Gemahlin Piast's. 1790. 428 S. 8. *Goworek*, der Freund des Leszek's V. 1789. Auſser diesen beiden *Lescek der Weise*, von *Krajewski*; eine Nachbildung des *Telemachs* von *Fenelon*. Nun erscheinen fast auf einmal zwey polnische und ein lithauischer historischer Roman 1825 bis 1827. Nr. 1. ein Werk des um die polnische Literatur so hochverdienten *Niemcewicz*, schildert die Sitten der polnischen Groſsen, den Anfang der Anarchie, das schändliche Verfahren der Unterhändler der Königin Bona, das wunderliche Gewirre der kleinen Landtage, die Schwäche des letzten Jagellonen Siegmund August's II. Zum Stoff der Erzählung dient dem Vf. die romantische Geschichte des Grafen Johann von Tenczyn und der schwedischen Prinzessin Cäcilia, der Tochter Gustaf Wasa's. Nicht in Kopenhagen im Gefängniſs, sondern nachdem er sich durch den Sund durchgeschlagen, die ihm nachsetzenden Schiffe zurückgeworfen, läſst *N.* seinen Helden auf der Norwegischen Insel Hittern bey einem protestantischen Prediger sterben, wohin er, nachdem das durch das Gefecht leck gewordene Schiff untergegangen, von den Meereswogen halbtodt ausgeworfen war. Don Alonso de Medicina Coeli, sein Schwager, macht hier als ein edler Spanier mit seinen Bemerkungen und Handlungen einen angenehmen Eindruck, so wie auch die Schicksale des biedern Norwegers, der den schiffbrüchigen Tenczynski aufgenommen. Die einfachen Sitten des kleinen Adels und die Reinheit derselben in Polen zu damaligen Zeiten geben den Lesern ein nicht minder interessantes Bild.

Weniger glücklich hat Nr. 3. seinen Stoff gewählt. Der junge Tarlo ist ein Anhänger Stanislaus Lesczynski's, während sein Vater alle Bande der Liebe und der Blutsfreundschaft vergiſst und ein eifriger Anhänger Friedrich August I. bleibt. Vor vielen Jahren erinnert sich Rec. auch einen französischen Roman, etwa von 1756 dünkt ihn, *le Comte Tarlo*, gelesen zu haben, der aber mit dem gegenwärtigen nichts gemein hat, auch ganz romantisch und gar nicht historisch ist. Der Roman des Hn. *S.* läſst sich indeſs recht gut lesen, und man sieht, daſs dem Vf. nichts so hinderlich gewesen, als der Miſsgriff in der Wahl des Stoffs. Diese Begebenheiten sind noch zu neu für uns, und Alles, was vorkommt, zu kleinlich, um gehörig unsre Einbildung zu beschäftigen. Stanislaus Lesczynski war, ungeachtet aller seiner Tugenden, kein Held und nichts weniger, als dazu gemacht, sich selbst bey seinem Volke geltend zu machen. — Nur Friedrich August's erbitterte Feinde bildeten seinen getreuesten Anhang und einige wenige Verwandten und alte Familienfreunde. Aber sich selbst überlassen konnten sie wenig oder nichts thun für den König, der für sie nichts that.

So

So auch die Tarlos. Der erdichtete Familienzwist zwischen Vater und Sohn hat doch am Ende einen sehr unwichtigen, gar nicht historisch-merkwürdigen Ausgang. Die tragische Auflösung, dass die Geliebte des jüngern Tarlo eine Nonne wird und sich abgrämt, weil sie ihren Geliebten nicht bekommt, ist eine Alltagsgeschichte ohne allen Einfluss auf die Zukunft. Als bloss romantisch wird diese Geschichte ihren Werth haben, weil sie gut erzählt wird; aber historisch hat sie keine grosse Bedeutung. Hr. *S.* hat in andern Romanen schon sein Talent bewährt. Er erzählt schön und bündig, er weiss die Situationen seiner Helden und Heldinnen gut darzustellen. Aber der historische Roman erfordert mehr, als bloss dieses. Er erfordert die Sittenschilderung der Zeit und eine Anknüpfung derselben an wichtige und interessante Personen. Die traurige Zeit 1704—1715 verdient es aber fast nicht einmal geschildert zu werden, da sie weiter keinen grossen Einfluss auf die Zukunft gehabt hat. Unverkennbar ist manche Nachahmung in Nr. 3. von Nr. 1. Oft spricht der jüngere Tarlo gerade so, wie Johann von Tenczyn. Als historischer Roman verdient Nr. 1. den Vorzug, aber als blosse Novelle, *Powiesc* Erzählung und romantische Liebesgeschichte hat Nr. 3. immer seinen Werth. Vielleicht wollte auch Hr. *S.* nichts mehr geben, als dieses.

Weit glücklicher in der Wahl des Stoffs und selbst auch in der Behandlung seines Gegenstandes ist Nr. 2. Dieser Roman ist ganz originell. Die Heldin desselben ist eine erdichtete Person, *Pojata*, die Tochter des Hohenpriesters Lisdeyko, eines Enkels desjenigen, welcher Wilna zu erbauen Gedymin dem Grossen angerathen. Sie ist der Königin Hedwig ganz ähnlich. Alle, die sie sehen, verlieben sich in die schöne und tugendhafte Heidin; der fahrende Ritter Firley, welcher der Königin zu Ehren im Tempel des Snitsch, wo ein ewiges Feuer unterhalten wird, ein Opferpriester wird und im Voraus eine Menge Weideloten zum Christenthume stimmt; Jagello selbst, als Heide; sein Vetter, Fürst Daniel Kieystuts Sohn; der unedel denkende Comthur Sundstein. Ein gemaltes Bild der Königin Hedwig, welches bey dem Ritter Firley gefunden wird, bringt den abergläubischen Jagello auf den Gedanken, sich um die Königin Hedwig zu bewerben. Der fromme Sinn der Königin, Jagello's Bildung vor und nach seiner Bekehrung, seine und seines Volks Bekehrung, die Verdorbenheit des damaligen Deutschen Ordens, der von seinen alten Sitten ganz abgefallen war, alles dieses ist auf eine sehr sinnige und unerwartete Art so zusammengestellt, dass die Aufmerksamkeit des Lesers immer gefesselt wird und stets gespannt bleibt. Man kann nicht durch Lesung einiger Blätter oder ein Paar Episoden das Ganze errathen. Der geschickte Vf. weiss sehr gewandt bis an das Ende des Werks sich die Auflösung seines Romans zu sparen. Man muss alle 4 Theile des Buchs ganz durchlesen, und man thut es gern, weil man immer Unterhaltung findet. Die ganze liebliche lithauische Mythologie, die noch wenig bekannt ist, lernt man hier kennen; den alten biedern Charakter der Lithauer, die Art und Weise, wie zwey gegen einander feindselig gesinnte Völker sich verbrüderten und fast in eins zusammenschmolzen, die alten Sitten Polens und Lithauens. Die Sprache, in der Hr. *B.* schreibt, ist edel, schön und natürlich, entfernt von allem Schwulste, den man oft in neuern Werken der polnischen Literatur findet. Nur der häufige Gebrauch des Ausdrucks: *do licha* (zum Henker, zum Teufel), will Rec. nicht gefallen. Im Munde des ungebildeten Heiden Jagello klingt er recht gut, aber bey Andern sollte er weniger oft vorkommen. So gefällt es auch Rec. nicht, dass der Vf. das unslawische Wort *Chelm*, der Helm, statt *szyszak* braucht. Die alten Kriegsausdrücke erklärt der Vf. sehr richtig. Nur muss Rec. bemerken, dass auch *Przylbica*, das Visir, manchmal den ganzen Helm bedeutete und dass *Husarze* die schwerbewaffnete geharnischte Reiterey war, die *Pancerni* aber Panzerhemden von Draht trugen und auf dem Kopfe eine Drahtkappe, *misourka*. In ältern Zeiten wurden sie mit den *Kosaken* oder leichten Truppen verwechselt, in spätern Zeiten bekamen sie meist die Rüstung der schweren *Cuirassiers* der polnischen *Hussaren*, die mit den ungrischen Husaren gar nicht zu vermengen sind. Fürst Stanislaus Jablonowski änderte diese ganze Rüstung, da sie für das 18te Jahrh. nicht mehr brauchbar war. Eine Note behauptet, dass zu Siegmund August's Zeiten man nur allein sehr schön und rein gesprochen und dass Makaronismen nicht vorgekommen, sondern erst unter Johann Casimir V. gäng und gäbe geworden. Das ist unrichtig. Rec. hat eine Rede des Erzbischofs Karukowski von 1591 vor sich, die schon voller Makaronismen ist. Man schrieb schön, man hütete sich vor Makaronismen in der Schriftsprache; wer nicht gut Latein konnte, brauchte auch keine Makaronismen im Reden; aber da fast Alles Latein konnte, so waren auch schon damals oft genug die Reden mit Makaronismen angefüllt.

JUGENDSCHRIFTEN.

Halle, b. Kümmel: *Jesus der Kinderfreund.* Von *C. F. Thiele*, erstem Prediger an der Stadtkirche zu Alsleben a. d. Saale. 1828. IV u. 171 S. 8. (4 gGr.)

Wenn der Leser fragt: Wozu bey einem solchen Ueberfluss an Sammlungen biblischer Geschichten für den Jugendunterricht noch diese neue? wird der Vf. hierauf eben nichts zu antworten wissen. Rec. kann auch nichts weiter sagen, als dass die Lebensumstände und Gleichnisse Jesu sich hier, meist mit den biblischen Worten wiedererzählt, mit einzelnen Paränesen, Lehren, Sprüchen und Liederversen begleitet finden, dass eine Sammlung von Schulgesängen, Luther's Katechismus und das Einmal Eins angehängt ist, und dass das Ganze wenigstens nichts Ungehöriges enthält.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

September 1828.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig u. Darmsadt, b. Leske, und Bonn, b. Marcus: *Die Tragödien des Sophokles,* überfetzt von *Georg Thudichum. Erster* Theil. König Oedipus. Oedipus in Kolonos. Antigone. 1827. 373 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gGr.)

An Sophokles hatte fich, um von Andern nicht zu reden, der verftorbene *Solger,* wie bekannt, rühmlich verfucht; aber es war ihm nicht gelungen, eine Ueberfetzung zu geben, die durch das Ganze gleichmäfsig gearbeitet und überall deutlich und verftändlich wäre. So durfte denn jemand, ohne irgend anmaafsend zu erfcheinen, fich aufs Neue verfuchen, und diefs hat Hr. *Thudichum* gethan, und zwar mit grofsem Fleifse, jedoch mit welchem Erfolge, wird Rec. zu zeigen fuchen. Der Fleifs des Hn. *Th.* geht aus der Gleichmäfsigkeit feiner Arbeit hervor, und diefe Gleichmäfsigkeit gereicht, nach des Rec. Meinung, dem neuen Ueberfetzer des Sophokles zu grofsem Lobe, da er fich durch eine einfache, edle, gemeffene Sprache der des Sophokles zu nähern fucht. Ferner findet Rec. die Leichtigkeit der Sprache und das Verftändliche vorliegender Ueberfetzung fehr zu loben, wobey jedoch zu bemerken ift, dafs manche Stellen der Chöre auch bey Hn. *Th.* einiges Nachdenken zum Verftändnifs des Ausdrucks erfordern, was vielleicht hier und da durch die Wahl einer andern Wendung fich hätte vermeiden laffen. Rec. meint damit nicht ein allzu grofses Abweichen vom Texte, denn was im Original als fchwer zu faffen fich ergiebt, darf es auch in der Uebertragung bleiben, und mufs es fogar, da eigentliche Aufklärung des Textes nicht die Sache der Ueberfetzung ift, fondern in den Commentar gehört. Dafs die griechifche Tragödie Stellen hat, die auch manchem Griechen fchwer zu verftehen waren, bezeugt uns *Ariftophanes* in den Fröfchen, und nennt dabey den *Aefchylus* als einen Dichter, der dem Publicum nicht immer klar in feinen Ausdrücken war. Jene Leichtigkeit ift ganz befonders geeignet, Viele zum Lefen des Sophokles zu bewegen, die fich bisher bald davon abgefchreckt fühlten, und es wäre kein kleines Verdienft des Hn. *Th.*, wenn er diefem edlen Dichter unter denen, die der griechifchen Sprache nicht mächtig find, Freunde verfchaffte, weil feine Tragödieen zur Erweckung und Befeftigung eines reinen und guten Gefchmacks befonders beytragen können. Nur ift es fehr zu bedauern, dafs das feyerliche Wefen, das, was der Griechen σεμνότης nannte, welches über Sophokles Werken wie ausgegoffen ift, und manchmal, wie bey manchen griechifchen Statuen, bis an das Strenge ftreift, bey dem Beftreben nach Leichtigkeit faft ganz in diefer Ueberfetzung verloren gegangen ift. Freylich ift dergleichen, was nicht in einzelnen Worten befteht, fondern den Ton des Ganzen bildet, äufserft fchwer zu erreichen; es ift aber auch gerade das Höchfte, was der Ueberfetzer zu erftreben vermag; und darum mufs es die Hauptaufgabe für Jeden feyn, der fich auf diefes Feld wagt. Wie bedeutend die Sache felbft fey, ergiebt fich am beften aus Beyfpielen, und wir haben ein genügendes an den Ueberfetzungen des Calderon, von denen die von *A. W. v. Schlegel* mit einem füdlichen Dufte und mufikalifchen Wohllaute übergoffen ift, wogegen die von *Gries,* obgleich technifch gut gearbeitet und in vieler Hinficht lobenswerth, nackt erfcheint. Doch Rec. zweifelt nicht, wenn er das von *Th.* Geleiftete erwägt, dafs es einem Manne von fo viel Fleifs, Gefchmack und Gewandheit gelingen werde, bey wiederholter Bearbeitung auch jene eigenthümliche Farbe des Sophokles zu erftreben. Auch in profodifcher Hinficht bietet diefe Ueberfetzung noch viele Gelegenheit zur Verbefferung dar, wiewohl auch hierin bereits grofse Sorgfalt angewandt worden. Denn es kann z. B. nicht gebilligt werden, wenn der Artikel lang gebraucht wird, oder wenn Perfonalpronomina ohne Nachdruck nach der Penthemimeres als Längen ftehen, was auch von den meiften Präpofitionen gilt, oder wenn *zu* beym Infinitivus lang fteht. Es reicht hin, zum Beleg des Tadels nur einige Beyfpiele aus der Antigone zu wählen:

v. 52. Den Stern der Augen *fich* zerrifs mit eigner Hand

v. 73. Dann werd' ich liebend neben *dem* Geliebten ruhn

v. 91. Werd' ich zu fchwach feyn *zu* der That, fo lafs' ich fie.

v. 170. Nun da diefelben *in* vereintem Tod zugleich.

v. 220. Wo ift der Thor, den *nach* dem Tod gelüftete.

v. 237. Lafs erft mich reden *von* mir felbft. Ich übte nicht

und dazu die Anapäften:

v. 143. Dem Verleiher des Siegs, *den ehernen* Zoll.

v. 616. Sieh Hämon dort, *der Kinder* zuletzt

v. 620. *Den Raub* der Vermählung beklagend.

v. 793. Einhalten den Quell *der Thränen* nicht mehr *zu sehn*, wie in's ewige Ruhegemach.
v. 827. *Der Göttergleichen* zu theilen
v. 930. *Der Könige* Kind, *die Letzte* des Stamms

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf die Ueberſetzung als ſolche. Ihr Hauptcharakter iſt, wie Rec. ſchon bemerkt hat, Leichtigkeit und eine geſchmackvolle Mäſsigkeit der Ausdrücke. Daſs deſſen ungeachtet Manches auch in dieſer Hinſicht auszuſtellen ſey, will Rec. nicht bergen, ohne es jedoch dem Ueberſ. hoch anzurechnen in Betracht der groſsen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren. Es mögen hier einige Stellen, deren Uebertragung weniger gelungen ſcheint, und zwar ohne beſondere Auswahl folgen:

Oed. Col. v. 7 ſq. ed. *Reiſig.*

στέργειν γὰρ αἱ πάθαι με χὠ χρόνος ξυνὼν
μακρὸς διδάσκει, καὶ τὸ γενναῖον τρίτον.

Denn ſtill entſagen hat die Noth, und mächt'gen Schritts
Die Zeit gelehrt mich, und das ungebeugte Herz.

Wie man auch den Ausdruck: die Zeit mächt'gen Schritts, auffaſſen mag, ſo paſst er wenig hieher: denn ſoll er die raſch vorſchreitende Zeit bezeichnen, ſo würde er dem Original entgegen ſeyn, und ſoll er die Zeit, deren Vorwärtsſchreiten mächtig wirkt, bedeuten, ſo entſpricht er zwar mehr dem Griechiſchen, iſt aber für die Stelle, wo er ſteht, zu ſtark. Es kommt bey Leiden auf die Zeitdauer an, welche mildert, und nicht auf den mächtgen Schritt der Zeit, welcher ſich eher in der Geſtaltung bedeutender Weltbegebenheiten und Völkerſchickſale kund giebt. Ferner bedeutet das Wort *γενναῖον* keineswegs *das ungebeugte Herz*, ſondern das Edle; und *Solger* übertrug es weit beſſer durch: *die edle Sinnart*. Es iſt die Sinnesart, wie ſie in freygebornen Männern herrſcht, im Gegenſatz unedler, knechtiſcher Geſinnung gemeint.

ibid. v. 62 ſq.

τοιαῦτά σοι ταῦτ' ἐστὶν ὦ ξέν', οὐ λόγοις
τιμώμεν', ἀλλὰ τῇ ξυνουσίᾳ πλέον.

Und ſo beſteht es, fremder Mann, nicht ſo im Wort
Als in vereinter Uebung ein geehrtes Recht.

Dieſe Stelle hat den Auslegern Mühe gemacht wegen des Wortes *ξυνουσία*, welches hier dem Worte *λόγοι* entgegengeſtellt wird; doch iſt richtig bemerkt worden, daſs dieſe Entgegenſetzung die gebräuchlichere von *Wort* und *That* vertrete und ihr nahe komme, ſo wie denn *Reiſig's* Erklärung durch *praeſentia cultorum* genügen kann. Die deutſche Ueberſetzung aber iſt beſonders durch den Ausdruck: *ein geehrtes Recht*, weit dunkler als das Original, und *Solger* drückte den Sinn deutlicher aus:

So iſt, o Fremdling, dieſes, nicht in Worten nur
Geachtet, ſondern mehr in ſtets gewohnter That.

ibid. 122.

πλανάτας, πλανάτας τις ὁ πρέσβυς, οὐδ' ἔγχωρος.

Ohn' Heimath, ohn' Heimath iſt der Alte, nicht
Unſres Landes.

Dieſe Uebertragung kann nicht gelten, denn das Heimathloſe wird nicht dem Einheimiſchen entgegengeſetzt, ſondern das Fremde, Auswärtige, und *πλανάτας* drückt hier das Umherirrende aus. Ein umherirrender, durch die Länder ſchweifender Mann braucht aber nicht heimathlos zu ſeyn, und ſogar wenn Oedipus wirklich durch ſeine Vertreibung heimathlos geworden, ſo braucht das hier nicht angedeutet zu ſeyn, um als fremd und der Satzungen an einem andern Orte unkundig bezeichnet zu werden.

ibid. 219 ſq.

οὐδενὶ μοιριδία τίσις ἔρχεται,
ὧν προπάθῃ, τὸ τίνειν.

Keinen bedrohet der Zorn des Verhängniſſes,
Daſs, wie er litt, er vergilt;

Das Griechiſche iſt hier verſchieden verſtanden worden, die Uebertragung aber erfordert noch einiges Nachdenken mehr, ohne daſs es viel fruchtet, denn es iſt kein deutlicher Sinn daraus hervorzulocken. *Solger* überſetzte:

Keinen ergreift ja die göttliche Züchtigung,
Strafet er, was er erlitt.

Dieſs konnte man doch verſtehen, und es paſste auch in den Zuſammenhang, wenn es auch gleich dem Griechiſchen nicht entſprach, wie *Reiſig* bemerkt hat.

Antig. v. 119. ed. *Herm.*

ἑπτάπυλον στόμα

Um den ſiebenbethorten Mund.

Es iſt hier die Rede von dem belagerten Theben, welches ſieben Thore hatte. Dieſe ſieben Thore zuſammen konnte der Dichter nun einen Mund, der aus ſieben Thoren beſtand nennen. Was iſt aber ein ſiebenbethorter Mund? wäre dieſs nicht eine Mündung, die mit ſieben Thoren verſehen iſt, ſo daſs der Mund hier die Stadt ſelber wäre? Man beliebe eine Auslegung des deutſchen Ausdrucks, welche man wolle, immer wird dieſe Ueberſetzung miſslungen erſcheinen.

ibid. 274 ſq.

— κἀμὲ τὸν δυσδαίμονα,
πάλος καθαιρεῖ τοῦτο τἀγαθὸν λαβεῖν.

— und ich beklagenswerther Mann
Im Wurf des Looſes wurde zum Gewinn verdammt.

Dieſe Uebertragung iſt geradezu fehlerhaft zu nennen, weil ſie den Sinn des Originals nicht ausdrückt, ſondern zum Errathen läſst. Der Bote, aus deſſen Rede die angeführten Worte ſind, und welcher von ſeiner Botſchaft Unheil erwartete, ſagt, dieſs Gut (nämlich dieſe unglückſelige Botſchaft) ward mir durchs

durchs Loos. Es darf alſo hier das Wort *dieſs* nicht ausgelaſſen werden, weil hauptſächlich der Nachdruck und die richtige Bezeichnung des Sinnes darauf beruht. Rec. könnte leicht eine groſse Menge Ausſtellungen dieſer Art und noch triftigere, als die vorgebrachten machen; doch mögen die wenigen angeführten Stellen genügen, um zu zeigen, daſs auch in Rückſicht der Uebertragung und des Ausdrucks vorliegende Ueberſetzung noch Manches zu wünſchen übrig läſst und weiterer Verbeſſerung fähig iſt.

Der Text iſt von *Th.* verſtändig aufgefaſst worden, und er zeigt ſich von dieſer Seite als ein der griechiſchen Sprache wohl kundiger, jedoch in den Entſcheidungen der Kritik und Exegeſe nicht gerade ſehr glücklicher Mann. Da wir noch keine Recenſion des Sophokles beſitzen, welche in kritiſcher und exegetiſcher Hinſicht als genügend gelten könnte, ſo bleibt dem Ueberſetzer freylich nichts Andres übrig, als aus den vorhandenen bedeutenden Vorräthen auszuwählen. Hr. *Th.* hat dieſs auch offenbar gethan, allein öfters nicht mit dem beſten Erfolg, was aber Rec., um ſich nicht in weitläufige Erörterungen, die zuletzt über die Ueberſetzung als ſolche doch nicht entſcheiden, einzulaſſen, gern übergeht.

Hr. *Th.* hat ſeiner Ueberſetzung auch zahlreiche Anmerkungen von S. 207 bis 373 angehängt und giebt darin vorzüglich Sacherklärungen. Die Voſsiſchen Anmerkungen zu Virgil haben hauptſächlich als Muſter gedient, und *Th.* bewährt darin Fleiſs und Gelehrſamkeit. Erhebliche neue Erklärungen ſind Rec. darin nicht vorgekommen, und da ſie auf der andern Seite die berührten Gegenſtände nicht immer erſchöpfend behandeln, ſo hätten ſie viel kürzer abgefaſst werden können. Doch auch ſo lieſt man ſie mit Vergnügen und ſie zeugen rühmlich für ihren Verfaſſer. Möge Hr. *Th.* mit gleichem Eifer fortfahren, ſein Werk zu fördern.

THEOLOGIE.

KOPENHAGEN: *Theologiſk Maanedsſkrift.* April und May 1825. 200 S. 8.

Nur die zwey Probehefte dieſer vor einigen Jahren erſchienenen periodiſchen Schrift hat Rec. vor ſich, ſie haben aber das Verlangen nach Mehr nicht in ihm erwecken können. Nach öffentlichen Blättern iſt Hr. *N. F. S. Grundtvig* der Herausgeber und die Hnn. *Rudelbach, Lindberg, J. Holm,* lauter in der däniſch-literäriſchen Welt, wenigſtens bis 1820, unbekannte junge Männer, ſind die Mitarbeiter. Alle ſind, wie die vorliegenden Aufſätze zeigen, unzufrieden mit dem 18ten Jahrhundert, unzufrieden mit dem erſten Viertel des 19ten, unzufrieden mit dem, was Andere (deſto zufriedener mit dem, was ſie ſelbſt) Aufklärung (Erleuchtung, *Oplysning*) nennen; unzufrieden mit mehrern der berühmteſten und verdienſtvollſten Theologen älterer und neuerer Zeiten; unzufrieden, wie es ſcheint, mit der ganzen Welt, nur nicht, ſoweit aus dieſen Heften erhellt, mit ſich ſelbſt. Einer *Oppoſitionsſchrift*, wie z. B. *Schröter* u. A. ſie herausgeben, und deren Zweck es iſt, wirklichen oder vermeinten Irrthümern auf dem Felde der theologiſchen Literatur entgegen zu arbeiten, iſt Rec. nie abhold geweſen; ſind es aber faſt nur Klagen, Vorwürfe, Beſchuldigungen, mitunter ſelbſt Schimpfreden, deren man ſich in einem ſolchen Blatte bedient, um ſeine Meinungen gegen Andersdenkende durchzuſetzen, und berechnet man daſſelbe, wahrſcheinlich im Gefühle, mit den Gelehrten es nicht aufnehmen zu können, auf Leſer des groſsen Haufens — wie wenigſtens bey *Grundtvig's* Anfſätzen unverkennbar der Fall iſt: ſo kann ein friedliebender Rec. unmöglich Wohlgefallen an einer ſolchen Schrift und Luſt zu ihrer Fortſetzung haben. — In der Vorrede von Dr. *A. G. Rudelbach* heiſst es unter Anderm S. 6: „Wir wiſſen nun einmal nichts Anders, oder wünſchen doch nichts lieber und beſſer zu wiſſen, als Ihn, den Gekreuzigten. In ſeinem Namen wollen wir mit dem heiligen *Bernhard* uns tröſten, Alles zu haben." „„Denn, ſagt dieſer, wie das Oel das Feuer nährt, den Gliedern wohlthut, den Schmerz lindert und alſo zugleich eine leuchtende, nährende und heilende Kraft hat, ſo erleuchtet Jeſu geſegneter *Name*, wenn er gepredigt wird; er nährt, wenn er in Ueberlegung gezogen wird; er lindert und heilt das Herz, wenn er recht angerufen wird."" „Lieber denn, fährt Hr. *R.* fort, dieſes Vorurtheil, als aller Welt Weisheit und Gerechtigkeit: denn wir kennen nur *Einen Namen* unter dem Himmel und auf Erden, worin alle Rettung gegeben iſt." Aber macht es denn der bloſse Name *Jeſus* aus? Schon zu Jeſu Zeiten miſsbrauchte man dieſen Namen, und bis auf den heutigen Tag gilt er Manchem mehr, als Jeſu Lehre, Beyſpiel, Welterlöſung. „Wir bringen ihm (dem Leſer dieſer Zeitſchrift) zugleich das Schwert und den Frieden. Nicht das *Schwert* allein: denn wir ſtreiten nur *für* (? wollte Gott!) den Frieden in der Kirche Chriſti; nicht den *Frieden* allein: denn Mörder haben Gottes Weinberg überſchwemmt und deſſen Zäune durchbrochen" u. ſ. w. *Ueber des 18ten Jahrhunderts Aufklärung in Sachen der Seligkeit*, von *N. F. S. Grundtvig*, S. 17—89. und S. 97—127. Ein Gemälde der religiöſen Denkart des 18ten Jahrh., vor welchem der Vf. ſelbſt erſchrecken dürfte, wenn er Solches ſpäterhin einmal mit kaltem Blute betrachten ſollte. *Friedrich d. Gr., Voltaire* und Dr. *Bahrdt* ſind dem Vf. in ihren Werken gleichſam die Repräſentanten der religiöſen Denkart jenes Jahrhunderts; und wenn auch jeder derſelben in mancher Hinſicht nicht ohne Nachtheil wirkte, ſo ſtifteten ſie doch ſicher auch groſsen Nutzen. Warum verſchweigt dieſen Hr. *Gr.*? warum erwähnt er Keines der unzähligen, vortrefflichen, glaubens- und verdienſtvollen Theologen, Geiſtlichen und Weltlichen, aus derſelben

Zeit,

Zeit, nebst den Schriften, die sie jenen entgegensetzten? — Wie vertraut Hr. *Gr.* mit der Denkart der Theologen im 18ten Jahrh. seyn müsse, zeigt unter andern die Bemerkung: „*Teller* in Berlin und *Semler* in Halle strebten, *um* einem so grossen und mächtigen Könige, wie *Friedrich* der Einzige war, *zu gefallen*, nach dem wunderlichen Ziele zwischen dem Christenthume und dessen Gegnern einen Vergleich zu stiften." S. 18. Eine bisher unbekannte göttliche Eigenschaft lernt man S. 115 kennen: „es ist schlechthin unmöglich, dass ein vernünftiger Mensch das N. T. lesen kann, ohne zu finden, dass Jesus von Nazareth *alle* göttliche Eigenschaften hat, *ausgenommen* diese: *sein eigner Vater zu seyn*, welches sein Sohnname bestimmt ausschliesst." *Uebersicht des Schicksals, welches das Studium der hebräischen Sprache und die Auslegung des A. T. in Dänemark von* 1790 *bis* 1820 *gehabt hat;* von *Jac. Chr. Lindberg*. S. 40 — 50 und S. 128 — 144. Die Uebersicht selbst ist nicht ohne Werth und zeugt für des Vfs. Bekanntschaft mit dem Gegenstande seiner Abhandlung. Wenn er aber sagt: „Der Unglaube brach ein in die christliche Kirche; mit der Achtung gegen die Bibel vernichtete er die Lust, die hebräische Sprache und die Denkmale des Alterthums gründlich zu studiren; der hochgepriesenen Aufklärung wurde es nun leicht, sich des armen, durch Judenwitz verderbten Hebräischen zu bemächtigen; über das A. T. zu exegesiren trauete sich Jeder zu, welcher mit Unkunde im Hebräischen und den verwandten Dialekten eine hinlängliche Unverschämtheit verband, niederzureissen und umzubilden, was für den Menschen das Wichtigste war, und Hochmuth genug besass, zu behaupten, seine eigenen ungereimten Meinungen finden sich in der heil. Schrift; so ungefähr war es im Anfange des 19ten Jahrh. bestellt; und was sich durch die frechsten Schriften in Deutschland aussprach, gab gewöhnlich bey uns ein mehr oder weniger starkes Echo ab" — so beweist er damit nur, dass er die Einseitigkeit in seinen Ansichten und die Unbescheidenheit in seinen Ausdrücken mit seinen Mitarbeitern an dieser Monatsschrift gemein hat. — *Ueber den Sadducäismus in der heutigen Neologie*, vom Licent. in d. Theologie, *J. Holm*. S. 51 — 64. Der Vf. sprach in Amsterdam den aus seiner Schrift über denselben Gegenstand, Leiden 1824, hinlänglich bekannten Mr. *da Costa*, und fand dessen gezogene Parallele zwischen den vormaligen Sadducäern und jetzigen Neologen so passend und treffend, dass er dieselbe seinen Lesern nicht vorenthalten konnte. Eine Neuigkeit wird S. 64 erzählt: „Die Neologen haben sich grössern Unwillen unter den echten Protestanten (in Hn. *Lund's* Sinne), als unter den Katholiken zugezogen." Noch schlimmer, als deutsche Gelehrte, kommt S. 54 der ehrwürdige Prof. *Hornemann* zu Kopenhagen weg, der des unsinnigen Dr. *Bahrdt* mental-moralische Exegese angenommen und sogar (in einer lateinischen Rede) behauptet hat: „das *directe* Mittel, Sündenvergebung zu erhalten, sey nichts Andres, als des Menschen moralisch-gute Beschaffenheit selbst." (Die von Christus und den Aposteln geforderte *Busse* scheint bey Hn. L. wenig in Betracht zu kommen.) *Joh. Arnold Kanne's* Nekrolog, von *Rudelbach*, S. 65—85, zum Theil aus *Kanne's* Selbstbekenntnissen in dessen *Leben merkwürdiger und erweckter Christen aus der protestantischen Kirche*, Th. 1. gezogen. *Leo's XII. Ablassbulle für das Jubeljahr* 1825, *übersetzt und mit* (passend gewählten) *Glossen aus Dr. Luther's Schriften versehen* von Dr. *Rudelbach*, S. 145—171. Den übrigen Raum füllen Recensionen, in deren Hinsicht Rec. nur die Eine Bemerkung sich erlaubt, dass er für seine Person es vorziehen und sich mehr geehrt fühlen würde, in einer *solchen* Zeitschrift bitter getadelt worden zu seyn, wie z. B. dem verdienten *Schulthess* in Zürich wegen s. Schrift: *Epistola Jacobi, commentario explanata*, Tur. 1824. begegnet ist, als aus vollem Munde gelobt worden zu seyn, wie solches Hn. *Couard* zu Berlin und dessen *Predigten* widerfährt. Siehe S. 85 u. 172 ff.

SCHÖNE LITERATUR.

DRESDEN u. LEIPZIG, in d. Arnold. Buchh.: *Historisch-romantische Erzählungen* von *A. v. Tromlitz. Dritter* Band. 1827. Anna Groslot. 163 S. *Vierter* Band. 1827. 178 S. 8. (1 Rthlr. 18 gGr.)

Der Vf. der vorliegenden beiden kleinen Romane ist ein sehr gewandter und unterhaltender Erzähler, der geschichtliche Stoffe wohl zu benutzen, mit Geschmack zu bearbeiten und in die von ihm erfundene Fabel geschickt zu verweben versteht. Für die beiden hier erscheinenden Novellen ist die Geschichte der französischen Religionskriege die Fundgrube gewesen. In der erstern kämpft, duldet, siegt und wird glücklich *Anna*, die liebenswürdige Tochter des hugenottisch gesinnten Bailli von Orleans, der zugleich mit dem erhabenen Oberhaupte seiner Partey, dem Prinzen von Condé, zum Tode verurtheilt, aber durch den plötzlichen Tod von Franz dem Zweyten gerettet wird. Die Erzählung ist reich an Schilderungen, welche die Aufmerksamkeit spannen, anziehen, rühren und erschüttern. Die zweyte Erzählung beschäftigt sich mit der Ermordung des Herzogs *Franz von Guise*, durch *Jakob Poltrot*; der Letztere wird zu dieser That theils durch Hass gegen die Feinde seiner Partey, theils durch die Rache verführt, die er an dem Schänder seiner Geliebten, Chevalier Billi, und an dem Beschützer desselben, dem Herzog, zu nehmen beschlossen hat. Der Ton des Ganzen ist bald der einer sanften Wehmuth, bald der des Furchtbaren und Entsetzlichen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1828.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ZWEYBRÜCKEN, b. Ritter: *Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauche für evangelische Christen.* 1824. VIII u. 569 S. 8.

Die Beurtheilung eines bestimmten vorliegenden Gesangbuchs gehört zu den schwierigern Aufgaben für einen Rec. Wer je der Redaction eines solchen Buchs nahe stand, weiss, wie oft der bessere Mitarbeiter im Kampfe mit mittelmäsigen erliegt, wie *Ein* Sammler leicht ein Buch einseitig, viele Sammler es charakterlos machen. Gewöhnlich sind in einer solchen Commission Männer, die selbst gern wollen gesungen werden. Oft haben geistreich oder fromm seyn wollende Männer und Frauen Einfluss. Und wie unsicher, willkürlich u. s. w. die Neigung und Abneigung vieler Menschen in Bezug auf Lieder, sey, davon liesse sich ein Buch schreiben.

Was zuvörderst den Ausdruck: „gottesdienstlich" auf dem Titel betrifft, der sich auf das Werk beziehen soll, so erscheint er deshalb unpassend, weil offenbar manche Lieder, wie 485 ff. beym Tode einer Gattin, nicht in der Kirche können gesungen werden.

In Hinsicht der Anordnung ist zu bemerken, dass die Metaphysik nicht mehr vorherrscht, und keine Rubriken, wie: Erhabenheit Gottes über die Zeit, Erhabenheit über den Raum u. s. w. vorkommen. Die Inhaltsanzeige könnte genauer seyn. Ueber das Wort Gottes z. B. sind an mehrern Stellen Lieder, und wer wird sie gerade 121—124 suchen? Es ist schwer über die Anordnung zu rechten; dass man aber mit der Würde des Menschen anfängt, wo doch der ganze Jammer über das Sündenelend hinterdrein kommt, fällt auf. Von Gott sollte ein Gesangbuch beginnen, am besten von demjenigen, was er an uns gethan. Daher Rec. es vorziehen möchte, wenn nach der alten Weise mit den Adventsliedern u. s. w. begonnen würde. Der heiligen Poesie liegt heilige Geschichte zum Grunde.

Die Anordnung ist folgende: Einleitung. Bestimmung des Menschen, Religion, Bibel. Glaubenslehre. 1. Gott und Schöpfung. 2. Vorsehung. 3. Gottes Wesen und Eigenschaften. 4. Von der Sünde und ihrem Elende. 5. Erlösung. Advent bis Himmelfahrt — dann Jesu Wiederkunft — Christus als Haupt der Gemeinde, Wirkung durch das Lehramt, Gesinnungen gegen Jesum. (Diese letzte Anordnung ist jetzt häufiger. 6. Heiligung. Pfingstlieder — Verbreitung des Evangeliums. Besserung. 7. Mittel zur Heiligung und Seligkeit. 1—208.

Sitten- oder Tugendlehre: — Tugend, Pflicht. — Pflichten gegen Gott, Selbst- und Nächstenpflichten, so wie in besondern Verhältnissen. Zukunft — Kürze des Lebens, dann die vier letzten Dinge. 209—446. Endlich Lieder bey besondern Vorfällen. 447—560.

Die ersten Lieder, von der Bestimmung des Menschen, sind wenig populär, das dritte indess weckt den Sinn für's Erhabene. Nur 4—6 handeln von Unsterblichkeit. Das einfachste Lied hierüber ist im Schneeberger Gesangbuche: „Ich bin zur Ewigkeit geboren" ein wirkliches Lehrgedicht. Doch geben die *Fragen* in Volksliedern leicht zu Missverständnissen bey Jugend und Volk Anlass. — Was soll die Personification der Religion Nr. 9? Ein Candidat sagte einst auf der Kanzel: „Religion, Tochter der Gottheit" u. s. w., worauf die Bauern fragten: ob der liebe Gott nun auch eine Tochter bekommen hätte? 12—13 über Wort Gottes, kommt man endlich auf Gellert'sche Lieder und erquickt sich wahrhaft daran. Dank verdienen die Herausgeber, dass sie wenigstens *Gellert* geschont haben; nur an „Oft klagt dein Herz" ist gewaltsam geändert. Die Lieder von Gott und der Schöpfung und Vorsehung stehen vor denen von Gottes Eigenschaften, gegen die Gewohnheit. Diese Partie ist mit die schwerste in einem Gesangbuche, und hier gar nicht gerathen. Es giebt alte Lieder, als: „Monarche aller Ding", „Ein Herz, das Gott erkennen lernet", denen man leicht die Flecken abwischen könnte, und die dann tiefer eindringen, als so viele, die gar vollständig, aber kalt sind. Auch unter den neuern sind manche der besten übersehen. Hierhin gehörten Psalmen, wie das Triersche G. B. Ps. 15, 10, 139, 104 sehr gut giebt; hierhin das Lied: „Der Herr ist in den Höhen", das schon oft in Jünglingen den Sinn für's Erhabene weckte. Wollte man viele der im vorliegenden Buche vorkommenden Lieder zu Katechisationen benutzen, so würde man finden, wie schwer diess ist. Constructionen, wie 14: „und wenn ihn nicht erreicht mein Flug", sind zu schwer. Auch muss der Volksdichter die be-

beziehenden Pronomina so wenig als möglich gebrauchen. In unserm Buche muss man oft einen ganzen Vers zurückgehen, um endlich das Substantiv zu finden. Man vergleiche im Gegentheil das Lied 433, das zwar auch nicht ohne Flecken ist, doch durchgehends verständlich. Der Philosoph als solcher liest unsere Gesangbücher nicht; das Demonstriren kann hier nicht nützen. Das Volk bekomme einfache Lieder, und der Jüngling und wer sonst Sinn für's Erhabene hat, dem gebe man Poesie, nicht gereimtes Räsonnement. 16: „Betet an, lasst uns lobsingen", ist gut; dagegen 15: „Wie könnt' ich zweifeln, dass du bist", wird keinen Zweifler beruhigen. Das Sternenlied ist auch nicht gerathen. Warum ist überhaupt das Rigaer Gesangbuch gar nicht benutzt? Ueber religiöse Ansicht der Natur giebt kein Gesangbuch so viel, als das Rigaer. Man hat im vorigen Jahrhundert nun einmal geglaubt, über jede Eigenschaft Gottes, die das Compendium aufstellt, müsse ein Lied gegeben seyn. Der sel. *J. J. Rambach* in Giessen hat hier wenig glücklich gearbeitet, und noch jetzt martert man sich an den prosaischen Liedern über die einzelnen Eigenschaften. Was aus einer vollen Seele über Gottes Herrlichkeit strömte, das gebe man so viel als möglich; z. B.: „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht, — Gott ist mein Lied" u. a., aber nicht diese Lieder über die göttlichen Eigenschaften, die aus Einem Gesangbuche wie Inventarienstücke ins andere übergehen. Nr. 27 ist 354 zum Theil wiederzufinden. Nr. 28 ist das schöne Gerhard'sche Lied: „Du bist ein Mensch" in eine andere Melodie gebracht, abgekürzt und gewaltsam verändert. Die herrlichen Stellen: „ach wie so oftmals schweigt Gott still", oder: „Gott aber, der uns ewig liebt", stehen ganz anders da. Wer sich solchen Prokrustesarbeiten unterzieht, bedenkt nicht, dass jedes Lied, welches wirkliche Poesie ist, auch nur in dem, man kann nicht sagen vom Dichter gewählten, sondern dem Dichter gegebenen Sylbenmaasse Werth hat. Aber man hat in vorliegendem Buche mit gar manchen Liedern, z. B. mit *Voss* Liede zum Jahresschluss, diese Prokrustesarbeit vorgenommen. Manche andere Bemerkungen sieht sich Rec. genöthigt, des Raumes wegen einem andern Orte vorzubehalten.

GESCHICHTE.

1) Hamm, b. Schulz: *Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens.* Im Namen des Vereins herausgegeben von Dr. *Paul Wigand.* *Erster* Band, mit vier lithographirten Blättern. 1826. In vier Heften zu 118, 136, 117 und 124 S. 8.

2) Minden: *Westphalia. Beyträge zur vaterländischen Geschichte und Alterthumskunde.* Herausgegeben von der historischen Section der Westphälischen Gesellschaft für vaterländische Cultur in Minden. *Erster* Band, *erstes* Heft. 1828. 152 S. und *Codex diplomaticus* 40 S. 8. Nebst 3 lithographirten Tafeln.

Vielleicht möchte sich in keiner Provinz Deutschlands ein so reger Sinn für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde vorfinden lassen, wie in der Provinz Westphalen des Königreichs Preussen. Einen vollgültigen Beweis hierfür giebt, dass sich dort zu jenem Zwecke nicht allein zwey Vereine gebildet haben, sondern auch, dass beide bemüht sind, ihres schönen Berufs eingedenk, die gewonnenen Resultate zur öffentlichen Kunde zu bringen. Der erste dieser Vereine wurde durch den würdigen Domherrn *Meyer* zu Paderborn ins *Leben gerufen.* Er constituirte sich daselbst am 19ten Jul. 1824, erhielt aber seine jetzigen Statuten am 20sten Nov. 1826. Unter dem Namen *des Vereins für die Geschichte und Alterthumskunde Westphalens* bildet er zwar nur Eine Gesellschaft, welche jedoch in zwey Specialvereine, jeder unter einer besondern Direction, den zu *Münster* und zu *Paderborn,* zerfällt, und der ein gemeinschaftlicher Vorstand unter dem Namen eines Curatorii vorgesetzt ist. Die Tendenz dieser Gesellschaft ist rein-wissenschaftlich. Ihr Zweck ist, der allgemeinen Geschichte des Vaterlandes durch Erforschung der speciellen Geschichte der Provinz Westphalen nützlich zu werden. Die Mitglieder desselben sind verpflichtet, der Gesellschaft über vorhandene oder aufgefundene wichtige Quellen und Denkmäler der Geschichte Anzeige zu machen, und über Alles, was in ihrem Umkreise für den vorgesetzten Zweck Denkwürdiges existirt, oder geschieht, Bericht zu erstatten, nach Zeit, Verhältniss und Neigung, in einer so viel als möglich zu bewirkenden Vertheilung einzelner Bezirke und Ortschaften, zu gemeinsamen Forschungen, besonders bey Gegenständen, wo die genaueste Kenntniss der Localität wesentlich ist, beyzutragen und dafür vollständig zu sammeln, um allmählig ein Ganzes zu erreichen; endlich etwaige Abhandlungen über geschichtliche und antiquarische Gegenstände dem Vereine zu widmen, welche in der Versammlung vorgetragen, oder aus denen Bericht erstattet wird, und die mit Erlaubniss des Verfassers und nach dem Beschlusse der Gesellschaft zum Druck befördert werden. Für diesen Zweck ist das von dem Verein herausgegebene *Archiv* bestimmt; ausserdem hat derselbe einen Grund zu einem vaterländischen Museum gelegt, und eine Kasse durch freywillige Beyträge gebildet, um für das Letztere Denkmäler, Handschriften u. s. w. anzukaufen.

Der zweyte dieser Vereine hat sich in dem Schoosse der Westphälischen Gesellschaft für vaterländische Cultur zu Minden gebildet, indem sich mehrere Mitglieder derselben unter dem 2ten May 1828 zu einer historischen Section der Westphälischen Gesellschaft constituirt haben. Ihren Statuten nach widmet sich die Thätigkeit und Wirksamkeit dieser Section überhaupt dem allgemeinern Interesse der vaterländischen Geschichte durch Erforschung, Er-

Erläuterung, Sammlung oder Aufbewahrung vaterländischer Geschichtsquellen und Antiquitäten; insbesondre aber den geschichtlichen Forschungen ihrer Mitglieder über die Geschichte Westphalens und vaterländischer Alterthümer durch Austausch oder Communication mit andern Vereinen, durch gemeinschaftliche Berathungen in den monatlichen Versammlungen der Section, so wie durch eigene Abhandlungen und Mittheilungen, Berichtserstattungen oder Vorträge. Letztere werden mit Erlaubnifs des Verfassers und nach dem Beschlusse der Section in besondern Heften zum Druck befördert.

Was nun die Leistungen beider Vereine, insofern sie durch den Druck zur öffentlichen Kunde gebracht worden sind, anbetrifft, so liegen diese in den beiden oben angegebenen Zeitschriften vor, und so mögen die wichtigern Aufsätze in denselben kürzlich hier angedeutet werden.

Dahin rechnet Rec. in Nr. 1. die Berichte über das Archiv zu Corvey und zu Marsberg; die Untersuchung des Hn. *L. v. Ledebur* über die Grenzen zwischen Engern und Westphalen, welche sehr wichtige Beyträge zu einer geographischen Bestimmung der Gaue Westphalens enthält; die Beschreibung der merkwürdigen Gerolds- und Bartholomäus-Kapelle zu Paderborn, mit zwey Abbildungen in Steindruck, vom Frhn. *v. Brencken;* die Nachrichten über einen alten Gerichtsplatz am Donnersberge bey Warburg und Wormeln, aus Urkunden zusammengestellt vom Hn. Präsidenten *v. Spilcker;* die von dem Herausg. mitgetheilten Corveyischen Güterregister und Heberollen; die Abhandlung über den Desenberg bey Warburg, nebst einer Abbildung in Steindruck, vom Hn. Domherrn *Meyer;* das Bruchstück aus einer gereimten Legende vom heil. Aegidius, vom Hn. Bibliothekar *Jacob Grimm;* die Untersuchungen über die Lage des Gau Boroctra, vom Hn. *v. Medem;* die Uebersicht der Freystühle in der Graffschaft Waldeck, vom Hn. Kirchenrath *Varnhagen;* der Beytrag zur Geschichte des westphälischen Handels im Mittelalter, vom Hn. Dr. *Stüve* (an Caravanenhandel mit orientalischen Producten sey nicht zu denken); die Abhandlung über den ehemaligen Schilderzoll in der Stadt Paderborn, vom Hn. Criminaldirector *Gehrken;* einen interessanten Beytrag zur chemischen Geschichte der Siegel, vom Hn. Dr. *Witting;* eine Untersuchung über den Namen Westphalen, von Hn. *Jacob Grimm* („In dem *formáli* der *Snorra-Edda* wird der drey Söhne Odin's: *Veggdegg*, *Beldegg* und *Siggi* gedacht, und zwar dem ersten die Herrschaft über Ostsachsen — *austr saxa land* —, dem zweyten die über Westphalen beygelegt — *hann átti that land er nú heitir Vestfal* —. Die ganze genealogische Nachricht ist sichtbar aus einer angelsächsischen Quelle geflossen. Das lehrt schon die unnordische Form der Namen *Veggdegg* und *Beldegg* (angelsächsisch *Vägdäg*, *Bäldäg*), der letztere lautet *Balldr* auf altnordisch. Schlägt man nun die angelsächsischen Genealogieen in der *Chronologia Saxonica* nach, so erscheinen auch hier *ad ann.* 547, 560, 597 *Bäldäg* und *Vägdäg* als Söhne des *Vóden*, und *ad ann.* 566 unter des Vägdäg Nachkommen ein *Vesterfalcna*. Hieraus folgern wir zweyerley: Einmal Zusammenhang des Namens *Westfal* mit unsern alten Mythen. Dann drückt das angelsächsische *falcna*, oder besser *falca*, den Namen eines Vogels aus; weil aber das sächsische *falca* im Hochdeutschen *valho*, *faluhho* lautet, so führt der Name bedeutend auf jene alte Form *westfalah*, *ostfalah*. Wir betrachten es nicht als ausgemacht, dafs Westfal ursprünglich Westfalk bedeutet habe, der Ausfall des sächsischen *c* ist ungewöhnlich, und das Wort *valho* scheint dennoch undeutsch und aus dem Lateinischen eingeführt. Allein der Urheber jener angelsächsischen Genealogie mufs sich auf irgend eine Weise die Begriffe *fal*, *falah* und *falho* verbunden gedacht haben, und die dadurch begründete Auslegung verdient, als die älteste und keineswegs rein ersonnene, unter allen Aufmerksamkeit"); eine Abhandlung über den Verfall der westphälischen Städte, insbesondere der Stadt Rüthen, und eine höchst schätzbare, gegen das üblich werdende Generalisiren der Germanistien gerichtete Abhandlung von dem Herausg., über die Entstehung der Meyergüter im Stift Corvey und deren Erblichkeit; endlich der Aufsatz des Hn. *v. Ledebur* über die Grenzen des von Karl dem Gr. der Osnabrückschen Kirche geschenkten Forstbannes und über die Errichtung und erste Dotation der Benedictinerabtey Marienmünster in der Paderbornschen Diöcese, vom Hn. Dr. *Gehrken*. Sehr verdienstlich sind ausserdem die zahlreich mitgetheilten Urkunden, deren fast jede einen Gegenstand des deutschen Rechts erläutert, und von denen das mitgetheilte Stadtrecht, welches der Bischof Balduin von Paderborn dem Orte Schwanzy im J. 1344 verlieh, eine der ersten Stellen verdient. Unter den jedem Hefte zum Schlusse beygegebenen Miscellen findet sich gleichfalls manche höchst interessante Notiz, z. B. von Hn. Ritter *v. Lang* über die rothe Erde in Westphalen, dafs *roth* so viel bedeute, als *unterworfen*, *zinsbar*, *klein*, im Gegensatz von *weifs;* so dafs sich das westphälische rothe Erdreich auf die Abhängigkeit von dem *weifsen* Hauptlande der Karolingischen Franken beziehe („Westphälische Erde bedeutet dann überhaupt den Gerichtssprengel der westphälischen Gerichte, die *rothe* Erde aber den Ausflufs und die Abhängigkeit dieser Gerichtsbarkeit vom Kaiserstaat, oder der *weifsen* Erde."); über das Wort *veme* von *Grimm*, über ein Basrelief von weissem Marmor in der Domkirche zu Paderborn, mit Abbildung u. s. w. — Uebrigens ist zu bemerken, dafs dieses Archiv ungehindert forterscheint, indem von dem *zweyten* Bande bereits *drey* Hefte und von dem *dritten* Bande das *erste* in der Meyer'schen Buchhandlung zu Lemgo erschienen ist. Da aber das *vierte* Heft des *zweyten* Bandes durch die Saumseligkeit der frühern Verleger noch nicht in den Verkehr gekommen ist, so hat Rec. bis da-

dahin, dafs es geschehen wird, die Anzeige desselben verschoben.

Nr. 2. erscheint in Heften, deren Herausgabe an keine bestimmte Zeit gebunden ist. Zu dem Abdruck von Urkunden sind in jedem Hefte etwa zwey Bogen mit besondrer Seitenzahl bestimmt. Diese werden auch noch besonders als *Codex diplomaticus* in einer beträchtlichen Anzahl von Exemplaren abgedruckt, um ein für sich bestehendes Ganzes bilden zu können. Vorläufig ist in demselben eine sehr vollständige Reihefolge von städtischen Urkunden aus dem rathhäuslichen Archiv der Stadt Minden zum Abdruck bestimmt, in deren Zusammenstellung aber nicht weiter, als bis zum Jahre 1500 herabgegangen werden soll. In diesem Hefte ist der Anfang mit 31 solcher Urkunden gemacht, deren älteste vom J. 1232, die jüngste zwischen 1324—1346 datirt. Von wichtigern Abhandlungen sind nur zwey geliefert: I. *Des Germanicus Feldzüge gegen die germanischen Völker*, vom Hn. Justizcommissair *L. Koch*, Beyträge zur geographisch-historischen Kritik der Römerzüge in Deutschland, mit vieler Polemik gegen die in dem *v. Wersebe*'schen Werke über die Völkerbündnisse der Deutschen aufgestellten Hypothesen, und II. eine sehr ausführliche und wohlgelungene Abhandlung *über die Gegend von Wildeshausen*, besonders in alterthümlicher Hinsicht, von *G. W. A. Oldenburg* und *J. P. E. Greverus*, zu der auch die saubern Steintafeln gehören, deren erstere die Gegend um Wildeshausen mit den Fundorten alterthümlicher Reste, die zweyte und dritte Aschenkrüge u. dgl. abbildet. Gegen das Alterthum der Fig. 13. hegt Rec. bedeutende Zweifel, da sie offenbar die Fortuna mit ihrem Schleyer darstellt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

CASSEL, im lithogr. Institute: *Anleitung zur Ertheilung des Schreibunterrichts*, nach den in dem Lithographischen Institute *Gech* und *Rausch* lithographirten Schreibbüchern entworfen und mit Tabellen erläutert von *Heinr. Karl Friedr. Weber*. 1826. 30 S. 8. (nebst 4 Tafeln).

Auch unter dem Titel:

Anleitung u. s. w. *nach den, für die öffentlichen Schulen in Kurhessen verfertigten methodischen Schreibbüchern* u. s. f.

Mit dieser neuen Methode, die Kinder von Bauern, Tagelöhnern, Soldaten u. a. zur geringern Volksklasse gehörenden Aeltern im Schreiben zu unterrichten, kann sich Rec. nicht befreunden. Es ist wahr, die Bequemlichkeit der Schullehrer erhält dadurch neuen Vorschub; die kleinen Kinder werden sich, anfangs wenigstens, an den vielen bedruckten Pappstreifen, den Tabellen und den schönen Schreibbüchern ergetzen, und dem lithographischen Institut zu Cassel, auf dessen Betrieb diese Methode in den kurhessischen Volksschulen eingeführt werden soll, mag aus dem Absatze der Tabellen, Schreibbücher u. s. w. ein ganz artiger Vortheil erwachsen. Aber schon der Umstand, dass die Methode eingeführt werden *soll*, erweckt ein Vorurtheil gegen ihre Güte: indem das wirklich Gute sich gern von selbst empfiehlt und keines Zwanges bedarf. Und ob nicht diese Art der Schreiblehre, ähnlich der Frag- und Antwort-Methode in Katechismen, die Lehrer in einer maschinenmäfsigen Behandlung ihres Dienstes bestärkt? ob die Kinder *eben so leicht* an vor ihnen liegende Pappstreifen und lithographirte Viertelsbogen, um sie abzuschreiben, als an vom Lehrer vorgeschriebene Buchstaben, Wörter, Zeilen u. s. w. sich gewöhnen werden? ob es nicht Kindern von so zartem Alter, wie doch Anfänger im Schreiben meist sind, zu viel zugemuthet ist, wenn sie nach S. 4. 5. 9 u. s. f., als blofse *Vorbereitung* zum Schreibunterrichte, lernen sollen, was schiefe oder schräge, senkrechte, wagrechte, ungleichlaufende, gleichlaufende Linien, was Wellenlinien, Bogen, Kreise, Ovale, was Grund- und Haarstriche, Grund- und Haarzüge u. s. w. sind? ob nicht überall diese vorgeblich zur Erleichterung dienende Methode, wenn auch nicht für den Lehrer, so doch für die Schüler, mehr Aufwand von Zeit und Mühe erfordert, und sie dabey über den letzten Zweck aller Schreibekunst, das durch Schriftzeichen auszudrücken, was man sonst durch ausgesprochene Worte zu erkennen giebt, leichter verwirrt, als die bisher gewöhnliche und einfache Art der Schreiblehre? — darüber will Rec., der nie schreiben lehrte, aber in allen seiner Aufsicht anvertrauten Schulen diesen Unterricht ohne lithographische Hülfsmittel mit recht gutem Erfolge ertheilen sah, sein Urtheil zurückhalten, bis ihn eine längere Erfahrung dazu in den Stand setzt, gründlich darüber urtheilen zu können. Jedenfalls steht S. 6 die Warnung an ihrem rechten Orte, nach welcher „der Lehrer sich nicht auf weitläufige Erklärungen von den verschiedenen Arten der Winkel und Figuren einlassen und sich erinnern soll, dass die Schüler zur Schreibkunst, nicht zur Geometrie vorzubereiten sind." Auch ist es eine gute Lehre, dass nach S. 29 f. ausser dem eigentlichen Zwecke der Schreibkunst mittelst ihrer auch der Sinn fürs Schöne und die Liebe zur Ordnung in den Kindern geweckt werden soll; nur leuchtet nicht ein, warum es eben hierzu lithographischer Vorschriften bedarf? Die Vorschriften selbst sind beyfallswerth; aber das Papier in den Schreibbüchern könnte besser seyn. Sowohl die Mönchsschrift auf dem Titel, als die an Weissbinderarbeit erinnernden vielen Schnörkel, womit sie umgeben ist, haben für den Rec. etwas äusserst Widerliches.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

October 1828.

THEOLOGIE.

Göttingen, b. Vandenhoeck und Ruprecht: *Der Religionsglaube der Apostel Jesu, nach seinem Inhalte, Ursprunge und Werthe,* von Dr. Georg Christian Rudolph Matthäi. *Erster* Band. 1826. XLII u. 772 S. 8. (3 Rthlr).

Für die Darstellung des Religionsglaubens der Apostel Jesu setzte sich der Vf. die Aufgabe, zu zeigen: „was und wieviel der frühere oder gleichzeitige jüdische, und was und wieviel der verklärte Glaube Jesu zu dessen Schöpfung beytrug, worin er von jenem und von diesem abwich, und woher es kam, dass er von beiden abwich." Ohne Zweifel eine sehr interessante Untersuchung, deren glückliches Gelingen nicht nur einen grossen Reichthum an Kenntnissen und einen tief eindringenden Forschungsgeist, sondern auch eine gänzliche Unabhängigkeit von vorgefassten Meinungen und einen lebendigen Eifer für echtes Christenthum erfordert. Dass es dem Vf. an diesen Erfordernissen nicht gänzlich fehle, dafür zeugt nicht nur das eigene Bewusstseyn, mit welchem er dem Publicum diese Schrift darbietet, sondern auch der Inhalt derselben. Zu bedauern ist nur, dass man nicht selten in den Entwickelungen seiner Ideen die Leichtigkeit, in seinen Darstellungen die Klarheit und in seiner Schreibart überhaupt eine gefällige Form vermisst. Der Vf. selbst war sich, als er die Vorrede schrieb, dieser Mängel bewusst (S. XXVII.); doch scheint er nicht genug erwogen zu haben, wie viel vollkommner, als jetzt, aller Wahrscheinlichkeit nach, sein Zweck hätte erreicht werden können, wenn er vor der Herausgabe seines Werks bemüht gewesen wäre, die daran wahrgenommenen Unvollkommenheiten zu verbessern. Allein auch in ihrer gegenwärtigen Gestalt verdient diese Schrift der Aufmerksamkeit derer empfohlen zu werden, für welche sie bestimmt ist. Diess scheint am sichersten durch Darlegung des Wesentlichsten ihres Inhalts und durch Hervorhebung einiger den Forschungsgeist und das Eigenthümliche in den Ansichten des Vfs. charakterisirenden Stellen geschehen zu können. Hierauf wird sich daher der folgende Bericht grösstentheils einschränken, und diess um so mehr, da eine ausführliche Kritik dieses Werks ein eignes Buch erfordern würde. — In einer Einleitung, welche 198 Seiten einnimmt, wird zuerst von dem religiösen Glauben überhaupt, und darnach insbesondre von dem Religionsglauben der Apostel geredet. Der Vf. hält es für nöthig und *gerecht,* dass man *Religion* und *religiösen Glauben* wohl unterscheide. „*Religion,* recht gefasst", sagt er, „muss immer objectiv seyn, und ist im wahrhaft objectiven Sinne der Inbegriff, das Totum solcher Vorstellungen und Begriffe von Gott und dem Göttlichen, welche mit der Realität (der Art des Seyns und Wirkens, der Objectivität) Gottes und mit dem Wesen der göttlichen Verhältnisse in strenger allseitiger Harmonie stehen, oder nach welchen der Mensch Gott und das Göttliche denkt und sich vorstellt, wie Gott und das Göttliche wahrhaft, d. h. *an sich* beschaffen sind." Dieser Erklärung zufolge kann kein Mensch *Religion,* sondern nur einen *Religionsglauben* haben, dessen allgemeinen Begriff der Vf. also bestimmt, dass er sey (S. 5) „der Inhalt des von der Natur gegebenen und durch Ueberlieferung, Aussenwelt, Selbstdenken u. s. w. angeregten und idiomatisch entwickelten und ausgebildeten Gefühls oder Ideals vom Göttlichen d. i. Ueberirdischen, Absoluten." Jesus hatte Religion, die Apostel aber nur Religionsglauben. Rec. bemerkt hierbey, dass Hr. Dr. *Eckermann* (s. Handbuch für das systematische Studium der christlichen Glaubenslehre, Th. 1. S. 76 ff.) dasjenige, was hier *Religion* genannt wird, als die *objective* Religion, dasjenige aber, was hier *Religionsglaube* heisst, als die *subjective* Religion bezeichnet und sich über beide mit mehr Klarheit und Bestimmtheit geäussert hat. — Um den Ursprung des religiösen Glaubens zu erklären, unterscheidet der Vf. Quelle, Grund und Anlass desselben. Als Quelle nennt er Ahnung, Gefühl, Receptivität, Kraft, Trieb, Vorbild, Typus, Keim des Göttlichen, im Allgemeinen „das unbestimmte Etwas, welches in dem sinnlich geistigen Menschen durch mancherley Impulse wach und rege wird, um ihn über das Irdische, das sinnlich Sicht- und Vernehmbare zu erheben." Den Grund der Kenntniss des Göttlichen leitet er von der Wissbegierde her, vermittelst welcher der Mensch dasjenige, wovon er auch nur eine dunkle und unbestimmte Ahnung hat, näher und bis auf den Grund erforschen zu können wünscht. Nach dieser Erklärung aber befindet sich nicht bloss, wie der Vf. lehrt die Quelle, sondern eben sowohl der Grund des Religionsglaubens im Menschen selbst. Der Anlass zum Gottheitsglauben liegt in der Aussenwelt, die im harmonischen Einklange mit dem Innern des Menschen, der Re-

Religionsquelle in ihm, gleichsam sympathisirt und den wissbegierigen Verstand, welcher schon durch die Ahnung interessirt wird, immer kräftiger erregt, spannt, auffordert. — Nach Darstellung der Ursachen von den Verschiedenheiten in der Ausbildung des religiösen Glaubens wird der Entwickelungsgang dieses Glaubens bey den Hebräern nachgewiesen. In der folgenden Untersuchung unterscheidet der Vf. die Quellen des Religionsglaubens der Apostel von den Quellen der Darstellung desselben. Als jene werden genannt: das A. T., der Unterricht, welchen die Apostel von den Rabbinen in den Synagogen empfingen; der religiöse Umgang, welchen sie mit Jesu, oder, wenn nicht mit ihm selbst, mit seinen Freunden, die seinen Geist, seine Grundsätze und Gesinnungen in sich aufgenommen hatten, pflegten und unterhielten. Hierzu kam noch nach seinem Tode der ihnen versprochene Geist, der sie in alle Wahrheit leiten, lauter wahrhaft göttliche Gedanken in ihnen wecken, sie über die Zukunft beruhigen und ihnen der edelste Stellvertreter Jesu seyn sollte. — Der Vf. hält jedoch die Wirkung des πνευμα auf die Apostel eben so wenig für eine Einwirkung *von aussen*, da solche mit der Natur des menschlichen Geistes unvereinbar seyn würde, als er die Bekehrung des Apostels Paulus für die Folge einer wunderbaren Einwirkung von aussen hält. — Schwankend und zu keinem sichern Resultat hinführend erscheint dasjenige, was S. 99 ff. von den neuen Religionsvorstellungen gesagt wird, welche die Apostel während ihres Aufenthalts im Auslande, oder durch unmittelbaren und mittelbaren Verkehr mit dem Auslande bekommen haben sollen. „Auf diesem Wege, heisst es S. 99 ff., hat *vielleicht* Paulus seine Lehre von der himmlischen Bekleidung der Seelen nach dem Tode, — seine künstliche Unterscheidung der mannichfaltigen Kraftäusserungen oder Wirksamkeiten des πνευμα, Johannes seine Lehre vom λογος, der Apokalyptiker seine Lehre von den sieben Geistern um den Thron des Hochgelobten überkommen u. s. w." — Da der Religionsglaube der Apostel in dieser Schrift nach seinem Ursprunge, nach seinem Inhalte und nach seinem Werthe betrachtet werden sollte, so glaubte der Vf. auch für die Darstellung desselben drey Quellen unterscheiden zu müssen. Als Quellen für die Nachweisung des Ursprungs des apostolischen Religionsglaubens werden genannt, ausser dem kanonischen und apokryphischen A. T., einige Pseudepigraphen desselben, Philo von Alexandrien, Josephus und der ältere Talmud. Quellen für die Darlegung des Inhalts des apostol. Religionsglaubens sind nur die Schriften des N. T. — In Allem, was S. 115—153 über die völlige Harmonie der Lehre der Apostel mit ihrer eigenen, innigsten Ueberzeugung, über die Meinung, dass die Schüler Jesu, insonderheit Johannes, Vieles, was sie von Jesu hörten und sahen, unverzüglich aufgezeichnet haben (?) u. s. w., umständlich ausgeführt ist, zeigt sich der Vf. zwar als selbstforschend, doch so, dass gegen seine Behauptungen noch Manches zu erinnern seyn dürfte. — Als Quellen für die Werthschätzung (Schätzung oder Beurtheilung des Werths) des Glaubens der Apostel werden Geschichte und Vernunft angegeben. Die in Beziehung auf jene hier mitgetheilten Bemerkungen sind von geringer Wichtigkeit. Ausführlicher erklärt sich der Vf. über die Vernunft, welcher er das Recht und die Pflicht beylegt, den Werth des fremden Glaubens zu schätzen, der ihr angeboten wird, um ihn sich eigen zu machen. In sehr starken und wohl nicht durchaus zu billigenden Aeusserungen wird S. 157 gezeigt, wie Gott als der *grösste* Despot erscheinen würde, wenn er *von den Menschen* fordern wollte, dass sie glauben *sollten*, was ihre Vernunft als wahr und heilsam nicht erkennen könnte. — „Jesus hasste alles Formelwesen, welches den freyen, selbstkräftig aufstrebenden Geist bindet und niederschlägt. Dunkles und Unbegreifliches hat die Religion Jesu in den Glauben der Menschen nicht hineinlegen wollen. Die grösste aller Religionen will, wie über das Leben, so über den Glauben ihrer Jünger Licht verbreiten. — Es ist im N. T. weder lauter Göttliches, noch lauter Menschliches enthalten. — Ist es schon Pflicht, den Werth und die Güte des Religionsglaubens des grossen Nazareners zu überlegen, wie viel nothwendiger mag es seyn, den Glauben seiner Schüler zu prüfen, die manche ihrer frühern Vorurtheile beybehielten!" — So vernunftmässig diese und mehrere ähnliche Ansichten sind, so schwer dürfte es seyn, einige der folgenden Aeusserungen, z. B. S. 168 ff., besonders aber das Räsonnement über *Mythen* (S. 179 ff.), dergleichen es viele im A., aber keine im N. T. geben soll, damit zu vereinigen. Ueber die Mythen des N. T. urtheilt der Vf. also (S. 182): „Die Erzählungen von Christus Verklärung, der den Aposteln widerfahrnen Engelerscheinungen oder ihres Fortgerissenseyns in das *himmlische* Paradies, wie alle vorhin gedachten *und übrigen* sogenannten Mythen, lagen ihrem *Inhalte* nach unveränderlich implicirt im Innern der Apostel; äussere Impulse, dergleichen unzählige mögliche waren, regten das Innere auf, und das aufgeregte Bewusstseyn brachte das Geglaubte zur Entwickelung." Es scheint dieser Erklärung ein unrichtiger Begriff von Mythen zum Grunde zu liegen. — Nach einigen Bemerkungen über eine zweyfache Ordnung in der Darstellung des Religionsglaubens der *Apostel*, kündigt der Vf. den Plan seines Werks mit *folgenden* Worten an (S. 196 ff.): „Die Folge, in welcher der Glaube nach seinem merkwürdigsten Inhalt entwickelt werden wird, muss der innere Zusammenhang angeben, welcher die verschiedenen Glaubensvorstellungen hält und bindet, und sie soll sich in diejenige Ordnung stellen, welche die successiven Entwickelungen des Glaubens übersehen lässt. — Da Gott den Aposteln der Anfang und das Ende alles religiösen Seyns und Denkens ist, von welchem Alles ausgeht und auf welchen Alles zurückgeht: so bezeichnet der Gottesglaube die *erste* Epoche des Re-

Religionsglaubens. — Die Apostel glaubten, die Kraft und der Wille Gottes gebe wie in natürlichen, so in übernatürlichen Phänomenen sich kund. Daher schliesst sich zunächst und unabtrennbar an den Gottesglauben der Offenbarungsglaube, die *zweyte* Epoche des Religionsglaubens. — Das menschliche Erkennen des Seyns und Wirkens Gottes bleibt immer ein Untergeordnetes, und dieser Charakter desselben fiel leicht ins Auge; der Glaube drang schnell vorwärts zu der Vorstellung übermenschlicher Geister. Daher wird der Geisterglaube die *dritte* Epoche des Religionsglaubens seyn. — Weil das Unheil, welches die bösen Geister in allen Formen auf Erden anrichteten, nicht ungestört Oberhand behalten sollte, so musste ein höchster guter Engel zur Erlösung kommen. Daher bildet der Messiasglaube die *vierte* Epoche des Religionsglaubens. — Der Messias hat der Sache Gottes den Sieg gegeben. Die Folge davon ist die ewige Glückseligkeit der Sieger. Der Unsterblichkeitsglaube bezeichnet die *fünfte* Epoche des Religionsglaubens." — Der gegenwärtige *erste* Theil dieses Werks umfasst nur die *erste* und *zweyte* Epoche. In der ersten Epoche, überschrieben: Gottesglaube, wird zuerst von dem Seyn, dann von dem Wirken Gottes gehandelt. „Das Seyn Gottes, als des Urgrundes alles geistig und sinnlich Vernehmbaren, wollen die Apostel weder einleuchtend und absolut beweisen, noch setzen sie es unverfehlend (?) voraus. Zur Anerkennung desselben ist ein innerer Frömmigkeitstrieb unentbehrlich, als aus welchem sich ein unwiderstehlicher Glaube entwickelt. Daher können die Christusgläubigen, bey dem ihnen eigenen Frömmigkeitstriebe, dem göttlichen πνευμα, in der Erscheinung Christi den höchsten Beweis des Seyns und der Fürsehung (Vorsehung) Gottes finden. „Wer aber Jesum für den Christus anerkennt, der wird noch andre, wenngleich nicht so dringende, doch hülfreiche Glaubensgründe finden." Als solche werden angeführt viele Erscheinungen in der Geschichte, besonders des Hebräervolks; dann das herrliche Weltall, und endlich das Bewusstseyn eines innern Tugendgesetzes oder des Gewissens. Von dem letzten hier aufgestellten Glaubensgrunde wird gesagt, dass es ihm an philosophischer Schärfe und nöthigender Ueberzeugungskraft gebreche. Aber mit wie viel grösserm Rechte lässt sich diess von den zuerst hier aufgestellten Glaubensgründen behaupten? — Unter der Ueberschrift: Arten des Seyns, wird von den Eigenschaften Gottes gehandelt, und zwar nach folgender Anordnung: Numerisches, selbstbeständiges Seyn; nur *Ein* Gott und zwar ein lebendiger und persönlicher Gott (ὁ θεος ζων και αληθινος). Dynamisch und substantiel *beharrendes Seyn;* Allgegenwart. Die Apostel dachten sich unter dieser Art des Seyns Gottes kein persönliches Allverbreitetseyn. — „Das Bewusstseyn von der unerfassbaren Grösse und Allvollkommenheit Gottes, welches Jesu einlag (?), liess nicht zu, dass er Gott für sinnlich anschaubar hielt. — Ganz andre Vorstellungen findet man im A. T." Als Resultat der hier mitgetheilten Bemerkungen wird angegeben (S. 227), dass die apostolische Vorstellung von einem Allverbreitetseyn der Gottheit in der Welt die andere von ihrer nächsten und persönlichen Gegenwart im Himmel weder zerstöre, noch beschäme. „Kraft und Wesen ist zweyerley. In Christus ist z. B. die Gottheit dynamisch, potential, auf das herrlichste und auffallendste gegenwärtig; aber die Essenz, Substanz bleibt dem und da, wo sie ewig allein war und hingehört." — Körperlich organisirtes und rein geistiges Seyn, sichtbares und unsichtbares. Der Vf. sucht aus einigen Aussprüchen im N. T., die er nicht bildlich verstanden wissen will, zu beweisen, dass die Apostel sich die Person Gottes in einer feinen, glanzreichen Umhüllung (im Lichte) gedacht und sich vorgestellt haben, Gott sey von Christus in seiner Persönlichkeit erschauet worden. — Intellectuales und moralisches Seyn; Allwissenheit, absolute Weisheit, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Treue, Wahrhaftigkeit, Liebe (Vaterverhältniss). Indem der Vf. die Ansichten, welche die Apostel von diesen Eigenschaften Gottes hatten, aus dem N. T. entwickelt, sie dann sowohl mit den Aussprüchen Jesu, als auch mit denjenigen Vorstellungen vergleicht, welche hierüber im A. T. enthalten sind, und solche mit seinen eignen Urtheilen und philosophischen Reflexionen begleitet, trägt er so viel Lehrreiches und selbst in praktischer Hinsicht Wichtiges vor, dass man auf diesem Wege seiner Untersuchungen ihn nicht anders als mit Hochachtung und Zufriedenheit begleiten kann. Nur mit seiner Entwickelung des Begriffs von der Vorherbestimmung Gottes dürften die meisten seiner Leser eben so wenig, als er selbst (Vorr. S. XXVII) zufrieden seyn. Am Ende seiner über diess schwierige Thema angestellten Betrachtungen sagt er (S. 291): „Durch solche Reflexionen ist denn wohl ein logischer Zusammenhang zwischen der göttlichen Allwissenheit und der menschlichen Selbstbestimmung vermittelbar. Gleichwohl muss man gestehen, dass wenig (Rec. meint: *Nichts*) erklärt sey. Die Zeitlosigkeit und Unveränderlichkeit Gottes und die Anfangslosigkeit aller Dinge vor ihm sind überirdische Unbegreiflichkeiten. Nun heisst aber, eine Unbegreiflichkeit aus einer andern begreiflich machen, nicht: sie hinwegräumen, sondern: die Unbegreiflichkeit erweisen." Dynamisch-thätiges Seyn; Allmacht, „die kraftvollste, ununterbrochne und unaufgehaltne, von Ewigkeit her wirkende und überall fortwirkende Thätigkeit Gottes." Substantiel-thätiges Seyn; Seligkeit, die nach dem Vf. nur in einem gleichmässigen, nie erhöhten und nie verminderten Zustande der Liebe zu dem absolut Guten bestehen kann; und Ewigkeit, von welcher Eigenschaft Gottes Alles, was über sie im N. T. vorkommt, auch schon im A. T. gelehret war. Allvollkommnes oder harmonisches Seyn; der Inbegriff, die Totalität aller Arten des Seyns und ihrer gegenseitigen Harmonie. Einige Apostel, namentlich Paulus und Jacobus, haben, wie auch Jesus selbst, nur auf Eine Seite der göttlichen Allvollkommenheit, die moralische, hingedeutet. Dagegen

gegen hat der Apokalyptiker die Bestandtheile der Allvollkommenheit Gottes künstlich nach dem System zusammengesetzt. „Er schildert mit *drey* Charakteren das ewige, überirdische Wesen Gottes, und mit *sieben* seine der Welt offenbar gewordene Gröfse (Offenb. 1, 4), und läfst die Engel vor seinem Throne nach der Zahl der *sieben* Geister Gottes *sieben* Worte der Anbetung sagen (Offenb. 7, 12)." Nach der Erklärung des Vfs., die aber wohl Manchem sehr willkürlich und gewagt vorkommen möchte, sagt jedes Wort des Lobes eine höchste Vollkommenheit aus und jede höchste Vollkommenheit ist als ein besonderer Geist personificirt, so dafs in jener Stelle sieben göttliche Vollkommenheiten gepriesen sind. — In einer Anmerkung wird das gewöhnliche Schema der kabbalistischen Sephiroz vorgelegt. Verherrlichungswürdiges Seyn Gottes. Hier werden die Vorstellungen der Apostel von wahrer Gottesverehrung und deren Aeufserungen mit den Ansichten der Hebräer im A. T., der Pharisäer, Essäer und Therapeuten, des Philo und der Rabbinen, zuletzt auch mit den musterhaften Belehrungen Jesu hierüber, auf eine sehr lehrreiche Weise verglichen. Der *zweyte* Hauptabschnitt in der Darstellung des Gottesglaubens der Apostel hat das Wirken Gottes und die Arten dieses Wirkens, die Schöpfung und *Für*sehung zum Gegenstande. In der Darstellung der eignen Ansicht des Vfs. von der Wirksamkeit Gottes sind die Spuren seines Scharfsinns nicht zu verkennen, obgleich es ihm so wenig als irgend einem Andern gelingen konnte, ein Licht über Gegenstände zu verbreiten, die dem Menschen in seinem gegenwärtigen Zustande ein undurchdringliches Dunkel verhüllt. Ueber den Actus der Weltschöpfung werden, aufser den Lehren der Apostel, auch die Vorstellungen der alttestamentlichen Schriftsteller des Philo, Josephus, der Rabbinen und Jesu, in einer Anmerkung auch des Zoroasters vorgetragen. Bey Anführung einiger hierher gehörigen Aussprüche Jesu sagt der Vf. ganz unumwunden: „Wer mag glauben, dafs er die beybehaltenen (öffentlich ausgesprochenen und unberichtigt gelassenen) Meinungen immer getheilt habe?" — Dafs Paulus die ewigen göttlichen Kräfte, aus welchen sich die den Menschen sichtbare Welt entwickelte, für *die Welt, die vor Gott ewig war*, gehalten habe, dürfte wohl schwerlich aus Röm. 1, 20 herzuleiten seyn. Dagegen wird man um so lieber dem Vf. beystimmen, wenn er am Ende dieser Untersuchung erklärt, dafs hier, wie gewöhnlich, der absolute Werth der dargelegten Vorstellungen geringer sey, als der relative, dafs es für die Theilnahme Jesu an der Welteinrichtung weder Beweis- noch Wahrscheinlichkeitsgründe gebe; dafs man wohl thue, bey der einfachen Vorstellung stehen zu bleiben, Gott sey Urheber der Einrichtung, nach welcher die Welt einmal menschlichen Sinnen wahrnehmbar hervorgetreten sey. „Desgleichen, heifst es S. 415 ff., liegt die Entstehung des Menschengeschlechts weit über dem Gebiete menschlicher Einsicht, und weder die eine Vermuthung, dafs es von Einem Paare herstammt, noch auch die andere, dafs es zu gleicher Zeit in mehrern Gegenden seine Existenz anfing, kann durch ausgezeichnete (zureichende oder befriedigende) Gründe unterstützt werden. Endlich ist der Glaube an das göttliche Ebenbild des Menschen nicht historisch, sondern religiös, aber so zuverläfsig, wie der allgemeine Gottesglaube überhaupt. Der Gott im Innern ist es, nach welchem der Mensch den äufsern sinnlichen Gott denkt und sich vorstellt. Ist ersterer Dichtung, so verliert sich die Realität des *letztern* von selbst." Auch in Beziehung auf die *Vorsehung Gottes* werden mit den Lehren der Apostel die Vorstellungen im A. T., dann des Philo, Josephus, der Rabbinen und endlich Jesu selbst verglichen. Von letzterm heifst es (S. 442): „Unzweifelhaft hat Niemand diese Lehre so hell und gemüthlich gefafst und mit solchem Erfolge vorgetragen, wie Jesus." — Von den Aposteln wird weiter unten gesagt: „Wenn sie alle moralische *Für*sehung, die über Christus durch Offenbarungen und in vielen frommen Anregungen waltet, als eine himmlische und unmittelbare denken, bey welcher der eigene Geist des Menschen zwar nicht unthätig, aber nicht das Urprincip der Thätigkeit sey: so hat diese Betrachtungsart ihren *Grund* im Mangel an intellectueller Selbstbetrachtung."

(*Der Beschlufs folgt.*)

SCHÖNE LITERATUR.

NÜRNBERG, b. Riegel u. Wiefsner: *Gedichte von Jakob Schnerr. Zweyte* Aufl. 1827. 124 S. 8. (15 gGr.)

Da diese meist lyrischen und beschreibenden Gedichte bereits die zweyte Auflage erlebten, so müssen sie wohl ihr Publicum gefunden haben; dennoch darf die gerechte Kritik nicht verschweigen, dafs sie keinesweges zu den vollendeten Producten der neuern Muse gehören. Freylich ist der Wunsch des Vfs. für sie bescheiden genug, den er bey ihrer Einführung ausspricht:

Was wir sind?
Nicht mehr und minder,
Heitrer Stunden frohe Kinder.

Was wir wollen?
Nun Euch allen
Möchten gerne wir gefallen.

Was wir bitten?
Unvergällt,
Rüget, was euch nicht gefällt.

Die ganze Sammlung ist eingetheilt in „Früheres" und „Späteres", dem noch eine Zugabe von Epigrammen folgt. Reiner Natursinn ohne erhabnen Schwung spricht sich meist anmuthig aus. Das Höhere will weniger glücken, als das Naive. Die Form ist überall noch mangelhaft. Z. B.:

Traun ein köstliches Mahl, welches hier oben uns stärket.

oder:

Dich, Liebling der Charitinnen erblickt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

October 1828.

THEOLOGIE.

Göttingen, b. Vandenhoeck und Ruprecht: *Der Religionsglaube der Apostel Jesu, nach seinem Inhalte, Ursprunge und Werthe*; von Dr. *Georg Christian Rudolph Matthäi. Erster* Band u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Zweyte Epoche des Religionsglaubens der Apostel. *Offenbarungsglaube.* Der Vf. versteht unter *Offenbarung* im ausgezeichneten Sinne die äussere oder innere göttliche Belehrung der Gläubigen über Gott und göttliche Dinge. „Die Glaubensquelle in des Menschen Innerm, die Offenbarerin des Göttlichen ist einem Jeden von Gott gegeben." — Die verschiedenen Arten der Offenbarung werden, in Beziehung auf die Quellen, aus welchen sie entspringen, auf folgende Weise angegeben (S. 447): „Ist es die äussere Natur, das All der Schöpfung, welches offenbart, so ist die Offenbarung eine äussere und mittelbare. Ist es die Menschennatur, das Gewissen, das Tugendgesetz im Innern, welches das Göttliche vorhält, so ist die Offenbarung eine *innere* und *mittelbare*. Geben der himmlische Geist, Christus, Engel, giebt Gott durch absichtlich hervorgebrachte Natur- und Himmelsphänomene und andre Wunder, oder durch Träume und Visionen göttliche Willensgebote und Rathschlüsse kund: so ist die Offenbarung zwar auch eine von Aussen kommende, mittelbare, aber eine *ausserordentliche*. Spricht Gott selbst seine Vertrauten da, wo er in Person und Wesenheit ist, in den obersten Himmeln an: so offenbart er sich ihnen *unmittelbar*." Von den hier aufgezählten Arten der Offenbarung wird nun im Folgenden gehandelt, und zwar so, dass in Beziehung auf jede derselben der Glaube der Apostel, die Vorstellungen des A. T., die Ansichten des Philo, des Josephus und der Rabbinen; dann die Aussprüche Jesu dargestellt und nach Grundsätzen der Vernunft geprüft werden. Bey der Ausführlichkeit und Gründlichkeit, womit der Stoff dieser Untersuchungen behandelt worden ist, hat der Vf. einen solchen Reichthum an Ideen und an historischen, kritischen und exegetischen Kenntnissen mitgetheilt, dass er mit Recht in der Vorrede die Hoffnung äussern durfte, diese Schrift werde selbst für vollkommne Gelehrte ein mehrfaches Interesse haben. Da diess besonders auch von den eignen Ansichten des Vfs. zu erwarten ist, so wird Rec. noch einige von diesen hervorheben. Am Ende der Untersuchung über Vernunftoffenbarung heisst es (S. 458): „Erst dann, wenn die Entdeckungen des höher Begabten den rechten Weg gezeigt haben, wird eines Jeden Vernunft die eigne rechte Offenbarerin oder Lehrerin seyn können. Geschichte und Erfahrung bestätigen, dass einzelne Weise, denen ein höherer religiöser Genius einwohnt, die Lehrer der Menschen seyn müssen." Von den Offenbarungen durch Himmelsstimmen urtheilt der Vf. (S. 465): „Soviel steht fest, dass die Himmelsstimmen als solche von je her nichts als Deutung oder Glauben ohne historische Realität gewesen sind. Die betheiligten Personen schoben gleichsam Gott ihre Worte unter. Dass sie dieselben nicht gehört hatten, bedachten sie nicht, da ihre erhöhte Phantasie die Deutung mit der Wirklichkeit verwechselte. Uebrigens schloss sich hier der Glaube nicht an etwas Factisches an, sondern das Factische regte den Glauben auf." Ueber Offenbarungen durch Träume wird unter Anderm gesagt (S. 478 ff.): „Jesus hat sich über Traumdeutungen nicht geäussert. — Dass die Juden durch Traumdeutungen oft zu Narren geworden sind, sagt die Geschichte ausdrücklich. (Es wird nicht angegeben: wo?) — Alle Träume sind Producte der vom Selbstbewusstseyn entfesselten Phantasie, die nach einer Einrichtung Gottes erscheinen, wie jede andre Einrichtung in der Welt. — Es hat daher gar keinen andern Sinn, wenn man sagt: Träume sind von Gott, als wenn man sich ausdrückt: die Bewegung meiner Gliedmassen, der Hauch meines Mundes u. s. w. ist von Gott." — „Verwandt mit den Traumoffenbarungen sind die Offenbarungen durch Visionen, in sofern beide etwas als gegenwärtig vorhalten, was nicht gegenwärtig ist. — Sie unterscheiden sich dadurch, dass jene nur im Schlaf und bey völliger Bewusstlosigkeit, diese auch im wachenden Zustande und bey sehr entkräftetem Selbstbewusstseyn sich darstellen. — Der Ursprung derselben liegt nicht in den äussern Erscheinungen, sondern diese haben sie aufgeregt." — S. 494 ff. wird behauptet, dass man die Versuchung Jesu durch den Teufel nicht für eine Vision zu halten habe, sondern „dass nach aller Wahrscheinlichkeit(?) Jesus bey völligem Selbstbewusstseyn den Gedanken auffasste, als irdischer Messias aufzutreten. Diesen schlug aber *sein längst zur Reife gediehener Plan*, allein durch Lehre und Vorbild der Menschheit zu helfen, so oft er in ihm aufkam, nieder." (Ist nicht in dieser Darstellung ein Wi-

Widerspruch enthalten?) — Der lehrreiche Abschnitt von den Engeln wird mit folgenden Bemerkungen geschlossen (S. 526): „Engel sind, nach dem allgemeinen Begriff, von Menschen ganz verschiedene, heterogene Wesen, und doch mit sinnlichen menschenähnlichen Organen versehen; ohne diese würden sie den Menschen nicht perceptibel seyn; denn die blofs geistige Wahrnehmung ist deshalb sehr unsicher, weil es hier an Analogie fehlt. Wie aber menschenähnlich organisirte Wesen die Grenzen des irdischen und überirdischen Gebiets durchbrechen, oder die unübergehbare Scheidewand, welche die verschiednen Welten trennt, zurücklegen können, ist aller menschlichen Denkkraft, welche auf das nüchterne Ueberlegen sich einschränkt, unvorstellbar. Wie endlich Engel, die Ideale des Wissens und der Wahrheit, so weit sich verirren mögen, dafs sie im Namen Gottes einen Messias verkündigen (Luc. 1, 32. 33.), wie er nie erschienen ist und so lange die Welt steht, wohl nicht erscheinen wird, — ist eine Unbegreiflichkeit, die ihres Gleichen sucht." In einer Anmerkung wird hinzugefügt: „Wo fände sich wohl Ein Zug im Leben Jesu, welcher diesem irdisch-herrlichen Messiasideal entspräche? Diese Eine Bemerkung überzeugt von der Unmöglichkeit, dafs ein aufrichtiger Bibelforscher den ganzen neutestamentlichen Glauben zu seinem eigenen mache, hinlänglich." — Nach der Darstellung des Glaubens an die Offenbarung des heiligen Geistes, deren Quelle der Vf. in der Tiefe des Menschengeistes findet, ist die Rede von den Christusoffenbarungen, und zunächst von den Erscheinungen Jesu nach seiner Auferstehung. Hier aber ist es dem Rec. sehr auffallend gewesen, dafs bey der Auferstehung Jesu „aus dem dunkeln, sinnlichen, zerstörbaren Leibe ein leuchtender, statt von der ψυχη vom πνευμα belebter, unvernichtbarer hervorgeblüht seyn musste, so dafs Jesus schon auf Erden einen Himmelskörper hatte, desgleichen Engel und Selige im Paradiese tragen" (S. 570 ff.), und dafs, dieses „verwandelten, pneumatischen, verklärten Körpers" ungeachtet, Jesus zum Theil *wegen Ermattung seines Körpers* sich habe dem Volke entziehen müssen (S. 585). Sehr ausführlich handelt der Vf. von denjenigen Christuserscheinungen, welche der Apostel Paulus gehabt haben soll. Dafs er deren *sieben* annimmt, wird nur dadurch begreiflich, dafs er, sonst ein gewandter Exeget, kein Bedenken getragen hat, Stellen, wie Gal. 2, 2; Apgesch. 18, 4—10; 2 Timoth. 4, 16—18, auf das Bestimmteste für Christophanieen zu erklären. Nach den Beschreibungen aber, welche er von den Christuserscheinungen macht, ist die Person Christi „in Jugendschönheit und Lichtgewande, gleich den Engeln" dem Paulus erschienen, doch nur vor dessen Geistesblick, weil überhaupt, wie er sagt, die himmlischen Christuserscheinungen nach der Himmelserhebung nicht mehr mit Leibesaugen gesehen worden, sondern nur innere Erscheinungen, Erscheinungen im Geiste, gewesen sind. Hieraus scheint sich zu ergeben, dafs der Vf., wenn gleich einige seiner Aeufserungen zu einer andern Meinung führen könnten, am Ende doch die Christusvisionen (die psychologische Ansicht, sagt er, ist die gehaltenste, — annehmlichste) für nichts anders, als für Wirkungen einer begeisterten Phantasie gehalten wissen will. Er schliefst diese Betrachtung mit folgenden Worten, denen mehr Klarheit und Bestimmtheit zu wünschen wäre (S. 650): „Uebrigens soll man die Erklärung, dafs der Menschenverstand die auf auserlesene Seelenverwandte vollziehbare Einwirkung der zur Unsterblichkeit erhobenen Menschen, viel weniger Christus, nicht *fasse*, die Vernunft nicht leugnen könne, das *voreilige Gefühl* blofs ahne und glaube, kurz, dafs der Eine ganze Menschengeist sie als Thatsache auf sich beruhen lassen und nicht über sie absprechen dürfe, dreist heraussagen und nicht unterdrücken." Im folgenden Abschnitt: über die unmittelbare Gottesoffenbarung, wird Jesus als einziger Empfänger derselben bezeichnet, wodurch man aber nicht berechtigt werden soll, „eine zusammenhängende, in Grund- und Folgesätzen ausgeführte, bildlose, offene, allgemein klare Darstellung des religiösen Wahren" von ihm zu fordern. (Von den Aposteln ist S. 616 bemerkt worden, dafs keiner unter ihnen in ungemischter Reinheit und Erhabenheit den Geist der *Religion* Jesu aufgefafst und zur Durchbildung seines Glaubens angewandt habe). — Die noch übrigen Theile dieses reichhaltigen Buchs verbreiten sich über folgende Gegenstände: Inhalt und Werth der Offenbarung, Empfänger der Offenbarung; — diejenigen, die fern und nahe das Werk des Messias einleiten oder für sich und Andre schaffen; Bedingungen, unter welchen Offenbarung gewonnen wird; Wirksamkeit für messianische Zwecke, sey sie unabsichtlich und ungeahnet (Kajaphas), oder absichtlich und angelegt; ein lauterer ungefälschter Sinn und Sehnsucht nach dem Religiösen; Eindruck der Offenbarung, *nach Beschaffenheit* der innern und äufsern *Befähigung* (Empfänglichkeit) dessen, der ihn erfährt *oder* seiner bedarf; Dauer der Offenbarung — bey den vormessianischen Geweihten, bey Jesu, bey den Aposteln u. s. w.; Werthgebung der Offenbarung; sie giebt den Geweihten eine verschiedene, diesem eine niedere (weniger ausgezeichnete), jenem eine höhere Würde. Grade der Offenbarung; „die mehrern Umfassungen, reichern und kärglichern Erkenntnungen des Göttlichen in seinem Seyn, Wirken *und* Wollen. *Drey* Grade lassen überhaupt sich *unterscheiden*. Den einen hatte die Vorzeit inne unter Mose und den Propheten, den andern *nimmt* ein die messianische, den dritten wird aufzeigen die parusische Zeit." Maafsstab der Offenbarung; für die Fortgeltung der vormessianischen Offenbarung — die messianische Offenbarung; für das neue Offenbarungsganze — die dem Menschengeiste in Anlage und Entwickelungsfähigkeit von Gott eingeleiteten (eingepflanzten, anerschaffenen) Religions- und Sittlichkeitsideen. Darstellung und Anwendung der Offenbarung; sie soll, würdig ihres Inhalts, mit ei-

eigener Geistesbewegung und Ermunterung dargestellt, geistvoll ausgelegt, allgemein verständlich gemacht, nutzreich angewendet werden. Orte der Offenbarung. Als Juden glaubten die Apostel an *heilige*, d. i. durch Offenbarung ausgezeichnete Orte. — Jesus sagte sich zuerst von dem Glauben an heilige Orte ausdrücklich los. Zeiten der Offenbarung, kleine und grosse, ordentliche und ausserordentliche. — Es werden *fünf* Zeiten der Offenbarung unterschieden, von welchen jede folgende über jede vorhergehende an Wichtigkeit und Reichthum des Einflusses hervorragt. — An diese Untersuchungen, in welchen ein Streben nach Vollständigkeit und Gründlichkeit meistens sichtbar ist, schliessen sich am Ende noch einige Betrachtungen an, die überschrieben sind: *Blicke und Rückblicke*, und zur Verstärkung des Eindrucks dienen können, welchen das ganze, von Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Geistesfreyheit zeugende Werk, das überdiess mehrere dem Vf. eigenthümliche Ansichten darbietet, auf solche Leser machen kann, die für tiefer eindringende und freysinnige Untersuchungen dieser Art Empfänglichkeit besitzen. In Rücksicht auf die äussere Einrichtung des Buchs möge hier noch schliesslich bemerkt werden, dass dasselbe in 47 Paragraphen zerfällt, deren jeder mit einer ihrem Zweck entsprechenden Ueberschrift versehen ist. Auch ist eine wohlgeordnete und genaue Inhalts-Anzeige dem Werke vorgesetzt.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LONDON, b. Arch, Longmann, Rees u. s. w.: *The seventh Report of the Committee of the Society for the Improvement of Prison Discipline, and for the Reformation of juvenile Offenders.* 1827. XII u. 144 S. und *Appendix* ausserdem 411 S. 8.

Howard's menschenfreundliche Bestrebungen zur Verbesserung der Lage verhafteter Verbrecher waren in England, wie im übrigen Europa nur hier und da, und nur vorübergehend von Erfolg, und so blieb es in den meisten Staaten gewöhnlich bey dem Alten. Erst in den neuern Zeiten ist diesem Gegenstande wiederum die Aufmerksamkeit geschenkt, welche er in dem höchsten Grade verdient; und zwar sind jene so heilsame und nothwendige Verbesserungen nicht sowohl von oben herab, von den Regierungen ausgegangen, als vielmehr von Vereinen, welche sich für diese Zwecke gebildet haben. Vorzugsweise hat hierzu in England der hochverdiente Arzt *Thomas Fowell Buxton*, welcher in seinem Werke: *An Inquiry, whether Crime and Misery are produced or prevented by our present System of Prison discipline*, von welchem schon 1818 die sechste Ausgabe erschienen ist (vergl. Erg. Bl. Jahrg. 1821. Nr. 123.), die Anregung gegeben, indem er den schaudervollen Zustand der englischen Gefängnisse an das Licht zog, und zugleich auf das aus Amerika entlehnte System der Pönitentiarien, als wahrer Besserungsanstalten, auf die heilsamen Folgen, der nach demselben errichteten Anstalten, namentlich zu Milbank, und die damit in Verbindung gesetzten Frauenvereine, besonders dessen, welchen die hochherzige Mistriss Frey gestiftet hatte, hinwies. *Buxton's* Stimme verhallte nicht vergebens; ein eben so ehrenwerther Mann, *William Roscoe*, schloss sich ihm an, und suchte gleichfalls durch seine *Observations on Penal Jurisprudence and the Reformation of Criminals.* London 1819. 8. (Vergl. die deutsche Bearbeitung dieses Werks: „Ueber die sittliche und bürgerliche Besserung der Verbrecher, mittelst des Pönitentiarsystems, als den einzigen zulässigen Zweck jeder Strafe, und über die Unzweckmässigkeit der frühern Straftheorieen, namentlich der Abschreckungstheorie, in ihrer praktischen Anwendung. Frey nach dem Englischen bearbeitet von *E. Spangenberg*." Landshut 1821. 8.) auf denselben Zweck hinzuwirken. Erheben sich freylich gegen die nach dem Muster der Amerikanischen, in England angelegten Pönitentiarien nicht etwa wegen eines Mangels der in der That segensreichen Wirkungen, sondern wegen der enormen Kosten, die jene Anstalten erforderten, manche Bedenklichkeiten, so wurde dennoch der Eifer für eine zweckmässigere Einrichtung der Gefangenanstalten, so wie für Verbesserung der bestehenden und der in denselben gehandhabten Disciplin geweckt, und so haben sich in mehrern Ländern Privatvereine gebildet, deren rastlosen Bemühungen es gelungen ist, die Regierungen für diese Gegenstände empfänglich zu machen, und durch Preisaufgaben, Vorschläge, eigene Bestrebungen und Anordnungen wirklich bedeutende Verbesserungen hervorgebracht. Mit grösstem Lobe ist in dieser Hinsicht zu erwähnen die *Société royale des Prisons* zu Paris, welche sich unter dem Vorsitze des Herzogs von Angoulême vereinigte, und deren Aufforderung wir die vortreffliche, leider in Deutschland wenig bekannt gewordene Preisschrift: *Des prisons, de leur régime, et des moyens de l'améliorer*, par *M. E. Danjou.* Paris 1821. 569 S. 8. verdanken; eine andere hat sich zu Amsterdam für die Niederlande gebildet, und wenn gleich in den übrigen Ländern, namentlich in Deutschland, noch keine so umfassende Vereine in das Leben getreten sind, so lässt sich doch aus dem Aufkommen einzelner, z. B. für die Preussischen Rheinprovinzen, und daraus, dass man sich hier und da einzelne Anordnungen jener Gesellschaften angeeignet hat, wie z. B. in Hamburg und in der Festung Cronach in Baiern, wo die vorgeschlagenen Tretmühlen eingeführt worden sind, kaum zweifeln, dass sich nach und nach dergleichen Vereine überall bilden werden. Ein Hauptverein dieser Art, neben welchem noch verschiedene specielle, z. B. für Schottland und Irland bestehen, ist nun auch die zu London gebildete *Society for the improvement of Prison Discipline and for the Reformation of juvenile Offenders*, über deren Bestrebungen und gehabten Erfolge dem Rec. der siebente Jahresbericht zugekommen ist. Auch dieser Verein, wel-

welcher unter der Protection des Herzogs von Glocester steht und die Ersten des Reichs zu seinen Mitgliedern zählt, deren Zahl aber nicht geschlossen ist, da ein Einschuss von 10 Guineen, oder ein jährlicher Beytrag von 1 Guinee das Recht der Mitgliedschaft erwirbt, beschäftigt sich zunächst mit der Erforschung des Zustandes der Gefängnisse, mit Vorschlägen zu deren Verbesserung, mit öffentlicher Bekanntmachung dahin zielender Werke. (So sind bereits von ihm herausgegeben: *Remarks on the form and construction of prisons, with appropriate designs; Rules for the government of gaols, houses of correction and penitentiaries, for consolidating and amending the laws for the regulation of prisons and an other Statutes, relating thereto; A description of the tread-mill with a view of the prisoners at work upon it, at the house of correction at Brixton, Surrey, with plates of the machinery* *); *Inquiries relative to prison discipline, to assist in the acquirement of information on the actual state of prisons*); vorzugsweise hat sie aber auch ein äusserst heilsames Institut zur Besserung jugendlicher Verbrecher gegründet, welches die allerersprieslichsten Folgen gehabt hat. Was dieselbe zu diesem Zwecke in dem Laufe des Jahrs 1826 geleistet hat, darüber wird in dem vorliegenden Buche berichtet. Nach einer gegebenen Namenliste der Vicepräsidenten und Mitglieder des Vereins zerfällt dasselbe in zwey getrennte Abtheilungen, von denen die erste jenen Bericht, die zweyte oder der *Appendix* Correspondenznachrichten und einzelne Actenstücke enthält. Jene beschäftigt sich vorzüglich mit der Darstellung des Geleisteten und dem Ergebniss der eingezogenen Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand der Gefängnisse des In- und Auslandes; dieser dagegen liefert die Beweise für jene Angaben, Auszüge aus den Berichten ähnlicher Vereine und den Briefen inländischer und auswärtiger Correspondenten. In das überreiche Detail, welches sich sogar über Westindien und Neusüdwallis verbreitet, hineinzugehen, möchte eine undankbare Mühe seyn, da dasselbe meistens nur höchstlocale Gegenstände bezielt; von allgemeinerm Interesse ist die Liste der einzelnen aufgehobenen englischen Strafgesetze, woraus man ersieht, dass man dort mit Ernst an die Verbesserung der Criminalgesetzgebung denkt, so wie die Ueberficht über die in den letztern sieben Jahren in England und Wales vorgekommenen Verbrechen und vollzogenen Strafen, welche höchst interessante Beyträge zu einer Criminalstatistik, wenn Rec. so sagen darf, liefern.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

St. Gallen, b. Huber u. Comp.: *Worte der Liebe an Alle Genossen des heiligen Abendmahls.* Von *Johann Conrad Mezger*, Pfarrer zu Gächlingen, Cantons Schafhausen. 1828. VIII und 302 S. 8. (21 gGr.)

Der Leser erwarte unter diesem Titel nicht ein eigentliches Communionbuch, bestehend in einer Sammlung von Betrachtungen und Gebeten für die Vorbereitung zum heil. Abendmahl, deren wir in Ueberfluss haben. Das hier dargebotene sehr nützliche Büchlein hat nämlich einen mehr belehrenden Zweck, und erreicht diesen, ohne eigentlich tief einzugehen in die schwierigen Unterscheidungslehren. Zuvörderst stellt er die Gründe auf, die uns zu einer gewissenhaften Theilnahme an der Feyer des heil. Abendmahls veranlassen sollen, und nimmt diese theils von unserm Christenberufe, theils von der Ehrwürdigkeit dieses Gebrauchs, theils von der Verpflichtung her, uns als Christen öffentlich zu bekennen, unser Heil zu fördern, zur Erhaltung des Christenthums beyzutragen, Gott uns dankbar zu bezeigen und das Band der Liebe zu unsern Brüdern zu befestigen. Sodann spricht er von den segensreichen Wirkungen des heil. Abendmahls auf den Glauben, die Tugend, die Gewissensruhe und den Seelenfrieden seiner Genossen; entwickelt aber auch die allgemeinen und besondern Bedingnisse, unter welchen allein diese segensreichen Wirkungen Statt finden können. Die allgemeinen Bedingungen sind ganz richtig: Ehrfurcht vor Gott, lebendiger und fruchtbarer Glaube an Jesum, Erkenntniss des Geistes und Zwecke seiner Lehre, Anerkennung der höhern Bestimmung der Menschen; Inneres Bedürfniss der höhern Güter des Lebens. Als besondre Bedingungen fordert er zuerst: richtige Erkenntniss von dem Wesen der Abendmahlsfeyer, und erklärt diess für eine Gedächtnissfeyer, Bundesfeyer, Gemeinschaftsfeyer und Bekenntnissfeyer. Dann warnt er vor manchen Irrthümern in Absicht auf die Wirkung des h. Abendmahls, und belehrt endlich über das rechte Verhalten vor, bey und nach der Feyer desselben. Wenn Rec. im Ganzen dem Vf. das Lob der Deutlichkeit, Vollständigkeit und Bestimmtheit ertheilen muss, und seinem Buche in dieser Hinsicht recht viele Leser wünscht, so kann er doch nicht bergen, dass es ihm manchmal an einem tiefern und geistreichern Auffassen der Glaubenswahrheit zu fehlen schien. Er will nicht mit dem Vf. wegen des Festhaltens an dem strengen Zwinglischen Lehrbegriff rechten, dessen Vorzug er vor andern Ansichten darzuthun sucht; aber auch dieser hätte sich noch erhebender und ergreifender darstellen lassen. — Zu manchen nicht ganz richtigen oder unvollständig ausgedrückten Behauptungen gehört auch die S. 108: dass *nur* das Daseyn der Welt in dem menschlichen Verstande den Glauben an das Daseyn Gottes wecke. Rec., und wer nicht mit ihm? bedient sich in dem Unterricht des moralischen Beweises eben so glücklich, als des kosmologischen und physikotheologischen.

*) Hieraus findet sich eine Ansicht der Tretmühle mitgetheilt in *Hitzig's* Zeitschrift für die Criminalrechtspflege in den Preuss. Staaten. Jahrg. 1827. Bd. 1.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

October 1828.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Lüttich, b. Lemarié: *Bibliothèque du Jurisconsulte et du Publiciste*, par MM. *J. Ackersdyck*, *J. M. F. Birnbaum*, *J. F. de Coster*, *P. J. Destriveaux*, *J. G. J. Ernst*, *A. N. J. Ernst*, *A. C. Holtius*, *L. A. Warnkoenig* et *R. Winssinger*, Professeurs en droit aux universités de Liège et de Louvain. Tome *premier* (in 6 Heften). 1826. 570 S. 8.

Seit Errichtung des Königreichs der Niederlande hat auch dort die Rechtswissenschaft einen neuen Aufschwung gewonnen, und die dortigen Rechtsgelehrten vereinigen nicht selten mit deutscher Gelehrsamkeit und Gründlichkeit den regen praktischen Sinn der Franzosen. Jenem aufblühenden Studium der Jurisprudenz haben wir nun auch zwey juristische Zeitschriften zu verdanken, welche so ziemlich ein gleiches Ziel zu erreichen suchen. Die eine in holländischer Sprache: *Bydragen tot regtsgelaerdheid en wetgeving*, herausgegeben von *C. A. den Tex* und *J. van Hall*, Professoren an dem Athenäum zu Amsterdam, — von der Rec. nächstens Kunde geben zu können hofft; die andere, oben angezeigte in französischer Sprache, von welcher gegenwärtig die Rede seyn soll. Ihr Plan wird zunächst dahin angegeben, eine allgemeine Verbindung und einen Vereinigungspunkt für die Rechtsgelehrten der nördlichen und südlichen Provinzen der Niederlande, für gegenseitige Mittheilungen zu veranlassen. Sodann heisst es: „*Répandre les théories enseignées dans nos diverses Universités, les opinions reçues dans nos Cours de justice du midi et du nord, constater les progrès des sciences politiques, de la Législation et du droit dans notre Royaume, tel est notre dessein. Mais l'ouvrage que nous allons publier sera aussi destiné à faire connaître tout ce qui paraîtra d'intéressant à l'étranger, sous le rapport de la science du droit ou de la Législation. Nous avons établi des relations sûres et avantageuses avec la France, l'Angleterre, l'Allemagne, l'Italie, la Suisse et la Russie; les Pays-Bas serviront d'intermédiaire pour l'échange des idées et des découvertes de ces contrées. Quelques uns des rédacteurs de la* Thémis *publiée à Paris jusqu'à ce jour vont se réunir aux savans nationaux; de sorte que notre Journal peut être considéré sous plusieurs rapports comme la continuation de ce recueil, pour ce Royaume. La Themis, comme bibliothèque du Jurisconsulte s'occupe plus spécialement du Droit civil et des parties de la Jurisprudence qui s'y rattachent: notre Journal est en outre destiné à embrasser toute la science législative dans ses rapports avec la civilisation et les progrès de l'état social. Le droit public et administratif, l'histoire politique dans ses relations avec la Législation, la statistique et l'économie politique sont au nombre des sciences que les rédacteurs se proposent de traiter. — — C'est ainsi, que la Bibliothèque du Jurisconsulte et du Publiciste sera redigée dans l'esprit de l'enseignement du Droit dans les Universités du Royaume, ou la Jurisprudence et les Sciences politiques intimement liées ne forment qu'un seul tout. Mais, quoique dirigé par des Professeurs, notre Journal ne sera pas borné à l'utilité de l'école. Il aura non seulement pour but, tout en facilitant l'instruction des élèves, de constater l'état de la science pour le Jurisconsulte qui s'en occupe plus particulièrement; mais encore il doit conserver au praticien le goût de l'étude et seconder le Magistrat et l'Avocat, qui désirent de suivre les progrès de la théorie, si souvent negligée dans les recueils de Jurisprudence.*" Der Plan dieser Zeitschrift zerfällt in sechs stehende Rubriken, deren erstere Abhandlungen, kleine Aufsätze und Reden über einzelne Gegenstände der Rechts- und Staatswissenschaft, die zweyte aber Analysen und Kritiken neuerer in dem Königreiche und auswärts erschienenen Schriften über jene Wissenschaften enthält; die dritte beschäftigt sich mit der Gesetzgebung des Königreichs und des Auslandes; die vierte ist lediglich für die Darstellung der Rechtspflege in den Niederländischen Gerichtshöfen bestimmt; die fünfte für Alles, welches sich auf den öffentlichen Unterricht bezieht; die sechste endlich liefert Miscellen, Ankündigungen und Anzeigen neuer Werke, biographische Notizen und Nekrologe. Was für alle diese Fächer in dem vorliegenden Bande geliefert ist, erlaubt sich Rec. kürzlich anzudeuten. Das *erste* Heft wird durch einen *Discours prononcé* par M. *Destriveaux, à l'ouverture du Cours du droit public, donné à l'Université de Liège, pendant l'année academique 1825—1826*, eröffnet, welcher *de l'histoire nationale dans ses rapports avec l'étude de la Loi fondamentale* handelt. Er enthält in allgemeinen Zügen eine kurze Staats- und Rechtsgeschichte der Niederländischen Provinzen, äussert sich sodann über den jetzigen, durch die Verfassungsurkunde gesicherten Rechtszustand, und schliesst mit Wünschen für deren Aufrechthaltung, so wie mit Danksagungen an die Regierung — al-

alles gut gemeint, aber für den auswärtigen Rechtsgelehrten zu dürftig, wie es auch bey einer feyerlichen Rede nicht anders seyn konnte. Dann folgt: *Reflexions sur la force probante du livre des courtiers*, vom Prof. *Holtius*, um zu zeigen, dass der französische *Code de commerce* art. 109, in Vergleichung mit dem art. 192, den Büchern der Mäkler keineswegs den öffentlichen Glauben, den sie früher besessen, genommen habe, und um eine Gleichstellung derselben mit den Handelsbüchern der Kaufleute für das neue Niederländische Handelsgesetzbuch zu empfehlen. Hierauf: Analysen und Recensionen von *Walter's* Lehrbuch des Kirchenrechts und *Macieiowsky Principia juris Romani*; endlich: Uebersicht der von 1824—1825 auf den Niederländischen Universitäten vorgekommenen Dissertationen und einige Miscellen. — Das *zweyte* Heft enthält nur Eine ausführliche Abhandlung eines Ungenannten: *Considerations de droit public appliquées au Concile de Trente et au Concordat de 1801*, zunächst gegen die Anmaassungen des päpstlichen Hofs gerichtet, und ausführend, dass das Tridentiner Concilium keine Anwendbarkeit gegen das Staatsgrundgesetz des Königreichs finden könne, das Concordat von 1801 im Ganzen völlig anwendbar sey, nur einige Berichtigungen nöthig habe, und es daher des Abschlusses eines neuen Concordats nicht bedürfe. Hierauf den Anfang einer Abhandlung des Prof. *de Coster*: *Essai sur la nullité par contravention à la loi*, die sich durch die folgenden Hefte hindurchzieht und in diesem Bande noch nicht beendet ist, so dass sich Rec. eine Beurtheilung derselben bis dahin, dass auch ihr Schluss erfolgt seyn wird, vorbehalten muss. Endlich literarische Neuigkeiten, nämlich eine Uebersicht der neu herausgekommenen juristischen Zeitschriften des In- und Auslandes, Anzeigen der im J. 1825 in dem Königreiche erschienenen Bücher über die Rechts- und Staatswissenschaft, Preisaufgaben der Niederländischen Universitäten, Nekrolog des Prof. *de Bruyn* (geb. zu Löwen 12. Dec. 1766, gest. daselbst 5. May 1826) und kleine Miscellen. — Das *dritte* Heft beginnt mit einer sehr gelungenen, mit grosser Belesenheit und vielen Literarnotizen ausgestatteten und geistreichen Abhandlung des Prof. *Birnbaum*: *Coup d'oeil sur le droit criminel de la Grande-Bretagne*, welche aber leider auch noch unvollendet ist und sich durch die übrigen Hefte hindurchzieht. Dann wird die Preisaufgabe der *Societé de la morale chretienne* zu Paris über die Todesstrafe in Erinnerung gebracht, und mit einigen Bemerkungen des Prof. *Destriveaux* über infamirende Strafen begleitet, die jedoch nur Zweifel und Andeutungen enthalten. Hierauf folgt eine Abhandlung des Prof. *Ernst* des Jüngern: *La cause est-elle une condition essentielle pour la validité des conventions?* worin gezeigt wird, dass diese Lehre des Code Napoléon auf einem von *Pothier* begangenen argen Missverständnisse des römischen Rechts beruhe und einer grossen Verbesserung bedürfe, zu welcher von dem Vf. Vorschläge gethan werden. Dann: *Législation de la republique de Colombie*, dargestellt vom Prof. *Birnbaum*; endlich: Uebersicht über die bestehenden Sammlungen der von den Niederländischen Gerichtshöfen abgegebenen Erkenntnisse, Preisaufgaben der Universität zu Brüssel, und kleine Notizen und Nachrichten. — Im *vierten* Hefte befinden sich nur: *Extrait du discours prononcé par Mr. Leclercq, Procureur général près la cour supérieure de justice, séant à Liége, à l'audience de rentrée de la Cour, le 2 Octobre 1826*, worin mit grellen Zügen die Missbräuche der von den geistlichen Oberbehörden sonst in Belgien und andern katholischen Ländern ausgeübten sogenannten *censura ecclesiastica* geschildert, und mit grossem Freymuth Maassregeln vorgeschlagen werden, um jene Missbräuche zu unterdrücken und auch für die Zukunft zu beseitigen. Sodann Analysen und Recensionen von *Irving observations on the study of the civil law*, *Reddie historical notices of the Roman law*, *Coup d'oeil sur le mariage tout à la fois sacrement et contrat civil*; *par un Belge catholique*, und eine *Notice sur les Ouvrages les plus récens publiés en Allemagne sur l'histoire du droit Romain*, vom Prof. *Warnkönig*. Endlich Uebersicht der auf den Niederländischen Universitäten während des Jahrs 1824—1825 herausgekommenen Dissertationen (Fortsetzung); Nachrichten über den Rechtsunterricht auf den Italienischen Universitäten; eine biographische Skizze über *Giambattista Vico*; Preisaufgaben der Niederländischen Universitäten; Ankündigungen von Büchern u. s. w. — Das *fünfte* Heft enthält: *Essai sur le beneficium competentiae*, vom Prof. *Holstius*, in welcher das wahre Wesen dieses *beneficii* nach römischem Rechte dahin festgestellt wird, dass dasselbe in dem *in quantum facere potest, condemnari*, also nicht in der Befugniss, die Alimente zurückbehalten zu dürfen, sondern nur darin bestand, dass der Schuldner nur in soweit zur Bezahlung verurtheilt werden konnte, als das Vermögen, welches er besass, ausmachte *). *Le juge doit fixer le montant de ces biens*, sagt der Vf., *et condamner le débiteur à payer cette somme et rien de plus. Même cela ne doit pas être executé avec rigueur; il faut, disent les jurisconsultes* (Paulus und Pomponius) *avoir l'égard pour ces personnes de leur laisser le necessaire. Ils ne disent pas quelle sera la mesure de ce nécessaire; apparement cela n'alloit pas loin.*" Dann: *Coup-d'oeil sur l'emploi de la langue latine dans les actes anciens, et*

*) Hier scheint der Vf. die verschiedenen Zeiten zu verwechseln. In älterer Zeit war die *condemnatio in quantum facere potest* bestimmt, dem Schuldner den Concurs und die damit verbundene Infamie zu ersparen; seitdem aber dieser Vortheil schon durch *cessio bonorum* erreicht werden konnte, reducirten sich die eigenthümlichen Vorzüge der *condemnatio in quantum facere potest* auf eine mildere Behandlung des Schuldners, und namentlich auch auf Gewährung der Alimente. *E. d. Red. der A. L. Z.*

et sur sa prohibition au 16me Siècle; par M. *Berriat-Saint-Prix*, Professeur à la faculté de droit de Paris. *Lu à la Société royale des antiquaires de France, le 29 Novembre 1824.* (Auch besonders gedruckt Paris 1824. 8.) Untersuchungen über den Gebrauch der lateinischen Sprache in den gerichtlichen notariellen Ausfertigungen in Frankreich, und woher es gekommen sey, dass dieselbe, ungeachtet so mancher königlichen Verordnungen von 1490 bis 1679, nicht schon früher aus den Gerichtshöfen habe verdrängt werden können. Der Vf. findet die Ursache nicht in einer Widersetzlichkeit der Gerichte gegen die königliche Gewalt, sondern lediglich und allein in dem sich so leicht bey Corporationen erzeugenden und nachher so schwer zu verdrängenden eigenthümlichen Geschäftsstil, oder, mit andern Worten, dem Schlendrian. Dabey werden die ergetzlichsten Proben jenes barbarisch-lateinischen Stils aus den Acten und Ausfertigungen jener Zeit ausgehoben und mitgetheilt. Hierauf: *Examen critique de l'opinion de M. Livingston, contre la peine de mort, consignée dans son rapport sur le projet d'un Code pénal, fait à l'assemblée générale de l'Etat de la Louisiane.* Vom Prof. *Destriveaux*, der sich für die Zulässigkeit der Todesstrafen erklärt. Endlich: Uebersicht der Dissertationen, welche von Zöglingen des Athenäums zu Amsterdam verfasst sind; Notizen und Bücheranzeigen. — Das *sechste* Heft enthält die Fortsetzung der Abhandlung des Prof. *Birnbaum* über das Englische Criminalrecht, und der von *de Coster* über die Nullitäten, eine Notiz über die *Gazette des tribunaux*, eine Anzeige der *Oratio de praecipuis eximie in patria exculti Juris Romani causis*, vom Prof. *van Twist*. Deventriae 1826, und ein Generalregister.

GEBURTSHÜLFE.

Mannheim, b. Schwan u. Götz, und Leipzig, b. Fr. Fleischer: *Die regelwidrigen Geburten und ihre Behandlung*, von Dr. *Samuel Merriman*, Prof. der Geburtshülfe zu London, angestelltem Geburtshelfer des Middlesex-Hospitals und des Krankenhauses von St. George; und berathendem Arzte und Geburtshelfer des Westmünster-General-Dispensary. Aus dem Engl. nach der letzten bedeutend vermehrten Ausgabe des Originals übersetzt von Dr. *Herm. Friedr. Kilian*; mit *fünf* lithograph. Tafeln. 1826. XIV u. 354 S. 8. (2 Rthlr.)

Nach dem Titel zu urtheilen, würde man bloss die regelwidrigen Geburten und ihre Behandlung in diesem Werke suchen, nicht aber auch die regelmässige Geburt, mit welcher der Vf. doch beginnt, und die er um so weniger übergehen konnte, da er einen Versuch liefert, die abnormen Geburten in ein nosologisches System zu bringen. Diess ist ihm jedoch keineswegs gelungen. Die Abtheilungen, die er aufstellt, scheinen nur so hingeworfen zu seyn; sie entbehren jedes innern Zusammenhangs; die Definitionen, die er davon liefert, sind daher oft sehr gezwungen! Auf die beiden, den abnormen Verlauf einer Geburt allein veranlassenden, entweder durch die enthaltenen, oder durch die enthaltenden Theile bedingten Ursachen ist gar nicht Rücksicht genommen, und doch wäre diess der einzig mögliche Weg gewesen, auf welchem sich in die grosse Anzahl der die Geburten abnorm machenden Ursachen eine gewisse Ordnung hätte bringen lassen. Abgesehen hiervon gelangen wir durch das Werk, wie der Uebersetzer in der Vorrede sagt, auf den Standpunkt, den die ganze englische Geburtshülfe als den lichtvollsten jetziger Zeit zu verehren hat; auch werden wir durch dasselbe mehr als durch irgend ein anderes bisher erschienenes in den Mittelpunkt der englischen Literatur geführt. Gründe genug, welche die Uebersetzung desselben rechtfertigen. Gefreut haben wir uns, zu finden, dass der Vf. in sehr vielen Stücken mit den Ansichten unsrer bewährtesten deutschen Geburtshelfer übereinstimmt; ein Lob, was wir leider nicht vielen englischen Werken ähnlichen Inhalts ertheilen können! Die Geburten theilt der Vf. im Allgemeinen in zwey Klassen: in *Eutocia*, normale Geburt, und *Dystocia*, abnorme Geburt. Von der *Eutocia* giebt er folgende Definition, gegen welche sich jedoch viele Einwendungen machen liessen: Der Scheitel stellt sich ein und der Kopf rückt leicht ins Becken herab, wobey er sich dergestalt richtet, dass das Hinterhaupt unter dem Schaambogen hervorkommt; — der ganze Geburtsact dauert nur 24 Stunden (?), und die Nachgeburt wird innerhalb einer Stunde nach der Geburt des Kindes ausgestossen; — die Niederkunft ist nicht mit der geringsten Gefahr (?) für die Mutter verknüpft. Die der Niederkunft vorhergehenden und dieselbe begleitenden Symptome, die verschiedenen Zeiträume der Geburt und die Verhaltungsregeln bey der natürlichen Geburt werden genau angegeben. Dass Wehen, die vor dem wahren Ende der Schwangerschaft eintreten, falsche seyn sollen, ist eine auffallende Behauptung. Der Vf. unterscheidet bloss *vier* Zeiträume, und nimmt dabey auf die Beschaffenheit der Blase keine Rücksicht. Während des *ersten* Zeitraums, sagt er, tritt der Kopf in die obere Beckenöffnung und der Muttermund ist in der wehenfreyen Zeit bis auf zwey Zoll im Durchmesser erweitert. Das *zweyte* Stadium hat die Stellung des Kopfs so geändert, dass die Stirn gegen die Aushöhlung des Kreuzbeins gerichtet ist, das Hinterhaupt aber unter dem Schaambogen hervorsieht. Die *dritte* Periode bringt das Kind, die *vierte* die Nachgeburt. (Die zweyte mangelhaft definirte Periode müsste in zweyen getheilt seyn; dann würden *fünf* Zeiträume herauskommen!) Der Rath, den Nabelstrang nie unter der Bettdecke zu unterbinden, mag für seine Landsleute passen; denn vor Kurzem erst band ein englischer Geburtshelfer ein Fingerchen des Kindes in die Ligatur, die er um den Nabelstrang legte, und

schnitt

schnitt mit der Scheere den ersten Phalanx des Fingers durch!!

Die *Dystocia* umfaſst funfzehn Unterabtheilungen: 1. *D. diutina*, zögernde Geburt. Eine Geburt, in welcher ſich der Kopf gerade ſo ſtellt, wie in der *Eutocia*, welche ganz gefahrlos für die Mutter, einzig und allein von den Kräften der Natur geendet wird, — welche aber den Zeitraum von 24 Stunden überſteigt. Da bey der Aufzählung der veranlaſſenden Urſachen auch von einem zu engen Becken, übermäſsiger Gröſse der Frucht, zu kurzer Nabelſchnur die Rede iſt; ſo hätte bey obiger Definition auf die Gefahr für das Leben der Frucht Rückſicht genommen werden müſſen. Den Borax lobt der Vf. nicht beſonders; er meint, der Hauptnutzen deſſelben beruhe im Glauben. Bey rigidem, ſich jeder Erweiterung hartnäckig widerſetzendem Zuſtande des Muttermundes ſoll man recht guten und reinen Talg nehmen, denſelben gehörig ſchaben und in kleine Kügelchen von der Gröſse einer Muskatennuſs zuſammenrollen, dann dieſelben mit den Fingern ſo hoch als möglich in die Scheide einführen, und ſie hier liegen und allmählig ſich auflöſen laſſen, wobey das Fett über die ganze Oberfläche der Scheide vertheilt werden wird. (Ein gewiſs ſehr guter Rath!) — 2. *D. anergica*. Geburt mit Erſchöpfung der Kräfte. Eine Geburt von langer, aber unbeſtimmter Dauer, bey welcher die Wehen ſchwach und unwirkſam werden, oder gänzlich aufhören, und der von ihren Leiden ganz erſchöpften Patientin nicht anders, als durch Eingreifen der Kunſt geholfen werden kann. (Die *D. diutina* möchte wohl ſo oft in die *anergica* übergehen, daſs beide ſchwerlich einzeln für ſich Klaſſen bilden können!) — 3. *D. perverſa*. Geburt, wo der Kopf eine falſche Lage hat. (Soll wohl heiſsen: eine falſche Stellung; denn bey der Querlage des Kindes hat er eine falſche Lage.) Der Vf. nimmt nur drey abnorme Kopfſtellungen an, nämlich: *a*) die Stirn gegen die Schaambogenknochen geneigt; *b*. das Geſicht vorliegend; *c*. die dadurch veränderte Kopflage, daſs zugleich mit dem Kopfe eine Hand oder ein Arm in das Becken herabgegangen iſt. Daſs er bey Geſichtslagen, wenn auch nur bedingungsweiſe, zur Wendung räth, darüber haben wir uns gewundert, ſo wie auch darüber, daſs er bey gleichzeitig vorgefallenem Arme die Geburt den Kräften der Natur überlaſſen will und nicht zur Anwendung der Zange, die unter dieſen Umſtänden meiſtens angezeigt iſt, räth. — 4. *D. amorphica*. Geburt, durch Miſsbildung des Beckens erſchwert. Hier iſt nur vom Perforiren die Rede und von den Zeichen, die uns lehren, ob das Kind todt ſey, oder nicht. — 5. *D. obturatoria*. Gehemmte (im Original ſteht aber: *obſtructed!*) Niederkunft. Eine Geburt, welche durch ein mechaniſches Hinderniſs in den weichen Theilen, durch welche das Kind gehen muſs, gehemmt wird. In Fällen von krankhaften Eyerſtöcken ſoll man die Geſchwülſte, wenn ſie eine Flüſſigkeit enthalten, öffnen: denn aus der vom Vf. über dergleichen Fälle gegebenen Ueberſicht erhellet, daſs von den 9 Weibern, die mehr oder weniger vollkommen genaſen, fünf allein dieſer Operation ihr Heil zu danken hatten, und daſs von den lebend gebornen Kindern zwey durch daſſelbe Mittel gerettet wurden. Ein allerdings ſehr günſtiges Reſultat! — 6. *D. ectopica*. Schwere Geburt von veränderter *Lage der Gebärmutter*. Daſs eine *Retroverſio uteri* bis an das volle Ende der Schwangerſchaft fortdauern konnte, ohne daſs *abortus* erfolgt, ſollte man kaum glauben: doch ſpricht der S. 251 vom Vf. mitgetheilte Fall dafür. — 7. *D. transverſa*. Widernatürliche (?) Geburt. Eine Geburt, wo irgend ein anderer Theil als der Kopf vorliegt. Bey der Steiſslage ſoll es zuweilen zweckmäſsig ſeyn, eine gewöhnliche Wendungsſchlinge oder ein Tuch (?) über den Schaambug zwiſchen des Kindes Schenkel und den Leib hinwegzuführen, denn dann kann die Kraft zum Herausziehen erſprieſslicher angewandt werden, als beym Gebrauch des ſtumpfen Hakens, durch welchen nicht *ſelten* (?) Brüche des Schenkelknochens entſtehen. *Daſs* der Vf. in der Gefahr die Arme zu verrenken oder zu brechen eine Urſache gegen das Löſen derſelben bey Fuſsgeburten ſucht, iſt uns unbegreiflich. Von der Anwendung der Zange nach ſchon gebornem Rumpfe erwähnt er keine Sylbe. Die Art und Weiſe, die Wendung zu machen, beſchreibt er genügend. Liegt ein Arm vor und ſind die Waſſer ſchon ſehr früh entleert, iſt der Gebärmuttermund mehr oder weniger eröffnet, und kehren die Wehen oft wieder, ſind ſie aber unregelmäſsig und gewaltſam *wirkend*, ſo ſoll man unter dieſen Umſtänden die *Wendung* nicht unternehmen, ſondern ſo lange warten, bis der *Uterus*, durch fruchtloſes Bemühen das Kind auszuſtoſsen ermattet, torpid und zu *fernern* Kraftäuſserungen unfähig wird, oder auch den Körper durch Aderläſse und andere entleerende Mittel herabſtimmen, oder endlich die Thätigkeit der Gebärmutter durch eine ſtarke Gabe *Laudanum* ſchwächen. Der Selbſtwendung wird mit wenigen Worten gedacht. Geburten, wo der Rücken, der Bauch oder die Seiten vorliegen, ſind nach dem Vf. ſehr *ſelten*. Unter 20,000 Geburten, die in ſeiner und ſeines Onkels Praxis vorgekommen ſind, war nicht *ein* einziger von einer oder der andern dieſer Lagen; ausgenommen ein- oder zweymal, wo die Mutter nicht den ſiebenten Schwangerſchaftsmonat erreicht hatte, und beide Male gingen die Kinder als gedoppelte Geburten durch's Becken.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

October 1828.

GEBURTSHÜLFE.

Mannheim, b. Schwan u. Götz, und Leipzig, b. Fr. Fleischer: *Die regelwidrigen Geburten und ihre Behandlung*, von Dr. *Samuel Merriman* — — Aus dem Engl. von Dr. *H. F. Kilian* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

8. *Dystocia gemina.* Zwillings-, Drillingsgeburten u. s. w. Für nicht rathsam hält es der Vf., vier Stunden (oder vielmehr eine mäsig lange, von der Vernunft und Einsicht vorgeschriebene Zeit) zu warten, bevor man die Entbindung des zweyten Kindes künstlich befördert: wo es nöthig gewesen ist, bey dem ersten Kinde künstliche Hülfe zu gebrauchen; wo das zweyte Kind in widergesetzlicher Lage sich zur Geburt stellt, und wo Convulsionen, Blutsturz oder sonst ein Zufall gleich nach der Geburt des ersten Kindes eingetreten sind. — 9. *D. laceratoria.* (Ein sonderbarer Ausdruck!) Eine Geburt, die entweder selbst eine Ruptur oder Zerreissung eines innern oder äussern Theils hervorbringt, oder in deren Gefolge eins der eben genannten Uebel sich findet. (Der letzte Satz ist völlig überflüssig, da er schon in dem ersten liegt.) An Zerreissungen des Mittelfleisches soll nur der Geburtshelfer Schuld seyn. (Eine wahrlich sehr gewagte Behauptung!) Zerreisst die Gebärmutter während der Geburt, so rathen einige Geburtshelfer, die Hand durch den Riss einzuführen, um die Füsse, wo sie auch immer liegen mögen, zu erfassen und das Kind zur Welt zu fördern; *Denman* dagegen hält es für besser, Alles den Kräften der Natur zu überlassen, und unser Vf. glaubt, dass jede der beiden Handlungsweisen, je nachdem die Umstände sind, ihr Gutes habe. Sind seit der Zerreissung schon mehrere Stunden verflossen, sagt er, oder findet man wegen der Zusammenziehung des *Uterus* Schwierigkeiten, die Hand hindurchzubringen, so wird es rathsamer seyn, die Natur allein wirken zu lassen. (Dass bey einem solchen unverantwortlichen Verfahren der Tod von Mutter und Kind unvermeidlich, bedarf wohl kaum bemerkt zu werden. Immer bleibt noch der Bauchschnitt; je schneller er unternommen wird, desto eher ist auf einen glücklichen Ausgang, wenigstens für das Kind, zu rechnen!) — 10. *D. haemorrhagica.* Geburt, mit Blutfluss verbunden. Der Vf. theilt die Blutflüsse in drey Arten ein, nämlich in zufällige, unvermeidliche und atonische; eine Eintheilung, die auf keinen festen Principien beruht! Mit Recht wird erinnert, dass man mit Aderlässen vorsichtig seyn solle. Nach Geburten mit einer *Placenta praevia* will der Vf. öfters *Phlegmatia dolens* haben folgen sehen. In allen den Fällen, wo die Grösse des *Uterus* diejenige übersteigt, welche er im 3ten bis 4ten Schwangerschaftsmonate hat, und wo die Wände so viel Nachgiebigkeit haben, um sich von dem in dem *Cavo uteri* ansammelnden Blute ausdehnen zu lassen, schadet der *Tampon* eher, als dass er nützt. Ueber den Nutzen des Mutterkorns bey Metrorrhagieen hat der Vf. noch keine Beweise. — 11. *D. syncopalis.* Geburten, in deren Gefolge Ohnmachten, Traurigkeit, Beklommenheit in der Gegend der Präcordien und Herzklopfen sind. — 12. *D. epileptica.* (Die Convulsionen Kreisender sind nicht immer epileptisch, und dennoch erhalten sie hier jene Benennung.) Aderlässe und die entleerende Heilmethode sollen vor allen andern Mitteln den Vorzug verdienen. Lieber soll man perforiren (?!), als die Kranke unentbunden sterben lassen. — 13. *D. inflammatoria.* Geburten mit localer Entzündung oder allgemeinen Fieberbewegungen. — 14. *D. retentiva.* Geburten, wo nach dem Ausstossen des Kindes ein ungewöhnlich langes Zurückhalten der Nachgeburt Statt findet. Eine allgemeine Regel ist es, sagt der Vf., dass wir nur wenig Hoffnung fassen dürfen, die Placenta von den Kräften der Natur allein ausgestossen zu sehen, wenn sie schon viel länger als eine Stunde im *Uterus* zurückgehalten worden ist; deshalb werden wir auch völlig gerechtfertigt seyn, wenn wir ein oder zwey Stunden nach der Geburt des Kindes es unternehmen, dieselbe herauszufördern! — *D. inversoria.* Geburt mit Umstülpung der Gebärmutter.

Von S. 159—188 spricht der Vf., jedoch nur oberflächlich, von dem Gebrauche der Instrumente in der Geburtshülfe und von einigen geburtshülflichen Operationen. Golden nennt er die Regel: niemals die Zange früher anzuwenden, als bis wenigstens sechs Stunden lang das Ohr des Kindes dem Finger des Operateurs erreichbar war. Specielle Indicationen zur Perforation vermissen wir ganz. Er wartet übrigens so lange mit dieser Operation, als es nur immer das Wohlbefinden des Weibes gestattet, weil sich die Operation dann leichter und zuversichtlicher verrichten läst; weil wir dann erfahren oder wenigstens uns glauben machen, dass wir

wir das Instrument nicht einführten, als das Kind noch lebend war; und weil es unsre Schuldigkeit ist, die Patientin und ihre Umgebungen sich eben so vollkommen von der Nothwendigkeit der Operation überzeugen zu lassen, als wir es selbst sind. (Wir bezweifeln, dass alle diese Gründe haltbar sind.) Dass der Kaiserschnitt in England nicht häufiger gemacht wird, darüber wundert sich der Vf. nicht; denn, sagt er, er hat zu häufig einen geringen Erfolg gehabt. (Ein Urtheil, wie man es nur von einem Engländer, der nichts als perforiren kennt, nicht aber von einem *Merriman* erwarten konnte!) Noch stellt er einige Regeln für die künstliche Frühgeburt auf, die wir jedoch nachzulesen bitten.

Der Anhang enthält meistens sehr lehrreiche Erläuterungen, Geburtsgeschichten, Tabellen u. s. w. zur bessern Verständigung der vorhergehenden Seiten. Etwas daraus mitzutheilen würde uns zu weit führen.

Die 1ste Tafel stellt einen vergrösserten Eyerstock dar, der die Beckenhöhle ausfüllt und das Herabsteigen des Kopfes hindert. Die 2te zeigt die Ursache einer unvermeidlichen Blutung, eine *Placenta praevia*, und ist eine Copie der 12ten Hunterschen Platte. Auf der 3ten ist ein verkrümmtes Becken abgebildet, welches der Geburt ein unüberwindliches Hinderniss entgegensetzt. Die 4te zeigt einen Fötus von acht Monaten, welcher mit einiger Schwierigkeit durch ein Becken von 2¼ Zoll Durchmesser dringt. Die 5te endlich stellt eine seit mehrern Jahren umgestülpte und von *Chevalier* exstirpirte Gebärmutter dar.

Marburg, b. Krieger u. Comp.: *Geburtshülfliche Abhandlungen*, nebst einer Nachricht über die akademische Entbindungsanstalt zu Marburg; von Dr. *Dietr. Wilh. Heinr. Busch*, Prof. der Medicin u. Geburtshülfe zu Marburg. Mit drey Abbildungen. 1826. VI u. 333 S. 8. (1 Rthlr.)

Verschiedne, in *Rust's* Magazin und *Mende's* Zeitschrift für Geburtshülfe bereits abgedruckte geburtshülfliche Abhandlungen des Vfs. finden wir hier sehr zweckmässig noch einmal besonders abgedruckt, um in die Hände jedes Geburtshelfers gelangen zu können; da doch manchem sonst, bey der übergrossen Anzahl von Zeitschriften, der reiche Inhalt derselben unbekannt geblieben seyn würde, so ist diess sehr zu loben. Das Ganze besteht aus vier Abhandlungen, von denen die beiden ersten Nachträge erhalten haben. Neu ist nur der S. 265 mitgetheilte zweyte Jahresbericht über die Entbindungsanstalt zu Marburg.

1. *Geburtshülfliche Betrachtungen über die Wendung.* 1) *Die Wendung auf die Füsse.* Für angezeigt hält der Vf. dieselbe: in allen übeln Lagenverhältnissen der Frucht nach abgeflossenem Fruchtwasser; bey stehendem Fruchtwasser, wenn die Wendungsversuche durch äussere Manipulation fruchtlos waren, und man zur Wendung auf den Kopf keine Anzeige fand; und endlich in den Fällen, wo die Wendung als Mittel zur schleunigen Beendigung der Geburt angezeigt ist. Den Uebergang von der zweyten zur dritten Geburtsperiode hält er für den besten und natürlichsten Zeitpunkt, wo die Wendung gemacht werden soll. Der Vergleich zwischen dem Verhalten der Steissgeburt und Fussgeburt bestimmt ihn, gewiss mit Recht, dahin, bey der Wendung, als Lageverbesserungsoperation, stets nur *einen* Fuss in den Muttermund zu führen und ihn dort festzuhalten. Der Vf. unterscheidet zwey Arten von Zusammenschnürung *des Uterus* um die übelgelagerte Frucht: die erste ist die krampfhaft-entzündliche, die zweyte möchte er *Tetanus uteri* nennen. Gegen diese zeigte sich *Tinct. ambrae c. moscho* besonders wirksam. — 2) *Die Wendung auf den Kopf*, welche durch Einführung der Hand in die Gebärmutter vollführt wird. *Nie* beobachtete der Vf. dabey Vorfall der Nabelschnur, den manche fürchten! Er verlangt folgende Bedingungen (die in mancher Hinsicht mit denen von *d'Outrepont* aufgestellten nicht übereinstimmen!), ohne welche dieser Kunstact im Allgemeinen nicht vorgenommen werden darf: 1) das Fruchtwasser darf noch nicht abgeflossen seyn; 2) die Frucht muss hoch und sehr beweglich stehen, und ein günstiges Verhältniss zwischen derselben und der Menge des Fruchtwassers obwalten; 3) die Form des Fruchthalters darf nicht durch ungleiche Zusammenziehungen der einzelnen Partieen desselben gelitten haben, und wenn man den Leib der Kreissenden übel geformt findet, so unterscheide man, ob das ebengenannte Verhältniss oder Schieflage des *Uterus* oder der Frucht die Ursache davon ist. Wird die Form des Fruchthalters bald verbessert (durch die Seitenlage), so kann man die Operation noch unternehmen. 4) Das Ende der zweyten Geburtszeit, die rechte Periode zur Operation, muss eingetreten seyn. 5) Es darf keine Anzeige vorhanden seyn, die Geburt zu beschleunigen. 6) Das zweyte Zwillingskind erfordert, mit Ausnahme von Nr. 1 und 5, alle diese Rücksichten nicht. 7) Bey allen Lagen der Frucht, wo man Vorfall der Nabelschnur zu fürchten hat, oder diese der vorliegende Theil ist, vermeide man diese Operation; man müsste denn die Schlinge der vorgefallenen Nabelschnur mit der operirenden Hand zurückführen, was aber immer ein gewagtes Unternehmen bleiben würde! — Bey *d'Outrepont's* Methode empfiehlt der Vf. mit Recht die grösste Vorsicht; er wendet sie nur an, wenn wenig oder gar kein Fruchtwasser (was ja aber gegen Nr. 1. spricht) da ist. Gewöhnlich führt er die Hand, gleich nach dem Blasensprunge, über den Hinterkopf und Nakken der Frucht, und fixirt, in einer sanft zurückziehenden Bewegung, den Kopf auf der obern Beckenöffnung, bis der sich contrahirende Fruchthälter diess Geschäft übernimmt. Dass der Vf. sehr glücklich operire, beweist, dass von 15 Fällen 14 Kinder lebend geboren wurden, und nur eins todt, was

was jedoch Zeichen eines frühern Ablebens an sich trug. Ein S. 79 mitgetheilter Fall zeigt, dass bey mäsiger Beckenbeschränkung, die überhaupt die Wendung zuläst, die Wendung auf den Kopf der auf die Füsse vorzuziehen sey! — 3) *Die Wendung durch äussere Handgriffe nach Wigand.* Eine zweckmässige Seitenlage der Kreisenden, verbunden mit den etwa erforderlichen innern Mitteln und sanften Reibungen des Gebärmuttergrundes, wirkt nach dem Vf. besser, als das von *W.* so sehr empfohlne Streichen und Drücken gegen den vorausgehenden Kindestheil an der Bauchwand. — 4) *Die Selbstwendung.* Der Vf. unterscheidet die Selbstwendung vor dem Wassersprunge von der nach dem Wassersprunge. Jene soll häufiger vorkommen, als man gewöhnlich glaubt, und am häufigsten auf den Kopf, diese aber am häufigsten auf den Steiss geschehen. Diese fördert nur todte Kinder zur Welt. Armlagen begünstigen die Selbstwendung am meisten. Die dritte Art der Selbstwendung ist, streng genommen, keine, sondern eigentlich nichts anders, als eine gewaltsame Entwickelung des ganzen Kindeskörpers, nach den nämlichen Gesetzen, nach welchen die einzelnen Theile der Frucht bey dem Austritt aus dem Bekken entwickelt werden. Ohne den mindesten Anschein, dass eine Selbstwendung eintreten werde, hält es der Vf. mit vollem Rechte für unpassend, auf dieselbe warten zu wollen, denn der üble Ausgang wird nie ausbleiben. Die mitgetheilten Fälle von Selbstwendung sind sehr interessant, vorzüglich aber der S. 94 erzählte, wo der Vf. nach bestimmter Anzeige die Selbstwendung abwartete. — Ueber den Vorschlag des Dr. *Betschler*, die Wendung auf den Steiss betreffend, äussert sich der Vf. am Ende dieser sehr lehrreichen Abhandlung mit wenigen Worten beyfällig.

II. *Beyträge zur Lehre von der Perforation des Kopfes bey der Geburt.* Der Vf. zieht hier besonders gegen *Wigand's* Ansicht, die Perforation bey jeder erkannten Verengerung des Beckens auch bey lebendem Kinde im Anfange der Geburtsarbeit vorzunehmen, und die Ausschliessung der Natur zu überlassen, mit Glück zu Felde. Er findet *W's.* Verfahren nur dann angezeigt, wenn bey einem Becken, welches offenbar zu enge zum Durchgange des Kopfes ist, jedoch noch über $1\frac{1}{2}$ Zoll in der *Conjugata* hält, offenbare Zeichen des Todes der Frucht vorhanden sind. Er hält die Perforation übrigens für eine Operation, welche nie und durch kein anderes geburtshülfliches Handeln entbehrlich gemacht werden kann, welche aber erst dann verrichtet werden darf, wenn die Erhaltung der Mutter *und* der Frucht als unmöglich erkannt worden ist, und nun die Anzeige eintritt, wenigstens das Leben der erstern zu erhalten, indem man sie auf eine möglichst wenig verletzende Weise entbindet. Bey einer Erstgebärenden, wo eine solche Beckenenge erkannt ist, welche den Kaiserschnitt nicht mehr zulässt, und bey Mehrgebärenden, wo man früher zur Entbindung durch Perforation gezwungen war, wo aber die Anzeige dazu bey einer folgenden Schwangerschaft nicht recht bestimmt und klar ist, empfiehlt der Vf. mit Recht, erst Versuche mit der Zange zu machen. Diese Versuche soll man überhaupt so lange fortsetzen, als man es, ohne eine gefährliche Vulneration der Mutter zu bewirken, thun kann, dann aber sofort zum Perforatorium greifen, selbst wenn das Kind noch lebt. — In einer ausgebreiteten, 14jährigen geburtshülflichen Praxis und einer 4jährigen geburtshülflichen Professur an einer nicht unbedeutenden akademischen Entbindungsanstalt beobachtete der Vf. nur vier (S. 136 erzählte) Perforationsfälle, deren Zahl schon von selbst ausspricht, dass die Anwendung der Perforation nicht so häufig seyn könne, wie sie *Wigand* angiebt.

III. *Beschreibung von zwey Fällen der Kaisergeburt bey Osteomalacie.* (Einen ähnlichen Fall theilt der Vf. in der Gemeinsamen Deutschen Zeitschrift für Geburtskunde, Bd. I. S. 115 mit.) Diese Fälle hier, wenn auch nur im Auszuge, mitzutheilen, würde uns zu weit führen; wir begnügen uns daher, nur Folgendes darüber auszuheben: Der Gegenstand der *ersten* Operation starb am dritten Tage nach derselben. Es wurde der Diagonalschnitt nach *Stein* d. J. gemacht, der den bedeutenden Vortheil ergab, dass er zu einer beliebigen Länge ausgedehnt werden konnte, und dass er, besonders in dem vorliegenden Falle, ohne die Höhe des Nabels zu überschreiten, eine Länge von sechs Zollen erreichen konnte, während der Nabel hier abnormer Weise kaum vier Zoll über der Schaambeinvereinigung stand. Ferner ergab sich, dass die Bauchwunde beynahe gar keinen Blutverlust veranlasste. Die schnelle und feste organische Verklebung der Bauchwunde sprach auch sehr zu Gunsten des Diagonalschnittes; die Urinblase blieb ganz ausserhalb der Operationssphäre, und der Sitz der *Placenta* wurde gänzlich vermieden. Der Hauptzweck der Angabe des Diagonalschnitts war dem Vf. die gleichmässige Contraction des *Uterus* durch Verhütung der Trennung nur gleichlaufender Fibern des Fruchthälters, wie bey dem Längen - oder Querschnitt, um die Folgen des Drucks der Gedärme von oben, das Auseinanderspreitzen der Wunde zu verhüten. (So viel auch wir wissen, ist dieser Fall erst der zweyte, während der des Erfinders der erste war, in welchem der Diagonalschnitt gemacht wurde. Dass beide Fälle unglücklich endeten, kann kein Einwurf gegen die Methode seyn!) — Bey der zweyten Kreisenden, die am 30sten Tage nach der Operation starb, wurde der Schnitt in der weissen Linie gemacht, weil sich die Stimmenmehrheit der zu der Operation zusammengetretenen Aerzte dafür aussprach. Dass aber diese Methode gerade in dem gegebenen Falle gar nicht passte, beweist der Vf. deutlich durch die Zufälle während und nach der Ope-

Operation, auf die wir uns hier jedoch nicht näher einlassen können. — Im ersten Falle war das Becken mässig verbogen, seine Knochenmasse aber mürbe, zerreiblich und selbst Spuren anfangender Knochenbrüche waren vorhanden; der Körper der Frau war nicht verkrümmt. Im zweyten Falle dagegen war grosse Biegsamkeit der sämmtlichen Knochen ohne Zerbrechlichkeit eingetreten, so dass nicht allein das Becken, sondern alle Knochen des Rumpfs äusserst verbogen waren; ausgenommen von der Verbiegung waren der Kopf mit den Zähnen und die Knochen der Extremitäten. — Die Osteomalacie ist, nach dem Vf., eine nur dem weiblichen Geschlechte eigenthümliche Krankheit, die in einer wirklichen Rückbildung des Knochensystems zu bestehen scheint, und die nie ganz geheilt wird, sondern bis zum Tode der Kranken zunimmt!

IV. *Zweyter Jahresbericht über die Entbindungsanstalt zu Marburg* (den dritten findet man in der Gemeins. Deutschen Zeitschrift für Geburtskunde, Bd. I. S. 187.). Die auch in diesem Jahresbericht niedergelegten Geburtsgeschichten liefern für die Wissenschaft eine reiche Ausbeute; wir empfehlen sie Jedem zum Nachlesen, und ziehen nur einige wenige Momente, die uns besonders wichtig erschienen, aus. — Der künstliche Wassersprung ist ein vortreffliches Mittel gegen Gebärmutterblutflüsse kurz vor der Geburt. — In zwey Fällen (die für *v. Klein's* Ansicht sprechen) hatte der Sturz der Kinder auf den Fussboden keine Folgen; im ersten hatte derselbe keine sichtbare Spur an dem Kopfe zurückgelassen, und im zweyten kaum eine Spur an der Kopfbedeckung. Beide Kinder blieben leben. — Bey Wehenschwäche bewies sich der Borax in mehrern Fällen sehr heilsam. — Bey Blutflüssen aus dem Mutterhalse leistete der Tampon dem Vf. zwar gute Dienste, doch fand er, dass die Hand des Geburtshelfers sicherer wirke, wenn man sie zuerst als allgemeines Reizmittel anwendet, um Contraction des Mutterhalses hervorzubringen, dann aber sie sanft an die das Blut ergiessende Fläche andrückt, und so mechanisch die Blutung stillt; nur darf man die Hand nicht zu schnell zurückziehen, weil sonst die Blutung sich erneuert. — Nie sah der Vf., selbst nach der kräftigsten Zangenanwendung, eine Frau sterben, so dass die Todesursache auf die Zangenanwendung fallen konnte!

Auf den drey Kupfertafeln finden wir die Abbildungen der beiden Becken von den nach der Kaisergeburt gestorbenen beiden Frauen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Neustadt a. d. Orla, in Comm. b. Wagner: *Predigten* von *J. A. Gottfr. Wolterstorff*, Dr. der Philos. und Diakonus zu St. Marien in Salzwedel. 1828. 118 S. 8. (12 Gr.)

Diese Vorträge wurden bey Gelegenheit der funfzigjährigen Amtsjubelfeyer des würdigen Vaters des Vfs. als ein Zeichen kindlicher Liebe und Dankbarkeit in den Druck gegeben und zeugen von rühmlichem Streben, wahre Erbauung in der Gemeinde zu fördern. Homiletische Musterstücke sind es nicht, und die Anordnung sowohl, als die Ausführung haben mancherley Mängel. Die Hauptsätze sind zu wenig neu und sehen einander sehr ähnlich; so sind sie bey drey der sechs hier gelieferten Predigten in Frageform gestellt, und von den übrigen dreyen enthalten *zwey:* Gedanken, die *dritte:* Vorschriften. In Absicht auf die Textbenutzung wäre wohl ein genaueres Eingehen zu wünschen gewesen, doch stehen die biblischen Stellen wenigstens nicht müssig da. Die Rede lässt weder Klarheit noch Wärme vermissen, aber an Tiefe und Schwung fehlt es zuweilen; dem Ausdruck muss man edle Popularität nachrühmen, nur vor einigen allzu gewöhnlichen Bildern möchte zu warnen seyn: z. B. „die Natur wird bald in das kalte Leichentuch gehüllt werden!" Soll Rec. noch einiges Einzelne bemerken, so ist es Folgendes: die *dritte* Predigt über Röm. 1, 16 stellt die Frage auf: Wenn beweiset sich der Glaube an Jesum bey uns vorzüglich segensreich? Rec. erwartete hier eigentlich Angabe der nothwendigen Eigenschaften eines wahrhaft heilsamen und wohlthätig wirkenden Glaubens, und war daher überrascht, die Frage in der Angabe der einzelnen Theile so beantwortet zu sehen: 1) in der Stunde des Zweifels an der Religion; 2) in der Stunde der Versuchung zum Bösen; 3) in der Stunde der Leiden; 4) in der Stunde des Todes. Aber wenn auch die drey letzten Stücke zugegeben werden müssen, der erstere enthält einen Widerspruch in sich selbst. In der Stunde des Zweifels *kann* unmöglich der Glaube wirksam seyn: denn *eben* Zweifel zeugt ja von Abwesenheit des Glaubens. Diess bemerkt man auch in der Ausführung, wo mehr Declamation als gründliche Erörterung der Sache herrscht, und sich Schwanken und Unsicherheit der Begriffe kund thut. Eher hätte der Vf. sagen können: Der Glaube an Jesum wirke segensreich bey den Zweifeln, welche Andere gegen die Religion erheben, denn er lehre dieselben bekämpfen und widerlegen. Die *sechste* Predigt ist eine Antrittspredigt über Col. 1, 25. 28. 29. Der Vf. sagt darin der Gemeinde: „warum er mit Freudigkeit sein Predigtamt antrete." Die für den Hauptsatz gewählte Form bewirkte leider, dass er in der Predigt öfter in der ersten Person reden musste, als selbst in Antrittspredigten gut und zulässig ist. Die Sache hätte sich anders gestellt, wenn der Hauptsatz hiesse: Warum der christliche Prediger sein Amt mit Freudigkeit antreten könne; oder: von den Ursachen der Freudigkiet, mit welchen der christliche Prediger sein Amt antrete! —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

October 1828.

GEBURTSHÜLFE.

Carlsruhe, im Verlag der Müller. Hofbuchh.: *Das Weibliche Becken*, betrachtet in Beziehung auf seine Stellung und die Richtung seiner Höhle, nebst Beyträgen zur Geschichte der Lehre von den Beckenaxen, von *Franz Carl Naegele*, der Philosophie und Medicin Doctor, Grossherzogl. Badischem Geh. Hofrathe, ordentl. öffentl. Prof. der Arzneywissenschaft, Director der Grossherzogl. Entbindungsanstalt zu Heidelberg und mehrerer gel. Gesellschaften Mitgliede. Mit 3 lithographirten Tafeln. 1825. VIII u. 126 S. 4. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Dass die Kenntniss der Stellung des weiblichen Beckens gegen den Stamm und die der Richtung seiner Höhle sowohl in Beziehung auf die Vorstellung von der Art und Weise, wie die Frucht beym Gebären durch die dazu bestimmten Wege hindurch bewegt wird, als auf gewisse Hülfsleistungen bey der Entbindung von Wichtigkeit sey, wie der Vf. in der Vorrede bemerkt, darüber ist unter den Sachverständigen nur *eine* Stimme. Betrachtet man aber die grosse Verschiedenheit der aufgestellten Ansichten, so muss es sehr erwünscht seyn, dass ein Mann, wie der Vf., der dieser Sache eine Reihe von Jahren hindurch besondere Aufmerksamkeit gewidmet, es unternommen hat, in dem vorliegenden Werke das Ergebniss seiner Untersuchungen öffentlich mitzutheilen.

Das Werk zerfällt in *zwey* Abtheilungen. Die *erste* Abtheilung handelt von der Stellung des weiblichen Beckens und der Richtung seiner Höhle; die *zweyte*, ungleich grössere, liefert Beyträge zur Geschichte der Lehre von den Beckenaxen. So genau nun auch beide Abtheilungen unter einander in Zusammenhang stehen, so würde es uns doch zu weit führen, wenn wir dem Vf. in der *zweyten* Schritt vor Schritt folgen wollten; wir werden uns daher nur mit der *ersten* beschäftigen, welche das Resultat der Untersuchungen des Vfs. enthält, und begnügen uns, über jene bloss zu bemerken, dass sie nicht allein in der Hinsicht, dass sie eine vergleichende Berücksichtigung der Ansichten Anderer liefert, höchst interessant und belehrend ist, sondern auch in der, dass sie viele Fehler im Historischen dieses Zweiges aufdeckt und, mitunter freylich etwas hart, rügt. Für die biographischen Nachrichten über *Heinrich van Deventer* und *Jens Bang* sind wir dem Vf. Dank schuldig.

Die Stellung des weiblichen Beckens oder die Neigung der Flächen seiner Aperturen anlangend, bestätigt der Vf. seine frühere Angabe, dass der Winkel, der die nach vorwärts abhängige (denkbare) Fläche des Beckeneingangs mit der Horizontalebene, auf der eine wohlgebaute Person aufrecht steht, oder den ein auf jene Fläche gefällter Perpendikel mit der Verticallinie des Körpers macht, in der Regel zwischen 59 bis 60° anzunehmen sey; sonach, dass das Vorgebirge des Kreuzbeins 3″ 9—10‴ höher stehe, als der obere Rand des Schoossknorpels, und dass eine von diesem Punkte aus durch die Beckenhöhle mit dem Horizont parallel gezogene Linie das Steissbein unweit der Stelle berühre, wo dessen zweyter falscher Wirbel mit dem dritten sich verbindet. Ferner, dass das Mittel der Inclination des sogenannten geraden Durchmessers des Beckenausgangs oder einer vom untern Schoossfugenrande zur Steissbeinspitze gezogenen Linie ein Winkel zwischen 10 und 11° sey; dass die Steissbeinspitze zwischen 7 und 8 Linien höher stehe, als der Scheitel des Schoossbogens und dass, bey übrigens gutem Baue des Beckens und des übrigen Körpers, die Inclination des geraden Durchmessers des Beckenausgangs weit häufiger und in ungleich grösserm Maasse von dem gewöhnlichen Verhältniss abweicht, als die der *Conjugata* des Eingangs. — Um den Stand der Steissbeinspitze und des untern Schoossknorpelrandes gegen den Horizont bey aufrechter Stellung des Körpers zu bestimmen, hat der Vf. an mehr als 800 Subjecten Messungen nach *Röderer's* Vorschrift, die hier in einer Anmerkung auseinandergesetzt wird, angestellt und den Calcul mitgetheilt, auf welchen wir verweisen, so wie auf die Erklärung der hierher gehörigen ersten Tafel.

Richtung der Beckenhöhle. Mittellinie, centrische Linie, Richtungs- oder Directionslinie will der Vf. die Axe der Beckenhöhle genannt wissen. Sie kann nach ihm nur aus einer geraden und einer krummen Linie bestehen. Als gerade ist sie nämlich für den Theil der Beckenhöhle anzusehen, der rückwärts und oben durch die beiden obersten Kreuzwirbel und vorn und unten durch den verhältnissmässigen Theil der gegenüberstehenden Beckenwand begrenzt wird, — als krumm in dem, hinten von den 3 letzten Kreuzwirbeln und vorn von der vordern Beckenwand gebildetem Raume. Die zwey-

zweyte Tafel erläutert diese Ansicht sehr gut. Die dritte liefert den Durchschnitt eines fehlerhaften Beckens. Die bisherigen Versuche und Vorschläge, *im Leben* die Neigung des Beckeneingangs und die Mittellinie der Beckenhöhle durch Berechnungen und Messungen auszumitteln, hält der Vf. mit Recht für misslungen und unanwendbar, und zweifelt selbst, dass Bemühungen der Art je zum Ziele führen möchten. (Der Nutzen solcher mathematischen Darstellungen ist überhaupt für die geburtshülfliche Praxis nicht gross!) — Die Richtung der Mittellinie der Beckenhöhle als einen Kreisbogen anzunehmen und darnach die Anwendung der Kopfzange zu richten, nennt der Vf. sehr wahr eine der nachtheiligsten und darum verwerflichsten Meinungen: denn dass der Kopf durchaus nicht in der Richtung eines Kreisbogens, sondern in gerader Richtung in die Beckenhöhle herabgefördert werden müsse, ergiebt sich aus dem oben über die Richtung der Beckenhöhle Gesagten. — Dass die umgekehrte Inclination des Beckenausgangs ein untrügliches Zeichen verunstalteter Becken sey, hat der Vf. nicht bestätigt gefunden. Eben so wenig stimmen mit seinen Erfahrungen manche Behauptungen über den Einfluss ungewöhnlicher Inclinationsverhältnisse des Beckens auf die Schwangerschaft und den Hergang der Geburt überein; manche jener Angaben scheinen ihm ersonnen und ausgedacht! Nicht selten will er beobachtet haben, dass bey ungewöhnlich geringer Inclination des Beckens das untere Segment des *Uterus* ungewöhnlich hoch stand und der Kopf kaum zu erreichen war; dass hingegen bey bedeutender Inclination des Beckens der Kopf tief und nicht leicht beweglich durch den untern Gebärmutterabschnitt zu fühlen war. Unter beiden Umständen erfolgte die Geburt ohne wesentliche Verschiedenheit hinsichtlich ihres Mechanismus. Als Beweis für das eben Gesagte theilt der Vf. zwey Fälle mit. Er leugnet aber darum keineswegs die Möglichkeit des Einflusses ungewöhnlicher Inclinationsverhältnisse auf den Hergang der Geburt, zumal wenn noch andere ungewöhnliche Umstände zugleich Statt haben; natürlich verfehlt er also auch nicht die Inclination in Bezug auf geburtshülfliche Operationen zu berücksichtigen.

Dr. Dhlff.

PFERDEZUCHT.

München, b. Lindauer: *Naturlehre des Pferdes für alle diejenigen, welche den Organismus dieses Thieres genau kennen lernen wollen*, vorzüglich aber für Cavallerie-Officiere, Stallmeister, Bereiter, Pferdehändler und alle Pferdebesitzer, welche auch Liebhaber und Freunde dieser Thiere sind. Herausgegeben von *S. v. Tennecker*, Königl. Sächs. Major der Cavallerie u. s. w. 1827. (2 Rthlr.)

Das vorliegende Werk enthält eine ziemlich weitläufige Physiologie des Pferdes, indem der durch seine vielen Schriften in diesem Fache rühmlichst bekannte Vf. eine anatomische Beschreibung der wichtigsten Theile des Pferdekörpers giebt, woran sich die Lehre von ihren Functionen im gesunden Zustande, von ihren Krankheiten und den zur Erhaltung der Gesundheit nöthigen Maassregeln anschliesst. Das Buch ist in *fünf und zwanzig* Kapitel eingetheilt, welche Vorträge genannt werden. Die Eintheilung und der Plan des ganzen Werks, dessen sich der Vf. seit mehrern Jahren bey seinen Vorlesungen bedient hat, sind sehr zweckmässig, indem er, vom Allgemeinen ausgehend, die Gesetze entwickelt, welche in der Bildung und dem Leben des thierischen Körpers vorherrschen, und diese sodann auf die einzelnen Theile und ihre Verrichtungen *anwendet*. *Die* einzelnen Abtheilungen sind dagegen *weniger gut* ausgearbeitet, indem das Allgemeine und Besondere nicht gehörig getrennt und weniger folgerecht behandelt ist, wodurch öftere und ermüdende Wiederholungen nöthig werden. Vieles ist nur dem verständlich, der schon physiologische Kenntnisse besitzt, und darum wieder Vieles für einen Solchen überflüssig; der anatomische Theil ist oft sehr gründlich bearbeitet, oft sehr oberflächlich und meistentheils ohne die Ansicht der beschriebenen Theile unverständlich, zuweilen auch fehlerhaft. Deswegen ist das Buch auch mehr zum Leitfaden bey Vorlesungen, als zum Selbststudium brauchbar, für erstere aber zu weitläufig *und* das Einzelne nicht genug getrennt. Zu *bedauern ist* die grosse Menge von sinnentstellenden Druckfehlern, welche besonders in der ersten Hälfte auffallend ist. Wir gehen nun zu dem Einzelnen über, um das so eben ausgesprochne Urtheil zu rechtfertigen.

Der *erste* Vortrag enthält eine kurze Einleitung in die Naturlehre des Pferdes, und handelt von der Uebereinstimmung zwischen den Theilen des Körpers des Pferdes, von der Eintheilung desselben im Allgemeinen, sowohl bloss äusserlich, als auch in anatomischer Hinsicht; endlich von der Schönheit des Pferdes, für welche sich keine Norm angeben *lasse*.

Der *zweyte* Vortrag enthält die Lehre von den Elementartheilen des Pferdes, die aber eben so gut von dem Körper der höhern Thiere im Allgemeinen gilt. Es werden die Begriffe entwickelt von organischem System, Apparat, Organ. Hierauf folgt die Eintheilung der Elementartheile nach ihrer Form, als die Faser-, Blatt- und Kugelform, oder die mechanische Zerlegung; zunächst die chemische Zerlegung des thierischen Körpers, deren Schwierigkeit und Unsicherheit der Vf. kurz nachweist. Nachdem die verschiednen Stoffe aufgezählt worden, die sich *im leb*losen Körper nicht finden und deren charakteristische Kennzeichen angegeben sind, wie des Eyweissstoffs, der Gallerte, des Faserstoffs, Schleims, thierischen Wassers, Fettes, Osmazoms und der Milchsäure, macht die Angabe der einfachen, im thierischen Körper enthaltenen Bestandtheile den Beschluss, welche aber wohl früher hätten aufgeführt werden sollen, wo von der chemischen Analyse überhaupt die Rede war. — Von den Lebensäusserungen überhaupt, von der Erregbarkeit, der Action und Reaction und dem darauf begründeten Begriff von Thätigkeit, Verrichtung oder Fun-

Function einzelner Theile und Systeme handelt der *dritte* Vortrag nur sehr kurz und oberflächlich.

Der *vierte* Vortrag umfasst die Lehre von dem Knochensystem, wo zuerst von der Eintheilung der Knochen im Allgemeinen nach ihren Hauptformen gehandelt wird, und von den verschiednen Substanzen derselben. Hierauf folgt eine umfassende Beschreibung der verschiedenen Verbindungsweisen der Knochen untereinander, wo die Lehre von den Gelenken im Allgemeinen sowohl wie im Besondern, und den dazu nöthigen Bändern, Knorpeln u. s. w. ausführlich abgehandelt wird, wobey auch noch die an den Knochen und Gelenken vorkommenden Krankheiten erwähnt werden. Bey den letztern vermissen wir da, wo der Vf. von den Verrenkungen aus innern Ursachen spricht, die Angabe der Ausfüllung der Gelenkhöhle. Nachdem die durch das fortschreitende Alter bedingten Veränderungen der Knochen und Knorpel durchgegangen worden und noch Einiges von dem Nutzen der Knochen im Allgemeinen hinzugefügt ist, geht der Vf. zu den Zähnen und ihrer Eintheilung im Allgemeinen und Besondern über. Sehr genau beschreibt er die verschiedenen Zähne, die Substanzen, aus denen sie bestehen, und die mannichfachen Veränderungen, denen sie nach dem Alter und nach der Verschiedenheit der Lebensart unterworfen sind. Hier wiederholt sich der Vf. sehr oft, indem er mehrere Male ganz Dasselbe mit wenig verschiednen Worten sagt, wie z. B. S. 54, wo die Veränderung des Hakenzahns dreymal beschrieben wird. Auch kann Rec. nicht umhin, hier die Undeutlichkeit zu rügen, mit welcher der Vf. Manches ausgedrückt hat, wie z. B. S. 58, wo es bey der Beschreibung der Wurzel des Backzahns heisst: „Sie (die Wurzel) ist von dem Halse an beynahe von einer Stärke und *ungetheilt bis an das Ende,* an welchem sie sich in zwey, drey und vier Zweige *theilt und endigt.*" So auch S. 59: „Im hohen Alter des Pferdes ist aber die Nachschiebung des Zahns, die Herausrückung der Wurzel aus ihrer Zelle — — — so weit geschehen, dass öfter *die jetzt ganz verschwundne Wurzel* nur noch den Hals und die Krone ausmacht und die kleinen Zweige und Zapfen derselben nur noch allein vorhanden sind" u. s. w. Wenn keine Wurzel mehr vorhanden ist, so kann diese auch nicht den Hals und die Krone ausmachen, und es scheint, als ob der Vf. die kleinern Zweige und Zapfen der Wurzel nicht für Theile derselben anerkennen will. Dergleichen Fehler gegen den Ausdruck kommen in diesem Kapitel noch mehrere vor, auch die andern Abschnitte sind nicht frey davon: die eben angeführten sollen nur als Beyspiele dienen. Nachdem der Vf. die Schädlichkeit des sogenannten Maulräumens mancher Schmiede, um die Wolfszähne, deren Unschädlichkeit er zeigt, fortzuschaffen, dargethan, folgt eine genaue Beschreibung der Veränderungen, die in den verschiedenen Altern an den Zähnen vorgehen, mit ausführlicher Angabe der Ursachen, welche diese Veränderungen bewirken, deren Verschiedenheit dargethan wird, woraus sich ergiebt, dass auch ihre Wirkungen verschieden seyn müssen, weshalb der Zahn ein viel unsichereres Kennzeichen des Alters darbietet, als man gewöhnlich glaubt. Den Beschluss dieser Abtheilung macht eine oberflächliche Aufzählung der übrigen Knochen des Gerippes, wobey Rec. Mancherley zu erinnern findet. So wird das Felsenbein, das der Vf. das steinige Bein nennt, als ein besondrer Knochen aufgezählt, da er doch nur ein Theil des Schläfenbeins ist, wenn auch im Embryo und vielleicht in den ersten Lebensmonaten getrennt. Ebenso führt der Vf. das *Sichelbein* auf, worunter er, wie aus dem 11ten Kapitel erhellt, den Sichelfortsatz des Stirnbeins (*spina frontalis*) versteht, der bey dem Füllen nur bis zum Ende des ersten Jahrs ein getrennter Knochen ist. Den Hinterkiefer, oder eigentlich den Unterkiefer nennt er auch den Hinterkopf, unter dem man doch auch bey Thieren das *Os occipitis* versteht, das hier „Oberhauptbein" heisst. Unter die gepaarten Beine wird auch *das Stirnbein* gezählt, da es doch in der Regel nur beym Füllen, oder bis zum siebenten Jahre durch die *Sutura frontalis* in zwey gleiche Theile getheilt wird, was wenigstens hätte bemerkt werden sollen. So hätte auch hier *das runde Beinchen des Sylvius* nur als ein Fortsatz des Ambos, und nur ausnahmsweise getrennt, angeführt werden sollen, was erst im 13ten Kapitel geschieht.

Im *fünften* Vortrage handelt der Vf. *vom Zellgewebe, Zellstoff, Schleimgewebe und Thierstoff.* Diese vier Namen bezeichnen dieselbe Substanz; die ersten drey Namen werden für unpassend erklärt, und der Name *Thierstoff* für angemessener. Ganz falsch ist es, wenn es heisst: „Indessen ist das sogenannte Zellgewebe im lebenden Thiere eine zähe, halbflüssige, *ganz formlose Masse,* die nur nach dem Tode durch den Verlust ihrer Flüssigkeit ein festeres Ansehen gewinnt, und in welcher man nur auf künstlichem Wege die Fäden (z. B. durch Zerrung) und Blättchen (durch Gefrieren und Lufteinblasen) erzeugt." Offenbar herrscht in dem Zellgewebe die Blattform vor, wie wir am deutlichsten in den Muskeln und in dem Glaskörper des Auges sehen. Es ist das grosse Medium, sagt der berühmte *Blumenbach,* zwischen dem Blut- und dem lymphatischen System; das erste duftet beständig Feuchtigkeit in's Schleimgewebe aus, was die lymphatischen Gefässe wieder einsaugen; geschieht das Einsaugen nicht, so entsteht wässerige Geschwulst. Von dem im Zellgewebe angesammelten Fett sagt der Vf.: „es scheint dem Körper wenig zu nutzen, so lange er sich wohl befindet, und ist vielmehr als ein Ueberschuss der Ernährung anzusehen." Er bedenkt aber nicht, dass sein Hauptnutzen darin besteht, die festen Theile schlüpfrig zu machen und dadurch die Bewegung zu erleichtern; es stumpft die Empfindlichkeit mehr ab und hält die thierische Wärme mehr zusammen. Das Mark in den Knochen, eine Modification des Fettes, dient offenbar dazu, die Knochenmasse zäher und weniger zerbrechlich zu machen.

In

In dem *sechsten* Vortrage, von dem Muskelsystem, vermisst Rec. Mehreres, wie z. B. eine genauere Beschreibung des Hautmuskels, die Erwähnung des Zwerchfells, des verschiedenen Nutzens der Ringmuskeln u. a. m. Einen falschen Begriff giebt es auch, wenn es heisst: „Nur einige Muskeln sind vollständige Hautmuskeln, so dass sie an keine Knochen befestigt sind, wie z. B. der allgemeine Hautmuskel." Danach sollte man glauben, dass ausser den Hautmuskeln alle andern an Knochen befestigt wären, da wir doch nur an die Muskeln des Darmkanals und den Ringmuskel des Mauls erinnern wollen.

Der *siebente* Vortrag umfasst die Lehre von den Stellungen und den Bewegungen des Pferdes. Nachdem der Vf. von dem Stillstehen gehandelt und gezeigt hat, wie nachtheilig und ermüdend allzu langes Stehen für das Pferd seyn muss, geht er zu den verschiednen Bewegungen über, als dem Schritt, Pass, Trab (nicht Trapp, wie hier geschrieben wird), dem Gallop und seinen verschiedenen Arten. Von dem Trabe heisst es: er komme mit dem Mechanismus der Bewegung im Schritte überein, nur unterscheide er sich davon durch die grössere Schnelligkeit, indem man auch vier Zeiträume im Aufheben und Niedersetzen der Füsse unterscheide. Rec. kann nicht glauben, dass dieses wirklich die Meinung des Vfs. sey, da im Trabe doch die beiden entgegengesetzten Schenkel zugleich aufgehoben und niedergesetzt werden, wodurch also nur zwey Tempo in diesem Gange zu unterscheiden sind. Was hier von dem Bocken der Pferde, besonders der jungen Wildfänge erzählt wird, ist interessant. Wenn es aber vom Schwimmen heisst, es werde magern Pferden leichter als fetten, weil die in der Wildniss aufgewachsenen magern Pferde besser und leichter schwimmen, als die im Stalle aufgezogenen und gemästeten, so können wir dem nicht beystimmen, da wohl nur die Uebung, die jene wilden Pferde von Geburt an hatten, es ihnen so leicht macht, während die darin nicht geübten, im Stalle aufgewachsenen Pferde im Wasser ängstlich werden und sich darum so ungeschickt geberden, dass sie leicht untergehen. Es ist ja auch hinlänglich bekannt, dass ein fetter Thierkörper specifisch leichter ist, als ein magerer.

In dem *achten* Vortrage, von dem Blute und den Gefässen, sagt der Vf.: die Hufe, die Oberhaut und der Schmelz der Zähne hörten auf lebendig zu seyn, so wie sie gebildet sind; aber sie wachsen doch, und es findet in ihnen, vermittelst des Capillargefässsystems, ein beständiger Austausch der Materie Statt. Es stirbt zwar immer ein Theil davon ab, dieses ist aber in gewissem Grade durch den ganzen thierischen Körper der Fall, nur in keinem so sichtbar, wie in diesem. Nicht deutlich und bestimmt genug ist die Beschreibung des kleinen Kreislaufs, indem das Verhalten der Lungen dabey eben nur erwähnt wird. Nachdem hierauf von dem Verhalten des Bluts, hauptsächlich des arteriellen, bey der Ernährung gesprochen und nur kurz die absondernden Drüsen und die Secretion selbst erwähnt worden, folgt eine Beschreibung des Baues der Venen und ihres Verhaltens bey dem Kreislaufe und der Blutbereitung, der sich, sehr passend, die Beschreibung des Baues und der Verrichtung der Lymphgefässe und der durch sie gebildeten Drüsen anreiht. Den Beschluss dieser Abtheilung macht eine Uebersicht über den Blutumlauf im Allgemeinen. Hieran schliesst sich der *neunte* Vortrag, der eine ziemlich ausführliche Beschreibung der grössern Gefässstämme, zuerst der Arterien, alsdann der Venen enthält. Hier, wie an vielen andern Stellen, ist Rec. wieder die so oft unverständliche Verdeutschung der anatomischen Namen aufgefallen, wie z. B. *Verstopfungsschlagader* und *Verstopfungsvene* für *Arteria* und *Vena obturatoria*, da *Foramen obturatum* mit *Verstopfungsloch* übersetzt wird, da es doch besser *das verschlossene* oder *das eyförmige Loch, Foramen ovale* genannt wird.

Der *zehnte* Vortrag enthält eine weitläufige, jedoch nicht ganz klar geordnete Beschreibung des Nervensystems im Allgemeinen. Vom Gehirn wird nur sehr oberflächlich gehandelt und seine anatomische Beschreibung nur eben berührt. Es wird nur kurz angegeben, dass es in mehrere häutige Hüllen eingeschlossen ist, während diese bey dem Rückenmark *einzeln* aufgeführt werden, so dass man glauben könnte, diese Häute seyen bey beiden Theilen ganz verschieden. Erst im folgenden Kap., wo das Gehirn genauer beschrieben wird, worauf aber doch hätte verwiesen werden sollen, werden auch die Hirnhäute einzeln aufgeführt. Von der Spinnewebenhaut heisst es: sie bilde eine doppelte Lage, indem sie die harte Hirnhaut von innen und die weiche von aussen bekleide; dieses thäte denn jede Membran, die zwischen zwey Theilen läge. Auch ist es zu bestimmt abgesprochen, wenn es heisst, diese Haut sey ohne Gefässe, da *Mascagni* Saugadern *in dieser* Haut angefüllt haben will, auch *Sömmerring in ihr* Gefässe mit Quecksilber injicirt zu haben glaubt, ohne jedoch geradezu behaupten zu wollen, dass diese zu der Haut selbst gehörten. Der willkürlichen und unwillkürlichen Bewegung, so des Einflusses der verschiedenen Nerven darauf, wird nur bloss Erwähnung gethan, und dieses Wenige ist auch nicht klar und deutlich genug. Im nächsten Kapitel folgt eine ausführliche Beschreibung des Gehirns, wo die *Gyri cerebri, Hirnwendungen* (wohl ein Druckfehler statt *Hirnwindungen*) genannt werden. Nach der Beschreibung des kleinen Gehirns und des verlängerten Marks folgt noch die Aufzählung der zwölf Paar Gehirnnerven. Wenn es am Schlusse heisst: mit Ausnahme des herumschweifenden Nerven und des Beynerven vertheilen sich die übrigen Gehirnnerven am Kopfe zu den Sinneswerkzeugen, so ist dieses falsch, indem wir nur an den *Nervus trigeminus* erinnern wollen, dessen Aeste so viele Muskeln am Kopfe versehen.

(*Der Beschluss folgt.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1828.

PFERDEZUCHT.

München, b. Lindauer: *Naturlehre des Pferdes für alle diejenigen, welche den Organismus dieses Thieres genau kennen lernen wollen* — — herausgegeben von *S. v. Tennecker* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der *zwölfte* Vortrag enthält eine ziemlich ausführliche Beschreibung des Auges, wo wir, bey der Aufzählung der, die Augenhöhle bildenden Knochen, die *Pars orbitalis* des Gaumenbeins und die *Pars papiracea* des Siebbeins vermissen. Die Augenwimpern werden beschrieben, aber nicht benannt. Auch ist es falsch ausgedrückt, wenn es heisst, der Muskel, der das obere Augenlied öffnet, entspringe aus dem Boden der Augenhöhle, da er auf der obern Wand der Augenhöhle, nahe am *Foramen opticum*, seinen Ursprung nimmt, weshalb es heissen könnte, er entspringe im Grunde der Augenhöhle. Ganz falsch ist es, wenn die Meibomischen Drüsen dem obern Augenliede allein zugeschrieben werden, da sie sich auch im untern finden. Bey der weissen Hornhaut (der *Sclerotica*) hätte auch erwähnt werden müssen, dass ihre vordere Fläche von der Bindehaut überzogen ist, wenn dieses gleich schon bey der Beschreibung der Bindehaut geschehen ist. Die durchsichtige Hornhaut und ihre Verbindungsweise mit der undurchsichtigen hätten wohl eine nähere Beschreibung verdient. Nachdem die übrigen Theile des Auges und ihre Verrichtungen, so weit wir sie kennen, durchgegangen sind, folgt eine Uebersicht der Krankheiten des Pferdeauges, wobey wir nur erinnern wollen, dass Wassersucht des Auges nicht *Staphyloma* heisst, sondern *Hydrophthalmus*, und dass das *Staphyloma totale pellucidum*, ein sehr uneigentlicher, das Wesen der Krankheit wenig bezeichnender Name, erst durch jene Krankheit hervorgebracht wird. Den Beschluss dieses Kapitels machen einige Regeln bey der Prüfung des Pferdeauges.

Der *dreyzehnte* Vortrag umfasst die Gehörwerkzeuge, ihre Verrichtungen und ihre hauptsächlichsten Krankheiten. Hier haben wir zu erinnern, dass der Vf. irrt, wenn er unter den Muskeln des innern Ohres den Erschlaffer des Trommelfelles (*Laxator tympani*) für einen beständigen Muskel erklärt und ihn wahrscheinlich mit dem *M. mallei obliquus* oder *externus* verwechselt, welcher sich immer vorfindet, während jener öfters fehlt. Auch ist es undeutlich ausgedrückt, wenn von den Gängen des Labyrinths gesagt wird: es sind diese Gänge von einer überall geschlossenen Haut *ausgefüllt*, da es heissen sollte, *in diesen Gängen liegen häutige Kanäle*. Falsch ist es auch, wenn behauptet wird, der Vorhof stehe in keiner Verbindung mit der Trommelhöhle, da sich das eyförmige Fenster in ihn öffnet.

Das folgende Kapitel handelt von den Geruchswerkzeugen, ihren Verrichtungen und ihren Krankheiten. Die Beschreibung dieser Theile ist ziemlich oberflächlich, die ihrer Functionen aber ziemlich weitläuftig und enthält mehrere sehr scharfsinnige Bemerkungen. An dieses Kapitel schliesst sich der *funfzehnte* Vortrag über die Geschmacksorgane an, mit einer weniger ausführlichen Beschreibung dieser Theile, ihrer Functionen und ihrer Krankheiten. In dem *sechszehnten* Vortrage, über die Stimme und das Geberdenspiel, vermissen wir eine genauere physiologische Beschreibung der Stimmwerkzeuge, welche von denen des Menschen doch sehr verschieden sind. Was der Vf. über das Geberdenspiel des Pferdes in Krankheiten sagt, ist recht interessant, aber für den, der nicht Praktiker ist, wenig verständlich.

In dem *siebzehnten* Abschnitte, von der Haut und dem allgemeinen Gefühlssinn, sagt der Vf.: die Lederhaut werde nie wahrhaft neu gebildet, was er daraus folgert, dass Wunden derselben Narben machen. Er scheint dieses nicht blos von der Narbenbildung zu verstehen, sondern auch von dem beständigen Austausch der Materie, indem er von der Oberhaut noch besonders sagt: „sie erneuere sich während des ganzen Lebens" ein Process, der im ganzen Thierkörper während des ganzen Lebens, mit den nöthigen Modificationen, ununterbrochen fortgeht. Die Narbe wird aber nicht blos durch Zusammenziehung gebildet, sondern auch durch die sich auf der Granulation erzeugenden Haut, die anfangs freylich von der übrigen Haut sehr verschieden ist, aber früher oder später ihr immer ähnlicher wird, was wir aus dem allmähligen Verschwinden der Narbe in der ungefärbten Haut sehen. Der Vf. leugnet die Poren der Oberhaut, indem er annimmt, dass sie sich um die Wurzeln der Haare herum, in sehr enge und verhältnissmässig tiefe Höhlungen, fortsetze und diese umkleide, da die Haare doch von feinen Gefässendchen ernährt und

und mit Nervenfädchen versehen werden, daher doch auf jeden Fall die Oberhaut von diesen Nerven und Gefäsen durchbohrt werden müsste, wenn diese nicht ganz unabhängig von dem Centrum der Ernährung und dem des Gefühls in ihren Höhlungen bestehen sollen. Der Hauptgrund, den er für seine Meinung anführt, ist der, dass die Oberhaut das Quecksilber nicht durchlasse; auch sagt er, die Einsaugung und Ausdünstung der *Epidermis* berechtige uns noch nicht, auf Oeffnungen in ihr zu schliessen. Auch die Haare erklärt der Vf. für Hornmasse; wenn er aber sagt, dass die *sogenannte* (?) Haarzwiebel *nicht* mit einzelnen Fasern in der Haut wurzele, so verweisen wir ihn nur auf *Leuwenhoek's*, *Ledermüller's* und *Winslow's* genauere Untersuchungen. Nachdem von der Function der Haut, als der Aushauchung und Einsaugung, gehandelt worden, beschliessen dieses Kapitel einige Betrachtungen über den Gefühls- und Tast-Sinn.

Die folgende Abtheilung enthält eine weitläuftige Beschreibung des Hufes, seiner hornigen und fleischigen Theile, Gefäse, Nerven, Muskeln, Bänder, Knochen und Korpel, die aber ohne gute Präparate oder wenigstens getreue Abbildungen, nicht verständlich ist. Der Vf. sagt S. 331: „Der Huf gehört im Gegentheil eben so gut zu *den belebten Waffen*, wie alle übrigen Theile des thierischen Körpers." Wenn auch der Huf die Hauptwaffe des Pferdes ist, so sind doch die übrigen Theile seines Körpers nicht alle Waffen. Den Beschluss macht eine kurze Aufzählung der Fehler des Hufes und seiner Krankheiten.

Der *neunzehnte* Vortrag umfasst die Beschreibung sämmtlicher Verdauungsorgane, die mit der der weichen Theile des Maules und des Schlundkopfes mit ihren Verrichtungen beginnt. Hieran reiht sich die Beschreibung des Schlundes, worauf der Vf. die des Zwerchfelles und der Bauchhöhle mit ihren Muskeln und deren Verrichtungen, so wie eine allgemeine Uebersicht der darin enthaltenen Theile, folgen lässt, unter denen wir die Bauchspeicheldrüse vermissen. Zunächst folgen nun die Beschreibungen der einzelnen, zum Verdauungsgeschäft gehörigen, Theile und ihrer Functionen. Zuerst die des Magens, wo der Vf. zweifelhaft ist, ob er den Magensaft als blossen Schleim oder eine, besonders modificirte, schleimige Flüssigkeit ansehen soll. Diesem schliessen sich die Betrachtungen der dünnen und dicken Gedärme an. Bey der Beschreibung des Mastdarms ist uns aufgefallen, dass demselben die Bandstreifen zugelegt werden, welche nur den andern Theilen des Dickdarms eigenthümlich sind. Zwar findet man an ihm auch eine Spur der Bandstreifen, sie sind aber wesentlich von denen der übrigen Gedärme verschieden, und dienen nur zur Befestigung des Gekröses. Nachdem die Leber sehr ausführlich beschrieben, wo uns nur aufgefallen ist, dass sie so unbedingt für eine Drüse erklärt wird, und von ihren Verrichtungen gehandelt worden ist, beschliesst eine Beschreibung der Bauchspeicheldrüse und der Milz dieses Kapitel. Hieran schliesst sich der folgende Vortrag, welcher die Lehre von der Verdauung und der Ernährung umfasst, und hauptsächlich die Regeln enthält, welche bey der Reichung des Futters und des Getränkes, der Erfahrung gemäss, zu beobachten sind. Er beginnt mit einer Erklärung des Hungers, die darauf hinauskommt, dass er eine, durch das Bedürfniss nach Nahrung erzeugte Veränderung des Gemeingefühls ist, welche durch das Ausbleiben des normalen Reizes, für den die Magennerven besonders organisirt sind, erzeugt wird. Wenn der Vf. aber allgemeine Schwäche, Abmagerung u. s. w. zu den Folgen *des Hungers* zählt, so ist dieses offenbar falsch, denn es ist die Folge des Mangels an Ernährung, der auch ohne Hunger eintreten kann. Was von der, bey uns üblichen, Verschwendung des Futters gesagt wird, ist sehr gut, und es ist zu wünschen, dass es beherzigt werde, so wie die hierauf folgenden Lehren von den Futterstoffen und ihren Eigenschaften, und die, bey der Fütterung zu beobachtenden Regeln.

Der *einundzwanzigste* Vortrag enthält eine ziemlich ausführliche Beschreibung der Athmungswerkzeuge vor und nach der Geburt, ihrer Verrichtungen, der in ihnen dabey vorgehenden Veränderungen und der ihnen eigenthümlichen Krankheiten. Verhältnissmässig ist wohl zu wenig von dem Brustfell gesagt und der Art und Weise, wie es die Lungen und die innere Brusthöhle überzieht. Wenn der Vf. sagt, dass das Brustfell *drey* Räume bilde, so ist dieses unrichtig; denn der, den er den untern nennt, und der den mittlern Lungenlappen enthalten soll, kann nicht für einen Raum gelten, der durch das Brustfell auf gleiche Weise gebildet wird, wie das obere und untere (vordere und hintere) *Cavum mediastini*, da diese Räume durch das Brustfell von der Lunge vollkommen getrennt sind. Wo gesagt wird: „Das Athemholen währt vom Anfange bis zum letzten Momente des Lebens" möchten wir lieber sagen: „Vom Anfange bis zum letzten Momente des *selbstständigen* Lebens," da das Thier schon vor der Geburt, also ehe es athmet, lebt.

Nachdem im *zweyundzwanzigsten* Vortrage die Urinwerkzeuge beschrieben, ihre Functionen abgehandelt und einige Worte von der, bey Pferden seltenen, Steinbildung gesagt worden sind, geht der Vf. zu dem Zeugungsgeschäft über, indem er *in drey* Kapiteln von den Zeugungsorganen des Hengstes und der Stute und ihren Verrichtungen handelt. Den *Beschluss* machen einige Betrachtungen über die Zwitterbildung und den Einfluss des Wallachens auf das Pferd. Dieser letzte Theil des Werkes ist weit kürzer gefasst, als die vorhergehenden, besonders ist die Physiologie der dahin gehörigen Organe viel weniger ausgeführt.

ΦΙΙ.

RECHTS-

RECHTSGELAHRTHEIT.

Landshut, b. Krüll: *Anleitung zur Vertheidigungskunst im deutschen Criminalprocesse*, und in dem auf Oeffentlichkeit und Geschwornengerichte gebauten Strafverfahren, mit Beyspielen von Dr. *C. J. A. Mittermaier*, Geheimenrathe und Prof. d. Rechte zu Heidelberg. *Dritte* durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. 1828. IX u. 344 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Die *erste* Ausgabe dieses für Defensoren überaus nützlichen Werks erschien bekanntlich 1813, die *zweyte*, auch das öffentliche Verfahren berücksichtigende, 1819; beide sind bereits in diesen Blättern beurtheilt, so dass nur diejenigen Verbesserungen erwähnt zu werden brauchen, wodurch sich die vorliegende *dritte* Ausgabe von den frühern auszeichnet. Neu hinzugekommen ist die Darstellung der geschichtlichen Entwickelung des Rechtsinstituts der Vertheidigung, und der Forderungen, welche in Bezug auf dasselbe an die Criminalgesetzgebung gemacht werden können, beides in der Absicht, die Vertheidigung der Angeklagten im Strafprocesse selbst auf feste Grundsätze zu bauen. Zugleich hat es der Vf. sich angelegen seyn lassen, den Vertheidiger überall auf die Ergebnisse neuerer Forschungen in dem Gebiete des Criminalrechts aufmerksam zu machen, und solchergestalt auf der einen Seite eben sowohl vor dem ängstlichen Festhalten an manchen, durch Vorurtheile fortgeerbten alten Ansichten, als auch vor der blinden Befolgung mancher neuen, oft sehr unreifen Behauptung, zu bewahren. Desshalb ist auf die neuesten Schriften im Criminalfache, und die neuern Werke von *Gerstäcker* und *Hermann* stets die geeignete Rücksicht genommen, und, was ein besonderer Vorzug dieser Ausgabe ist, so ist durch eine sorgfältige Angabe neuer Criminalfälle in ihrer Beziehung auf Vertheidigung dem Defensor die Auffassung mancher wichtigen Gesichtspunkte erleichtert, und die gegebene, an sich trockne Regel zur lebendigen Anschauung gebracht worden.

NEUERE SPRACHKUNDE.

Dresden, b. Arnold: *Vollständige spanische Sprachlehre*, nebst einer *Abhandlung über die Prosodie und einem Verzeichnisse sinnverwandter Wörter*, nach den besten Hülfsmitteln bearbeitet von *J. B. Fromm* u. s. w. 1826. VI u. 502 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Ein in einen *theoretischen* und *praktischen* Theil zerfallendes Lehrbuch, auf welches Rec. die Freunde der castilischen Sprache nicht aufmerksam genug machen kann, indem dasselbe in jeder Hinsicht der „spanischen Sprachlehre u. s. w." von *J. D. Wagener*, ja auch in manchem Betracht der mit vieler Einsicht gearbeiteten „Grammatik der spanischen Sprache u. s. w., von *C. F. Franceson*," vorzuziehen ist.

Der *theoretische* Theil besteht aus folgenden *vier* Kapiteln: 1) *Orthoëpie* und *Orthographie* (S. 1 ff.), 2) *Etymologie* (S. 46 ff.), 3) *Syntax* (S. 207 ff.), 4) *Umriss der Prosodie* (S. 331 ff.). Die übrigen 171 Seiten enthalten den *praktischen* Theil und liefern: a) *deutsch-spanisches Vocabular*; b) *kurze Redensarten*, c) *Hispanicismen*, d) *Sprichwörter*, e) *Synonymen*, f) *Titulaturen*; g) *Verzeichniss von Taufnamen*. Gründlichkeit und fast durchaus genügende Ausführlichkeit sind das Hauptgepräge dieses überaus nützlichen Werkes, das für ein ernsteres Studium der castilischen Sprache in Deutschland ein wahres Bedürfniss war. Der Vf. zeigt das fleissigste Studium und die tiefste Kenntniss seines Gegenstandes. Schon die blossen Rubriken der Abschnitte in seinen Kapiteln deuten darauf hin — Rubriken, von denen etliche selbst in der erwähnten „Grammatik von *Franceson*," und bey weitem mehrere noch in der Wagenerschen Sprachlehre fehlen. So sind zunächst folgende Rubriken des *ersten* Kapitels: a) *Aussprache der Stimmlaute*, b) *Aussprache der Zwey- und Dreylaute*, c) *Aussprache der Mitlauter*, d) *Allgemeine Bemerkungen* über die verschiedenen Arten des *Accents* und e) *Regeln zur Accentuirung* in musterhafter Vollständigkeit und Deutlichkeit gegeben. Was der Vf. (S. 7 ff.) über die *Aussprache der Diphthonge und Triphthonge* sagt, hätte vielleicht etwas vereinfacht werden können, da die Gesammtlehre über die Zwey- und Dreylauter in der spanischen Sprache doch endlich darauf hinaus läuft, dass — was der Vf. selbst (S. 6) erwähnt — in der Aussprache der castilischen Doppellauter jeder Laut besonders gehört wird, nur dass der erste heller klingt, als der zweyte. Streng genommen hat demnach die castilische Sprache im Gegensatze der deutschen, englischen und holländischen Sprache *keinen* Monophthong, weil zwey spanische Vocale nur dann in geringem Maasse monophthongisirt werden, wenn denselben ein längerer Vocal vorangeht, wie etwa in den Hauptwörtern auf *ia* und *io*, deren erste Sylbe einen gedehnten Stimmlaut enthält, als: *Francia*, *gloria*, *precio*, *necio*, oder in den Conjugationsendungen der Zeitwörter, als: *amásteis*, *amariais* u. s. w. (vgl. *Franceson*, S. 2 ff.) Indess dienen die Anweisungen, die der Vf. am erwähnten Orte giebt, allerdings, um auf viele Zartheiten in der Aussprache der castilischen Redeweise aufmerksam zu machen. — Der Abschnitt über die Aussprache der *Mitlauter* giebt die befriedigendste Belehrung über die schwierige Unterscheidung der Buchstaben *b* und *v*; *g*, *j* und *x*; *c*, *s*, *z* und des veralteten *ç* (S. 11 ff.). Ein Gleiches gilt von den *vier Regeln* und der *Anmerkung zur Accentuirung* (S. 20 ff.); (vgl. *Franceson* S. 18 ff.) — Dem Abschnitt von der *Orthographie* ist besonders (S. 31 ff.) ein *Verzeichniss gebräuchlicher Abkürzungen* beygegeben, das sowohl bey *Franceson* wie bey *Wagener* fehlt und sich überdiess durch

ırch Vollständigkeit auszeichnet, indem es über *eyhundert* solcher im Geschäftsleben häufig vorommenden Abkürzungen mittheilt. Ein zweytes erzeichniss, welches ebenfalls bey jenen beiden ›nannten Grammatikern fehlt, giebt eine Reihe calischer *Homonymen* (S. 41 ff.). Ob in diesem Verichnisse die Zusammenstellungen *ay* und *hay*, *ola* ıd *hola*, *oi* und *hoy*, so wie alle die, welche durch e Buchstaben *b* und *v* herbeygeführt worden sind, s wirkliche Homonymen anzusehen sind, möchte ec. nicht unbedingt unterschreiben, da gewissermaen *ay* und *hay* als *v*— und —*v*; *ola* und *hola* als ‧*v* und *v*—; *oi* und *hoy* wieder als *v*— und —*v* nterschieden sind, der Castilianer überhaupt aber in er Aussprache die Buchstaben *b* und *v* genau zu unrscheiden weiss, wie der Vf. solches auch selbst S. 11 u. 18) andeutet und *Franceson* es (S. 4 u. 14) ·läutert. — Auf S. 51, wo der Vf. von dem *Gehlechte der Hptuw.* handelt, hätte Rec. die Benenung *séxos* für *Wortgeschlecht* (*genus*) weggeünscht. Im Uebrigen sind (S. 53 ff.) die vierzehn egeln, das Geschlecht der Hauptwörter *an ihren ıdungen* zu bestimmen, mit vieler Ausführlichkeit ehandelt; obwohl eine Hindeutung auf das dem *panischen* Hauptworte analoge *französische* Subantivum hier nicht unpassend gewesen wäre, indem ı solchem Falle in der einen wie in der andern Sprahe das *genus* dasselbe zu seyn pflegt. — Die *Ausahmen* bey der *Steigerung der Adjective* sind S. 68 ollständig angegeben. Der Vf. zählt deren im Ganen *sechszehn* auf, während *Wagener* deren nur *reyzehn* beybringt; auch die Positive: *parvo*, *exerno*, *interno*, *alto*, *baxo* und *capaz*, deren Steierung unser Vf. lehrt, in dieser Hinsicht gar nicht u kennen scheint. Der Superlativ von (*alto*) *supeior* heisst *sumo*; bey unserm Vf. steht, zuverlässig ls Druckfehler, statt dessen *sunto* (S. 68). — Besonders belehrend ist wieder der 7te Abschnitt des ten Kapitels, der sich auf das Gründlichste über die *Zahlwörter* äussert, wohin besonders die *Wiederhoungszahlen* und die *Zeit- und Alterbezeichnenden* Zahlwörter (S. 75 ff.) zu zählen sind. Bey *Francesön* sind dieselben minder ausführlich behandelt, in *Vageners erster* Ausgabe fehlt diese Wortklasse änzlich. — Ueber den richtigen Gebrauch der Vera *estar* und *ser* giebt der Vf. allerdings näheren Aufschluss als sonst wohl eine spanische Sprachlehre ür Deutsche es thut; jedoch wären hier mehrere Beyspiele aus klassischen Schriftstellern wohl zu wünchen, da die Regeln hierüber für den Ausländer, ja elbst für den Castilier grosse Schwierigkeiten haben, ınd also die Hinweisung des Vfs. auf des *Fernandez* „*pract. spanish grammar*" hier nicht genügend eyn dürfte, um so weniger, da der Vf. es mit Recht ıicht verschmähete, S. 176, aus der eben erwähnten „*grammar*" die vier bemerkenswerthen *verba defectiva* der Spanier, nämlich *placer*, *soler*, *yazer* und *podrir* zu entlehnen, die auch *Franceson* (S. 207 f.) abhandelt, von denen jedoch ihrer eigenthümlichen Gestalt nach bey *Wagener* keine Spur zu finden ist. — Die abgesonderte Zusammenstellung der unregelmässigen *participien* (S. 179 f.) ist sehr schätzenswerth; ihre Wiederholung auf S. 191 jedoch überflüssig. — Von dem eisernen Fleisse des Vfs. zeugt ferner der 9te Abschnitt des 2ten Kapitels, wo das Verzeichniss der *unregelmässigen Zeitwörter* (S. 182 ff.) in grosser Vollständigkeit geliefert wird. Es zählt über *fünfhundert* solcher Zeitwörter auf, während *Wagener* nur *vierhundert und etliche derselben* beybringt. — Gleicher Fleiss erhellt aus der Aufzählung der *Adverbien* (S. 193 ff.), so wie der *Präpositionen* (S. 200) und der *Conjunctionen* (S. 202 f.). — Unter den *Interjectionen* (S. 205 f.) vermisste Rec. das nicht selten vorkommende: „*Oxalá!*", welches *Franceson* (S. 227) gut erklärt. — Eine vortreffliche Zugabe zu dem ebenfalls mit der grössten Sorgfalt ausgearbeiteten *dritten* Kapitel dieses Werkes ist der, den Gegenstand völlig erschöpfende *zweyte* Anhang eben dieses Kapitels, der (S. 286—330) eine bey *Franceson* wie bey *Wagener* gänzlich fehlende: „*Lista de las palábras*" beybringt, „*que rigen Preposiciónes; de las Preposiciónes regidas; y por via de Egémplo, de las Palábras regidas de las Preposiciónes.*" Diese *lista* ist, so wie das im *praktischen* Theile nach den Materien geordnete *Vocabular* (S. 350 ff.), nebst den *Hispanicismen* (S. 433 ff.) ein wahres Schatzkästlein, das einem umsichtigen Lehrer Mittel in Fülle an die Hand giebt, den Schüler auf leichte und angenehme Weise zu einem blühenden castilianischen Stile zu verhelfen. Auch der *Umriss der Prosodie* (S. 382 ff.) ist besonders durch die trefflich gewählten Beyspiele aus klassischen Dichtern keine unbedeutende Zugabe zu diesem Lehrbuche, obwohl hie oder da noch einige Ergänzungen zu machen wären. So z. B. bediente sich *Calderon* in seinem „*la vida es sueno*," auch in „*el mayor monstruo los zelos*" bey den *Decimas* oder der *Copla real* noch anderer Durchkreuzungen der Reime, als die sind, die der Vf. als Beyspiele anführt. — Minder zureichend sind die *Sprichwörter* (S. 443 f.), die sich in grösserer Anzahl und trefflicherer Auswahl in *Bertuch's* „*Manual de la lengua española*, S. 213 ff., vorfinden. — Erschöpfender sind dagegen die dem Schlusse des Buches beygegebenen *sinónimos*, von denen weder bey *Franceson* noch bey *Wagener* Erwähnung geschieht. Ueberhaupt verdient der Vf. den Dank aller Freunde und Verehrer der castilischen Sprache für dieses auch in typographischer Hinsicht vortreffliche Werk, und die Genauigkeit, mit welcher Rec. dasselbe zu prüfen bemüht war, bürge für die Hochachtung, die Rec. gegen den ihm übrigens völlig unbekannten Vf. hegt.

βρμ.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

October 1828.

PHYSIK.

Hamburg, b. Campe: *Physik des Unbelebten und des Belebten*, entwickelt unter Forschung nach der Ursache der fortgesetzten Bewegung von *Christoph Friedrich Hellwag*, Dr. d. Philosophie, Hofrath, Leibarzt u. Physicus zu Eutin. 1824. 192 S. kl. 8. (18 gGr.)

Wenn wir uns mit der Frage nach dem Begriffe der Bewegung überhaupt, an den blossen gesunden Menschenverstand wenden, so findet dieser dabey keine Schwierigkeit; der Ausdruck: „Ein Ding bewegt sich", ist Jedermann verständlich. Der Naturforscher, welcher nur eine gewisse bestimmte Richtung verfolgt, könnte sich also bey diesem dunkeln Begriffe, mit welchem wir ein blosses Ahnden des Wahren, ohne den Willen sich auf weitere Untersuchung einzulassen, bezeichnen, allwohl beruhigen, und, indem er seine Unwissenheit über die Natur und den Ursprung der verschiednen Arten von Bewegungen offenherzig gestände, dagegen mit einer gewissen Selbstzufriedenheit geltend machen, dass er das wesentlich Brauchbare, das Praktische: *die Gesetze der Bewegung*, ziemlich, ja — für das Leben — hinreichend genau kenne. Mit dieser, von der Resignation eingegebenen Bescheidenheit wäre die Sache solchergestalt unter alleiniger Beschränkung auf den mathematisch-praktischen Gesichtspunkt abgethan, wenn es nicht zugleich auch Geister gäbe, die, unvermögend dem Reize metaphysischer Erörterung zu widerstehen, auch den tiefern Sinn des Begriffs von der Bewegung aufzuklären wünschten. „Wie geht es (z. B.) zu, dass ein geworfener Körper seine, durch eine äussere Ursache bestimmte Wurfbewegung unverändert fortsetzt, nachdem diese äussere Ursache aufgehört hat, die Wurfbewegung ferner zu bestimmen?" (§. 1.) — „Um eine Antwort auf diese Frage haben sich Philosophen alter und neuer Zeit bemüht. Mag nun Jemand das Suchen danach als unwichtig und daher zwecklos, oder als jeder Erreichung der Absicht unfähig und daher vergeblich, oder als schon befriedigt und daher überflüssig verwerfen: so giebt der durch alle diese Einwendungen nicht beruhigte Forscher gleichwohl das Interesse daran nicht auf, und läfst sich nicht abhalten, seine Kräfte an dieser Untersuchung zu proben, die Versuche seiner Vorgänger zu prüfen und seine eigenen Versuche hinwiederum spätern Forschern zu ihrer Prüfung zu überlassen." Nachdem also solchergestalt das Interesse an der Frage selbst entschieden ist, welche das Fundament des eigenthümlichen physikalischen Gebäudes ausmacht, das unser Vf., wenn auch nicht sowohl in detaillirtem Ausbau, als vielmehr nur in grossen Umrissen darauf zu errichten gedenkt, so geht er (im 1sten Abschnitt seines Werks) an eine kritische Betrachtung der Untersuchungen, welche seit Aristoteles bis auf die neuesten Zeiten über diesen Gegenstand angestellt worden sind, und bahnt sich durch eine Darstellung der Newton'schen Begriffe von einer *„vis insita"* und *„vis inertiae"*, der Lambert'schen Ansicht von der Trägheit, und dessen, was *René des Cartes* und *Kästner* über die Zustandsveränderung der Körper vorbringen, den Weg zum 2ten, mit der reinen Phoronomie beschäftigten Abschnitte. „Die Bewegung (§. 14.) geschieht im Raume und in der Zeit; ein Bewegliches ist in beiden vorhanden. Die Stelle, welche es durch dieses Vorhandenseyn in jedem von beiden einnimmt, wird als angeblich postulirt; die angebliche Stelle im Raume heisst der Ort. Die Zeit ist ein Stetiges eigener Art; eben so der Raum: in jedem beider kommen Stellen vor, die nicht Theile desselben, sondern Grenzen seiner Theile sind; jeder Theil ist ausser dem andern; sowohl ausserhalb als innerhalb jeden Theils sind stets wieder Theile mit ihren Grenzen, daher die Unendlichkeit und unendliche Theilbarkeit der Zeit und des Raumes. Die *Zeit* ist das Eine, worin Alles ist, was *nach* oder *mit* einander ist; der Raum ist das Eine, worin Alles ist, was *neben* oder *in* einander ist; *irgend* eine *Zeit* ist das, worin *irgend* Etwas nach Etwas, *irgend* ein *Raum* das, worin *irgend* Etwas neben Etwas ist. Ein *Zeitpunkt* oder Augenblick endlich ist eine Stelle in der Zeit, worin Nichts *nach* einander; ein *Raumpunkt* eine Stelle im Raume, worin Nichts *neben* einander ist." Auf diese Erklärung der Grundbegriffe folgt nun die Darstellung der phoronomischen Hauptsätze über Bewegung und Weg, Richtung der erstern im letztern, Bewegung und Weg von Punkt, Linie, Fläche, Körper, über gleich- und ungleichmässige Bewegung u. s. w.: Alles in dem Sinne, welchen wir durch die ausgehobene Stelle angedeutet zu haben wünschen, da es, ohne das Buch abzuschreiben, sonst nicht leicht seyn möchte, den eigenthümlicher

lichen, darin herrschenden, zum Theil ganz originellen Geist vollständig zu bezeichnen. Indess mag zu diesem Zwecke hier noch die Darstellung des Galiläischen Gesetzes vom Falle der Körper nach *Le Sage's* atomistischer Hypothese, mit den Einwendungen unsers Vfs. sowohl dagegen, als gegen das in der nämlichen Absicht aufgebotene Postulat unendlicher Kleinheit (im Sinne der Differentialrechnung), einen Platz finden. „Im Anfange eines Zeitatoms (§. 28) giebt der Strom von schwer machenden Atomen dem Körper, der fallen soll, einen Stoss, woraus plötzlich ein Atom von Geschwindigkeit erwächst, beharrend ohne Zunahme bis zum Ende des Zeitatoms; dafür werden zwey gleiche Ordinaten construirt, welche dem Anfang und dem Ende des Zeitatoms entsprechen: ihre Endpunkte begrenzen das Atom einer mit der Abscissenlinie parallelen geraden Linie. Am Anfange des zweyten Zeitatoms, welcher zugleich das Ende des ersten ist, kommt ein neuer Stoss und von diesem ein neues Geschwindigkeitsatom, das dem vorigen als Zusatz beygesellt wird; dafür werden wieder zwey gleiche, um ein Atom als die vorigen grösseren, Ordinaten construirt, deren erste mit der vorigen zweyten in einander liegen. Die Endpunkte der beiden neuen Ordinaten begrenzen wiederum das Atom einer neuen, mit der Abscissenlinie parallelen geraden Linie. Durch Fortsetzung dieser Construction bilden sich zwey Reihen Endpunkte von Ordinaten, durch welche zwey nahe an einander liegende Linien gezogen werden können, zwischen welchen die zerstückelte Reihe von parallelen Linienatomen eingeschlossen ist. Je kleiner nun die Atome gesetzt werden, desto näher kommt das nach *Le Sage's* Hypothese ausgekünstelte Fallgesetz dem Galiläischen; aber wer wird, vertrauend dem Gesetze der Stetigkeit, nicht lieber mit jenem tiefen Denker die nahe Wahrheit ergreifen, als in den Fesseln der pedantischen Atomenhypothese sich derselben nur asymptotisch nähern wollen? Derselbe Hang zur Atomistik scheint in den Sätzen der Differentialrechnung die anstössige Annahme des Unendlichkleinen begünstigt zu haben, wofür die Grenzgrössen $2xdx$, $3x^2dx$, $mx^{m-1}dx$ genommen werden sollen, die als Grenzen von x^2, x^3, x^m keine Theile dieser Grössen, also gegen denselben Nichts sind." Diese Darstellung der atomistischen Ansicht von dem vorliegenden besondern Falle, sammt den dagegen nur gleichzeitig gegen den Mechanismus des sogenannten Infinitesimal-Calculs erhobenen Einwendungen wird vielleicht eine Modification erfahren, wenn der würdige Vf. zunächst noch die Art prüft, wie *Lagrange* in der *Théorie des fonctions analytiques* den Bezug von Raum, Geschwindigkeit und Zeit als primitive und derivirte Functionen auffasst. Auch durch die gewöhnliche Differentialrechnung lässt sich das Problem eben so bestimmt auflösen. Es würde indessen für diese Blätter zu weitläufig werden, wenn hier der ausführliche Beweis gegeben werden sollte.

Der 3te Abschnitt seines Werks beschäftigt sich mit der Frage: „Ist Bewegliches Materie, oder in unbeweglicher Materie?" Ein Beyspiel wird die eigentliche Bedeutung dieser Frage im Sinne des Vfs. deutlich machen. Der Schall gilt unstreitig für ein Bewegliches: er beschreibt einen Weg in einer angeblichen Zeit; was am Anfange des Wegs vom schallenden Körper ausgeht, ist dasselbe, was am Ende von beiden das Ohr erreicht; *und die* Luft, obgleich in ihren kleinsten Theilen bewegt, *erscheint* in Ansehung des beweglichen Schalls *als* unbewegliche *) Materie, der Schall selbst aber als bewegliche Modification dieser Materie. — Diess führt auf die Begriffe: dicht, porös, ungleiche oder veränderliche Dichtigkeit ohne Porosität, stetige Gebilde von ungleicher Dichtigkeit u. s. w., und bahnt den Uebergang zum 4ten, die „Ursachen, welche den Zustand eines realen Beweglichen verändern", erörternden Abschnitte. Die Untersuchungen desselben beziehen sich zum Theil auf die Frage: „Ob, nach *Klügel*, Trägheit oder Beharrungsvermögen die plötzliche Veränderung der Bewegung hindert und die allmählige erschwert? Ob zwey einander einschränkende Kräfte dabey thätig sind, deren eine die Vermehrung, die andre die Verminderung der Bewegung erschwert, und ob sich diess auch auf die Richtung beziehe?" Darauf folgt eine Untersuchung über das „All der unbeweglichen Materie, über „Zug- und Fliehkraft", und schliesslich eine Darstellung der bemerkenswerthesten Hypothesen über die Ursachen der Schwere, wobey Rec. lebhaft an *Bülfinger* erinnert worden ist, der nach einer ähnlichen Musterung die Darstellung seiner eigenen, vielleicht noch gezwungneren Ansicht mit den Worten: *Difficile remedium, fateor, et quo lubens carerem. Sed praestat hoc, quam nihil dicere* — beschliesst.

Der reichhaltige 5te Abschnitt betrachtet die „Kraftäusserungen im Wägbaren, abhängig von Berührung." „Nach der allgemeinen Zugkraft nämlich, welche von jedem Wägbaren zu jedem Wägbaren, in jede kleine oder grosse Ferne, *von Berührung unabhängig wirkt*, sind die übrigen bekannten, die Bewegung allmählig verändernden Kräfte zu betrachten, welche von einem mit dem Beharrungsvermögen begabten Beweglichen zu einem *andern*, ihre Wirkung nur unter *gegenseitiger Berührung beider Beweglichen* äussern." Begriff von Berührung, Durchdringlichkeit und Undurchdringlichkeit, Elasticität, Schwerpunkt u. s. w.; auch finden hier Leibnitz'ens „todte und lebendige" und Kant's „lebendigwerdende Kraft" ihre Stelle. In Absicht auf die letztere erzählt *Kant* (Kleine Schriften, I. 227): Die

*) *Unbeweglich* offenbar nur in demselben Sinne, als man die Welle eines sich um seine Axe drehenden Rades oder den Pendel einer Uhr unbeweglich nennen würde. *Anm. d. Red.*

„Die Erfahrung bestätigt die successive Lebendigwerdung. Ich schoss einige *Zolle* weit vom Ziele eine Kugel in Holz, und unter gleichen Umständen eine andere einige *Schritte* vom Ziele: letztere drang tiefer ein, weil die Intensität der sich frey und gleichförmig bewegenden Kugel in der Kugel wächst, und nur nach einer gewissen Zeit ihre rechte Grösse hat." „Erfahrne Schützen", wendet unser Vf. dagegen ein, „bestätigen diess zwar: aber sey der Umstand wirklich gegründet, so liegt es darin, dass sich die Kugel nicht frey und gleichförmig bewegt; wahrscheinlich verdichtet sie in ihrer anfänglichen Geschwindigkeit die Luft dergestalt, dass solche vor dem nahen Holze die Wirkung eines Polsters äussert." Hier wird sich, auch abgesehen von aller Erfahrung, der blosse gesunde Menschenverstand mit *Kant* gegen den Vf. erklären, indem schon der Instinct der Wahrheit natürlich findet, dass eine mitgetheilte Kraft einer gewissen Zeit bedarf, um das Maximum ihrer Wirkung hervorzubringen *). — Einige interessante Bemerkungen über das Echo, die Elasticität des Wassers u. s. w. bilden den Schluss dieses Abschnitts und leiten zum folgenden 6ten: „*Unwägbare Gebilde von Kraftäusserungen der Materie*" überschriebenen Abschnitte. „Das Unwägbare steht nämlich dem Wägbaren dergestalt gegenüber, dass von allen, dem letztern vereinigt zukommenden Attributen dem erstern vereinigt das Gegentheil zusteht; dem Unwägbaren kann Flüssigseyn und veränderliche Dichtigkeit zugeschrieben werden, aber nicht mechanisch wirkende Elasticität; in ihm wirken nur Kräfte, welche die, die Bewegung allmählig verändernden Kräfte verändern. — Theorie des Lichts. Dieser Theil des Werks hat den Rec. sehr angezogen; er ist so reich an neuen und tiefen Ansichten, dass Rec. ihm nur seinen aphoristischen Zuschnitt vorwerfen möchte. In wiefern Rec. aber Allem, namentlich den Einwürfen gegen *Newton's* Farbentheorie unbedingt beystimmen würde, ist eine andere Frage; — in den engen Grenzen dieser Blätter darf die Antwort darauf natürlich keinen Platz fordern. Manche Anregungen, z. B. die Frage: „ob ein Sinnenwerkzeug für Zugkraft, wie für Licht möglich sey?" treten ganz und gar aus der engen Sphäre gewöhnlicher physikalischer Erörterung, und weisen der Wissenschaft eine Unermesslichkeit und Grenzlosigkeit an, welchen sich nur die Schwingen der Ahnung gewachsen fühlen. — „Eine andre unwägbare Kraftäusserung ist Wärme." Untersuchungen über das Wesen derselben, über Elektricität, Galvanismus und Magnetismus, als andere Zweige des grossen Naturstammes, aus welchen sie mit dem Lichte gemeinschaftlich zu entspringen scheinen, auf welche Veranlassung sinnreiche Vermuthungen über den tellurischen Ursprung der Meteormassen, als blosse atmosphärische Niederschläge, vorkommen, die dem Rec. um so mehr aufgefallen sind, als sie ziemlich mit denjenigen Gedanken übereinstimmen, die er einmal über den nämlichen Gegenstand geäussert hat. (*Wegweiser* z. Abendzeitung, Nr. 77 f. 1826.) Uebergang zum 7ten und letzten, über den höchsten Naturprocess: „Leben, Belebung", handelnden Abschnitt. Eine Fülle der erhabensten Ideen zeichnet auch diesen Abschnitt ganz besonders aus, und es scheint, als wenn der Vf. an lebendiger und würdiger Darstellung selbst gewonnen habe, indem er sich dem Culminationspunkte des hehren Schöpfungsacts nähert. Die Paragraphen über Dauer der Belebung im Gegensatze der Dauer des Lebenden, über das passende Wechselverhältniss zwischen den organischen Gebilden und der bewohnten Erde, über die streng gesetzmässige Folge von Ursache und Wirkung in der Natur überhaupt und die unendliche Zweckverkettung u. s. w. verdienen die dankbarste Anerkennung, und werden dieser Anerkennung um so weniger entbehren, da sie sich als Glieder zu einer Schlusskette zusammenreihen, deren erhabenes Resultat sich in dem Satze: „dass das Höchste im Geiste des Menschen sittliche Würde, und selbst in seiner Erkenntniss *Gottes*, als höchsten Gegenstandes, eine solche Stufenordnung ist", ausspricht.

Dr. *Nürnberger.*

PHYSIOLOGIE.

Eisenach, b. Bärecke: *Zeitschrift für die organische Physik.* Herausg. von Dr. *Carl Friedr. Heusinger,* (Prof. der Anatomie, Zootomie u. Physiologie zu Würzburg u. s. w.) *Erster* Bd. 1—6s Heft. XII u. 818 S. 1827. 8. mit 13 Tafeln Abbildd. in gr. 4. *Zweyter* Bd. 1s Heft. 124 S. 8. mit 6 Taf. Abbildd. in 4. 1828. (jeder Bd. in 6 Heften 4 Rthl.)

Vorliegende neu begonnene Zeitschrift nimmt eine sehr ehrenvolle Stelle unter ihren Schwestern ein, ja sie besitzt, besonders durch Mittheilung von Be-

*) Bey diesem schwierigen Probleme, welches allerdings eine nähere Untersuchung auf experimentalem Wege verdiente, bleibt noch eine dritte mechanische Erklärung möglich. Die Erfahrungen mehrerer Artilleristen, namentlich die Versuche des Generals *v. Helwig*, haben erwiesen, dass nicht alles Pulver in Gas verwandelt worden ist, ehe die Kugel den Lauf der Kanone verlassen hat. Dieses unverbrannte Pulver wird zum Laufe hinausgeschleudert, verbrennt hier und vermehrt so die treibende Kraft erst ausserhalb der Mündung bis zu ihrem *Maximo*. Dazu kommt, dass der ausfahrende Luftstrahl die bekannte Contraction erleidet. Dieser abgekürzte Gaskegel hat an der Spitze, nach den Erfahrungen *v. Helwig's*, einen Winkel von etwa 12°, die Länge desselben beträgt bey einer sechspfündigen Kanone 3 bis 4 Fuss von der Mündung. Indem aber der Strahl auf diese Art contrahirt wird, so wird der Kugel da, wo er am engsten ist, offenbar die grösste Geschwindigkeit mitgetheilt. Ist nun die Oeffnung des Laufes einige Fuss von dem Pfosten entfernt, so erlangt die Kugel durch das auswärts verbrannte Pulver und durch die Contraction das *Maximum* ihre Geschwindigkeit; dieses kann aber nicht geschehen, wenn die Entfernung nur einige Zoll beträgt, indem hier die Kugel schon in das Holz gedrungen ist, ehe diese beiden Ursachen bis zum *Maximum* ihrer Thätigkeit gelangten.

Anm. d. Red.

Beobachtungen des Auslandes, Kritiken der ausländischen hierhergehörigen Literatur vor mancher ähnlichen bedeutende Vorzüge. Ihr Titel hat allerdings etwas Befremdendes, indem man nicht recht die Nothwendigkeit einsieht, warum ihr Herausgeber statt des allgemein gebräuchlichen Namens *Physiologie* die Worte *organische Physik* wählte. Vielleicht wollte er dadurch Verwechselung mit ähnlichen Zeitschriften desselben Titels verhüten. Sie erscheint übrigens in monatlichen Heften von 6—8 Bogen in 8. mit Kupfern und Steindrucktafeln in 4., indem 6 Hefte einen Band bilden. Der Stoff wird dabey unter dreyerley Rubriken vertheilt: A) *Originalabhandlungen*, B) *Uebersetzungen*, und C) *Kurze Anzeigen.*

Wir werden uns hier vorzüglich auf die Angabe der Originalabhandlungen beschränken, und begnügen uns nur damit, die Leser auf die Reichhaltigkeit der andern Rubriken aufmerksam zu machen, woselbst bloss bey einigen Uebersetzungen, wie namentlich bey der von *Moreau de Jonnès* über den Einfluss der Wälder u. s. w. grössere Abkürzungen zu wünschen gewesen wären, zumal da bereits eine vollständige Uebersetzung davon erschien.

Erster Bd. 1s Heft: — 1) Dr. *Leiblein: Beytrag zu einer Anatomie des Purpurstachels* (*Murex brandaris*). Eine fleissige Arbeit, die indess keineswegs Alles erschöpft und erklärt, daher sie auch mit Recht *Beytrag* genannt wird. Die Sprache ist etwas breit, indem die Beschreibung 31 Seiten füllt, welche füglich bey grösserer Kürze auf die Hälfte reducirt werden konnte. Die dazu von *Ermer* gestochene Tafel giebt den besten dieser Art nichts nach. — 2) *Heusinger's* Abhandlung *über den Antagonismus der thierischen Excretionen, nebst Bemerkungen über die individuelle Constitution*, dient eigentlich als Einleitung zu einigen physiologisch-pathologischen Untersuchungen und ist mit grossem Scharfsinn und Gelehrsamkeit durchgeführt. Sowohl das bildende Leben des thierischen Körpers im Allgemeinen, als die individuelle Constitution, von denen er 3 annimmt: 1) die *indifferente*, 2) die *nervöse* und 3) die *arterielle*; ferner die Excretionen und ihre Organe, nebst der Umwandlung der Bestandtheile des Körpers in Excretionsstoffen, finden hier ihre Erörterung und verrathen manche eigenthümliche Ansichten des Vfs. Die Frage: warum verschiedene Auswurfsstoffe in verschiedenen Organen gebildet werden? sucht er dadurch zu beantworten, dass er theils auf die eigenthümlichen Gewebe aufmerksam macht, welche eigenthümliche Excretionen bedingen, theils auf das bestimmte polare Verhältniss, welches zwischen den Organen der Körper obwaltet. Doch ist die Abhandlung in diesem Hefte noch nicht beendigt. — 3) *Derselbe: Missbildung in dem Auge eines Mannes, welcher lange an Amaurose gelitten hatte.* Der Vf. bemerkte bey Oeffnung der harten Haut eine Menge einer ausfliessenden gelbbraunen Flüssigkeit, welche das Wasser gelb färbte, im Weingeist wie Eyweiss gerann und eine sehr schöne schwefelgelbe Farbe erhielt, die erst nach Verlauf einiger Tage verschwand. Wahrscheinlich rührte sie von 3 durchscheinenden breyförmigen Bläschen auf der äussern Fläche der *Retina* von der Grösse einer Erbse bis zu der einer Bohne her, welche eine eben so gerinnende Flüssigkeit enthielten. Wahrscheinlich waren es nach dem Vf. Producte der *Jakob*'schen Haut. — 4) *Derselbe: Missbildungen der Nieren eines neugebornen Kindes.* Bey Eröffnung des sonderbar und stark aufgetriebenen Unterleibes fand der Vf. zwey bläuliche, mit dem Bauchfelle überzogene Wülste, welche den grössten Theil des Unterleibes ausfüllten und als Nieren erkannt wurden. Sie hatten ein milzartiges Parenchym, aber normale Harnleiter und ziemlich grosse Nebennieren, während die Leber zu klein war. — 5) *Domenico Nardo* (zu Chioggia): *über die Nadeln im Innern des Alcyonium lynceum und Cydonium*, bemerkte, dass die Nadeln, woraus das Centrum des Körpers gebildet ist, nicht aus Harnstoff, sondern aus Kieselerde beständen. Noch aber waren ihm die Untersuchungen *Grant*'s (*Edinb. philos. Journ.*) über denselben Gegenstand unbekannt. — 6) Derselbe Vf. glaubte in einer neuen Art *Distoma*, welche 5 Zoll lang ist und sich in einem Fische *Proctostegus Nardo* aufhält, zuerst den After an der Schwanzspitze gefunden zu haben; allein jene Oeffnung bemerkte bereits *Mehlis* (*observ. anatom. de Distomate hepatico et lanceolato.* Götting. 1825. fol.) und wies nach, dass sie zu einem Gefässsystem führe.

(*Der Beschluss folgt.*)

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

ALTONA, b. Busch: *Der Sprachunterricht in der Elementarschule.* Ein Leitfaden beym Gebrauch der Materialien für den Sprachunterricht, von *J. Klindt.* Ohne Jahrzahl. 104 u. 96 S. 8.

Schon bey der Anzeige früherer Schriften des Vfs. in Nr. 121. der Erg. Bl. vom J. 1826 haben wir die Methode desselben, den Deutschen Sprachunterricht zu ertheilen, gelobt, und müssen dieses Lob auch auf das vorliegende Werkchen ausdehnen. Es handelt die Lehre von der Satzbildung und Satzverbindung fasslich und durch Beyspiele erläuternd und veranschaulichend ab. Der Anhang, welcher besonders paginirt ist, enthält Stoff und Aufgaben zu schriftlichen Arbeiten.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1828.

PHYSIOLOGIE.

Eisenach, b. Bärecke: *Zeitschrift für die organische Physik.* Herausg. von Dr. *Carl Friedr. Heusinger.* *Erster* Band, 1—6s Heft. *Zweyter* Band, 1s Heft u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Ersten Bandes *zweytes* Heft. 1) Beschluss der vom Herausg. im *ersten* Hefte angefangenen Abhandlung *über den Antagonismus thierischer Excretionen.* — 2) Dr. *G. Born: über den innern Bau der Lamprete* (*Petromyzon marinus*). Wiewohl mehrere Schriften über den innern Bau der Lamprete bereits erschienen, so fand doch der Vf. dieser schätzenswerthen Abhandlung noch Manches genauer zu bestimmen, auch verdiente gerade dieser Fisch sorgfältige Untersuchung, da er den Uebergangspunkt zweyer ganzer Thierklassen bezeichnete. Besonders that er dar, dass jeder Kiemenknorpelbogen ununterbrochen von der Knorpelröhre zum Brustbeine verlaufe, sowie auch die Knorpelbogen der beiden Seiten einen sehr künstlich gebildeten ununterbrochenen Cylinder bilden, was gleichfalls bey der Pricke Statt findet. Es täuschte sich daher *Rathke* (*Bemerkungen über den innern Bau der Pricke oder des Petromyzon fluviatilis.* Danzig 1825. mit Abbildd. 4. S. 11 u. f.), dass jene einzelnen Knorpelbogen aus 3, durch Bänder verbundenen, Stücken beständen. Der Meinung des Vfs. übrigens, dass diese Knorpelbogen den Kiemenbogen entsprächen, in sofern sie nur nach Maassgabe der übrigen Ausbildung dieses Fisches höher entwickelt sind, stimmen wir gegen *Carus*, *Rathke* und *Schulze* bey, indem selbst die Vertheilung der Gefässe, Muskeln und Nerven dafür spricht. Die nöthigen Erläuterungen liefert eine treffliche Tafel. — 3) *Derselbe: Bemerkungen über den Zahnbau der Fische.* Nur von folgenden werden allgemeine Bemerkungen in dieser Hinsicht mitgetheilt und durch schöne Abbildungen versinnlicht: *Petromyzon marinus*, *Chaetodon Faber*, *Acanthurus nigricans*, *Tetraodon marmoreus*, *Anarrhichas Lupus*, *Esox Lucius*, *Squalus cornuticus* und *Sparus auratus.* — 4) *Zwey Fälle von angeborner Afterverschliessung*, beobachtet und beschrieben von Dr. *Löper* und Prof. *Heusinger.* Ein interessanter Beytrag zu manchen anderen Beobachtungen dieser Art, die man in den Werken *Meckel's*, *Ottinger's*, *Löper's*, *Meissner's*, in *Horn's* Archiv, 1826. Sept. u. Oct. S. 342. (nach *Hutchinson* und *Earle*) näher angegeben findet, so wie auch *Lagneau* eine Denkschrift ankündigt unter dem Titel: *sur les diverses varietés de l'imperforation de l'anus* (vgl. *Revue médicale*, Avril 1827. S. 155.). Nur mangelt noch eine vollständige kritische Zusammenstellung und Vergleichung des bereits Beobachteten, um auch für die Chirurgie nützlicher zu werden, indem ohne Zweifel eine genau wissenschaftliche Kenntniss dieser Fälle den Wundarzt auf zweckmässigere Behandlung dieser Atresie hinweisen wird.

Drittes Heft: 1) *Beobachtung einer höchst merkwürdigen Balggeschwulst*, vom Prof. *Renner* zu Jena. Mit Taf. VII. Fig. 1. 2. Ein allerdings höchst interessanter Fall, der zugleich zu den seltensten gehört. Hinter der *Parotis* der linken Seite befand sich unter der Haut oder dem Hautmuskel einer jungen, aber an Franzosenkrankheit leidenden, Kuh eine Balggeschwulst, welche deutlich die Knochen des Schädels, Schwanzes und der Extremitäten eines Kuhfötus enthielt. — Schade ist es, dass Hr. *R.* nicht eine genauere anatomische Untersuchung derselben anstellte, in sofern sie vielleicht manches Interessante geliefert haben würde. Uebrigens haben wir ein ähnliches Präparat von einem Hasen, welches uns von einem Bauer überbracht wurde, der es für Gerölle oder einem Bezoarstein ähnliches Gebilde ansah. — 2) *Beobachtungen über den Heilungsprocess an Wunden*, von Dr. *G. Kaltenbrunner.* Mit Taf. VIII. Schon früherhin hatte der Vf. mehrere Experimente zur Erforschung des Bluts und seiner Gefässe während der Entzündung angestellt und auch bekannt gemacht unter dem Titel: *Experimenta circa statum sanguinis et vasorum in inflammatione* etc. 1826. Hier werden sie nur mehr concentrirt wiedergegeben. Vorzüglich dienten die Schwanzflossen von *Cobitis fossilis*, sowie die Schwimmhaut des Froschfusses zu den Versuchen, welche zugleich die Zustände der Verwundung bis zur Vernarbung betrafen. Das Meiste ist freylich schon bekannt, doch wurde auch manches Neue beygebracht und namentlich die verschiedene Blutströmung genau erörtert. Freylich stellt er dabey die gewonnenen Resultate, obgleich sie nur die angegebenen Theile betrafen, ganz als allgemein gültig hin, was wir jedoch nicht ganz billigen, in sofern er weniger das durch den besondern Fall Bedingte von dem Allgemeinen sondert, wiewohl bey allen Entzündungen

dungen immer gewisse, hier sehr gut gewürdigte Phänomene wahrnehmbar sind. — 3) *Kurze Zusammenstellung einer Reihe von Versuchen über den Zustand der Blutgefäfse während der Entzündung*, mit besonderer Rücksicht auf das darüber erschienene Werk: *Experimenta circa statum sanguinis et vasorum in inflammatione.* Stuttg. 1826. von Dr. G. *Kaltenbrunner.* Manches Neue enthält auch dieser Aufsatz, worin eine heilende und krankhafte Entzündung unterschieden wird, was wir nicht eben gut heissen, da hiermit keineswegs die Natur der Entzündung genau bezeichnet ist. Jede Entzündung ist erhöhte Thätigkeit des Blutgefäfssystems, welche durch die heilende Naturkraft angeregt wird, sie mag nun die Heilung einer Wunde, oder die Beseitigung fremder Reize und Einwirkung dabey beabsichtigen. — 4) *Neue Beobachtung der Schimmelbildung im lebenden Körper*, von Dr. *Theile* in Jena. Der Vf. fand im Innern eines jungen Raben, welchen er ungefähr 10 Stunden nach dem Tode untersuchte, Schimmel, von dem er glaubt, dafs er bereits im lebenden Körper vorhanden gewesen sey. Obwohl wir nicht an der Möglichkeit solcher Erscheinung zweifeln, auch andere Beobachtungen dafür zu sprechen scheinen, so kann man doch diesen Fall nicht eben als Beweis dafür gelten lassen, wenn man die Schnelligkeit der Pilzerzeugung überhaupt bedenkt. Dieser Schimmel konnte sich ja gleich nach dem Absterben des Raben erzeugt haben, und um so schneller, wenn der Rabe schon vorher krank war. Hätte der Vf. den Raben lebend geöffnet und dieses Gebilde in ihm gefunden, dann wäre freylich die Thatsache unzweifelhaft und die Ueberschrift dieses Aufsatzes tadellos. — 5) *Beschreibung mehrerer Hemmungsbildungen an einem und demselben Fötus*, von *C. F. Heusinger.* In dem hier gemeinten, obgleich vom Schädel bis zum Schwanzbein nur 3 Zoll langen Fötus fand eine wahre Concentration mehrerer Hemmungsbildungen Statt. Das Gesicht wurde durch eine doppelte Mund- und Gaumenspalte (doppelten Wolfsrachen) entstellt, die Füsse waren in ihren Gelenken verdreht und der rechte Fufs sogar sechszehig, sowie überdiefs noch am Anfange des untern Drittheils vom Krummdarm ein Rest (Divertikel) des Nabelblasenganges sichtbar wurde. — 6) Derselbe Vf. beobachtete einen ähnlichen Fall an einem andern Fötus, woselbst die *vasa omphalomesenterica* ganz frey, ohne besonderes Gekröse, bis an die Spitze des Divertikels verliefen. — 7) In der darauf folgenden mitgetheilten Beobachtung wird vom nämlichen Vf. noch ein Fall erzählt, wo bey einem ausgetragenen, vollkommen ausgebildeten, aber todtgebornen weiblichen Fötus, welcher, den doppelten Wolfsrachen ausgenommen, eine im Uebrigen normale Bildung zeigte, die bis zur Geburt bestehenden *vasa omphalomesenterica* vorhanden waren. — 8) wird eine *Beobachtung über ererbte anomal angeborne Farbe des Scheitelhaars* mitgetheilt, welche Dr. *Fuchs* in den klinischen Sälen des Juliushospitals zu Würzburg machte. Ein 22 Jahr alter israelitischer Schneidergeselle hatte bey blühender Gesichtsfarbe, robustem Körperbau und dunkelen Augen silbergraue Haare auf dem Scheitel, während an der Grenze des behaarten Kopftheils sich ein schmaler Kranz braunen Haars hinzog, worin nur einzelne weisse Haare zum Vorschein kamen. Dagegen waren die übrigen behaarten Körperstellen gänzlich mit braunen Haaren, ohne Beymischung von weissen, bedeckt. Ob solche Färbung jenem Subject angeboren worden war, darüber konnte man keine Auskunft erhalten. — 9) *Beobachtung einer graviditas extrauterina*, von *C. F. Heusinger* mitgetheilt nach einem Präparat aus der Leiche einer jungen Frau, woselbst sich das Ey gerade an die Fransen der Muttertrompete angeheftet hatte. — 10) Endlich werden von dem nämlichen Vf. *Fett-, Haar- und Knochenbildung aus dem Eyerstocke einer 38 Jahr alten unverehlichten Taglöhnerin* beschrieben, welche zuletzt wegen unglücklicher Liebe wahnsinnig geworden war.

Viertes Heft: 1) *Ueber die Wasserzellen im Magen der Kameele*, von *W. Rapp.* Bereits *Rudolphi* zog die Annahme, dafs die Zellen des Kameelmagens blofse Wasserbehälter seyen, in Zweifel, indem er vielmehr meinte, dafs die darin enthaltene Flüssigkeit keineswegs das früherhin von den Thieren eingeschluckte unveränderte Wasser, sondern erst eine aus den Wänden abgesonderte Feuchtigkeit sey. Der Vf. vorliegenden Aufsatzes, welcher ebenfalls dieser Meinung huldigt, macht insonderheit auf die zahlreichen secernirenden *folliculi* aufmerksam, welche sich an der innern Oberfläche jener Zellen finden, und in der That geht auch sowohl im Pansen, als in der Haube der Wiederkäuer, eine sehr starke Absonderung vor sich. Doch darf dabey nicht das Eingehen der Speisen in jene Magen in Zweifel gezogen werden, wie der Sectionsbefund erwies. Fragen wir nach dem hiermit von der Natur beabsichtigten Zwecke, so scheint die Natur mit jener Zellenbildung am Pansen und am zweyten Magen der Kameele aus der alten und neuen Welt eine gröfsere aussondernde und vielleicht auch auffangende Oberfläche darstellen zu wollen, ohne deshalb zugleich das Volumen jenes Verdauungswerkzeugs unverhältnifsmäfsig zu vergröfsern. Die alte Erzählung also, nach der die Karavanenführer bey Wassersnoth ihre Kameele schlachten, um das in jenen Magen befindliche Wasser zu bekommen, scheint wenig Glauben zu verdienen: denn meist würde man wenig oder gar keine Flüssigkeit darin finden, so dafs hiermit einer ganzen Karavane kein grofser Dienst geschähe. — 2) *Tiefe Lage der linken Niere im kleinen Becken in einer erwachsenen Weibsperson;* mitgetheilt von *C. F. Heusinger*, nebst Abbildung auf der zehnten Tafel. Ein allerdings seltner Fall bey Erwachsenen. — 3) *Ueber die Gesichtsnerven des Pferdes*, von *Breschet*, mit Abbildd. auf Taf. XI u. XII. B. wollte die Versuche *Bell's* über den *Nervus facialis* und *N. infraorbitalis* des *ramus secundus quinti paris* wiederholen, war aber erstaunt, ganz andre Re-

Resultate zu erhalten, als *Bell* sie angiebt. Anfänglich schien ihm der Grund in der verschiednen Präparation zu liegen, allein eine weitere Nachforschung ergab, dass die Haupt-Gesichtsnervenzweige des Pferdes vom fünften Paare stammen, und dass der *N. facialis* viel schwächer ist und viel weniger Zweige abgiebt, indem diese beiden Nerven sich erst mittelst starker Zweige mit dem *N. infraorbitalis* vereinigen. So sah sich *Breschet* veranlasst, ein neues Präparat zu machen, von dem ein junger Anatom, *Kuhn*, die Zeichnung fertigte, welches hier lithographirt mitgetheilt wird. Zwar weicht *Br.* in der Nomenclatur von andern Autoren ab; allein dennoch bleibt es ein warnendes Beyspiel, dass man selbst von sonst in der Wissenschaft hinlänglich bewährten Männern nicht Alles auf Treue und Glauben annehmen müsse. — 4) *Ueber eine Höhle in der hinfälligen Haut des menschlichen Eyes und eine Flüssigkeit in derselben*, von *Breschet*. *Hunter*, *Bojanus* u. A. nehmen eine Höhle zwischen der hinfälligen Haut des *uterus* und der umgeschlagenen hinfälligen Haut an, und in dieser Haut fand *Breschet* eine Flüssigkeit, welche keine andere zu seyn scheint, als diejenige, die man bey sehr vielen Säugethieren zwischen dem mütterlichen und kindlichen Theile der Kotyledonen deutlich wahrnimmt. Der Analogie gemäss hatte man schon früherhin eine ähnliche Flüssigkeit bey dem Menschen gleichfalls angenommen, ohne ihr Daseyn streng erwiesen zu haben; allein *Breschet* will sie hiernach wirklich bey der Untersuchung frischer, ganz und ohne Zerreissung der hinfälligen Haut ausgestossener Eyer entdeckt haben, was fernere wiederholte Beobachtungen erst bestätigen mögen, indem es sich überhaupt fragt, ob solche Flüssigkeit nach der Geburt wohl noch gut wahrgenommen werden könne?

Fünftes Heft: 1) *Ueber die Knie- und Ellenbogenscheibe in dem Thierreiche*, von Dr. *Rud. Wagner*. Man hatte bisher die Kniescheibe bey den Amphibien entweder ganz übersehen, wie es bey *Cuvier* der Fall zu seyn scheint, der ihrer wenigstens in seiner neuen Auflage der *recherches sur les ossemens fossiles* gar nicht erwähnt, was er wohl gethan haben würde, wenn er sie beobachtet hätte, oder gänzlich geleugnet, wie *Meckel* (*Vergleichende Anat.* II. 1. S. 484.). Unser Vf. bemerkte sie an einem vollständigen Skelette eines Monitors (*Lacerta nilotica L.*) und zwar von ansehnlicher Grösse, in der Sehne der Streckmuskeln des Unterschenkels. Ausser dem fand er sie noch bey mehrern eidechsenartigen Amphibien, indess sie bey anderen, wie bey *Iguana*, *Stellio*, *viridis*, *ocellata* etc. vermisst wurde. Diess beweist freylich noch nichts für den absoluten Mangel derselben, da ja doch der Vf. seine Forschungen nur an schon fertig aufgestellten Skeletten des Pariser Museums machte, woselbst sie leicht bey der Präparation mit hinweggenommen seyn konnte. Bey den Batrachiern suchte er sie gleichfalls vergeblich, wogegen er einigemal, und namentlich bey *Rana temporaria*, den ziemlich ansehnlichen, einer Kniescheibe conformen Knochen zwischen den beiden Fusswurzelknochen und dem Unterschenkel traf, welchen *Meckel* bey der *Pipa* (a. a. O. Bd. 2. 1. S. 488) angiebt; doch fehlte er an dem Pariser Skelette von diesem Thiere. Wahrscheinlich ist es derselbe diesem ähnliche Knochen, welchen *Zencker* in seiner *Batrachomyologie* (S. 45) bey dem *Musc. gastrocnemius* anführt und bey den meisten froschähnlichen Amphibien Thüringens fand. Bey den Krokodilen waren dennoch seine Forschungen vergebens und sogar bey den Schildkröten schien dieser Knochen nicht durchgängig vorzukommen, da er ihn nur bey einigen fand. Ausser den Amphibien handelt hierauf unser Vf. noch die ähnlichen Bildungen bey Vögeln und Säugethieren ab, wo man sie schon früher angegeben hatte. Doch blieb auch hier dem Vf. noch manche genauere und umfassendere Bestimmung zu machen übrig. — 2) *Ueber die vordere Extremität des neuholländischen Casuars*, von dems. Vf., enthält nur eine Bestätigung der *Meckel*'schen Angabe (*Vergl. Anat.* II. 2. S. 99), welcher auf die Ausnahme hindeutet, welche der neuholländische Casuar durch den Mangel seiner Handwurzelknochen von allen übrigen Vögeln machen würde, wenn ihm diese, wie solches beym Pariser Skelett wirklich der Fall ist, gänzlich abgingen. Zwar zweifelt *Meckel* (a. a. O.) selbst daran, indess nach unserm Vf. soll sie in der That ihm nicht zukommen. — 3) *Winterschlaf der Insecten*, von Dr. *Succow*. Eine schätzenswerthe Abhandlung, worin zugleich manche Irrthümer des *Marcel de Serres* berichtigt werden.

Im letzten oder *sechsten* Hefte des *ersten* Bandes sind nur Ueberselzungen und Anzeigen enthalten, ohne Originalabhandlungen, so wie noch der Titel, Vorrede und Register über alle 6 Hefte geliefert werden.

Das *erste* Heft des *zweyten* Bandes unsrer Zeitschrift beginnt mit einem höchst lesenswerthen Aufsatze: *über die Vereinfachung der Lehre von den Lagen des Kindes zur Geburt*, vom Prof. *Osiander* zu Göttingen. Der Vf. hatte im J. 1809 u. 1810 Gelegenheit den Vorträgen *Baudelocque's* im Pariser Entbindungshospitale beyzuwohnen und zugleich die theoretischen Spitzfindigkeiten *B's* kennen zu lernen, welcher 23 Hauptarten von Lagen des Fötus zur Geburt annahm. Schon im J. 1813 machte der Vf. darauf in seiner Schrift: *Bemerkungen über die französische Geburtshülfe*, aufmerksam. Späterhin versuchte er in seinen *Anzeigen zur Hülfe bey unregelmässigen und schweren Geburten*, welche als dritter Band des Handbuchs seines Vaters im J. 1824—1825 erschien, eine einfachere, der Natur angemessenere Eintheilung vorzuschlagen, und hier legt er von Neuem dem Publicum eine Skizze *seiner Eintheilung der Lagen des Kindes zur Geburt* vor, welche allerdings die Aufmerksamkeit sowohl der reinen Physiologen, als Geburtshelfer vom Fach verdient. — Der *zweyte Aufsatz* enthält eine sehr gediegene Darstellung der *Respiration der Insecten*, *insbesondere der Darmrespiration von Aeshna grandis*

dis, von Dr. *Succow* in Mannheim, welche schöne Abbildungen auf Taf. I—IV. begleiten. Zugleich verspricht der Vf. noch ähnliche Beobachtungen in diesen Heften mitzutheilen, denen wir mit Erwartung entgegensehen. Die übrigen Blätter des Hefts füllen Uebersetzungen und kurze Anzeigen. Letztere Abtheilungen dieser Hefte würden noch reichhaltiger ausfallen, wenn der Herausg. ausser der französischen und englischen Literatur auch noch die der Amerikaner berücksichtigen wollte.

Was die Abbildungen anlangt, so verdienen besonders die Tafeln von *Ermer* gestochen alles Lob, auch mehrere lithographische sind gelungen, nur die von *Denk* in Würzburg lithographirten lassen noch manchen Wunsch übrig; besonders waren die uns vorliegenden Abdrücke sehr unrein. Auch wäre eine etwas weitläufigere Erklärung der Abbildungen überhaupt, als Fortsetzung des schon für die ersten 6 Tafeln gemachten Anfangs für manche Leser dankenswerth. Die geschmackvollen, mit dem Inhaltsverzeichniss versehenen Umschlagsbogen, so wie der correcte schöne Druck auf weissem gutem Papier erhöhen die innere Güte dieser ganz vorzüglichen Zeitschrift, welche sowohl dem Verleger als Herausgeber gleiche Ehre bringt. Wir wünschen ihr von Herzen fröhliches Gedeihen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Aurich, b. Tapper's Wittwe: *Sammlung religiöser Lieder, zum Gebrauch für Schulen.* (Nach der Unterschrift der Vorrede von *C. Pommer*, Director und erstem Lehrer des Lycei in Aurich.) 1825. VIII u. 103 S. 8.

Bey einem Schulgesangbuch ist ein doppelter, an sich verschiedner Zweck denkbar. Es kann nämlich entweder für den *Gesangsunterricht* bestimmt seyn, den man in neuerer Zeit in die Schulen allgemeiner einzuführen gesucht hat, und der allerdings auch in mancherley Hinsicht eine besondere Beachtung verdient; oder — das Schulgesangbuch soll ein *Hülfsmittel* des *Religionsunterrichts* und der jugendlichen *Andacht* seyn, so dass es theils bey dem erstern mit gelesen und auch daraus Verschiednes von den Schülern auswendig gelernt wird, um dadurch die religiösen Grundsätze und Gefühle desto mehr zu beleben und zu befestigen, theils aber auch bey dem Anfang und Schluss der Schule, oder bey besondern Feyerlichkeiten *wirklich* in derselben daraus *gesungen* wird. — Beide Zwecke lassen sich ohne Zweifel auch mit einander vereinigen; wenigstens möchte es gerathen seyn, bey dem ersten den zweyten nicht auszuschliessen.

Das vorliegende Schulgesangbuch, das zufolge der Vorrede durch ein Decret des *königl. Consistoriums* zu Aurich bey dem dortigen *Lyceum* eingeführt ist, war in Beziehung auf die Feyerlichheiten bey demselben besonders nothwendig, und ist somit auf den zweyten der eben angeführten Zwecke berechnet. Sehr gross ist die Anzahl der aufgenommenen Gesänge nicht, — sie beträgt gerade 150, da in *Seebode's* Schulgesangbuche nicht weniger als — 452 Lieder vorkommen; unstreitig eine zu grosse und auch zu bunte Sammlung! Hier aber ist die Anzahl auch deswegen nicht grösser, weil (nach der Vorrede) keine Lieder aufgenommen sind, die sich schon im öffentlichen *ostfriesischen Gesangbuch* und dessen *Anhang* befinden. Aus dem erstern, das dem Rec. nicht unbekannt ist, dürfte fürwahr die Ausbeute für diesen Zweck nicht sehr gross gewesen seyn; und was den ostfriesischen Gesangbuchs Anhang betrifft, so hätten vielleicht einige Gesänge, die in demselben abgekürzt sind, wie z. B. das göttlich-kräftige *Gellert*'sche Lied: „*Der Wollust Reiz* zu widerstreben" u. a., in diesem *Schulgesangbuche* in ihrer ursprünglich *grössern* Form gegeben werden können. Der würdige Herausg. hat übrigens aus der grossen Zahl neuer geistlicher Lieder eine sehr gute Auswahl getroffen, und sie verdient mit vollem Recht eine *gelungene* genannt zu werden. Sie ist mit Sachkenntniss, Umsicht, Ueberlegung und Geschmack gemacht worden, und das Ergebniss ist eine gediegene Sammlung rein-christlicher, verständig-religiöser und wahrhaft schöner Gesänge, gleich fern von geistloser Trockenheit und einem hohlen Mysticismus. Die einfachen und wohlgewählten Rubriken sind folgende: *Religion im Allgemeinen — Gott — Werke Gottes — Jesus — Heiliger Geist — Der Mensch — Christliche Denk- und Handlungsweise* oder Pflichten — *Lieder für besondere Fälle und Zeiten.* Gegen die Vollständigkeit hat, bey der angeführten Voraussetzung des ostfriesischen Anhangs, Rec. nichts einzuwenden, als dass in der vorletzten Rubrik noch ein Paar besondre Lieder über Reinheit des Herzens und Keuschheit vorkommen möchten, z. B. das schöne Lied von *Niemeyer*, dem Meister der religiösen Poesie: „Du Heiliger, es wirft vor dir sich unsre Seele nieder" u. s. w., oder auch das *Cramer*'sche: „Mein Leib soll, Gott, dein Tempel seyn" u. s. w. Das Büchlein ist auch nicht bloss Compilation, sondern in der Vorrede wird angeführt, dass *Gittermann* in Emden dazu zwey *neue* Lieder geliefert habe. Im Register sind die Namen der Verfasser der Lieder angegeben, jedoch nicht vollständig. Rec. fügt daher noch einige Namen hinzu. Nr. 5 ist von *Cramer*, 14 von *Reche*, 35 von *J. F. Schmidt*, 37 von *Cramer*, 49 von *Niemeyer*, 58 von *Neuhofer*, 70 von *Wagner*, 119 von *Niemeyer* nach Gellert, 141 von *Julie Veillodter* (hier nur zu sehr abgekürzt), und 145 von *Nölting*. Nr. 136 steht auch, ohne Angabe des Vfs., im *Jauerschen* Gesangbuche, so wie im *Rigaer* Gesangbuche Nr. 20, 41, 43 und 75 befindlich sind und wahrscheinlich von dem Herausg. desselben, *Sonntag*, herrühren. — Unstreitig verdiente dieses Schulgesangbuch *in alle* gelehrte Schulen Ostfrieslands eingeführt zu werden, und auch ausser Ostfriesland, wo es vielleicht gar nicht bekannt geworden ist, eine seinem Zweck zusagende Berücksichtigung, wozu Rec. es durch diese Zeilen angelegentlich empfehlen möchte. Denn hier findet man nicht etwa nur *multa*, sondern *multum*.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

October 1828.

GESCHICHTE.

Berlin, Posen u. Bromberg, b. Mittler: *Geschichte der Revolution Spaniens und Portugals, und besonders des daraus entstandenen Krieges.* Vom Königl. Preuſs. Obrist *v. Schepeler.* *Erster* Band, 1826. X u. 555 S. — *Zweyter* Band, 1827. *Erste* Abtheilung. XII u. 334 S. 8. (6 Rthlr. 12 gGr.)

Das vorliegende Werk giebt die Hoffnung, wenn es vollendet seyn wird, ein höchst nützlicher Leitfaden in dem unabsehbaren Labyrinthe der spanischen und portugiesischen Revolution und alles dessen zu werden, was in jenen unglücklichen Ländern sich seit dem August 1807, wo Napoleon Portugal vorschrieb, den Engländern alle Häfen zu schliessen, sie aus allen Besitzungen zu vertreiben, und ihr Eigenthum zu confisciren, vorbereitet und zugetragen hat. Rec. findet die Bestätigung jener Hoffnung vorläufig schon in den bis jetzt erschienenen beiden Bänden: denn der Vf. dringt hier zu den Quellen hinauf, sondert sie, und verfolgt jede erst einzeln so lange für sich, bis er den Zusammenfluſs mehrerer und das hierdurch Entstandene nachweist. Wenn er diesen Weg unverrückt auch für die Folge im Auge behält, was allerdings seine groſsen Schwierigkeiten hat; so wird sein Werk sicher unter allen früheren und gleichzeitigen den Preis davon tragen und die gründlichsten, folgerechtesten Aufklärungen und Belehrungen über ein geschichtliches Ereigniſs gewähren, das als einzig in seiner Art in der Weltgeschichte dasteht. Hierzu aber ist die Person des Autors vorzüglich deſshalb geeignet, weil er vom Jahr 1810 bis 1823 in der Mitte aller dieser groſsen Umtriebe und Bewegungen, als Militair (Major im Corps des Herzogs von Braunschweig-Oels) und Diplomatiker (K. Preuſs. Geschäftsträger) in Spanien lebte. Er kann also hinreichend die Halbinsel und die sie bewohnenden Nationen kennen gelernt haben, und er sagt selbst, daſs er nicht allein aus Flugschriften und Manuscripten, sondern aus mündlichen Mittheilungen der handelnden Personen schöpfte, wobey es ihm besonders zu Statten kam, von den Erben des verstorbenen Don *Isidor Antillon* die wichtigen Dokumente zu erhalten, welche dieser ausgezeichnete Mann selbst zu einem Werke über Spaniens Revolution gesammelt hatte.

Die *Einleitung* in das Ganze bildet eine kurze Darstellung der in Spanien üblich gewesenen höchsten Regierungs- und Verwaltungsbehörden, welcher eine Schilderung der Regierung sämmtlicher einzelnen Provinzen, wie auch Erinnerungen an die Thorheiten, Schlechtigkeiten und Miſsgriffe des Friedensfürsten und das Sittenverderbniſs der Königin folgen. „Während nun der Hof toll zum Untergange forttobte," sagt der Vf., „war die Nation durch alle Phasen einer innern Revolution gegangen, die dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen konnten. Die französische Revolution hatte auch nach Spanien Strahlen des Jahrhunderts geworfen, und die Unordnungen der Regierung trugen nicht wenig dazu bey, eine republikanische Partey zu bilden; auch ist kein Zweifel, daſs die französische Republik mehr Anhänger in Spanien gefunden hätte, als Napoleon. Auffallend war es, wie die Nation die Siege der Republikaner und des republikanischen Helden Bonaparte mit Theilnahme verfolgte, und nicht etwa der aufgeklärte Theil der Nation allein war ihnen hold, nein, auch die groſse Masse der Dunkelheit durchglänzte der Strahl des Ruhms, welcher jeden Spanier anspricht, so wie er seine orientalische Einbildungskraft erregt. Und was war wohl mehr hierzu geeignet, als die Thaten Bonaparte's! Kaum hatte er jedoch seine Mutter, die Republik, verschlungen, als die Spanier auch kalt in ihrer Verehrung wurden; sie fürchteten für ihre eigne Unabhängigkeit und sahen heller, als ihre Regierer. Das klare Vorgefühl der Treulosigkeit des Eroberers sprach sich in dem allgemeinen Unwillen aus, mit welchem die Nation Mack's Niederlage bey Ulm empfing, und die unglückliche Schlacht bey Trafalgar (die Spanier schlugen sich hier weit braver als die Franzosen) zerriſs vollends alle Anhänglichkeit an Frankreich: denn man war überzeugt, daſs Napoleon Spaniens Marine zu vernichten trachtete." Wir dürfen nicht aus der Acht lassen, hier mit daran zu erinnern, daſs der Vf. dem so allgemein verbreiteten Glauben: als habe der Klerus allein die Völker der Halbinsel für ihren rechtmäſsigen Fürsten aufgeregt, welche irrige Behauptung *der Jesuitismus benutzt, um daraus ein Netz für ganz Europa zu stricken,* nicht bloſs mit Worten, sondern durch dargelegte Thatsachen widerspricht. Er leugnet zwar keinesweges, daſs der Fanatismus seine Rolle bey der Revolution mitspielte, er sagt vielmehr: derselbe habe mitgewirkt, aber nicht geführt, und wo er dieſs letztere that,

that, ging es meistens erbärmlich schlecht. Aber diess obscurante, jesuitische Princip umgab, im Gegensatze des Constitutionellen, den König Ferdinand, als er 1814 aus der Gefangenschaft zurückkehrte. Den damaligen Zustand Spaniens schildert mit wenigen aber starken Zügen diese Anekdote: Einige Bürger und Officiere standen zu Cadix auf dem Platz St. Antonio im Kreise, von den Begebenheiten des Tages redend, als ein stattlicher Mönch stolz heranschritt. Ein Officier fragte einen Bürger, doch laut genug, dass es der Vorübergehende hörte: „Von welchem Corps ist dieser?" Schnell versetzte der Mönch, sich gegen den Kreis wendend: „Von dem, welches das eurige besiegt hat!" So sehen wir auch im Fortgange dieser Geschichte, die verschiedenen Epochen in den Ursachen der spanischen Revolution angezeigt; wir finden überall den Klerus mitwirken, welches natürlich ist, da er den Reichthum und eine grosse Menschenzahl sein nennt; „allein," fährt Hr. *v. S.* fort, „die ganze spanische Nation für innigst mönchisch-fanatisch zu halten, weil sich jetzt ein Theil derselben so geberdet (die jetzige dortige Revolution erinnert an einen Fieberkranken, der sich plötzlich von einer Seite auf die andere wirft, je nachdem die Fieberhitze ihn beunruhigt) ist eben so irrig, wie der Brief eines Engländers, der, weil er in Spanien fast alle Todte mit Mönchskleidern begraben sah, (die man den Klöstern abkaufen muss, welche aus diesem Fabrikathandel viel Geld ziehen) nach Hause schrieb: Die Spanier sind eine Nation von Mönchen. Wer in solchen Irrthum fällt, bedenke nur, dass ein grosser Theil des jetzt als Königl. Freywillige bewaffneten Volkes zu den untersten Klassen in den Städten gehört, und vor vier Jahren eben so laut: Es lebe die Constitution! schrie, als es jetzt die Inquisition hoch leben läfst. Die spanische Revolution dient dem Obscurantismus als Fürsprache des Fanatismus. Aber dieser ist nie tüchtig zur Führung von grossen Geschäften, und weniger von Revolutionen, die er eben desswegen leicht hervorbringen kann." — Nachdem der Autor jene einen neuen Zustand der Dinge vorbereitenden Thatsachen aufgeführt, die jährlichen Einkünfte Spaniens vor dem Kriege 1808 (693,000,000 Reales de Vellon, und aus Amerika ein Jahr ins andere 145,000,000 Reales de Vellon — der R. de V. ist ungefähr ein Groschen acht Pfennige —) aufgeführt und das grosse Missverhältniss dabey angedeutet hat, welches in der Eintreibung derselben lag; wendet er sich im *ersten* Kapitel zu dem Revolutionskrieg von 1808. Junots Ueberrumpelung Portugals, die Auflösung der dort niedergesetzt gewesenen Regentschaft; dann die oft Ekel erregenden Vorfälle im Eskurial zwischen Karl, Ferdinand, Godoy und der tief gesunkenen Königin, das verrätherische Eindringen der Franzosen in Spanien und treulose Wegnehmen einiger festen Plätze machen den Hauptinhalt aus. Das *zweyte* Kapitel umfasst die Abdankung Karls IV., Ferdinands Thronbesteigung und seine Gefangenschaft. Diess ist gleichsam eine Fortsetzung der mannigfaltigen Schwächen, von Seiten des Königlichen Vaters und Sohnes, wie deren Umgebung; Napoleon zeigt sich dabey als grosser, kaltblütiger Verbrecher. Es würde Rec. zu weit führen und den Raum dieser Blätter ungebührlich füllen, wenn er die Kapitel dieses Werks einzeln weiter verfolgen wollte, und es scheint ihm hinlänglich zu seyn, die des Anfanges angeführt zu haben, und den Lesern von der innern Gestaltung des Werkes einen Begriff zu geben. Das *dreyssigste* und letzte Kapitel des *ersten* Theiles handelt von dem spanischen Corps unter Romana in Dänemark, und dessen eigenmächtiges Verlassen der aufgedrungenen französischen Allianz, oder richtiger gesagt Sklaverey. Es ist von dem Hergange dieser wichtigen Begebenheit so wenig Wahrhaftes bekannt geworden, dass wir uns verpflichtet halten, die Hauptzüge derselben in Kürze mitzutheilen. Der Marquis de la Romana, den Godoy früher verfolgt hatte, war ein sehr aufgeklärter Mann, aber seine wirklich grosse Gelehrsamkeit, besonders in den alten Sprachen, machte ihn so zerstreut, dass er ein mittelmässiger Feldherr wurde und viele grosse Sachen politisch und militairisch in der Ausführung verdarb. Persönlich hasste er die Franzosen, war Spanier und liebte sein Vaterland. Dieses letztere liess ihm auch die Veränderung der spanischen Dynastie (da Joseph den Thron bestiegen), wegen der daraus entstehenden Culturvortheile für Spanien, als vortheilhaft betrachten, und so lange er noch nicht die Nation in Waffen für ihre Unabhängigkeit sahe, schlug er sich auf die Seite der buonapartischen Fürsten. Die Abdankung der Könige zu Gunsten der Napoleoniden machte er dem Korps bekannt und stellte der regen Einbildungskraft die Wiederauflebung der Kortes und die schöne Aussicht einer bessern Zukunft des Vaterlandes dar. Er erhielt den 24sten Jun. 1808 von Bernadotte die Mittheilung der Ernennung Josephs I., die er gleichfalls dem Corps bekannt machte und zur Ruhe ermahnte; auch schrieb Romana noch denselben Tag seinen Glückwunsch dem neuen Könige und legte ihm sich und seine Division als treue Unterthanen zu Füssen. Konnte er wohl weniger thun, da Ferdinand VII. den 22sten Jun. bereits an Joseph geschrieben und Spanien Glück gewünscht hatte, von einem Fürsten beherrscht zu werden, der Neapel so weise regiert hatte? Die französische Polizey hatte alle Maassregeln ergriffen, dem Corps keine Briefe aus Spanien zukommen zu lassen, Romana wusste selbst nichts Bestimmtes über die dort stattfindende Revolution. Allein nun glaubten auch die Truppen, denen doch einige Gerüchte vom 2ten May (wo Murat in Madrid ein so grosses Blutbad angerichtet) zugekommen, auch das Wahre nicht, sondern das Ungeheure und Unwahrscheinlichste fand leichten Eingang. Der noch gute Wille des Generals hielt dessen Officiere nicht ab, an Spanien zu denken, und Bernadotte's Versuche gingen an der Natur des spanischen Soldaten verloren. Im Julius wurden jene Gerüchte allgemeiner und beunruhigender, da trotz aller Bemühungen der Franzosen doch

doch einige Briefe durchkamen. Den 22ſten deſſelben Monats ſollte die Eidesleiſtung erfolgen; Romana zögerte, aber gedrängt vom franzöſiſchen Marſchall und ſeine Spanier kennend, ſchlug er dieſem vor, den Schwur bey Seite zu ſetzen, und die Truppen zu behandeln, als ob alles ſchon gethan ſey: in welchem Falle allein er für Ruhe und Subordination ſtehen könne. Allein Bernadotte beſtand darauf. Indeſs befand ſich das Corps, das in verſchiedenen Diſtricten vertheilt ſtand, im Zuſtande geheimen Aufruhrs; nur ein Anſtoſs fehlte zum Ausbruch, und dieſer geſchahe, als Romana in Perſon in die verſchiedenen Cantonirungen reiſte, um die Eidesleiſtung herbeyzuführen. Die ſpaniſchen Regimenter in Seeland feuerten auf den franzöſiſchen General Fririon, der ihnen den Schwur abnehmen wollte. Die Truppen in Fünen ſchrieen in Romana's Gegenwart: Es lebe Spanien, Tod Frankreich! In Langeland ſchwuren die Spanier zwar, aber Bedingungsweiſe; in Jütland eben ſo. Indeſs gelang es dem ſpaniſchen General, ſie wieder zu beruhigen, und er parlamentirte mit Bernadotte von neuem, als der Lieutenant D. *Juan Antonio Fabregues* das ganze Gewebe zerriſs. Dieſem, Anfang Auguſts mit Depeſchen von Langeland nach Kopenhagen geſandt, fiel es auf der Rückreiſe ein, den Verſuch zu machen, ob er von der Küſte Seelands zu den einige Meilen abliegenden engliſchen Schiffen kommen könne. Er trat in eine Fiſcherhütte und bot gute Belohnung, wenn man ihn nach Langeland überſchiffe, weil ſeine Papiere Eile hätten. Die Fiſcher ſtieſsen mit dem Boote, worauf er und einige ſpaniſche Soldaten waren, ab, als ſie aber genugſam von der Küſte entfernt waren, zieht Fabregues den Säbel und erzwingt nach heftigem Widerſtand, daſs nach den engliſchen Schiffen zugeſegelt wird, wo er am Bord des Admiralſchiffes von Keats alle ſpaniſchen Zeitungen, Nachrichten und Proclamationen empfängt. Nach der Unterredung mit den Engländern lieſs er ſich gern willig finden, dieſe Romana mitzutheilen, und im Verein mit dem Lieutenant *Canera*, langte er verkleidet in Nyborg bey jenem an. Zwey Schreiben der Junta's, und die Proclamationen waren es, welche Romana ſogleich bewogen, Spanien ſo viel Truppen wie möglich zu retten: denn bisher hatte er an nichts dem ähnliches gedacht. Jetzt eilte er mit gröſster Schnelligkeit zum Ziele: Er verſammelte die Befehlshaber, ſchickte Officiers, um die Regimenter aus Jütland herbeyzurufen und zeigte ihnen die Mittel an, über den kleinen Belt nach Fünen zu ſetzen, wo die Vereinigung und Einſchiffung ſicherer war. Zugleich gab er den Truppen dieſer Inſel Befehl, ſich in Nyaborg, Faaborg und Svendsborg zu concentriren und nach Langeland zu ſchiffen, wo das ganze Korps die engliſchen Transportſchiffe erwarten ſollte, derentwegen er bereits Zuſicherung aller Hülfe erhalten hatte. Den 8ten Auguſt bemächtigte ſich der Marquis Nyaborgs ſammt der Batterie, wobey die Dänen überall, wo ſie nur konnten, feindſelig gegen die Spanier agirten. Indeſs erreichte der General ſeinen Zweck, wiewohl mit Zurücklaſſung von etwa 5000 Mann in Seeland, welche die däniſche Regierung gefangen hielt, ſeinen Zweck, und ſchiffte ſich zu den Engländern, am 21ſten Auguſt, von Langland aus, ein.

Die *erſte* Abtheilung des *zweyten* Bandes hebt mit dem Anfang der Regierung der Junta-Central an, verfolgt im *zweyten* Kapitel die Bewegungen der ſpaniſchen Armeen bis zur Ankunft Napoleons in Spanien, enthält in dem *dritten* Abſchnitte die Eröffnung des Feldzuges; Blakes Rückzug von Bilbao und die Schlacht bey Espinoſa, und führt ſo die politiſche und militäriſche Geſchichte der Revolution, bis mit der Schlacht bey *Medellin*, den 28ſten März 1809, wo Victor über Cueſta ſiegte, dem Leſer ſo klar als inhaltsſchwer vorüber. Es würde nicht belohnend ſeyn, das Hauptſächlichſte davon hier mitzutheilen, denn die Thatſachen darüber ſind allgemein bekannt; dasjenige aber, was dieſer Schilderung hier ihren Reiz und Werth verleihet, das Auseinandernehmen der groſsen Maſchine und das Zeigen ihres Trieb- und Räderwerks läſst ſich, wie Jeder fühlt, nicht vereinzelt mittheilen. Um jedoch einen Beleg von unſers Autors Behandlungsweiſe der Materien zu geben, wollen wir hier ſchlieſslich aus dem *achten* Kapitel das was *Joſeph* betrifft, und den Schritt, welchen die Junta-Central gegen die höhere Geiſtlichkeit that, wörtlich ausheben. „„Die ſchwache Autorität Joſephs über die franzöſiſchen Armeen, Folge der eignen Beſchränktheit militäriſcher Talente, jedoch auch des unbeugſamen Stolzes der Marſchälle, war eine andere Waffe der Junta's gegen die Fortſchritte der Joſephiniſchen Partey. Mit tauſend lächerlichen Anekdoten wurde die Nullität des neuen Königs ausgemalt und ihm ſogar das Laſter des Trunkes angedichtet, was er nie beſaſs. *Pepe botellas* (Joſeps Bouteille) ward bald ſein allgemeiner Name in der Nation. Aber das Gute bringt immer Gutes, wenn auch ſpät! Joſephs Edelmuth, womit er ſich der ihm geſchenkten Nation annahm, wurde bekannt, und ſein Zwiſt mit Napoleon verſchaffte ihm manchen aufgeklärten Spanier, deſſen Unabhängigkeitsſtolz durch ein Benehmen geſchmeichelt ward, welches Spanien nach dem Tode des Eroberers eine eigne glückliche Laufbahn verſprach. Faſt die ganze hohe Geiſtlichkeit neigte ſich zu ihm, um ihre Pfründen zu erhalten, und alle Biſchöfe oder Cabildos geräumter Provinzen ſandten Deputirte oder ihre Schwüre. Die Erzbiſchöfe und Biſchöfe von Zaragoza, Santiago, Burgos, Valladolid, Leon, Salamanca, Palencia, Avila, Zamora, Madrid, Lugo, Aſtorga u. ſ. w., erkannten nicht allein die neue Dynaſtie an, ſondern ermahnten auch ihre Schaafe, denſelben Weg der Ruhe zu gehen. Wenige Biſchöfe verlieſsen ihre Sitze, keiner wurde auf ihm zum Märtyrer und durch Domkapitel legitim ernannte Vicarien erſetzten ſchnell die abweſenden. In allen eroberten Biſthümern war die öffentliche Stimme

Stimme der geistlichen Hirten für die Feinde, und rechtmässig, denn des Papstes Macht wurde hierin durch Napoleon geleitet. (Diess ist gerade das gefährlichste für den Fürsten katholischer Völker, dass ein Mann ausserhalb, den Anhängern seines Feindes die Gewissensmacht anvertrauen kann.) Der 19te März, Namenstag Josephs, wurde in der Domkirche mit *Te Deum* gefeyert; Bischöfe predigten und beteten für den neuen König, der, von allen Herrschern Europa's anerkannt, legitimirt auf seinem Throne sey. Und wahr ist es, Joseph und seine Minister bemühten sich, die Nation durch heilsame, nothwendige Reformen zu gewinnen, und selbst scharfe Maassregeln milderte des Königs Güte, der aus edlem Bestreben, das Glück der Nation durch Beruhigung zu gründen, oft die politische Strenge hintansetzte. — Es ergingen z. B. den 24sten Januar zwey Decrete, welche die durch die Junta's ertheilten Gnaden und Aemter für null erklärten, und in jedem von Franzosen besetzten Orte ein Kriegsgericht ernannten, um die Werber und Angeworbenen der Werber, mit dem Tode zu bestrafen. — Das letzte war unausführbar, da die Nation nur den Autoritäten der Revolution gehorchte; allein französische Generale, einzelne spanische Behörden, alte Municipalitäten (und auch Bischöfe an ihrer Spitze) vollzogen es theilweise mit grauser Strenge, und bestraften, die Amnestie verachtend, an den Urhebern der Insurrectionen das vergossene Blut; aber wo Joseph seine Milde zeigen konnte, da unterliess er es nie, und dieses erweiterte den schon bestehenden Bruch zwischen ihm und den französischen Marschällen. Die alten Bande, welche die Nation bisher zusammen erhielten, erklärten sich also meistens für Joseph, oder waren Willens, es bey erster Gelegenheit zu thun. — Der Abfall der höheren Geistlichkeit wurde der Unabhängigkeitssache so gefährlich, dass die Junta-Central sich zu dem Decrete vom 24sten April 1809 genöthigt sah. Sie sagt darin: Nein, unglaublich war es, dass die Gesalbten des Herrn, sich ihres hohen, heiligen Amtes bedienend, die Treulosigkeit zur Gerechtigkeit, die Irreligion zur Gottesfurcht, die Unmenschlichkeit zur Gnade, die Gewalt zum legitimen Recht, den Raub zur Grossmuth, und die Verwüstung zur Glückseligkeit stempelten; dass sie, unter Anrufung des gerechten Gottes, die Kanzel des heiligen Geistes entweihend, in der Mitte der Tempel die Kühnheit und Verderbtheit besassen, ihren Subditos (Pfarrkindern) die Pflicht aufzulegen, einer aufgedrungenen Autorität Gehorsam zu schwören; und dass sie als ewige Wahrheit, ja als evangelische Lehre, die unerhörtesten Handlungen und Grausamkeiten anpreisen, welche den Abscheu des Himmels und der Erde erregen."" Hier folgt nun unmittelbar jenes Decret, das solche Bischöfe als Hochverräther erklärt und ihre Güter mit Sequester belegt.

Werfen wir nun nochmals einen Blick auf das bis jetzt vor uns liegende Ganze; so sagen wir uns, dass wir aus diesem noch unvollendeten Werke manchen interessanten Aufschluss und anderweitige Belehrung geschöpft haben, namentlich aber in der, durch andere historische Schriften und mündliche Relationen von Augenzeugen, bereits gegründeten Ueberzeugung befestigt worden sind, dass, die spanische Revolution über lang oder kurz, auch ohne Napoleons treulosen Einbruch in der Halbinsel, ausgebrochen wäre, weil die Regierung auf die gewaltsamste Weise alles Gute und Bessere zurückdrückte, dabey hart, selbst grausam, und doch *gleichmässig* ungeschickt zum Herrschen war, *endlich die Skandale* der Königin und ihres Günstlings Godoy, den Hof in Verachtung brachten. Trotz dieser wohl ziemlich unparteyischen Meinung wird es nicht fehlen, dass vielleicht bald Schriftsteller auftreten, und uns, wie der Vf. der „Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich unter Ludwig XVI." diess bey diesem Staate bereits versucht hat, *auch hier* werden einreden wollen: die neue Philosophie, wie sie es nennen, sey Schuld daran.

NATURKUNDE.

HANNOVER, b. Hahn: *Uebersicht der wichtigsten Entdeckungen im Felde der Toxicologie, besonders der chemisch-gerichtlichen Untersuchungen, durch viele eigene Beobachtungen bereichert.* Vom Dr. *Ernst Witting,* Apotheker in Höxter. Mit einem Vorwort von *Fr. Stromeyer,* Prof. in Göttingen. *Erster* Band. Mit einem Kupfer. 1827. VIII u. 156 S. 8. (16 gGr.)

Die Toxicologie ist in neuerer Zeit der Gegenstand vielfältiger und genauer Untersuchungen gewesen, besonders hat die Ausmittelung der Gifte bey Vergiftungen die Aufmerksamkeit der Chemiker auf sich gezogen. Viele neue Methoden sind in Vorschlag gebracht, und es ist ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit, dieselben zu prüfen und das Bewährte von dem Unzuverlässigen zu sichten, da auf ihre Sicherheit in gerichtlichen Fällen so ausserordentlich viel ankommt. Der Vf. der vorliegenden Schrift hat eine solche Prüfung unternommen. Er hat die neuen Entdeckungen in der Toxicologie zusammengestellt, die vorgeschlagenen Untersuchungsmethoden wiederholt und modificirt, und mit verschiedenen Giften auch eigene, zahlreiche Versuche angestellt. Der *erste* Band enthält die Gifte des anorganischen Reiches; der *zweyte* soll die des organischen umfassen. Wir wünschen dem für den Chemiker wie für den gerichtlichen Arzt interessanten Werke eine baldige Vollendung.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1828.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Constanz, b. Wallis: *Neue Gedichte* von *J. H. v. Weſſenberg.* (Mit dem Bildniſs des Vfs.) 1827. 372 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

2) Gotha, in Comm. b. Gläſer: *Gedichte* von *Adolph Auguſt Bube.* 1825. 110 S. 8. (16 gGr.)

3) Leipzig, b. Wienbrack: *Vaterland.* Ein *Liederkranz* von *M. C. R. Schumann.* 1825. 112 S. 8. (16 gGr.)

4) Zerbst, b. Kummer: *Gedichte* von *Georg v. Gaal. Zweyte* Auflage. 1825. VIII u. 211 S. 8. (20 gGr.)

5) Stuttgart u. Tübingen, b. Cotta: Die *Votivtafel. Vermiſchte Gedichte* von *E. Trummer.* 1825. 321 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

6) Weimar, b. Hoffmann: *Gedichte* von der *Verfaſſerin der Erna, Felicitas* u. ſ. w. 1826. 208 S. 8. (21 gGr.)

Wenn *Herder, Seume* und ihres Gleichen *Dichter* waren, was man nur mit Unrecht hat beſtreiten können: ſo iſt es auch der *Vf. von Nr.* 1. Was Nachdenken, Welterfahrung, Religion, Natur und Kunſt in ihm anregte, bald ſeinen Geiſt in philoſophiſche Betrachtungen verſenkte, bald ſein Herz mit theilnehmender Bewegung ergriff, das verſuchte er in angemeſſenen Worten und Bildern, in poetiſcher Form genügend auszuſprechen, und ſo dem Drange ſeines Innern gleichſam Luft zu machen und ſich und Andere durch ſo gemüthliche Darſtellungen zu erfreuen. Es kann nicht fehlen, ſolche Producte ſtreifen, je nachdem die Stimmung war, in welcher ſie entſtanden, nicht nur bald an dieſe, bald an jene Dichtform, ſondern nähern ſich zuweilen auch mehr der Proſa als Poeſie. So finden wir hier elegiſche, didaktiſche, epigrammatiſche Anklänge; zarte fromme Lieder, erhabnen Odenſchwung, ruhige Betrachtung, manche gefühlvolle Herzensergieſsung; daneben auch manchen gewöhnlichen Gedanken und manchen, wie es ſcheint, *invita minerva* — in Verſe gebrachten flüchtigen Einfall. Vieles iſt werth der Nachwelt aufbehalten zu bleiben; Manches, was kaum für den Augenblick anſpricht, hätte wohl zurückgelegt werden können. Doch eine Sammlung lyriſcher verſchiedenartiger Gedichte iſt ein Blumenſtrauſs, deſſen Einzelnheiten, wenn ſie den Einen gleichgültig laſſen, dem Andern gefallen, und deſſen Ganzes das einzelne Unſcheinbare verdeckt. — Die Sammlung iſt in *acht* Abſchnitte eingetheilt. Der *erſte* enthält meiſt religiöſe Gedichte, unter welchen das *Lied der Blinden* mit ſeinem rührenden Schluſs:

„Wo dein Engel weilt, da gehen
Wir, wie Kinder, ſicher vor Gefahr;
Was kein Auge je geſehen,
Wird dereinſt auch unſerm Auge klar;"

uns beſonders angezogen hat. Die des *zweyten* Abſchnitts beſingen die *Natur* und ihren unvergänglichen Reiz im vergänglichen Wechſel; Lieder der *Freundſchaft und Liebe*, aus tief bewegtem Gefühl erklungen, füllen den *dritten* und *vierten* Abſchnitt; patriotiſche Geſänge, mit nahen Beziehungen auf das deutſche Vaterland und die noch immer bedrängten Hellenen, den *fünften*, und vermiſchte Gedichte im oben angedeuteten Sinne die *übrigen* Abſchnitte.

Aus allen dieſen Poeſieen ſpricht ein frommer erleuchteter Geiſt; ein für das Wahre, Gute und Schöne begeiſterter Sinn und ein Gemüth, dem man es anhört, daſs es im Conflict mit der wirklichen Welt oft mag beunruhigt und verwundet worden ſeyn. — Einzelne, doch ſeltene Sprachhärten, wie:

„Freund, wie fandſt du den Beweis?
Stolzes Grübeln macht nicht *weis!*"

hätten *ganz* vermieden werden ſollen. — Genug, dieſe neuen Erzeugniſſe der Weſſenberg'ſchen Muſe (von welchen wir eins der kleinſten hier mittheilen) werden, wie manche frühern, den Verehrern des geiſtvollen Mannes höchſt willkommen ſeyn.

An die Natur.

Welche Ruhe geuſst dein Lächeln
O Natur! in mein empfindend Herz.
Deines Hauches leiſes Fächeln
Wecket ſanft des Frohſinns heitern Scherz.
Wie das Kind der Mutter ſchau' ich dir
In's Geſicht. Nur Liebe ſpricht es mir.

Biſt nur Bild des Unſichtbaren,
Der ſo ſchön und anmuthvoll dich ſchuf.
Drum in deinem ewig klaren
Tempel ſchwör' ich Treue deinem Ruf.
Mutter! wenn mein müdes Auge bricht,
Lächelt mir noch Liebe dein Geſicht.

In dem *Vf. von Nr.* 2. erſcheint uns ein junger Dichter von ausgezeichnetem Talent. Seine Gemälde aus der Mythologie ſind epiſch-lyriſche Darſtellungen

lungen, die eben so von genauer Bekanntschaft mit der Classicität des Alterthums, als mit der Romantik der modernen Poesie zeugen. Seine Phantasie ist zwar nicht überschwenglich, wie man sie gern von angehenden Dichtern erwartet, aber doch frisch und blühend, die Sprache kräftig, die Behandlung des Stoffs geistvoll, der Versbau correct. Das Studium der Alten, so wie der frühe Umgang mit hochgebildeten Männern, dessen er gewürdigt wurde, und unter welchen der jugendliche Dichtergreis, *v. Knebel*, vorzüglich erwähnt wird, mögen den poetischen Funken des Vfs. hauptsächlich geweckt, seine natürlichen Anlagen entwickelt und seinen Geschmack gebildet haben. Bey fortgesetzter Uebung und freyerer Bewegung in den Regionen des Schönen wird, wenn der eigene Geist nachhält und Natur und Leben reichern Stoff liefern, sich manches Vorzügliche von ihm erwarten lassen. Unter den mythologischen Gemälden scheinen uns vorzüglich gelungen: der gefesselte Prometheus, Dädalus und Ikarus, Ajas Telamonius und Epimenides; unter den Liedern, entsprungen aus dem Antheil des Dichters an der Sache der Griechen: Odysseus Heldenschaar in den Thermopylen (die übrigen sind mehr wort-als geistreich); unter den Liedern: „der Einzigen geweiht", nichts Einziges; und unter den vermischten Gedichten: die an *Knebel*, Lord *Byron*, Theoxena und Brutus; verfehlt dagegen der Berggeist, der entsprungene Bär, die Perlenschnur u. a. Zur Probe mögen einige Strophen dienen aus einem Gedicht

An Knebel.

Verzeihe du des Jünglings leisem Wagen,
Dich zu erheben in der Saiten Klang;
Denn deinen Ruhm in Liedern auszusagen
Gebührt allein den Meistern im Gesang.
Doch wag' ich kühn, die Saiten anzuschlagen,
Weil mich besiegt des Herzens starker Drang,
Sich in der Töne Wellen einzutauchen,
Und dankbar mein Gefühl in sie zu hauchen.

So lange *Titan's* Strahlen nicht versiegen
Und noch *Selene* auf dem Thron sich zeigt *),
Um den in buntem Glanz die Wolken fliegen;
So lang' ein Mensch sich noch zur *Erde* neigt,
Um liebend sich an ihre Brust zu schmiegen,
Und *Stund'* auf *Stunde* nach dem Ost entsteigt;
So lange *Maass* und *Ordnung* noch bestehen,
Wird dein Gesang durch alle Zeiten wehen.

Und so wie fort und fort seit tausend Jahren
Erschallt *Properzens* und *Lukrezens* Lob:
So wird die Zeit auch *dein* Talent bewahren,
Das mit der Römer Kunst sich fest verwob.
In vaterländ'schen Werken gabst erfahren
Du uns den Geist, der dich, wie sie erhob;
Und deines sichern Rhythmus schöne Hülle
Umfasst ihn ungetrübt in ganzer Fülle u. s. w.

Der bescheidne *Vf. von Nr.* 3. erklärt im Vorworte, dass der Schmerz seine Muse gewesen sey, und dass „nicht des Glücks, nicht der Freude Strahlen in seiner Brust den Funken entzündeten, welcher hier, aber vielleicht auch nur matt hervorsprühe." — Matt wollen wir diese poetischen Beschreibungen der schönen Gegend um Schwarzburg, die selbst eine Poesie ist, eben nicht nennen, welches schon ihr Anfang beweist:

Zur Hand, zur Hand, du meine traute Leyer,
Erhelle du des Dulders düstre Nacht!
Geleite du den Geist in heil'ger Feyer
Zur Heimath hin, der meine Sehnsucht wacht;
Nur da zerreisst der Schwermuth düstrer Schleyer,
Der mich umweht mit alter finstrer Macht.
Da wandeln sich der Klage Melodieen
Begeistert um in Jubelharmonieen!

aber mitunter sind sie uns doch etwas zu breit vorgekommen, welches freylich bey der beschränkten Dichtart, ein Landschaftsgemälde in Versen zu zeichnen, nicht immer leicht mag zu vermeiden seyn. Im Ganzen spricht die Darstellung den Kenner jener Gegenden (der vaterländischen des Vfs.) recht freundlich an, und auch der Nichtkenner wird sich aus ihr eine Vorstellung entwerfen können, die theilweise seine Einbildungskraft fesselt. Sprache und Versbau sind fliessend.

Als ein gewandter, vielversuchter *Lyriker* zeigt sich der Vf. von Nr. 4., Hr. *v. Gaal*, unsers Wissens ein Unger, den frühe Bildung und Bekanntschaft mit deutscher Literatur zu vielfachen Versuchen in deutscher Sprache und Kunst veranlassten. Er giebt Erzählungen, Romanzen, Balladen, Legenden, Lieder, Elegieen, Epigramme und Gelegenheitsgedichte, von welchen wenige mittelmässig, die meisten so formgerecht, als anziehend durch interessanten Stoff, einige vollendet genannt werden können. — Es fehlt dem Vf. weder an kräftiger Imagination, noch Humor; weder an *Tiefe* des Gefühls, noch an Schalkhaftigkeit *und* Witz; indess verdirbt *dieser* zuweilen das Spiel des gefühlvollen Ernstes, wo er unberufen sich einmischt (wie am Schluss der Ballade: Sängerlohn); und *jene* tritt mitunter zu keck hervor, wie z. B. in dem Zwiegespräch zwischen Karl und Röschen, das allzusehr an Moschos „Satyr und das Mädchen" erinnert; oder in dem vierten Epigramm, wo der Vf. eine Aussicht beschreibt, die seine Einsicht lieber hätte verschweigen sollen. Am besten sagt uns Hr. *v. G.* in der poetischen Erzählung, der Ballade *und Romanze* zu, von denen wir einige in dieser Sammlung unbedenklich den bessern zuzählen möchten, welche der deutsche Parnass aufzuweisen hat. Aber auch unter den Liedern und Elegieen findet sich neben manchem Unbedeutenden (wie die Begegnung, das Mädchen am Bach u. a.) viel Gelungenes und durch Neuheit der Form und Materie Ansprechendes, wovon wir eins zur Probe mittheilen.

An

*) Anspielung auf die Knebel'schen Hymnen und Elegieen.

An die Geliebte.

„Seh' ich, von Goldgewölken rings besäumt,
Der Dämmerung die Morgenröth' entglühn,
Und wie, zu neuem Leben frisch entkeimt,
Dem Lichte jede Blum' entgegenblühn:
So ruf' ich wie entzückt zum Hochgesange,
O dass auch dich der Morgen hold umfange!

Berührt zephyrisch Säuseln mein Gesicht,
Wie holder Geister Nah'n aus besserer Welt,
Und nickt mir Halm und Busch im Rosenlicht,
Vom Thau, wie Freudenblicke, sanft erhellt;
Entwallt mir fromm der Wunsch getreuer Liebe:
O dass kein Thränchen heut dein Auge trübe!

Wiegt sanft und eben sich der heit're Bach,
Wie Unschuldsinn und des Zufriednen Glück,
Und äugelt durch belaubter Zweige Dach
Auf sein Geriesel mild der Sonne Blick;
So hallt es durch des Busens ganz Gesaite:
O dass so schön dir jede Stund' entgleite!

Schwebt dann das Licht hinab in's Abendland;
Hüllt sich, im Wandel der erhabnen Ruh,
In nächtiges Gedüft des Himmels Rand,
Und schliesset sich sein Segenauge zu;
So hallt mein Seelenruf noch in den Tönen:
So mög' auch dir den Tag die Ruhe krönen!"

Weniger glücklich scheint uns der Vf. im eigentlichen Gelegenheitsgedicht zu seyn; obwohl, streng genommen, jedes Poëm einer speciellen Veranlassung bedarf, und um so frischer und gediegener hervortreten wird, je mehr die Lust des Augenblicks zu seinen Schöpfungen anregte. Denn eben die zur Feyer des Namenstags einer edlen Freundin verfasste symbolische Scene: „die Farben" (wo Violett und Indigo, Blau und Roth u. s. w. personificirt auftreten, um der gefeyerten Dame viel Schönes zu sagen) ermangelt nicht nur der Klarheit und bestimmten Abgrenzung, in welcher jedes Kunstwerk, wenn es Eindruck machen soll, sich darstellen muss; sondern auch der innern Nothwendigkeit, indem, was *hier* gesagt und gemeint ist, leicht *überall* hinpasst und also nirgends recht an seinem Orte steht.

Die poetischen Gaben des *Vfs. von Nr. 5.*, Hn. *Trummer's*, bestehen meistens aus Charaden und Räthseln, die aber nicht gemein und gewöhnlich, sondern grösstentheils, nach Art der bekannten Schiller'schen in Turandot und andern ähnlichen, sinnvoll und von dichterischem Werthe sind. An diese reihen sich in bunter Menge allerley, theils eigene, theils englandischen und französischen Dichtern mehr oder minder glücklich nachgebildete lyrische Gedichte, Elegieen, Lieder, Parabeln, Gnomen, ernst- und scherzhafte Einfälle. Dass Alles so bunt durch einander geht, möchten wir tadeln; Hr. *Tr.* hätte jedes an seinen Platz stellen und die Sammlung in *verschiedene Abtheilungen* trennen sollen, um die Uebersicht zu erleichtern und dem Leser mehr Ordnung im Genuss zu verschaffen. Aus vielen von diesen Erzeugnissen weht ein phantasieenreicher, gebildeter Geist, dem es leicht wird, die Erscheinungen des Lebens und die Zustände seines Gemüths poetisch aufzufassen und in entsprechenden Bildern und Umrissen zu gestalten. Wird auch im Ganzen der Reichthum und die Tiefe der Anschauung vermisst, durch welche andere neuere Dichter, besonders *v. Platen*, sich auszeichnen: so fehlt es doch nicht an der Kraft und Innigkeit, die der entstehenden Geistesschöpfung das Siegel des Lebens und der Anmuth aufdrücken muss. Die bittern Ausfälle auf „den Corsen" und die schrecklichen Verwünschungen, die „dem Teufelskinde in die Hölle" (!) nachgeschickt werden, dürften die Leser dem Vf. gern erlassen haben. Die sanften Saiten der Lyra müssen nicht erbeben und zerrissen werden unter den Händen der Leidenschaft; die Regel des Schönen ist Maass und Harmonie. Für diese Misstöne entschädigen die Loblieder auf *Klopstock*, die der Vf. mit dankbarem Nachruf dem Unsterblichen spendet. Von den oben bezeichneten *Räthseln* theilen wir hier eins zur Probe mit, die Auflösung dem lusthabenden Leser überlassend.

Räthsel.

Ich bin unendlich oft auf dieser Erde,
In jeglicher Gestalt triffst du mich an,
Ob ich so häufig jenseits bleiben werde?
Noch kehrte Niemand, der das sagen kann.
Ich bin die Blume und ihr stilles Keimen;
Ich bin der Mensch mit allen seinen Träumen.
Ich bin die Welt; und wie sie seyn wird, wie sie war,
Bin ich und bin es lange schon gewesen.
Ja, du hast selbst von mir vielleicht in diesem Jahr,
An diesem Tage, jetzt vielleicht gelesen!"

Die edle *Verfasserin von Nr. 6.* können wir nicht anders, als mit dem Namen einer gefühlvollen Dichterin bezeichnen. Sie selbst, die diese aus dem Leben und Leiden ihres Gemüths hervorgegangenen Accorde „vor allzu schnellem Untergang in den Herzen ihrer Freunde bewahren und vielleicht auch in andern Gemüthern für Momente einen beschwichtigenden oder ermunternden Anklang erwecken wollte", drückt sich über ihren Dichterberuf *so* aus (Vorr. S. VI.): „mein Beruf zur Poesie kann Niemand unentschiedener dünken, als mir selbst, die ich nur dem innern Tact vertrauen muss, und von den eigentlichen Forderungen und Regeln der Dichtkunst auch nicht den fernsten Begriff habe. Aber, wenn das Bedürfniss, in der Einsamkeit auszusprechen, was mit Macht im Innersten der Seele erklingt, und was, im Entwickeln der geheimnissvollen Tiefe unsrer Natur in uns fortschreitet, und bald erhebend, bald beruhigend, bald fremde Gefühle zu den eigenen machend in uns waltet; wenn diese im Busen brennende Flamme, die sich an unsern besten Kräften nährt und sie läutert, statt zu verzehren, *Dichterweihe* ist: dann darf ich behaupten, dass sie, unbeschadet meiner Unkenntniss der metrischen Gesetze, mir in ihrem vollen Umfange geworden ist." In diesem Sinne und als „Abdruck ihres innern Wesens" haben denn auch diese Gedichte für verwandte Gemüther einen entschiedenen Werth. Man sucht und findet in ihnen die goldnen Jugendträume einer feurigen Phantasie, eines zartgestimmten weiblichen

chen Herzens; die Geständnisse einer durch die Wirklichkeit hart getäuschten edlen Seele; die verblühten Hoffnungen, die einem allzu kurzen Genuss des flüchtigen Lebensglücks folgten, und die würdige Resignation, zu welcher sich durch Glauben und Edelmuth das Edlere im Menschen zuletzt immer zu erheben weiss. — *Solche* Gedichte, die den Geist in erhabne Betrachtungen über die Natur und das Leben versenken, oder das Gemüth mit lebensgrossen Bildern ergreifen und nähren, sind es also *nicht*, und *sollen* es nicht seyn. Gewiss aber darf die Vfin., wie sie ohne Anmaassung wünscht, erwarten: dass diese Versuche „bey den vielfachen Verkettungen der oft heitern, oft düstern menschlichen Loose, manche ihnen ähnliche Stimmung *sanft* und *wohlthuend* berühren werden." Zum Schluss theilen wir eins der kürzesten derselben als Probe mit.

Morgenroth und *Abendroth*.

Hoffnung ist das *Morgenroth* der Freude,
Ach! auch *mir* erglüht' es einst so hell!
Doch es bleichte schon im *frühen* Leide
Und erlosch in Thränenschauern schnell!

Abendroth gleicht dem Erinnrungstraume,
Der, wenn längst die Lebenssonne schwand,
Dennoch in des Daseyns finsterm Raume
Ihren stillen Abglanz wieder fand.

Wie des Niederganges Purpurschimmer
Lange noch die öde Nacht *verklärt*,
Bleibt im Strahle der Erinn'rung *immer*
Mir das Traumbild bessrer Zeiten werth."

Chr. Schreiber.

BOTANIK.

HAMBURG, b. Perthes u. Besser: *Novitiae florae Holsaticae* sive Supplementum alterum primitiarum florae holsaticae *G. H. Weberi*. Auctore *Ernesto Ferdinando Nolte*, M. D. Professore botanices publ. extr. in Universitate Kilonensi, directore horti botanici. 1828. XXIV u. 82 S. gr. 8. (16 gGr.)

In der weitläufigen Vorrede dieser bey Popp in Kopenhagen gedruckten Schrift zählt der Vf. die zahlreichen Vorgänger auf, die, früher als er, Beyträge zu der von ihm beabsichtigten Flora der drey Herzogthümer Holstein, Schleswig und Lauenburg geliefert haben. Diese Uebersicht ist auch in literarischer Beziehung interessant, da sie mit bibliographischer Genauigkeit die betreffenden Werke nach der Reihefolge ihrer Erscheinung genau angiebt. Sie bietet dem Hn. *Nolte*, der sich im Besitze des Flügge'schen botanischen Nachlasses befindet, eine schickliche Gelegenheit dar, diejenigen Männer zu nennen, die ihn unterstützten. Um seine Befähigung zu dem Unternehmen zu beurkunden, für welches Vaterlandsliebe und die erhaltene Vorstandschaft des botanischen Universitätsgartens zu Kiel ihn begeistert, beschreibt er die von ihm seit zwanzig Jahren gethanen Wanderungen u. s. w. Nachahmungswerth bleibt das Vorhaben, mit der ihm anvertrauten öffentlichen Anstalt ein vaterländisches Normalherbarium zu verbinden. Ein jeder Florenschreiber sollte etwas Aehnliches thun. Wir möchten sagen, dass ihm diess als Pflicht obliegt, damit man über die Identität irgend einer gegebenen Pflanze urtheilen könne. Wahrlich, zu keiner Zeit möchte diess rathsamer seyn, als jetzt, wo die Sucht nach neuen Benennungen, *Oberflächlichkeit* und Eigendünkel Synonyme *wie Pilze* entstehen lassen und täglich die genaue Kenntniss der Arten mehr und mehr verwirren. Als Vorläufer des beabsichtigten grössern Werks, das ausser den drey Herzogthümern auch die Gebiete der Hansestädte Hamburg und Lübeck umfassen wird, nennt der Vf. hier 500 einheimische Phanerogamen, die fast alle seit 1780 entdeckt worden sind, in welchem Jahre bekanntlich die auf dem Titel erwähnten *Primitiae florae holsaticae*, Kiliae 8. erschienen; ein Werk, das man dem verstorbenen Dr. *F. H. Wiggers* zuschreibt, während es von dem ehrwürdigen Etatsrathe und Archiater *Georg Heinrich Weber* in Kiel herrührt. In der Vorrede wird behauptet, dass die *Flora* von Schleswig, Holstein und Lauenburg fast 1300 Phanerogamen aufzuweisen habe. Die seltnern werden auch nach den gemeinschaftlichen Standörtern zusammengestellt. Es ist bekannt, wie die Beschaffenheit des Standortes und die feststehenden geselligen Verhältnisse der Pflanzen oft auf interessante Entdeckungen führen, indem man mit Sicherheit aus der Betrachtung des Bodens und das Vorkommen gewisser Gewächse auf das nothwendige Vorhandenseyn Anderer schliessen kann. Mit Recht macht *Hr.* Prof. *N.* die Anfänger darauf aufmerksam. *Die Aufzählung* der Pflanzen selbst beurkundet den *scharfsichtigen*, mit den neuesten Forschungen vertrauten Botaniker. Es liegt in der Natur der Sache, dass nicht alle aufgezählte 500 Arten Stoff zu gelehrten Bemerkungen darbieten: denn es kommen darunter nicht wenige ganz bekannte und selbst einige angebaute oder verwilderte Gewächse vor. Jedenfalls macht diese kritische Behandlung der schwierigern einheimischen Arten begierig auf die von dem Vf. verheissene Flora. Es würde uns zu weit führen, *hier* in's Einzelne zu gehen, obgleich die Schrift *sehr* wichtige Notizen enthält. Da der Vf. die Umgebungen von Hamburg zu berücksichtigen gedenkt, so wird er wohl auch noch die von ihm in der Vorrede nicht genannte *Flora hamburgensis pharmaceutica* des Dr. *G. Eimbcke* zu Rathe ziehen müssen, die wir bey ihrem Erscheinen in diesen Blättern (A. L. Z. 1823. II. S. 526.) angezeigt haben.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1828.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

1) Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Caabi ben-Sohair carmen in laudem Muhammedis* dictum denuo multis conjecturis emendatum, latine versum adnotationibusque illustratum una cum *carmine Motenabbii* gratulatorio propter novi anni adventum et *carmine ex Hamasa* utroque inedito edidit *G. W. Freytag*, Dr. Prof. publ. ord. in univers. Boruss. Rhen. 1822. XXIV, 42, 28 S. 4.

2) Bonn, b. Weber: *Amrulkeisi Moallakah* cum scholiis Zuzenii e codicibus Parisiensibus edidit latine vertit et illustravit *Ern. Guil. Hengstenberg*. 1823. 63 u. 40 S. 4.

3) Ebendas., b. Marcus: *Carmen Abu Ltajjib Ahmed ben Alhosain Almotenabbii*, quo laudat Alhosainum ben-Ishak Altanuchitam, nunc primum cum scholiis edidit, latine vertit et illustravit *Antonius Horst*, Agrippinensis, Theol. Stud. 1823. IV, 56 u. 8 S. 4.

4) Ebendas., b. Ebend.: *Locmani fabulae* et plura loca ex codicibus maximam partem historicis selecta in usum scholarum arabicarum edidit *G. W. Freytag*. 1823. VI u. 88 S. 8.

5) Ebendas., b. Habicht: *Harethi Moallaca* cum scholiis Zuzenii e codicibus Parisiensibus, et *Abul olae carmina duo* inedita e codice Petropolitano edidit, latine vertit et commentario instruxit *Joannes Vullers*. 1827. XXV, 62 und 26 S. 4.

Die vorliegenden Ausgaben arabischer Schriften, welche grösstentheils poëtische Stücke enthalten, verdankt man alle der Thätigkeit des Hn. Prof. *Freytag*. Wenn gleich einige derselben zunächst von seinen Schülern herrühren, so wurden sie doch auf Antrieb und unter Aufsicht des Lehrers abgefasst. Das in der *ersten Schrift* enthaltene berühmte Lobgedicht auf Mohammed, verfasst von dessen Zeitgenossen *Kaab ben sohair*, ist von *Lette*, einem Schüler *Reiske's*, herausgegeben worden, jedoch auf eine so mangelhafte Weise, dass allerdings Grund genug zur Veranstaltung einer neuen Ausgabe vorhanden war. Hr. *Fr.* bemerkt, das Gedicht verdiene um so mehr Aufmerksamkeit, als in den übrigen bisher vorzüglich bearbeiteten alten arabischen Gedichten, nämlich den Moallakas, doch nur die Tapferkeit weltlicher Helden gepriesen werde, hingegen in dem Gedicht des Kaab ben sohair die Kraft des arabischen Religionsstifters. Dieser Umstand allein indess möchte wohl gerade nicht hinreichen, wie es dem Rec. scheint, dem Gedicht des Kaab ben sohair einen Vorzug vor den Moallakas zu sichern. In den Moallakas überlassen sich die Dichter doch mehr solchen Gefühlen, welche diesen Dichtern nach den Verhältnissen, in welchen sie lebten, natürlich und nothwendig waren. Sie schildern darin ihre Liebe, ihr Ross, ihre Wüsten, ihre Schlachten, ihre Leiden und ihre Freuden. Die Lobgedichte auf Mohammed, wenn gleich auch ihnen ein würdiger und dichterischer Charakter nicht abgesprochen werden kann, verlieren sich doch leichter in Hyperbeln, oder in ein gesteigertes Gefühl, welches wir nicht ganz theilen können; sie beschränken sich nicht immer darauf, dasjenige an Mohammed zu preisen, welches Achtung und Ehre verdient; sie wollen ihren Helden in jeder Rücksicht verherrlichen. Doch ist es gewiss, dass auch diese Gedichte poetische Schönheiten enthalten, und das auch zu dieser Gattung gehörende Gedicht *El borde* ist hinlänglich bekannt als ein solches, welches durch edlen Schwung und kräftigen Ausdruck sich auszeichnet. Hr. *Fr.* bemerkt zuerst Einiges über die Ausgabe von *Lette*. Auf der Rathsbibliothek zu Leipzig befand sich eine Handschrift des Gedichts. Diese schrieb *Reiske* ab, und theilte seine Abschrift seinem Freunde *Lette* mit, nebst manchen Scholien und Bemerkungen. Als *Lette* darauf nach diesen Hülfsmitteln das Werk herausgab, beschwerte *Reiske* sich über Treulosigkeit des Freundes und tadelte die Ausgabe, besonders die Wörtlichkeit der Uebersetzung, indem diese dadurch unverständlich geworden sey. Er gab selbst eine Probe einer andern Uebersetzung, welche denn desto paraphrastischer ausfiel. Dieses Paraphrasiren herrscht auch in *Reiske's* Uebersetzung des Abulfeda, nicht nur in der Uebertragung der von Abulfeda angeführten Gedichte, sondern selbst in dem Wiedergeben der ganz einfachen Prosa des Abulfeda, so dass man oft wirklich Mühe hat, sich aus der Reiske'schen Uebersetzung hineinzufinden in den arabischen Text. *Reiske* geht überall absichtlich darauf aus, den arabischen Ausdruck zu verlassen, auch da, wo es gar nicht nöthig ist. Die Ausgabe von *Lette* enthält nun Manches, was eigentlich *Reiske* zuzuschreiben ist, und Anderes, was von *Lette* selbst herrühren mag. Aber eine Sonderung dieser beiden Bestandtheile in dem

m Buche ist gar nicht möglich; *Lette* hat *Reiske's* genthum von dem seinigen nirgends geschieden. doch den Hauptfehler der Lette'schen Ausgabe hat *iske*, wie *Fr.* richtig bemerkt, am wenigsten ge- zt: nämlich die ausserordentliche Fehlerhaftigkeit s arabischen Textes sowohl in den Versen, wie in n Scholien. Diese Fehler möglichst zu berichti- n, war nun ein Hauptzweck des Hn. *Fr.*; er hatte ar keine Handschrift, welche er dabey benutzen nnte: allein eine genaue Beachtung der Gramma- t, des Sprachgebrauchs und der Prosodie konnten ion sehr viele Berichtigungen an die Hand geben. ırch die Anwendung dieses Hülfsmittels hat denn ch der neue Herausgeber sehr viel geleistet und uns nen bedeutend verbesserten Text geliefert. Er be- nnt selbst, dass er es jedoch sich nicht anmasse, behaupten, überall den rechten Text wiederher- stellt zu haben, da sich diess durch blosse Conjectu- lkritik nicht erreichen lasse. Er bemerkt, wie ichtig es sey, bey der Herausgabe arabischer Ge- chte sorgfältig auf das Metrum zu achten, und ebt Beyspiele davon, indem er mehrere Verse in druckten arabischen Gedichten verbessert. Hier- f giebt er einige Nachrichten über die Lebensum- nde des Dichters Kaab ben sohair, eines Zeitge- ssen Mohammeds, welche aus einer Gothaischen ndschrift geschöpft sind. Hr. *Fr.* nennt diese Hand- hrift immer schlechthin das *Kitâb el âgâni* des *El* *ähâni*, und auch in mehrern spätern Werken hat an die Handschrift mit diesem Namen bezeichnet. dess ist die Gothaische Handschrift sehr verschieden n dem wirklichen Kitâb el âgâni, welches sich zu ris befindet. Die Gothaische Handschrift ist nur, ie Rec. aus eigner Benutzung derselben weiss, ein r verkürzter und umgearbeiteter Auszug aus dem irklichen Kitâb el âgâni. Dieser Auszug ordnet die chter nach dem Anfangsbuchstaben ihrer Namen habetisch, welches in dem wirklichen Kitâb el âni gar nicht der Fall ist; viele Dichter lässt der iszug ganz weg. Der Text des Auszugs ist biswei- n so sehr contrahirt, dass der deutliche Zusammen- ng darunter leidet, und er scheint öfter auch in drer Hinsicht flüchtig geschrieben zu seyn, wovon c. sogleich ein Paar Beyspiele anführen wird. an überzeugt sich leicht von dieser Beschaffenheit r Gothaischen Handschrift, wenn man sie mit der riser vergleicht. Auch der Eingang der Gothai- ıen Handschrift lehrt schon, dass sie nur ein Aus- g sey; und daher hat dieses nun auch Hr. *Möller* merkt in seinem Catalog der Gothaischen Hand- riften.

Der Dichter Kaab ben sohair ward auf einem ldzuge zugleich mit dem arabischen Helden und chter Seid el chail gefangen genommen. Der Name id el chail bedeutet *Seid der Rosse*, und der Held rte ihn, weil er viele und berühmte Rosse besass. ehrere derselben hat er auch in seinen Gedichten herrlicht. Mohammed sagte nachher: dieser Held le nicht mehr heissen Seid el chail, sondern Seid chair, d. i. *Seid der Wackern*. Hr. *Fr.* führt S. XV und XVI einige Notizen über diesen Helden aus der Gothaischen Handschrift an. Man sieht daraus, wie die Lesearten dieser Handschrift abweichen von dem Pariser Kitâb el âgâni. Zuerst kommen einige genealogische Nachrichten über Seid el chail. Unter seinen Vorfahren befindet sich auch der Araber, welcher den Beynamen Tajji طيّ erhielt, und nachher diesen Namen auf einen ganzen arabischen Stamm übertrug. Der eigentliche Name dieses Mannes lautet nun hier bey *Fr.* Halfah; der Verfasser schreibt: *Halfah, et hic est Thai.* Allein wenn man das Pariser Kitâb el âgâni vergleicht in dem Artikel des *Seid el chail*, so findet man, dass der wirkliche Name jenes Mannes nicht *Halfah* war, sondern *Dschulhume* جُلْهُمَة. Eben diese Schreibart des Namens hat das Pariser Kitâb el âgâni auch in dem Artikel des Hâtem Tâi, weil auch in diesem Artikel die genealogische Ableitung auf den Dschulhume, genannt Tajji, zurückführt. Auch das Wörterbuch Kamûs enthält das Wort Dschulhume جُلْهُمَة, welches unter Andern *Flussufer* bedeutet; aber das Wörterbuch bemerkt dabey, dass das Wort auch als *nomen proprium* gebraucht werde. Die Gothaische Handschrift hat daher den richtigen *Dschulhume* nur durch Flüchtigkeit in einen *Halfah* verwandelt. Der Sohn des Dschulhume Tajji heisst bey *Fr.* Alauhts; aber das Pariser Kitâb el âgâni hat sowohl im Artikel des Seid el chail, wie im Artikel des Hatem Tâi, den gewiss richtigen Namen *El gauth* mit einem Gain الغوث. Hr. *Fr.* führt auch die Namen von sechs Pferden des Seid el chail an; der Name des sechsten Pferdes ist bey ihm *Dsâmûl*. Allein statt dessen lautet dieser Name in dem Pariser Kitâb el âgâni *Dewûl* دَؤُول oder دَوُول. Dass diess die richtige Leseart sey, ergiebt sich daraus, dass die Pariser Handschrift auch einen Vers hinzufügt, in welchem Seid el chail dieses Pferdes gedenkt. In diesem Verse ist der Name des Pferdes wiederum Dewûl geschrieben. Der Vers lautet also:

فاقسم لا يفارقني دَوُول
اجول به اذا كثر الضراب

Ich schwör's! Nie weicht von mir Dewûl!
Auf dem ich stürm', wenn tobt die Schlacht.

Schlagen wir Rasmussens *Additamenta ad historiam Arabum* pag. 23 auf, so finden wir auch dort den Namen des Pferdes richtig Dewûl دول geschrieben. Dieser Name Dewûl ist vielleicht abzuleiten von dem Verbo دَأَلَ, *traben*, also دَؤُول, *Traber*. Bey Rasmussen stehen übrigens nur vier der sechs Pferdenamen.

Der

Der Vater des Seid el chail heifst bey *Fr. Mohallel*; in der Parifer Handfchrift heifst er Mohalhel, مهلهل; ebenfo auch bey Rasmuffen. Einer der Vorfahren des Seid el chail heifst bey Hn. *Fr. Nahb*; in der Parifer Handfchrift lautet diefer Name *Nebhân*, نبهان. Den Namen Nebhân hat auch der Kamûs im Artikel نبه, und nennt p. 166 den Seid el chail: النبهانى, den Nebhaniten. Ebenda nennt ihn der Kamus auch بن منهب, *ben munhib*; diefen Vorfahren hat auch die Parifer Handfchrift; ftatt deffen fteht bey Hn. *Fr. ben Fahm*.

Das Gedicht des Kaab ben foheir hat in Anfehung des Inhalts Aehnlichkeit mit den Moallakas; doch ift es etwas kürzer, als jene. Der Dichter beginnt mit der Erwähnung feiner Geliebten, welche Soâd heifst, und gedenkt der Trauer, mit welcher ihre Abreife ihn erfüllte. Er fagt dann, dafs fie fich jetzt in einer fernen Gegend befinde, wohin den Reiter nur rüftige Saumthiere trügen. Diefs führt ihn auf eine Schilderung feines eigenen Saumthieres. Diefe beiden Gegenftände werden gewöhnlich in den Moallakas berührt. Dann gedenkt er feiner Mutter, welche wegen der Erhaltung des Sohnes mit Sorgen erfüllt war, und diefs führt ihn auf die Erwähnung des Schutzes, welchen Mohammed ihm zugefagt hatte. Er fchliefst dann mit dem Preife der Eigenfchaften Mohammed's, und fucht fich dadurch die Haltung des Verfprechens von Seiten Mohammed's zu fichern. Des Herausg. Ueberfetzung folgt getreu dem arabifchen Texte, und ift weder zu paraphraftifch, noch zu dunkel. Nur der erfte Vers fcheint ein wenig zu wortreich wiedergegeben zu feyn. Er lautet bey Hn. *Fr.*: *Abiit Souada, et cor meum hodie afflictum (eft), veftigia ejus fequi tamquam fervus coactum, et non redemtum e captivitate, compedibus vinctum.* Vielleicht könnte man ftatt deffen fagen, ohne ein Wort des arabifchen Textes zu übergehen:

difceffit Soad, propterea que cor meum moerens abripitur in ejus veftigia, neque folvitur vinculis.

بانت سعاد فقلبى اليوم متبول
متيم اثرها لم يفد مكبول

Es kann nicht von dem Ueberfetzer verlangt werden, dafs er die Nebenbedeutungen jedes arabifchen Wortes mit ausdrücke; es genügt, wenn er nur den Sinn, welchen das Wort gerade an diefer Stelle hat, bemerkbar macht. Indefs wird hier das Urtheil über das *Zuviel* und das *Zuwenig* wohl immer hauptfächlich von dem Gefühl des Einzelnen abhangen. Die vom Herausg. beygefügten Anmerkungen geben hauptfächlich Rechenfchaft von den kritifchen Berichtigungen, welche der Text in diefer Ausgabe erhalten hat. Indefs find auch andere fchätzbare Erläuterungen beygefügt, zum Theil aus dem Gothaifchen Auszuge des Kitâb el âgâni. In diefen Anmerkungen hat *Fr.* die arabifchen Worte unpunctirt gelaffen und deren Ausfprache mit lateinifchen Buchftaben beygefügt, wo es auf den Unterfchied der Formen durch die Vocalifation ankam. Das angehängte Gedicht des Motenabbi enthält einen Glückwunfch zum Antritt des neuen Jahrs, gerichtet an den Fürften *Mohammed ben el Hoffein*, und ift auch vom Herausg. mit Erläuterungen begleitet worden. Dann folgt noch ein kleines Gedicht aus der Hamafa, verfafst von dem Dichter *Efchdfcha ben bekr effulami*. In dem Parifer Kitâb el âgâni findet man das Leben eines Dichters *Efchdfcha ben amr effulami* aus El jemâma. Rec. weifs nicht, ob diefer einerley ift mit jenem. In dem Gothaifchen Auszuge des Kitâb el âgâni findet fich blofs ein Efchdfcha ben amr effalami.

In der Schrift Nr. 2. erhalten wir eine neue Ausgabe der fchönen Moallaka von Amrulkeis. Diefes Gedicht, welches fich eben fo fehr durch lebhaftes Gefühl, wie durch fchöne Naturfchilderungen, unter andern die des Gewitters auszeichnet, ift gleichfalls durch *Lette* früher herausgegeben worden. *Reiske* tadelte auch diefe Arbeit *Lette's* fehr bitter, bekannte indefs fpäter, dafs er doch etwas ungerecht gegen *Lette* gewefen fey. Die Lettifche Ausgabe ift allerdings ziemlich mangelhaft, wie fie nothwendig ausfallen mufste, nach dem Maafse arabifcher Sprachkenntnifs, welches *Lette* befafs. Wir find daher Hn. *H.* Dank fchuldig dafür, dafs er uns einen verbefferten und fehr fchön gedruckten Text mittheilte. Er ift entlehnt aus der beften Parifer Handfchrift der Moallakas und mit den arabifchen Scholien des Sufeni begleitet. Hr. *H.* hat *Prolegomena* vorangefendet, in welchen er von den Moallakas überhaupt und der des Amrulkeis insbefondere handelt, und zeigt dabey viele Belefenheit. Ueber das Leben des Dichters giebt er Nachrichten, welche zum Theil aus dem Gothaifchen Auszuge des Kitâb el âgâni gefchöpft find. Ueber den Inhalt der arabifchen Gedichte, welche den Namen *Kaffide* führen, und deren Charakter Einige zu befchränkt durch den Ausdruck *Lobgedichte* haben bezeichnen wollen, bemerkt *H.* richtiger: *Intra nullius argumenti fines hoc genus reftrictum eft, fed vel praecepta, vel querimoniam, vel laudationem, vel delicias ac lufus, vel vituperationem poteft complecti. Hujus generis poemata debent effe modicae magnitudinis. Raro fupra centum verfus progrediuntur et confiftunt infra viginti. Lette's* Ueberfetzung des Gedichts ift kurz und gedrungen, und zeichnet fich dadurch wirklich vortheilhaft aus vor den fchwülftigen Praphrafen, welche man aus damaliger und auch aus fpäterer Zeit öfter erhalten hat. Die Ueberfetzung von *H.* ift auch in dem kürzern Stile abgefafst. Zur Vergleichung mit der Lettifchen theilen wir eine Probe mit. Der Dichter erwähnt das Dunkel der Nacht, in welchem er oft feine Unternehmungen ausführte.

Let-

Lette.

44. *Saepe nox instar fluctuum maris, quae laxabat lacinias suas*
Super me, ut diversis sollicitudinibus me tentaret.
45. *Et dixi ei, quum extendisset lumbum suum,*
Et posticas partes; et pectore procubuisset:
46. *Ne, o tu Nox longa, ne discutiaris*
Per auroram: nam aurora te non esset melior.
47. *Formidulosa nox! cujus stellae videbantur*
Validis vinculis religatae esse in monte Jedsbel.
48. *Perinde ac si Pleiades adfixae essent stationi suae*
Funibus lini duros ad silices.

Hengstenberg.

44. *Saepe jam nox, fluctibus maris similis, super me demisit velamenta sua, cum variis curarum generibus, ut me tentaret.*
45. *Dixique ei cum protenderet lumbum suum et sequi faceret partem posticam et pectus averteret:*
46. *Nonne tu, o Nox longa, nonne discutieris per Auroram? At vero Aurora te non est melior.*
47. *O noctem mirabilem, cujus stellae videntur alligatae funibus lini duros ad lapides!*

Einer dieser Lettischen Verse fehlt bey *H.*, weil derselbe nur diejenigen Verse in seinen Text aufnahm, welche die Textesrecension des Scholiasten Suseni enthält. Daher sind auch die Verse bey Hn. *H.* eigentlich mit andern Zahlen bezeichnet, nämlich mit 42 bis 45. Rec. hat auch aus der Pariser Handschrift das Gedicht mit dem Commentar des Suseni abgeschrieben, und Hn. *Hengstenberg's* Druck mit der Handschrift sehr übereinstimmend gefunden. Im Eingange der Handschrift stehen am Rande einige kleine Notizen über die Lebensverhältnisse des Dichters, welche, soviel Rec. bemerkt hat, von *H.* nicht aufgenommen sind. Wir wollen eine davon zur Probe hier mittheilen:

هو امرى القيس بن حجر بن عمر الكندى وهو من اهل نجد من اهل الطبقة الاولى وهذه الديار التى وصفها فى شعره هى ديار بنى اسد قال لبيد بن ربيعة اشعر الناس ذو القروح يعنى امرى القيس وملك حجر بنى اسد فكان ياخذ منهم شيا معلوما فامتنعوا منه فسار اليهم فاخذ سرواتهم وقتلهم بالعصى فسموا عبيد العصا.

S. 5 sagt Hr. *H.*: *de etymologia nominis* (*Amrulkeis*) *vide notam marginalem, quae excipit Zuzenii praefationem.* Rec. hat im Buche keine solche Note am Schluss der Vorrede des *Súseni* finden können; in der Pariser Handschrift steht im Eingange am Rande folgende kleine etymologische Notiz über den Namen des Dichters:

وقيل امرى القيس هو اسم علم مركب من امرى الرجل وقيس وهو الشدة وقيل كان صنما والمراد به امرى القيس هنا الشاعر المشهور صاحب لوا شعرا الجاهلية يوم القيمة وقايدهم الى النار d. i. „Man sagt, Amri el kais sey ein *nomen proprium*, zusammengesetzt aus امرى, welches *Mann* bedeutet, und قيس, welches *Gewalt* bedeutet; auch sagt man, letzteres sey Name eines Götzenbildes gewesen. Hier aber ist gemeint Amri el kais, der berühmte Dichter, der Bannerträger der heidnischen Dichter am Tage der Auferstehung, welcher sie anführen wird, wenn es hingeht zum Feuer."

(*Der Beschluss folgt.*)

STATISTIK.

(Ohne Verlags- u. Druckort): *Aphorismen über die Justiz-Einrichtungen des Kantons Aargau.* 1827. VI u. 36 S. 8. (6 gGr.)

Die Kleinheit des Staats und die daraus sich ergebende Nothwendigkeit der Sparsamkeit im Staatshaushalte hat den Rath dieser Republik auch bey der neuesten Einrichtung des Justizwesens bewogen, bey der uralten Sitte zu beharren, nach welcher bey der Besetzung der Richterstellen das allgemeine, auf Rechtschaffenheit und Geschäfts-Erfahrung begründete Vertrauen entscheidet und kein Ausweis über die besondere Geschicklichkeit und Tauglichkeit zum Richteramte weiter erheischt wird. Um Bezirksrichter werden zu können, ist gesetzlich nur erforderlich das Activbürgerrecht, ein Alter von 25 Jahren und Unbescholtenheit, oder wie das Gesetz sich nur ausdrückt, „dass der zu Wählende kein Bevogteter oder Criminalisirter sey." Die dreyzehn Männer aber, aus denen das Obergericht besteht, müssen „Mitglieder, oder während 5 Jahren Actuarien einer obern gerichtlichen Behörde, oder während eines gleichen Zeitraums Mitglieder oder Actuarien eines Bezirksgerichts gewesen seyn, oder in einer Rechtsschule die Rechtswissenschaft studirt, oder dieselbe während 5 Jahren im Kanton durch eine unbeschränkte Anwendung ausgeübt haben." Allerdings ist das, was solchergestalt das Gesetz verlangt, sehr wenig; allerdings ist dadurch die Gefahr einer allgemeinen Rechtsunsicherheit herbeygeführt; allerdings hat der Vf. ganz Recht, wenn er behauptet, dass diejenigen, welche die Gesetze am gründlichsten kennen und am genauesten beobachten, am meisten die Erfahrung machen werden, von unwissenden Richtern gemeistert und verurtheilt zu werden. Unsre Altvordern nahmen zwar die Beysitzer ihrer Gerichtsversammlungen ebenfalls aus dem Volke; aber nur solche, welche durch lange und häufige Beywohnung der Gerichtsversammlungen und durch Theilnahme an den Geschäften derselben sich den Ruf ausgezeichneter Rechtskenntnisse erworben hatten. Nur solche sollten zu Schöffen erwählt werden, und Karl der Grosse hatte sein besondres Augenmerk darauf, die unwissenden Schöffen aus den Gerichten zu vertreiben. Der Vf. eifert mit vollem Rechte gegen die Geringschätzung der Rechtspflege in seinem Vaterlande, welche aus der Qualification der Richter hervorgeht:

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1828.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

1) HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Caabi ben-Sohair carmen in laudem Muhammedis* dictum denuo multis conjecturis emendatum — — edidit *G. W. Freytag* etc.

2) BONN, b. Weber: *Amrulkeisi Moallakah* cum scholiis Zuzenii e codicibus Parisiensibus edidit latine vertit et illustravit *Ern. Guil. Hengstenberg* etc.

3) *Ebendas.*, b. Marcus: *Carmen Abu Ltajjib Ahmed ben Alhosain Almotenabbii*, — — nunc primum cum scholiis edidit *Antonius Horst* etc.

4) *Ebendas.*, b. Ebend.: *Locmani fabulae* et plura loca ex codicibus maximam partem historicis selecta — — edidit *G. W. Freytag* etc.

5) *Ebendas.*, b. Habicht: *Harethi Moallaca* cum scholiis Zuzenii e codicibus Parisiensibus et Abul olae carmina duo inedita e codice Petropolitano edidit — — *Joannes Vullers* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In der Schrift Nr. 3. hat Hr. *Horst* ein Gedicht des berühmten Motanabbi mit arabischen Scholien herausgegeben, und sowohl das Gedicht wie die Scholien übersetzt und erläutert. Das Gedicht ist gerichtet an einen Freund des Dichters, nämlich an den *Hossein ben ishâk*, welcher zu Laodicea wohnte. Der Dichter beginnt mit der wehmüthigen Erinnerung an den Schmerz, welchen das Scheiden von geliebten Freunden erregt, und mit dem Gedanken an den Wechsel menschlicher Schicksale. Er schildert dann, wie er muthig Wüsten durchzogen sey, froh durch den Gedanken, bald den Freund wieder zu erreichen. Er preiset dann die Freygebigkeit und die Tapferkeit des Freundes und schliesst mit der Betheurung, dass dieses Freundes Wohnung alle Wünsche des Dichters umschliesse. Der Dichter sagt, indem er den Ritt durch die Wüste zu dem Geliebten erwähnt und dessen Freygebigkeit vergleicht mit der freygebig Regenschauer spendenden Gewitterwolke:

6. Frag die Wüst', ob Elfen uns erreichen,
Ob der Strauss gleich unsrem Saumthier eilt!
7. In der düstern Nacht wies uns die Wüste
Oft dein Antlitz als das Leitungszeichen;
8. Nur dein Antlitz scheuchte fort das Dunkel,
Rüst'ges Thier nur trug hindurch den Reiter,
9. Und das Rütteln, das den Schlaf verjagte,
Dass ich müd' im Bügel mürbem Kleid glich.
10. Hossein wird besungen, und das Thier hebt
Froh das Haupt empor zu Deck' und Sattel,
11. Er, bey dessen Tritt die Erd' erzittert,
Und die hohen Berge rings erbeben;
12. Der wie schwarz Gewölk ist lieb und furchtbar;
Lieb sind Schauer, furchtbar sind die Blitze;
13. Doch Gewölk entfleucht, und Hossein bleibet,
Jenes lügt auch, dieser ist stets treu.
14. Flieht er auch, und will vergessen seyn,
Sind doch Ost und West voll seines Lobes.

Der Dichter beschliesst sein Lied, indem er den Freund anredet mit diesen Worten:

23. Dich preist Sag', so lange Sterne blitzen,
Dich singt Lied, so lang' der Osten flammt.
24. Wem du wehrst, dem schenkt das Schicksal nicht,
Nicht wehrt dem das Schicksal, dem du schenkst;
25. Nicht zerreisst die Zeit, was du verbindest,
Nicht verbindet Zeit, was du zerreissest.
26. Heil dir! andrer such' bey andrem Glück;
Andrer such' sich nicht Laodicäa;
27. Sie ist Ziel mir, Wunsch dein Antlitz mir,
Welt dein Haus, und du der Schöpfung All!

d. h.: in dir vereinigt sich für mich die ganze Welt.

Des Herausg. Meinung von der Poesie des Motanabbi geht dahin, dass Motanabbi allerdings unter den arabischen Dichtern zu den ausgezeichneten gehöre, jedoch nicht zu den vorzüglichsten, indem mehr Kraft und Natürlichkeit, als bey ihm, gefunden werde bey den Dichtern der frühern Zeiträume: *Non deprehenditur in ejus carminibus neque ea vis in cogitando atque dicendo, quae invenitur in Lebidi, Amrui ben Kelthumi, praecipue vero Antarae Moallaka; neque suavis ac lepidus ille dicendi modus, qui reperitur in Taraphae, praesertim vero in Amru'lkeisi Moallaka; neque denique delectus ille tum sententiarum, tum imaginum, tum verborum, qui placet in omnibus illis Moallakis. Quamquam vero haec ita sint, quae veritatis causa scripsi, ne quis nimia laude extollatur, qua non dignus, ne gloria aliis detrahatur, quae utique illis ferenda est: tamen Motanabbi poeta non contemnendus est; ipsi est etiam sua laus.* Rec. kann diesem Urtheile im Allgemeinen nur beypflichten, da er es selbst bey mehrern Gelegenheiten geäussert hat. Hr *H.* bemerkt auch nicht mit Unrecht, dass der Unterschied, welcher zwischen den Dichtungen Motanabbi's und denen der ältern Dichter bemerkt werde, in der Verschiedenheit der bürgerlichen Verhältnisse der Araber in den beiden Zeiträumen ihre Ursache habe, indem die frü-

frühern Dichter das freyere Leben in der Wüste führten, die spätern hingegen dem Zwange einer mehr cultivirten Gesellschaft unterworfen waren. Gänzlich können zwar solche äussere Verhältnisse den Geist des Dichters wohl nicht beherrschen, aber einen bedeutenden Einfluss üben sie gewiss immer aus. Auch andre Umstände noch wirkten mit zur Veränderung der arabischen Poesie in der spätern Zeit. Ueber den Charakter des Motanabbi urtheilt Hr. *H.* mit vieler Billigkeit, und wie uns scheint, ganz richtig; er vertheidigt den Dichter gegen die einseitigen und leidenschaftlichen Anklagen, welche von *Reiske* und Andern gegen ihn erhoben worden sind. Motanabbi starb den Tod eines Helden im Gefecht. Hr. *H.* theilt über das Leben Motanabbi's einige ausführlichere, zum Theil aus Handschriften geschöpfte Erörterungen mit. In der lateinischen Uebersetzung der arabischen Scholien hat er die arabischen Worte, welche im lateinischen Texte stehen bleiben mussten, weil sie erklärt werden, ohne Vocale drucken lassen, ohne Zweifel, um den Druck zu erleichtern. Rec. würde es jetzt immer vorziehen, diese Worte mit ihren Vocalen zu versehen; denn gerade hier sollen bestimmte grammatische Formen bezeichnet werden, und diese werden doch erst durch die Vocale erkennbar gemacht. Dass der Leser selbst sich erst diese Vocale suchen soll, welche doch in manchen Fällen bey der ersten Betrachtung des Worts zweifelhaft erscheinen können, ist eine eigentlich nicht ganz zu rechtfertigende Zumuthung. Wenigstens liest man einen Text mit dem meisten Vergnügen dann, wenn man am wenigsten noch hinzu zu suchen hat. In den Nachrichten über Motanabbi kommt unter anderm folgender Vers des Motanabbi vor:

رأيت الموت عندك
احب من الحياة بعدك

welchen Hr. *H.* übersetzt: *mors jucundior apud te mihi videbatur, quam vita procul a te.* Indess bedeutet das Wort بعدك in diesem Zusammenhange gewöhnlich *post te, post defunctum te, tibi superstes.* Dieser Sinn möchte auch hier ganz passend seyn, zumal da *Seif eddaula* hierauf erwiedert: بل يطيل الله عمرك d. i. „Keineswegs! möge im Gegentheil Gott dein Leben verlängern"; d. i. wenn ich auch aus der Welt gehe, so magst du immerhin auch noch nach mir leben.

In der Schrift Nr. 4. wollte Hr. *F.* einige für den Unterricht der Anfänger passende Uebungsstücke herausgeben, und zugleich einige noch nicht gedruckte nützliche historische Abschnitte bekannt machen. Er sagt: *in quo libello edendo duplex nobis causa erat, una, ut parvis sumtibus comparari posset liber, qui rudimentis harum litterarum docendis satis faceret, altera, ut ex scriptoribus vel parum notis vel omnino ignotis loca quaedam historiae Orientis utilia evulgarentur, quo harum litterarum studiosi, quid boni in scriniis lateret, cognoscerent, eoque majore hujus linguae utilissimae desiderio incenderentur.* Allerdings ist ein solches Buch für Anfänger nicht überflüssig, ungeachtet wir mehrere grössere und kleinere in Deutschland erschienene Chrestomathieen haben. Einigen dieser Chrestomathieen fehlt ein richtiger Text, vorzüglich eine richtige Vocalisation; andern fehlt es an einer passenden Auswahl der Stücke; andern, und leider den meisten, an einem beygefügten *vocabulario;* einigen endlich an allen diesen drey Erfordernissen. Der Mangel der *vocabularia* ist besonders fühlbar, weil der Anfänger im Arabischen fast ausser Stande ist, ein Wörterbuch erhalten zu können. *Sacy's* Chrestomathie ist ein Meisterwerk, kostet aber nicht weniger als 21 Rthlr. und hat kein Glossarium. Hr. *F.* liefert uns hier zuerst die Fabeln des *Lokman.* Diese sind freylich schon sehr oft gedruckt worden, selbst in der neuesten Zeit wieder durch *Bernstein* und *Oberleitner.* Ihr Text wimmelte früher von Fehlern aller Art; Hr. *F.* hat das Verdienst, hier einen sehr gereinigten Text zu geben. Manche Fehler, die noch in den neuesten Ausgaben standen, sind hier berichtigt worden. S. 13 Z. 3 steht gedruckt ٱعْتَجِبُ *ich verwundere mich,* mit dem Zeichen Wesla über dem Eliph. Ebenso ist auch in Hn. *Bernstein's* Ausgabe gedruckt. Die achte Conjugation nimmt freylich Wesla über ihr Eliph *prostheticum.* Aber in der ersten Person *singularis futuri,* wo zu dem Eliph *prosthetico* noch das starke Eliph *personae primae singularis* kommt, wiewohl statt der beiden Eliph nur eins geschrieben wird, kann das Wesla nicht bleiben, sondern es muss Hamsa und Fatcha über das Eliph gesetzt werden, also أَعْتَجِبُ. So steht auch S. 15 Z. 4 ٱلْتَمِسُ *ich begehre,* mit Wesla über Eliph; aus dem eben angeführten Grunde ist dafür wohl zu setzen أَلْتَمِسُ. Auf die Fabeln des Lokman folgt ein Abschnitt aus dem historischen Werke des *Fachr eddín errási,* aus welchem auch *Sacy* in seiner Chrestomathie etwas mitgetheilt hat. Der hier gegebene Abschnitt enthält Nachrichten über die einfache und schlichte Regierungsweise der ersten Chalifen. Fachr eddín sagt: „wisse, dass die Herrschaft dieser Männer nicht gewesen ist nach der Weise der weltlichen Herrschaften; sie war vielmehr ähnlich den prophetischen Angelegenheiten und den Dingen des zukünftigen Lebens. Dahin gehört, dass das Aeussere dieser Chalifen das Aeussere der Propheten war, und ihr Wandel der Wandel der Frommen; ihre Siege aber waren die Siege grosser Könige. Ihr Aeusseres war die Rauhheit in der Lebensart und die Dürftigkeit in Speisung und Kleidung; es ging ihrer einer auf den Gassen zu Fuss und hatte einen alten ausgebesserten Mantel um, welcher nur bis an die Hälfte des

Beins herabhing. An den Füfsen hatte er Sandalen und in feiner Hand trug er einen Riemen. Wem Züchtigung gebührte, der empfing fie von ihm. Ihre Speife war von der geringften der Speifen ihrer Armen. — Der Beherrfcher der Gläubigen Ali, welcher gegrüfset fey, befafs grofse Güter, aber er verwendete fie alle für die Armen und die Schwachen; er und die Seinigen begnügten fich mit einem groben Kleide von Baumwolle und mit einem Stück Gerftenbrot. Was aber ihre Siege und ihre Feldzüge anbetrifft, fo gelangten ihre Reiter bis gen Afrika, und in die Enden von Choraffan, und gingen über den Oxus hinaus. Denn Obeid alla ben el abbas ftand der Statthalterfchaft von Samerkand vor. Und alldort ftarb er und ward beftattet dort." Das Wort تاسومة hat Rec. nur aus Conjectur durch *Sandalen* überfetzt; es ift ihm unbekannt. Das Wort *Riemen* hat Hr. *Fr.* punktirt درة; der Kamus hat درة.

Es folgen dann noch einige Nachrichten über die Eroberung von Perfien und die Einrichtung der Soldregifter ديوان für die Moslemen, welche unter dem Chalifen Omar eingeführt wurden. Hieran fchliefst fich ein Abfchnitt aus einer Gothaifchen Handfchrift, welche betitelt ift: *Gefchichten abgefonderter Dynaftien*, und verfafst von Dfchemal eddin abul hoffein ben gafi. Der hier mitgetheilte Abfchnitt enthält die Gefchichte einer bisher noch wenig bekannten kleinen Dynaftie in Perfien, welche von A. H. 285 bis 317 regierte. Sie führt den Namen der Sadfchiten, الدولة الساجية. Einige Wörter im Texte ermangelten der diakritifchen Punkte; Hr. *Fr.* liefs fie auch in diefer Befchaffenheit, und bemerkt darüber: *Quum in permultis locis codex careret punctis diacriticis ad legendum necesfariis, nonnulla loca, ut erant in codice, immutata relinquere placuit; nam juvenibus conjiciendi occafionem eripere nolui.* Hieran fchliefst fich ein Abfchnitt aus der Gefchichte von Aleppo, von *Kemâl eddin*, aus welcher Hr. *Fr.* bekanntlich fchon mehrere intereffante Bruchftücke mitgetheilt hat. Diefer Abfchnitt enthält die Regierung des Fürften *Said eddaule*, welcher von A. H. 381 bis 392 regierte; und dann auch noch einen Theil der Regierung des *El melik ennâffer* von A. H. 634 bis 641. Den Befchlufs machen drey Erzählungen aus dem moralifchen Roman *Fakehet el cholafa* von Ebn arabfcha. Diefes Werk ift in dem künftlichen rhythmifchen Stile gefchrieben, welcher auch in der Gefchichte des Timur von demfelben Verfaffer angewendet ift. Mit Ausnahme der Fabeln des Lokman find die übrigen Stücke des Buchs ohne die Vocale gedruckt, oder es find auch nur hin und wieder die für den Anfänger wichtigern Vocale bemerkt. Anmerkungen wollte der Vf. nicht beyfügen, weil fie den Umfang und den Preis des Buchs zu fehr erhöht haben würden. Der Druck ift in den Fabeln des Lokman, befonders in den Vocalen, bisweilen etwas undeutlich, wovon die Schuld wohl an der Druckerfchwärze oder am Papier liegt. Die gebrauchten Typen drucken fonft rein aus.

Durch Hn. *Vullers* erhalten wir in Nr. 5. eine neue Ausgabe der *Moallaka* des *Hareth ben hillifa*, welche vor einigen Jahren durch Hn. *Knatchbull* zu Oxford gleichfalls mit den Scholien des Süfeni bekannt gemacht ward. Die Knatchbull'fche Ausgabe hat freylich Mängel, welche Hr. *V.* am Schluffe feiner Vorrede hervorhebt, und ein berichtigter Text des Gedichts und der Scholien kann daher nur willkommen feyn. Das Gedicht des Hareth ward bekanntlich veranlafst durch einen Streit des Stammes Tagleb mit dem Stamme Bekr; über die Urfache jenes Streits find uns aber verfchiedene Berichte überliefert worden. Hr. *V.* unterfucht daher in der Vorrede diefen Streitpunkt, und findet die Erzählung wahrfcheinlicher, zufolge welcher der Streit darüber entftand, dafs die Bekriten das Waffer eines Brunnens den Taglebiten verweigerten. Dafs Hareth fein Gedicht aus dem Stegereif gefprochen, fcheint Hn. *V.* nicht unwahrfcheinlich zu feyn, und Rec. ift gleicher Meinung; denn eine durch häufige Uebung erworbene Fertigkeit im Dichten befafsen diefe arabifchen Helden, da fie oft von ihrer Kunft Gebrauch machten, in ihren Gedichten gewöhnlich denfelben Kreis von Gegenftänden behandelten, und von Natur eine Gabe der Rede und Schilderung befafsen, welche wir noch jetzt an den Arabern bemerken. Einzelne Schilderungen der Geliebten, des Roffes, des Kameels, des Schwerts, des Gewitters, welche in die Gedichte gewöhnlich eingeflochten werden, konnten diefe Dichter fchon im Voraus entwerfen, um fie nachher gelegentlich anzuwenden; ein gleiches Verfahren beobachteten fchon die griechifchen Redner. Hr. *V.* erwähnt den Umftand, dafs, der Sage der arabifchen Schriftfteller zufolge, der berühmte Held Mohalhel der erfte gewefen fey, welcher eine *Kaffide* gedichtet habe. Rec. möchte auf diefe Sage nicht viel Gewicht legen. Die Araber erzählen uns fehr häufig, wer diefs oder jenes angeblich zuerft gethan habe: z. B. wer zuerft einen Panzer angezogen, wer zuerft أمّا بعد gefagt, wer zuerft eine Kaffide gemacht, u. f. w.; dennoch hat es fich fchon bey einigen diefer Dinge gezeigt, dafs die Sage nicht genau fey, fondern die erwähnte Sache fchon früher vorhanden gewefen. Diefs ift namentlich in Anfehung der arabifchen Nachrichten von der Entftehung und den Urhebern der *Neskhifchrift* gefchehen; diefe Schrift follte von dem und dem Manne, zu der und der Zeit ausgebildet worden feyn; und doch haben wir jetzt vollkommen wohlerhaltne Neskhifchrift fchon aus viel früherer Zeit, aus dem zweyten Jahrhundert der Hedfchra aufgefunden, nämlich in den von *Silveftre de Sacy* bekannt gemachten, auf Papyrus gefchriebenen arabifchen Päffen aus Aegypten.

Die

Die Moallaka des Hareth beginnt wörtlich also:

1. Angezeigt hat uns Asma ihre Abreise —
Manches Verweilenden Verweilung wird lästig —
2. Nachdem ich sie gekannt in Borket ſchamma,
Und dem nächsten ihrer Wohnsitze, welcher war El chalsa,
3. Und El muchajjât, Essifâch, Anâk, u. s. w.

Hier wäre unsrer Meinung nach zu wünschen gewesen, dass Hr. *V.* dem Leser in seinen Anmerkungen entwickelt hätte, in welchem Zusammenhange die Parenthese: *manches Verweilenden Verweilung wird lästig,* eigentlich mit dem vorhergehenden Hemistich stehe, und welchen Sinn sie hier überhaupt haben solle. Rec. hat darüber in des Herausg. Anmerkungen nichts finden können; sie beschäftigen sich nur mit dem ersten Hemistich des ersten Verses. *Knatchbull* bemerkt hierüber auch nichts; er hat überhaupt das zweyte Hemistich missverstanden, da er übersetzt: *haud raro divertentes taedet diversorii,* welches freylich einen leichter verständlichen Zusammenhang geben würde; sie reist ab, weil es ihr geht wie manchem Verweilenden, der des Verweilens überdrüssig wird. Aber *Süseni* ist gegen diese Erklärung und giebt den Zusammenhang dahin an: „manches Verweilenden Verweilung wird freylich lästig; aber Asma gehört keineswegs zu jenen Verweilenden; ihr längeres Bleiben hätten wir gerne gesehen." Im zweyten und dritten Verse übersetzt Hr. *V.*: *in ejus loco Chalsa; vel in Mohajjat, vel in Siphah, vel in Anak, Fatak* etc.; als wenn die Präposition *in,* welche vor dem Worte ببرقة شما steht, auch noch diese andern Namen von Oertern regiere. Doch wird wenigstens der Anfänger anstossen müssen, wenn er nun sieht, dass im Arabischen alle diese Namen im Nominativ stehen; er muss fragen: wie können denn diese Nominative durch die Präposition regiert seyn? Es wäre daher wohl gut gewesen, wenn Hr. *V.* in seinen Anmerkungen den Zusammenhang der Construction auseinandergesetzt hätte. Sonst zeichnen sich Hn. *V's.* Anmerkungen durch Reichhaltigkeit und Gründlichkeit aus. Eine schätzbare Zugabe sind die beiden Gedichte von dem berühmten blinden Dichter Abul ola, oder eigentlich Abul alâ. Das erste ist ein Lobgedicht auf den Dichter Abul kâsem ali ben hassan, und schildert besonders eine gefahrvolle Wanderung desselben von Bagdad nach Haleb. Das andre Gedicht ist an des Verfassers Oheim Ali ben mohammed gerichtet, schildert dessen beschwerliche Reisen in Afrika und ermahnt ihn zuletzt, nun endlich seine Reisen zu beschliessen und während des noch übrigen Theils seines Lebens die Verwandten durch seine Gegenwart zu erfreuen. Arabische Scholien haben diese beiden Gedichte nicht; der Hr. *V.* hat sie mit kürzern Anmerkungen begleitet.

Kn.

TECHNOLOGIE.

NÜRNBERG, Compt. d. allg. Handlungszeit.: *Beschreibung der in den letzten acht Jahren in der Papier-Fabrikation gemachten Verbesserungen.* Als Nachtrag zu *J. C. Leuchs* Darstellung der Verbesserungen in der Verfertigung des Papiers. 1828. 60 S. 8. mit 1 Holzschn. (12 gGr.)

Erst S. 1 erfährt man, dass dieser Nachtrag von *Leuchs* selbst und nicht etwa von *einem Andern* ist; denn der Titel und die Vorrede lassen uns darüber im Zweifel. Die genannten „Verbesserungen..." (Nürnberg 1821.) sind gewiss jedem Manne vom Fach bekannt; daher nur eine kurze Inhaltsanzeige von diesem mit der nämlichen Gründlichkeit und Vollständigkeit bearbeiteten Nachtrage. 1) Das Leimen des Papiers in der Bütte. — Es wird dadurch sogar noch vorzüglicher, als das auf die gewöhnliche Art geleimte; doch sind gewisse Zusätze nöthig, damit die Bogen nicht zusammenkleben. 2) Art fertiges Papier zu leimen. 3) Bleichen des P. — Ueber die Mängel des Bleichens mit Chlor, und die Art ihnen abzuhelfen. Praktische Beschreibung des ganzen Verfahrens. 4) *Congreve's* P. für Banknoten. Dünnes Papier, das gegen das Licht gehalten, eine andere Farbe annimmt, als es auf der Oberfläche hat. 5) P. mit farbigen Zeichen. — Ebenfalls zu Banknoten. 6) *Böhm's* Art Marokin-Pap. zu machen. 7) Ersatzmittel der Lumpen. — In dem frühern Werke sind 60 Stoffe angegeben; hier werden noch 3 nachgetragen und die Resultate der Verarbeitung *einer damals* aufgezählten angeführt. 8) Chinesische *Art grosse* Papierbogen zu machen. 9) Verschiedene kleinere Angaben; z. B.: verbessertes Schulpapier; in der Nässe haltbares P.; Rost-P.; Glas- und Feuerstein-Pap. zum Poliren; Papier zum Einpacken der Nadeln; P. formen; Zuckerhut-P. u. dgl. 10) Maschine zum endlosen Papier. 11) Geschichte der Papier-Verfertigung mit Maschinen. Die erste Idee hatte der Franzose *Robert* zu Essonne, der sich 1799 ein Patent geben liess; sie wurde aber wegen verschiedener Umstände zuerst in England ausgeführt. Nach Deutschland scheint das endlose Papier zuerst durch *Adolph Keferstein* zu Weida im Weimar. gekommen zu seyn (1816—1819). 12) *Steart's* Zeichenpapier. 13) *Forget's* Marokinpapier. 14) Leimen des Papiers mit Luftdruck. — Man kann so einen ganzen Ballen auf einmal leimen. 15) Leimen des Papiers mit Chlor und Chlorkalk und die Bereitung desselben. 16) Papier aus dem Papiermaulbeerbaum und chinesisches Papier.

Prof. Dr. *Eisenbart.*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

November 1828.

BIBLISCHE LITERATUR.

Strassburg, gedr. b. Heitz: *Jérémie*, traduit sur le texte original, accompagné de Notes explicatives, historiques et critiques, par *Jean-George Dahler*, Docteur en Theologie et Professeur d'exégèse à la faculté de Theologie et au Seminaire protestant établi à Strasbourg. 1825. XXII u. 854 S. 8.

Es kann als erfreuliche Erscheinung betrachtet werden, dass unsre französischen Nachbarn, bey denen biblische Kritik und Exegese in neuerer Zeit fast über Gebühr vernachlässigt worden ist, während mancher andere, für uns viel weniger fruchtbare Zweig der asiatischen Philologie so eifrig und als wahres Mode-Studium gepflegt wird, wenigstens zum Theil sich nicht mehr stolz über die alttestamentlichen Urkunden erheben, oder was nicht viel besser ist, dieselben als über alle Kritik erhaben betrachten. Der würdige Vf. des vorliegenden Werks beabsichtigte, laut seiner Vorrede, zunächst nur eine schlichte, treue Uebersetzung des Propheten für gebildete Leser mit beygefügten, zum Verständniss derselben nothwendigen Erläuterungen. Da er sich jedoch genöthigt sah, in der Auffassung des Sinnes bey einzelnen schwierigen Stellen, so wie auch in der chronologischen Anordnung manches Orakels, dessen Zeit nicht sicher zu bestimmen ist, von seinen Vorgängern abzuweichen, so glaubte er dafür in besondern, nur für wissenschaftliche Leser bestimmten Anmerkungen, die der Gegenstand eines *zweyten* Bandes werden sollen, aber noch nicht erschienen sind, Rechenschaft geben zu müssen. Da die Weissagungen des Jeremia im Urtexte nicht nach der Zeitfolge stehen, so hat der Vf., nach *Eichhorn's* Vorgange, die natürliche Ordnung derselben in seiner Uebersetzung herzustellen gesucht; aber auch zur Erleichterung des Nachschlagens eine vergleichende Tabelle beygefügt. Die einzelnen Verse sind, nach einer bey den Franzosen bis jetzt noch neuen Methode, den Gesetzen des Parallelismus zufolge, in kleinere Glieder abgetheilt. Auch hat der Vf. für weniger gebräuchliche hebräische Namen eine eigenthümliche Orthographie eingeführt, die aber, nach unserer Ueberzeugung, eben nicht zweckmässig ist, und denselben, besonders für französische Organe, einen barbarischen Anstrich geben muss. Der Vf. hätte weit besser *de Sacy's* arabische Rechtschreibung bey seiner hebräischen zum Grunde gelegt. So schreibt er: פשחור, *Phascechur*; בעל, *Baghal*; ערוער, *Gharogher* u. s. w. Der gelinde Hauch *Ain*, am besten durch einen *Spiritus* bezeichnet (*Ba'al*, *'Aro'er*) lässt sich in dem *gh* nicht wieder erkennen. Mit Unrecht steht ferner *ch* als Repräsentant des *Chet*; *sce*, *sci* für *Schin*, das einfache *u* für *Schurek* u. s. f. Der Franzose, bisher immer gewohnt, den harten Kehlhauch ח in ausländischen Wörtern an der Verbindung *kh* zu erkennen, findet nun an dessen Stelle sein *ch*, das vielmehr vor Vocalen dem *Schin* entspricht, und für letztere Articulation die eben so fremdartige *italienische* Bezeichnung. Warum nicht *Pachekhour* statt *Phascechur*, *Chema'ya* statt *Scemaghia* u. s. w.?

Es folgt eine historische Einleitung über Jeremia und sein Zeitalter, der eine kurze Darstellung der Schicksale des jüdischen Volks überhaupt vorangeht, und als nützliche Zugabe eine vergleichende chronologische Tabelle der hebräischen, ägyptischen, assyrischen, babylonischen und persischen Geschichte, bey deren Abfassung der Vf. sich vorzüglich an *des Vignoles* gehalten hat. Die Einleitung beurkundet, dass der Vf. in mancher Hauptsache nicht mit den neuern Kritikern Hand in Hand geht, indem er z. B. noch immer den ganzen Pentateuch für Mose's Werk zu erklären geneigt ist, auch an dem altkirchlichen Lehrbegriff von den Weissagungen festhält. Die ganze Behandlung kündigt übrigens hier wie anderwärts den ruhigen, bescheidnen Forscher an und ist von jedem bittern Ausfall gegen Andersdenkende frey.

Warum der Vf. diejenigen Orakel, deren muthmassliche Abfassungszeit nur aus innern Gründen geschöpft werden kann, in dieser oder jener Periode abgefasst wissen will, darüber erhalten wir, wie schon über die Gründe seiner eigenthümlichen Leistungen im Allgemeinen bemerkt, in vorliegendem Bande noch keine Auskunft, und beschränken daher unsere Kritik nur auf einzelne Berichtigungen der Uebersetzung.

Cap. 1. v. 17 übersetzt der Vf. die erste Hälfte des zweyten Versgliedes: אל־תחת מפניהם zwar richtig: *ne tremble point devant eux;* die zweyte aber פן־אחתך לפניהם falsch: *ne crains pas que je te confonde à leurs yeux;* der Sinn ist drohend: damit ich dich nicht vertilge vor ihren Augen f. sonst möchte ich dich vor ihnen vertilgen. — Bey dem von einem *Mandelbaume* hergenommenen Gleichniss (v. 11) ist vor-

vornehmlich auf die Etymologie und das Wortspiel mit שֹׁקֵד *invigilans*, welches deutlich aus den Worten כי שקד אני וגו hervorgeht, Rücksicht zu nehmen. — v. 31: הַדּוֹר אַתֶּם nicht: *vous êtes de la race de vos pères*, was eine zu kühne Ellipse voraussetzt; sondern ganz einfach: *O ihr Geschlecht* (d. h. der *gegenwärtigen Zeit*)! Der Artikel steht vor dem *Vocativ* (הא הקריאה). — v. 34: לֹא בַמַּחְתֶּרֶת מְצָאתִים, *que tu n'avois pas surprises en faute*. מַחְתֶּרֶת heisst nicht *Fehler* oder *Versehen* im Allgemeinen, sondern: gewaltsamer *Einbruch*, von חתר *durchbrechen*, z. B. eine Wand. Vielleicht ist aber auch *faute* ein Setzfehler für *fraude*, und der Vf. verstand unter מחתרת *Betrug*, *Treulosigkeit*, nach dem Arab. ختر *decepit, perfide egit*, was allerdings recht gut in den Zusammenhang passte, vorzüglich wegen des Gegensatzes zu den נְקִיִּים, die *schuldlos, ohne Falsch* sind. — Die letzten Worte desselben Verses כִּי עַל כָּל אֵלֶּה lässt der Vf. den Anfang des folgenden bilden, verbindet also וַתֹּאמְרִי (v. 35) unmittelbar damit und übersetzt: *et malgré tout cela tu dis* sqq. Diese Verbindung würde uns zusagen wenn תאמרי ohne *Wav conversivum* stände. Allein der Aorist mit *Wav conversivo* dürfte nicht anders als nach grössern oder kleinern Pausen, und zwar im *Anfange* von *Satzgliedern* vorkommen. Die Coordination scheint daher unhebräisch und wirklich unnöthig, sobald man das Verbum מצא zugleich auch auf על כל אלה bezieht und etwa so übersetzt: *„die du nicht fandest bey listigem Betrug (Diebstahl), sondern gegen Alles diess* (was nämlich mit solchen Lastern *zusammenhängt*, gegen alle Laster *der Art*; also: die sich dir im Gegentheil als *rein* und *schuldlos* bewährten). — v. 36: מַה תֵּזְלִי מְאֹד לְשַׁנּוֹת אֶת דַּרְכֵּךְ ist übersetzt durch: *que tu te rendras méprisable en réitérant ta conduite passée!* nach der Punctation תֵּזְלִי, die aber überflüssig ist. Die Phrase scheint Rec. nichts Anderes auszudrücken, als wenn es hiesse מַה תֵּלְכִי הָלוֹךְ וְשָׁנֹה אֶת דַּרְכֵּךְ, was gehest du immer fort (oder: so *häufig weg*) und veränderst *dabey* immer deinen Weg? d. h. warum wendest du dich unaufhörlich zu *auswärtigen Völkern*, und zwar *bald zu diesem, bald zu jenem?* Dass hier nichts Anderes gemeint sey, erhellt zur Genüge aus den folgenden Versen. — C. VIII, v. 5 sind die Worte: הֶחֱזִיקוּ בַּתַּרְמִית *sie halten fest am Trug*, in der Uebersetzung weggelassen. — v. 14. מי ראש wohl besser: *Saft der Pflanze Rosch*, als *galliges Wasser* (*eau de fiel*); מים kann hier, wie das arabische ماء (vgl. Golius u. d. W.) auch den *Saft* oder die *Milch* der Pflanze bezeichnen. — C. XVIII. v. 4 übersetzt der Vf. die Worte: וְנִשְׁחַת הַכְּלִי אֲשֶׁר הוּא עֹשֶׂה בַּחֹמֶר בְּיַד הַיּוֹצֵר וגו׳ *or, le vase qu'il avoit formé se rompit. Le potier, comme l'argile est docile à ses mains* sqq. Er liest demnach einer Variante zufolge כַּחֹמֶר statt בַּחֹמֶר. Wir wollen zwar nicht leugnen, dass הַחֹמֶר בְּיַד heissen könne: *der Thon ist in seiner Gewalt, er kann daraus machen, was er will*; allein folgende Uebersetzung, in der wir *Beth* vorziehen, wäre ohne Zweifel sowohl den *Accenten*, als besonders der hebräischen *Construction* angemessener: *or, le vase qu'il avoit formé d'argile* (statt: *le vase d'argile qu'il avoit formé*) *se rompit dans la main du potier* etc. Nach des Vfs. Auffassung müssten die Worte des Textes in Verbindung mit dem Folgenden etwa so lauten: וְהַיּוֹצֵר כַּחֹמֶר (כַּאֲשֶׁר הַחֹמֶר) בְּיָדוֹ שָׁב ----וְנִשְׁחַת וַיַּעֲשֵׂהוּ כְּלִי אַחֵר: oder es müsste wenigstens statt: בַּחֹמֶר, כַּחֹמֶר gelesen werden, und die Bindepartikel vor שָׁב ausfallen. — C. XLVII. v. 5 ist für עמקם vielleicht zu lesen ענקם und zu punktiren עֲנָקִם Enakiten, die Vorfahren der Philistäer. — C. XLIX. v. 4: כִּי זָב עִמְקֵךְ, *oui, tes vallées abondent en fruits* sqq. Das *Fliessen* oder *Triefen* wird also von dem Vf. nicht auf *Blut*, sondern vielmehr auf *Segen* bezogen, und wirklich scheint uns diess den Vorzug zu verdienen (man vergleiche ארץ זבת חלב ודבש), weil die Drohung sonst hier zu isolirt stände, und erst in dem folgenden Verse הִנְנִי מֵבִיא וגו׳ ihre Stelle fände. — C. XLVIII. v. 9: תְּנוּ צִיץ לְמוֹאָב heisst: *gebet* den Moabitern *Flügel*, nicht: *tirez Moab par les cheveux*. Der Prophet räth den Moabitern entweder spottweise oder mitleidig, so schnell als möglich dem drohenden Verderben zu entrinnen. — v. 15 giebt der Vf. die Worte שֻׁדַּד מוֹאָב וְעָרֶיהָ עָלָה וגו׳ durch: *le destructeur de M. et de ses villes sera arrivé à peine* etc. Allein da steht von einem *Zerstörer* und seiner *Ankunft* nichts, man müsste denn lesen: שֹׁדֵד מוֹאָב עָרֶיהָ עָלָה; aber der Umstand, dass es allerdings v. 18 כי שדד מ׳ עָלָה בָךְ heisst, kann nicht zu einer solchen Veränderung berechtigen. Nach der Textes-Lesart kann man nur übersetzen: *zerstört wird* (das Land) *Moab* und seine Städte *steigen* (in Rauch) *auf*. Bey עָלָה ist dann עָשָׁן hinzuzudenken, und עָלָה steht *per Anomal. gen. et num.* für עָלוּ. — v. 31. Warum in *fragendem* Sinne: *à cause de cela pleurerai-je sur Moab?* u. s. w., da doch v. 36 nach des Vfs. eigner Uebersetzung lautet: *a cause de cela mon coeur poussé des gémissemens sur Moab* sqq. Der edle, gefühlvolle Jeremias schämt sich nicht, den Unglücklichen zu beweinen, auch wenn er ein Erbfeind seines Volks war, wie Jesus über Jerusalem weint. Zudem findet sich auch keine Fragepartikel.

Druck und Papier sind vorzüglich gut und der Setzfehler sehr wenige.

Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Synopse der vier Evangelien, nebst Kritik ihrer Wundererzählungen;* zunächst für seine Vorlesungen, von Dr. *Georg Christian Rud. Matthäi*. 1826. XXXIV u. 128 S. 8. (12 gGr.)

Der Titel lässt uns in dem Vf. einen angehenden Privatdocenten vermuthen, und die Vorrede so wie Stil und Manier des ganzen Büchleins bestätigt diese Vermuthung: denn neben manchen einzelnen guten Ideen und viel gutem Willen zu belehren und zu nützen, wobey zugleich eine fromme Gesinnung unverkennbar ist, zeigt sich doch allenthalben die grösste Unbeholfenheit im Gebrauch der deutschen Spra-

Sprache, grosse Unklarheit der Vorstellungen und daraus fliessende Inconsequenz, die zu den härtesten Widersprüchen verleitet, so dass es nicht befremden kann, wenn der Vf., wie er klagt, docirt, ohne verstanden zu werden und ohne Beyfall zu finden; es fehlen ihm die ersten und einfachsten Requisite: deutsche Sprachkenntniss und Logik. Ein Paar Beyspiele des Stils mögen gleich vorangehen. Es wird stets geschrieben: die kritische Ansicht *eingesteht* — *anerkennt*. S. 39 soll ein „*harmoniebeständiges* Geist- und Körperübel" eine Krankheit seyn, welche nicht ausser dem Causalzusammenhange liegt. S. 44: „Glaube, Ahnung, Zuversicht des höhern Wirkens — wie viel höhere, wie das unsere, wer unterfange sich, es zu sagen? — der Gotteskraft in Jesu macht deutlich, was uns deutlich seyn soll."— S. 51: „Der Glaube, dass Jesus Brote aus nichts schaffen, eine Stadt aus nichts mit Menschen bevölkern konnte, müsste sich *als selbstgenügendes Fragment in den Gottesvorstellungen besondern*, nicht aber darauf einlassen, Zusammenhang mit dem Ideal der göttlichen Harmonie zu vermitteln." — S. 62. „Jesus wusste, dass die Welten des Alls tiefe Klüfte sperren", — soll heissen: dass aus dem Geisterreich keiner zu uns auf die Erde herüber kann. — Diese Stellen fielen uns beym Nachblättern wieder auf; sie reichen hin, zu zeigen, wie leicht es dem Vf. bey dieser Fertigkeit dunkel zu reden, werden muss, wo er seine Meinung nicht offenbaren will, oder wo er keine hat, den Leser mit einigen fromm und erhaben tönenden Worten abzuweisen. Doch wir wollen dem Buche näher treten.

Von den frühern Synopsen, welche der Vf. in der *Vorrede* namhaft macht, soll sich die, welche er durch Angabe ihrer Abschnitte nach Reihenfolge und Inhalt hier zusammenstellt, dadurch unterscheiden, dass sie zugleich historisch und exegetisch sey, d. h. nicht nur, wo es möglich und erweislich ist, die chronologische Ordnung beachte, sondern auch das nach dem Inhalt Verwandte zusammenfasse. Darum werden auch, wo es passend scheint, die Abschnitte des vierten Evangeliums eingeschaltet, jedoch ist bemerkt, dass eine chronologische, mit der der übrigen Evangelien übereinstimmende Ordnung dabey nicht bewahrt werden könne. Die Synopse erscheint übrigens als Nebenwerk und Vehikel der sogenannten Kritik, auf welche wir noch besonders unser Augenmerk richten wollen. Diese soll „die *Wundererzählungen* nach ihrem Ursprung, Inhalt und Werth darstellen, um falsche Vorstellungen von *Wundern*, wie man (S. VIII) die Jesu einzigen Thaten *nicht* nennen darf, zu berichtigen." Der Vf. verwirft dabey den Grundsatz: „wenn man eine Wundererzählung als historisches Factum annimmt, so muss man alle annehmen", ohne doch zu zeigen, wie man ohne diesen der Inconsequenz entgehe, und ohne selbst diese zu vermeiden; er erklärt nirgends, was *er* unter den „Jesu eignen Machtthaten" versteht, doch merkt man, dass dabey an Aeusserungen einer Jesu eigenthümlichen Kraft gedacht werden soll, und wenn er gleich einige derselben als ganz ausserordentliche Erscheinungen mit unerwarteter Gläubigkeit aufnimmt, so besteht seine Kritik doch meistens in dem Bestreben, zu zeigen, dass das Wunderbare nur in einer unhistorischen Darstellung liege und ganz einfache und gewöhnliche Veranlassungen dazu zu suchen seyen, ein Naturalisiren, worin er häufig über die Grenzen einer erlaubten Kritik hinausgeht, welche wohl angeben kann, wo man sich auf historischem Gebiet befinde, und wo nicht; aber sich nie anmaassen darf, genau bestimmen zu wollen, ob und was den Sagen Historisches zum Grunde liege. Um so mehr überraschen die Aeusserungen des Vfs. (S. XII f.): „Die Wundererzählungen sind das Hauptstück des Christenthums, sein Bau und sein Siegel, und es ist zu hoffen, dass junge Theologen, welche sich bisher vor den Wundern *gefürchtet* haben, sie *nun* (d. h. nach des Vfs. Aufklärungen) auf die Kanzel bringen werden; denn wenn Jesu Lehren auch Analogie anderswo finden, so stehen seine Thaten einzig da. Geistig sind sie, in geistiger Kraft angelegt, zu geistigen Zwecken vollendet, aber als das höchste Geistige, was sich uns entwickelt hat." Betrachtungen dieser Art möchten sich jedoch eben so wenig für den Religionsunterricht des Volks eignen, wie die natürlichen Erklärungen der Wunder, welche der Vf. beybringt. Uebrigens bedauern wir des Vfs. traurige Erfahrungen, wenn er sagt, er habe seine Schrift zunächst als Leitfaden zur Vorbereitung auf seine Vorlesungen herausgegeben, „*weil* die Studirenden gewöhnlich auch bey sorgfältiger Präparation den Sinn der n. t. Abschnitte gar nicht fassen", und können seine Hoffnung nicht recht theilen: „es werden Viele nach dieser Schrift, so klein und armselig sie auch sey, greifen", was dem Vf. sehr billig dünkt, „da sie ihm nicht wenig Mühe gekostet habe."

Indem wir nun einige der „kritisirten" Wundererzählungen nach der Reihe durchgehen, geben wir immer nur eine Stelle an und setzen die Vergleichung der Parallelen voraus. Matth. 1, 18 ff. Bey Zacharia, Maria und Joseph ist der Glaube an eine Engelserscheinung eine Thatsache ihres Innern(?), die man nicht für mythisch zu halten hat, da nichts Aeusseres Factisches zum Grunde liegt; doch können wir nicht darüber entscheiden, wie Gott im Menschen wirkt, wenn Engelbilder vor ihm glänzen(?). Dass aber Engel äusserlich erscheinen, lässt sich bestreiten. Matth. 2, 1—12. Geschichtlich soll seyn, dass Mager zu der Zeit nach Jerusalem gekommen, was natürlich erklärt wird; doch *nicht*, dass sie Jesum getroffen. Damit verschwindet aber aller Zweck, den der Evangelist bey dieser Sage haben kann. V. 13 ff. ist bloss die messianische Auffassung erdichtet, dass Herodes mit Bewusstseyn den Messias verfolgt und dass *nur* Jesu Aeltern auf den Rath eines Engels entfliehen. Matth. 3, 1—17. Die wie eine Taube herabfahrende Offenbarungskraft ist messianische (mythisch-bildliche) Ansicht; die Worte aber: „Du Sohn

Sohn meiner Liebe und Freude! hat Gott in der Höhe allmachtkräftig erzeugt." Woher mag doch Hr. *M.* solche Offenbarungen haben? — S. 9: Die Juden hielten den Messias, die Apostel Jesum für allwissend in unbewusstem Widerspruche mit ihm selbst. — Joh. 2, 1—11. Johannes hat nicht gesehen, wie es mit der Hervorbringung des Weins zugegangen ist; sondern späterhin, als er seine Bemerkungen in ein Ganzes sammelte, hat er diese wunderbare Darstellung hinzugefügt. S. 14. Nur der Art nach sind im A. T. die Machtthaten Gottes durch Mose u. s. w. verschieden von den Naturerscheinungen; aber im Jugendalter der Menschheit werden solche Thaten zuweilen angenommen, welche dem Ideal Gottes zuwider sind. Machtthat Jesu ist den Aposteln Aeusserung der *göttlichen Kraft*, die so vermittelt, gerichtet, geartet war in Jesu Geist und Körper, wie sie nie sonst gewesen(?). Nach Jesu Vorstellung sind seine Machtthaten solche, durch welche sich das Wirken Gottes vorzüglich deutlich verherrlicht, ohne doch der Harmonie Gottes zu widerstreben, oder als leeres Schauspiel zu erscheinen, durch den Glauben aber gesteigert: denn dem, der nicht glaubt, bleibt die That gemein, alltäglich. Ueber- und Widernatürliches ist in den Thaten Jesu nicht, sondern (S. 20) nur jene von Gott ausgehende Kraft, welche den messianischen Erwartungen entspricht. Mit Kranken, denen durch alltägliche Mittel geholfen werden konnte, befasste Jesus sich nicht; aufs Begreifen, wie in Allem (S. 24), was in, mit, um, über uns schafft, hilft, vollendet, verzichtend, lassen wir an der *Ahnung* uns genügen." Welches Kriterium kann die abgeben? Luc. 5, 1—11: Petri Fischzug ist nach dem Evang. ein Wunder; die Kritik erklärt es aber dahin, dass Jesus eine günstige Stelle kannte und dass mit mehrern Netzen gefischt wurde, — beides dem klaren Wortsinn zuwider. Matth. 9, 1—6: Heilung eines Nervenkranken, wird von der Kritik als ein staunenswerthes Wunder, was über Menschenkraft hinauslag, anerkannt, *weil* Jesus die That als ein solches bewährt. Matth. 8, 5—13: vom Hauptmann zu Capernaum. Nach der evangelischen Ansicht kann Jesu Kraft in weite Ferne wirken; nach der kritischen scheint der Kranke ohne Jesu Zuthun in alltäglicher Weise genesen. Annahme der Weissagungskraft in einem Wesen, das Menschenäusseres und Sinne hat, zerstört den Begriff desselben." Dass Jesus gemeint ist, liegt am Tage; doch sollte man meinen, die Annahme einer übermenschlichen, der Natur gebietenden Wirksamkeit thäte das Nämliche. — Luc. 7, 11—17: vom Jüngling zu Nain. Die kritische Ansicht weist die Annahme von sich, *dass Jesus Todte, die gänzlicher Auflösung ordnunggemäss im Reiche Gottes unterlagen*, zu irdischem Seyn erneuert habe. Sie vertheidigt nur das Vermögen in ihm, Kraft in Verstorbenen zu verjüngen und zu mehren, welche nach Seyn und Entwickelungsfähigkeit der Sehkraft unsers Geschlechts verborgen ist und seyn soll(?). Die Annahme höhern Wirkens der Gottheit, das Jesus auch bey Todtenerweckungen erwies, ist der göttlichen Harmonie gemäss; Jesus selbst zeugt davon. Aber der Glaube ist grösser(?), als der Inbegriff der Gründe; wer nicht glaubt, dem soll nicht bewiesen; wer glaubt, dem kann sein Glaube bewährt werden." — Ist es wohl zu verwundern, wenn den Vf. *seine Zuhörer* nicht verstehen, indem er ihnen solchen Galimathias als Kritik vorträgt? — Matth. 8, 23 f. wird die Beschwichtigung des Sturms ganz natürlich erklärt. — v. 28 ff. „Jesus und die Kritik mit ihm hält das Seyn und die Plage der Dämonischen für ein krankes Gefühl unglücklicher Seelen(?). Nach Marcus und Lucas gerathen die Besitzer von Gadara in fromme Scheu, bitten aber Jesus, ihr Gebiet zu verlassen. Nicht Eigennutz(?) ist Grund ihrer Bitte: nur Furcht für Wohlseyn, Leben. Im Augenblick hatte die Legion der Gejagten eine Heerde vernichtet, was liess sich für Menschen fürchten? was ferner, wenn Jesus fortfuhr, die Geister *zu jagen*?" — Erweckung der Tochter *Jair's. Höchst* unklar sind hier die Aeusserungen: „Für Jesum war das Mädchen nicht todt; wäre es aber bloss ohnmächtig gewesen, so hätte der Lärm der Klageweiber es eher geweckt, als Jesu Berühren und Ruf in der Stille." Die sehr ähnlichen Erweckungen des Elia und Elisa, 1 Reg. 17, 19 ff. 2 Reg. 4, 32 ff. werden nicht hier, sondern weiter unten erst bey Lazarus erwähnt. — Matth. 14, 14 ff. und Parallelen, von denen Johannes das Ereigniss am deutlichsten als Wunder ausmalt. „Alle Evangel*isten* deuten allerdings eine Schöpfung des Brots *u. s. w.* zur Vermehrung an, aber Johannes all*ein nennt* es ein σημεῖον. Das thut Jesus nicht, und äussert sich überhaupt nicht so, als wenn er ausserordentlich wirkte, zumal da er im Gedränge ja gar nicht erfahren konnte, dass von 5000 Mann niemand Speise habe. Er will der Noth abhelfen von seinem Vorrath, die Jünger sollen das Nämliche thun; sie reichen das Brot, was er als Hausvater vertheilt, weiter; alles ohne Prunk. Wozu dann 5 Brote, wenn er ein ganzes Magazin schaffen wollte? Joh. 6, 26 übrigens verweist Jesus hierauf bloss, als *auf eine* behagliche Sättigung des Volks, wes*halb es* ihm nachfolge, nicht als auf ein Wunder. Die Berichterstatter, selbst die Augenzeugen bildeten späterhin auch das Gewöhnliche zu Jesu Verherrlichung aus. —

(*Der Beschluss folgt.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1828.

BIBLISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Synopse der vier Evangelien,* nebst *Kritik ihrer Wundererzählungen* — — von *Dr. Georg Christian Rud. Matthäi* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Matth. 14, 22—23. Die Evangg. erzählen ausdrücklich Alles wunderhaft und voller Erstaunen: dass Jesus *auf* dem Meere geht, den Petrus rettet, dass der Sturm schweigt. Jesus wollte aber nie blosse Thaten zur Schau thun, wie diess doch gewesen wäre; mithin ist Alles natürlich zu erklären, z. B. (S. 67) durch Wassertreten. „Das ist Jesu nicht unwürdig, denn er ist nicht der Feyerliche, sondern der Populäre!" — Matth. 17, 1—9. Die *Verklärung* geht in der Phantasie der von messianischen Ideen eingenommenen Jünger vor, deswegen kann Jesus sie auch mit einem Worte beruhigen. „Der Schrecken der himmlischen Welt wäre unwiderstehbar gewesen." Schweigen mussten sie über ihren Glauben, weil Jesus durch die Bekanntmachung vor der Zeit hingeopfert wäre; *denn*(?) das Erscheinen der Prophetenfürsten wäre dem Volke der stärkste Beweis von Jesu Messianität gewesen. — V. 24 ff. Stater im Munde des Fisches. Aus den Worten des Evang. will Hr. *M.* das Wunder nicht gerade wegerklären, redet aber dunkel von einem Spiel des Zufalls und davon, dass eine Scherzrede(?) Jesu vielleicht späterhin zum messianischen Machtworte geprägt wurde. — Hier folgt nun ein längeres Stück aus Johannes Ev. mit der Bemerkung: Einschieben liessen sich Johannes Zusätze im Mindesten nicht, denn sie passen nicht in die Chronologie der drey ersten Evangelien. Joh. 11, 1—53 erklärt sich der Vf. wieder, seiner sonstigen Kritik zuwider, sehr gläubig dahin: Lazarus war wirklich todt; das Ordnungsmäfsige im Wirken Gottes (d. h. sonst: das Naturgemäfse) ist hier jedoch in keiner Weise überschritten; zuwider der Harmonie, die in Gottes Menschen- und Aussenwelt sich ausprägt, ist uns an dieser That nichts: *denn* wer hat Kunde, Vermuthung darüber, wie die Todten verjüngt, neu geschaffen werden?" — Als wenn es ein Naturgesetz gäbe, nach welchem das geschähe, nach welchem das Verwesende aufhörte zu verwesen und wieder lebte! S. 88 beruft sich der Vf. darauf, dass der Text nichts von einem Scheintode, von einem Irrthum in der Annahme der Verwesung sagt; aber wenn wir über den Text nicht hinausgehen wollen, wo giebt es da noch eine Kritik in dem Sinne, wie der Vf. sie bey so vielen andern Erzählungen geübt hat? — S. 92 heisst es von Johannes, „dem wir diese Erzählung allein zu glauben haben", da die andern Evangelisten, wie Hr. *M.* meint aus zureichenden Gründen, sie nicht mittheilen: „Er hat, vom Strahl der Andacht bezaubert, die Allwissenheit, Allmacht, unbedingte Gewalt seines Jesu zu gutem Letzt(?) geglaubt, seinen Glauben auch seiner Erzählung eingegossen" u. s. w., woraus dann hinlänglich erhellt, dass hier nach Hn. *M's.* eigner Ansicht von glaubwürdiger, reinhistorischer Darstellung nicht die Rede seyn kann, zumal da sonst so oft gerügt worden, wie einfache und gewöhnliche Dinge von den Evangelisten messianisch gefasst und idealisirt worden. S. 95 gesteht auch der Vf. selbst von Johannes, er habe unrichtig das Vertreiben der Käufer aus dem Tempel in die Zeit des ersten Auftretens Jesu gesetzt. — Matth. 21, 17 ff. (in den Parall. ein chronologischer Widerspruch.) Durch das Verdorren des Feigenbaums wollten die Evangelisten die Allmacht des Messias zeigen, dem die ganze Natur unterworfen war; Jesus aber hatte wahrscheinlich nur gesagt: Von dir wird auch wohl Niemand mehr Frucht essen! weil der Baum elend aussah; wogegen jene glaubten, der Baum sey seines Worts wegen erst verdorrt, was doch ein Jesu unwürdiges Gaukelstück wäre. — Matth. 26, 17 ff. Bestellung des Passah. Uns ist es gewiss, sagt Hr. *M.*, dass Jesus Alles, was zum Local gehörte, für sich ins Werk brachte, dann mit dem dichtesten, geheimnissvollsten Dunkel bedeckte. Die Berichterstatter erkannten darin Gottes Allwissenheit. — S. 110 ff. Letzte Lehrvorträge Jesu, folgt wieder eine längere Einschaltung aus Johannes, Kap. 13, 31—17, 26. — S. 115. Jesus hat nur vorhergesagt, was er aus dem aufbrausenden Charakter des Petrus wohl vermuthen konnte: Seine Hitze werde sich bald legen, und noch vor Tagesanbruch werde er ihn wiederholt verleugnen. Von den Referenten wurde es bestimmter gefasst und bezogen und die Erfüllung ins Einzelne ausgemalt, doch in kleinen Zügen nicht ganz übereinstimmend; z. B. bey Marcus ist die Verleugnung *nach*, bey Lucas und Johannes *vor* Jesu Verurtheilung. — Matth. 27, 62—66. Die Stelle von der Wache des Sanhedrin beym Gra-

Grabe ist nicht unecht, enthält auch keine Erdichtung; denn obgleich Jesus nicht bestimmt vom Wiederkommen am dritten Tage gesprochen, so konnten doch die Sanhedristen einen trifftigen Grund haben, das Volk vom Grabe abzuhalten; wahrscheinlich ist die Stelle nur corrumpirt. — S. 121. Wie wir uns den Hergang der Auferstehung denken, ist sehr gleichgültig; genug, dass Gottes Ordnung dadurch nicht gestört wurde, und dass sie die segensreichsten Folgen hatte. Die Engelserscheinung am Grabe können wir allerdings in unsre Ueberzeugung nicht aufnehmen. S. 125. Der Ursprung des Glaubens an die Himmelfahrt wird aus den Vorstellungen der Jünger von Jesu entwickelt, nach welchen er wieder in den Himmel zurückkehren musste, und an Dan. 7, 13 erinnert, wo auch eine Wolke den Messias(?) zu Gott bringt. Das Factum selbst lässt Hr. *M.* im Dunkel, verweist aber, mit Beziehung auf Phil. 3, 21, unrichtig darauf, dass Jesus nach seiner Auferstehung keinen irdischen Leib mehr gehabt habe. Diess ist selbst im Sinne der Evangelisten schon darum nicht anzunehmen, weil er dem Thomas die Wundenmahle zeigt, und weil er Luc. 24, 39 ff. den Jüngern seine Glieder zeigt und mit ihnen isst, um sie zu überzeugen, er sey kein gespenstiges Wesen, sondern habe einen wahren, irdischen Körper. Durch alles diess scheint jene doketische Ansicht recht absichtlich widerlegt zu werden; die Kritik musste aber auch hier über die Vorstellungen der Referenten hinausgehen, wenn sie ein klares Resultat gewinnen wollte.

THEOLOGIE.

Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Ueber alleinseligmachende Kirche*, von *F. W. Carové. Zweyte* und letzte Abtheilung.

Auch unter dem Titel:

Die römisch-katholische Kirche im Verhältniss zu Wissenschaft, Recht, Kunst, Wohlthätigkeit, Reformation und Geschichte, von u. s. w. 1827. XXXII u. 476 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Mit eben der Freude und hohen Achtung für den Verfasser, womit Rec. den *ersten* Theil dieses ausgezeichneten Werks las und in dieser Zeitschrift anzeigte (A. L. Z. 1827. Nr. 47 ff.), hat er auch die vorliegende *zweyte* Abtheilung desselben gelesen, und wird, da er sich nirgends einer wesentlichen Verschiedenheit der eigenen Meinung von den Urtheilen des Vfs. bewusst geworden ist, nur die Hauptmomente ihres Inhalts hier darzustellen haben, um das grosse Interesse anzudeuten, welches sie nicht nur für Katholiken, sondern auch für Protestanten hat. Diess Interesse bleibt unverkleinert dasselbe, wenn auch die gegenwärtige, schon vor einigen Jahren ausgearbeitete Schrift dem Vf. selbst bey ihrer Herausgabe nicht mehr vollkommen Genüge leistete, indem er glaubte, „dass das Ganze strenger und systematischer angeordnet und vieles Einzelne tiefer begründet und weiter ausgeführt werden müsste." Dass Hr. Dr. *Carové*, bey seinem eifrigen Streben nach möglichster Vollendung, im Stande gewesen wäre, diese Forderungen zu erfüllen, wenn er das Ganze hätte umarbeiten wollen, kann keinen Zweifel leiden. Diess schien ihm aber unausführbar zu seyn, da er in der Vorrede zum *ersten* Theile dieses Werks sich anheischig gemacht hatte, die *zweyte* und letzte Abtheilung desselben ungesäumt nachfolgen zu lassen. Diese ist dreyen Männern zugeeignet, die aus der katholischen zur protestantischen Kirche *übergegangen* sind: nämlich dem ehemaligen *römisch-katholischen* Pfarrer *Hennhöfer*, dem ehemaligen römisch-katholischen Hofprediger zu Sevilla, *Joh. Bl. White*, und dem ehemaligen römisch-katholischen ersten Vicar der Cathedrale zu Paris *O' Egger*. Hr. *Carové* erklärt in einer inhaltsreichen Vorrede, worin auch einige Nachrichten von seinem Leben mitgetheilt werden, dass er der römisch-katholischen *Kirche* nicht länger angehören könne, seitdem er in sich die Unmöglichkeit empfunden habe, dieselbe als untrügbare Lehrerin der Wahrheit anzuerkennen; von der Zeit an glaube er, ohne dass es hierzu einer besondern Förmlichkeit bedurfte, in jene grosse, wahrhaft allgemeine christliche Kirche eingetreten zu seyn, „deren Mitglieder nur dasjenige äusserlich bekennen, was sie innerlich, — was sie von Herzen glauben können; welche mit allen ihren Kräften und durch keine Autorität gebunden nach immer reinerer und vollständigerer Erkenntniss Gottes und seines Willens trachten, und Gott dadurch ihm am wohlgefälligsten zu verehren glauben, wenn sie seinen Willen, so weit sie ihn erkannt *haben, zu vollbringen* sich unablässig und eifrigst bestreben." — Höchst wahrscheinlich dachte Hr. C., als er diese Worte schrieb, an die evangelisch-protestan*tische* Kirche, die, wenn sie ihrem Ideal entspräche, seinem Geiste und Herzen vollkommne Befriedigung gewähren würde, gegenwärtig aber, in wie fern sie die Glaubensfreyheit ihrer Mitglieder durch symbolische Bücher zu beschränken, eben dadurch aber den freyen Vernunftgebrauch in Sachen der Religion zu hemmen sucht, noch immer eine zu grosse Aehnlichkeit mit dem Papstthum hat, um nicht bey so aufgeklärten und freysinnigen Männern, wie der Vf. ist, Bedenklichkeiten zu erregen, wenn die Aufforderung an sie ergeht, öffentlich sich dieser Kirche anzuschliessen. „Eben darum, sagt Hr. C., weil die Mitglieder jener grossen, wahrhaft allgemeinen Kirche das, was für die Menschen das Heiligste und Höchste ist, nicht für Parteysachen halten u. s. w. — eben darum kann es kommen, dass sie in keine der sie zunächst umgebenden kirchlichen Genossenschaften förmlich eintreten, da der förmliche Eintritt noch das ausdrückliche Bekenntniss von Glaubenslehren erheischen kann, welche anzuerkennen das theoretische Gewissen ihnen verbietet, wenn gleich sie in allem Uebrigen sich an solche Gr-

Gemeinden anzuschliessen das Bedürfniss haben." — Er betrachtet den Schmerz und Nachtheil, welcher dem alle Menschen als seine Brüder liebenden Christen aus einer solchen Vereinsamung entstehen kann, als ein Opfer, das der Wahrheit gebracht werden müsse. — In dem übrigen Theile der Vorrede erklärt sich der Vf. zunächst mit nachahmungswürdiger Bescheidenheit über die ihm bekannt gewordenen Recensionen der *ersten* Abtheilung dieses Werks, und darnach, mit Berücksichtigung mancher beachtenswerthen Zeitereignisse, über den Nutzen, welchen er durch die gegenwärtige Schrift zu erreichen hofft, indem er dabey vor Augen hatte *erstlich* diejenigen, die, in der römisch-katholischen Kirche geboren, noch von dem Wahne, als sey diese Kirche die alleinseligmachende, befangen seyn mögen, und durch diesen Wahn zu Aeusserungen oder selbst zu Handlungen fortgerissen werden, welchen ihre bessere Natur im Stillen widersprechen muss; *zweytens* diejenigen, welche in jener Kirche nur erst bis zur halben Freyheit fortgeschritten sind, indem sie den frühern Wahn, als sey die römisch-katholische Kirche die alleinseligmachende, nur erst mit dem Irrthum vertauscht haben, als sey dieses Dogma von der alleinseligmachenden Eigenschaft der römisch-katholischen Kirche nicht wirklich Glaubenslehre derselben, und als sey diese Kirche nicht nothwendig eine *Zwangsanstalt*, was sie doch in Folge jenes Dogma's geworden ist, und was sie bleiben muss, wenn sie nicht nach und nach alle ihre Schafe entfliehen oder aussterben lassen und aufhören will, als römisch-katholische Kirche in ihrer specifischen Eigenthümlichkeit fortzuexistiren; *drittens* diejenigen, welche, der römisch-katholischen Kirche nicht angehörig, sich durch Manches zu ihr hingezogen fühlen, was ihr eigenthümlich zu seyn scheint oder auch ist, und die eben um des willen leichtfertig dasjenige übersehen, was doch wesentliche Bedingung der Existenz dieser Kirche ist, und, wenn sie es unbefangen und aufmerksam bedächten, sie gewiss vom Eintritt in dieselbe abhalten würde. — Die Schrift selbst, deren geistreicher Verfasser, beseelt von der lautersten Wahrheitsliebe, sich so grosse und umfassende Zwecke gesetzt hat, zerfällt in *drey* Abschnitte, welchen zwölf Beylagen und ein mit vieler Mühe ausgearbeitetes Sachregister hinzugefügt sind. Der *erste* Abschnitt (S. 3—182) enthält *zehn* Kapitel, deren wesentlicher Inhalt in Folgendem kürzlich angegeben werden soll. Kap. 1. *Rückblick auf die Ergebnisse der ersten Abtheilung des Werks über alleinseligmachende Kirche.* Eine sehr zweckmässige Recapitulation des im *ersten* Theile Ausgeführten. Kap. 2. *Allgemeiner geschichtlicher Ueberblick.* Der Vf. findet die Ursache aller Spaltungen in der katholischen Kirche und alles desjenigen, was von den Katholiken der überhandnehmenden Herrschaft des Teufels zugeschrieben wird, in ihren Bestrebungen, das freye Denken, das freye Wollen und die freye Liebe zu hindern. — Die katholische Kirche beginnt (S. 11 Anm.) in ihrer specifischen, d. h. ausschliessenden, sich absondernden Eigenthümlichkeit erst mit dem Nizänischen Concilium, auf welchem die Arianer verdammt und damit zur Bildung einer eigenen Kirche genöthigt wurden u.s.w. Als sie nachmals immer stärker darauf drang, dass die jenseitige Seligkeit mit der Unfreyheit, Quälung und Abtödtung des ganzen hiesigen Lebens erkauft werden solle; als sie mit Feuer und Schwert gegen achtungswürdige, aber andersgläubige Menschen und Völkerschaften wüthete, — — da machte der höhere Geist sich frey; es erhob sich eine andre Kirche, und zurückblieb in der alten die noch nicht zur höhern Freyheit, zur reifern Erkenntniss, zum reineren Gefühl gereifte Masse. Um diese sicher zu stellen, erklärte sich die alte Kirche für unveränderlich, unfehlbar, alleinseligmachend und deshalb für berechtigt, unbedingte Unterwerfung zu fordern. Bey dieser Anmassung gerieth sie aber in einen immer grellern Widerspruch mit sich selbst, wie hier ausführlich gezeigt wird. Kap. 3. *Gegensatz des Römischkatholischen und des sich reformirenden Christlichen.* Was in der neuen Kirche (die zur Bezeichnung ihres eigenthümlichsten Unterscheidungsprincips sehr treffend *die sich reformirende* genannt wird) als förderliche und erfreuliche Entwickelung gilt, das erscheint in der katholischen Kirche als Entartung, Ketzerey und Verfall; daher denn eine Vereinigung beider Kirchenformen schlechterdings unmöglich ist. Kap. 4. *Bedeutung des Wortes Kirche nach römisch-katholischer Ansicht.* Theils zur Rechtfertigung seiner im Vorhergehenden aufgestellten Behauptungen, theils zur Begründung der in Folgendem ausgesprochenen Urtheile über das Verhältniss der römisch-katholischen Kirche zu Wissenschaft, Staat, Kunst und Humanität, hielt es der Vf. für nöthig, den Begriff zu entwickeln, welchen die Römisch-Katholischen mit dem Worte *Kirche* verbinden. Zu dem Ende theilt er hier Einiges aus der gründlichen Abhandlung mit, welche bald nach Herausgabe der gegenwärtigen Schrift unter dem Titel erschienen ist: *Was heisst römisch-katholische Kirche? Aus kirchlichen Autoritäten zu beantworten versucht* von *F. W. Carové.* „Der *Laie* ist durchaus stimmlos und ohnmächtig; die *Priester* und *Bischöfe* haben nur eine verliehene, zurückrufbare, in allen Beziehungen von Rom abhängige Gewalt; nur der *Papst* ist der Autor aller andern christlichen Autorität, — — er ist die *Kirche selbst* im engsten und strengsten Sinne, sofern von ihr als einer handelnden, mithin als von einer Persönlichkeit die Rede ist, — und nur so ist er, was er den Grundlehren der katholischen Kirche zufolge seyn soll: höchster und unerschütterlicher Einheitspunkt und Einheitserhalter des Glaubens und der Verfassung, Herr und Mehrer des geistlichen Reichs." Kap. 5. *Verhältniss der römisch-katholischen Kirche zur Kunde und Wissenschaft.* Das hier Gesagte dürfte wohl als ein historisch-philosophischer Commentar des ihr vorgesetzten Motto's zu betrachten seyn: „Der Katholicismus, um sich unverändert und un-

unveränderlich zu behaupten, — kann keine Wissenschaft *neben* sich dulden, sondern nur *dienend unter sich* halten." (*J. J. Wagner* Religion u. s. w. S. 231.) Gegen das Ende dieses Kap., wo das Christenthum an sich als das wirksamste Beförderungsmittel der Kunde und Wissenschaft dargestellt ist, wird der Zustand derselben in der katholischen Kirche während der letzten Jahrhunderte erwogen und dabey auf die Preisschrift von *Villers* hingewiesen: *Versuch über den Geist und Einfluss der Reformation Luthers.* „Was ist, fragt der Vf. S. 65 ff., in den drey letzten Jahrhunderten von wirklichen römischen Katholiken in Portugal, Spanien, Italien, Ungern, Böhmen, Oestreich, Deutschland, Frankreich und Irland für Kunde und Wissenschaft geschehen? Wer vermöchte dagegen alles das auch nur flüchtig zu erwähnen, was von Solchen, welche dem ausdrücklichen Bekenntnisse, *oder der That nach* nicht mehr zur alten Kirche gehören, zur Erweiterung und Läuterung der Erkenntniss gewirkt worden ist! Es ist so unermesslich und so wirksam, dass nur allein Spanien, — durch die Pyrenäen und eine stete Occupationsarmee von Jesuiten und Inquisitoren vom Herzen Europa's isolirt, — und nur bis auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts, — in dieser Apoplexie festgehalten werden konnte; — eine Gewaltthat, deren furchtbare Folgen jetzt mit aller Strenge der Nemesis über dieses Land hereinzubrechen begonnen haben!" Kap. 6. *Verhältniss der Kirche zur praktischen Freyheit.* Schon aus dem von dem Vf. aufgestellten Begriff der römischen Kirche ergiebt sich, dass die Freunde des ewigen Rechts, der Freyheit, der Aufklärung, der wahrhaft christlichen Liebe und Duldung ihr schlechterdings nicht angehören können. Die römische Rechtgläubigkeit kann keine allgemeinen Menschenrechte anerkennen; das Individuum ist, als Laie, ein Selbstloser gegen den Klerus, als Kleriker ein Sklave gegen seine Obern, als Oberhirt nur Instrument des mit dem ganzen Schaffstall belehnten Papstes. — Bey consequenter Durchführung des römisch-katholischen Dogma, nach welchem das Leben auf Erden nur zur Tilgung der Erbsünde, zur Büssung der selbst begangenen Sünden und zur Erwerbung jenseitiger Seligkeit durch diessseitige Entbehrungen dienen soll, — müsste nach und nach alles Eigenthum verschwinden, da sich zur Erreichung dieser Zwecke nichts Besseres thun lässt, als das Irdische, was man hat, hinzugeben und der Kirche zu schenken. Auch das Familienleben müsste nach jenem Dogma gänzlich aufhören, da ihm zufolge Ehelosigkeit eine der verdienstlichsten Entbehrungen ist. Staaten, in welchen Glaubens-, Sprech-, Press-, Studien- und Cultus-Freyheit geführt werden soll, sind nach den Grundsätzen der römischen Kirche ganz unmöglich. — Hr. *C.* hat aber die Unverträglichkeit des römischen Katholicismus mit der gesammten Bestimmung des Menschen nicht allein aus dem innern Wesen desselben hergeleitet, sondern auch historisch, durch Hinweisung auf unleugbare Thatsachen, ins hellste Licht gesetzt. Beyläufig bemerkt er, in Beziehung auf die Emancipation der Katholiken in Irland, völlig übereinstimmend mit der Ansicht des Rec.: „So lange die Irländischen Katholiken sich noch nicht ausdrücklich von Rom und denjenigen Tridentinischen und andern Concilienbeschlüssen losgesagt haben, welche alle Akatholiken vom Heil ausschliessen und auf diesen Glaubensatz ein Zwangsrecht über alle Getaufte gründen, so lange wird die englische Regierung mit Fug die *Declarationen* einzelner Bischöfe nicht für zureichend halten, um den Katholiken Theilnahme an der Gesetzgebung und Regierung des Landes zu gestatten." Kap. 7. *Allgemeine Zerrissenheit als Folge des römisch-katholischen Princips.* Mit tiefer Einsicht in das Wesen des Katholicismus wird gezeigt, dass und warum in der römisch-katholischen Kirche weder der Klerus, noch der gebildetere Theil der Laien, am wenigsten aber der ungebildete Erwerbsstand zum frohen Lebensgenuss gelangen kann. Kap. 8. *Verhältniss des römisch-katholischen Princips zur productiven Speculation und zur Kunst.* Dass *productive Speculation* in der römischen Kirche nicht geduldet werden kann, wird Niemand bestreiten, der mit dem Vf. darüber einverstanden ist, dass zu jener eine vollkommne, von aller äussern Autorität unabhängige Geistesfreyheit erfordert wird. Mit Recht behauptet er ferner, dass nach dem Princip der römisch-katholischen Kirche von keinem ihrer Bekenner eine vollständige und der Wahrheit entsprechende *Geschichte* geschrieben werden darf. Schwieriger dürfte die Beweisführung seyn, dass in der römischen Kirche auch die *Kunst* im höheren Sinne nicht gedeihen könne und zu keiner Zeit etwas Vorzügliches *geleistet* habe. Was aber der scharfsinnige Vf. *hierüber* gesagt hat, ist so tief gedacht und zeugt von einer so umfassenden Sachkenntniss, dass es von Seiten derer, welche anderer Meinung seyn möchten, die sorgfältigste Prüfung verdient.

(*Der Beschluss folgt.*)

NEUE AUFLAGE.

Marburg u. Cassel, in d. Krieger. Buchh.: *Die nach den gefundenen richtigen Schlüsseln nunmehr deutliche Offenbarung Johannis und ihre Uebereinstimmung mit den Weissagungen aller ältern Propheten, auch ganz neue Ansicht der 70 Wochen Daniels.* Mit 8 *Zeittafeln* und *vollständigem Sachzeiger.* Dargestellt von *August Friedemann Rühle von Lilienstern. Zweyte,* sehr erweiterte Ausgabe. 1828. XXIV u. 400 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.) (S. die Recens. A. L. Z. 1826. Nr. 27.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

November 1828.

THEOLOGIE.

GÖTTINGEN b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Ueber alleinseligmachende Kirche*, von *F. W. Carové*. *Zweyte* und letzte Abtheilung.

Auch unter dem Titel:

Die römisch-katholische Kirche in Verhältniß zu Wissenschaft, Recht, Kunst, Wohlthätigkeit, Reformation und Geschichte u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Erster Abschn. Kap. 9. *Verhältniss der römisch-katholischen Kirche zum Wohlthätigkeitsstreben.* Es wird durch Zusammenstellung mehrerer interessanter Notizen historisch erwiesen, dass 1) Stillung der Noth im eignen Volk und Lande, 2) thätige Theilnahme an der Noth völlig fremder, ja selbst feindlicher Völkerschaften ungleich mehr bey Protestanten als Katholiken gefunden werde. Die katholische Kirche hat zwar unzählige Klöster und Brüderschaften. Was aber diese an Almosen spenden, kommt entweder von Stiftungen längst Verstorbener, oder von aufgelegten Bussen u. s. w. her, und diente bisher grösstentheils zur Beförderung der Armuth und des Müssiggangs. Nur der Orden der barmherzigen Brüder und Schwestern macht hier eine glänzende Ausnahme, weil er auf den echten Liebessinn des Evangeliums gegründet ist. — Schätzbare Bemerkungen liest man S. 171 ff. über die *Freymaurerey*, für deren allgemein (?) anerkannten Hauptzweck der Vf. die *Wohlthätigkeit* erklärt. Kap. 10. *Schluss des ersten Abschnitts.* Mit Recht stellt der Vf. als Resultat seiner vorhergehenden Untersuchungen auf, „dass die römisch-katholische Kirche im Verhältniss zur praktischen Freyheit, Wissenschaft, Kunst und Wohlthätigkeit auf keine Weise sich für die *alleinseligmachende* auszugeben befugt sey, mithin auch in diesen Beziehungen das Dogma der alleinseligmachenden Eigenschaft dieser Kirche allgemein als Irrthum ausgesprochen werden müsste."

Der *zweyte* Abschnitt dieser sehr vorzüglichen Schrift (S. 185—332) ist überschrieben: *Die römisch-katholische, sogenannte alleinseligmachende Kirche im Verhältniss zur Reformation, oder Beleuchtung der scheinbarsten Einwürfe gegen die letztere.* Kap. 1. *Einleitende Bemerkungen.* Da die katholische Kirche das angemasste Ansehn der Unfehlbarkeit und absoluten Autorität nicht länger behaupten kann, so hat sie versucht, einestheils ihre Dogmen durch willkürliche Deutungen in einem mildern Lichte darzustellen (wovon die Unzulässigkeit bereits erwiesen ist), anderntheils die Aufmerksamkeit von sich abzuwenden und auf vorgebliche oder wirkliche Mängel der Reformation hinzulenken. — Eine Widerlegung der erheblichsten Vorwürfe, welche die römische Kirche den Protestanten macht, ist der Hauptzweck und Inhalt der folgenden Abhandlungen. Kap. 2. *Ein- und Gleichförmigkeit der Kirchenlehre.* Der Vf. behauptet mit Recht, dass, wenn die Reformation aufgefasst werde 1) als Lossagung von der Autorität einer eisernen Ueberlieferung und der überliefernden Priesterkaste, 2) als Erhebung der allgemeinen Vernunft und Empfindung zu Organen des wahrhaft Bindenden für Alle, — der Zwiespalt der Alt- und Neugläubigen, d. h. der römischen und der sich reformirenden Kirchen nicht mehr ein Streit über einzelne Dogmen sey, sondern dass dann ihre Differenzen auf die einzige Grundfrage zurückgehen, *ob der Mensch im Gebiete der Religion sich einer äusserlichen Autorität unterwerfen müsse.* Da die katholische Kirche diese Frage bejaht und sich dabey hauptsächlich auf die allgemeine Einförmigkeit und immerwährende Gleichförmigkeit ihres kirchlichen Glaubens beruft: so zeigt er, dass in der katholischen Kirche jene gerühmte Einförmigkeit und Gleichförmigkeit zu keiner Zeit gewesen und auch jetzt nicht sey. Indem er annimmt, dass nur diejenigen christlichen Glaubenssätze, über welche von der Zeit der Apostel an bis auf die unsrige fast kein Streit und Zweifel obgewaltet hat, als *wahrhaft katholische*, d. h. *allgemeine*, zu betrachten sind, wirft er die Frage auf (S. 197): „Und auf welche andre Lehren des göttlichen Religionsstifters, als auf eben diese, liesse sich die von der römischen Kirche so oft wiederholte Weissagung Christi *von der Ewigkeit seiner Kirche* mit Redlichkeit anwenden, *da ja keine Kirche so sehr im Vergehen ist, als eben die römische?*" Kap. 3. *Uebersicht der gegen die Reformation erhobenen Beschwerden.* Für die Quelle der seit 300 Jahren über die Reformation geführten Beschwerden hält der Vf. den Vorwurf, dass durch das Aufgeben der Unterwürfigkeit unter die Autorität, durch den Abfall von dem auf den Felsen des Papstthums gegründeten Centrum der Einheit und durch die Erhebung der menschlichen Vernunft zur letzten Instanz (wodurch das vom Papste und der ver-

versammelten Geistlichkeit behauptete Privilegium auf Untrüglichkeit über alle Gemeindeglieder repartirt werde) nicht nur die grössten Verschiedenheiten und Spaltungen in Glaubenssachen hervorgebracht, sondern auch zuletzt eine völlige Anarchie der Meinungen, eine durchgängige Indifferenz gegen alles Religiöse und damit zugleich eine allgemeine Zügel- und Sittenlosigkeit erzeugt werden würden. Kap. 4. *Nöthigung zum Selbsturtheilen.* Nach einigen Bemerkungen über die Widersprüche, in welche die römisch-katholische Kirche mit ihren eignen Grundlehren geräth, wenn sie von allen Bekennern des Christenthums Gleichheit und Einheit im Glauben fordert, wird gezeigt, wie bey dem zunehmenden Bedürfniss des Selbsturtheilens, als eines nothwendigen Resultats der menschlichen Entwickelung, auch das Selbsturtheilen des Laien geweckt werden, durch die Verderbniss der Klostergeistlichen und die Einführung der päpstlichen Indulgenzen sich immer weiter verbreiten und dann nicht nur die Organe des angeblich göttlichen Willens, sondern auch die Erkenntnissquelle desselben zum Gegenstande der eignen freyen Prüfung machen musste. Kap. 5. *Vertheidigung der Vernunft.* So einleuchtend und überzeugend dasjenige ist, was hier zur Ehre der Vernunft gesagt wird, so anziehend ist auch, im Ganzen genommen, die Darstellungsweise. Nur in einzelnen Aeusserungen dürften wohl die meisten und selbst diejenigen Leser, die dem würdigen Vf. in allem Wesentlichen beystimmen, die nöthige Klarheit vermissen, z. B. S. 224. „Wenn endlich — — — zur Einigung mit dem Alleinigenden anstrebt." Kap. 6. *Vielspältigkeit der Glaubensmeinungen.* Was hier gesagt ist über den Sinn und Geist der Klage, dass durch Hintansetzung der geistlichen Vormundschaft, welche das religiöse Heiligthum unvermehrt und unvermindert und ungetrübt bewahrt und überliefert habe, die Einzelnen in die verderblichsten Irrthümer verfallen, — über die historisch erweisliche Verschiedenheit der Meinungen in Ansehung der wichtigsten Lehren der katholischen Kirche in ihrem eignen Schoosse und unter der Vollherrschaft ihrer Autorität, — über die Unverträglichkeit eines jeden Untersuchungs-Verbots mit den höchsten Interessen der Menschheit u. s. w., besonders auch über den mehr alt- als neutestamentlichen Lehrtypus der katholischen Kirche, ist so bündig und klar dargestellt, dass schwerlich ein sachkundiger und unbefangener Leser etwas dagegen erinnern wird. Kap. 7. *Einstimmigkeit im Wesentlich-Religiösen, und Mittel, zu dieser Einstimmigkeit zu gelangen.* Für das wesentlich oder eigentlich Religiöse, welches die Grundlage der christlichen Religion ausmacht, erklärt der Vf., — übereinstimmend mit den achtungswürdigsten protestantischen Gottesgelehrten, wenn nicht im Ausdruck, doch in der Sache, — „1) die auf Glauben, Einsicht und Empfindung beruhende Ehrfurcht, Liebe und Vertrauen vor und zu Gott, dem alleinigen Schöpfer, Gesetzgeber und Vater; 2) die hierauf sich gründende Andacht, Selbstbeherrschung und Selbsthingebung an Familie, Staat und Menschheit, als Vollbringung des Allbeseligungswillens Gottes; 3) die aus der immer vollkommnern Anschauung und Erkenntniss Gottes, aus möglichst treuer Vollbringung seines Willens hervorgehende Beseligung für die Gegenwart und freudige Zuversicht für die Zukunft; 4) die aus beiden, wie aus jedem erlaubten Genusse sich erzeugende Dankbarkeit, so wie die aus allem diesem entspringende Bewunderung, Verehrung und Verherrlichung Gottes aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, mit ganzem Geiste." Diese Grundideen, von deren Verbreitung es abhängt, dass der grosse Zweck des *Christenthums* immer vollkommner erreicht werde, *können unter* den Mitgliedern der protestantischen Kirche die erwünschteste Uebereinstimmung in demjenigen hervorbringen, was das Wesen der Religion ausmacht. Kap. 8. *Specifisches der römisch-katholischen Kirche.* Der Hauptcharakter der römisch-katholischen Kirche, aufgefasst in ihrem Gegensatze gegen die sich reformirende, besteht darin, dass, während diese die allgemeine Vernunft als höchsten Richter in allen ihren wichtigsten Angelegenheiten, also auch im Religiösen anerkennt, jene die Autorität der Vernunft in Allem verwirft, was über das sogenannte Reich der Welt hinausgeht und für das Constitutive des religiösen Staats ein schlechthin Uebermenschliches hält, nämlich *den heiligen Geist.* Da dieser, nach der Lehre der katholischen Kirche als ein vom menschlichen Geiste und seiner Vernunft specifisch verschiednes Wesen, in einem bestimmten Zeitpunkte ein für alle Mal die ganze Wahrheit ausgesprochen hat und seitdem nur etwa noch Einzelnes explicirt, übrigens aber die Auserwählten zum Glauben an jene Wahrheit influenzirt: so ist dem *einzelnen* Menschen alles Selbsturtheil in dieser Beziehung untersagt; der heilige Geist leidet keinen Widerspruch, daher auch Alles, was durch die Vernunft als wahr *ermittelt* worden ist, als unwahr und als Verblendung angesehen werden muss, falls es einem kirchlich autorisirten Ausspruch widerstreitet. Kap. 9. *Angebliche Indifferenz gegen das Religiöse.* Der Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen alles Religiöse, welchen die katholische den sich reformirenden Kirchen macht, würde nicht ungegründet seyn, wenn dasjenige wirklich das wesentlich Religiöse wäre, was von der römischen Kirche als solches bezeichnet wird. Lässt sich aber beweisen, dass das Eigenthümliche im Lehrbegriff der katholischen Kirche schlechterdings *nicht* zu dem wahrhaft Religiösen gehöre: so wird jener Vorwurf dadurch vollkommen beseitigt. Dieser Beweisführung widmet der Vf. das *zehnte*, *eilfte*, *zwölfte* und *dreyzehnte* Kapitel, in welchem er seine Leser zu überzeugen sucht: 1) dass das schlechthin Mysteriöse und Unbegreifliche in der Religion nur dann für göttlich gehalten werden dürfe, wenn es mit der dem Menschen schon einwohnenden Vorstellung von Gott harmonirt und wenn es sich seiner ordnenden und allvereinigenden Vernunft als zur allgemeinen Ordnung gehörig, oder zu ihr hinführend,

rend, bewährt; 2) dass die Lehre von der Dreyeinigkeit, wie die katholische Kirche solche darstellt, mit den klarsten Aussprüchen der heil. Schrift unvereinbar und durchaus vernunftwidrig sey; 3) dass die Lehre der katholischen Kirche von dem Tode Jesu, als einem Gott versöhnenden Opfer, zu den allerunwürdigsten Vorstellungen von der Gottheit führe; 4) dass die römische Kirche Vorstellungen von der Bestimmung des Menschen geltend zu machen suche, welche der Veredlung des Menschen die grössten Hindernisse entgegensetzen, und deren Nichtannahme, so wie die Verwerfung der vorher geprüften Grundlehren, weit entfernt, eine Gleichgültigkeit gegen Religion zu beweisen, vielmehr nothwendig sey, um wahrhaft religiös werden zu können. — Vieles von dem, was hier zur Würdigung des katholischen Lehrbegriffs gesagt ist, lässt sich allerdings auch auf die kirchliche Dogmatik der Protestanten anwenden, in sofern die Lehrbestimmungen des *Augustin* und *Anselm* noch immer einen wesentlichen Theil ihres Inhalts ausmachen, und verdient daher, zur Berichtigung irriger Vorstellungen, sowohl von Protestanten als Katholiken sorgfältig erwogen zu werden. Kap. 14. *Angebliche Ausartung in Theismus.* Kap. 15. *Angebliche Willkür und Nachtheile der Lossagung von der kirchlichen Deutungsanstalt.* Mit eben dem wahrheitliebenden, tief in das Innerste der Sache eindringenden Geiste, der sich allenthalben in diesem Werke offenbart, wird hier gezeigt: *erstlich*, wie höchst widersinnig Jedem, der das Wesen des Christenthums kennt und sich eine richtige Vorstellung von reinem *Theismus* macht, die Klage der römisch-katholischen Kirche vorkommen müsse, dass die Lehre der von der römischen Einheit abgefallenen Kirche *in reinen Theismus* (dem einzigen wahren Religionsglauben!) *ausarte; zweytens*, wie ungereimt in jeder möglichen Hinsicht die Anmaassung des katholischen Clerus, für einen untrüglichen Ausleger der heil. Schrift gehalten zu werden, und wie grundlos das Vorgeben von den nachtheiligen Folgen sey, die aus einer freyen Schriftforschung entspringen sollen.

Der *dritte* Abschnitt enthält theils eine Darstellung des Resultats der beiden vorhergehenden Abschnitte, theils eine Gegeneinanderstellung der Weltansichten der römisch-katholischen und der sich reformirenden Kirchen. Mit dem grössten Rechte darf der Vf. annehmen, dass aus seinen bisher angestellten Untersuchungen sich als unwidersprechlich ergebe, wie eitel das Vorgeben der römisch-katholischen Kirche von ihrer Unfehlbarkeit und alleinseligmachenden Kraft, wie unmöglich bey dem Festhalten an diesen Dogmen eine Vereinigung der beiden Kirchen und wie ungedenkbar eine Rückkehr der protestantischen Kirche zur katholischen sey. — Drey Grundgedanken stellt Hr. Dr. *C.* als diejenigen dar, auf welche die Menschheit vom Anfange an ihre höchsten Kräfte, ihr innigstes Trachten hingewendet hat; sie sind: 1) die höchste Herrlichkeit Gottes, 2) das wesentlich Göttliche im Menschen, 3) die Vereinigung von Gott und Mensch. Populärer, als die Entwickelung dieser Grundgedanken selbst, ist die Anwendung, welche in folgenden Worten von ihr gemacht ist (S. 358): „Eine *Glaubens*-, eine *Wissenschaftslehre* vermag nur dadurch eine bis dahin geltende zu verdrängen, dass sie die Vorstellung vom göttlichen Wesen und seiner Welt erweitert, erhöht oder läutert; eine *Rechts*- und *Sittenlehre* nur dann, wenn sie dem Menschen einen höhern, reichern Begriff von sich selbst, mithin auch von seiner Bestimmung giebt. Ein *Staat*, eine *Kirche* gelten, jener als der beste, diese als die höchste, oder, wenn man will, die alleinseligmachende, nur so lange, als sie die befriedigendste Wissenschaft, Glaubens-, Rechts- und Sittenlehre und die zweckmässigsten Mittel zu ihrer Realisation, also zur innigsten Vereinigung des Menschen mit Gott und seiner Welt darbietet. Ein *Kunstwerk* endlich gilt nur so lange als das vollkommenste, als es die höchste, innigste solche Vereinigung zur Anschauung, zum Bewusstseyn, zur Empfindung bringt. — So ist das absolute Losungswort des denkenden *Geistes:* immer mehr Wahrheit und Klarheit! — des *Willens:* immer freyer, immer besser! — der *Phantasie:* immer schöner, immer erhabner! — des *Gesammtgefühls:* immer göttlicher, schöpferischer, seliger!

Die dieser Schrift hinzugefügten Beylagen (S. 363 bis 464) dienen grösstentheils zur Bestätigung dessen, was der Vf. über den Geist und die Lehren der katholischen Kirche als historisch-erweislich mitgetheilt hat; zugleich zeugen sie, so wie die zahlreichen, den Text begleitenden Anmerkungen, nicht nur von seiner Gelehrsamkeit und ausgebreiteten Belesenheit, sondern auch von der musterhaften Sorgfalt und Umsicht, womit der Gegenstand seiner Untersuchungen von ihm behandelt worden ist. Die beiden letzten Beylagen enthalten 1) ein Sendschreiben an den Hn. *Franz Geiger*, Chorherrn und ehemaligen Professor der Theologie zu Luzern; 2) einen Auszug aus einem Schreiben an Hn. *Jullien*, Directeur de la Revue encyclopédique à Paris etc. In letzterm wird hauptsächlich gegen den nun verstorbenen *Lanjuinais* de l'Institut etc. bewiesen, dass man der katholischen Kirche keineswegs Unrecht thue, wenn man die Verdammung der Nichtkatholiken als etwas ihr Eigenthümliches vorstellt. Eben diess wird ausführlich gegen den Chorherrn *Geiger* dargethan, der auch in Rücksicht auf andre, mit stolzer Anmassung und in einem zum Theil sehr unanständigen Tone gegen Hn. Dr. *Carové* ausgesprochnen Urtheile mit eben so vieler Urbanität als Gründlichkeit zurechtgewiesen wird. — Freylich ist es sehr zu bedauern, dass diejenigen katholischen Schriftsteller, welche den *ersten* Theil dieses Buchs öffentlich beurtheilten, anstatt dem Vf. Irrthümer nachzuweisen, seine Absichten verkannt, seine Ansichten verdreht und ihn persönlich zu verunglimpfen gesucht haben. Indessen ist nicht zu bezweifeln, dass er durch dieses, in seiner Art einzige,

nicht

nicht nur die vorzüglichen Kenntnisse und Geistesgaben, sondern auch den wahrhaft religiösen und humanen Charakter des Vfs. beurkundende Werk bey allen sachverständigen und unbefangnen Wahrheitsfreunden sich die ausgezeichnetste Achtung erwerben wird.

TECHNOLOGIE.

Hannover, in der Helwing. Hofbuchh.: *Materialien für Branntweinbrenner, oder Bemerkungen und Vorschläge über (betreffend) die Verbesserung des Brenngeschäfts und über die Veredlung des gemeinen Fruchtbranntweins zu Weinbranntwein, Rumm, Arrak und Liqueuren.* Aus den hinterlassenen Papieren des Dr. *J. F. Westrumb's*, K. Hannöv. Bergcommiss., Apothekers in Hameln u. s. w., gesammelt u. herausg. vom Dr. *A. H. L. Westrumb.* 1827. VIII u. 174 S. 8. (16 gGr.)

Wohlthuend ist es, in der Fluth unserer technischen Literatur auch einmal etwas Besseres anzutreffen. Zwar enthalten *Westrumb's* Materialien nichts über die hohe Vervollkommnung der Brennapparate in Frankreich, einer erweiterten Anwendung der *Glauber*'schen Ideen, welche die gewöhnlichen Einrichtungen so sehr übertreffen, dass keine andere Brennanstalt neben ihnen bestehen kann, — (sie sind unter andern ausführlich beschrieben in *Chaptal's* Agriculturchemie, *Poppe's* Branntweinbrennerey, u. s. w.) —; aber das scheint dem Rec. kein wesentlicher Mangel. Jedes Buch hat seinen individuellen Zweck, und das vorliegende scheint für gewöhnliche Branntweinbrenner berechnet, die theils durch äussere, ungünstige Verhältnisse bewogen, theils aus Mangel an Speculationsgeist nicht gern die starken Kapitalien aufwenden, welche die erste Einrichtung jener Apparate erfordert. Von diesem Standpunkte aus ist das vorliegende Buch eins der brauchbarsten in seiner Art, und die Beschreibung jener Apparate, die zudem ohne Kupfertafeln nur schwer verständlich wäre, hätte es unnöthig vertheuert. Wir haben an der Arbeit des ältern *Westrumb* ein Muster des echt populären Vortrags; überall spricht der gründlich erfahrne Mann vom Fache, der vielgeübte Lehrer des gemeinen Mannes. Alles Ueberflüssige ist vermieden; alles Nützliche mit einer zweckmässigen Weitläufigkeit, oder besser Gesprächigkeit, vorgetragen und beschrieben; die Kunstwörter sind möglichst vermieden und durch gemeinverständliche Ausdrücke ersetzt; neben der vollständigsten, in alle Einzelnheiten eingehenden Praxis ist gerade so viel Theorie beygebracht, als man zu einer verständigen Leitung des Gewerbes bedarf. Dabey werden gewöhnlich anfangs nur die Hauptmomente hingestellt, und dann wird das Detail noch besonders nachgetragen, wie §. 7. Bey wichtigen Gegenständen, die sich mit zwey Worten sagen liessen, hält der Vf. durch ein künstliches Verweilen die Aufmerksamkeit fest, und weiss sie dem Ungebildetern mit einer eigenthümlichen, eindringenden Beredsamkeit zu empfehlen, durch welche er gewiss viele Wirkung hervorbringt (wie bey dem Malzen des Getreides zum Branntweinbrennen S. 18). — *Westrumb*, der Sohn, hat die Nützlichkeit dieser Materialien durch eigene Zusätze noch vermehrt, die, wenn sie auch nicht ganz den Vortrag des Vaters erreichen, doch viele Gewandtheit verrathen. — Der Inhalt ist folgender: 1) *Eine geschichtliche Einleitung.* — Wenn der Vf. nicht höher, als bis ins 14te Jahrhundert hinaufsteigt, so scheint er das *Testamentum* des *Raymund Lullus* aus dem 13ten Jahrh. nicht zu kennen, worin es (Strassburg. Ed. von 1571. S. 2.) heisst: *Recipe nigrum nigrius nigro* (dunkelrothen Wein) *et destilla totam aquam ardentem in balneo* etc. — 2) *Ueber die Darstellung des Branntweins im Allgemeinen.* — Wahl der Früchte, Vermehrung ihrer Ergiebigkeit an Branntwein, *Einteigen*, Gahrbrennen, Stellen, Gährung, *künstliche* Hefen, gewöhnliche Fehler des Kornbranntweins und ihre Verbesserung. — 3) *Benutzung der Kartoffeln, Runkelrüben u. a. Früchte.* — 4) *Veredlung des Fruchtbranntweins zu Weinbranntwein, Rumm und Arrak.* — Die künstliche Darstellung des Arraks ist am schwierigsten; *Trommsdorff's* Verfahren (Handbuch der Chemie, VI. 203) wurde von dem Vf. nicht bewährt gefunden; er giebt ein anderes an, das nach seinen Erfahrungen ein sehr nahe kommendes Surrogat geben soll. — 5) *Darstellung der Liqueure.* — Eine kleine Anzahl, aber deutlich beschrieben und angeblich *alle bewährt.* Der letztere Ausdruck bringt den Rec. noch auf eine Eigenschaft, welche bekanntlich die Schriften des ältern *Westrumb* vortheilhaft auszeichnet; er war keiner der vielen Charlatane, die bey dem Volke die Chemie in Verachtung bringen, weil sie ihm durch unreife Einfälle, für probate Recepte verkauft, unnöthige Mühe und Schaden verursache. Möge auch der Sohn stets dieses edlen Namens würdig bleiben!

Prof. Dr. *Eisenbach.*

NEUE AUFLAGE.

Leipzig, b. Barth: *Die Pariser Bluthochzeit.* Dargestellt vom Dr. *Ludwig Wachler. Zweyte*, berichtigte und vermehrte Ausgabe. 1828. IX und 125 S. gr. 8. (geh. 15 gGr.) (S. d. Recens. A. L. Z. 1826. Nr. 292.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

November 1828.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Düsseldorf u. Elberfeld, b. Schaub: *Juris germanici atque praesertim speculi saxonici de culpa doctrinam adumbravit Romeo Maurenbrecher*, Jur. utriusq. Dr. 1827. VIII u. 83 S. gr. 8. (12 gGr.)

Mit vielem Fleisse sind in der vorliegenden Schrift die Stellen der Rechtsbücher gesammelt, in denen von Verschuldungen die Rede ist, und dieser Fleiss muss anerkannt werden, ob er gleich zu keinem erfreulichen Resultate, sondern zu einer völlig bodenlosen Theorie geführt hat. Der Vf. geht in dem *ersten* Kapitel von der Grundansicht aus, dass nach germanischem Recht die nachtheiligen Folgen jeder Handlung dem Handelnden angerechnet worden seyen, wäre auch die Handlung selbst weder widerrechtlich noch selbst unvorsichtig gewesen. Daher, fährt er fort, habe jeder Schade gebüsst werden müssen, der nicht durch Schuld des Eigenthümers oder durch Zufall entstanden sey, und Schuld bezeichne weder ein widerrechtliches Thun noch ein widerrechtliches Unterlassen, sondern jede, auch völlig gleichgültige Handlung, die nachtheilige Folgen gehabt habe. Aehnliches ist schon von Andern gelehrt worden, man hat sogar von einer Zurechnung des Zufalls gesprochen, aber weder das eine noch das andere lässt sich in dieser Allgemeinheit rechtfertigen, obwohl leicht einzusehen ist, wie man zu diesen irrigen Ansichten verleitet werden konnte. Die Sätze des Vfs. gelten nämlich alsdann, aber nur dann, wenn von der *Mordsühne* die Rede ist. Wer den Tod eines Andern veranlasste, musste den Todten und dessen Familie durch das Wehrgeld versöhnen, wenn er auch nicht widerrechtlich gehandelt, noch eine Vorsicht unterlassen hatte, die man mit Recht von ihm erwarten konnte. So soll z. B. nach den Gesetzen K. Knuts C. 73 der Eigenthümer des Geschosses, mit welchem Jemand getödtet worden ist, das Wehrgeld bezahlen, und nach den *Leg. Rothar.* C. 314 muss derjenige die Composition erlegen, der ein Wild angeschossen hat, wenn es in der Wuth einen Menschen tödtet. Auch war es nach den *Leg. Luitpr.* B. 6. C. 83 sehr zweifelhaft, ob der Besitzer eines Ziehbrunnens, durch dessen herabfallenden Eimer Jemand erschlagen worden war, oder derjenige, welcher Wasser geschöpft hatte, das Wehrgeld bezahlen müsse; und Luitprand entschied nur darum für den Besitzer des Brunnens, weil dieser sonst seinen Hof verschliessen und Niemand zum Brunnen zulassen würde. Aehnliche Beyspiele lassen sich ohne Mühe in grosser Zahl finden, am auffallendsten aber erscheint ein Gesetz Rothars (C. 152), nach welchem derjenige, welcher Arbeiter gemiethet hat, von allen Ansprüchen frey seyn soll, wenn ein Arbeiter während der Arbeit ertrunken, vom Blitz erschlagen oder auf andere Weise ums Leben gekommen ist — ein Gesetz, dessen Feststellung in der That ganz unbegreiflich seyn würde, wenn man nicht früher die Verpflichtung zur Sühne bis zu diesem Grade ausgedehnt hätte. Der Grund zu dieser Singularität des deutschen Rechts lag in den germanischen Religionsbegriffen, nach welchen diejenigen, die eines unnatürlichen Todes gestorben waren, erst dann nach Walhalla eingehen konnten, wenn ihr Tod gerächt oder gesühnt war. In Folge dessen musste in allen solchen Fällen die Familienrache irgend Jemanden und daher, wenn der eigentliche Thäter nicht zu ermitteln oder nicht zu erreichen war, denjenigen verfolgen, der durch irgend eine Handlung, wenn auch auf die entfernteste Weise Veranlassung zu dem Tode des Verwandten gegeben hatte. Auf der andern Seite ist es eben desshalb auch begreiflich, warum niemals für die im Kriege Erschlagenen, die unmittelbar nach dem Tode in Walhalla eingingen, Wehrgeld gefordert wurde, ob es gleich dem Sieger leicht gewesen wäre, eine solche Forderung geltend zu machen.

In allen Fällen hingegen, wo nicht von der Mordsühne die Rede ist, erkennen auch die Rechtsbücher eine Verpflichtung zum Schadenersatz nur dann an, wenn eine wirkliche Verschuldung vorhanden ist. Diese Verschuldung ist aber doppelter Art, sie besteht nämlich entweder in einer widerrechtlichen Handlung oder darin, dass man bey Ausübung einer an sich rechtlichen Handlung die nöthige Vorsicht nicht anwendet. Im erstern Falle muss jeder die widerrechtlichen Folgen seiner Handlung tragen, wenn sie sich auch zufällig daran geknüpft haben sollten; im letztern hingegen ist er vom Schadenersatz frey, wenn er seine Nichtschuld, d. h. die Anwendung der nöthigen Vorsicht beschwört. — Es kann hier nicht der Ort seyn, diese Theorie vollständig zu begründen, indess sind die Beweisstellen bereits *grösstentheils* von dem Vf. angeführt worden, und bedürfen bloss einer richtigen Interpretation und folge-

folgerechten Entwickelung. Freylich hat der Vf. in eben diesen Stellen eine ganz andere Theorie gefunden. Er glaubt nämlich, dass der von ihm aufgestellte Grundsatz sowohl bey dem *damnum injuria datum*, als in Contractsverhältnissen Anwendung leide, dass er aber letztern Falls in sofern als man den Beweis der Nichtschuld zugelassen habe, modificirt, und dass dieser Beweis in einigen Fällen durch den Eid, in andern durch Zeugen geführt worden sey. Weil aber, fährt er fort, jeder bereit sey, sich für unschuldig zu halten, der Zeuge dagegen dem Beschädigten geneigter seyn dürfte, habe man zwar nicht den Worten, wohl aber der Sache nach mehrere Grade der *Culpa* unterschieden. Dieser Theorie fehlt es nicht sowohl an Scharfsinn als an Consequenz und innerer Wahrscheinlichkeit. Einmal nämlich beurtheilt sie den, welcher mit dem Beschädigten in Contractsverhältnissen steht, weit milder, als den, welchen kein obligatorisches Verhältniss zu einer besondern Aufmerksamkeit verpflichtet. Sodann aber hebt in der That die Modification, welche der Vf. zugiebt, den von ihm aufgestellten Grundsatz so ganz auf, dass letzterer in Contractsverhältnissen gar nicht zur Anwendung kommen kann. Das deutsche Recht würde sonach eine Eigenheit des römischen wiederholen, nach welchem der Prätor Exceptionen ertheilte, wodurch die Actionen des stricten Rechts elidirt wurden. Aber man hüte sich, diese Eigenheit auf deutschen Grund und Boden zu verpflanzen, wo die Schöffen kein strictes Recht zu umgehen hatten, wo die ganze Rechtsbildung in ihrer Hand lag, und wo sich mithin kein Grundsatz erhalten konnte, wenn ihn das praktische Leben als unanwendbar erkennen liess. Nur die stärksten Gründe, mithin nur die deutlichsten Aussprüche der Rechtsbücher würden die Theorie des Vfs. zu rechtfertigen vermögen; aber an solchen Gründen, an solchen Aussprüchen fehlt es durchaus, und der Vf. hat nicht einmal nachgewiesen, dass man verschiedene Grade der *Culpa* gekannt, oder was dasselbe ist, in einigen Fällen zum Beweise der Nichtschuld Zeugen erfordert habe. Alle Stellen, in denen von dem Zeugenbeweise die Rede seyn soll, sprechen entweder, wie Sachsenspiegel II, 48, gar nicht von einer Verschuldung oder sie erwähnen, wie a. a. O. II, 27 und III, 15 keines Zeugenbeweises, und namentlich ist diess der Fall in den beiden Stellen, auf welche der Vf. das meiste Gewicht legt. Nach Sachsensp. I, 23 soll der Vormund Rechnung ablegen und den Mündeln alle Güter ausantworten, die nicht in ihren Nutzen verwendet worden, und die ihm, dem Vormunde, nicht durch Zufall und ohne seine Schuld abhanden gekommen sind. Der Vf. glaubt, dass der Vormund seine Nichtschuld durch Zeugen habe beweisen müssen, weil ausserdem die Rechnungsablage unnöthig geworden, und derselbe Zweck durch einen allgemeinen Reinigungseid des Vormunds erreicht worden sey. Zunächst hat jedoch der Vf. übersehen, dass das deutsche Recht einen Eid allgemeinern Inhalts durchaus nicht kennt; selbst die Wittwe, welche nicht alle zum Heergeräthe gehörige Gegenstände im Nachlasse findet, muss nach Sachsensp. I, 22 das Fehlen jedes einzelnen Stücks besonders beschwören. Sodann aber hat der Vf. die Nichtschuld oder den Gegensatz der *Culpa* und das *not guilty* der Engländer verwechselt. Wenn der Vormund schwört, dass er dem Mündel *nichts mehr schuldig* sey, so würde er nicht bloss, dass ihm keine *Culpa* zur Last falle, sondern auch, dass er wirklich alles, was er nicht zurückgiebt, zum Nutzen des Mündel verwendet habe, zugleich mit beschwören; und beide Thatsachen sind so verschieden, dass sie allerdings verschiedenartige Beweismittel zulassen. — In der zweyten von dem Vf. angeführten Stelle, Sachsensp. II, 54 heisst es: Wenn Wölfe oder Räuber ein Vieh aus der Huth des Hirten rauben, soll der Hirte das Gerüfte schreyen und von allen Ansprüchen frey seyn, wenn er des Gerüftes „*getuch*" hat. Allerdings scheint hier von dem Zeugenbeweise die Rede zu seyn, aber man begreift leicht, dass es unsinnig gewesen wäre, das Geschrey des Gerüftes, eine Thatsache, die der ganzen Gemeinde, dem gesammten Umstande bekannt war, von dem Hirten beschwören zu lassen. Genau erwogen bedurfte man aber zum Beweise des Gerüftes auch keiner Zeugen und überhaupt keines andern Beweismittels als der Aussage des Umstandes, und diese ist es, welche hier „*getuch*" genannt wird. Wenn es aber weiter heisst, dass der Hirte, welcher ein Stück Vieh nicht zurückgebracht habe, seine Unschuld beschwören solle, so bedeutet hier Unschuld die Ablieferung des Viehes, und wenn ferner gesagt wird, dass der Hirte nicht schwören dürfe, wenn er *sofort* darum beschuldigt worden sey, so konnte er allerdings nicht die Ablieferung durch den Eid darthun, denn das Gegentheil war durch die Beschuldigung erwiesen, aber allerdings stand ihm frey, zu schwören, dass das Vieh ohne seine Schuld, durch Blitz, Krankheit oder auf ähnliche Weise ums Leben gekommen sey.

Von der Theorie des Vfs. bleibt sonach freylich nichts stehen, aber gleichwohl würde Rec. aufrichtig bedauern, wenn das hier ausgesprochene Urtheil den Vf. von einer weitern Bearbeitung des deutschen Rechts abhalten sollte. Die vorliegende Schrift ist eine Doctor-Disputation, und, wie es scheint, von dem Vf. kurz nach Vollendung der akademischen Studien entworfen worden. Bey Arbeiten dieser Art sind bedeutende Entdeckungen etwas Ungewöhnliches; sie lassen sich aber allerdings von den künftigen Arbeiten des Vfs. erwarten, wenn sein Urtheil reifer, sein Quellenstudium umfassender und seine Ansicht des germanischen Rechts klarer und lebendiger geworden ist.

Nietzsche.

Heidelberg, b. Mohr: *Archiv für civilistische Praxis.* Herausgegeben von Dr. *E. von Löhr*, Geh. Regierungsrathe und Prof. zu Giessen, Dr. C. J.

C. J. A. Mittermaier, Geh. Rathe und Prof. zu Heidelberg, und Dr. *A. Thibaut*, Geh. Rathe u. Prof. zu Heidelberg. *Zehnter* Band. 1827. 472 S. 8. (2 Rthlr.)

Auch bey diesem Bande möge eine einfache Jeberficht, von einfachen Bemerkungen begleitet, genügen.

I. *Beytrag zu der Lehre über den Gebrauch und lie Ableistung des Schiedseids von moralischen Personen.* Vom Kirchenrath und Prof. *Linde* zu Giesen. Die Grundsätze über den Gebrauch und die ıbleistung des Schiedseids von moralischen Personen nd bis jetzt noch nirgend erschöpfend dargestellt, ndem sowohl neuere Processordnungen und Entvürfe hierin höchst unvollständig sind, als auch selbst lie wichtigsten, täglich vorkommenden Fragen, lurch die Doctrin noch keinesweges befriedigend elöset worden sind. Um so willkommner eröffnet aher diesen Band eine umfassende Abhandlung über iesen Gegenstand, die in jeder Hinsicht zu den ausezeichnetsten Darstellungen zu rechnen ist. Zur öllingen Ueberzeugung des Rec. führt der Vf. in derelben aus, dass der Gebrauch des Schiedseids nur ey solchen moralischen Personen, die aus einer leichzeitigen Vereinigung *mehrerer* physischen *Personen* bestehen, zu besondern Eigenthümlichkeiten ührt, dass dagegen dann, wenn die moralische Peron aus *Einer* physischen Person, welcher einer beimmten Eigenschaft wegen, juristische Persönlichkeit anklebt, besteht, die allgemeinen Grundsätze iber den Gebrauch des Schiedseids zur Anwendung kommen, und dass endlich in denjenigen Fällen, wo ndere Gegenstände (Sachen im Gegensatze von Menchen) personificirt, d. h. vom Gesetze als Subjecte on Rechten, also, als Personen erklärt worden sind, lles davon abhängt, ob diejenigen Menschen, welhe die Rechte solcher personificirten Sachen vertreen, und, welche dieser Bestimmung wegen, selbst ls moralische Personen zu betrachten sind, aus einer oder mehreren physischen Personen bestehen, wo lann nach dieser Verschiedenheit auch verschiedene Grundsätze zur Anwendung kommen. Ist die chwurpflichtige Person namentlich eine Gemeinde, o ist allerdings als Regel anzunehmen, dass sämmtiche Glieder derselben den Eid zu leisten haben, und lass ein besonders bevollmächtigter Anwalt, als solcher, nicht die Befugniss haben kann, für eine solche moralische Person den Schiedseid abzuleisten. Aus der Natur des Schiedseids ist vielmehr zu folgern, *a*) dass dort, wo es möglich ist, auch die moralische Person das Zeugniss in eigener Sache nicht durch ein fremdes Organ, sondern persönlich abzulegen hat, was alsdann, wenn die moralische Person aus einzelnen physischen Personen besteht, stets dadurch geschehen kann, dass die einzelnen physischen Personen, welche ja auch den Willen der moralischen bestimmen, ihm Wissenschaft über das fragliche Factische, zum Eide vorstellte, Verhältniss eidlich angeben; es folgt ferner *b*) dass *alle* diejenigen Glieder der moralischen Person, welche für die Zuschiebung oder Annahme eines angetragenen Eids gestimmt haben, auch den zurückgeschobenen und beziehungsweise angenommenen Eid nach dem Grade ihres Wissens oder Glaubens zu schwören haben; es folgt daraus *c*) dass, wenn zur Ableistung des Eides nicht so viele Glieder, als zur Abfassung eines Beschlusses der moralischen Person erforderlich wären, bereit sind, der Eid für verweigert angenommen werden müsste. Gemeinrechtlicher Grundsatz ist es nun aber, dass nicht *alle*, sondern nur einige Gemeindeglieder schwören müssen, und so zeigt der Vf., dass man in keinem Falle von wenigern als *dreyen* den Eid fordern solle, dass jedoch die Wahl derselben, nicht sowohl der moralischen Person, sondern vielmehr dem Gegner der Gemeinde, zustehen dürfe. Rec. übergeht das weitere Detail und bemerkt nur noch zu dem § 7, wo der Vf. die Grundsätze neuerer Gesetzgebungen über diesen Gegenstand anführt, dass die Untergerichtsordnung für das Königreich Hannover vom 5ten Oct. 1827 folgende merkwürdige Bestimmungen über jene Fragen ausgesprochen hat: „Hat eine Gemeinde einen Eid zu leisten, so muss zuerst über die Frage: ob der Eid von ihr zu schwören, oder, wo dieses gestattet ist, zurückzuschieben sey? auf dieselbe Weise abgestimmt werden, wie bey der Errichtung eines Syndicats vorgeschrieben ist. Entscheidet sich sodann die Mehrheit der Stimmen für die Leistung des Eides, und besteht *a*) der Gegenstand des Rechtsstreits in einer *theilbaren* Sache, so hängt es von der Wahl des Gegners ab, ob er den Eid von jedem einzelnen Gemeindegliede verlangen, oder der Gemeinde überlassen will, drey Personen zu benennen, welche den Eid in ihre Seele schwören sollen. Im erstern Falle sind diejenigen, welche den Eid verweigern, in Rücksicht ihrer Antheile an dem Gegenstande des Processes für sachfällig zu erklären. Wird im zweyten Falle die Eidesleistung auch nur von einem einzigen der dazu Ausersehenen verweigert, so sind auf Verlangen des Gegners sämmtliche Gemeindeglieder zu schwören schuldig, und ist es dann, bey theilweiser Verweigerung des Eides so wie im ersten Falle zu halten. Verweigern alle drey, oder auch nur zwey, den Eid, so ist die Gemeinde als sachfällig zu betrachten. Ist aber *b*) der streitige Gegenstand *untheilbar*, so hat der Gegner aus der Zahl derjenigen, welche für den Process, und insbesondere für die Annahme des Eides gestimmt haben, drey Personen zur Eidesleistung zu wählen, widrigenfalls deren Auswahl der Gemeinde überlassen bleibt. Weigern sich diese sämmtlich, oder auch zwey von ihnen, den Eid zu schwören, so wird derselbe für verweigert angenommen, und leisten ihn die andern beiden ab, so ist der Eid, als Namens der Gemeinde ausgeschworen, anzusehen. Wenn die Gemeinde nur wenige Mitglieder, nicht über 12 zählt, so kann der Gegner auch bey der Untheilbarkeit des Gegenstandes die Eidesleistung von sämmtlichen einzelnen Mitgliedern verlangen, und, sie wird dann, für hinreichend geschehen

ben angenommen, wenn die Mehrzahl der Gemeinde den Eid geschworen hat, für verweigert aber, wenn die Mehrzahl oder auch die Hälfte der Gemeindeglieder den Eid ablehnt." II. *Einiges zur Lehre von der Verjährung der Klagen*, von *v. Löhr*. Zehn einzelne Bemerkungen über dieselbe werden hier mitgetheilt, und aus den Quellen mit gewohnter Gründlichkeit nachgewiesen. In das Detail derselben hineinzugehen, verhindert den Rec. der enge Raum dieser Blätter, welche nur das Allgemeine ausheben dürfen, wogegen die Beurtheilung des Details, den eigends der Rechtswissenschaft gewidmeten kritischen Blättern vorbehalten bleiben muss. III. *Bemerkungen über Einzeln-Richter und Richter-Collegien in erster Instanz, dann über Oeffentlichkeit des Verfahrens*, von dem Obergerichtsprocurator *von der Nahmer* zu Wiesbaden. Veranlasst durch den Entwurf der Grossherzogl. Hessischen Civilprocessordnung von 1818, und die darüber im Jahre 1826 erschienenen Betrachtungen des Mainzer Advocatenstandes. Der Vf. erklärt sich für Einzeln-Richter statt der Richter-Collegien in erster Instanz, und für Oeffentlichkeit des Verfahrens. IV. *Ueber die Anwendung neuer Processgesetze auf anhängige Rechtsstreitigkeiten*, von *Mittermaier*. Gleichfalls eine sehr umfassende, meisterhafte Abhandlung. Gegen *Meyer Principes sur les questions transitoires*, wird ausgeführt, dass die Procedur nicht als ein organisches Ganzes mit innerm Zusammenhange zu betrachten sey, so dass alle nachfolgenden Acte des Verfahrens mit den früheren verbunden und eigentlich nur Fortsetzungen und Entwickelungen derselben seyen, mithin auch jeder einmal angefangene Process nur nach dem Gesetze, unter dessen Herrschaft das Verfahren begonnen wurde, fortgesetzt werden müsse; sondern vielmehr, dass die Procedur ein Inbegriff successiver Acte sey, von welchen jeder selbstständig für sich betrachtet werden könne, so dass die neuen Acte nach dem Gesetze vorzunehmen seyen, unter dessen Herrschaft sie vorgenommen werden sollen. Zur nähern Anwendung dieses letztern Princips werden folgende Sätze ausgeführt: 1. So oft durch Anwendung des neuern Gesetzes die Verletzung eines *erworbenen* Rechts entsteht, kann in einem anhängigen Rechtsstreite das neue Gesetz nicht angewendet werden. Von einem erworbenen Rechte im Processe kann aber nur dann die Rede seyn, als a) einer Partey schon vor der Einführung des neuen Gesetzes durch einen richterlichen Act im Processe Rechte zugesprochen wurden, die nach den damaligen Gesetzen keine Aenderung litten; z. B. wenn ein Urtheil ergangen, welches nach damaligen Gesetzen keine Appellation zuliess, wogegen in dem neuern Gesetze gegen diese Art von Urtheilen die Appellation zugelassen ist. *b*) Wenn von den rechtlichen Folgen gewisser bereits vorgenommener processualischen Acte die Rede ist, z. B. die Litisdenunciation nach dem zur Zeit ihrer Vornahme geltenden Rechte gewisse Wirkungen hat, die das neue Processgesetz nicht mehr anerkennt. c) Wenn eine Partey unter der Herrschaft des alten Gesetzes von einer rechtlichen Befugniss, die nach dem damaligen Rechte zulässig war, Gebrauch machen zu wollen, erklärt hat, wogegen das neue Gesetz die Befugniss als unzulässig erklärte, z. B. wenn das *juramentum calumniae* nach altem Gesetze gefordert war, wenn gleich das neue Gesetz in der Zwischenzeit solches verboten hat. 2. So oft durch die gemischte Anwendung des Alten und Neuen eine Verwirrung und Störung im Verfahren eintreten würde, so darf das neue Gesetz nicht angewandt werden. *Z. B.* wenn der Zeugenbeweis schon nach dem *alten Gesetze mit* Einreichung der Beweisartikel angetreten ist, und der Gegner schon Fragstücke übergab, und in der Zwischenzeit vor der wirklichen Zeugenvernehmung eine neue Form dieser Vernehmung vorgeschrieben würde. V. *Ueber die Natur der auf jeden Inhaber lautenden Verschreibungen*, vom Advocat *Souchay* zu Frankfurt. Der Vf. stimmt im Ganzen mit *v. Gönner's* (von Staatsschulden) Ansichten überein, indessen weicht er in sofern von ihm ab, als er zu deduciren sucht, dass Verschreibungen dieser Art, *sobald sie einmal emittirt werden seyen*, nicht wesentlich von Papiergelde unterschieden seyen; indem dann bey ihnen, eben so gut wie bey letzterm, von der Forderung (dem *nomen*) gänzlich abstrahirt werden müsse, und bey der Weiterübertragung von dergleichen Papiere *au porteur* alle Regeln wegfielen, welche bey der Weiterübertragung von Forderungen beobachtet werden müssen.

(Der Beschluss folgt.)

PHARMACIE.

Erlangen, b. Palm u. Enke: *System einer Arzneytaxe nach Procenten*. Entworfen vom *Dr. Chr. Martius*, Apotheker und Privatdocenten *in Erlangen*. 1826. 79 S. 8. u. 9 Tabellen. (12 gGr.)

Durch die gewiss sehr mühselige Ausarbeitung dieser Schrift hat der Vf. derselben diejenigen zu widerlegen gesucht, welche eine Arzneytaxe nach Procenten für unmöglich halten. Sein System hat eine grössere Menge von Procentenreihen, als bisher angegeben wurden. Er glaubt, dass durch dasselbe die Möglichkeit gegeben ist, nach mathematischer Genauigkeit den Verkaufspreis eines jeden Heilmittels zu bestimmen, den Apotheker und das Publicum in seinen Rechten zu sichern, und den ersteren in den Stand zu setzen, jedes Heilmittel selbst berechnen zu können, und zwar so, dass die Taxe überall gleich seyn muss. Bey der Entwerfung der rohen Arzneywaaren-Taxe leitete ihn die Beachtung der Natur eines jeden Heilmittels, und unstreitig ist dieser Punkt, bey dem so vieles zu berücksichtigen ist, auch von der grössten Schwierigkeit.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

November 1828.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Heidelberg, b. Mohr: *Archiv für civilistische Praxis.* Herausgegeben von Dr. *E. von Löhr*, Dr. *C. J. A. Mittermaier* und Dr. *A. Thibaut.* *Zehnter* Band u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

I. *Ueber die gleichzeitige Mora des Gläubigers und des Schuldners.* Vom Prof. *Fritz* in Freyburg. Nur in einem einzigen Falle sey es denkbar, wird hier ausgeführt, in welchem die gewöhnlichen Erfordernisse der *mora debitoris* und der *mora creditoris* in einem und demselben Augenblicke einträten, wenn nämlich weder der Gläubiger zur Empfangnahme der Zahlung, noch der Schuldner zur Leistung derselben zu der festgesetzten Zeit und an dem festgesetzten Orte sich einstellten; dass aber in diesem Falle nach fr. 61. D. 19. 1. die *mora creditoris* mit allen ihren Wirkungen, aber keine *mora debitoris* statt finde. VII. *Einige Bemerkungen zu der Lehre von den Peculien eines filius familias.* Von *v. Löhr.* VIII. *Ueber die allgemeine Gerichtsordnung für die Preussischen Staaten.* Vom Advocat *Goldschmidt* in Frankfurt. Tadelnd, aber auch sehr oberflächlich. IX. *Ueber den Gerichtsstand der gelegenen Sache und die Frage: Kann bey dem persönlichen Richter des Beklagten dieser eine Realklage als Reconventio anstellen? Und umgekehrt, eine persönliche Klage gegen eine Realklage?* Vom Prof. *Heffter* in Bonn. Beide Fragen werden auf den Grund des römischen und canonischen Rechts bejaht, ausgenommen da, wo noch ein ausschliessliches *forum reale* für die Immobilien eintritt. Mitgetheilt wird überdiess ein bisher ungedrucktes, sehr interessantes Magdeburgisches Schöppenurtheil von 1367, aus welchem sich ergiebt, dass auch in dem Weichbildrechte die Gerichte über Grund und Boden als enthalten angesehen wurden, wenn gleich ein landesherrlicher Richter die vogteyliche Gerichtsbarkeit hauptsächlich daselbst auszuüben und der Stadtrath an und für sich keine Gerichte hatte. X. *Ueber die Quasi-Pupillar-Substitution.* Von *Thibaut.* Eine gründliche Vertheidigung des Satzes, dass das gesammte Gut rasender Kinder an deren Quasi-Pupillar-Substituten falle, gegen die von *Unterholzner* im Archiv, Bd. II. H. 1. Nr. 5. und *v. Löhr* ebendaselbst, Bd. V. H. 1. Bd. IX. H. 1. S. 99 fgg. entwickelte und vertheidigte Meinung, dass der Substitut nur die durch letztwillige Dispositionen des Testators auf das Kind übergegangenen Güter erwerbe, und dass über diese jeder *parens* ausschliessliche Gewalt habe, so dass hier also eine Collision der Testamente mehrerer Aeltern gar nicht eintreten könne. XI. *Beytrag zur Theorie vom Beweise der Eigenthumsklage.* Vom Oberhofgerichtsrathe *v. Falkenstein* zu Leipzig. Bekanntlich hat *Thibaut* im Archive, Bd. VI. H. 3. Nr. 15. den Satz aufgestellt, dass es zu jenem Beweise genüge, wenn der Kläger eine rechtmässige Erwerbungsart darthue, und es werde daher das Eigenthum des Klägers, falls er es aus der Veräusserung seines Auctors ableite, bis zum Beweise des Gegentheils *vermuthet.* Gegen diesen Satz wird die frühere strengere Theorie in Schutz genommen, und zu zeigen versucht, dass sich die neuere aus den beiden für dieselbe angerufenen Stellen C. 4. 12. C. 4. 19. nicht ableiten lasse. XII. *Beyträge zur Lehre von der Datirung des Pfandrechts.* Vom Dr. *Hepp* in Heidelberg. Eine Rechtfertigung der in des Vfs. Inauguralschrift: *Ex quo tempore hypotheca bona debitoris afficiat?* Lips. 1825 aufgestellten Grundsätze, gegen zwey Recensionen in den *Schunk*'schen Jahrbüchern, Bd. II. H. 3. S. 246 fg. und in der *Tübinger* kritischen Zeitschrift, Bd. II. H. 1. S. 71 fg., nebst vielen detaillirten Bemerkungen, die es allerdings wünschenswerth machen, dass der Vf. sein hier gegebenes Versprechen, seine Dissertation gelegentlich einmal in deutscher Sprache wieder umarbeiten zu wollen, erfülle. XIII. *Ueber juristische Personen.* Vom Hofrath *Rosshirt* in Heidelberg. Gegen die gewöhnliche Ansicht der Lehrbücher wird in dieser, die Praxis sehr nahe berührenden Abhandlung ausgeführt, dass *pia corpora* oder Stiftungen auf keine Weise als *eigene* juristische Personen aufzustellen sind, vielmehr dieselben nur als *res universitatis* betrachtet werden müssen, so dass ihr Zweck selbst bestimmen muss, welcher *universitas* die Stiftung angehöre. Diese *Universitas* nämlich ist als das Rechtssubject anzusehen, an welche sich alle Stiftungen, die *ad usus publicos* dienen, anschliessen. Nach diesen Grundsätzen werden eine Reihe von wichtigen, oft controvertirten Fragen über die Staatsbestätigung dieser Stiftungen, ihre Zwecke, Vertretung, Abänderung, Rechte u. s. w. auf eine einfache Art gelöset. XIV. *Einige Worte über die Regula Catoniana*, von *demselben.* Es wird gezeigt, dass durch die *Regula Catoniana* ei-

eigentlich nur in Beziehung auf das Rechtsverhältniſs bey Legaten etwas Singulaires eingeführt iſt, indem feſtgeſetzt wurde, daſs die Gültigkeit der Legate theils nach dem Standpunkte der Dinge zu beurtheilen ſey, wo der Teſtator ſeine Anordnungen macht, theils nach der Zeit, *quo dies legati cedit*, wenn nicht der Teſtator durch Bedingungen oder durch Verweiſung auf eine beſtimmte Zeit der Sache eine andere Richtung gegeben hatte. XV. *Von Behandlung der Gläubiger zur Erlangung eines Nachlaſsvertrags und zur Abwendung eines Concurſes.* Vom Prof. *Heffter* zu Bonn. Enthält eine Analyſe der wenigen poſitiven Quellen dieſes Inſtituts, und eine Darſtellung deſſen, was durch die Praxis dabey angenommen iſt; mit Beſchränkung auf die erheblichſten Controverſen über dieſen Gegenſtand. XVI. *Einiges über die Verbindlichkeit zur Litisdenunciation.* Vom Bürgermeiſter *Duntze* in Bremen. Sehr gründlich wird in dieſer Abhandlung ausgeführt, daſs die Verpflichtung zur Litisdenunciation ſich nur auf die wirklichen Evictionsfälle beſchränke; ſo daſs alſo jene Pflicht und der bey ihrer Verſäumung eintretende Rechtsnachtheil bey andern Verhältniſſen, wo Jemand wider einen Andern ſeinen Regreſs nehmen will, wegfällt. XVII. *Steht den Kindern wirklich ein generelles Pfandrecht zu an dem Vermögen des Parens wegen der bona materna und materni generis?* Von v. *Löhr.* Eine Rechtfertigung des im Archiv Bd. IX. H. 1. Nr. 4. über dieſen Gegenſtand enthaltenen Aufſatzes des Vfs. gegen zwey Recenſionen in dem *Schunk*ſchen Jahrbüchern, Bd. V. H. 3. und der Tübinger krit. Zeitſchrift, B. II. H. 1. XVIII. *Iſt das den Kirchen und milden Stiftungen zur Nachſuchung der in integrum reſtitutio nachgelaſſene Quadriennium, ratione initii utile oder nicht?* Vom Dr. *Vermehren* in Jena. Die Praxis behauptet bekanntlich das Erſtere; dagegen wird hier ausgeführt, daſs die Geſetze klar und beſtimmt das Gegentheil beſagen. XIX. *Ueber das Separationsrecht ex jure crediti bey Concurſen.* Vom O. A. R. *Spangenberg* in Celle. Gegen die Annahme eines ſolchen. XX. *Läſst ſich die Einrede der Erſchleichung gegen ein unbedingtes Mandat in der Form einer Berufung an den Oberrichter vorbringen?* Von *Demſelben.* Die Frage wird verneint. XXI. *Noch ein Wort zur Vertheidigung des fingirten Zugeſtändniſſes als Folge der Contumacia in non reſpondendo, inſonderheit bey der erſten Antwort auf die Klage.* Vom Landrichter *Puchta* in Erlangen. Zur Rechtfertigung des neuen Entwurfs einer Civilproceſsordnung für Baiern. XXII. *das neue k. niederländiſche Geſetz über die Organiſation der richterlichen Gewalt und die Juſtizverwaltung; und der neue Entwurf des Geſetzes über Gerichtsverfaſſung und Staatsanwaltſchaft für Baiern.* Dargeſtellt mit Bemerkungen über Gerichtsverfaſſung und insbeſondere über Organiſation der Staatsanwaltſchaft. Von *Mittermaier.* XXIII. *Ueber das Interdictum quorum bonorum.* Von *Thibaut.* Gegen v. *Savigny* wird die ſummariſche Natur der poſſeſſoriſchen Interdicte im Allgemeinen, ſo wie dieſes Interdicts im Beſondern vertheidigt.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Würzburg, b. Stahel: *Das Nachgeburtsgeſchäft und ſeine Behandlung.* Nach Thatſachen bearbeitet von Dr. *Adam Ulſamer*, prakt. Arzte und Geburtshelfer, Repetitor an der königl. Hebammenſchule und Aſſiſtenzarzte der Entbindungsanſtalt zu Würzburg u. ſ. w. *1827.* VI u. 109 S. gr. 8. (14 gGr.)

Die Aufgabe, welche ſich der ſchon durch mehrere ſchriftſtelleriſche Leiſtungen rühmlichſt bekannte Vf. in der gegenwärtigen Schrift geſtellt hat, beſteht vorzüglich darin, zu beweiſen, daſs ein nach richtigen Grundſätzen beſtimmtes, entſchloſſenes Eingreifen bey Nachgeburtszögerungen ungleich günſtigere Reſultate liefert, als das furchtſame oder ſorgloſe Warten auf die alleinige Hülfe der ſelbſtthätigen Natur; — daſs, wo auf die Vitalität wirkende Mittel die Austreibung des Mutterkuchens nicht in der erſten Stunde nach der Ausſchlieſsung des Kindes bewirken, die künſtliche Wegnahme und reſpective Losſchälung jenes Organs nöthig wird.

Dieſen Beweis zu führen, hat der Vf. es ſich beſonders angelegen ſeyn laſſen, die Beobachtungen zu ſammeln, welche von verſchiednen Männern über die Erfolge bey künſtlicher Wegnahme des Mutterkuchens und bey dem Unterlaſſen dieſer Kunſthülfe gemacht worden ſind. Deshalb wird die Schrift, deren praktiſcher Werth nicht zu verkennen iſt, da ihre Folgerungen ſich auf vielfältige Erfahrungen ſtützen, von beſonderm Intereſſe für diejenigen Geburtshelfer ſeyn, welche ihr Fach in ausgedehntern Beziehungen treiben; wiewohl der beſcheidne Vf. ſein Werk vorzüglich für Praktiker beſtimmt hat, denen die Gelegenheit fehlt, ſich mit dem ganzen Umfange der Literatur, zumal der Journaliſtik über die Geburtshülfe bekannt zu machen. Gerade dieſe werden, wenn ſie eine umfaſſende, ihnen als Richtſchnur dienende Belehrung über die Behandlung der Nachgeburtszögerungen in dem vorliegenden Werke ſuchen, Einiges vermiſſen, weil der Vf. die verſchiednen Zuſtände, welche Nachgeburtszögerungen veranlaſſen, und die dynamiſche Behandlungsweiſe derſelben nur einer wenigernauen Betrachtung unterworfen hat.

In der Einleitung theilt der Vf. eine Eintheilung der Geburt in drey Stadien mit; von denen das *erſte* bis zu dem regelmäſsig erfolgten Waſſerſprunge (bis zu beynahe vollendeter Eröffnung des Muttermundes alſo) reicht; das *zweyte* den ganzen Vorgang der Austreibung des Kindes umfaſst; das *dritte* das Nachgeburtsſtadium darſtellt. Es iſt, da die Vorgänge, welche jedes der genannten Stadien umſchlieſst, ſehr ſcharf begrenzt und weſentlich von ein-

nander verschieden sind, nicht zu leugnen, dass ne solche Eintheilung naturgemäser, als die gehnliche ist. Um aber alle bey dem normalen Geburtsverlaufe sich darbietenden Erscheinungen gehörig rubriciren zu können und ihren Ueberblick zu erleichtern, um ferner, bey obwaltenden Regelwidrigkeiten, kurz und bestimmt angeben zu können, zu welcher Epoche der Geburt, unter welchen gleichzeitigen Verhältnissen also sie eingetreten seyn, scheint es dem Rec. doch zweckmäsiger, die übliche Eintheilung der Geburt in fünf Stadien beyzubehalten; womit indessen vermuthlich der Vf. nicht einverstanden seyn mag.

Etwas ausführlicher, als über die Erscheinungen, welche die ersten beiden der von ihm angenommenen Geburtsstadien darbieten, über die er nichtsdestoweniger einiges sehr Geistvolle sagt, handelt der Vf. von dem regelmäsigen Verlaufe des Nachgeburtsstadiums.

Einer hier gemachten Angabe, welche dem Vf. nicht zum Vorwurfe gereichen kann, da sie von fast allen sich über diesen Gegenstand verbreitenden Schriftstellern wiederholt wird, glaubt Rec. widersprechen zu müssen. Nach der Ausschliesung des Kindes nämlich soll, der Angabe des Vfs. nach, die Gebärmutter, welche die Nachgeburt noch enthält, sich regelmäsiger Weise so verkleinern, dass sie als eine Halbkugel über den Schoofsbeinen gefühlt werde. So aber hat Rec. sie immer erst nach der Ausstosung des Mutterkuchens gefunden, während vorher ihr Grund stets ungleich höher und nicht eben tief unter dem Nabel gefühlt wird.

Nach diesen Betrachtungen geht der Vf. zu der geschichtlichen Entwicklung der über die Behandlung des Nachgeburtsgeschäfts zu den verschiednen Zeiten vorgetragenen Lehren über. Dieser Abschnitt des Werks ist im höchsten Grade verdienstvoll. Denn mit groser Sachkenntniss, ungemeinem Fleise und vieler Umsicht hat der Vf. hier die wichtigern über den fraglichen Gegenstand vorgetragenen Lehren mitgetheilt, ihre Entstehungsweise und ihren Einfluss auf Praxis und Wissenschaft erörtert und sie mit einigen kritischen Bemerkungen begleitet, welche Vieles dazu beytragen, die Zusammenstellung anziehender und lehrreicher zu machen.

Zu dem Hauptabschnitte seines Werks, zu der Untersuchung gelangend, ob entschiedenes Handeln bey Nachgeburtszögerungen heilbringender sey, oder exspectirendes Verfahren, hat er zuvörderst die den fraglichen Gegenstand betreffenden Beobachtungen zusammengestellt, welche in den mehrjährigen Uebersichten der Ereignisse in den akademischen Entbindungsanstalten zu *Berlin*, *Dresden*, *Göttingen*, *Heidelberg*, *Marburg*, *München* und *Würzburg* mitgetheilt sind. Es ergiebt sich hier, dass von 8 Personen, bey welchen die künstliche Losschälung des Mutterkuchens vorgenommen wurde, 4 gestorben sind; sämmtlich aber unter Umständen, dass der Operation die Schuld des Todes nicht zugeschrieben werden kann. Dagegen starben von 4 Personen, bey denen die Nachgeburt, weil ihre Entfernung durch dynamische Mittel nicht bewirkt werden konnte, zurückgelassen ward, 2. Dass die in der Privatpraxis und zum Theil also unter weniger günstigen Umständen vorkommenden Fälle ähnliche, für die künstliche Losschälung vortheilhafte Resultate liefern, erweist der Vf. zunächst durch die Benutzung von *Rieke's* Topographie von Würtemberg, des Aufsatzes eines Ungenannten im 2ten Bande von *v. Siebold's* Journal, der Abhandlungen von *Seiler* und *Härter* in derselben Zeitschrift und der Erfahrungen, welche das Medicinal-Collegium zu Coblenz, durch Aufforderungen an sämmtliche Geburtshelfer der preussisch-rheinischen Provinzen, gesammelt und in *Rust's* Magazin bekannt gemacht hat.

Von 27 Personen, bey denen der Vf. selbst die künstliche Losschälung des Mutterkuchens vorgenommen hat, starben 3; die eine an einer erst 14 Tage nach der Geburt entstandenen *mania puerperalis*, die zweyte an den Folgen eines *sarcoma uteri*, welches die Ausstosung der Nachgeburt durch die Natur verhindert hatte; die dritte vermuthlich in Folge des vor der Operation erlittenen Blutverlusts.

Drey Patientinnen, die einzigen, bey welchen der Vf. sich verhindert sah, den Mutterkuchen zu entfernen, starben. Bey zweyen dieser Fälle, in denen der Vf. die Nachgeburt zurücklassen musste, weil er erst Tagelang nach der Geburt zu Hülfe gerufen ward, können wir aber, so lebhaft wir auch die Ueberzeugung des Vfs. theilen, dass in Fällen, in denen andre Mittel nicht schleunige Hülfe bringen, die künstliche Losschälung des Mutterkuchens nicht zu versäumen ist, nicht verkennen, dass die Patientinnen würden haben gerettet werden können, wären sie nicht, entfernt vom Wohnorte des Vfs., von weniger umsichtigen und gebildeten Aerzten, als dieser, behandelt worden.

Nachdem der Vf. so durch eine Menge von Thatsachen die Nothwendigkeit erwiesen hat, die Nachgeburt durch dynamische, oder wo sie nicht ausreichen, durch mechanische Mittel, innerhalb der ersten Stunden nach der Geburt, aus dem Schoosse der Mutter zu entfernen, entwickelt er auch noch die theoretischen Gründe, welche für ein solches Verfahren sprechen. Wenn diese Gründe gleich unmöglich neu seyn können, weil der Gegenstand zu oft ventilirt worden ist, so ist doch die Entwicklung derselben eigenthümlich, und es ist lobenswerth, dass der Vf. nachdrücklich hervorhebt, wie wichtig es ist, die geburtshülflichen Gegenstände nach den allgemeinen physiologischen, pathologischen und therapeutischen Grundsätzen, mit besondrer Rücksicht auf die eigenthümlichen physiologischen Verhältnisse der Schwangern, Gebärenden und Wöchnerinnen, zu betrachten.

Die

Die einzelnen Zustände, welche Nachgeburtszögerungen veranlassen, wünschten wir, nebst ihrer Diagnose, etwas genauer erörtert, und ihre Behandlung durch dynamische Mittel etwas vollständiger angegeben. Indessen gehören diese Gegenstände weniger genau zu der von dem Vf. sich gestellten Aufgabe, welche eben hauptsächlich darin besteht, durch Erfahrungen die Nothwendigkeit der künstlichen Losschälung des Mutterkuchens, wo Nachgeburtszögerungen durch dynamische Mittel nicht beseitigt werden können, zu erweisen. Dass der Vf. diese Aufgabe gelöst, dass er durch die angeführten Thatsachen die Richtigkeit seiner Ansicht nachgewiesen habe, ist oben schon gesagt worden.

Indem der Vf. am Schlusse seiner interessanten Schrift die Literatur des behandelten Gegenstandes mit grosser Vollständigkeit angiebt, nennt er nicht nur die Titel der Bücher oder Abhandlungen, sondern mit wenigen Zeilen deutet er eines jeden Inhalt treffend an. Vermisst haben wir unter den angeführten Schriften, ausser der Abhandlung von *Saxtorph*, in *Pfaff's* und *Scheele's* nordischem Archiv, und ausser derjenigen von *Sachtleben*, im 2ten Stücke von *Stark's* Archiv, *Heister*, der in seinen *institutionibus chirurgicis* zwar keine zu grosse Eile bey der Wegnahme der Nachgeburt empfiehlt, aber die Gründe doch sehr richtig angiebt, warum eine zu sehr verzögerte oder gänzlich unterlassene Wegnahme unstatthaft ist.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Basel, b. Neukirch: *Geschichte der Baslerischen Gesellschaft zu Beförderung des Guten und Gemeinnützigen während der ersten funfzig Jahre ihres Bestehens.* Von *Karl Burckhardt*, Civilgerichtspräsident(en). 1827. IV u. 132 S. 8. In farbigem Umschlage. (14 gGr.)

Am 30sten März 1827 erfreute sich der auf dem Titel genannte Verein eines funfzigjährigen ununterbrochenen segenreichen Bestehens. Es war angemessen, diesen Tag festlich zu begehen, und nicht leicht hätte sich dem Vf. eine schicklichere Gelegenheit darbieten können, die Schicksale einer Verbindung darzustellen, die seit einem halben Jahrhundert das vorgesetzte Ziel wahrer Gemeinnützigkeit rastlos und unausgesetzt verfolgt. Ohnehin konnte diess vielleicht Niemand besser thun, als Hr. *B.*, der selbst eins der thätigsten Mitglieder ist, und im J. 1825 das ehrenvolle Amt eines Vorstehers bekleidete. Die Gesellschaft, die sich mit dem bekannten niederländischen Vereine *Tot nut van't Algemeen* vergleichen lässt, verdankt ihr Entstehen dem berühmten Rathsschreiber zu Basel und Doctor der Rechte *Isak Iselin*. Die kleine Schrift, mit dem ähnlichen Bilde des ehrwürdigen Stifters geziert, stellt aus archivalischen Quellen die Leistungen der Gesellschaft nach ihren Hauptfächern zusammen. In einem jeden derselben sind, mehrentheils nach der Zeitfolge, die bedeutsamsten Bestrebungen hervorgehoben, dergestalt, dass man die Gesammtthätigkeit und die Thätigkeit der einzelnen Ausschüsse in ihrer stufenweisen Entwickelung leicht verfolgen kann. Zuerst kommen die Bemühungen um die Erziehung der Jugend durch Nachhülfe mit Prämien, Schulbüchern u. s. w., durch Aufstellung einiger besonderer Unterrichtsklassen und Schulen in der Stadt, durch einige andere Einrichtungen zu Gunsten der bis zum Jahre 1798 vorzüglich berücksichtigten Stadtjugend und durch die Leistungen für das Landschulwesen. Darauf folgen verschiedne Unternehmungen zu Beförderung allgemeiner Bildung, ohne besondre Beziehung auf die Jugend, als die Bürgerbibliothek, die Verbreitung des neuen Gesangbuchs u. dgl. m. Nicht minder vortrefflich ist Alles, was zur Verbesserung des Gewerbewesens, der Wirthschaftlichkeit, Sparsamkeit und der individuellen Unterstützung geleistet worden. Als dritten Hauptzweig der gesellschaftlichen Thätigkeit kann man die Unternehmungen zur Erleichterung der Armuth, der Kranken und andrer Leidenden, als namentlich der Taubstummen und Blinden und die Verbesserungen des Krankenwärter-Unterrichts- und des Hebammenwesens betrachten. Zu den mittelbaren Bestrebungen der Gesellschaft gehören endlich ihre Mitwirkung bey der zweckmässigern Einrichtung der Strafgefängnisse, das Ausschreiben von Preisfragen, ihre Beförderung wohlthätiger Frauenvereine, die mannichfaltigen zwar angeregten, aber nicht ausgeführten gemeinnützigen Vorschläge und ihre Verhältnisse zu ähnlichen auswärtigen Vereinen. Nach der Schilderung desjenigen, was die Gesellschaft gedacht, angeregt, gethan oder unternommen hat, enthält das lehrreiche Werk eine Darstellung ihrer innern Einrichtung, der Zahl ihrer Mitglieder und ihrer finanziellen Lage. Möge die Gesellschaft im Bewusstseyn ihrer hohen Verdienstlichkeit fortfahren, dem Geiste ihrer Stiftung treu zu bleiben. Möge sie aber auch, wie seither, mit gleicher Umsicht die wechselnden Anforderungen der Zeit berathen und stets die bewährten Ergebnisse neuerer Einsichten benutzen. Möge sie endlich bey ihrem hundertjährigen Stiftungsfeste einen eben so gewissenhaften und würdevollen Geschichtschreiber finden, als ihr jetzt zu Theil ward!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

November 1828.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Würzburg, in der Etlinger. Buch- und Kunsth.: *Ueber die Lustseuche und ihre Heilung ohne Queckfilber.* Von *G. Friedrich Handschuch,* der Medicin, Chirurgie und Entbindungskunde Doctor, Regimentsarzte im Königl. Bayerischen 1. Artillerie-Regimente, praktischem Arzte in München. 1826. VI u. 132 S. 8. (12 gGr.)

Da die Behandlung der Lustseuche ohne Queckfilber seit einer Reihe von Jahren wieder oft und laut zur Sprache gekommen ist, die Acten darüber aber noch keineswegs als geschlossen zu betrachten sind, so verdienen alle Beyträge, welche diesen noch so streitigen Gegenstand nur im Geringsten aufzuhellen vermögen, unsre Aufmerksamkeit. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet freuten wir uns über die vor uns liegende Schrift, die vorzüglich dadurch interessant wird, dass sie die Resultate, welche der Hr. Kreismedicinalrath und Divisions-Staabsarzt Dr. *Brünningshausen* in Würzburg über diese Behandlungsart erhielt, mittheilt. Im Ganzen behandelte Hr. *Br.* 100 Venerische, und zwar 82 an primäre und 18 an secundäre Symptome, ohne Queckfilber. Die sämmtlichen primären Symptome hatten Ansteckung durch Beyschlaf zur Ursache. Alle wurden ohne Queckfilber geheilt, bis auf vier Fälle von Chankern. In dem einen Falle beschleunigte es die Heilung; in dem zweyten brachen die Narben der Chanker nach der Heilung öfters wieder auf; in dem dritten, verbunden mit einem Leistendrüsen-Geschwür, war es ganz ohne Nutzen; und in dem vierten erschienen nach der Heilung Condylome. Von den ohne Queckfilber Geheilten bekam *ein Einziger* (!) ein consecutives Symptom, und zwar einen Hautausschlag. Die secundären Symptome, welche mit Ausnahme eines einzigen Falles (eines Hautausschlags, wo das Antimonium in Verbindung mit Queckfilber gegeben wurde) ebenfalls alle ohne Queckfilber geheilt wurden, waren, wie die (45 am Ende des Werks mitgetheilten) Krankengeschichten zeigen, gröſstentheils nach solchen primitiven Affectionen entstanden, welche früher durch Queckfilber waren geheilt worden. In einigen wenigen Fällen liess sich nicht ausmitteln, welche Ansteckungsform vorausgegangen, und was dagegen gebraucht war. Es sind nun 6 Jahre verflossen, sagt der Vf. Gerade so viel Zeit beträgt der Dienst des Soldaten in Bayern. Die Geheilten konnten daher, je nachdem sie noch eine kürzere oder längere Zeit zu dienen hatten, beobachtet werden, jener nicht zu gedenken, welche als Unterofficiere, Hautboisten und Einsteher sich noch im Dienste befinden. Jeder Soldat wird wenigstens einmal monatlich, dann bey jedem Abgang auf Urlaub oder auf ein Commando, ferner beym Einrücken, und endlich bey seiner Entlassung aus dem Dienste untersucht. Eine gleiche Untersuchung muss bey seiner Ankunft zu Hause durch den Landgerichtsarzt geschehen. Eine etwaige üble Folge dieser Heilmethode würde daher nicht unentdeckt geblieben seyn! — Was nun diese Methode selbst betrifft, so besteht sie hauptsächlich in einer sehr genauen Diät. Die örtliche Behandlung richtet sich nach dem jedesmaligen mehr oder weniger entzündlichen Zustande und stützt sich auf die allgemein bekannten Regeln.

Wir kommen nun zu den Ansichten des Vfs. über die alte und neue Heilmethode, von denen wir einige herausheben wollen, bemerken jedoch im Voraus, dass diese keineswegs die neue Heilmethode siegend hervortreten machen, und spräche nicht die oben angeführte günstige Erfahrung *Br's.* für dieselbe, diese würden es wahrlich nicht. Ein abermaliger Beweis, wie oft die Theorie mit der Praxis in Widerstreit steht! — Der Vf. macht dem Gebrauche des Queckfilbers den Vorwurf, dass während desselben eine höchst geregelte Lebensweise nöthig sey. Allein diese ist ja auch bey der Kur ohne Queckfilber, wie er selbst gesteht, ein nothwendiges Erforderniss! — Dass man niemals wisse, wann die Heilung vollendet, und wann man aufhören müsse, Queckfilber zu geben, ist falsch: denn Jeder wird, z. B. beym Chanker, diess Mittel nicht nach der Heilung desselben, die man doch mit Händen greifen kann, fortgeben. — Dass es Complicationen und Constitutionen gebe, bey welchen das Queckfilber nicht passe, ist zwar wahr, allein bey jenen wird auch wohl die neue Methode nichts leisten, da sie zu wenig mischungsverändernd einwirkt, und bey diesen lassen uns alle Mittel im Stich! — Keine charakteristischen Kennzeichen zur Unterscheidung der venerischen von den nichtvenerischen Geschwüren anzunehmen, wie der Vf. S. 23 thut, heisst das Kind mit dem Bade ausschütten; er ist alsdann fast gezwungen, jedes nach dem Beyschlaf an den Genitalien entstandene Geschwür für ein venerisches anzusehen und demgemäss zu behandeln. Geben wir auch zu, dass

dafs die Diagnofe in gewiffen Fällen fchwierig ift, fo laffen fich doch im Allgemeinen gewiffe charakteriftifche Kennzeichen nicht ableugnen. — Dafs der Verlauf der Chanker in der Regel ein fehr milder fey, können wir auch nicht als mit der Erfahrung übereinftimmend anerkennen. — Bey keiner Form örtlicher Affection foll das Queckfilber unnöthiger und folglich fchädlicher feyn, als bey den Bubonen: denn es trägt nichts zur Zertheilung derfelben und Verhütung der Eiterung bey; es befchleunigt die Heilung eiternder Bubonen nicht und es verhindert die Einfaugung des venerifchen Giftes nicht: denn es giebt keins einzufaugen. Allein, dafs fich das venerifche Gift wirklich durch die Einfaugung in den Körper verbreiten könne, beweifen gerade die fecundären Symptome, die Symptome der allgemeinen Luftfeuche, die doch auch der Vf. feftftellt, und noch fchlagender als diefe, die Symptome, welche auf blofs örtlich geheilte Chanker und bisweilen auf Tripper folgen, und endlich die Exiftenz der Syphilis felbft! — Dafs Condylome immer ein fecundäres Symptom find, bezweifelt der Vf., weil einzelne Kranke leugneten, je venerifch gewefen zu feyn. Allein wie viele leugnen, den Beyfchlaf ausgeübt zu haben, felbft wenn fie Chanker und Bubonen haben! — Zu Affectionen der Sehnen, der Knochenhaut und der Knochen foll es nicht kommen, wenn die örtlich primären Affectionen ohne Queckfilber geheilt find. Wir follten jedoch meinen, dafs diefe Theile eben fo gut wie die Haut ergriffen werden könnten, wenn das Uebel vernachläffigt wird. —

Der durch kein Arzneymittel getrübte Verlauf der Syphilis lehrt nach dem Vf. Folgendes: Die Luftfeuche ift eine eigne Form krankhafter, reproductiver Thätigkeit des menfchlichen Organismus, welche immer nur durch Anfteckung hervorgerufen wird. Das fyphilitifche Contagium ift ein fixes und wird in der Regel durch den Beyfchlaf mitgetheilt. Es giebt nur *ein* folches Contagium, fo wie es nur *ein* Blattern-, Krätz- u. f. w. Contagium giebt. Modificationen deffelben die andere, zwar ähnliche, aber doch nicht fyphilitifche Affectionen hervorbringen, giebt es nicht. Alle Affectionen, welche man bisher örtliche nannte, verdanken ihm mittelbar oder unmittelbar ihre Entftehung. Das nächfte Product des Contagiums ift Entzündung; die entferntern find Eiter, Gefchwülfte, Auswüchfe, Blätterchen, Schuppen. Durch individuelle Verhältniffe, äufsere und klimatifche Einflüffe wird beftimmt, welchen Verlauf die verfchiedenen Anfteckungsformen nehmen. Der ungeftörte Verlauf ift in den meiften Fällen fehr gelinde und befchränkt fich auf eine oder mehrere örtliche Affectionen. Nur zuweilen verbreitet er fich über die allgemeinen Hautbedeckungen und deren Fortfetzung in die Rachenhöhle, wo dann ebenfalls Entzündung entfteht. Auf der Haut löft fich die Entzündung durch Abfchuppung der Oberhaut. Bey andaurendem Entzündungszuftande der Haut währt diefer Procefs der Abfchuppung und Wiedererzeugung der Oberhaut oft viele Jahre hindurch. Dadurch conftituirt fich die Luftfeuche zum Theil als eigne contagiöfe Krankheitsform, während andere, die Blattern, der Scharlach u. f. w. nur einmalige Abfchuppung und auch auf andre Weife fordern. In der Rachenhöhle zertheilt fich entweder die Entzündung, oder fie geht in Ulceration über, wie beym Scharlach. In Folge derfelben kann unter ungünftigen Verhältniffen *Caries* entftehen, wie nach Blattern, Mafern. Der Verlauf der Luftfeuche, gröfstentheils in chronifchen Entzündungen im Haut- und Drüfenfyfteme fich darftellend, ift langfam, unbeftimmt, ohne bemerkbare *Zeiträume und Krifen*, wie jener aller chronifchen Exantheme. — Aus diefen Anfichten ergiebt fich nun auch, nach dem Vf., die einzig richtige Heilmethode der Luftfeuche. Diefe kann nämlich immer nur die antiphlogiftifche, entziehende, die organifche Maffe vermindernde feyn, welche der Syphilis als Reproductionskrankheit die Materialien zu ihrem Baue entzieht und den Organismus zwingt, zuerft feine eignen, ihm näher angehenden Organe zu bedenken und nichts auf Aftergebilde zu verwenden, welche daher von ihm abfallen, verfchwinden. — Folgerecht ift diefe Anficht, das müffen wir geftehen; wir bezweifeln jedoch, dafs fie richtig fey, und bemerken *nur noch*, dafs, bevor wir die von *Hufeland* aufgeworfene Frage: *dürfen* wir die Luftfeuche ohne Queckfilber heilen? unbedingt bejahend, wie diefs S. 69 von dem Vf. gefchehen ift, beantworten können, die Erfahrung fich vielfeitiger für diefelbe ausfprechen müffe; denn um eine fo alte und von fo vielen Aerzten bewährt gefundene Methode, wie die, die Luftfeuche durch Queckfilber zu heilen, völlig umzuftofsen, gehört mehr, als eine zehn Monate (S. 15) fortgefetzte Erfahrung!

HAMBURG, b. Hoffmann u. Campe: *Die Behandlung der Luftfeuche ohne Queckfilber*, oder die nicht merkuriellen Mittel und Methoden zur Heilung der Luftfeuche. Nebft einem kurzen Bericht über die Anwendung der antiphlogiftifchen Methode gegen diefe Krankheit im allgemeinen Krankenhaufe zu Hamburg. Von Dr. *Friedr. Wilhelm Oppenheim*, praktifchem Arzte und Wundarzte in Hamburg. 1827. IV u. 289 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

In einem Augenblicke, wo die Therapeutik der Syphilis in einer Krife begriffen und zwifchen der Behandlung mittelft Merkur und ohne denfelben fchwankt, fchien dem Vf. eine Zufammenftellung der bisher zur Heilung diefer Krankheit verfuchten und erprobten Mittel nicht unintereffant. Es war daher der Zweck diefer Blätter, fämmtliche Mittel, mit Ausnahme der merkuriellen, die bisher zur Heilung der Syphilis vorgefchlagen und angewendet, aufzuzählen, die Schriftfteller anzuführen, die fie angewendet und für ihren Gebrauch fich erklärt ha-

haben, und die Bereitungs- und Anwendungsart derselben anzugeben. In eine Kritik durfte sich der Vf. um so weniger einlassen, als es dazu nöthig gewesen wäre, die Kräfte jedes einzelnen Mittels selbst zu erproben; die Kritik der einzelnen Schriftsteller aber bey einem jeden einzelnen Mittel anzuführen, würde ein eben so ungenügendes Resultat geliefert haben, indem jedes derselben seine Lobredner, aber in der Regel bey weitem mehr Gegner gefunden hat.

Die Mittel, von denen hier die Rede ist, werden gröfstentheils innerlich angewendet; nur gering ist die Zahl derer, die äufserlich gebraucht werden, und selten sind sie als alleiniges Heilmittel, sondern fast immer in Verbindung mit dem einen oder andern Mittel innerlich gegeben worden. Pflanzen-, Thier- und Mineralreich haben zur Heilung dieser Krankheit ihre Kräfte versuchen lassen müssen, jedoch verdanken wir die bey weitem gröfsere Zahl der Heilmittel dem Pflanzenreiche, dem Thierreiche die kleinste. Daher beginnt auch der Vf. mit der gröfsern Abtheilung, mit den aus dem Pflanzenreiche gezogenen Mitteln. Im *ersten* Abschnitt spricht er von den einfachen Pflanzenmitteln, die eine Krise durch Haut, Nieren oder Darmkanal bewirken; im *zweyten* von den ähnlich wirkenden zusammengesetzten Pflanzenmitteln; im *dritten* von den Metallen, Salzen und inflammabeln Mitteln; im *vierten* von den Säuren; im *fünften* von den Alkalien; im *sechsten* von den animalischen Substanzen; im *siebenten* von den Bädern und Räucherungen; im *achten* von der Entziehungs- und Hungerkur, und im *neunten* von der antiphlogistischen Heilmethode.

Dem Vf. bey der Aufzählung der verschiedenen Mittel zu folgen würde eine undankbare Mühe seyn, indem wir doch nur bereits Bekanntes wiederholen könnten. Wir begnügen uns daher, zu bemerken, dafs die vom Vf. mit gewifs nicht weniger Mühe unternommene Sammlung der in Rede stehenden Mittel so vollständig als möglich ausgefallen ist, und theilen nur noch das im allgemeinen Krankenhause zu Hamburg erlangte Resultat der antiphlogistischen Heilmethode mit. Die Beschreibung derselben selbst übergehen wir, da sie durch eine Abhandlung des Vfs. in *Rust's* Magazin, XXI. auch schon hinlänglich bekannt ist. Vom 18ten Juli 1825 bis zum 1sten Januar 1827 wurden 402 syphilitische Kranke behandelt. 308 von diesen litten an primärer *Lues*, d. h. an Schankern an den Genitalien, Bubonen und Feigwarzen; 54 an secundärer Lustseuche, d. h. an Hals- und Knochengeschwüren, syphilitischem Exanthem, Bubonen ohne vorhandene oder vorhergegangene Infection; 40 an secundärer und primärer Lustseuche zugleich. Ueber die Dauer des Aufenthalts im Krankenhause giebt die beygefügte Tabelle eine genaue Auskunft. Man ersieht daraus, dafs die Syphilitischen im Durchschnitt bey dieser Methode 50 Tage im Hospital verweilten, während früher bey ihrer Behandlung mittelst Merkur fast die doppelte Zeit zu ihrer Heilung nöthig war.

Dr. *Dhlff.*

RELIGIONSSCHRIFTEN.

Bonn, b. Habicht: *Der verkannte und der wahre Katholik.* Nach der *sechs und zwanzigsten* Auflage aus dem Englischen übersetzt von Dr. *Jos. Ign. Ritter,* Prof. d. Theol. in Bonn. 1827. XXIV u. 112 S. 8. (broschirt 10 gGr.)

Die Menge der Auflagen, welche diese Schrift erlebte, scheint es aufser Zweifel zu setzen, dafs sie nicht allein zur Zeit ihrer ersten Erscheinung, sondern auch noch später für sehr wichtig gehalten worden ist. Ihre Abfassung fällt, zufolge der lesenswerthen historischen Einleitung des Hn. Prof. *Ritter*, in die Zeit der Drangsale unter Karl II. (1660—1685), da man in England sich dem Wunsche des Königs, das Schicksal der Katholiken zu mildern, mit Heftigkeit widersetzte, und nicht zulassen wollte, dafs ihnen die Erlaubnifs zur öffentlichen Haltung ihres Gottesdienstes gegeben werde. Der Hafs, welcher sich damals auf mannichfaltige Weise gegen die englischen Katholiken äufserte, rührte nach dem Urtheile sowohl des Verfassers, als auch des englischen Herausg. dieser Schrift, hauptsächlich daher, dafs die Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche von ihren Gegnern, wenn auch nicht aus bösem Willen, so doch aus Mangel an richtiger Kenntnifs derselben, in einem widrigen und gehässigen Lichte dargestellt wurden. Um nun diese Ursache des Widerwillens zu entfernen, ward vorliegende Schrift entworfen. Ihr Verfasser, *Johann Gother,* war, wie in einer kurzen Vorrede berichtet wird, vormals Protestant gewesen, und hatte als solcher „dieselben Vorurtheile in Gemeinschaft mit andern Protestanten vertheidigt, bis er, an Verstand, Einsicht und Alter zunehmend, durch eine scharfe Untersuchung fand, dafs er betrogen worden sey." Die Folge davon war, dafs er sich mit eben der Kirche vereinigte, deren Gegner er bisher gewesen war, und nach gehörigem Studium in den geistlichen Stand trat, als dessen Mitglied er bis an das Ende seines Lebens die höchsten Aemter in Kirchen und Schulen verwaltete. Bey seinem Tode hinterliefs er unter mehrern Schriften auch diese, durch welche er beabsichtigt hatte, theils die vermeintlich irrigen Vorstellungen der Protestanten von den Lehren und Gebräuchen der Katholiken, theils die von ihm für wahr gehaltenen Bekenntnisse seiner Kirche auf eine allgemein fafsliche Weise darzustellen. In der Einleitung (S. 1—8) werden bittere Klagen über abscheuliche Entstellungen und boshafte Verleumdungen geführt, welche die Kirche Christi von ihrer Gründung an, besonders aber die römisch-katholische Kirche in England und Irland, bey Lebzeiten des Vfs. habe erdulden müssen. In den folgenden 34 Kapiteln werden allenthalben zuerst unter dem Titel: „*der verkannte Katholik*", die falschen und gehässigen Vorstellungen angeführt, welche man dem Katholicismus gemacht haben soll, und darnach unter der Ueberschrift: „*der wahre Katholik*" die Ansichten des Vfs. von der echten und unumstöfslichen

lichen Lehre der katholischen Kirche vorgetragen. — Aus diesen Darstellungen geht nun allerdings hervor, dass der wahre römische Katholik verkannt wurde, wenn man ihm ein Glaubensbekenntniss beylegte, wie dasjenige ist, gegen welches hier im Namen der gesammten katholischen Kirche protestirt wird. Dieser Protest leidet aber fast gar keine Anwendung auf das protestantische Deutschland, wo, selbst in Schul- und andern populären Schriften, der Lehrbegriff der katholischen Kirche so dargestellt wird, wie derselbe in dem *Concilium Tridentinum* und dem *Catechismus Romanus* enthalten ist, und demnach den Katholiken keineswegs alle die Irrthümer beygelegt werden, welche in der gegenwärtigen Schrift dem *verkannten* Katholiken zur Last gelegt worden sind: z. B. „dass er Holz und Steine als Götter verehre, dass er Götter aus todten Menschen mache, dass er die Jungfrau Maria höher achte als Gott, dass er einen gebackenen Gott anbete, dass er seine Seligkeit nicht Gott zu danken haben wolle" u. s. w. Meistentheils ist es gerade das, was der Vf. den *wahren* Katholiken als echtes Bekenntniss seiner Kirche aufstellen lässt und als richtig zu vertheidigen sucht, worin der gebildete protestantische Christ irrige, vernunft- und schriftmässige Lehren findet: z. B. „dass es gut und nützlich sey, die Fürbitte der Heiligen, welche mit Christo im Himmel regieren(?), zu begehren; dass die Maria, als die auserwählte Mutter Gottes, in ihrer Verwendung für uns Gott am angenehmsten sey; dass Christus im Abendmahle Brot und Wein in sein eignes Fleisch und Blut durch sein Wort verwandle; dass der Christ Alles annehmen und wie eine Offenbarung Gottes glauben müsse, was die Kirche, zugleich mit der Bibel, als die Lehre Christi und seiner Apostel in allen Zeiten fort und fort ohne Unterbrechung lehrte, glaubte, predigte und überlieferte; dass der Christ zur Unterwerfung und zur Annahme der Beschlüsse eines Conciliums verpflichtet sey, wenn dieses der Welt bekannt gemacht habe, was es für die echte, von Christus und den Aposteln hinterlassene Lehre halte; dass die allgemeinen Concilien, als Repräsentanten der Kirche, durch den fortwährenden Beystand des heiligen Geistes vor Irrthum gesichert seyn; dass die Ausschliessung der Laien vom Kelche im Abendmahl eine gleichgültige Sache sey; dass die Darbringung des Opfers in der Messe von Christo selbst verordnet, seinen Aposteln übertragen und dasselbe Opfer sey, wovon der Prophet Maleachi geweissagt habe (Mal. 1, 11), dass es unter den Heiden an jedem Orte dargebracht werden solle; dass es eben so vernunft- als schriftmässig sey, an ein Fegefeuer oder an einen dritten Ort zu glauben, wo die abscheidenden Seelen im Rückstande mit einiger zeitigen Straffälligkeit(?) oder mit der Schuld einiger lässlichen(?) Fehler, vor ihrer Zulassung zum Himmel gereinigt und geläutert werden, und dass die sich an diesem Orte befindenden Seelen durch die Gebete ihrer Mitbrüder auf Erden, wie auch durch Almosen und Messen, welche Gott für sie dargebracht werden, Erleichterung erhalten" u. s. w. — Wenn gleich der Vf. diese und andere der katholischen Kirche eigenthümliche Lehren in einem möglichst milden Lichte darzustellen gesucht hat, so fehlt es doch den Gründen, womit er die Wahrheit derselben zu vertheidigen bemüht gewesen ist, an aller Haltbarkeit. Um auch diese Behauptung wenigstens mit einem Beyspiel zu belegen, möge hier gezeigt werden, auf welche Weise der Vf. die Schriftmässigkeit der Lehre vom Fegefeuer zu erweisen versucht hat. Zuerst versichert er, dass 2 Maccab. 2. das Fegefeuer *ausdrücklich* gelehrt werde. Darnach beruft er sich auf die Worte Jesu Matth. 12, 12: „Wer etwas wider den heiligen Geist redet, dem wird es nicht vergeben werden, weder in *dieser*, noch in der *zukünftigen* Welt." In diesen Worten, sagt er, wird das Vorhandenseyn eines *dritten* Ortes *klar* durch unsern Erlöser angedeutet. Endlich gründet er seine Behauptung auf das Ansehn des heiligen *Augustin*. Dieser hat nicht allein die Worte des Apostels Paulus 1 Cor. 3, 15: „Er selbst wird gerettet seyn, doch nur wie durch das Feuer", sondern auch das Gefängniss, von welchem Petrus spricht 1 Petr. 3, 19. vom Fegefeuer verstanden. „Wenn aber", setzt der Vf. hinzu, „dieser grosse Lehrer der Kirche in jenen reinern Zeiten so oft in der Bibel einen Ort der Pein nach diesem Leben bemerkte, aus welchem Erlösung Statt findet: wie kann nun Jemand ohne Vermessenheit sagen, dass ein dritter Ort mit dem Worte Gottes streite?" — Angehängt ist dieser Schrift, wovon Rec. nicht einsieht, welchen Nutzen ihre Verpflanzung auf deutschen Boden werde haben können, — zur Vergleichung mit den in ihr ausgesprochenen Grundsätzen, die bekannte, am 25sten Januar 1826 zu *Dublin* abgegebene „Erklärung der Erzbischöfe und Bischöfe der katholischen Kirche von Irland, eine treue Darstellung jener Lehrsätze ihrer Confession enthaltend, welche am häufigsten aus einem falschen Gesichtspunkte betrachtet werden."

NEUE AUFLAGE.

Dresden u. Leipzig, in d. Arnold. Buchh.: *Wittgens Raubschloss*, eine Sage der Vorzeit. *Neue* wohlfeilere Auflage. 1828. 231 S. 8. (1 Rthlr.) (S. die Recens. A. L. Z. 1825. Nr. 259.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1828.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Griechische Grammatik*, von Dr. *Val. Chr. Fr. Rost. Dritte*, vielfach berichtigte und bereicherte Ausgabe. 1826. XXIV u. 618 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. vorliegenden Buches hat sich mit einem Eifer und einer hingebenden Liebe, wie selten ein Anderer, ganz und gar der Beförderung des Studiums der griechischen Sprache gewidmet. Mit Ueberzeugung darf man es aussprechen, kaum könne es einen Lehrer der griech. Sprache auf den Schulen Deutschland's geben, welchen nicht, sey es in diesem oder in jenem Stücke, Hn. *Rost's* Bücher unterstützt, gefördert und zu Danke verpflichtet hätten. Sein treffliches deutsch-griechisches Wörterbuch, seine griechisch-deutschen Lexica, seine Uebungsbücher, seine Leitung einer gleichartigen Ausgabe der auf unsern gelehrten Anstalten zu lesenden griechischen Klassiker in Verbindung mit *Fr. Jacobs*, nebst dieser Grammatik, haben ihm bey seinen Zeitgenossen einen ehrenvollen Namen erworben. Wie vielfach der Werth dieser griechischen Grammatik selbst anerkannt worden sey, geht nicht nur daraus hervor, dass sie schon die dritte Ausgabe erlebt hat, und in mehreren gelehrten Schulen eingeführt worden ist, sondern zeigt sich auch darin, dass in den verschiedenartigsten Ausgaben griechischer Schriftsteller bey der Interpretation vielfältig auf sie hingewiesen wird. Wenn man nun geneigt werden muss, diese öffentlichen Urtheile bey der nicht geringen Anzahl auch neuerlich in dieser Art erschienener Bücher für kein geringes Zeichen ihrer Brauchbarkeit und Tüchtigkeit zu halten, so muss auf der andern Seite auch jenes Auffassen und Bearbeiten des Ganzen einer Sprachwissenschaft, deren einzelne Theile so genau in einander greifen, und so selten zusammen von einem Einzelnen behandelt worden sind, ein sehr günstiges Vorurtheil erwecken. — Diess waren die Gedanken, welche Rec. erfüllten, als er die Beurtheilung dieser Grammatik unternahm; sie wurden ein Grund mehr für ihn, sich nicht mit einem oberflächlichen Hineinschauen zu begnügen, sondern mit allem Fleisse zu untersuchen, in wiefern durch diese Grammatik für Verbreitung einer höhern Kenntniss der griechischen Sprache und für immer grösseres Gedeihen unseres Unterrichts in derselben etwas gewonnen worden sey. Was er nun nach einer gewissenhaften und genauen Durchsicht des Buches gefunden, legt er jetzt den Lesern dieser Allgemeinen Literatur-Zeitung mit dem Wunsche vor, dass man es anerkennen möge, wie nur Liebe zur Sache und die Ueberzeugung von der Wichtigkeit solcher, unsrer Jugend gewidmeter, Bücher seine Feder geführt habe. Willkommen sagen wir Jedem, der in diesem Fache etwas zu leisten versucht: aber nur dem schenken wir unsern Beyfall, der aus einem Schatze reicher Kenntnisse ein „mit philosophischem Geiste entworfenes, mit praktischem Sinne geordnetes" (Worte des Vfs. in der Vorrede seines deutsch-griechischen Wörterbuchs) und mit der grössten Sorgfalt und Ausdauer bis ins Einzelnste und Kleinste hinein, ausgearbeitetes Werk uns dargeboten.

Zweck und Bestimmung dieser Grammatik haben sich seit der ersten Ausgabe, welche im J. 1816 erschien, und nach der Vorrede durch das Bedürfniss beym eigenen Unterricht und die Mängel der vorhandenen Lehrbücher hervorgerufen war, schon in der zweyten vom Jahre 1821 bedeutend geändert. Denn wenn sie damals nur dem Anfänger das Unentbehrlichste aus der griechischen Grammatik geben wollte, so sollte sie nun als Hülfsbuch bey Erlernung der griech. Sprache ausreichend erscheinen. Diess ward wohl auch der Grund, warum der Titel einer „griechischen *Schul*-Grammatik," den die erste Ausgabe führte, in der zweyten in den einer „griechischen *Grammatik*" umgewandelt wurde; obwohl auch jetzt noch das Buch für nichts weiter gelten will, als für ein Schulbuch, entworfen zum Schulgebrauch, vgl. Vorr. XVI, S. 348. Daneben aber bearbeitete der Vf. für die unteren Klassen gelehrter Schulen die griech. Formenlehre allein in einem eignen Werkchen für diejenigen, denen sein Buch in dieser neuen Gestalt für den ersten Unterricht minder passend erscheinen möchte. Das letztere scheint keinen solchen Beyfall gewonnen zu haben, als die Grammatik selbst, und, wenn wir nicht irren, um so weniger mit Unrecht, je mehr der Grundsatz, dass der Wechsel der Lehrbücher verderblich, und nur fortwährender Gebrauch einer und derselben Grammatik zum Zweck führe, durch welchen geleitet der Vf. jene durchgreifende Aenderung und Erweiterung des Planes vornahm, vollständig gebilligt und gutgeheissen werden muss; wie er denn jetzt auch allgemein angenommen zu seyn scheint. Wenn nun durch

durch die zweyte Ausgabe der vorliegenden Grammatik ein ganz andres, völlig neu gearbeitetes Buch entstanden war, und der Vf. selbst seinen ersten Versuch als ungenügend anerkannt hatte, so hielt er doch gewiss hinsichtlich der Methode des Vortrags als seine Grundsätze fest: „Klarheit und Deutlichkeit dem Ausdruck und der Behandlung zu geben, die Regeln kurz und bündig, und zur Auffassung für das Gedächtniss geeignet aufzustellen, und alle in der Grammatik vorkommende Begriffe zu erläutern." Dass die beiden ersten Grundsätze richtig sind, und jedem, der ein Lehrbuch für die Jugend zu schreiben gedenkt, in jedem Augenblicke gegenwärtig seyn müssen: darüber ist kein Zweifel. Ob es aber wirklich für nothwendig gelten könne, dass *alle* in der Grammatik vorkommende Begriffe philosophisch erläutert, und genau bestimmt werden müssen, ist zu bezweifeln; wofern nämlich diese nicht der griech. Sprache eigenthümlich und ausschliessend angehören, sondern schon aus dem vorhergegangenen und nebenhergehenden wissenschaftlichen Studium der *deutschen* und lateinischen Sprache als bekannt vorauszusetzen sind, vgl. *erste* Ausg. Vorr. S. V. Ein Anderes ist es jedoch, wenn Jemand, wie *Fr. Thiersch* gethan hat, einen ganz neuen Bau der Grammatik nach neuen Ansichten aufzuführen unternimmt, und darum von den einfachsten Begriffen des Wortes und Satzes beginnend, ein abgeschlossenes Ganzes, welches eigenthümlich und von allem Bisherigen unterschieden dasteht, gründet und durchführt. Hier aber, wo diess, wenigstens nach unserer Ansicht, nicht der Fall ist, wäre es wohl besser gewesen, dem Beyspiele *Buttmanns* folgend, sogleich mit der griech. Sprache insbesondere zu beginnen. Im Kopfe des Schreibenden muss ganz nothwendig die philosophische Grammatik, wenn irgend sein Werk gelingen soll, vorhanden seyn, aber vorgetragen zu werden braucht sie von ihm nicht, sobald nicht der berührte Fall von selbst dazu führt.

Ein ganz andres Verhältniss aber, als zwischen der *ersten* und *zweyten* Ausgabe besteht, finden wir zwischen der *zweyten* und *dritten*, deren Beurtheilung jetzt uns eigentlich obliegt. Denn zwar beurkundet auch die *dritte* Ausgabe, wie Niemand leugnen kann, Liebe des Vfs. zu seinem Werk, und den Wunsch, sie zu immer höherer Vollkommenheit emporzuführen; zwar ist sie durch eine Reihe von Zusätzen und Berichtigungen im Einzelnen bereichert; und am Schlusse der Syntax ein ganz neues, nothwendiges Kapitel über Anakoluthie, Ellipse und Pleonasmus hinzugefügt: aber wesentlichere Veränderungen und Umarbeitungen hat der Vf. theils nicht für nöthig erachtet, theils vermieden, weil sie in einem Schulbuche allzu unangenehm und störend zu seyn schienen. Diess war der Grund, warum er, obwohl es ihm selbst besser erschien, keinen besondern Abschnitt hinzufügte, um die Eigenthümlichkeiten des Homerischen Sprachgebrauchs für sich einzeln zusammen zu stellen und zu erläutern. Dennoch erklären wir, diesem Verfahren unsern Beyfall versagen zu müssen. Denn einmal so richtig auch jener Grundsatz an sich ist, so störend in der That es wirkt, wenn immer neue Ausgaben die alten verdrängen müssen, ja so sehr diess manchen abhalten sollte, mit seinen erst halberwogenen Gedanken gleich an Ausarbeitung neuer Lehrbücher zu denken, die, weil sie nicht durch eine Meisterhand, gleichsam aus einem Guss hervorgingen, erst durch verschiedene Auflagen hindurch gearbeitet, einen schwankenden Werth erlangen; so darf diess doch niemals den Vf. abhalten, das Bequemere dem Unbequemern, das Bessere und Passendere dem Schlechtern und Unpassenderen, zumal wenn es von *Bedeutung und Wichtigkeit* ist, vorzuziehen, *da die Besitzer der* früheren Ausgabe auf eine leichte Art entschädiget werden können. Diess wäre bey einem neuen Kapitel über Homerische Eigenthümlichkeiten recht wohl ausführbar gewesen; und auch hier ist *Buttmann* in der zehnten Ausgabe seiner mittleren Grammatik als gutes Beyspiel vorangegangen. Wenn wir nun aber im vorliegenden Fall die Sache selbst, zu deren Ausführung den Vf. ein einsichtsvoller Freund ermuntert, genauer betrachten, so können wir nicht anders, als ihm unsre vollkommene Uebereinstimmung versichern. Denn wenn gleich die Hellenen Eine Nation, Eine Gesammtheit bilden, welche von den Völkerstämmen, die sie umgeben und berühren, und mit dem Kollektivnamen der Barbaren zu bezeichnen pflegen, wesentlich verschieden und abweichend dasteht: so herrscht doch in ihrer Mitte eine Mannichfaltigkeit und verschiedene Gestaltung der Charaktere, welche wiederum, wie überall, so auch in der Sprache, völlig durchgebildet erscheint. Soll nun der jugendliche Geist in diese Welt der Hellenensprache eingeführt werden: so ist zwar lebendige Einsicht in das Ganze das Ziel des Unterrichts, sie steht aber dem geistigen Blick junger Leute so fern, dass nur Vorbereitung dazu *möglich* ist. So muss denn der Unterricht zu einem *einzelnen* Zweige des Ganzen sich wenden, dessen Erkenntniss er zuvor tief in die Seele des Lehrlings einzupflanzen sich bemüht, ehe er die andern Theile ihm vorführt, und so jenem Ziele sich zu nähern anfängt. Rec. stimmt mit Hn. *Rost* völlig überein, vgl. S. 7, wenn er annimmt, dass der attische Dialekt zu dieser Grundlage des griechischen Sprachstudiums gemacht werden müsse, und hält diess für so wahr, dass er durchaus keinen Widerspruch erwartet, *sondern* allgemeine Zustimmung überall zu hören *glaubt*. Nur ist unumgänglich nothwendig, dass die *Zeiten* gehörig geschieden, und eine bestimmte *Periode* desselben gewählt, das in den andern *Perioden* aber Erscheinende besonders bemerkt *werde*; was hier nicht sorgfältig genug geschehen zu seyn scheint. Wie aber dieser Dialekt sich zunächst und natürlich als den ersten darbietet, der den Weg zum weitern Fortschreiten bahnen soll: eben so natürlich werden wir den Homerischen Dialekt als den zweyten wählen müssen, und daher von dem Grammatiker eine auf den attischen Dialekt in Beziehung gesetzte, aber

ber ſelbſtſtändige Schilderung deſſelben zu fordern aben. Hieran knüpft ſich nun von ſelbſt als der ritte der neuioniſche Dialekt an, mit welchem dann ie eine Hauptſeite des Ganzen, welche für die chule ausreicht, vollendet und abgeſchloſſen iſt. Doch wird es gut ſeyn, in einem vierten und fünften bſchnitte wenigſtens die Grundzüge des Dorismus nd Aeolismus, ſo weit dieſs möglich iſt, zu entverfen, um auch die Lektüre des Pindar, Theocrit . A. den Schülern der erſten Klaſſe zugänglich zu nachen. Dieſe Art läſst ſich um ſo leichter durchühren, weil gerade in dieſem Verhältniſſe unſere Kenntniſs der Sache allmählich geringer wird, und lie Zahl der uns hinterlaſſenen Bücher in jedem Dialekte abnimmt. — Vergleicht man dieſs nun mit ler jetzt meiſtens üblichen und auch von unſerm Vf. ngewendeten Methode, wobey man zwar hauptächlich einen Dialekt zum Grunde legt, aber die bweichungen überall gleich in Anmerkungen daneenſtellt; ſo ſcheint uns der Mangel derſelben beſonlers darin zu beſtehen, daſs die andern Dialekte heils ſehr mangelhaft dargeſtellt werden, weil der Darſtellende ſelbſt das Ganze nicht in ſeinem Umfange ufzufaſſen genöthigt iſt, und ſo den Mangel nicht ganz zu fühlen vermag, theils in ihrer charakteriiſchen Eigenthümlichkeit nicht von dem Lehrling ufgefaſst werden können, weil ihm nur immer einzelne, aus ihrem Zuſammenhange geriſſene Data gegeben werden. Ueberdieſs ſcheint uns ſelbſt das Auffaſſen des Hauptdialekts gehindert zu werden: ndem wir uns überzeugt zu haben glauben, daſs nan bey Schulbüchern auch auf das Aeuſsere in der Art Acht haben müſſe, daſs man das Gelernte wo nöglich immer beyſammen habe und es nicht mit Unbekannterem untermiſche. Es giebt übrigens chon manche ältere grammatiſche Bücher, die geade dieſen Weg eingeſchlagen haben; um von der Thierſch'ſchen Grammatik jetzt nicht zu reden. Wir können daher den Wunſch nicht zurückhalten, laſs auch der Vf. vorliegenden Buches bey einer vierten Ausgabe nicht wieder durch einige ſchwache Gründe ſich von einer ſo weſentlichen Verbeſſerung eines Buches abhalten laſſen, ſondern wenigſtens len Homeriſchen Dialekt im Ganzen behandeln nöge.

Daſs er dieſs aber thun werde, ſobald er die Nützlichkeit erkannt haben wird, davon ſind wir um ſo mehr überzeugt, je beſtimmter der Vf. in ler Vorrede zur dritten Auflage S. XV zu erkennen giebt, daſs er Alles zu thun bereit ſey, um ſein Buch zu höherer Vollkommenheit zu führen. Wenn er dort über Benutzung alles deſſen redet, was in der neueſten Zeit für griech. Grammatik geſchehn iſt, ſo hat es uns Leid gethan, bey dieſer Gelegenheit eine ehr harte Polemik gegen *Matthiae* zu leſen; beſonlers da früher überall, zumal in der Vorrede zum griech. Schul-Wörterbuche, S. VII, der Vf. ſich ſo klar gegen die Polemik ausgeſprochen, die in allen ler Schule und Jugend gewidmeten Büchern höchſt gefährlich ſey. Auch Thierſch hat gegen denſelben Gelehrten ſich vertheidigt, vgl. S. 772 ſeiner Gr., aber auf eine edle Weiſe, wie es ſich gegen einen ſo hoch achtbaren Mann, dem wir Alle Dank ſchuldig ſind, geziemt. Wie lieſse es ſich auch leugnen, daſs der gegen Matthiae hervorgehobene Gegenſatz in der That nicht ſo bedeutend iſt, als es demjenigen ſcheinen müſste, der Hn. *Roſt's* Worte lieſet? Denn Matthiae hat ſich doch den Reſultaten der neueſten Forſchungen keinesweges verſchloſſen; und wer ſollte nicht mit uns dem Grammatiker einen nicht geringen Vorzug einräumen, der zuerſt von Erforſchung und gelehrter Behandlung der Sprache beginnt und dann es unternimmt, das Gefundene für den Schulgebrauch darzuſtellen, vor einem Andern, welcher ohne jene eigene Forſchung ſogleich ſich an Ausarbeitung eines Schulbuches wagt?

Betrachten wir nun die Zuſätze und Bereicherungen ſelbſt, die dieſe *dritte* Ausgabe der *Roſt*'ſchen Grammatik auszeichnen, ſo bekennen wir freudig, daſs ſie ſehr zahlreich ſind, und den Fleiſs und die Talente des Vfs. beurkunden, obwohl wir auch nicht leugnen können, daſs ſie bey weitem nicht mit der nöthigen Klarheit und Umſicht, öfter auch nicht mit der erforderlichen Genauigkeit uns ausgearbeitet zu ſeyn ſcheinen. Natürlich können wir, um dieſs zu erweiſen, hier nicht alle Zuſätze betrachten, ſondern wollen uns nach einigen andern Bemerkungen vorzüglich an das zuletzt eingeſchobene Kapitel über die Idiomate der Sprache halten. In Bezug auf die Pronomina wollte der Vf. durch eine neue Eintheilung derſelben eine deutlichere Einſicht in ihr Weſen zu gewähren verſuchen, Vorrede S. XVII. So theilt er ſie denn in dreyerley Pronomina ein; erſtlich ſolche, welche in dem Verhältniſſe jeder der drey Perſonen gelten, zu denen er die *perſonalia, reflexiva, reciproca,* das *definitum,* die *poſſeſſiva* rechnet; zweytens ſolche, die für das Verhältniſs der dritten Perſon gelten, *indefinita, interrogativum, collectiva, negativa;* drittens ſolche, die ohne ſtrenge Beziehung auf eine beſtimmte grammatiſche Perſon bloſs zur genauen Bezeichnung eines Individuums gebraucht werden, *demonſtrativa, relativa.* Daſs dieſe neue Eintheilung einen ſehr geringen, unweſentlichen Einfluſs auf die Regeln über die Pronomina gehabt habe, liegt am Tage, ſobald man die *zweyte* Ausgabe mit der *dritten* vergleicht. Für den Unterricht aber und ein Schulbuch ſcheint uns dieſe Art, um ihrer Unverſtändlichkeit willen unbrauchbar. Welchem Schüler verſtändlich möchte wohl Hr. *Roſt* ſeinen Abſchnitt über die Pronomina ſo angefangen haben, S. 168: „*Pronomina* ſind Wörter, welche an der Stelle eines *Nomens* gebraucht werden, wenn nicht *der allgemeine, objective Begriff bezeichnet werden ſoll, ſondern das Individuum, d. h. ein Gegenſtand in Beziehung auf unſer geiſtiges Bewuſstſeyn?*" — Sonderbar ſind übrigens noch viele darin erſcheinende Einzelnheiten; z. B. werden die *pronomina perſonalia* ſo aufgezählt: „erſte Perſon: ἐγώ, ich; zweyte Perſon: σύ, du; dritte Perſon: ὅ und ὅς, er, Genit. αὐτοῦ, ἧς, οὗ." Eben ſo we-

nig, als hier, scheinen uns einige Zusätze in der Lehre vom Augment den umsichtigen, bedächtigen Grammatiker zu verrathen. In §. 66. 2, *d.* ist zu den Worten βούλομαι, δύναμαι, μέλλω, wegen ihres Augmentes, auch ἀπολαύω hinzugefügt worden. Durch diese Bemerkung scheint nun zuerst der Grundsatz verletzt, dass man in einer Schulgrammatik nicht das Gewisse neben das Ungewisse und Schwankende stellen dürfe, sondern das Letzte davon absondern und allein aufstellen müsse: denn die Formen ἀπήλαυον ff. werden von Herodian als unecht verworfen, und sind erwiesen erst spätern Ursprungs. Zweytens ist aber die Regel, wenn sie auch aufgeführt werden soll, nicht an ihrem rechten Platze eingeschoben, da der Lehrling, der die Form verstehen soll, erst die §. 68, 1 vorgetragene Regel, von Abwerfung des ο in ἀπό, kennen muss; und ferner da das Wort ἀπολαύω zu denen gehört, in deren Zusammensetzung einige einfache Verba allein erscheinen. Sein Platz war also eigentlich S. 199; und S. 194 musste nur darauf hingedeutet werden, wenn es nicht besser ganz fehlte. Weit wichtiger aber, als diess, (obgleich in einem Schulbuche die anscheinend geringsten Dinge nicht ohne Wichtigkeit sind) ist folgendes. In §. 67, Anm. 3, S. 196 lesen wir diese Worte: „Dieselbe Eigenthümlichkeit findet sich auch bey dem Perf. εἴωθα (ich bin gewohnt, vom Stamme ἔθω), bey welchem noch ausserdem das ε des syllabischen Augments in ει gedehnt ist." Auf der vorhergehenden Seite, S. 195, liest man aber bey Aufzählung der mit ε beginnenden Worte, welche statt η im Augment anzunehmen, ει haben, auch dasselbe ἔθω aufgeführt; es ist also dasselbe ε auf der einen Seite als zum Wortstamme gehörig, auf der andern als Augment betrachtet worden. Während nach der gewöhnlichen Weise, welche ganz neuerlich *Buttmann* vertheidigt hat, aus ἔθω, im Perfectum εἶθα, und daraus εἴωθα wird, mit Einschiebung des *O* Lautes, lässt *Rost* aus ἔθω, ὄθα bilden, dann durch Vorsetzung eines doppelten Augmentes ἔωθα, die ionische Form entstehen, und diese Form nun attisch in der Verlängerung des ε in ει ein drittes Augment hinzufügen. — Ferner hatte der Vf. mit vollkommenem Recht sich entschlossen, einen öffentlich ausgesprochenen Wunsch zu berücksichtigen und die früher auf besondern Blättern beygegebenen Tabellen jetzt dem Buche selbst einzuverleiben. Dennoch wünschten wir auch hier noch mehr für die Bequemlichkeit des Anfängers gesorgt zu sehn. Denn das vollständige Conjugationsschema für die Verba *barytona* S. 222 u. ff., ist nun hiedurch so zerspalten worden, dass auf den zwey ersten gegenüberstehenden Seiten ein Theil des Activums; auf den zwey folgenden der noch übrige Theil desselben und das praesens des Passivums, auf den nun folgenden der zweyte Theil des Passivums; dann erst zunächst das Ende desselben mit dem Anfang des Mediums; endlich auf den letzten Seiten der Aor. 1 und 2 des Mediums sich finden. Offenbar ist es nachtheilig und muss die Uebersicht hindern, dass man nun kein einziges Genus beysammen hat, ja um das Passivum kennen zu lernen, drey Blätter aufzuschlagen gezwungen ist. Besser war es, das ganze Activum, Passivum, Medium, jedes für sich auf zwey gegenüberstehenden Seiten abdrucken zu lassen; was auch ohne Zweifel, wie in den andern grammatischen Lehrbüchern, recht leicht hätte erreicht werden können, hätte man nur das Gesetz der *Sparsamkeit* nicht so arg aus den Augen gesetzt, *dass man einige* Mal die Hälfte der Seite bloss mit Darstellung des Imperfectums und Plusquamperfectums gefüllt, und so den schönen Raum einem zehnmaligen: *fehlt* überlassen. Zugleich bemerken wir, dass auch die Tabellen über die zusammengezogene Conjugation auf ῶ, S. 252, wenn gleich nach dem Beyspiele Buttmanns u. A., doch nicht auf bequeme Weise in dem Buche stehen, indem man es erst umdrehen muss, um sie zu übersehen. Es würde praktischer und nützlicher gewesen seyn, auch hier der gewöhnlichen Art unserer Bücher zu folgen; und unmöglich ist eine solche Darstellung bey einigem Nachdenken gewiss nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

NEUE AUFLAGEN.

HAMBURG, b. Campe: *Versuch über den Geist und den Einfluss der Reformation Luthers.* Gekrönte Preisschrift von *Karl Villers.* Nach der zweyten Ausgabe a. d. Französ. übers. von *Karl Friedrich Cramer.* Mit einer Vorrede und Beylage einiger Abhandlungen, von Dr. *Heinrich Philipp Konrad Henke.* *Zweyte* Auflage. *Erste* Abtheilung. 1828. XXVI u. 179 S. 8. (1 Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

Dr. *Martin Luthers Werke.* In einer das Bedürfniss der Zeit berücksichtigenden Auswahl. *Zweyte* Auflage. *Supplemente. Erster* Theil. (S. die Rec. A. L. Z. 1807. Nr. 235.)

MARBURG, in d. Kriegerschen Buchh.: *Statistik und Topographie des Kurfürstenthums Hessen,* nach seiner neuesten Verfassung und Eintheilung, für Bürger- und Landschulen dieses Staates bearbeitet von *Kaspar Nöding,* Inspector des Kurfürstlichen Schullehrerseminars zu Marburg. *Zweyte* verbesserte Auflage. 1828. X u. 134 S. 8. (6 gGr.) (S. die Rec. A. L. Z. 1823. Nr. 225.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

November 1828.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Griechische Grammatik* von Dr. *Val. Chr. Fr. Rost. Dritte*, vielfach berichtigte u. bereicherte Ausgabe u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Nach diesen einzelnen Bemerkungen gehen wir nun zu dem Kapitel über die *Idiomata* der griech. Sprache über, welches ganz neu hinzugekommen ist, und somit mehr als Alles von den neuen Bemühungen des Vfs. zeugen muss. Voran geht eine allgemeine Darstellung des Inhalts, die wir, unsrer Ansicht gemäss, für zu allgemein und für die Schule zu unfruchtbar halten. Darauf folgt in drey Abschnitten die Behandlung der Anakoluthie, der Ellipse und des Pleonasmus; doch so, dass den letztern beiden eine zweyte allgemeine Einleitung vorangeht. Das Ganze ist mit geringen Zusätzen und Aenderungen aus *Hermann's* Abhandlung zu seiner Ausgabe des Vigerus entlehnt. Obgleich nun *Hermann* selbst, welcher den Inhalt seiner Schrift: „*de Ellipsi et Pleonasmo in graeca lingua*" hier in einem mehr der Schule als den Gelehrten bestimmten Buche darlegte, den Weg gezeigt hatte, wie er diese Abschnitte in einem Schulbuche behandelt wissen wollte: so hat doch Hr. *Rost* auch jene Schrift selbst benutzt, und sogar das witzige Urtheil *Hermann's* über die Bücher von *Bos* und *Weiske* S. 545 wörtlich aufgenommen. Nicht zu gedenken aber, dass jenes Urtheil von *Hermann* nicht der Jugend bestimmt war, und dass es an sich bey *Bos* freylich vollkommen schlagend ist, bey *Weiske* aber minder Wahrheit enthält: so ist es auch hier, wo nur das Resultat angegeben werden konnte, mangelhaft und unverständlich, da es erst einleuchtend wird, wenn man die ganze sehr schöne Schilderung jener Bücher bey *Hermann* gelesen hat. Dürfen wir nun ferner unsre Meinung offen aussprechen, so war es überhaupt nicht gerathen, *Hermann's* Ansicht über diese *Idiomata* so völlig aufzunehmen, weil der Gegenstand zwar von jenem Gelehrten viel weiter geführt, aber doch noch durchaus nicht zur Vollendung und Reife gebracht worden ist. Denn nicht allein sind die Begriffe jener Eigenthümlichkeiten noch lange nicht scharf und wahr genug entwickelt, sondern auch im Einzelnen ist noch Manches zu ändern und zu verbessern. Wer kann es billigen, dass Fälle, wie *χοὰς πρόπομπος*, *βροτοῖς δοτῆρα*, *βαίνω πόδα* der Anakoluthie zugerechnet sind? Wer wird mit *Hermann* die umschreibende Redensart späterer griechischer Schriftsteller: *οἱ ἀμφὶ Πλάτωνα* für einen Pleonasmus erklären wollen? Doch es kann hier unser Zweck nicht seyn, *Hermann's* Meinung selbst zu beurtheilen; wir wollen uns vielmehr an des Vfs. eigne Darstellung halten. Am meisten Mängel scheint uns der Abschnitt über Ellipse zu haben, welche wir darum genauer darzulegen versuchen wollen, weil sie unserm Vf. meist eigenthümlich angehören. Sie wird nämlich nach *Hermann's* Vorgang nach den 3 Theilen des Satzes: Subject, Copula, Prädicat durchgegangen, und mit der Copula begonnen. In der Behandlung der Ellipse des Subjects wird nun der Fehler begangen, dass der Leser ohne Weiteres vom Subject des Satzes zu dem Substantivum im Allgemeinen hinübergeleitet wird. Die Regel lautet: „Häufiger noch ist der Fall, dass zwar nicht das ganze Subject, aber doch ein Theil des Subjects ausgelassen wird." Dazu sind nun folgende Beyspiele zur Erläuterung hinzugefügt: „*ἡ πολλή*, *ἡ πλείστη* (verst. *μορία*) — — *κοιμᾶσθαι βαθὺν* (verst. *ὕπνον*). *τύπτεσθαι πολλάς* (verst. *πληγάς*)"; bey welchen offenbar nicht mehr blos vom Subjecte die Rede seyn kann. Darauf geht er nun Nr. 5 so weiter: „Aus den hier über die Auslassung des Subjects erwähnten Fällen ergiebt sich für die Ellipse des Substantivs folgende allgemeine Regel: das Substantiv" u. s. w. Und nun erst behandelt der Vf. Nr. 6 das Prädicat. Wer da weiss, wie fest man in der Schule immer den Unterschied zwischen Subject und Substantiv halten muss, um nicht Verwechselung zuzulassen, wird diese Art des Vortrags nur missbilligen können; zumal da sie dem angekündigten Gange, bey welchem man den Satztheilen folgen wollte, nicht treu bleibt. Um so weniger aber kann man diess Verfahren loben, je leichter es war, dem Uebel abzuhelfen; obwohl freylich *Hermann* selbst diesen Weg nicht vorgezeichnet hatte. Nur eine Scheidung zwischen einfachem und zusammengesetztem Satze hätte Alles aufgehellt. Denn in dem einfachen Satze ist es klar, wie die Copula ausgelassen werden kann, sobald nur das Gefühl gegeben ist, dass die aneinandertretenden Satztheile, Subject und Prädicat, wirklich in diesem Verhältniss zu einander stehen; ferner auch, wie Subject und Prädicat an sich keine Ellipse zulassen, aber doch in einzelnen Fällen das Prädicat so beschaffen seyn kann, dass

dafs aus ihm das Subject erkannt wird, der umgekehrte Fall hingegen an fich unmöglich fcheint. Den Grund diefer letzten Erfcheinung fpricht Hr. *Roft* nicht fo klar wie *Hermann* Opufc. I. S. 156, fo aus S. 553: „weil daffelbe als wechfelnd und mannichfach bey jedem Subjecte fich aus dem Subjecte und der Copula durchaus nicht in Gedanken ergänzen läfst." Dann aber erft müfsten die Regeln vorgetragen werden über die zufammengefetzten, erweiterten Sätze, wobey nicht nur Alles über das Subftantiv und Adverbium, die Präpofitionen und Conjunctionen Gefagte feine paffende Stelle gefunden, die Auslaffung eines ganzen Satzes fich daran geknüpft und Verwirrungen und Vermifchungen fich aufgelöft haben würden, fondern der Vf. gewifs auch einige andere Ungehörigkeiten gehoben hätte, und auf einiges Neue, wenigftens von *Hermann* nicht Beygebrachte felbft geftofsen wäre. Es ergiebt fich nämlich, dafs das einfache Prädicat wirklich durch Ellipfe ausfallen kann, wenn es, zwar nicht aus Subject oder Copula, fondern aus dem Folgenden fich ergänzen läfst; einen Fall, welchen Hr. *Roft* felbft vorgetragen, hier aber, von *Hermann* nicht daran erinnert, vergeffen hat. Denn er fagt S. 369: „Seltener wird das Verbum εἶναι auch dann ausgelaffen, wenn es *nicht als Copula, fondern als vollftändiges Verbum* in der Bedeutung *vorhanden feyn* ftehen follte", und führt richtig die Redensart οὐδεὶς ὅστις οὐ zum Beweis an. Etwas ganz Aehnliches ergiebt fich ferner für das Subject, was *Hermann* und *Roft* beide nicht gefehen zu haben fcheinen, obwohl fie beide die Fälle felbft anführen und fo erklären. Um nämlich zu erweifen, dafs ein Theil des Prädicats ausgelaffen werden könne, führen Beide das Beyfpiel an: πρός σε γονάτων, und suppliren ἱκετεύω, nach welcher Erklärung doch offenbar nicht allein ein Theil des Prädicats, fondern auch das im Verbum liegende Subject ausgelaffen ift, und man annehmen mufs, dafs durch das hinzugefügte σὲ nicht allein angedeutet wird, dafs ein Verbalbegriff mangele, fondern auch als Subject ein ἐγώ fehle. Ganz daffelbe wenden Beide auf die Redensarten ἐς κόρακας, ἐς φθόρον, εἰς ὄλεθρον an, und suppliren ἄπιθι, ἔῤῥε, alfo wiederum nicht einen Verbalbegriff allein, fondern zugleich mit ein Subject. Und doch dehnen Beide die Auslaffung des Subjects nicht mit auf diefen Fall aus, was man um der Klarheit willen nothwendig hätte thun müffen, und was fich leicht daran anfchliefsen läfst, dafs das Subject dann ausfällt, wenn man erfieht, dafs nur *ein* Subject dazu vorhanden ift. Beffer pafst übrigens das letzte Beyfpiel, welches *Roft* anführt, weil es eine blofse Prädicatsauslaffung enthält: οὐ με χρεὼ τινος *sc.* ἔχοι. — Aufser diefem Fehler der Darftellung der Ellipfe bey *Roft* find nun uns noch mehrere kleinere, in einem Schulbuche aber unfehlbar zu meidende Ungenauigkeiten aufgefallen. Bey der Auslaffung der Copula wird Nr. 2 auf §. 100 Anm. 3 u. 4. hingewiefen; aber Anm. 4 ift eben von jenem Falle die Rede, wo ἐστὶν nicht blofs Copula ift, fondern Prädicatsbegriff zugleich hat; es kann alfo nicht, wie hier gefagt wird, aus Subject und Prädicat die Copula hinzugedacht werden, da kein Prädicat da ift. Ferner Nr. 3 wird zu der Auslaffung von τις als Subject zurückgewiefen auf Anm. 2. *d.* Dort aber ift zwar etwas Aehnliches gefagt, aber der eigentliche Fall, zu dem *Herm.* Beyfpiele anführt, wie:

ἄνδρα δ' ὠφελεῖν, ἀφ' ὧν
ἔχοι τε καὶ δύναιτο, κάλλιστος πόνων

nicht nur nicht erörtert, fondern nicht einmal berührt. — Ferner wird Nr. 4 zu der Regel von der Auslaffung eines Theils des Subjects auch das Beyfpiel τὰ Διονύσια, τὰ Ὀλύμπια *sc.* ἱερά angeführt, wovon *Hermann* mit Recht nichts hat, da diefs die Griechen gewifs gefagt haben, wie wir etwa „die Dionyfien" gebrauchen, fo dafs an keine Ellipfe zu denken, fondern von Erhebung des Adjectivs zum Subftantiv zu reden ift. — Ferner wird S. 552 in πολλὰ λέγειν das Adjectiv ohne Artikel für Adverbialausdruck erklärt. *Hermann* hatte Aehnliches gefagt, aber fo, dafs es weit weniger zu Mifsverftändniffen führen kann; vgl. Opufc. I. p. 162: „*unde etiam per adverbium talia proferri poffunt, quemadmodum Homerus utrumque junxit,* παῦρα μὲν, ἀλλὰ μάλα λιγέως." — Wenn ferner S. 554 *Roft* nach *Hermann's* Vorgang als eine nur fcheinbare Ellipfe aufführt: „die Auslaffung eines Worts, welches im Vorhergehenden" (*Hermann* mit Recht auch: im Folgenden) „ausdrücklich fteht und von dort wiederholt zu denken ift", fo fcheint dazu kein genügender Grund vorhanden zu feyn, da doch auch hier nach feiner Theorie ein Wort ausfällt, welches gedacht wird, und diefs, wie bey allen Ellipfen, aus dem *Zufammenhang* erkannt wird. — Endlich ift auf eine höchft merkwürdige Weife, und Hn. *Roft* ganz eigenthümlich, als Apofiopefe angeführt worden, wenn ein Lied nur mit den Anfangsworten angedeutet, *nicht* felbft ausführlich hergefagt wird, wie bey Ariftophanes Wolken v. 967:

Εἶτ' αὖ προμαθεῖν ᾆσμ' ἐδίδασκεν. — —
ἤ, Παλλάδα περσέπολιν δεινάν, ἤ, Τηλέπορόν τι βόαμα,
ἐντειναμένους τὴν ἁρμονίαν etc.

Aus diefem Allen, wobey wir noch Manches, was uns zu gering fchien, übergangen haben, wie bey der Erwähnung des „οὕ9' οὕνεκα" unter den Pleonasmen S. 557, da dafelbft in der Schulgrammatik doch wenigftens eine Andeutung davon hätte gegeben werden müffen, wie ungewifs die Annahme des Pleonasmus durch die auf fo verfchiedne Weife von einigen unfrer gelehrteften Philologen, *Lobeck*, *Buttmann*, *Matthiä*, *Hermann*, *Schäfer*, Reifig u. A. ausgefprochenen Urtheile geworden fey, fcheint fonach als klares Ergebnifs vorzuliegen, dafs diefe *dritte* Ausgabe der Grammatik allerdings bereichert und erweitert erfchienen, aber im Einzelnen noch mehr Genauigkeit zu wünfchen übrig läfst.

Wenn

Wenn wir uns nun zur Betrachtung des übrigen, ſchon aus den frühern Ausgaben bekannten und aus ihnen in dieſe neueſte übergegangenen Beſtandes hinwenden, können wir es uns nicht bergen, daſs auch da im Einzelnen bey allem Guten und Trefflichen, was das Buch enthält, noch Vieles vorgetragen, was unklar und unpraktiſch, halbwahr und ſchwankend, ja fehlerhaft und irrig genannt werden darf.

Wir haben es oben als eine Eigenthümlichkeit des Buchs kennen gelernt, auf welche der Vf. eine beſondre Rückſicht genommen, daſs alle in der Grammatik vorkommende Begriffe erläutert werden. Prüfen wir jetzt einzelne Theile der Ausführung. „Grammatik", ſo beginnt das Buch, „iſt die Lehre von der Bildung und dem Gebrauch der Sprachformen. Ihrem Inhalte nach zerfällt die Grammatik in zwey Theile: nämlich *a*) in die Formenlehre, welche die Bildung der Sprachformen entwickelt, und *b*) in die Syntax, welche die Regeln über den Gebrauch der Sprachformen aufſtellt." Dazu möchten wir Folgendes bemerken: Wir glauben kaum, daſs es irgend Jemand geben wird, der ſogleich auf den erſten Blick ſagen könnte, wie der Vf. dieſe Worte genommen. Der Ausdruck *Sprachformen* fällt auf. Wer die Definition zuerſt lieſt, denkt das Wort in ſeiner vollen Bedeutung, wo es nicht etwa bloſs Wörter oder Wortformen bezeichnet, ſondern eben ſo gut auf Conſtructionen und andere Eigenthümlichkeiten der Sprache, als Formen des Redens, angewendet werden kann, und findet ſie nicht unpaſſend. Wenn man aber weiter geht und nun Bildung der Sprachformen als Inhalt der Formenlehre gebraucht ſieht, erkennt man, daſs Sprachformen mit Wortformen verwechſelt ſind. Aber auch wenn letzterer Ausdruck gewählt worden wäre, könnte man nicht anders, als die ganze Begriffsbeſtimmung für unvollkommen und ungenügend erklären, da die einzelnen Ausdrucksweiſen viel zu allgemein und unbeſtimmt ſind. — Wir gehen ſogleich zu dem Kapitel „Entwickelung und Erläuterung der Redetheile" über, S. 79 u. fgg. Im 23ſten Paragraph wird zuerſt eine allgemeine Beſtimmung der verſchiedenen Wortarten vorausgeſchickt, und drey Hauptgattungen der Wörter feſtgeſtellt: *Nomina*, *Verba*, *Particulae*. Wir gehen jetzt nicht darauf ein, mit welchem Rechte dieſs geſchieht, ſondern bemerken nur beyläufig, daſs diejenigen ſich ſehr irren, welche hierin die alte Eintheilung griechiſcher Sprachlehrer zu haben wähnen; ſ. *Buttm.* Ausführl. Gr. Sprachl. I. S. 129, wovon eine ſorgfältige Anſicht der Stellen des Ariſtoteles, Dionyſius und Quintilian leicht das Gegentheil lehrt. Von §. 24—28 werden ſie nun näher beſtimmt und ihre Theile angegeben, doch ſo, daſs §. 24 über das Nomen, §. 25 über das Verbum und §. 26—28 über den dritten Redetheil handeln. Man ſollte denken, dieſer dritte Theil würde: *Partikeln*, überſchrieben ſeyn, findet aber §. 26 das Adverbium, §. 27 die Partikeln (Präpoſition und Conjunction), §. 28 Interjection. Der Grund dazu wird ſo angegeben. Von den Interjectionen heiſst es, ſie könnten nicht als einzelne Wörter, ſondern nur als vollſtändige Ausdrücke der Empfindungsſprache betrachtet werden. Vom Adverbium aber lieſt man S. 332 in einer Anmerkung, daſs genau genommen das Adverbium, als ein Wort mit vollem und ſelbſtſtändigem Begriff, nicht mit in die Klaſſe der Partikeln gehöre, aber wegen der *Unveränderlichkeit* ihrer Form ihnen zugerechnet worden ſey. Ohne hierbey über die Wahrheit dieſer letzten Behauptungen ſelbſt zu reden, bemerken wir nur, wie verwirrend und alles Vorhergegangene auflöſend, ja wie ſchwer, wie unmöglich mit dem Geiſte aufzufaſſen, dieſs Alles ſey. Wir ſind der Meinung, daſs, was einmal geſagt iſt, feſtgehalten und nie davon abgewichen werden müſſe; was aber ſich nicht feſthalten läſst, aus der Grammatik ohne Weiteres zu entfernen ſey. Der Grammatiker muſs ſich auf die frühern Paragraphen immer wieder, als auf bekannte Dinge, berufen, nicht aber ihrem Inhalt ſpäter widerſprechen und deſſen Auffaſſung hemmen. Hier aber ſind die vorgetragenen Sätze ſo beſchaffen, daſs, wenn man den erſten annimmt, der zweyte damit nicht harmonirt; hält man dagegen den zweyten für wahr, der erſte aufgegeben wird. Jene Eintheilung der Partikeln in: Adverbien, Partikeln und Interjectionen, wo unter Partikeln die Praepoſitionen und Conjunctionen verſtanden werden, wird nun nicht etwa in dem Buche ſelbſt feſtgehalten, ſondern wie es das Bedürfniſs gerade mit ſich bringt, bald ſo, bald ſo wieder ausgeſprochen. Sonderbar klingt die für die Syntax §. 132 verſuchte neue Eintheilung der Partikeln, wo es nach der Begriffsbeſtimmung ſelbſt, die wir zu anderm Zwecke gleich ſelbſt anführen müſſen, folgendermaſsen heiſst: „Es gehören *demnach* zu den Partikeln die *Präpoſitionen*, — ferner ſämmtliche *Conjunctionen*, und endlich die *Negationen*." Wenn nun hier uns die Negationen als ein neuer integrirender Theil der Partikeln neben jenen beiden aufgeſtellt werden, ſo finden wir im Gegentheil an einer andern Stelle die Präpoſitionen, die bisher immer als ein Theil der Partikeln aufgeführt wurden, von ihnen abgeſondert. Es heiſst nämlich S. 52 und S. 78 (alſo eine und dieſelbe Regel zweymal vorgetragen), der Accent gehe bey der Eliſion mit verloren bey *Präpoſitionen* und *Partikeln*, wo, wie man leicht ſieht, unter dem Ausdruck: *Partikeln* nur die Conjunctionen gemeint ſeyn können. Wer kann begreifen, wie dabey Schüler zu einer gehörigen Einſicht gelangen ſollen? Eine nähere Betrachtung aller Begriffsbeſtimmungen des Vfs. lehrt ſehr bald, daſs hier irgend ein Grundſatz ihn geleitet haben muſs. Sie ſind nämlich faſt ohne Ausnahme ſo beſchaffen, daſs das zuerſt aufgeſtellte Allgemeine durchaus ungenügend erſcheint, und durch das nachfolgende Beſondere immer wieder theils zurückgenommen, theils ganz vernichtet wird. Beyſpiele werden unſre Worte in helleres Licht ſetzen. Um zunächſt bey den ſchon beſprochenen Partikeln ſtehen zu bleiben, ſo erſcheint deren Begriffsbeſtimmung

mung nicht minder als viermal in der Grammatik. Von ihnen heisst es S. 80: „Wörter, welche nähere Bestimmungen und besondere Beziehungen allgemeiner Verhältnisse angeben, heissen *Particulae* (μόρια)"; S. 82, nach Absonderung der Adverbien und Interjectionen: „Alle Wörter, durch deren Gebrauch das Verhältniss einzelner Wörter und ganzer Sätze zu einander bestimmt, oder der Rede Zusammenhang, Kraft und Leben ertheilt wird, umfasst man unter der allgemeinen Benennung *Particulae* (μόρια). Wir zählen hier zwey Gattungen derselben auf." Ferner S. 331: „Alle Formen, welche *ausser dem Nomen, Pronomen und Verbum* in einer Sprache bestehen, sind kleine Wörtchen, welche der Rede Deutlichkeit, Kürze, Genauigkeit und Zusammenhang geben. Man umfasst dieselben mit dem gemeinschaftlichen Namen Partikeln"; endlich S. 525: „Unter dem Namen Partikeln begreift man gewöhnlich alle Arten von kleinern Wörtern, welche gebraucht werden, um der Rede Zusammenhang, Bestimmtheit, Deutlichkeit, Kraft und Kürze zu geben." Wie sollte es nach dieser Zusammenstellung einer Auseinandersetzung bedürfen, wie durchaus gegen alles praktische Interesse diess sey. Wenn nun hier die Begriffsbestimmung immer anders gefasst und bald so, bald anders gedreht wird, so zeigt sich offene Vernichtung des Vorhergegangenen in folgenden Fällen. „Wörter", so heisst es S. 79, „welche zur Bezeichnung eines *Gegenstandes* gebraucht werden, nennt man *Nomina*." Darauf soll §. 24 das *Nomen* genau durchgegangen werden, und man findet S. 80: „das *Nomen* enthält entweder die Benennung eines *bestehenden, selbstständigen Gegenstandes* und heisst *Nomen substantivum*, oder die Benennung einer Eigenschaft, welche an einem Gegenstande befindlich ist, und heisst *Nomen adjectivum*." Nun fragt Rec., wie ein Lehrling diess mit dem Vorigen verbinden soll, da es ihm widerspricht und eine ganz andre Definition von *Nomen* voraussetzt? — Diesem nicht unähnlich scheint Folgendes zu seyn. Die verschiedenen Klassen der Zahlwörter sollen §. 55 angegeben werden. Unter Nr. 1. beginnt der Vf. so: „Die Zahlwörter sind *sämmtlich Adjectiva*, welche den Begriff einer bestimmten Menge unter verschiedenen Nebenbeziehungen ausdrücken." Darauf nun lesen wir unter Nr. 2.: „Man theilt die Zahlwörter ein in 1) *Cardinalia*, 2) *Ordinalia*, 3) *Multiplicativa*, und 4) *Adverbia numerandi*. — Auch können *Zahlsubstantiva* gebildet werden." Wie steht es nun mit der Wahrheit des obigen Satzes, dass die Zahlwörter *sämmtlich Adjectiva* wären? Und warum wurde nicht vom Anfange herein gesagt, dass unter den Zahlwörtern Substantiva, Adjectiva und Adverbia seyen? — Wir glauben keinen Widerspruch zu finden, wenn wir behaupten, dass diese Art, die Redetheile zu bestimmen und die Begriffe zu entwickeln, wichtigen Grundsätzen zuwiderlaufe.

(Der Beschluss folgt.)

PHYSIK.

LEIPZIG, b. Barth: *Erinnerungen und Wünsche in Hinsicht auf Blitzableiter.* Zwey Vorlesungen in der naturforsch. Gesellschaft des Osterlandes, von *J. G. Geutebrück*, herzogl. Sächs. Altenburg. Cammer-Vice-Präsid. u. s. w. 1828. 48 S. 8. mit 1 K. (6 gGr.)

Diese kleine Schrift enthält eine sehr gründliche und möglichst vollständige Betrachtung über einen Gegenstand, der lange Zeit vernachlässigt wurde, nicht bloss aus dem vom Vf. hauptsächlich hervorgehobenen Grunde, weil die wichtigern Entdeckungen der letzten Jahrzehende die Aufmerksamkeit der Naturforscher von ihm ablenkten, sondern vielmehr, weil in der Weiterförderung desselben die Physik nur eine Nebenrolle spielt. Es hält nämlich sehr schwer, durch rein physikalische Gründe eine Theorie auszumitteln, nach welcher sich angeben liesse, welche von den bisher angewendeten Verfahrungsarten zur Sicherung der Gebäude den Vorzug verdient. Sogar auf dem Wege der Beobachtung lässt sich hier nur mühsam ein Unterschied finden: denn die Fälle, wo der Blitz in der Nähe eines Blitzableiters einschlägt und wo zugleich ein zum Beobachten aufgelegter, mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüsteter Mann anwesend ist, sind sehr selten. Und doch wären solche Beobachtungen beynahe das einzige Mittel, die Theorie der Blitzableiter zu fördern. Der Vf., welcher 2 selbst beobachtete Unglücksfälle mustermässig beschreibt und mit der neuesten zahlreichen Literatur des Gegenstandes in hohem Grade vertraut ist, geht besonders darauf aus, nachzuweisen, auf was in solchen Fällen vorzüglich zu sehen wäre, und stellt zu dem Ende alle die verschiedenen bisherigen Einrichtungen nebst ihren Gründen und Gegengründen zusammen, wobey freylich dem Leser überlassen bleibt, sich selbst nach Möglichkeit ein Resultat zu bilden. — Zu wünschen wäre, dass dem Beobachter der Gebrauch des Werks durch ein Schema erleichtert würde, wo in Rubriken Alles angedeutet wäre, auf was er in einem vorkommenden Falle seine Aufmerksamkeit zu richten hat; noch mehr aber zu wünschen, dass kein Naturforscher die Gelegenheit einer so gemeinnützigen Beobachtung unbeachtet vorübergehen liesse.

Prof. Dr. Eisenbach.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

November 1828.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Griechische Grammatik*, von Dr. *Val. Chr. Fr. Rost*. *Dritte*, vielfach berichtigte u. bereicherte Ausgabe u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wir gehen nun zu einigen andern Hauptpunkten der Rostischen Grammatik über. In der Behandlung der dritten Declination ist der Vf. seinen eignen Weg gegangen. Mehrjährige Anwendung der Buttmannischen Methode, die dritte Declination zu lehren, hatte Hn. *Rost* überzeugt, dass sie für den Anfänger zu verwickelt und unfasslich sey. Da versuchte er selbst einen andern Weg, und fand bey dem Gebrauch, dass er um seiner Leichtigkeit und Fasslichkeit willen bey weitem besser und rascher zum Ziele führe. Er besteht aber darin, dass bey Aufstellung der Paradigmen sämmtliche Nominativendungen in zwey Hauptabschnitte vertheilt, und zwar erstlich diejenigen aufgestellt wurden, bey welchen bey Anfügung der Casusendungen keine Veränderung eintritt; hernach zweytens die, welche sich bey Ansetzung derselben verändern. Diess war der Weg, welchen die erste Ausgabe bereits einschlug; doch springt die Mangelhaftigkeit dieser Eintheilung, so lange sie nicht noch durch etwas Anderes unterstützt wird, sogleich in die Augen, da die meisten Endungen auf verschiedne Weise flectirt werden, also eine und dieselbe Endung mehrere Male erscheinen muss, und so der Anfänger in dem einzelnen Falle immer nicht weiss, welche Art der Ansetzung zu wählen ist. Dazu war gleich in der ersten Ausgabe diese Methode nicht so durchgeführt, wie sie hätte durchgeführt werden können und müssen, und doch sind diese Mängel auch in die neueste Ausgabe übergegangen. So wird die Endung ώ unter denen angeführt, welche die Casusendung theils an den veränderten, theils an den unveränderten Nominativ ansetzen, da doch alle Worte auf ώ, όος haben, also den kurzen Vocal statt des langen wählen. Ferner wird in der Aufzählung derer, welche den unveränderten Nominativ in den Casibus behalten, die Endung ιν ausgelassen. Endlich ist in der Anordnung selbst Etwas, dem wir wenigstens unsre Beystimmung versagen müssen. Ganz richtig zerfällt die erste Hauptgattung der *Nomina* in der dritten Declination in zwey Arten, je nachdem ein Consonant an den Nominativ tritt oder nicht. Nun wird aber der zweyten Art der Fall zugefügt, wo die Endung ων das τ annimmt, zugleich aber auch oft der lange Vocal in den kurzen verwandelt wird, und λέων als Beyspiel durchflectirt. Diess lässt sich um so weniger billigen, da die zweyte Hauptgattung erst mit diesem Falle, dem Uebergange der langen Vocale in die kurzen beginnt; was nothwendig bey dem Lernenden dem Verständniss des Ganzen mehr schadet als nützt. Unsrer Ansicht nach müsste die Ordnung nach *Rost's* Methode besser so durchgeführt seyn, dass I. die Nomina mit unveränderter Nominativform in den Casibus *a*) ohne Zusatz eines Buchstaben, *b*) mit Zusatz eines Buchstaben; II. die Nomina mit veränderter Nominativform, 1) durch Verkürzung des Vocals, *a*) ohne Zusatz, *b*) mit Zusatz eines Buchstaben; 2) durch Wegwerfung der Endbuchstaben ohne Verkürzung des Vocals, *a*) ohne Zusatz, *b*) mit Zusatz; 3) durch W. d. E. mit Verkürzung des Vocals, ἀλώπηξ, aufgestellt und durchflectirt wären. —

Wäre es aber auch ganz vollkommen durchgeführt worden, so blieb es doch mangelhaft. Um diess zu heben, schickte der Vf. seit der *zweyten* Ausgabe eine Uebersicht sämmtlicher Nominativendungen mit genauer Bestimmung der verschiedenen möglichen Genitivendungen voraus, welche er in der *dritten* Ausgabe noch vermehrte. Es konnte diess nicht schwer seyn, da schon in ältern grammatischen Lehrbüchern sich ziemlich genaue Zusammenstellungen hierüber finden. Und so ist denn auch Richtigkeit des Einzelnen und Vollständigkeit ziemlich erreicht. Denn es ist nicht von Bedeutung, dass die Endung ώ, όος nicht mit dem Accent bezeichnet ist, was auch S. 101 hätte geschehen sollen; und dass bey der Endung ης, εος die Eigennamen auf γένης, σθένης falsch accentuirt sind γενής, σθενής; ἕλωρ aber bey denen auf ωρ, Gen. ωρος, und νέηλυς bey denen auf υς, Gen. υδος nicht angeführt stehen. Wichtiger aber, als diess, ist es, dass bey den Worten auf ξ und ψ nur obenhin angegeben wird, dass sie κος, γος, χος; πος, βος, φος bilden; wodurch freylich die erstrebte Vollständigkeit nicht erreicht wird. Auch sind wir der Meinung, dass bey dieser Darstellung auf die anomalen Worte δόρυ, γόνυ u. a. wenigstens hätte hingedeutet werden sollen. Wenn wir also auch Richtigkeit und Vollständigkeit des Verzeichnisses im Ganzen zu rüh-

rühmen haben, so müssen wir doch bekennen, dass der Weg der Darstellung uns nicht als der beste erschienen sey. Die Endungen werden nämlich so angeführt, dass immer von dem Vocal ausgegangen wird, von welchem sie beginnen: α (α, αις, 'αν, αρ, ας, αυς); ε (ειρ, εις, εν, ες, ευς); η (η, ην, ηρ, ης); ι (ι, ιν, ινς, ις); ο (ον, ορ, ος, ους); υ (υ, υν, υνς, υρ, υς); ω (ων, ωρ, ως), ξ, ψ. Es scheint uns aber erstlich offenbar, dass wieder ein zu grosses Gewicht auf den vorhergehenden Vocal gelegt wird, da dieser oft gar keine Aenderung erleidet, so dass hierdurch nur die Regeln gehäuft werden ohne Noth. Wir wollen ein Beyspiel geben. Der Consonant ρ wird in 6 verschiednen Regeln abgehandelt, je nachdem α, ει, η, ο, υ, ω vor ihm hergeht. Diese Regeln könnte man leicht vereinigen. Der Nominativ bleibt unverändert, ausser dass αρ in den *substant. gener. neutr.* ατος und ηρ und ωρ in mehrsylbigen Substantiven ερος und ορος bilden. Leicht lassen sich die Ausnahmen hier anschliessen. Rec. würde sonach lieber zum Hauptmaasstab den Endbuchstaben genommen, und nur, wo es nöthig gewesen wäre, den vorhergehenden Vocal oder Consonanten zugezogen haben; zumal da diess bey ξ und ψ auch bey *Rost* nicht anders eingerichtet ist, und bey jener Methode einige Worte sich gar nicht beybringen lassen, wie ἅλς, was der Vf. ganz fallen lässt.

Rec. hat nur noch Eins zu bemerken. Der Vf. hat nämlich in jenem Verzeichniss noch einen Weg eingeschlagen, durch welchen unnöthiger Weise die Regeln vermehrt werden: er hat immer die Nominativendungen der *Adjectiva* und *Participia generis neutrius* eingemischt. Nun ist bekannt, dass häufig in jenen Redetheilen nur für Masculinum und Femininum besondere Formen vorhanden sind, das Neutrum aber zwar in den drey gleichen Casibus sich von beiden unterscheidet, sonst aber die Formen des Masculinums annimmt. Daher kommt es, dass die gewöhnlich angegebenen Genitivi jener Neutra so ganz abweichend sind von der Declination der Substantiva dieser Endungen. Um diess zu lernen, bedarf es aber, wie Jeder einsieht, nur eben der ausgesprochenen Regel, nicht aber, wie Hr. *Rost* meint, der Aufzählung dieser Genitive in seinem Verzeichniss. Lassen wir nur diess aus, so gewinnt schon der Weg nicht wenig an Leichtigkeit, und das Wissen des Lehrlings wird dadurch durchaus nicht gemindert.

Prosodie und Accent hat Hr. *Rost* nach *Göttling* und *Spitzner*, und darum jedes Einzelne auf völlig verschiedene Weise vorgetragen. Die Prosodie wird hintereinander im 8ten Paragraph von S. 19—44 durch die verschiednen Declinationen und Sylben durchgeführt; dagegen die Accentregeln durch die ganze Grammatik vertheilt erscheinen, zuerst §. 9—12, S. 44—55, dann bey der ersten Declination §. 32, S. 87—91; bey der zweyten §. 33, S. 95—97; bey der dritten §. 37, S. 102—105; bey den Adjectiven §. 48 S. 136—143; bey dem Verbo §. 76, S. 247 bis 249, manche kleinere Regel ungerechnet. Auf diesem Wege können die prosodischen Regeln nicht eher gelernt werden, bis der Lehrling Declinationen und Conjugationen inne hat, ja bis die Accente gelernt sind, da z. B. S. 22 in der Prosodie auch die Kenntniss der Accentregeln vorausgesetzt wird.

Bey beiden Abschnitten haben wir im Einzelnen Manches zu erinnern. Bey der Prosodie war vorzüglich zu verhüten, dass nicht Regeln über Poesie in die Grammatik eingeführt wurden, die erst dem letzten Abschnitt über Metrik angehören. Die Regeln über den Gebrauch der Epiker und andern Dichter *in muta cum liquida* mussten aus dieser Ursache hier weggelassen und übergangen werden. Vorzüglich aber mussten Regeln entfernt werden, wie die S. 20 ausgesprochene: „In der Mitte zwischen Kürze und Länge stehen diejenigen Sylben, welche nach ihrer Beschaffenheit weder entschieden lang, noch nothwendig kurz seyn müssen — Doppelzeitige." Solche Sylben giebt es für die Prose gar nicht, nur für die Poesie und Metrik. Dagegen hätten andere in der Mitte zwischen Länge und Kürze liegende Sylben angeführt werden müssen, deren Länge hinsichtlich des Accents nicht genügt, diesen von *antepenultima* auf *penultima* zurückzuziehen, wie αι, οι, ως in einigen Fällen. — Auch wünschten wir bisweilen genauere Art des Ausdrucks. Dahin rechnen wir z. B., wenn es S. 21 heisst: „Verlängert wird also der kurze Vocal in λέλεγμαι, βίβλος, εὔοδμος"; denn nicht der Vocal ist verlängert, sondern die Sylbe durch Position. Von α, ι, υ heisst es S. 22, dass ihr Maass „an und für sich unentschieden sey"; deutlicher sollte gesagt seyn: „welche eben sowohl kurze als lange Laute bezeichnen." Ebendaselbst liest man, dass das *gewöhnliche* Maass dieser Vocale *die Kürze* sey, und dass man also überall dieselben als kurz annehmen müsse, wo nicht die Länge derselben durch anderweitige Bestimmungen bekannt sey. Es bedarf keiner Auseinandersetzung, warum man nicht sagen könne, dass die Kürze das *gewöhnliche* Maass sey. Unrichtig ist auch folgende Regel ausgesprochen S. 22: „Steht bey mehrsylbigen Wörtern, die in der Endsylbe eine *anceps* haben, der Acut auf der vorletzten Sylbe; so ist die *anceps* in der Endsylbe lang, z. B. βασιλεία, σοφία." Daraus würde also folgen, dass in χωρία und μεγάλα im *neutr. plur.* α lang sey. Es musste hinzugefügt werden: „wenn *penultima* lang ist." Darauf folgt die Regel: Ebenso ist die *anceps* in der vorletzten Sylbe kurz, wenn auf derselben der Acut steht und die Endsylbe ebenfalls kurz ist, z. B. πολλάκις." Diese Regel würde falsch seyn, wenn die oben von uns getadelte Regel *Rost's* richtig wäre, dass durch Position der Vocal selbst verlängert werde, nicht die Sylbe. Sie ist aber richtig; doch hätte hinzugesetzt werden können, dass in Fällen wie τάξις der Vocal kurz, die Sylbe aber lang sey. — Eben so sind in den Regeln über den Accent manche Einzelnheiten zu erinnern: oft sind sie zu vag und unbestimmt, oft so ausgesprochen, dass sie leicht zu Missverständnissen führen können; oft sind Regeln andern untergesetzt worden, bey de-

lenen nähere Prüfung leicht zeigt, dafs fie irrig find. Doch kann Rec. hier nicht weiter eingehen, um nicht die Maffe der Bemerkungen zu fehr zu vergröfsern; er berührt nur Einiges. Die gewöhnlich fo genannten *Atona* nennt Hr. *Roft* S. 47 zugleich προκλιτικά, und fetzt gar nicht hinzu, ob diefs ein altes oder neues Wort fey. Es war aber erft *Hermann,* welcher in feiner Schrift *de emendanda ratione gr. gr.* diefe Wörtchen *dictiones procliticas* nannte. Seitdem find ihm Andere darin nachgefolgt, haben aber den Namen wie einen altgriechifchen aufgeführt προκλιτικά; *Buttmann,* der fich erft dagegen fträubte, hat neuerlich auch nachgegeben; und *Paffow* hat auf eine höchft merkwürdige Weife *Hermann's* Wort in fein griechifches Lexicon aufgenommen. Hr. *Roft* hat fich auch angefchloffen, aber mit Unrecht, da in dem Ausdruck ἐγκλιτικά nichts von *zurück*lehnen gefagt ift, dem doch die προκλιτικά, als die fich vorwärtslehnenden, entgegengefetzt feyn follen. — Die Regel über Abwerfung des betonten Endvocals S. 52 ift aus *Buttmann* gefchöpft. Statt: „Die Präpofitionen und Partikeln blieben unbetont", mufs es heifsen: „die Präpofitionen und Conjunctionen." — Nach *Hermann's* Grundfätzen heifst es S. 54, μισῶ ἵνα zu fchreiben, fey gegen die Analogie, weil ῶ als aus όο entftanden zu betrachten. Aber der Unterfchied zwifchen Synthefis und Parathefis genügt zur Widerlegung diefer Behauptung. — Demfelben Gelehrten folgt Hr. *Roft* bey der Angabe der Regeln über ἐστί und ἔστι S. 54, auch hier mit Unrecht. Denn es läfst fich durchaus nicht gegen die Meinung der Alten behaupten, dafs blofs der Unterfchied der Bedeutung von *fein* als Copula und Prädicat dabey zum Grunde liege.

Der in der Einleitung zur Grammatik vorangefchickte Abfchnitt über die Dialekte fcheint uns noch nicht zu genügen. Rec. will hier nicht es Hn. *Roft* zu befonderm Vorwurf machen, dafs er die Anficht *Thierfch'ens* feftgehalten, S. 4 Anm. 3 und S. 6 Nr. 5 und Anm. 6, nach welcher Homer's Sprache nicht altionifcher Dialekt im Gegenfatz zu dem neuionifchen des Herodot genannt werden foll, fondern als epifcher Dialekt für fich allein dafteht, — obwohl er in dem Buche felbft diefer Behauptung nicht treu zu bleiben fcheint, indem er S. 218 den jüngern ionifchen Dialekt anführt und S. 74 von dem ionifchen Dialekt redend, für die Trennung folcher Laute, die bey den Attikern ftets verbunden erfcheinen, Beyfpiele anführt, Anm. 5, die aus Homer entlehnt find, nämlich ὀΐομαι, πάϊς, ἐϋπλόκαμος, — noch auch das befonders herausheben, dafs auch er den aeolifchen Dialekt S. 5 als Anhängfel des Dorifchen behandelt; überhaupt alfo das nicht berühren, was er hier mit Andern gemein hat. Aber nicht zu billigen ift es, wenn S. 5 gefagt wird, der Charakter des neuern Dorismus fey am reinften ausgeprägt in den Gefängen des Pindars; welche Behauptung an fich unwahr ift, aber noch unpaffender erfcheint, wenn man fogleich weiter Folgendes hinzugefügt fieht: „*Reiner* ift der neuere Dorismus in den Idyllen Theokrit's", was jenem zuerft Gefagten zu widerfprechen fcheint. Ferner wird es einem Lehrling unauflösliche Schwierigkeit feyn, wenn er S. lieft, dafs der aeolifche Dialekt in den meiften Theilen von Mittelgriechenland, nämlich mit Ausfchlufs von Attika, Megaris und Doris gefprochen worden fey, woraus er doch auf Böotien auch hingewiefen wird, und wenn er auf derfelben Seite lieft, dafs Korinna die Böotierin aeolifch dichtete, und doch S. 6 ein böotifcher Dialekt unter den Abarten des dorifchen erfcheint.

Der Abfchnitt §. 69. 70, über den Stamm und Charakter des Verbums und die Ausmittelung des Stammes ift erftlich darum ungenau, weil §. 69 der Charakter des Verbums beftimmt wird als der letzte Buchftabe des Stammes, da diefs noch nicht genügt, und bald darauf S. 208 angegeben wird, dafs der Charakter auch ein Diphthong feyn könne, wie in φονεύω, alfo auch aus zwey Buchftaben beftehe. Zweytens aber ift gerade, wie S. 85 vom Nominativ unrichtig behauptet wird, es fey eigentlich kein Cafus, fondern blofs die *urfprüngliche Form des Worts,* fo hier beym Verbo immer von zwey *Stämmen,* einem Stamme des Praefens und einem der übrigen Verba geredet. Alle hierher gehörigen Worte find nicht von mehrfachem Stamme, fondern von verändertem Stamme im Praefens. Endlich, während zuerft Stamm dasjenige genannt wird §. 69, wovon durch Anfetzung der verfchiedenen Endungen und des Augments jede Verbalform gebildet wird, fieht man im Verlauf der Abhandlung den Stamm von τύπτω nicht τυπ, von κρύπτω nicht κρυφ, von ῥάπτω nicht ῥαφ, fondern τυπω, κρυβω, ῥαφω genannt.

Wir übergeben Vieles im Einzelnen, was uns einer gröfsern Genauigkeit zu bedürfen fcheint, doch bemerken wir noch Folgendes.

Vor allen Dingen hat fich Hr. *Roft* vor Angabe feiner Unterfchiede zwifchen Worten und Conftructionsarten zu hüten, welche nicht in der Sache felbft gegründet fich überall darbieten und durchaus feftgehalten werden können. Ein fehr auffallendes Beyfpiel der Art findet fich S. 157. Anm. 6, wo die dreyfachen Formen des Compar. und Superl. von φίλος von den Alten fo gebraucht feyn follen, dafs φίλτερος und φίλτατος mehr befreundet, theuerfte Freund, φιλαίτερος, theurer, werther, und φιλώτερος mehr geliebt bezeichnet hätte. Wenn auch nicht die Sache felbft fchon bey dem erften Anblick fich als nichtig erwiefe, fo würde die Regel felbft ihr Verdammungsurtheil fchon durch *Roft's* eignen Zufatz erhalten: „doch ift diefer Unterfchied nicht durchgängig feft beobachtet worden." Eben fo wenig haltbar ift ein Unterfchied, welcher S. 355. Anm. 9 zwifchen den Adverbien der Zeit mit und ohne Artikel aufgeftellt wird. Steht nämlich bey ihnen der Artikel τὸ πάλαι, fo foll *der darin enthaltene Begriff* als eine dauernde Periode bezeichnet, im entgegengefetzten Falle πάλαι nur ein einzelner Moment hervorgehoben werden. In diefem Sinne erklärt Hr.

Rost ἀπὸ τοῦδε durch „von der Zeit an"; dagegen τὸ ἀπὸ τοῦδε „von der Zeit an beständig." Eben so soll der Artikel den Begriff der Adverbien, welche ein näheres Verhältniss angeben, steigern, und μάλιστα „hauptsächlich", τὰ μάλιστα aber „ganz hauptsächlich" bedeuten. Nicht minder unpassend scheint uns, was S. 404 von ἀνάσσειν gesagt wird, dass es in der Bedeutung: gebieten, befehlen mit dem Dativ, in der Bedeutung Herr seyn mit dem Genitiv verbunden werde. Wie oft liest man nicht z. B. im Homer *κτήμασιν οἷσιν ἀνάσσειν*, wo es sich doch recht gut durch: Herr seines Vermögens seyn, übersetzen lässt. So gesagt also, ohne bestimmte, sichere Begriffsangabe, kann ein Unterschied zu nichts führen. In der Bedeutung *nach*, heisst es S. 424 Anm. 2, werde ἐπί mit dem Genitiv nur dann construirt, wenn der bestimmte Punkt angegeben werde, welchen man wirklich erreicht oder erreichen will. Der Unterschied ist hier wiederum nicht anwendbar, wegen der Unbestimmtheit, die das Ganze bekommt, indem man es auf die eine Art der Uebersetzung durch: nach beschränkt. Diess beweist das Beyspiel des Vfs. selbst, denn ἀποχωρεῖν ἐπ' οἴκου übersetzt er nicht durch *nach*, sondern: *in* die Heimath zurückgehen; aber ἐπ' οἴκου: sich nach der Heimath zurückziehen. Man vergleiche nur die Redensarten: ἀναβαίνειν ἐφ' ἵππον, ἐπὶ θρόνον, und *Nitzsch* zu Hom. Od. III, 421. — Eine sehr weitläufige Regel über ὥστε in Verbindung mit dem Indicativ oder Infinitiv findet sich S. 500 Anm. 12, die unserer Ansicht nach nichts aufhellt. Der Hauptmangel scheint uns darin zu liegen, dass ganz ohne Grund der Infinitiv mit ὥστε für die muthmassliche Folge im Gegensatz der factischen durch den Indicativ festgestellt wird, wozu nicht das Geringste im Begriff des Infinitivs berechtigt. Auf diese Weise vermehrt man die Regeln in der Grammatik, und fördert das Verständniss der Sprache nicht im mindesten.

In der Entwickelung der Casus §. 103 findet man folgende Regel: „Die Verbindung im ruhigen Zustande ist entweder eine innere und wesentliche, und wird bezeichnet durch den Genitiv; oder eine äussere und zufällige, und wird bezeichnet durch den Ablativ." Dass sie ohne Weiteres aus der Grammatik entfernt werden müsse, beweist sie nicht allein durch sich selbst, sondern auch die folgende Anmerkung thut es kund. „Da den Griechen eine besondere Form für den Ablativ fehlt, so bezeichnen sie die in diesem Casus enthaltenen Verhältnisse zum Theil durch den Dativ, zum Theil durch den Genitiv", durch welche Worte obiger ganzer Regel widersprochen wird.

Zum Schlusse dieser Beurtheilung ziemt es uns, nicht dabey stehen zu bleiben, dass wir Etliches anzeigen, was uns auf diesem Wege hemmend entgegengetreten; sondern wir müssen auch dankbar bekennen und anzeigen, was uns erfreut und den Weg erleichtert hat. Dem Leser wird es bereits aufgefallen seyn, dass wir meistens von dem ersten, formellen Theile der Grammatik geredet und in ihm Mängel und Ungenauigkeiten aufgezeigt haben. Der Grund hiervon liegt in den Vorzügen der Syntax, welche mehr den Forderungen genügt, die unsre Zeit an solche Bücher zu machen hat. Weit öfter, als in der Formenlehre, zeigen sich hier des Vfs. Kenntniss und Benutzung der neuesten Forschungen in diesem Felde. Klarheit in der Behandlung und Aufstellung der einzelnen Regeln und Gefühl von dem, was der Jugend zu lehren und wie es ihr zu übergeben ist. Auch haben wir Hn. *Wüstemann's* Anhang über den griechischen Versbau gut und brauchbar gefunden. So scheiden wir *denn nun von* Hn. *Rost* mit der Achtung, *welche jedes nicht* unbedeutende Streben von selbst einflösst, und mit dem Wunsche, dass es uns gelungen seyn möchte, ihn darauf hingewiesen zu haben, worauf es bey einer neuen Auflage vor allen Dingen ankommt. Was *Passow* für ein Lexicon fordert, dass sein Verfasser sich nicht begnüge, es durch Zusätze und Vermehrungen zu bereichern, sondern es immer *wieder von* neuem völlig durcharbeite, diess scheint uns auch in seiner ganzen Ausdehnung für die Grammatik nothwendig zu seyn.

POLITIK.

GRÖNINGEN, b. Oomkens: *Joannis Rudolphi van Eerde Oratio de Europa imperiorum jure temperatorum altrice*, publice habita Groningae die XIV Octobr. 1824, cum magistratum academicum solemni ritu deponeret. 1825. 82 S. 8.

Der verdiente Vf. (Prof. der Geschichte zu Gröningen) sucht in dieser Rede zu zeigen, dass es *in* der Natur der Sache liege, wenn Ackerbau *treibende* Völker diejenigen seyen, bey denen jedes*mal die* Herrschergewalt durch Gesetze und Verfassung beschränkt worden seyen, wogegen Gebirgsvölker am meisten *in der* Lage seyen, sich an einen unumschränkten *Herrscher* anzuschliessen und sich demselben zu *unterwerfen*. Dieses weiset er aus der frühesten Geschichte von Asien nach; worauf er sodann auszuführen sucht, dass bey allen Völkern Europa's dagegen stets die Herrschergewalt beschränkt gewesen sey, theils durch Gesetze, theils durch die unverbrüchlich aufrecht erhaltene öffentliche Meinung. Und schliesst er damit, hieraus zu folgern, dass jede Besorgniss, wie Europa jemals durch barbarische Völker oder durch despotische Oberer unterjocht werden könne, grundlos sey. Alles dieses ist freylich nur durch blosse Umrisse angedeutet, wie solches bey dieser Gelegenheit nicht anders als angemessen war; zu wünschen wäre es, dass es dem Vf. belieben möchte, sein Thema in einem eignen Werke weiter auszuführen. Ausserdem enthält das Werkchen schätzbare Notizen über zwey verstorbene Gröninger Gelehrte, *Janus Constantinus Driessen* und *Hermann Muntinghius*, auf welche Rec. um so eher aufmerksam zu machen sich erlaubt, als dasselbe nicht in den Buchhandel gekommen ist.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1828.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Bonn, b. Marcus: *Hiſtoria Jemanae*, e codice MS. arabico, cui titulus eſt: بغية المستفيد في اخبار مدينة زبيد concinnata; quam, praemiſſis de libri auctore et argumento, nec non de antiquitatibus Jemanenſibus hiſtoricis diſputatione, adjecto indice geographico locorum et fluminum, in codice obviorum, ab illuſtriſſ. philoſophor. ordine in Acad. Boruſſ. Rhenana praemio ornatam edidit *Carolus Theodorus Johannſen*, Holſatus. 1828. 4 S. Vorr. u. 300 S. 8. (1 Rthlr. 22 gGr.)

Der Codex, nach welchem dieſe Geſchichte von Jemen ihrem gröſsern Theile nach gearbeitet iſt, wurde von *Niebuhr* nach Kopenhagen gebracht, wo ihn Hr. Prof. *Freytag*, der Lehrer des Vfs., abſchrieb. Er iſt an vielen Stellen ungenau geſchrieben, und namentlich ſind darin die diakritiſchen Punkte, ſelbſt bey Namen, oft weggelaſſen oder inconſtant geſetzt: was die ſichere Leſung dieſer Namen zuweilen ſehr erſchwert und nicht ſelten ganz unmöglich macht. Hr. *J.* legt in §. 1. den Inhalt des Codex dar, welcher mit einer Einleitung *ab ovo* beginnt und mit der Autobiographie des Vfs. ſchlieſst. Dieſer heiſst *Seif-el-islâm ben Dhi-Jeſen El-fakîh Abd-er-rahmân Er-rebî*, und iſt geboren im J. der Hedſchra 855. Auſser ein Paar andern Büchern ſchrieb er die Geſchichte ſeiner Vaterſtadt *Sebid* (زبيد), welche eben in dieſem Codex enthalten iſt. Wir wünſchten, daſs Hr. *J.* in §. 2. etwas mehr aus der Handſchrift excerpirt hätte, namentlich über den Gang der Studien dieſes gelehrten Arabers, worüber ſie Manches zu enthalten ſcheint, deſſen Mittheilung für den Leſer lehrreich und nicht ohne Intereſſe geweſen ſeyn würde. Selbſt die Titel der von Jenem ſtudirten Bücher hätten Bemerkungen veranlaſſen können, wie z. B. die von *de Sacy* zu dem Leben Abdellatif's gegebenen.

§. 3. Ueber Stil und Erzählungsart des Vfs.: Einfache und leichte Proſa mit eingewebten Verſen, in einzelnen Partieen jedoch höherer Stil mit Reimen.

§. 4. Ueber die Quellen, welche von dem Vf. des Cod. benutzt ſind. Zu dieſem §. lieferte *Hamaker* einige Beyträge aus Hadſchi Chalifa und Ibn Challikan. Leider finden wir hier von manchen Schriftſtellern nichts als die Namen, was uns ſchmerzlich an unſere geringe Kenntniſs der Literargeſchichte der Araber erinnert. Wir fügen wenigſtens eine Notiz zu Nr. 6 der angegebenen Quellen, nämlich über den ſogenannten „groſsen Chronikenſchreiber" (المورخ الكبير). Derſelbe heiſst in der Vorrede zum Calcuttaer Kamus الامام الخزرجي (nicht الخزرجي, wie hier, wo dieſes Wort obendrein vom Setzer zerriſſen iſt, ſo daſs das Ende in der erſten, der Anfang aber in der zweyten Zeile ſteht), und ſeine Chronik von Jemen wird unter dem Titel angeführt: طراز الزمن d. i. „das Prachtgewand der Zeit." Hadſchi Chalifa unterſcheidet aber drey Chroniken deſſelben. Eine von dieſen, wir wiſſen nicht welche, befindet ſich in Leyden; mit ihr wird uns vielleicht Hr. *Hamaker* näher bekannt machen. (Vgl. *Hamak.* Spec. catal. S. 186. Not. 626.) Der Name des berühmten *Bochari* Nr. 22. iſt vollſtändig: *Abu-Abdalla Muhammed ben Ismail b. Ibrahim b. Moghaira Dſchofi.* Man ſ. *Miſchkât el-Maſâbih* (Calcutt. 1809.) I. Vorr. S. III. Ebendaſ. I. S. 452 iſt als das Geburtsjahr des Sofjân Thauri das J. 99 angegeben.

§. 5. handelt *de ratione, qua horum ſcriptorum dicta in uſum ſuum convertit auctor.* Am meiſten folgt er dem *Amâra el-Jemeni* (wie Abulfeda in der Geſchichte von Jemen, z. B. *Annal.* II, 122. III, 56.), dem *Dſchennadi*, dem *Khasredſchi*, *Edriſi* u. a. Er hat ſeine Quellen überall mit eignem Urtheil verarbeitet; wo er ihnen aber widerſpricht, da fügt er meiſtens ein beſcheidenes والله اعلم „Gott weiſs es" hinzu. Nur die Dynaſtie der Taheriden beſchrieb er zuerſt, theils als Augenzeuge, theils nach mündlicher Tradition, und hier ſind ſeine Berichte am weitläufigſten, ſo daſs er oft die Begebenheiten der einzelnen Tage aufzählt. Uebrigens geht die Geſchichte des Cod. nicht über die Zeit des Islam hinauf. Daher hat es Hr. *J.* unternommen, dieſe vorislamitiſche Geſchichte Jemen's nach den vorhandenen Hülfsmitteln ſelbſt darzuſtellen, und ſchickt derſelben §. 6. eine geographiſche Schilderung Jemen's voraus, worin er hauptſächlich *Niebuhr* folgt. Ueber den Namen *Jemen* finden ſich in dem Cod. ſelbſt drey verſchiedene Meinungen; nach der erſten rührt er von einem Stammvater Jemen her (vgl. auch *Mém. de Litterature*, Tom. L. S. 263), nach der zweyten bedeutet er *das glückliche Land* (wie bey Pto-

Ptolemäus), und nach der dritten, welche die annehmlichste ist, *das rechtsliegende Land* im Gegensatz zu Syrien (*Schâm* d. i. das links liegende). Der Name hat einen weitern und einen engern Begriff. Jemen im weitern Sinne ist von der Natur selbst in zwey Theile getheilt, nämlich den östlichen bergigten, Dschebâl (جبال d. i. *montes*) und den westlichen ebneren, Tehâma (تهامة). Die gröfste Provinz ist Jemen im engern Sinne. Es werden nun die verschiedenen Provinzen nach *Niebuhr* aufgezählt S. 30 ff. Die Provinz zwischen Abuarisch und Hidschâs, welche bey *Niebuhr* in der Ueberschrift keinen Namen hat, heifst in dem Codex *Birk* البرك, s. S. 172, nicht Bick, wie S. 33 steht.

S. 34 ff. handelt der Vf. über die Jemen eigenthümliche Benennung مخلاف für „District, Departement", worüber schon *Reiske* gesprochen zu Abulfed. Annal. II, 664. Der Vf. giebt über diesen Ausdruck den betreffenden Artikel aus einem handschriftlichen geographischen Lexicon (wahrscheinlich von *Hamaker* mitgetheilt), und fügt dazu S. 38 f. einige Bemerkungen über die Regierungsform Jemen's. Wir zeichnen nur das aus, dafs in dem Cod. die Richter und Führer des Volks öfter genannt werden أهل العقد والحل d. i. „Leute des Bindens und Lösens." Eine andere bildliche Benennung der Vornehmen einer Stadt findet sich S. 189, nämlich مناصب البلد „die Säulen der Stadt" (vgl. den ähnlichen Gebrauch des hebr. פִּנָּה, *Gesenius* zu Jes. 19, 13). §. 7. endlich enthält von S. 39 bis 101 die Geschichte Jemen's vor Muhammed, vorzüglich nach *Pococke* (*Spec. hist. Arab.*), *Schultens* (*Hist. Joctanidarum*), *Eichhorn* (*Monum. antiq.*), *de Sacy* (in den *Mém. de Litt.* Tom. 48.) u. a. Die Nachrichten der Araber über die früheste Geschichte Jemen's sind so mangelhaft und einander widersprechend, dafs sich nicht einmal die Reihe der Regenten sicher ausmitteln läfst. Die Sagen, welche an der Spitze dieser Geschichte stehen, sind aus der Bibel geflossen. Es werden genannt Kahtan (der Joktan der Bibel), nach Abulfeda der Sohn des Eber des Sohns Schalach (wie 1 Mos. 10, 24 ff.), Jaarab, Jaschhab, Saba (Sabäer), Himjar (Himjariten), Wathil und Kachlan. Der Vf. glaubt, dafs die letztern beiden, von denen der Erste der Sohn des Himjar, der Andere dessen Bruder war, in zwey Linien neben einander regiert haben, jener in Jemen selbst, dieser in Hadramaut: worauf auch eine Notiz bey Hamsa Isfahani führt, s. *Schult. Hist. Joctan.* S. 22. In den folgenden Namen ist wenig Uebereinstimmung bis auf den ersten *Tobba* Elhareth Er-râjisch. Nach diesem nennt Abulfeda einen Dhu-'l-karnein d. i. *bicornis*, welcher der im Koran Sur. 18. erwähnte seyn soll. Unter den folgenden Regenten kommt ein Africus vor, welcher eine Expedition nach Afrika unternommen und von den äussersten Grenzen desselben einen Theil der von Josua aus Palästina verjagten Flüchtlinge in das östliche Afrika zurückgeführt haben soll. Ferner die Belkis als die Königin, welche Salomo besuchte. Schamar soll den Jaschtasf (Darius Hystaspis) bezwungen, und Sina, Sogdiane und Chorasan erobert und Samarkand seinen Namen gegeben haben. Ueber die berühmte Ueberschwemmung des Landes haben bekanntlich *Reiske* und *de Sacy* ganz abweichende Meinungen aufgestellt, indem sie Ersterer ungefähr in das J. 80 nach Chr., Letzterer aber weiter herab in die Mitte des 2ten Jahrh. setzt. Der Vf. setzt S. 60 ff. beide Meinungen kurz aus einander, und giebt dann das Urtheil, dafs eine wie die andere höchst unsicher sey. Darin tritt er jedoch *de Sacy* bey, dafs Amran und Amr ganz aus der Reihe der Regenten zu streichen seyen. S. 70 f. erklärt sich der Vf. über die von den Geschichtschreibern angenommene lange Regierungszeit der frühern Regenten und glaubt, dafs solche Annahmen grofsentheils dadurch entstanden seyen, dafs man viele Regenten-Namen nicht gewufst und so deren Regierungszeit zu der ihrer jedesmaligen Vorfahren gerechnet habe, dafs aber die ganz ähnlichen Erscheinungen in der frühesten biblischen Geschichte aus der Kürze der Jahre bey den alten Hebräern zu erklären sey (?). Die Zeit der weitern Regenten giebt der Vf. nach *de Sacy* an, zeigt aber treffend, wie auch hier noch Alles schwankend und ungewifs ist. Es ist in der That kaum möglich, die so sehr abweichenden Nachrichten der Geschichtschreiber zu vereinigen, wie denn schon Abulfeda über die einzelnen Bestimmungen in diesem Theil der Geschichte starke Zweifel äufserte. Einen etwas festern Punkt gewinnt die Geschichte erst wieder bey dem letzten himjaritischen Könige Dhu-Nuwâs, welcher, zum Judenthume bekehrt, seine Unterthanen zu seinem neuen Glauben zwingen wollte, und namentlich die christlichen Einwohner der Stadt Nedschrân niedermachen und in einer Grube verbrennen liefs. Vergl. Koran Sur. 85. Einer dieser Unglücklichen entrann, und auf seine Veranlassung wurden die Himjariten von dem Könige der Habessinier unterjocht. Diese Begebenheit wird von *Pococke* ungefähr 70 J. vor Muhammed gesetzt, von *de Sacy* ein wenig früher. Der erste habessinische König über Jemen wird bald Arjat, bald Arnat, bald Arbât genannt, was in der zweifelhaften Punctation des Namens (أرياط، أرناط، أرباط) seinen Grund hat. Die letzte Schreibart ist von *de Sacy* angenommen und findet sich auch in dem Gothaer Kitâb-el-aghani, worin die Geschichte der habessinischen Invasion erzählt ist. Durch einen Zweykampf gelangte Abraha zur Herrschaft, welcher den Christen in Sanâ' einen prächtigen Tempel baute und den bekannten unglücklichen Feldzug gegen Mekka unternahm. Vgl. Koran Sur. 105. Nach ihm regiert sein Sohn Jeksûm, und dann sein Bruder Mesrûk; worauf das Land unter die Oberherrschaft der Perser kommt, bis es durch das Schwert des Islam bekehrt und erobert wird. Nach Abulfeda nahm schon Badhan, der letzte (oder vorletzte) persische Statthalter des Is-

Islam an; in der Geschichte von Sebid dagegen wird abweichend von allen übrigen Nachrichten Hareth ben Abdalla el-Himjari als der erste Bekenner dieses Glaubens genannt.

Der Vf. kommt nun S. 102 zu der Hauptpartie seines Buchs, dem *Conspectus historicus* jenes Codex. Es wird dadurch in unsrer Kenntniss der Geschichte Jemen's manche nicht unbedeutende Lücke ausgefüllt und manche Berichtigung schon bekannter Angaben gewonnen. Denn gerade die Periode von Muhammed bis zum Beginn des 10ten Jahrh. der Hedschra, wo die Berichte des Codex schliessen, lag bisher weniger vollständig vor; für die spätere Zeit ist dagegen schon von *de Sacy* gesorgt in den *Notices et Extraits*, IV. S. 412 ff. Hr. *J.* folgt dem Vf. der Geschichte von Sebid Schritt für Schritt, und giebt daraus Alles, was einige historische Bedeutung hat, so dass er oft wörtlich übersetzt zu haben scheint. Dabey macht er in den Noten auf abweichende Nachrichten anderer Schriftsteller aufmerksam, (wobey namentlich *Deguignes* Berichte in der Geschichte der Hunnen oft getadelt werden, wie von *Hamaker* im *Spec.* S. 187), entwickelt einzelne Schwierigkeiten, und hebt hin und wieder Stellen des Originals aus. Nur wünschten wir diese letzte Rücksicht etwas häufiger beachtet und namentlich viele Namen im Original ausgezeichnet zu sehen, da die Schreibung derselben mit lateinischen Buchstaben beym Vf. nicht consequent und bezeichnend genug ist, um ohne Mühe und mit voller Sicherheit die arabische Schreibung sogleich zu erkennen. Vielleicht findet sich der Vf. oder Hr. Prof. *Freytag* einmal veranlasst, einzelne Partieen des Codex im Original bekannt zu machen. Wir wollen uns bemühen, die Geschichte in ihren Hauptpunkten zu verfolgen und daneben hauptsächlich auf etwanige Abweichungen von unserer bisherigen Hauptquelle, Abulfeda's Annalen, bemerklich machen. Von den Statthaltern unter Muhammed selbst und den vier ersten Chalifen S. 105 bis 109, unter den Umajjaden — S. 113; unter dem letzten derselben, Mervân II., Unruhen in Hadramaut, die aber noch vor dem Sturze der Dynastie beygelegt werden. Statthalter unter den Abbasiden bis auf Mamun — S. 118. Bis hierher bestehen die Nachrichten, welche im Codex in eine Vorrede zusammengedrängt sind, fast nur aus einer trocknen Reihe von Namen, welche jedoch, immer mit den betreffenden Jahrzahlen versehen, wenigstens eine feste Grundlage der Geschichte bilden. Selten findet sich eine Bemerkung über die gute oder schlechte Administration eines Statthalters oder über einzelne meist unwichtige oder ausgeschmückte Begebenheiten, z. B. S. 114, dass einmal die Sterne wie Regen vom Himmel gefallen und dadurch viele von Dämonen Besessene geheilt seyen. Doch stösst man hie und da auf Jahrzahlen oder sonstige Angaben, welche von den bisher bekannten abweichen, z. B. S. 106. 110. 114. Kap. I. handelt von der Stadt Sebid selbst. Sie ist nach *Errebi'*, dem Vf. des Cod., die Hauptstadt von Tehâma, und gehört zu Jemen's vier heiligen Oertern (die übrigen drey sind: El-kethib el abiadh (الكثيب الابيض), El-Dschenned oder Dschund (الجند) und Mâreb (مارب). Südlich von der Stadt fliesst der Wadi Sebid, nördlich der Wadi Rima (رمع). Oestlich eine halbe Tagereise entfernt eine Kette von hohen Bergen, westlich die Aussicht auf das Meer. Es war einst die grösste Stadt von Jemen; von Sanâ' ist sie 40 Parasangen entfernt. Sie wurde auf Befehl des Chalifen Mamûn im J. 204 H. von Muhammed ben Abdalla ben Siad El-amavi gegründet.

Kap. II. Die Herrschaft der *Siâdiden* (vgl. Abulfed. Ann. II, 122—128) bis zum J. 412 H. Dem Ibn Siad folgt sein Sohn Ibrahim bis 289, dann dessen Sohn Siâd, und bald darauf dessen Bruder Abu-'l-dscheisch Ishak, unter welchem Suleiman ben Terf sich empört und einen Theil von Jemen gewinnt. Fast gleichzeitig erobert Ali ben Fadhl Sebid. Abuldscheisch st. 391 (nach Abulf. 371). Statt seines minderjährigen Sohnes regiert dessen Vaters-Schwester (Abulf. ältere Schwester) Hind zugleich mit dem habessinischen Sklaven Reschîd (Abulf. II, 124: رشد, doch III, 66. steht dafür رشيد) und nach dessen Tode mit Husein ben Salama aus Nubien, welcher verlorne Provinzen wieder erobert, viel baut, zwischen Hadramaut und Mekka Meilensteine errichtet und 402 oder 403 stirbt. Nach ihm gewinnt sein Sklave Merdschân den grössten Einfluss und dann wieder dessen Sklaven Nefis (Abulf. نفيس) und Nadschah. Letzterer geräth nach dem Tode des minderjährigen Abdalla in Krieg mit Nefis, besiegt denselben und erobert 412 Sebid. Mit ihm beginnt Kap. III. die Herrschaft der *Habessinier* aus seinem Hause und die der *Suleihiden*. Die Darstellung ist hier meistens vollständiger, als bey Abulfeda III, 56—62, besonders die Erzählung, wie Dschajjâsch, ein Meister im Schachspiel und Dichter zugleich, auch Verfasser eines historischen Werks über Sebîd, zur Regierung gelangt S. 133—136.

Kap. IV. handelt S. 138—142 von den Vesiren der letzten Regenten aus Nadschah's Stamme, welche alle Macht in Händen hatten und auch die äussern Zeichen der Herrschaft, wie das Münzrecht, an sich rissen, während jene Regenten nur Scheinkönige waren. Abulfeda hat von diesen Vesiren, soviel uns bekannt ist, nichts berichtet, obgleich namentlich der letzte, Surur, grosse Bedeutung hatte.

Kap. V. Von den *Mehediden*, S. 143—146. Hier ist Abulfeda (III, 566—570) etwas vollständiger. Ali ben Mehedi erobert Sebid im J. 554, regiert aber nur 2 Monate. Sein Sohn Mehedi ben Ali st. 558. (Abulf. kennt das Todesjahr nicht, und sagt von dem Vater Vieles, was hier dem Sohne beygelegt wird.) Der letzte Regent dieses Hauses wird im J. 569 aufgehoben von Turanschah (hier توران شاه, nicht توارن شاه, wie bey Abulf.), dem ersten der

Ejju-

Ejjubiden. Von diesen handelt Kap. VI. S. 146—164. Vergl. Abulfed. IV, 6 ff. Turanschah setzt mehrere Statthalter ein, welche nach seinem Tode 576 jeder für sich die Regierung behalten. Darauf schickt Saladin andere, von denen endlich Saladin's Bruder Seif-el-islâm ganz Jemen gewinnt. Nach ihm behauptet sich sein Sohn Moiss-eddin, und nach diesem dessen Bruder Nasir unter Leitung des Kurden Sonker Atabek, von dessen Nachfolger Ghasi jener vergiftet wird im J. 611. Ueber den nun eintretenden Dynastieen-Wechsel um 680 H. findet sich das Nähere bey Abulfeda IV, 362.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Augsburg u. Leipzig, in der v. Jenisch- u. Stage. Buchh.: *Manuskript eines Clausners auf der schwäbischen Alp*, von *Karl von Werneck*. *Zweyter* und letzter Theil. 1828. 290 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Dieser Band, welcher dem *ersten*, bereits angezeigten gefolgt ist, hat vier Abtheilungen, und begreift: 1) Ansichten über Freundschaft, in der Form einer Philosophie der Freundesliebe; 2) Aphorismen über Wahrheiten aus dem Gebiet des Lebens und der Wissenschaft; 3) Staatswissenschaftliche Untersuchungen; 4) Philosopheme. — Man sieht, von wie vielen Dingen unter diesen Ueberschriften die Rede seyn kann, was denn auch der Fall ist, und wobey der Vf. ohne Ueberspannung Grundsätzen huldigt, welche zum Theil immer allgemeiner anerkannt werden sollten, und auch von Vielen anerkannt werden. Z. B.: „Der Staat ist ein Product der Geschichte, und nicht ein Gebild der Imagination. In Europa kann bey Staatsverfassungen nicht die Rede seyn, dem Staat eine ganz neue Rechtsgrundlage zu geben, sondern solche Vervollkommnungsversuche können nur dahin zielen, die natürlichen Fundamente der Verfassungen zu befestigen." (S. 102.) — „Eine philosophische Verfassung kann wirklichen Staatsverhältnissen nie zum Grunde gelegt werden, ... sie muss auf die feste Grundlage geschichtlicher Verhältnisse sich gründen, ... die Gesetzgeber müssen vor Allem die Verhältnisse der Zeit und Oertlichkeit, gleichwie den moralischen Charakter ihrer Völker beachten, um der Gesetzgebung den Werth der Zweckmässigkeit zu geben" (S. 116); wobey nur bemerkt werden dürfte, dass eben dieses Verfahren philosophisch ist, also dem Philosophischen nicht entgegengesetzt werden kann, wofern man darunter nicht etwa Hirngespinnste der abstracten Speculation versteht. — „Die Monarchie verdient wegen ihrer Vorzüge vor allen andern Verfassungen die Verfassung der Civilisation genannt zu werden." (S. 134.) Eingeschränkt werden diese Vorzüge durch die Bemerkung, dass republikanische Verfassungen in Absicht auf Künste und politische Wissenschaften den Preis davon tragen, jedoch „die Wissenschaften, die auf das allgemeine Menschliche, oder auf das Studium der Natur hinzielen, finden in dem ruhigen, zur Meditation einladenden monarchischen Zustande ihr Element und ihre geistige Atmosphäre." (S. 143.) — „Der Staat der alten Welt war ein innerhalb Raum- und *Zeitbegrenzung dargestelltes* Ideal. Die höchsten Ideale des Staats der christlichen Civilisation liegen über der politischen Lebenssphäre der Menschheit." (S. 149.) „Seit dem Christenthum sehen wir das Völkerleben in der Weltgeschichte in universellen Formen sich entwickeln und bewegen." — „Mystisch nennen wir diejenige Erkenntniss, welche uns die Wahrheit bildlich oder durch Gleichnisse darstellt. Der Mysticismus kann damit ursprünglich Vernunftwahrheiten in sich fassen; allein wir vermissen in ihm die Klarheit der Verstandesansichten. Die Phantasie bleibt sein vorherrschendes Erkenntnissvermögen." (S. 274.) Der Vf. unterscheidet einen intellectuellen, praktischen, poetischen Mysticismus, und sagt, derselbe bleibe nicht bey allgemeinen Ahnungen und unbestimmten Ideen stehen, sondern construire sich eine Traumwelt und erdichte willkürlich für sie allgemeine und besondre Gesetze, die weder die Autorität der Vernunft, noch die der Erfahrung für sich haben. Folgende Bemerkung, womit der Band schliesst, hat viel Undeutliches: „Die *Lebensphilosophie* steht zwischen Skepticismus und dogmatischer Philosophie in der Mitte. Man könnte sie, vielleicht nicht mit Unrecht, eine *Erfahrung des Uebersinnlichen* nennen. Die Thatsache unsers höhern menschlichen Bewusstseyns ist ihr Axiom, und ihre Beweiskraft findet sich in der moralischen Evidenz der mit der ganzen geistigen Natur des Menschen in Zusammenhang stehenden Ideen von Gott, Freyheit und Unsterblichkeit." Auf Erfahrung des Uebersinnlichen berufen sich Mystiker, hätten also die Lebensphilosophie, und wie kann diese in der Mitte stehen zwischen zwey Lehren, die sich aufs Aergste bekämpfen und gegenseitig verneinen? Besser vielleicht liess sich sagen, die Lebensphilosophie sey eine solche, welche man im Leben gebrauchen kann, zum Unterschiede von andern Arten der Philosophie, die im Leben für Nichts zu gebrauchen sind.

PP.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1828.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Bonn, b. Marcus: *Historia Jemanae*, e codice MS. arabico, cui titulus est: بغية المستفيد فى اخبار مدينة زبيد concinnata; — — edidit *Carolus Theodorus Johannsen* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Kap. VII. Die *Resuliden*. S. 156—186. Mensur, ein ausgezeichneter Regent, wird 647 von seinen türkischen Sklaven getödtet (vgl. Abulf. IV, 526). Diese gehorchen dann einem Abubekr (den Abulfeda ganz übergeht), welchen aber Mensur's Sohn El-melik el mudhaffer bald entfernt. Dieser stirbt 694, sein Sohn El-aschraf st. 696, dessen Bruder El-muajjed st. 721. Sein Sohn El-mudschahid (st. 764) ist der letzte Regent von Jemen, welchen Abulfeda erwähnt (V, 360). An die Stelle der Vergleichung der Nachrichten dieses Historikers treten von nun an bis zu Ende dieser Dynastie hin und wieder Zusammenstellungen mit den Angaben der schon bezeichneten Chronik von Jemen des Khasredschi, welche mit dem Tode des zweyten Aschraf dieser Dynastie (803 H.) schliesst (f. *Hamaker Spec. catal*, S. 186). Die Relation aus der Geschichte von Sebid aber wird immer reichhaltiger und vollständiger; weshalb wir unsre Leser lieber auf das Buch selbst verweisen, welches für diese nächste Periode vor der Hand eine Hauptquelle seyn wird, und auch hier nur die Reihe der Regenten nebst einzelnen Datis ausheben. Wir machen zuerst aufmerksam auf die ausführliche Bemerkung über die Secte der Seiditen (الزيديون), welche in dem Cod. oft erwähnt wird, S. 166. Mudschahid's Nachfolger Elafdhal (st. 778 H.) war ein grosser Freund der Wissenschaften und verfasste mehrere Bücher, worunter auch ein Auszug aus der Chronik (تاريخ?) des Ibn Challikan S. 168. Aschraf II. Ismail wird sehr gerühmt, namentlich auch als Patron der Gelehrten, wie er denn dem Oberrichter (قاضي القضاة) Dschemâl-ed-dîn Er-renemi (الرنمي) für sein juridisches Werk in 24 Bänden mit dem Titel: التنبيه في شرح التنبيه 12000 Denare in silbernen Gefässen übersandte. Derselbe ist als Gönner des Firusabadi bekannt. Ihm folgte noch bey seinen Lebzeiten sein Sohn, der Sultan El-melik en-nasir Ahmed, welcher unter andern gegen die Asawerier, die Eroberer von Basra, glücklich war. Ueber diese (اساورة) wird eine Notiz aus dem Gothaer Kitâb el-aghâni beygebracht S. 171. Auch erhielt er eine Gesandtschaft des Kaisers von China, welche er, wenn sie gleich stolz war („sein Herr, der Kaiser von China, liesse ihn grüssen und befehlen, dass er gegen seine Unterthanen Gerechtigkeit übe"), doch sehr ehrenvoll aufnahm. Er starb 829 (nach *Hamaker* Spec. S. 186 im J. 827, nach *Deguignes* im J. 830). Sein Nachfolger El-mensur Abdalla ben Ahmed regiert nur kurze Zeit, länger alsdann dessen minderjähriger Bruder Aschraf III. Ismail ben Ahmed von 830 an, oder eigentlich nach einigem Zwiste der Grossen, sein Oheim El-melik et-tâher Jahja, welcher den König bis an seinen Tod gefangen hielt. Jahja starb 842. Sein ältester Sohn Aschraf IV. Ismail erhält wegen seiner Tapferkeit den Beynamen المجنون (*daemoniacus*) und regiert bis 845. Es folgt der Sohn seines Oheims El-melik el-mudhaffer Jusuf, äusserst schwach und beständig von Rebellen bedrängt. Diese Unruhen, in welchen mehrere Nebenkönige herrschten, die wir übergehen, wurden endlich von den *Taheriden*, von welchen in den drey letzten Kapiteln S. 186—250 die Rede ist, beygelegt. Die Brüder-Könige El-mudschahid Schems-ed-dîn Ali und El-melik edh-dhâfer Selâh-ed-dîn Amer von dem Stamme der Benu Taher ziehen 858 in Aden, 859 in Sebid ein. Mit Umständlichkeit werden ihre Anfeindungen, ihre Kriegszüge, Eroberungen und sonstigen Thaten und Schicksale erzählt. Sie besiegen namentlich auch den Imam von Sanâ im J. 866; die Stadt wird ihnen aber wieder entrissen, und 870 Edh-dhafer auf einem Zuge gegen dieselbe getödtet. Sein Bruder regiert sodann allein bis zu seinem Tode 883.

Kap. IX. Die Regierung des Tâdsch-ed-dîn Abd-el-wahhâb, eines Neffen des Mudschahid, welchem dieser schon 877, als er an einer schweren Krankheit darniederlag, die Königswürde übergeben hatte. Er besetzt daher gleich nach seines Oheims Tode Aden, und nach geringem Widerstande seines Verwandten Jusuf ben Amer auch Sebid. Er regiert bis 894, worauf sein Sohn El-melik edh-dhâfer Selâh-ed-dîn Amer die Regierung erhält, und von diesem handelt das letzte Kap. X. S. 229—250. Er tritt die Regierung bey grosser Ruhe an, wird aber von seinen drey Oheimen unaufhörlich angefeindet, die

die er nur mit Mühe bezwingt, und von denen Einer noch zur Zeit des Vfs. der Geschichte von Sebid gefangen gehalten wurde. Die letzte Nachricht, welche überhaupt gegeben ist, fällt in das Jahr 901. Namentlich in der Relation der letzten Kapitel ist aber der Stoff so reichhaltig und umständlich, dass nicht nur das stete Gewirre von Empörungen in allen Theilen des Landes, welche rasch hinter einander ohne Raisonnement aufgezählt sind, sondern auch die eingestreuten Notizen von dem Wechsel der Präfecten und Kadhi's in einzelnen Städten, so wie die Todesnachrichten von angesehenen Männern den Leser eher betäuben und ermüden, als ergetzen können. Ueberhaupt ist der Eindruck der Lectüre ungefähr derselbe, wie der, welchen man bey Lesung der Original-Chroniken der Araber gewinnt, und unser Buch liefert eigentlich erst die nackten Materialien, welche in Zukunft zu einer wahren Geschichte von Jemen verarbeitet werden müssen. Wir machen damit dem gelehrten Vf. eben keinen Vorwurf, sondern sind ihm vielmehr sehr dankbar für sein mühsames und schwieriges Geschäft. Er wird es sich aber selbst nicht verhehlen, dass er bey weitem nicht alle Schwierigkeiten bey den jetzt vorhandenen Hülfsmitteln hat heben können. Die Lesung einer Menge von Namen bleibt jetzt noch höchst ungewiss, wie er diess selbst in den Noten unzählige Male angedeutet hat. Ueber viele so häufig im Codex erwähnte Stämme, Secten, Städte und Districte musste er uns trotz mancher trefflichen Hülfsmittel, die ihm zu Gebote standen, in Ungewissheit lassen. Eine Menge Schwierigkeiten in Betreff geographischer Namen hat er jedoch in dem angehängten sehr dankenswerthen *Index geographicus* gelöst, worin er die meisten im Codex vorgefundenen Namen von Oertern und Flüssen alphabetisch aufgezählt und erläutert hat S. 251—300.

Das Aeussere des Buchs ist gefällig. Druckfehler waren bey der grossen Masse von Eigennamen kaum zu vermeiden, und wirklich liesse sich das angehängte kleine Verzeichniss um ein Bedeutendes vermehren. Wir sehen mehr aber auf den innern Werth der Gabe, welcher gross genug ist, um jene kleinen Mängel zu decken.

MEDICIN.

HADAMAR, in d. neuen Gelehrten-Buchh.: *Bromatologie* oder *Uebersicht der bekanntesten Nahrungsmittel der Bewohner der verschiedenen Welttheile.* Naturhistorisch und mit Hinweisung auf ihren diätetischen und pharmacodynamischen Werth entworfen in *drey* Theilen von *J. N. Kolb*, der Philosophie, Arzney-, Wundarzney- und Entbindungskunde Doctor, Herzogl. Nassauischem Medicinalrathe u. s. w. *Erster* Theil, welcher die Nahrungsmittel aus dem Thierreiche enthält. 1826. VIII u. 364 S. 8. (1 Rhlr. 16 gGr.)

„Mich treffe die Geissel der Herren Recensenten, wenn ich gar nichts geleistet habe." Mit dieser unwürdigen Ansicht von der wahren Kritik beginnt der Vf. seinen ersten schriftstellerischen Versuch; wenigstens sind wir geneigt, das vorliegende Werk dafür zu halten, weil Alles darin mehr auf den achtungswerthen Vorsatz, nützlich zu seyn, deutet, als auf die freye Handhabung des zu bearbeitenden, allerdings mannichfaltigen Stoffes. Dem Ganzen liegt der Vorwurf zum Grunde, eine Uebersicht der bekanntesten Nahrungsmittel der Völker unsrer (?) Erde mit Beziehung auf ihren diätetischen und pharmacodynamischen Werth zu liefern. Dem Vf. ist kein Werk bekannt, das die Nahrungsmittel aller (?) Erdbewohner in systematischer Reihefolge und mit Aufzählung eines jeden besondern Nährstoffes (?) enthielte; er kannte also, um nur zwey Beyspiele anzuführen, weder Joh. Friedr. *Zückert's Materia alimentaria in genera, classes et species disposita.* Berol. 1769; noch *Plenck's Bromatologia.* Viennae 1784. Er versichert auch: „die Werke der ersten Naturforscher, der besten Reisehistoriker (?), der vorzüglichsten Diätetiker, der gerühmtesten Chemiker und der hochverdientesten Geschichtsschreiber älterer und neuerer Zeit" benutzt zu haben, wogegen sich nichts einwenden lässt. Doch hätten die benutzten Quellen genauer angegeben werden sollen, als es geschehen ist; weil diess theils in der Aufgabe einer blossen Compilation liegt, theils aber unerlässlich wird, wo es sich, wie hier, stets um Thatsachen handelt. Alsdann wären Verstösse vermieden worden, wie das Anführen eines *Cadamostus*, der bekanntlich *da Cà da Mosto* hiess. Alsdann würde sich der Vf. vielleicht auch überzeugt haben, dass ein Anhäufen *unwesentlicher* Citate weder wahre Gelehrsamkeit beurkundet, noch überhaupt irgend einen Nutzen zu gewähren vermag. Auch wir stimmen dem Vf. bey, wenn er dafür hält, dass wer *eine* Uebersicht der Nahrungsmittel geben will, dabey die nothwendigsten Beziehungen auf Pharmacodynamik, Naturgeschichte, Chemie, Diätetik und Kochkunst beachten muss; dennoch lag es gewiss nicht in der Aufgabe, durch eine Menge dem gewöhnlichen Leser unverständlicher Kunstausdrücke, als: *physizootisch, eukrasisch, anaplerostisch, Anaemia, Aspermatismus, Galakturie, Olygotrophie* u. dgl. m. den ohnehin nicht immer deutlichen Vortrag noch mehr zu verdunkeln und dadurch das Werk weniger brauchbar und gemeinnützig zu machen.

Schon der Titel deutet darauf, dass dieser erste Theil die Nahrungsmittel aus dem Thierreiche aufzählt. Das Ganze zerfällt in sechs Hauptabtheilungen, überschrieben: *Säugthiere, Fische, Vögel, Amphibien, Insecten* und *Würmer*, und eine jede derselben in die geographischen Unterabtheilungen: *Europa, Asien, Afrika, Amerika* und *Australien*. Diess mag zwar den Anschein einer systematischen Anordnung haben, doch ist sie theils ganz veraltet, theils aber auch höchst unbequem: denn sie nöthigt offenbar zu lästigen Wiederholungen und wiederum zu unnatürlichen Trennungen. Ein grosser Uebelstand ist es ferner, dass man bey den lateinischen Namen der Thiere nicht weiss, welche Nomenclatur der Vf. befolgt

Wir wollen keinesweges mit Hn. K. rechten, weil er bey seinem Vortrage über *Ammenmilch* etwas karg, hingegen bey dem Beweise der Frequenz der animalischen Speisen in der Vorzeit und der Nachweise, dass es Völker gebe, welche Menschenfleisch geniessen, zu schwülstig zu Werke gegangen sey." Indessen will es uns vorkommen, als wenn die Unzahl der von ihm benutzten unwesentlichen Vorgänger ihn verhindert hätte, das rechte Ebenmaass zu finden. Auch würde es nicht schwer halten, mehrere neuere Reisebeschreibungen nachzuweisen, aus denen, als aus sichern Quellen, bedeutende Ergänzungen zu den erwähnten Nahrungsstoffen aus dem Thierreiche geschöpft werden könnten. Wir ziehen vor, es bey einigen wenigen Bemerkungen bewenden zu lassen. S. 72. *Kuhmilch.* Dabey sind gerade zwey Hauptquellen unbenutzt geblieben; nämlich: *Conradi Gesneri libellus de Lacte et operibus lactariis ed. Francius.* Lipſ. 1777. und: *Systematische Darstellung der Schweizerischen Milchspeisen,* von *J. X. Schnider von Wartensee,* im *Schweizerischen Museum.* Zürich 1784. S. 133. — *Die Molken.* Der Vf. scheint *H. J. Heim's* treffliche Schrift: *Ueber den medicinischen Gebrauch der Molken,* St. Gallen 1824. gar nicht gekannt zu haben. — *Käse* S. 101. Dieser Artikel ist ungenügend, und man vermisst dabey die Benutzung der rechten Quellen. Glaubt der Vf., dass der Parmesan-Käse im Parmesanischen verfertigt wird, dann irrt er. — S. 102. *Sauermilch.* Hier wird der Ostpreusse sein beliebtes Schmannt und Glumse (f. *Bock's Versuch einer wirthschaftl. Naturgeschichte von dem Königreiche Ost- u. Westpreussen.* Dessau 1785. I. S. 258) und der Schwede seine *Tättmölk* vermissen. — S. 110. Das *Schwein.* Kein Wort von den berühmten Schinken von Santo-Lussurgio auf Sardinien. Zu einer Uebersicht der Nahrungsmittel gehört wesentlich auch eine gastronomische Geographie. Weiss denn der Vf. nichts von dem *Sudrium* im alten Rom, das bekanntlich auf der Insel Sardinien eine Factorey unterhielt? Wir könnten ähnliche Erinnerungen bey einer nicht geringen Anzahl von Artikeln machen. Das alphabetische Register S. 346 erleichtert das Aufsuchen der im Buche genannten Thiere, indem es die deutschen und lateinischen Namen derselben und die Seitenzahl angiebt. Bey *Zungen* vermissen wir aber die Verweisung auf S. 223. *Phoenicopterus ruber.* Bekanntlich schätzten die römischen Kaiser die Zunge des Flammingo als ein Leckerbissen, und sagt nicht schon Plinius: *Phoenicopteri linguam praecipui saporis esse Apicius docuit nepotum omnium altissimus gurges!*

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *William Shakespeare's Macbeth.* Uebersetzt von *H. S. Spiker.* 1826. X u. 134 S. 8. (12 gGr.)

Ein neuer Macbeth nach *Bürger* und *Schiller?* — Hr. *Sp.* sagt von den Bearbeitungen dieser beiden Dichter, dass sie in unserer Zeit, wo englische Sprache und Literatur in Deutschland so bedeutende Fortschritte gemacht nicht mehr genügen könnten; Beide hätten nicht *treu* wiedergegeben, indem *Bürger* die Handlung aufhaltende Scenen hinzugefügt, *Schiller* aber das Stück für die Weimarsche Bühne bloss eingerichtet, und uns somit ebenfalls kein treues Bild von diesem Meisterwerke gegeben habe. Beides lässt sich freylich nicht in Abrede stellen; aber dennoch hatte *Bürger* gewiss innern Beruf zu einer Uebersetzung des Macbeth, und Rec. kennt keine freye Uebersetzung dieses Stücks in deutscher Zunge, welche ihn mehr angesprochen hätte, als die Bürger'sche. Er war in vieler Rücksicht mit *Shakspeare* geistig verwandt. Er trifft des Briten Ton vortrefflich, und alle seine Zusätze würde man sicher für original halten, wenn sie in England von einem unbekannten Verfasser zu S's Zeit geschrieben worden wären. Man vergleiche nur den Dialog zwischen dem Soldaten und Trabanten, wo sein Witz ganz Shakespearisch ist. Selbst *Schiller's* Bearbeitung, ungeachtet sie metrisch ist, steht unsers Bedünkens der Bürger'schen weit nach, weil zwischen *Schiller* und *Shakespeare* nicht solche Geistesverwandtschaft Statt fand, wie zwischen *Bürger* und *Shakespeare.* Noch weniger ist aber Hr. *Spiker* S's Geistesverwandter; das spricht sich auf jeder Seite der übrigens treuen Uebersetzung aus. Mit gegenwärtiger, bloss treuen Uebersetzung mag nun wohl einem Bedürfniss der Bühne abgeholfen seyn (wiewohl die Darstellung des Stücks in Berlin wenig befriedigt haben soll); aber die Aesthetik in weiterer Wortbedeutung hat dadurch wenig gewonnen. Auch konnte Hr. *Sp.* wohl mehr leisten, da wir jetzt so treffliche Hülfsmittel haben. Mit dem Original zur Seite hat Rec. diese Uebersetzung gelesen, und was er dabey bemerkt hat, wird das ausgesprochene Urtheil motiviren.

Sc. 2. heisst es: Held Macbeth u. s. w. bahnt sich einen Weg, bis er den Sklaven sieht, und ohne einen Gruss und ohne Lebewohl haut er den Kopf ihm ab. Im Original steht: *and ne'er shook hands, nor bade farewell to him, till he* etc.; und diess muss also heissen: er bot nicht eher die Hand zum Lebewohl, oder wich nicht eher von ihm, bis er ihm den Kopf abgehauen. — Warum übersetzen wir nicht, wo es irgend geht, Manches wörtlich? Wir würden dadurch den Genius des britischen Dichters bey weitem besser kennen lernen. Z. B. sagt der Soldat Sc. 2: *my gashes cry for help;* warum also nicht: meine Wunden schreyen nach Hülfe? In eben dieser Scene sagt Duncan: *So well thy words become thee, as thy wounds; they smack of honour both.* Hr. *Sp.*:

Dich ziert dein Wort, wie dich die Wunde ziert,
Aus beiden spricht die Ehre.

Warum nicht wörtlich: *Nach Ehre schmecken beide?* Die ganze Rede Duncan's würde Rec. so wiedergegeben haben:

Soldat.

Ja;
Wie Spatzen Adler, wie den Leun der Hase,
Sie waren, soll ich's recht erzählen, wie
Geschütz mit einer doppelt starken Ladung,
So fiel
Nun jeder Streich gedoppelt auf den Feind:

Ob

Ob sie in Wunden, die noch rauchten, baden,
Ob sie ein andres Golgatha erbau'n
Gewollt, nicht weiss ich's. —
Doch ich bin matt; nach Hülfe schrey'n die Wunden.

Duncan.

Dich ziert dein Wort, wie dich die Wunde ziert;
Nach Ehre schmecken beide. Schafft ihm Aerzte u. s. w.

In derselben Scene sagt *Rosse*: Von Fife, grosser König,

Wo das Norwegsche Banner trotzt dem Himmel,
Und Kühle in das Herz der Unsern weht.

Die letzten Worte hätten dann die Bedeutung: das sonst drohende norwegische Banner ist den Unsern gleichgültig; besser wäre es wohl, mit *Malone* den Sinn anzunehmen: Wo das norwegische Banner dem Himmel trotzt, und *den Unsern* (*auf die Hitze des Kampfs*) *Kühlung zuweht.*

Sc. 4. sagt Banquo: Wachse ich dort *an*? Warum nicht bloss: wachse ich dort? In derselben Scene sagt Macbeth: Das Aug' verschliesse sich der Hand, und der Uebersetzer scheint hier zu verstehen: das Auge gewahre die Hand nicht, welche die Frevelthat begeht; wäre es aber nicht besser, wenigstens richtiger zu übersetzen: das Auge sehe der Hand etwas nach, welches freylich nicht so kräftig wäre, aber mit der Bedeutung des *to wink at* besser übereinstimmt. — Die Worte der Lady Macbeth in der fünften Scene, von: Der Rabe selbst u. s. w. bis: halt, halt! — sind sehr brav übersetzt. Dagegen ist Macbeth's erster Monolog Sc. 7. nicht ganz *treu* wiedergegeben, und besonders ist das Bild nicht treu, wenn der Uebersetzer ihn sagen lässt: dass in dem Thränenstrom der *Wind erlischt*. In derselben Scene wird *boneless gums* durch zarter Gaum übersetzt, wodurch das Bild an Wahrheit verliert; warum nicht zahnloses Zahnfleisch? — Sehr richtig ist Act II. Sc. 1. das Wort Banquo's: *a heavy summons lies like lead upon me* durch: ein schwer *Gelüste* liegt wie Bley auf mir, übertragen. Denn offenbar deutet Shakespeare hier darauf hin, dass B., gereizt durch die Aussprüche der Hexen, gleichfalls in Versuchung kam, gegen Duncan etwas Frevelhaftes zu unternehmen, und es ist unbegreiflich, wie der sonst so genaue und verständige *Eschenburg summons* durch *Schläfrigkeit* wiedergeben konnte.

Sc. 4:

Dass nur die alten Kleider besser uns nicht passen,
Als die man neu uns itzt zurichten lassen,

klingt nicht allein prosaisch, sondern es sind auch aus *zwey* Versen im Original *drey* vom Uebersetzer gemacht.

Act. III. Sc. 1. Macbeth sagt: Für Banquo's Samen hab' ich

„In meines Friedens stilles Wohngemach
Verderben eingeführt."

Warum nicht treu dem Original:

„Und Gift in meines Friedens Schaale mir
Für sie gegossen?"

Sc. 2. *Nought's had all's spent* u. s. w. ist übersetzt:

Wie leer
Ist, ohne Freude, doch befriedigtes Verlangen.

Diese Worte machen aber den Sinn zweydeutig; Rec. schlüge vor, die Worte zu übersetzen:

Nichts haben wir hienieden,
Giebt das erlangte Gut uns keinen Frieden;
Weit besser ist es, selbst mit zu verderben,
Wenn wir durch Mord nur falsche Freud' erwerben.

In derselben Scene sind die Worte: *Good things of day begin to droop and drowse* höchst matt übersetzt:

Des Tages Werk bleibt nur mit Mühe wach?! —

Sc. 4 sagt Macbeth zu den Mördern, von Banquo's Blut redend: *'Tis better thee without, than he within.* Hr. *Sp.* übersetzt: Weit besser, dass es aussen an dir klebt, als dass *er* innen ist. Warum aber nicht nach *Johnson* die Lesart vorziehen: *than him within*, so dass der Sinn ist: Es ist besser, dass *B's Blut aussen* an dir, als innen in seinem Körper ist. Besser ist die Rede der Hecate Sc. 5. übersetzt. Die Hexenscene Act IV. Sc. 1 übersetzt *Bürger* mit den trefflichen Assonanzen: Lodre, brodle, dass sich's modle, vortrefflich; matter Hr. *Sp.* durch: doppelt, doppelt Fleiss und Mühe. Sc. 2 in demselben Act, wo die Naivetät des Macduffschen Knaben, so unendlich ergetzt, möchte wohl keinem deutschen Uebersetzer gelingen; Englands Sprache ist bey weitem reicher und schlagender an naiver Kürze.

Doch genug der Ausstellungen; man sieht schon aus diesen, dass die versprochene *Treue* hin und wieder verletzt sey. Die der Uebersetzung angehängten *Anmerkungen* betreffen *das Historische* des Stoffs, den Shakespeare wählte, berühren die Zeit- und Sittengeschichte des 17ten Jahrh. und *erklären* einzelne Verse, ohne etwas Neues zu geben. Die wenigen *Auslassungen* und *Veränderungen*, welche zum Behuf der Darstellung auf der Berliner Bühne, wo das Stück nach dieser Uebersetzung am 15ten Dec. 1825 zum ersten Male gegeben wurde, nöthig erachtet wurden, beschränken sich auf folgende Stellen: S. 38. Z. 4 v. u. Gesprochen: „Befördert zwey Sachen sehr." S. 39. Z. 16—19. Ausgelassen: „und da ich" bis: „herausgebracht." S. 58 unten. Ausgelassen die Rede Macbeth's bis: „in eure Hände" u. s. w. S. 85—87. Ausgelassen die Scene der Lady Macduff und ihres Sohnes von: „Ja er ist todt," bis zum Eintritt des Boten. S. 95. 96. Die Scene des Arztes bis zu Rosse's Eintritt ausgelassen. S. 111. Z. 1—8. „Das Wasser meines Reichs" bis „vertreiben" ausgelassen. S. 10. Z. 8. „Eure Bärte." Dass man dessen ungeachtet die Hexen nicht mit Bärten erscheinen lässt, versteht sich von selbst, so wie, dass man S. 122. Z. 11. bey der Stelle: „Sieh es dort, des Kronenräubers schändlich Haupt"; keinen Kopf auf dem Theater sichtbar macht.

A.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1828.

TASCHENBÜCHER.

1) Leipzig, b. Brockhaus: *Urania*, Taschenbuch auf das Jahr 1829. Mit Kupfern. 12. (2 Rthlr. 6 gGr.)

2) Leipzig, b. Hinrichs: *Penelope*, Taschenbuch für das J. 1829. Herausg. von *Theodor Hell*. *Achtzehnter* Jahrg. Mit Kupf. 12. (1 Rthlr. 16 gGr.)

3) Heidelberg, b. Engelmann: *Cornelia*, Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1829. Herausgegeben von *A. Schreiber*. *Vierzehnter* Jahrgang. Neue Folge *Sechster*. Mit Kupfern. XXI u. 276 S. 12. (2 Rthlr. 8 gGr.)

4) Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Anekdotenalmanach* auf das Jahr 1829. Gesammelt und herausgegeben von *Karl Müchler*. Mit einem Titelkupfer. 430 S. 12. (1 Rthlr. 8 gGr.)

5) Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Taschenbuch für das Jahr* 1829, *der Liebe und Freundschaft gewidmet*. Herausgegeben von Dr. *St. Schütze*. 310 S. 12. (1 Rthlr. 12 gGr.)

6) Heidelberg, printed and sold by Engelmann: *The English Fireside upon the banks of the Rhine*. An Almanach for the Year 1829, exhibiting a choice of English and German tales, poems and historical Anecdotes. Selected by *J. Hedman*, Master of Arts. 324 S. 12. (2 Rthlr. 8 gGr.)

7) Wien, b. Tendler: *Fortuna*. Ein Taschenbuch für das Jahr 1829. Herausgegeben von *Franz Xav. Told*. *Sechster* Jahrgang, mit 6 Kupferstichen. 398 S. 12. (1 Rthlr. 16 gGr.)

8) Wien, b. Tendler: *Huldigung den Frauen*. Ein Taschenbuch für das Jahr 1829. Herausgegeben von *J. F. Castelli*. *Siebenter* Jahrgang; mit sechs Kupfern. 400 S. 12. (2 Rthlr.)

9) Leipzig, b. E. Fleischer: *Orphea*, Taschenbuch für 1829. *Sechster* Jahrgang, mit acht Kupfern nach Ramberg zu Oberon. 352 S. 12. (2 Rthlr. 12 gGr.)

10) Nürnberg, b. Schrag: *Frauentaschenbuch* für das Jahr 1829, von *Georg Döring*. 467 S. 12. (2 Rthlr.)

11) Frankfurt a. M., b. Sauerländer: *Rheinisches Taschenbuch* auf das Jahr 1829. Herausgegeben von Dr. *Adrian*. 370 S. 12. (1 Rthlr. 16 gGr.)

12) Berlin, b. Reimer: *Taschenbuch aus Italien und Griechenland*, auf das Jahr 1829. Herausg. von *Wilhelm Waiblinger*. *Erstes* Buch: Rom. Mit 8 Kpfn. 406 S. 12. (1 Rthlr. 20 gGr.)

13) Leipzig, b. Hartmann: *W. G. Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen*. Herausg. von *Friedrich Kind*. Auf das Jahr 1829. 416 S. 12. (2 Rthlr. 6 gGr.)

14) Stuttgart und Tübingen, in d. Cotta'schen Buchhandl.: *Taschenbuch für Damen*. Auf das Jahr 1829. Mit zehn englischen Kupfn. XXIV u. 428 S. 12. (3 Rthlr. 4 gGr.)

15) Naumburg, in d. Wild. Buch- u. Kunsthandl.: *Gedenke mein*. Taschenbuch für das Jahr 1829. Herausg. von *Archibald*. 414 S. 12. (1 Rthlr. 16 gGr.)

16) Prag, in d. Calveschen Buchhandl.: *Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse*. Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Herausg. von *Joh. Gottfr. Sommer*, Vf. des Gem. der phys. Welt. *Siebenter* Jahrg. Mit 7 Kpf. u. Steintaf. 1829. XCV u. 370 S. 12. (2 Rthlr.)

Die *Urania*, die uns diessmal von den Neujahrsblüthen zuerst zu Gesichte kommt, behauptet ihren alten Ruhm, gute und unterhaltende Erzählungen zu liefern. Des *Falkners Braut*, von *Spindler*, ist ein sehr lebendiges Sitten- und Charaktergemälde in der bekannten anziehenden Manier dieses Schriftstellers. Das *Töpferhaus*, von *L. Robert*, ist glücklich erfunden und gut ausgeführt, wenn auch die Darstellung hie und da etwas an allzu epischer Breite leidet. In dem *Hagestolzen*, von *Blumenhagen*, fehlt es nicht an Unwahrscheinlichkeit und karrikaturmäfsiger Uebertreibung, doch ist die Erzählung gelungen zu nennen. Den Ton der wahren Geschichte trägt durch die Einfachheit der Schilderung, des *Adlers Horst*, von *Joh. Schopenhauer*. Höchst ergreifend sind die Felsenkuppe und das Adlernest in dem Augenblicke des Erklimmens durch die unglückliche Mutter geschildert. In gebundener Rede sind zwey gröfsere Stücke, ein didaktisches und ein dramatisches mitgetheilt. Das erstere, *Tiedge's Markt des Ruhmes* spottet anmuthig über manche Verirrungen des literarischen Zeit-

Zeitgeistes, während er die Blüthen des echten und wahren Genius begeistert verherrlicht. *Gustav Schwab* hat die besten Scenen aus *Gryphius Carl Stuart* mitgetheilt, und die schwerfälligen Alexandriner in die üblichen fünffüfsigen Jamben verwandelt; dennoch hat er dem für das vorvorige Jahrhundert ausgezeichneten Produkte nicht denjenigen Reiz einflöfsen können, den der Kunstgeschmack des jetzigen fordert. Die Kupfer des Almanachs stellen Scenen aus *Bürgers* Gedichten nach meist gelungenen Zeichnungen von Opitz dar; das Titelkupfer ruft den Freunden und Bekannten des zu früh verewigten *W. Müller* sein Bild zurück, ohne doch gerade durchaus ähnlich genannt werden zu können.

Für *Penelope* (Nr. 2), das Urbild der Häuslichkeit, eignete sich ganz vortrefflich eine Erzählung wie die Ausgewanderten der wackern *Fr. Lohmann*. Sie nähert sich bekanntlich in ihrer Manier den erzählenden Dichtungen von *Jakobs* und *Rochlitz* an und giebt auch hier in dieser Art etwas sehr Schönes. Der *grofse Unbekannte,* von *Spindler,* ist ein unbedeutender Schwank, der immer *auch unbekannt* hätte bleiben können. Der Vf. ist hier nicht in seiner Sphäre. *Agathe* hat eine mild und zart gehaltene Novelle gegeben, die nicht ohne schöne Momente ist. Der *Wilddieb,* von *W. Blumenhagen,* ist recht anziehend und gut geschrieben. Von lyrischen Gedichten hat nur *Tiedge* etwas durchaus gelungenes gegeben. Wer erkennt nicht aus diesen Versen das Bild der edlen Freundin des Dichters? — *A. Wendt* schildert im ernsteren historischen Gemälde den Fall des thüringischen Königreichs und belebt dasselbe durch die hellen Farben der Phantasie. Des Herausgebers Romanzencyclus, *die heilige Elisabeth,* ist nicht ohne Werth. Die Kupfer setzen die Gallerie zu Schillers Gedichten fort; nicht alle sind lobenswerth.

In der *Cornelia* (Nr. 3) sind die Kupfer ausgezeichneter als in Nr. 2, und veranschaulichen wie früher die Rheinischen Sagen von *Karl Geib,* der augenscheinlich in der Behandlung derselben mehr Gewandtheit erlangt. Unter den Erzählungen treten vorzüglich die *Pathen,* von *Fr. Lohmann* und *Wiedersehen über dem Grabe,* von *F. Mofsengeil* hervor; nur wäre der erstern noch etwas mehr Einfachheit in der Anordnung, der zweyten etwas weniger Weichheit zu wünschen gewesen. In beiden aber findet sich eine feste, fromme Ansicht des Lebens, und manche schöne Bemerkung über die Führung desselben. Die *Warner,* von *Therese Huber,* haben ergreifende Momente. Der *Schreibtisch,* von *A. Schreiber,* ist nur eine flüchtige Skizze. Die Gedichte erheben sich wenig über den Kreis des Gewöhnlichen.

Sehr viel eigentlich Pikantes findet sich in diesem Jahrgange des Anekdotenalmanachs (Nr. 4) nicht, was auch wohl nicht zu verwundern ist: wo soll es am Ende herkommen? Dagegen sind mehrere historische Anekdoten mitgetheilt. Auf diesem Felde könnte der Herausgeber künftig noch reichlicher ernten und dagegen manches andere Unbedeutende weglassen. Bey S. 179 ist zu bemerken, dafs *Klopstock* schon in Pforte die Idee des Messias gefafst, und die *ersten* Gesänge bereits in Jena ausgearbeitet hatte. Sie erschienen in den Bremischen Beyträgen.

Das Taschenbuch der Liebe und Freundschaft geweiht (Nr. 5), eröffnet ein symbolisches Kupfer nach Ramberg, das, (bis auf eine Obscönität,) besonders in den Bäumen, gelungen ist. Die Monatskupfer enthalten dagegen wieder vieles Karrikaturartige. Eben so wenig hat uns *Spindlers* Historie dazu behagt. Für solche Trivialitäten ist dieser Erzähler zu gut. Weit besser spricht *Blumenhagens* Volkssage *„Weifshütchen"* an. In anderer Manier gefällt des *nun* verewigten *Weisflog* Erzählung *„der Beruf."* Die Krone der Erzählungen aber hat abermals *Friederike Lohmann* in ihrer *„Wanderung nach Paris"* geliefert. *Prätzels* poetische Erzählung *„Junker Udo"* ist nicht ohne Werth. Unter den Gedichten zeichnen sich die vom Herausgeber, auch durch Leichtigkeit im Versbau, aus.

Ein Engl. Almanach (Nr. 6) auf deutschem Grund und Boden, der sich besonders durch ein elegantes Aeussere und sehr schöne Kupfer empfiehlt. Der Inhalt ist reichhaltig und wir haben vieles mit wahrem Vergnügen gelesen. Dahin gehören besonders zwey treffliche Gedichte von *Byron,* von denen das eine sein Schwanengesang seyn soll. Unter den Erzählungen findet sich eine übersetzte von unserm *Callot-Hoffmann.* In einer andern: „Das Schlofs vom Klostersee" verwebt sich in eine gut erfundene Fabel, eine Beschreibung der Rheingegenden leicht und anmuthig „Die drey Pilgrimme" schildern die Gefangennehmung König Richards von England durch den Herzog von Oesterreich. „Die Nacht in der Wachstube" ist ungemein einfach und rührend. Ein Englischer Soldat erzählt hier die Schicksale eines seiner Waffengefährten in Portugal höchst ansprechend. Eine Auswahl Gedichte von *Chaucer bis Crabbe* zeigt die Fortschritte der Englischen Poesie von 1400 bis 1800.

Das Taschenbuch *Fortuna* (Nr. 7) kommt uns, obschon es das sechste Jahr erlebt, zum ersten Male zu Gesicht, die Kupfer, die es enthält, sind fast alle schön, besonders das Titelkupfer; nur begreift man nicht, wie dieses holde Antlitz mit der entsetzlichen Verirrung des weiblichen Wesens, welches dadurch dargestellt werden soll, zusammenstimmen kann. Unter den Erzählungen ist nichts eben, das vollkommen befriedigte; der des Herausgebers: *„Von* Sieben die Häfslichste" gebührt um der *Neuheit* der Idee und der heitern Laune der *Darstellung* willen der Vorzug. Hier und da streift der Ton etwas an die Karrikatur. Bey S. 330 haben wir zu bemerken, dafs *Rafael* wohl mehr *Madonnen* als *Anadyomenen* gemalt hat. „Trank für Trank," von *Seidl* nach einer Sage gebildet, ist nicht ohne tief erschütternde Wirkung, aber doch mehr Skizze. *„Norbert Schreck"* von *Hoffmann,* hat einzelne gelungene Stellen, besonders ist der Anfang in seiner Einfachheit ansprechend. Gegen das Ende aber häuft

häuft sich Unwahrscheinlichkeit auf Unwahrscheinlichkeit, und dadurch geht das Interesse des Lesers verloren, der wenigstens poetische Wahrheit verlangt. „Verlust und Ersatz" von *Isidore Grönau*, zeigt keine ungeübte Feder und einen sowohl mit den Verhältnissen der Welt als mit dem Herzen vertrauten Geist. Der weiblichen Hand ist ein Fehler gegen die lateinische Grammatik wie S. 66 *Serenissime* statt *Serenissimus*, wohl zu verzeihen. Wenn „die Koptin" von *v. Gallenstein*, nicht so flüchtig hingeworfen wäre, so hätte daraus ein recht lebendiges Gemälde werden können. Andeutungen dazu sind vorhanden. „Der schwarze Handschuh" von *Fouqué*, ist eine artige Kleinigkeit. Unter den Gedichten zeichnen sich die von *J. G. Seidl* vortheilhaft aus. Ihnen zunächst stehen die von *Halirsch*, nicht ohne wahren poetischen Gehalt.

Den Frauen huldigt diessmal das Taschenbuch Nr. 8 mit drey längern Erzählungen. *L. Kruse* stellt in der „*Klosterruine*" ein lebendiges Bild vor uns hin, welches trotz seiner vielen Schatten keinen unangenehmen Eindruck zurücklässt. Das Gemüth des Lesers wird ergriffen und mit Furcht, Schreck, Abscheu, Mitleid, Wehmuth erfüllt, je nachdem die Schicksale der geschilderten Personen es erfordern. Der Vf. benutzt Oertlichkeit und Volkssitte zweckmäsig und geschickt zur Staffage und ist ein guter Charakterzeichner. Aehnlich von geheimen Schauern erfüllt ist „der Spuck im Vorstadthause" von *Weingarten*, doch befriedigt der Ausgang nicht ganz. Wenn der Erzähler, der das Vorstadthaus bewohnt, in eine noch nähere Beziehung zu der Geschichte gebracht worden wäre, so würde das Ganze an Interesse gewonnen haben. *Ohne dir* S. 212 soll als Druckfehler gelten, obwohl der Anfang dieser Briefe überhaupt etwas seltsam schwerfällig stilisirt ist. „Der alte Steinbruch im Wolfsgraben", von *Stierle Holzmeister*, hat uns dagegen sehr angezogen. Eine ganz vorzüglich reiche und in ihrer Einfachheit doch ansprechende Naturschilderung herrscht hier. Unvergleichlich schön ist das Gemälde des Thales und der Schlucht, so wie des Wolkenbruchs. — Unter den Gedichten ist mehreres Gute, namentlich von dem Herausgeber, von *Fr. Rückert* und *Jeitteles*. Hn. *von Hammers* und des Grafen *von Mailath* Beyträge sind recht dankenswerthe Mittheilungen. Mehrere Kupfer sind etwas steif gerathen.

Die *Orphea* (Nr. 9) enthält lauter Erzählungen, unter welchen *Blumenhagen* in seinen „Spartanern Hannovers" uns eine vaterländische Heldenscene recht warm und kräftig ausgemalt hat. An mehrern Stellen erinnert er an den früh entschlafenen van der *Velde*; was keinesweges zum Tadel gesagt seyn soll. „Der Verschollene" von *L. Kruse*, ist eine wunderlich verwickelte Geschichte, in der man kaum zur Ruhe kommen kann. Der Schluss ist jedoch trefflich. In dem „Maskenballe" von *Frau von Fouqué*, findet sich viel Barockes. Den Fehler: „sich einer Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen," wollen wir dem Setzer zuschieben. *Prätzel* hat ein anmuthiges Mährchen „der goldne Zahn" und *Fr. Kind* eine recht zart gehaltene kleine Geschichte: „der Bindergesell" geliefert. Unter den Kupfern sind ein Paar sehr schöne und Ramberg hat sich hier selbst übertroffen, z. B. das Titelkupfer und der Kampf mit dem Löwen. Besonders gelungen ist Oberon auf zwey Bildern. Aber auch an Frazzen fehlt es nicht, und Rezia könnte manchmal etwas züchtiger verhüllt seyn, z. B. da, wo sie vor Kaiser Karl erscheint und beynahe nackend neben dem geharnischten Herrn kniet.

Die Kupfer zu Nr. 10 sind diessmal ausserordentlich schön, besonders das Titelkupfer und die drey Scenen aus van der Velde's Schriften. Die übrigen geben Ansichten von Nürnberg und von zwey alten daselbst befindlichen Bildwerken. Auch der Titel selbst ist sehr ansprechend verziert. Das Gedicht: „der Mütter Engel" vom Herausgeber, welches das Titelkupfer zu erläutern bestimmt ist, hat in seiner Einfachheit viel Rührendes, nur müssen wir einige undeutsche Wendungen, z. B.: „das wandelt wo sie *wandeln gehn*, tadeln. Unter den übrigen Gedichten haben uns die den früh Verstummten, *Müller* und *Hauff*, dargebrachten Todtenopfer besonders angesprochen. Von Erzählungen sind 4 geliefert, unter welchen wir „den Ausgewanderten" von dem Herausgeber, den Preis zuerkennen müssen, wenn sie gleich hie und da etwas an englischer Breite leiden. Der „Naboh" von *L. Schefer* zeugt zwar von einem sehr reichen Geiste, einer höchst lebendigen Phantasie und einer trefflichen Welt- und Lebensbeobachtung, und der Vf. ist so glücklich begabt, dass er noch viel leisten wird; allein die Darstellung ist zu bunt, der Stil zu gehackt, die Begebenheit entwickelt sich nicht ruhig genug, sondern eins überpoltert das andere. Man kommt nicht zu sich selbst. Mit Jean Paul hat der Vf. die Originalität der geschilderten Charaktere gemein, auch in der Sprache haben wir oft Aehnlichkeit gefunden. Einzelnes ist ganz vortrefflich. In den „Verwaisten" von *Mosengeil*, und in den „Leibeigenen" von *Fr. Lehmann*, ist viel Gutes, nichts gerade Ausgezeichnetes.

Ein liebliches Frauenbild ladet an der Pforte zu dem Tempel ein, den Nr. 11 aufgethan hat. Schade, dass der Herausgeber in seinen höchst anziehenden Reiseskizzen uns nicht mehr von dieser reizenden Ellen erzählt. Wir hätten ihn weit lieber gehört als Hn. *Starkloff* in seiner Novelle „Stiefmama und Stieftochter" die uns sehr unbefriedigt gelassen hat. Wahrlich, wenn die Welt so wäre, wie sie in den hier geschilderten Personen sich spiegelt, so müsste man sich schämen, in ihr zu leben. Es ist höchst unerfreulich, in einer dichterischen Darstellung keinem einzigen Charakter zu begegnen, der dem Beobachter auch nur einige Achtung abnöthigt. „Die Weiber von Weinsberg" von *Mara L.*, leicht hingeworfen, sind nicht ohne Werth; nur kommt uns die scherzhafte Wiederholung der Scene des Mittelalters in den Ruinen von Weinsberg, wo die jungen Mädchen ihre Geliebten ohne Umstände auf den Rücken nehmen, etwas sehr unwahrscheinlich und auch undelikat vor. — „Die Schwestern" von *Joh. Schopenhauer*, die gleich mit dem Sprachfehler: „*Gegen der* ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts" anfangen, werden erst gegen das Ende etwas interessant. Dagegen hat uns *Spindlers* „Leben eines Glücklichen" durch Einfachheit, Lebendigkeit, Gutmüthigkeit und Laune sehr zugesagt. Von den Kupfern zu „Walter Scotts" Romanen sind das erste und letzte wohl gelungen und ausdrucksvoll. Unter den übrigen ist manches Steife und Gezwungene.

An

An dem unter Nr. 12 zum ersten Male erscheinenden Taschenbuche loben wir besonders, dass sein Inhalt nicht so bunt aussieht, wie in den übrigen, sondern dass eine Hauptidee die gegebenen Stücke in gebundener und ungebundener Rede beseelt: das Leben in Rom und mit Römern. So giebt dasselbe ein vollständiges Land- und Charaktergemälde. Wir sehen in den zarten, zum Theil trefflichen Kupfern liebliche Gegenden in der Campagna, werden in den dunkeln römischen Osterien bald Buonarotti und Michel-Angelo, bald Thorwaldson, dem Saltarello zuschauend, gewahr und entzücken uns an dem Bilde einer überaus lieblichen Genzaneserin. Wenn wir denn auch an der künstlerischen Zusammenfügung der beiden Novellen: „das Blumenfest" und „die Briten in Rom" mancherley zu tadeln hätten, so haben sie uns doch mannichfach erfreut, und wir können selbst dem Schalk Ironius nicht zürnen, wenn er das britische Thun und Treiben in Italien und die Narrheit mancher deutschen Reisenden mit der Geissel der Satire straft. Die „Lieder des römischen Carneval" und das Charakterbild „die heilige Woche" aber haben uns noch erfreulicher mit dem Lande, wo die Citronen blühn, bekannt gemacht.

Nr. 13 enthält eine sehr anmuthig erzählte Novelle: „*der Liebe Maskenspiel*" von *Salvatorello*, einem Dichter, dem wir öfter zu begegnen wünschen. Von dem Herausgeber hätten wir in seiner sonst ergetzlichen Erzählung „der Rektor Magnificus" einen Verstoss gegen die Grammatik wie: eine *sich vorgesetzte* Ernsthaftigkeit nicht erwartet. *Fr. Lohmann* giebt eine romantische Erzählung aus der Ritterzeit nicht ohne rührende Wirkung. Wir bemerken nur zu S. 189, dass es zu jener Zeit noch keine eigentlichen *Meistersänger* gab, also diese auch *den Jünglingen* nicht die Harfe schlagen lehren konnten. Ernster Art ist eine kurze Geschichte des österreichischen Erbfolgekriegs von *Heusinger*, die wir gern gelesen haben. Ansprechende lyrische Gedichte lieferten *v. Schenk*, *A. v. Nordstern*, *K. Förster* und *v. Ungern-Sternberg*. Die Kupfer stellen, bis auf das Titelkupfer, Scenen aus der Zeit Friedrichs und Maria Theresia's dar und sind etwas steif.

Die Zartheit und den Ausdruck der Kupfer, welche das Taschenbuch N. 14. zieren, übertrifft kein anderes diessjähriges, so viele uns deren bisher zu Gesicht gekommen. Besonders haben uns „der Antrag", „der träge Schulknabe", „der blinde Pfeiffer" und „die drey Naturscenen" gefallen. „Rom in dem Augenblick der Aufopferung des Marcus Curtius", und „der Sturm an dem Leuchtthurm von Eddyström" erfüllen die Seele des Beschauers mit Grausen, während der Blick auf „die Gegend am Ganges" eine selige Ruhe über das Gemüth ausgiesst. Am wenigsten befriedigt die Idee des „Todes der jungen Griechin", so viel Sorgfalt auch auf die Ausführung verwendet seyn mag. Es ist zu materiell gedacht, wenn sich von dem Lager der wie im Schlummer daliegenden Gestalt eine ähnliche, *eben so gekleidete* (!) Figur zum Himmel erhebt. Es genügte hier an einem Lichtstreif, oder sollte noch stärker bezeichnet werden, so konnte sich von der vorn aus der Blumenvase gefallenen Lilie, die übrigens besser gezeichnet seyn könnte, ein Schmetterling erheben und dem offenen Fenster, durch welches der Mond blickt, zuflattern. — Das Taschenbuch liefert übrigens, ein dramatisches Gedicht, von *Ed. von Schenk*: „Albrecht Dürer in Venedig" welches an dem in diesem Jahre gefeyerten Feste des grossen deutschen Künstlers zu München aufgeführt worden ist und einige recht ansprechende Scenen hat. Der Novelle „Acerbi" von *W. Alexis*, würde es gelungen seyn, einen befriedigenden Eindruck hervorzubringen, wenn der sonst so gewandte und geistreiche Erzähler sich mehr von dem Barocken hätte frey erhalten können. Wehe dem Geschmack des Zeitalters, wenn er solches forderte! „Der Recensent" von *v. Tromlitz* leidet etwas an einer unerfreulichen Breite und zu häufigen Wiederholungen, sonst fehlt es ihm nicht an sehr anziehenden Situationen, und besonders ist das Ende schön. Unter den Gedichten finden sich dankenswerthe Gaben von *Tiedge* und *Elisa*, so wie von *v. Zedlitz*, *v. Platen*, *Karl Felder* und *H. Heine*. Möchten die neuern Dichter doch von den ältern nur lernen, etwas mehr Sorgsamkeit auf die Form ihrer Bildungen zu verwenden!

Nr. 15 erscheint zum ersten Male und zeichnet sich zunächst vor den übrigen Taschenbüchern durch sein prunkloses Gewand aus, denn es hat kein einziges Kupfer. Dagegen ist es nicht nur schön gedruckt, *sondern auch reich* an anziehenden geistigen Beyträgen. Höchst lebendige *Kriegsbilder* stellt der Herausgeber selbst auf, man hört ihn nicht, man sieht das, was er schildert, vor den eigenen Augen entstehen. Eben so lockt er durch seine *Beschreibung des Riesengebirges* den Leser anmuthig in *Rübezahls* Reich. Die Erzählung: „Es giebt keine unglückliche Liebe" von *Carl Heinrich*, ist da, wo der Vf. wirklich erzählt und nicht bloss selbst spricht oder sprechen lässt, sehr schön. Namentlich ist die Nacht in der Stephanskirche zu Wien ergreifend geschildert. Die Reflexionen und Betrachtungen des Autors hemmen, wenn sie zu lang sind und an Wiederholungen leiden, den lebendigen Gang der Begebenheit. „*Das Wiedersehen*" ist ein interessantes Bruchstück aus dem Tagebuche des Freywilligen *Karl Friedrich Lüdike*, das wir mit den lebhaftesten Gefühlen der Rührung gelesen haben. Der Erzähler ist nach mannichfachen schmerzlichern Kämpfen des Lebens, als die waren, welche ihm das eiserne Kreuz erwarben, wie wir hören, eben zum ewigen Frieden eingegangen. „Ursula von Leutsch" von *Heinrich v. Schwerdtner*, ist eine sehr anziehend und ergreifend geschriebene Novelle, der höchst wahrscheinlich eine wirkliche Begebenheit zum Grunde liegt; darauf deuten die Menge von bekannten Sächsischen Dorf- und Städtenamen, und die genaue Schilderung vieler Oertlichkeiten. Vielleicht fand der Vf. den Stoff in der Chronik eines seinem Landsitze benachbarten Ritterschlosses und verarbeitete ihn auf seinen einsamen Jagdausflügen in die nahen Waldungen. — Am wenigsten genügt wohl das Trauerspiel *Elfride*, obwohl es ihm nicht an wohlerfundenen Scenen und an einer schönen Diction fehlt. Das zweyte Viertel des 19ten Jahrhunderts scheint bis jetzt der tragischen Muse nicht eben günstig. Von Gedichten bietet dieser Almanach nur ein einziges, aber recht wackeres dar: „Denken und Thun." Zart erfunden und empfunden ist die vorausstehende Strophe, welche die Zueignung dessen ausspricht, der mit diesem Taschenbuch einer geliebten Person ein Geschenk macht.

Der Herausgeber von Nr. 16 fährt fort, seine Leser auf eine interessante Weise mit den Ergebnissen neuer Reisebeschreibungen bekannt zu machen. Nach einer allgemeinen Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen folgt eine längere Beschreibung von Constantinopel. Sodann begleiten wir ihn in den neuen Freystaat Mexiko, besuchen mit *Beechey* die Nordküste Afrika's und versetzen uns dann plötzlich von der Nähe des Aequators in die Nähe des Nordpols nach Finnmarken. Kupfertafeln und Steindrücke, unter welchen einige sehr fein und schön gerathen sind, veranschaulichen Einzelnes und drücken ein bleibendes Bild davon in die Seele.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

December 1828.

SPRACHKUNDE.

Frankfurt a. M.: *Ursprachlehre.* Entwurf zu einem System der Grammatik mit besonderer Rücksicht auf die Sprachen des indisch-deutschen Stammes: das Sanskrit, das Persische, die pelasgischen, slavischen und teutschen Sprachen. Von *Friedrich Schmitthenner.* 1826. XII u. 348 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Eine neue Erscheinung auf dem Felde der philosophischen Sprachlehre. Langer Arbeit kurzes Werk nennt es der ungemein thätige Verfasser, der neben wichtigen Berufsarbeiten und andern literarischen Anstrengungen, neben der Herausgabe und theilweisen Umarbeitung der Roth'schen Grammatik, diesen so verwickelten Stoff bearbeiten konnte. Mit einem freundlichen Grusse sey er von Neuem auf dem Felde der Grammatik empfangen. Das Buch war schon in der Ostermesse 1826 angekündigt; es blieb aber noch über ein halbes Jahr aus, und erregte dadurch die Neugier noch mehr. Da es im November endlich in die Hände des Rec. kam, ging dieser mit Liebe und Lust an die Lesung. Nicht getäuscht ward er von dem denkenden Vf.; nur Schade, dass die Ankündigung so früh geschehen war! Es scheint dadurch bey der letzten Bearbeitung einige Uebereilung veranlasst zu seyn. Indess freut sich Rec. über diese neue Darstellung. Was hier gesagt werden wird, nehme der Vf. nicht so, als wolle man ihn richten, sondern so, als wolle man mit ihm rechten; und wir wissen ja, dass bey öffentlichen Disputationen der Opponent jedesmal sich schlagen lassen muss.

Das Buch verspricht in dem Titel eine Ursprachlehre mit besonderer Rücksicht u. s. w.; es hätte auch versprechen können: Vergleichung der Sprachen des indisch-deutschen Stammes mit besonderer Rücksicht auf die Ursprachlehre; aber es hat und es hätte sein Wort nicht ganz gehalten. Der Beweis wird am besten aus dem vom Vf. aufgestellten Begriffe geführt, und aus der Uebersicht dessen, was wirklich geleistet ist. — Im 16ten §. lautet es: „*Ursprache* nennen wir die Idee der Sprache. Was darunter zu verstehen ist, lässt sich nicht unmittelbar lehren, da man nur durch verneinliche Bestimmungen zu dem Punkte hintreiben kann, wo das Urbild dem Auge der Vernunft erscheint. — Indem wir von der erscheinenden Sprache alles Zufällige und Unwesentliche scharf absondern, dagegen das Nothwendige und Wesentliche hervorheben und in ewiger Einheit verbunden denken, gelangen wir zu einer Idee, die wir Ursprache nennen. Wollten wir einen Ausdruck gebrauchen, der dem Ohre zwar bekannter, aber darum nicht leichter zu verstehen ist, weil auch er den Aufschwung in das Reich der ewigen Ideen erheischt, so können wir sagen: die Ursprache ist die allgemeine Sprache, die in den besondern Sprachen zum erscheinenden Daseyn gelangt. — Der Begriff der Ursprache ist das Correlat des Begriffs der Menschheit. Wie es nur *eine* Menschheit giebt, also nur *eine* menschliche Sprache." — Im 19ten §. sagt der Vf.: „Die Ursprachlehre ist die Wissenschaft der Ursprache, als der Idee der Sprache. Da die Idee allem Wechsel und Wandel des Zeitlichen entnommen, mit unsterblicher Selbsterhaltung sich selber gleich verharret: so hat die Ursprachlehre eigentlich Nichts zum Gegenstande, was sich geschichtlich entwickelt und sinnlicher Betrachtung zugänglich ist." In dem Buche ist aber recht viel Geschichtliches, mehr Geschichtliches, als Ursprachliches. Der Vf. hat die philosophische Ansicht mit der historischen vereinigt. Die rein-philosophische Grammatik muss nur aus der Vorstellungsart des menschlichen Geistes überhaupt (also auch nicht allein aus der Verfahrungsart des Verstandes beym Denken) die bis zu einem gewissen Grade gebildet gedachte menschliche Sprache ableiten, die *möglichen* und *nothwendigen* Formen derselben aufsuchen, die *wirklichen* in den vorhandenen Sprachen bestehenden Formen aber der vergleichenden philosophischen Grammatik, oder auch der Grammatik einer einzelnen Sprache überlassen. Eben daher aber muss man mit dem Vf. vorliegender Schrift bekennen, dass eine rein-philosophische Sprachlehre sehr viele Schwierigkeiten hat und doch nicht zur Gewissheit führt. Wäre es auch nicht sehr schwer, recht *viel mögliche Formen* der Sprache (*alle* möglichen verlangt doch wohl Niemand!) anzugeben, indem man dabey nach dem bekannten Grundsatze: *ab esse ad posse v. c.*, von den in den schon bekannt gewordenen Sprachen der Erde aufgefundenen Formen ausginge, und dann noch mehr aufsuchte: so wäre diese Aufstellung von Möglichkeiten doch nicht erschöpfend, folglich nicht zuverlässig; man könnte nach funfzig, ja funfzig Mal funfzig Jahren in einem Winkel der Erde eine Sprache finden, mit ei-

ner Form, an welche man nicht gedacht hätte. Viel schlimmer in der letzten Rücksicht und viel schwieriger wird die Untersuchung, wenn die *Nothwendigkeit* der Formen bestimmt werden soll, falls man nicht etwa, wie einige Grammatiker es verlangen, bey der *Möglichkeit* stehen bleiben will. Die Sprachphilosophie erklärte vielleicht eine Form für *nothwendig*, die eine nach einiger Zeit bekannt gewordene Sprache nicht hätte; diese hätte vielmehr eine der für nothwendig erklärten entgegengesetzte, — wie z. B. die chinesische Sprache keinen Imperativ und eine amerikanische kein Adjectiv haben soll. — Man denke hier auch einmal an den *numerus* des Substantivs als Beyspiel. Ein Singular ist *nothwendig*. *Möglich* ist nicht allein dieser; sondern auch ein *Dual* und ein *Plural*; ausserdem möglich eine eigne Form für die heilige Drey, eine besondre für ein Gespann von Vieren, eine besondere für die Fünffingerzahl, eine besondere für die heilige Sieben u. s. f. Ist der ausser dem Singular mögliche Plural *nothwendig?* Wie, wenn es eine Sprache gäbe, die sich überall so ausdrückte, wie die deutsche in einigen Fällen? In dieser findet man: drey *Buch* Papier, vier *Maass* Wein — das Gebüsch, das Gebell u. s. w., also wohl den logischen Plural, aber den grammatischen Singular. Daraus geht hervor, dass, wenn die philosophische Sprachlehre ahnend auf die wirklichen Sprachen hinsieht, und sich fragt, welche Formen wohl in derselben vorkommen möchten, sie es nicht weiter, als zur Wahrscheinlichkeit, zum Glauben bringen könne. — In Hinsicht der Angabe des Möglichen und des Nothwendigen stimmt der Vf. mit dem Rec., aber er hat Beides nicht genug hervorgehoben: z. B. S. 127, 133, 153—156, 188, 191. Die Rücksicht auf Beides kommt zu selten und zu sehr beyläufig vor, dagegen die auf die *wirklichen* Formen in den bestehenden Sprachen zu häufig, als dass wir nicht geneigt seyn sollten, seine Grammatik eine philosophisch-historische zu nennen. Bey einem solchen Buche verlieren wir aber auch Nichts, oder sehr wenig; wir stehen hier dagegen auf festerm Boden.

Diese Ursprachlehre zerfällt nach einer Vorrede von 12 Seiten, und nach einer langen Einleitung, in welcher viel Geschichte vorkommt, — in die niedere und in die höhere Sprachlehre (Etymologie und Syntax); jene wieder in die Lautlehre und in die Wortlehre, die höhere in die Satzlehre und in die Verslehre. — Beym ersten Ueberblicke entdecken wir einiges Ueberflüssiges; das sind die drey ersten Abschnitte der Einleitung und der ganze zweyte Theil der höhern Sprachlehre, nämlich die Verslehre. Jene drey ersten Abschnitte gehören zu einer sehr tief angelegten rein-philosophischen Sprachlehre (auf welche es Anfangs vielleicht abgesehen war), passen aber ausser einigen Gedanken, die den folgenden Abschnitten hätten einverleibt werden können, nicht ganz zu der vorliegenden; auch möchten die Physiker nicht überall einstimmen und die Leser keine deutliche Erkenntniss für das Folgende erhalten. Die Verslehre aber gehört weder in eine reine, noch in eine philosophisch-historische Sprachlehre, sondern zu dem Kap. vom poetischen Stil in einer Stilistik; auch hat der Vf. von den euphonischen Verhältnissen bey der Laut-, Wort- und Satzlehre, für den Zweck einer allgemeinen Grammatik hinlänglich geredet. Wir halten uns an das Uebrigbleibende. — Diese Sprachlehre nun so genommen, wie sie mit Weglassung des Anfangs und des Endes erscheint, — wie viel Vorzüge hat sie vor der Meiner'schen, in welcher die Anwendung einiger allgemeinen Grundsätze auf fünf Sprachen in grosser Breite gemacht wurde; da hier ein ganzer grosser Sprachstamm auftritt.

Sehn wir nun näher zuerst auf den *Inhalt* des Buchs, über welches eine Recension, so lang als ein Buch, geschrieben werden kann, aber nicht darf: so müssen wir vorausschicken, dass sich nicht angeben lässt, was dem Vf. eigenthümlich angehöre; er selbst eignet sich, nach der Vorrede, nicht viel mehr, als das Verdienst der Zusammenstellung zu.

In der niedern Sprachlehre handelt die Lautlehre auch von der Bedeutung der Laute; und da begegnet uns gleich die Ansicht, welche in derselben Zeile Wahrheit heisst, dass jedem Sprachlaute eine ständige, begrenzte Bedeutung inwohne. So allgemein diesen Grundsatz aufgestellt, lässt sich behaupten, dass, wenn die Sprache von einem einzigen Philosophen geschaffen würde, dieser wohl nach jenem Grundsatze verfahren möchte. Für die wirklichen Sprachen aber, auf welche der Vf. sich doch in diesem Abschnitt nachher bezieht, ist der Grundsatz kaum vorherrschend zu nennen. Der Vf. schränkt ihn auch selbst ein durch die weiterhin folgenden Worte: „Die aufgestellte Ansicht gilt ganz eigentlich *nur* von demjenigen Theile der Sprache, der dem Menschen dient, so weit er inner den Grenzen der Natur steht; er hat sich aber eine Welt der Gedanken geschaffen, für die sein Verstand die Ausdrücke, oft von ganz zufälligen Aehnlichkeiten geleitet, aus der Sprache für das Sinnliche entlehnt, oft auch mit beziehungsloser Willkür gebildet hat." Wozu nun hier das Allgemeine? In das Besondere, dass sehr viele Laute in den vorhandenen Sprachen bedeutend sind, wird Jeder einstimmen. — In der Wortlehre stösst man zunächst auf die wichtige Lehre von der *Wurzel*, unter der hier eine Sylbe gedacht wird; nach den Worten: Frey von den Bestimmungen, durch die sie (die Sylbe?) zum Worte wird, also nicht als Wort, sondern als bedeutsames Element des Wortes betrachtet, heisst die in einer Sprache geltende Sylbe *Wurzel*. Sie kann zwar ohne Veränderung ihrer Gestalt zum Worte werden (sobald die Wurzel solche Bestimmungen erhält, welche ihr eine begrenzte, selbstständige Bedeutung geben, wird sie zum Worte — steht auf der folgenden Seite); aber sie ist in dieser Bestimmung nicht mehr Wurzel: denn

denn auch in der Sprache kommen die Wurzeln als solche nicht zu Tage, sondern offenbaren ihr Wesen nur in Stämmen und Sprossen. Es geht aus dem Vorigen hervor, dass die Wurzeln in der Regel einsylbig seyn *werden*; indessen folgt daraus noch nicht, dass alle einsylbig seyn *müssen*." — Rec. muss glauben, er habe den Vf. nicht verstanden, da das hier Gesagte nicht recht klar ist; sonst behauptet er, die Wurzeln *müssen* einsylbig seyn, wenn man keine zweysylbige Sylben (wie bey der Composition es zweywörtliche Wörter giebt) annehmen soll. Der Vf. sagt weiter: „Die Art, wie sie (die Wurzel) zum Worte bestimmt wird, lässt sich dann auf mannichfache Weise versinnlichen. Es ist Geburt, die, wie überall, aus dem Dunkel an's Licht geschieht; es ist Entfaltung, denn in der Wurzel ruht der Stamm sammt seiner Krone, sammt Blüthen und Früchten." Hier kann man dem Vf. ebenfalls nicht beystimmen: denn umgekehrt vielmehr ruht die Wurzel in der Krone, in den Sprossen; aber diese sind und waren kein Theil der Wurzel, entwickeln sich auch nicht aus derselben. Hätten nicht die Grammatiker — vielleicht so lange, als es Grammatik giebt — immer das Wort *radix* gebraucht, so hätten die neuern Sprachlehrer das nicht passende Bild, folglich auch die Ausdrücke: *Stamm, Sprossen, abgeleitete Wörter* verwerfen und eine andre Benennung einführen müssen. Denn vielleicht findet bey keinem einzigen Worte Entfaltung Statt; die Wörter bilden sich durch *An*setzung von Lauten und Sylben, nicht, wie Pflanzen, durch *Aus*setzen und *Aus*schlagen. Aber von einer Sprache im Allgemeinen (nicht von dem einzelnen Worte) lässt sich sagen, dass sie sich entfalte, sofern die neuen Wörter durch die in der Sprache selbst vorhandenen Gesetze gebildet, und keine fremde Wörter, Redensarten, Wendungen angenommen werden. — S. 123 folgt die Lehre von dem Verhältniss des Deuteworts (*pronomen* und als Art der Artikel) zu dem Hauptnamen (*substantivum*), welche, nach des Vfs. Urtheil und Ausdruck, unter die Lehren gehört, die auf den Kopf gestellt werden mussten. Dabey ist wieder anzumerken, dass wenn — historisch die Sache genommen — ein Philosoph die Sprache zu schaffen gehabt hätte, er vielleicht auf die angegebene Art, nämlich vom Allgemeinen zum Besondern in Bezeichnung der Wesen vorgeschritten wäre. Erst hätte er die Wesen und Dinge vielleicht angedeutet durch *Er, sie, es;* dann sie näher benannt: sie — die Sonne; er — der Baum; es — das Wasser; aber die Völker gingen in ihrem Kindesalter, wo die Sprache entstand, gewiss den umgekehrten Weg, nämlich vom Besondern zum Allgemeinen, wie der Vf. oft selbst andeutet. Erst bezeichneten sie den ihnen oft vorkommenden Vogel durch: Kukkuk, Fink, und später sagten sie: Er — der Fink! Uebrigens muss man gestehen, dass selbst noch jetzt manche Menschen die Gewohnheit haben, sich, wenn sie einen Namen nicht gleich angeben können, auf die folgende Weise auszudrücken: Er da — Ca-jus; doch daraus folgt Nichts für den Verfasser. Eben so ist es ohne Zweifel mit dem allgemeinen Zeitworte *seyn*; so sehr auch der Vf. für die entgegengesetzte Meinung S. 124 ist. Indess kann man jetzt bequem die Personwörter und Substantiva, wie die Verba, im grammatischen Systeme so ordnen, wie der Vf. auch bey den *adverbiis relationis* gethan hat; aber behaupten, die Wörter seyen auf diese Weise, in dieser Ordnung entstanden, und nicht einmal ein Vielleicht hinzusetzen, heisst wohl zu weit gehn. — Von der *Steigerung* redet der Vf. S. 157 — 159, und nimmt dieses Wort als gleichbedeutend mit Comparation; da sich doch Beides dem Begriffe und dem Ausdrucke nach sehr unterscheidet. Steigerung ist das Allgemeine, Comparation das Besondere; das Haus ist ungemein gross (sehr, bedeutend, überaus gross u. s. w.), ist schon Steigerung; aber Comparation ist z. B.: das Haus ist grösser, als das benachbarte. Ferner rechnet der Vf. die Comparationslehre zu der Beugungslehre. Dann muss er, was er nicht gethan hat, zeigen, dass bey der Beugung, wie bey der Ableitung, z. B. in: Lieb-*lichkeit*, zwey Flexionssylben z. B. in: gröss-*eres* hinter einander vorkommen dürfen, ja dass, wie wohl in den ältesten Zeiten es hergegangen ist, eine Ableitungs-, also Wortbildungssylbe einer Beugungssylbe in ein und demselben Worte, z. B. in: Vergrösser-*ung* sich anschliessen dürfe. Durch die Steigerung und Comparation werden Abänderungen der Begriffe, wie durch *Baum* und *Bäumchen*, angedeutet; durch Beugung aber nur Verhältnisse der Wörter in der Rede; daher sind beide Vorgänge in der Sprache sehr verschieden. Auch in Ansehung dessen, was sonst an dieser Stelle vorkommt, möchte der Vf. wenige Grammatiker auf seiner Seite haben; wer darf den Mindest-reichen den Aermsten nennen? — Rechten lässt sich bey der Wortlehre auch darüber, dass der Vf. mit *Becker* die Zusammensetzung als eine Ableitungsart betrachtet. Man kann höchstens zugeben, dass Beides Aehnlichkeit mit einander habe, dass sich das Grundwort in den meisten *zweytheiligen* Zusammensetzungen *verhalte*, wie die Ableitsylbe; aber wie bey Gotthilf, und ist 24 deswegen der Zahl 4 *gleich*, weil sich jene zu einer dritten so verhält, wie diese zu einer vierten. Zusammensetzung ist keine Ableitung. Die Sylbe *er* in Ein*er* kann durchaus nicht mit *Kauf* in Ein*kauf* als gleichen logischen oder nur rein-grammatischen Werth habend angesehen werden; denn die Stelle entscheidet nicht über den Werth. Der Vf. scheint auch dadurch gegen seine eigne Theorie zu handeln, dass er, das Grundwort als das Hauptwort betrachtend, das Wort *Grossherr* unter den Substantiven auftreten lässt, da es doch nach seiner Theorie als Adjectiv sich zeigen müsste. Wenn nachher gesagt wird, das sogenannte Grundwort habe durchaus den Dienst einer Endsylbe: so kann man dieses zugeben, aber muss dabey bemerken, dass man mit Jemandem gleichen Dienst verrichten, an derselben Stelle sich befinden könne, ohne gleiches Standes mit ihm zu seyn, und ohne dass die Sache an und für

für sich dieselbe wäre. Wie will man auch bey dieser Theorie durchkommen mit Wörtern, wie *Vergissmeinnicht*; wie denn hier auch von Decomposition gar nicht die Rede ist. Auch die Unterscheidung der Zusammensetzungen (Zusammenstellungen und Verschmelzungen) kann nicht gut geheissen werden, weil der §. 98 angegebene Charakter der Verschmelzungen auch den Zusammenstellungen zukommt.

(*Der Beschluss folgt.*)

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Barth: *Tafeln zur Verwandlung des Längen- und Hohlmasses, so wie des Gewichts und der Rechnungsmünzen aller Hauptländer Europens* u. s. w.; zuerst berechnet von *Friedr. Löhmann*, Conducteur und Unterlehrer der Mathematik an der königl. Sächs. Militäracademie zu Dresden. *Vierte* Abtheilung, die Tafeln der Rechnungsmünzen enthaltend. (Franz. Titel: *Tables pour la reduction etc.*)

Auch unter dem Titel:

Tafeln der Rechnungsmünzen oder *Verwandlung, Eintheilung, Gewicht und wahrer Werth derjenigen Münzen, nach welchen sowohl bey öffentlichen Cassen, als (auch) im Handel gerechnet wird*, nicht allein der Länder und Handelsplätze in Europa, sondern auch der für den europäischen Handel wichtigen Orte der übrigen Welttheile, mit 45656 ganz genau berechneten Resultaten von Einem bis mit (?) einer Million Stücke, nach den Angaben, welche der Verfasser auf geschehene Anfragen von den hohen Regierungen unmittelbar erhielt, und nach der auf Befehl der englischen Regierung in London so eben vorgenommenen und bekannt gemachten Untersuchung über die Münzen aller Länder. Zuerst und genau berechnet von *Friedr. Löhmann* u. s. w. (Zugleich mit franz. Titel: *Tables de monnoies de compte etc.*) 1826. XVI u. 482 S. gr. 4. (6 Thlr.)

Abermals ein mit grossem Fleisse bearbeiteter, — auch für sich bestehender Theil eines Ganzen, dessen Vorgänger bereits mit gebührendem Lobe in der A. L. Z. Jahrg. 1824. Erg. Bl. Nr. 103. angezeigt worden sind. Ihm wird, wie aus einer Note zur Vorrede zu ersehen ist, noch ein *fünfter* folgen, welcher die Verwandlung und Eintheilung des Gold-Silber- und Münzgewichts, desgl. des Juwelengewichts zu Edelsteinen und Perlen und des Apotheker- und Medicinalgewichts enthalten wird.

Was den vorliegenden *vierten* Theil betrifft, so hat derselbe ebenfalls in zwey Columnen neben einander einen deutschen und französischen Text. Nach einer Einleitung über die Münzverhältnisse im Allgemeinen folgt ein allgemeines alphabetisches Verzeichniss von Oertern und Ländern mit Angabe der daselbst üblichen Münzen nach ihrem Verhältniss untereinander, welches 270 Seiten fasst. Die zweyte Abtheilung enthält Tabellen: Die *erste* hat hauptsächlich zum Zweck, *nachzuweisen*, wieviel der Münzen in den alphabetisch geordneten Oertern und Ländern auf eine Cöllner Mark gehen. Die *zweyte* Tafel zur Verwandlung aller bekannten Hauptrechnungsmünzen eines jeden angezeigten Landes oder Hauptorts von einem bis *mit* einer Million Stücke, (soll heissen: bis zu *einer* Million, diese eingeschlossen) besteht in 6 besondern Abtheilungen oder Tafeln, mit *A—F* bezeichnet. Die *dritte* Tafel über das Gewicht und den Werth derjenigen Gold- und Silbermünzen, welche in der Münze zu London und Paris auf Befehl der Regierung nach ihrem wahren Gold- oder Silberwerthe untersucht worden sind, begreift in zwey Tabellen: *A.* die Goldmünzen, *B.* die Silbermünzen, woran sich noch 4 Reductionstabellen schliessen.

Diess ist, der Hauptsache nach, der Inhalt dieses so ausführlichen und nützlichen Werks, dessen baldiger Vollendung wir mit Vergnügen entgegensehen.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Hartknoch: *Die Anfangsgründe der deutschen Sprachlehre* in Regeln und Aufgaben für die ersten Anfänger. Von *M. W. Götzinger*, Lehrer am Gymnasium zu Schafhausen. Erster Theil. *Zweyte* völlig umgearbeitete Auflage. 1828. XVI u. 240 S. 8. (10 gGr.) (S. d. Recens. A. L. Z. 1825. Nr. 120.)

Würzburg, in d. Etlinger. Buchh.: *Gedanken und Betrachtungen über die fünf Bücher des Moses.* Ein Commentar. Von *Johann Georg Pfister*, vormals Pfarrer zu Ober-Leinach. *Zweyte* unveränderte Auflage. Mit einem Titelkupfer. 1828. 580 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.) (S. die Recens. Erg. Bl. 1824. Nr. 97.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1828.

SPRACHKUNDE.

Frankfurt a. M.: *Ursprachlehre.* Entwurf zu einem System der Grammatik — — von *Friedr. Schmitthenner* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Was die höhere Sprachlehre betrifft, von der wir in Gedanken, aus den oben angegebenen Gründen, die weitläufige Verslehre trennen: so wollen wir uns, um Raum zu ersparen, nur auf Einiges einlassen, was die Satzlehre angeht. — Mit Recht geht diese vom *Seyn* aus, weil man bey der Wissenschaft sich denken kann, dass aus und mit demselben alle Sätze entspringen. Der Vf. legt ein grosses Gewicht auf seine Unterscheidung des Satzes vom Urtheile; Rec. unterscheidet dieselben auch, aber auf eine andre Art, bey welcher der sogenannte Infinitivsatz als kein Satz erscheint. Vielerley hierher Gehöriges, was zum Theil aus des Vfs. vorhergehenden Schriften schon bekannt, vielleicht schon bestritten ist, muss übergangen werden. — Bey der Wortstellung S. 278 werden als die beiden Principien derselben aufgeführt die logische Ordnung und — die Stimmung und Absicht des Sprechenden; das letzte soll das *rhetorische* heissen. Der Name ist gut, aber er erinnert auch daran, dass die Sache nicht in die Grammatik gehöre, sondern in die Stilistik und Rhetorik; und S. 282 werden beide Wissenschaften sehr richtig von der Grammatik geschieden. In die letzte gehört der *Sprachgebrauch,* als Princip selbst für die Stellung, das logische Princip als Art unter sich begreifend; denn eine logische Stellung der Worte, die wider den Sprachgebrauch wäre, kann es nicht geben. Der Sprachgebrauch wird hier *Stellungsgebrauch.* Doch genug über den Inhalt des Buchs. Nur erlaubt sich Rec. noch, an den Mangel zu erinnern, dass Nichts von unvollständigen Sätzen, die gewiss in jeder Sprache des im Buche behandelten Sprachstammes vorausgesetzt werden dürfen, gesagt ist. Sie drücken ein vollständiges Urtheil aus, z. B. bey Antworten, kommen fast bey allen Satzarten vor, und fordern daher in der Grammatik Berücksichtigung. Jetzt Einiges über die *Form* des Buchs. — In Betreff der Schreibart muss man bekennen, dass sie im Ganzen dem Inhalte einer philosophischen Grammatik angemessen sey, doch stellenweise der Phantasie zu viel eingeräumt und vermeidbare fremde Wörter nicht genug vermieden habe. Wird der Vf. auch wohl anerkennen, dass er zu Viel wiederholt habe? Das hauptsächlichste Beyspiel von Wiederholung findet sich in der Satzlehre S. 256 — 267, wo ein grosser Theil des in der Beugungslehre Vorgetragenen wieder vorkommt. Aber in anderer Rücksicht! wird der Vf. vielleicht sagen. Indess konnte ja, wenn einmal so viel zu wiederholen war, Alles aus der Beugungslehre in die Satzlehre aufgenommen werden, da die Beugung erst nöthig wird, wenn man Sätze oder Redensarten bilden will. Schon *Adelung* tadelte es, dass man die Beugungslehre in die Etymologie verwiesen hatte. — Zur Bearbeitung des Stoffs gehört auch Gebrauch oder Prägung der Kunstwörter. Unter diesen fallen einige auf, z. B. *innerlich* und *äusserlich* bey Beugung und Comparation. Schon hier ist die Benennung nicht angemessen, da sie nicht bloss auf die Art von Beugung, wie *log, sprang,* sondern auch auf die sich auf Wörter, wie bez*eugte,* beziehende angewendet werden muss, *te* aber von aussen hinzutritt, folglich nicht wohl innerliche Beugung genannt werden kann. Aber bey weitem unbequemer ist diese Benennung S. 185 für einen Fall, wo *Bernhardi* das Wort *Art* gebraucht; am unbequemsten indess S. 193, wo von innerlicher Vergleichung geredet wird. Ferner hat der Vf., nach *J. Grimm's* Vorgange, Anlaute, Inlaute, Auslaute. Darnach sollte man nun unter *Ansylbe* die erste Sylbe eines vielsylbigen Worts verstehn; aber er nennt S. 206 Sylbe *ling* in *Jüngling* eine Ansylbe. Er nennt *Euphonik* S. 109 die Lehre von der Lautart, da doch das Letzte für das fremde Wort zuviel andeutet, für dasselbe aber, als Wissenschaft genommen, zu wenig. Eine Art von Bindewörtern nennt er *Worthefteln,* als weiblichen Geschlechts. Gegen die zwey Wörter *Satzgefüge* und *Gesätze,* grammatisch betrachtet, hat Rec. nichts; aber sie scheinen mehr zu sagen, als der Vf. durch sie bezeichnen will. Sie bedeuten nämlich nicht bloss eine Satzverbindung zur Bildung anderer Sätze, sondern eine solche zur Bildung von schriftlichen Aufsätzen aller Art, und diese Satzverbindung gehört in die Stilistik; daher auch S. 281 mit Beschränkung hätte gesagt werden müssen: Satzverbindungslehre zur Bildung andrer Sätze; und den Wörtern *Satzgefüge* und *Gesätze* sollte man beyfügen: in engerer Bedeutung, — selbst dann, wenn

wenn man mit *Herling* die Stilistik den zweyten Theil der Satzlehre nennt. Es scheint indess das Beste, in der Grammatik bloss von zusammengesetzten Sätzen, weil sich alle sogenannten Satzgefüge darunter bringen lassen, und von *Perioden*, als einer Hauptart derselben, hergebrachter Weise zu reden. — Das Viel und Wenig in der Bearbeitung berücksichtigend, darf man sagen, der Vf. sey sich nicht ganz gleich geblieben. Die angekündigte Rücksicht auf die Sprachen des indisch-deutschen Stammes ist fast nur in der niedern Sprachlehre sichtbar; die Satzlehre hat wenig Beyspiele, oder fast nur aus der neuhochdeutschen Sprache, nach welcher auch Alles behandelt ist. Freylich ward dadurch viel Raum erspart, besonders für diejenigen, welche das Fremde nicht brauchen können, oder nicht wollen; aber es ist Mangel an Uebereinstimmung. — In Betreff der Anordnung ist zuerst zu bemerken, dass die Ueberschriften nicht immer genau zu einander stimmen, daher Irrung entsteht; z. B. S. 281 und 283: *A.* Von der Beyordnung der Sätze überhaupt; *B.* Von der Zusammenziehung der Sätze; statt: Von der Beyordnung der Sätze im Besondern, und zwar: von der Zusammenziehung der Sätze. Ebenso S. 249: Von dem einfachen Satze — und in der entsprechenden zweyten Abtheilung: Satzverbindungslehre, statt: von dem zusammengesetzten Satze. Auch S. 287. Von dem einzelnen Satze, statt: von dem einfachen. Dann ist über die Anordnung noch zu bemerken, dass sie nicht fehlerlos ist. Schon am Schlusse der Einleitung kommt die Lehre von der Lautverschiebung mit sehr vielen, auf 20 Seiten ausgedehnten Beyspielen vor, obgleich die Lehre vom Laute erst nachher in der niedern Sprachlehre abgehandelt wird. In dieser, und zwar im ersten Theile derselben, steht die Ueberschrift: Bildung des Wortes; und im 2ten Theile S. 185: Wortbildungslehre; hätte nicht das Material beider Abschnitte vereinigt werden sollen? Dass der Vf. die Beugungslehre der Wortbildungslehre vorgehen liess, darüber entschuldigt er sich am Ende der letzten; aber nach seiner Ansicht, da er die Wortbildung als eine potentiirte Beugung betrachtet, bedurfte es derselben nicht. Der Vf. scheint indess gefühlt zu haben, was *J. Grimm* in der 2ten Ausgabe seiner Grammatik, Vorrede S. VII, sagt, die Umstellung sey der natürlichen Ordnung gemäss; und Rec. bezieht sich hier auf das oben Gesagte über die Stellung der Beugungslehre. Die Intension ist S. 117 mit III. bezeichnet, als wäre sie das dritte Stück der Extension. S. 127 ist ein *Erstes Hauptstück* aufgeführt, und es folgt kein zweytes. In der Satzlehre gehört die Lehre vom Haupt- und Bestimmungssatze S. 268 in die S. 281 anhebende Satzverbindungslehre: denn jeder Satz wird erst in der Verbindung zum Haupt- oder Bestimmungssatze. Die S. 283 vorkommende Lehre von der Zusammenziehung der Sätze gehört als Art unter die darauf folgende Rubrik: Von der Verkürzung der Sätze; da jede Zusammenziehung Verkürzung ist.

Der Vf., dem wir noch öffentlich für das dem Publicum übergebene Werk einer allgemeinen Sprachlehre danken, höre nicht auf, ähnlichen Arbeiten seine Musse zu schenken. Er verbreite bald in einer neuen Ausgabe des vorliegenden Buchs noch mehr Licht über diese zum Theil sehr dunkeln Gegenden des menschlichen Wissens.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

KOPENHAGEN, in der Beeken. Hofbuchh.: *Frisisk Sproglaere* udarbejdet efter samme *Plan* som den islandske og angelsaksiske *af R. Rask, Prof.* i Literaerhistorien og Underbibliotekar. (Friesische Sprachlehre, ausgearbeitet nach demselben Plane wie die angelsächsische und isländische von u. s. w.) 1825. 84 u. 138 S. kl. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Wie schon der Titel anzeigt, ist diese Grammatik der altfriesischen Sprache nach denselben *Grundsätzen* bearbeitet, wie die früher herausgegebene isländische und angelsächsische Sprachlehre. Voran steht eine einleitende Vorrede, in welcher der Vf. zuerst von der Stelle spricht, welche die friesische Sprache unter den übrigen germanischen Mundarten einnimmt; dann von den altfries. Sprachdenkmälern, und endlich von den bisherigen Bearbeitungen derselben.

Die grosse germanische Volksrasse zerfiel bekanntlich rücksichtlich der Sprache in zwey Hauptstämme, den *nordischen* (skandinavischen) und den *deutschen*. *Rask* gebraucht für das ganze Geschlecht den Namen der *Gothen*, und beschränkt *wider die Zeugnisse der Alten* den Namen der Germanen auf die Bewohner des eigentlichen Deutschlands, die wir aber hier lieber als *Deutsche* von den sehr abweichenden *Nordmannen* ausscheiden. Der *Stamm* der Deutschen zerfällt wiederum in zwey Theile, den der Niederdeutschen und den der Hochdeutschen, von dem Vf. weniger genau Oberdeutsche genannt. Zu dem Stamme der Niederdeutschen gehören die Friesen, und sie stehen in sofern unmittelbar *neben* den s. g. Altsachsen und Angelsachsen, als Zweige desselben Stammes. Wie sehr indess *Wiarda* und *Hoche* irrten, wenn sie das Friesische als die Mutter des Angelsächsischen betrachteten, und was der Letztere das Saterländische, einen vom Friesischen sehr ausgearteten Volksdialekt, für völlig übereinstimmend mit dem Angelsächsischen erklärt, ist von Sprachforschern längst anerkannt, und hätte keiner so weitläufigen Ausführung bedurft, wenn diese Ansicht nicht bey Laien noch immer zum Theil herrschend wäre. Der Vf. irrt aber seinerseits ebenfalls, wenn er das Holländische aus dem Friesischen entspringen lässt, wie das die Darlegung der Lautverhältnisse beider Sprachen in *Grimm's* Grammatik deutlich zeigt. Es fehlt zwar keineswegs an Be-

rührungen zwischen dem Holländischen und Altfriesischen, aber seinem Hauptcharakter nach ist Ersteres altsächsisch, und die friesischen Bestandtheile werden vollkommen von den hochdeutschen Einmischungen (durch die Franken) aufgewogen. Daher bemerkt denn der Vf. auch selbst später (*Fortale* S. 22), dass sich die Sprache in *Klaas Kolin's* Reimchronik (etwa von 1190) scharf von dem Friesischen unterscheide; und dennoch ist dieses Denkmal um mindestens 50 Jahre älter, als das älteste friesische Sprachdenkmal, das auf uns gekommen ist. — Ob das Holländische auch gallische (keltische) Einmischungen enthält, wagen wir nicht zu entscheiden, finden aber die angeführte Probe in keiner Weise überzeugend.

Das Angelsächsische und Altsächsische steht sich unter den niederdeutschen Sprachen am nächsten; das Friesische zeichnet sich aus 1) durch eine grosse Eigenthümlichkeit in der Ausbildung; 2) durch Annäherung an das Nordische, zu dem es gleichsam von den deutschen Sprachen den Uebergang bildet. Diese Uebereinstimmung ist nicht etwa als eine Folge der öftern Berührung mit Nordländern anzusehen, sondern als ursprünglich: denn sie betrifft auch die Formen, die bey Einmischungen fremder Elemente nie berührt werden, außer in soweit eine Schwächung derselben eintritt.

Leider sind bloss wenige altfriesische Denkmäler übriggeblieben, und zwar solche, die, wenn sie auch an sich von grossem Interesse sind, uns doch die Sprache nur sehr einseitig kennen lehren, indem sie sämmtlich bloss Gesetzbücher enthalten, und diese aus einer ziemlich späten Zeit. Denn wenn auch die Gesetze selbst zum Theil weit älter sind, so dürfen wir sie doch in der Form, in welcher sie auf uns gekommen sind, nicht höher, als in die Mitte des 13ten Jahrhunderts hinaufsetzen, d. i. der Zeit, aus welcher die ältesten Handschriften herstammen. Denn da die Abschreiber nur die Verständlichkeit im Auge hatten, trugen sie kein Bedenken, die ältern Denkmäler in die Sprache ihrer Zeit zu übersetzen, und so darf man diese nicht für älter ansehen, als die Zeit der Copirung. Nach der Meinung des Vfs. giebt es kein Denkmal, das älter als 1250 wäre. Mit 1350 beginnt dann schon eine merkliche Veränderung in der Sprache; fremde Wörter werden eingemischt und die Beugungen stumpfen sich ab; nach 1500 aber kann man die Sprache nicht mehr als dieselbe ansehen. Der Vf. hat bey seiner Arbeit nur die Denkmäler vor 1350 benutzt, die spätern aber bloss, wo es wichtige Rücksichten verlangten, zu Rathe gezogen. Im Ganzen zählt er zwölf verschiedene Gesetzsammlungen auf, von denen jedoch nur sechs, unter denen das Asegabuch, das Emsinger Landrecht und die Willküren der Brokmänner die wichtigsten sind, in die bessere Periode der friesischen Sprachentwickelung gehören. Die Uebersicht der Literatur folgt grösstentheils den Notizen bey *Wiarda*. Die für friesisches Recht so wichtigen *Verhandelingen der Genootschap pro excolendo jure patriae* und *Schwartzenberg*, *Groot Placaat en Charterboek van Vriesland* (Leeuwarden 1768. fol.) konnte der Vf. in Kopenhagen nicht bekommen; sie sind auch bey uns selten, befinden sich aber z. B. auf der Heidelberger Universitätsbibliothek.

Die friesische Sprache ist bis auf die neuesten Zeiten grammatisch fast ganz unbearbeitet geblieben. *Wiarda* hat in dieser Beziehung so gut wie gar nichts gethan. Der Vf. sagt über dieses Buch *Fortale* S. 24 ganz richtig: „es ist zu sehr spätern Denkmälern entnommen, als die Sprache in ihrer Auflösung war, und enthält sehr viele verwirrende oder auch falsche Wortformen, ohne die geringste Rücksicht auf Sprachlehre und Wortbeugung; überdiess ist es sehr unvollständig und unkritisch." Das friesische Wörterbuch erschien schon 1786. Hätte *Wiarda* nach der Herausgabe seines Asegabuchs (1805) und der Willküren der Brokmänner (1820) eine neue Ausgabe unternehmen können, so würde die Bearbeitung ohne Zweifel weit besser ausgefallen seyn, obgleich nicht zu leugnen ist, dass auch bey diesen Büchern der Mangel an einer festen grammatischen Grundlage oft recht fühlbar ist.

Die einzige Vorarbeit, die der Vf. benutzen konnte, ist *Grimm's deutsche Grammatik*. Da *Grimm* die friesische Sprache besonders kurz und unerschöpfend abhandelt, ist durch ihn eine neue Bearbeitung derselben keineswegs überflüssig geworden, auch abgesehen davon, dass *Grimm's* Werk noch unvollendet ist. Indess konnte schon die hier dargebotene Gelegenheit zur Vergleichung mit den übrigen germanischen Sprachzweigen dem Vf. eine grosse Beyhülfe gewähren. *Rask* scheint diess nicht hinreichend benutzt zu haben, sonst würde er wohl von manchen Ansichten, die er früher bey Gelegenheit der isländischen und angelsächsischen Grammatik ausgesprochen hatte, abgegangen seyn, und namentlich sich überzeugt haben, dass die starke Flexion sowohl in der Conjugation, als in der Declination die ursprünglichere ist, und dass die schwache Form nur durch Hinzutreten eines ableitenden Lautes entstanden und bloss dadurch *einfacher* geworden ist, dass sich die Flexion überhaupt abstumpfte; und er würde endlich sich überzeugt haben, dass in dem Ablaute der Verba die eigentliche Fortbildungskraft der Sprache verborgen liegt, wie das *Grimm* in dem zweyten Theile der Grammatik seitdem so geistreich ausgeführt hat. Die Richtigkeit dieser Sätze hier zu erweisen, würde zu weitläufig seyn; wir glauben aber, dass, wenn *Rask* durch die Ausführung im ersten Theile der Grimm'schen Grammatik noch nicht hat überzeugt werden können, der zweyte Theil, und namentlich die Abhandlung vom Laut und Ablaut, jeden Zweifel beseitigt haben wird.

Die

Die Abhandlung der Sprachlehre ſelbſt zerfällt bey *Raſk* in vier Theile: die Buchſtabenlehre, Formenlehre, Wortbildungslehre und Wortfügungslehre. In der *Buchſtabenlehre* iſt der Vf. hier genauer, als in der isländiſchen und angelſächſiſchen Grammatik, ohne Zweifel durch die ſorgfältigere Abhandlung dieſes Gegenſtandes bey *Grimm* veranlaſst. Er handelt in vier Unterabtheilungen über Schreibung, Ausſprache, Buchſtabenveränderung (Umlaut, Zuſammenziehung u. ſ. w.) und Buchſtabenübergänge. Der letzte Abſchnitt enthält Vergleichungen der ſich entſprechenden Laute in verwandten Sprachen, namentlich der isländiſchen, angelſächſiſchen und hochdeutſchen; es werden dadurch die oben gegebenen Anſichten über die Verwandtſchaften dieſer Sprachen für die Lautverhältniſſe genauer begründet.

In der *Formenlehre* wäre zu wünſchen geweſen, daſs der Vf. *Grimm's* Beyſpiele gefolgt und in den Belegen, ſoweit es möglich war, Vollſtändigkeit zu erreichen geſucht hätte; es gewährt dieſs einen äuſserſt lehrreichen Ueberblick von dem wirklichen Gehalt der Sprache, und würde hier um ſo nützlicher ſeyn, als es noch gänzlich an einem grammatiſchen Wörterbuche fehlt. Sehr zu loben iſt es, daſs der Vf. in der Anführung der Belege ſo genau iſt und faſt immer den Zuſammenhang der Stelle giebt, wobey es denn nicht an vielfältigen Berichtigungen des Textes der Quellen mangelt.

In der Abhandlung der altfrieſiſchen Declinationen iſt *Grimm* etwas vollſtändiger, weniger befriedigend bey den Conjugationen, aber das Frieſiſche ganz vernachläſſigend in der Lehre von der *Wortbildung*. Hier hätte alſo der Vf., auch wenn er den zweyten Theil der deutſchen Grammatik vor ſich gehabt hätte, ganz unabhängig arbeiten müſſen. Dennoch würde, nach Rec. Gutachten, gerade dieſer Theil ſeines Werks durch Benutzung der Grimm'ſchen Wortbildungslehre ſehr gewonnen haben. Vom Ablaute und deſſen Zuſammenhang mit der ſtarken Conjugation weiſs er nichts; handelt aber das Uebrige in zwey Abtheilungen über Ableitung und Compoſition ab. Gleich bey der Feſtſetzung des Begriffs der Ableitung müſſen wir indeſſen mit ihm in Widerſpruch kommen. Ableitung iſt ihm (S. 174) die Umwandlung eines Worts in ein neues durch gewiſſe Abſchneidungen und Zuſetzungen, die an ſich nichts bedeuten. Da nun aber die Veränderungen, die bey einem Worte durch Hinzutreten oder Wegfallen von Flexionslauten eintreten, natürlich nicht hierher gehören, die Ableitungen aber immer unmittelbar hinter der Wurzel, die ſelbſt nie vermindert werden kann, hinzutreten: ſo beſteht die Ableitung nothwendig jederzeit in einer Mehrung der Wurzel, und jede Verminderung kann nur durch die in die Buchſtabenlehre gehörige Contraction u. ſ. w. erfolgen, und hängt unmittelbar nicht mit der Ableitung zuſammen. Ferner nimmt *Raſk* Ableitungen, die in *Vor*ſetzungen, und ſolche, die in *An*hängungen dunkler Laute oder Sylben beſtehen. *Grimm* erklärt die erſtern ſämmtlich für Compoſitionen. Die Abhandlung der Lehre von der Zuſammenſetzung rechtfertigt dieſs Verfahren vollſtändig, während *Raſk* dagegen gleich in dem erſten Beyſpiele ſeiner vorgeſetzten Ableitungen mit ſeiner eigenen Definition von Ableitung in Widerſpruch geräth, indem er das mit verneinender Bedeutung vorgeſetzte *n*— als *ne* (nicht) erklärt, wo doch alſo bloſse Compoſition mit Elidirung des *e* angenommen wird. — Und ſo ſind ſämmtliche Vorſetzungen nichts Anderes, als Partikel*compoſitionen*. Bey den angehängten Ableitungen fehlt unſer Vf. aber wiederum, indem er reine Flectionslaute unter die Ableitungen rechnet, z. B. gleich §. 184 das *a* der ſchwachen männlichen Declination z. B. in *erv-a, bon-a* u. ſ. w. Wenn er den Begriff von Ableitung ſo weit ausdehnen wollte, muſste er die ganze Formenlehre in die Lehre von der Ableitung aufnehmen. — Auch hier haben ſich übrigens offenbare Compoſitionen eingeſchlichen: z. B. §. 205 — *ſkipi* (*indoles, ratio*) in *her-ſkipi*, §. 209 — *lik* u. ſ. w.

Die Wortfügungslehre (Syntax) hat hier eine etwas genauere Behandlung gefunden, als in der angelſächſiſchen und isländiſchen Grammatik, was um ſo mehr mit Dank anzuerkennen iſt, als dieſer Theil der deutſchen Grammatik überhaupt noch keine recht gründliche Bearbeitung gefunden hat. — Die Verslehre in einem Anhange muſste bey der Unbedeutenheit der übriggebliebenen poetiſchen Denkmäler freylich ſehr dürftig ausfallen. Ein anderer Anhang enthält, als Sprachproben einige kritiſch und grammatiſch erläuterte Stellen aus dem Aſegabuch, bey denen wir nur bedauern können, daſs ſie nicht länger ſind. Eine Vergleichung mit dem Texte bey *Wiarda* wird zeigen, wie viel ein neuer Herausgeber für das Aſegabuch noch zu thun hat.

Papier und Druck ſind, wenn auch nicht elegant, doch gut und deutlich.

P—d.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

December 1828.

STATISTIK.

Leipzig, b. G. Fleischer: *Geographisch-statistische Darstellung der Staatskräfte von den sämmtlichen zum deutschen Staatenbunde gehörigen Ländern, mit einer grossen Verhältnisscharte von Deutschland, von August Friedrich Wilhelm Crome,* der Philosophie u. beider Rechte Doctor, Grossh. Hessischem Geheimenrathe u. Professor der Staats- und Cameralwissenschaften auf der Ludwigs-Universität zu Giessen u. s. w. *Erster* Theil. 1820, mit dem Bildnisse des Verfassers. LXXII u. 446 S. in gr. 8. *Zweyter* Theil. 1825. XII u. 570 S. *Dritter* Theil. 1827. XII u. 270 S. *Vierter* Theil. 1828. XVI u. 502 S. (11 Rthlr. 4 gGr.)

Bereits im Jahr 1818 bereicherte unser Vf. die statistische Literatur mit einem Werke, dem vorliegenden hinsichts des Plans und der Ausführung ähnlich, über die *Staatskräfte von ganz Europa,* das mit fast ungetheiltem Beyfalle aufgenommen wurde. Die jenem Werke beygefügte Verhältniss-Karte, — nach deren Vorbilde auch die zu gegenwärtigem Werke gehörende Verhältniss-Karte der betreffenden Staaten gezeichnet ist, — gefiel wenigstens dem grösern Publicum und dem Dilettanten in der Statistik ungemein, wiewohl sie von einigen Recensenten für eine Spielerey erklärt wurde, welche die Wissenschaft selber nicht fördere. Da dieses jedoch auf eine zweyfache Weise geschehen kann, nämlich in materieller Hinsicht, durch Erweiterung des Gebiets dieser Disciplin, und in formeller Hinsicht, durch eine anschaulichere Darstellung, so glaubt Rec. seine Ueberzeugung vorläufig dahin aussprechen zu dürfen, dass eben diese Verhältniss-Karten, in letzterer Beziehung, keinesweges ohne Nutzen für die Liebhaber der Statistik sind, indem sie das Studium derselben zu erleichtern streben. Müsste man doch sonst überhaupt alles Tabellenwesen aus deren Bereiche verbannen, wenn schon nicht in Abrede gestellt werden darf, dass diese Form die geeignetste ist, um zu einer allgemeinen Uebersicht der durch die wissenschaftliche Forschung ermittelten Thatsachen zu gelangen. Immerhin kann man zugeben, dass dem gelehrten Statistiker eben jene Karten keinen sonderlichen Nutzen gewähren, wohl aber dem Geschäftsmanne, dem Staatsbeamten und namentlich dem Selbstunterrichte. Wurde doch, wie wir erfahren haben, Hr. *C.* durch mehrere Staatsbehörden selber veranlasst, eine Uebersetzung seiner Verhältniss-Karten in die englische und französische Sprache zu bewirken. — Vortheilhafter noch, als durch die hier nur in Kürze erörterte Form zeichnen sich Hn. *C's.* statistische Werke durch den Geist aus, der in denselben waltet. Nirgendwo vermisst man darin jene richtige und klare Ansicht der Dinge, worin sich der reine und gesunde Menschenverstand spiegelt, eine freymüthige und leichte Darstellung, eine fliessende Schreibart und vornehmlich jene Gesinnung des Vfs. selbst, die frey von aller Pedanterey und von allen Vorurtheilen, kühn sich ausspricht. Man gewahrt es ersten Blicks, dass sich Hr. *C.* keine Mühe verdriessen liess, um zur möglichst genauen Erforschung der statistischen Thatsachen zu gelangen, deren Darstellung ein eben so freyes als einleuchtendes Raisonnement über Ursache und Wirkung begleitet. — Strebt nun unsers Vfs. Vortrag in vorzüglichem Grade dahin, die Statistik populär, anschaulich und allgemein verständlich zu machen, so rechnen wir es ihm nicht minder zum Verdienste an, den staatswirthschaftlichen Gesichtspunkt nicht vernachlässigt zu haben. Indem deren Gebiet dadurch eine demselben sonst abgehende Fruchtbarkeit und Lebendigkeit erhält, wird der Leser zugleich in den Stand gesetzt zu beurtheilen, in wie fern in einem gegebenen Lande der Staatszweck mehr oder weniger erreicht wurde. Dass dessen ungeachtet auch der historische Gesichtspunkt, den zuerst *Achenwall,* späterhin *Büsching* in die Statistik einführte, Hn. *C.* nicht fremd geblieben ist, diess bekundet namentlich sein vorliegendes Werk. Der statistischen Schilderung jedes einzelnen Staates wird eine historische Einleitung vorangeschickt, die, zum Theil wenigstens, aus archivalischen Urkunden gezogen ist und den historischen Forscher bezeichnet. — Der Plan des Werks, d. i. die Anordnung der Materien, ist nach *Achenwall's* und *Sprengel's* Vorbilde angelegt. In Gemässheit desselben wird die Statistik jedes Bundesstaates in vier Abtheilungen behandelt: *Land, Leute, Staatsverfassung* und *Staatsverwaltung.* Wir gehen, nach diesen vorläufigen Bemerkungen, zur Analyse des Werkes über. In der allgemeinen Einleitung wird zuvörderst der zweckmässige Gebrauch der zu diesem Werke gehörigen Verhältniss-Karte von Deutschland gezeigt. Sodann verbreitet sich der Vf. über den ganzen deutschen Staatenbund, — vornehm-

nehmlich in Betreff seiner Gröfse und Volkszahl, — einschliesslich der zu demselben gerechneten Kaiserl. österreichischen und Königl. preussischen Länder, deren Special-Statistiken man übrigens hier nicht findet, weil sie schon in einem früher (Leipzig 1818) erschienenen Werke des Vfs., das ganz Europa umfasst, behandelt wurden. — Die Reihefolge der Bundesstaaten ist vornehmlich mit Rücksicht auf deren Areale geordnet; und somit enthält der *erste* Band die Königreiche Baiern, Hannover, Sachsen, Würtemberg und das Grossherzogthum Baden. Erwägt man, dass dieser Band bereits 1820 gedruckt wurde, so wird es dem Vf. wohl nicht zum Vorwurfe gemacht werden können, dass mehrere seiner diese Länder betreffenden Angaben, — wie z. B. die Volksmenge, — mit ihrem *gegenwärtigen* Zustande nicht übereinstimmen. — Unter den hier genannten Staaten ist es besonders Hannover, dessen Einrichtungen Hr. *Crome* zu mehrern kritischen Bemerkungen veranlassen, die seiner Ansicht über das Wesen des Staatshaushalts nur zum Ruhme gereichen, und seinen Philanthropism ausser Zweifel setzen. So rügt derselbe den Druck, unter welchem der Bauernstand in manchen Provinzen dieses Königreichs, wie im Calenbergischen, in Hoya u. s. w. seufzt. Die dort übliche Mayer-Wirthschaft und die Armuth des dortigen Landvolks mit der Kulturart im Lande Hadeln und im Fürstenthum Ostfriesland und dem hier herrschenden Wohlstande in Vergleichung stellend, weiset der Vf. nach, dass nicht der Boden allein, sondern auch die heterogene Verfassung in manchen dieser Provinzen, deren Einwohnerschaft entweder arm und dumm, oder aber wohlstehend, verständig und gesittet mache. Ueberall nimmt derselbe persönliche Freyheit und Eigenthum für die bäuerliche Klasse der Bevölkerung in Anspruch, eine Bedingung, woran sich, wie er sagt, deren Gefühl für Recht und Unrecht, so wie deren Befähigung, das Eine von dem Andern zu unterscheiden, knüpft. Auch das hannöverische Finanzwesen giebt unserm Statistiker Anlass zu mancher beherzigungswerthen Bemerkung. Die Steuern, meint Hr. *C.*, wären zwar auf den letzten Landtagen, — deren organische Einrichtung ihm, beyläufig gesagt, bey weitem den Repräsentativ-Verfassungen Baierns, Würtembergs u. s. w. nachzustehen scheint, — in Etwas verändert und besser vertheilt worden, indessen sey dabey der Aristocratismus noch immer sehr vorherrschend. Allererst im Laufe des gegenwärtigen Jahrzehends habe man Versuche gemacht, die grossen, aber seither nur einen geringen Ertrag gewährenden Domänen an den Meistbietenden öffentlich zu verpachten. Diese Versuche hätten den besten Erfolg gehabt, indem dieselben Domänen nunmehr das Dreyfache von dem ertrügen, was sie bis dahin ertragen hatten, wo sie einigen begünstigten adeligen Familien um ein Spottgeld überlassen gewesen wären. — Zwar lässt der Vf. der höhern und gelehrten Bildung im Königreiche Hannover vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren und rühmt die zu deren Beförderung daselbst bestehenden Anstalten. Allein die in der Hauptstadt des Landes übliche Etikette vermag derselbe eben nicht zu billigen; er findet sie sogar zum Theil lächerlich, so wie das, was man dort die *historische Verfassung* nennt. Nichts desto weniger hat Rec. mit Vergnügen wahrgenommen, dass die der statistischen Darstellung Hannovers vorangeschickte historische Einleitung mit ganz besonderer Sorgfalt und Vorliebe ausgearbeitet ist. — Im Gegensatze mit dem Königreiche Hannover erfreut sich, nach Hn. *C's.* Schilderung, das Königreich Würtemberg der zweckmässigsten Verfassung in ganz Deutschland. Auch lobt er die Staatsverwaltung dieses Königreichs wegen ihrer Pünktlichkeit, Strenge und Energie. Nur Schade, fügt er hinzu, dass noch zu viel Schreiberey dabey herrsche, wie leider in den meisten deutschen Staaten. — Ein ganz besonderes Interesse gewähren die Auskünfte, die der Vf. über das Finanzwesen des Königreichs Sachsen mittheilt; man gewahrt wohl, dass derselbe sie aus archivalischen Quellen schöpfte, die seither nur wenigen zugänglich waren. Zwar erhält die, der Königl. Hannöverischen ähnliche, K. Sächsische Staatsverfassung eben nicht Hn. C's. Beyfall; nichts desto weniger ertheilt er der Verwaltung des Landes grosses Lob, indem ihr es zuzuschreiben, dass sich der Staatskredit, der Zerstückelung Sachsens ungeachtet, so schnell wieder erhob, dass sein Papiergeld 1 bis 1½ Procent Agio trägt. — Den *zweyten* Band eröffnet die Darstellung der Grossherzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Strelitz. Tief in das Staatsleben dieser Länder eindringend und aus Quellen schöpfend, die sich vielleicht noch mehr durch ihre Glaubwürdigkeit, wie durch ihre Neuheit empfehlen dürften, hat der freymüthige Vf. das Gute sowohl wie das Mangelhafte, was er in der Verfassung und Verwaltung beider Grossherzogthümer wahrnahm, mit scharfen und lebendigen Zügen dargestellt. Rec. wüsste nicht, dass unsere statistische Literatur irgend eine so ausführlichere, viel weniger denn in diesem Geiste geschriebene Schilderung der besagten zwey Bundesstaaten aufzuweisen hätte. Er kann sich bey dieser Gelegenheit der Aeusserung des Wunsches nicht versagen, dass der übrigens schätzbare Mecklenburgische Staatskalender mit eben der Klarheit und Freymüthigkeit abgefasst seyn möchte. — Könnte man die nun folgende Darstellung des hessischen Kurstaats etwas [illegible] und förmlich nennen, so wird das Grossherzogthum Hessen, des Vfs. zweytes Vaterland, mit desto grösserer Sorgfalt, Sachkenntniss und Umsicht und dabey in bündiger und fruchtbarer Kürze geschildert. Dieser Abschnitt gehört zu denjenigen des Werkes, die auch dem spätern Statistiker noch eine eben so sichere, als reichhaltige Quelle gewähren werden. Die Herzogthümer Holstein und Lauenburg, so wie das Herzogthum Holstein-Oldenburg scheinen Rec. nicht mit genügender Ausführlichkeit behandelt zu seyn, wiewohl das, was darüber gesagt wird, [illegible] den Character einer amtlichen Mittheilung an sich trägt. Es ist um so mehr zu bedauern, dass sich bey

des

der Darstellung dieser Länder unseres Statistikers gewohnte Ausführlichkeit vermissen läst, da doch die respectiven Staatsbehörden gewiss keinerley Ursachen haben, mit ihren Notizen zurückhaltend zu seyn. — Noch kürzer wird das Grossherzogthum Luxemburg abgefertigt, muthmasslich weil Dr. C. glaubte, sich hinsichts dieses Landes desto gedrängter fassen zu können, da dasselbe lediglich in politischer Hinsicht Deutschland angehört. — Fast pittoresk möchte man dagegen sagen, ist die Schilderung, die der Vf. vom Herzogthum Nassau entwirft, womit der *zweyte* Band schliesst. Der musterhafte Staatskalender dieses vorzüglich gut verwalteten Landes mag wohl, nebst den übrigen Quellen, manche Züge zu dem Gemälde geliefert haben; allein das Ganze scheint dennoch an Ort und Stelle nachgesehen und vervollständigt worden zu seyn. — Der *dritte* Band sollte, nach dem vom Vf. entworfenen Plane, die vier sächsischen Herzogthümer Gotha, Coburg-Saalfeld, Meiningen und Hildburghausen enthalten. Auch war, wie uns derselbe in der Vorrede dieses Bandes berichtet, das fertige und an die Leipziger Verlagshandlung abgeschickte Manuscript bereits zum Theil abgedruckt, als die diesen Ländern, in Folge des Aussterbens der Gothaischen Linie, bevorstehende neue Untertheilung im Publikum bekannt wurde. Da indessen der betreffende Staatsvertrag vom 12. Nov. 1826 zu jener Epoche (Johannis 1826) noch nicht promulgirt war, so sahe sich Dr. C. veranlasst, sein Manuscript wieder zurückkommen zu lassen, um dasselbe für den *vierten* und letzten Band seines Werkes gänzlich umzuarbeiten. Es beginnt daher dieser *dritte* Band mit dem Herzogthume Braunschweig, dessen statistische Darstellung zwar als vollendet zu betrachten ist, wo sich indessen, seit dem Regierungs-Antritte des jungen Herzogs, hinsichtlich des Verwaltungspersonals gar manche Veränderungen zugetragen haben. Die Schilderung, die uns Hr. C. von den in diesem Herzogthum zur Zeit bestehenden Einrichtungen, seiner Staatsverfassung und Verwaltung entwirft, und die, wie er nachweiset, das Land seinem trefflichen Herzoge Carl Wilhelm Ferdinand zu danken hat, läst Rec. mit dem Vf. wünschen, dass diese Einrichtungen eben so von Dauer seyn möchten, wie das Andenken an jenen Fürsten in den Herzen seiner Einwohner ewig leben wird. — Auch in Betreff des Grossherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach stimmen wir dem Wunsche unsers ehrwürdigen Statistikers am Schlusse seiner Darstellung sehr gern bey, dass sich dieser weise regierte Staat noch Jahrhunderte lang der Wohlthaten zu erfreuen haben möge, wodurch sich der unvergessliche Carl August die Liebe und den Dank seiner Unterthanen erwarb. — Der Darstellung der Schwarzburgischen Fürstenthümer steht eine besonders lesenswerthe historische Einleitung voran. Die statistischen Notizen, die uns der Vf. über diese Länder, so wie über die Fürstenthümer Reuss, älterer und jüngerer Linie liefert, beruhen augenscheinlich auf dem Grunde amtlich beglaubigter Mittheilungen. Die Herbeyschaffung derselben muss Hn. C. einen grossen Aufwand von Zeit, Mühe und Kosten verursacht haben, da es besonders hinsichts kleinerer Staaten an bereiten Quellen gemeinhin am Meisten zu fehlen pflegt. Man muss es von der Billigkeit derjenigen Schriftsteller, welche die Resultate von unsers Vfs. Forschungen benutzen werden, hoffen, dass sie seine Verdienste um die materielle Förderung der Wissenschaft auch dereinst öffentlich anerkennen werden. — Unter gleich günstigen Auspicien, man gewahrt es, wurde die Schilderung der Fürstenthümer Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe, so wie des Fürstenthums Waldeck entworfen. In Folge dieser Begünstigungen hat der Vf. viele Vorurtheile mit Erfolg bekämpft und berichtigt, die in Betreff dieser Länder, womit der *dritte* Band schliesst, seither noch obwalteten. Derselbe läst es sich besonders angelegen seyn, die Verdienste der verstorbenen Fürstin Pauline von Lippe-Detmold herauszuheben und zu würdigen; denn ihrer vormundschaftlichen Regierung verdankt dieses Land alle die guten Einrichtungen, deren sich noch jetzt dessen Bewohner erfreuen. — Mit dem *vierten* und letzten Bande endlich hat dieses statistische Werk seine Vollendung erhalten. Die erste Stelle darin nehmen die sächsischen Herzogthümer ein, nämlich: das Herzogthum Coburg-Gotha nebst dem Fürstenthum Lichtenberg jenseits dem Rhein, das Herzogthum Meiningen und das Herzogthum Altenburg. Erwägt man die mannigfaltigen Schwierigkeiten, die mit der jüngsten Vertheilung dieser Länder und der auf deren Basis gegründeten Reorganisation ihrer Verwaltung verknüpft waren, und die verwickelten Verhältnisse, die sich daraus besonders für den ausländischen Statistiker ergeben mussten, so verdienen Dr. C's. Bestrebungen, uns eine genaue Darstellung dieser Herzogthümer zu geben, ganz vorzügliche Anerkennung. Es konnte indessen dieses Vorhaben nur gelingen, in so fern ihm dabey die Unterstützung einheimischer, mit jenen Verhältnissen genau bekannter, Staatsmänner zu Theil ward; und dieser hatte er sich, wie er in seiner Vorrede zu diesem Bande andeutet, in reichlichem Maasse zu erfreuen. Die von ihm gelieferte Beschreibung ist demnach so genau und vollständig, als sie nur immerhin, abgesehen von den etwaigen Veränderungen, seyn konnte, welche die innere Organisation dieser Bundesstaaten im Verfolg der Zeit noch etwa erfahren dürfte. — Die Darstellung der Anhaltischen Herzogthümer, denen ebenfalls eine kurze historische Einleitung voransteht, hätten wir etwas umfassender und vollständiger zu finden gewünscht. Sehr gern wird man dem Vf. die Vorliebe verzeihen, die er besonders für Anhalt-Dessau zu Tage legt, wenn man weiss, dass er hier seine Laufbahn, — als Lehrer beym Philanthropin und Instructor des damaligen Erbprinzen Friedrich — antrat. Auch sollte man glauben, er würde eben desswegen eine genauere Kenntniss von dem Lande selbst besitzen.

In-

Indessen hat sich während der 42 Jahre, die Hr. C. von Dessau entfernt lebt, dort so vieles verändert, dass jene Kenntniss fast zur Antiquität geworden ist; und die Notizen, die er sich über den gegenwärtigen Zustand dieses Herzogthums zu verschaffen wusste, scheinen in so fern ungenügend gewesen zu seyn, als sie zu wenig befriedigende Auskünfte über das wirklich Bestehende ertheilen. Daher mag es denn wohl kommen, dass die Schilderung von Anhalt-Dessau den Erwartungen des Rec. minder entsprach, als die von Köthen und Bernburg, welche, wiewohl ungleich kürzer, dennoch das Gepräge amtlicher Beglaubigung an sich trägt. — Desto vollständiger und musterhafter sind die beiden Fürstenthümer Hohenzollern dargestellt. Ihrer Beschreibung geht ebenfalls eine historische Einleitung voran, die, aus archivalischen Quellen geschöpft, manche Dunkelheiten in der Geschichte dieses fürstlichen Hauses aufzuklären dient. Die statistische Schilderung selber ist, unsers Bedünkens, die ausführlichste und vollständigste, welche über irgend einen Bundesstaat in diesem Werke nur geliefert wird und vielleicht desshalb noch um so schätzbarer, weil gedachte Fürstenthümer ein seither fast unbekanntes Land waren. — Aus demselben Gesichtspunkte sind die Darstellungen zu würdigen, die Hr. *Crome* von dem Landgrafthum Hessen-Homburg und dem Fürstenthum Lichtenstein giebt. Mit Wohlgefallen macht der Vf. bemerklich, wie gelinde beide Länder von ihren Souverainen behandelt werden. Der Fürst von Lichtenstein besonders verlangt nicht nur von allem dem, was die eigentlichen Staatseinkünfte betragen, gar nichts, sondern er trägt sogar, durch die Besteuerung der eigenthümlichen Domainen, noch viel zur Bestreitung der Staatsausgaben bey. — Den Beschluss des Werkes macht die Darstellung der freyen Städte Frankfurt, Hamburg, Lübeck und Bremen. Wiewohl auch diese Darstellung in Hinsicht ihrer Ausführlichkeit und Genauigkeit eben nichts Wesentliches vermissen lässt, so sieht man, dass die Regierungen dieser Freystaaten, mit Ausnahme Bremen's jedoch, minder ergiebig in ihren Mittheilungen gegen den Vf. waren, als die der monarchischen Staaten Deutschlands. — Rec. bedauert, dass sich besonders in dem *vierten* Bande manche Druckfehler eingeschlichen haben, welche sofort zu verbessern des Vfs. Entfernung vom Druckorte vielleicht nicht gestattete. Es wäre daher um so mehr zu wünschen, dass von dem Verleger ein von Dr. *C.* selbst angefertigtes Register, wobey jene Druckfehler berichtigt werden könnten, nachgeliefert werden möchte, da dieses Werk nicht allein für den Gelehrten, sondern auch zum Gebrauche des praktischen Staats- und Geschäftsmannes bestimmt ist, welcher nicht immer Musse noch Gelegenheit hat, jene Berichtigungen selber zu übernehmen. — In der Vorrede zu diesem *vierten* Bande sagt der Vf. als statistischer Schriftsteller dem Publikum sein Lebewohl. Auf dieser Laufbahn wirkte und nützte er funfzig Jahre lang, und sicherlich wird sein Abtreten von derselben, wiewohl wir es dem 76jährigen Greise nicht verargen wollen, von allen Freunden der Wissenschaft, zu deren eifrigsten und glücklichsten Beförderern *Er* gehörte, nur mit Leidwesen vernommen werden. Allein es scheint, als wollte sich Hr. *C.* der Gefahr nicht aussetzen, seinen literarischen Ruhm zu überleben; und überdiess *verheisst er uns noch eine* Selbst-Biographie, der wir mit Ungeduld entgegensehen, da sie des Interessanten und Lehrreichen gewiss sehr Vieles enthalten wird.

NEUE AUFLAGEN.

Dresden, b. Hilscher: *Selecta disceptationum forensium capita.* Tomus *secundus*, cum indicibus. Scripsit ac decisiones Sax. supremi provocationum tribunalis addidit Dr. *Carol. Aug. Gottschalk*, potentiss. Regis Saxoniae a consiliis provocationum. Editio *secunda multis* partibus auctior et emendatior. 1828. XXXVI und 468 S. gr. 8. (2 Rthlr. 18 gGr.) (S. die Recens. Ergänz. Bl. 1820. Nr. 122.)

Berlin, Posen und Bromberg, b. Mittler: *Uebungsblätter*, oder: 200 *Aufgaben aus der Sprachlehre, Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Geschichte und Technologie*, ein bewährtes Hülfsmittel des Unterrichts in zahlreichen Schulklassen. Nebst einer vollständigen Erläuterung der Aufgaben, als Hülfsbuch für *Aeltern* und Lehrer, von *F. P. Wilmsen*, Prediger an der evangelischen Parochialkirche in Berlin. *Fünfte*, verbesserte und vermehrte, Auflage. 1828. 112 S. 8. (1 Rthlr.) (S. die Recens. Ergänz. Bl. 1810. Nr. 52.)

Heidelberg, b. Groos: *Materialkritik von Martin's Civilprocess-Lehrbuch:* zugleich auf eine Mitcommendation von dessen Gegenstand berechnet. Ein Hundert und Ein Entwürfe: *vom* Professor Dr. *Karl Eduard Morstadt in* Heidelberg. *Zweyte*, stark vermehrte, Ausgabe. 1828. VI u. 410 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.) (Siehe die Recension der Allg. Lit. Zeitung 1820. Nr. 306.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1828.

GESCHICHTE.

Hamburg, b. Perthes: *Geschichte Alfred's des Grossen*, übertragen aus *Turner's* Geschichte der Angelsachsen, nebst der Lodbrokar - Quida in dem Urtext und einer metrischen Uebersetzung von Dr. *Friedrich Lorentz.* 1828. X und 283 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Turner's Geschichte der Angelsachsen gehört zu den bedeutendsten Werken in der neuern englischen Geschichtsliteratur. Sie verräth durch und durch ein tiefes und zum Theil wirklich *neues* Quellenstudium. Die sächsischen Denkmäler hatten zwar schon seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der Gelehrten erregt, und waren in einzelnen Zeiträumen sogar mit Vorliebe behandelt worden; aber sey es nun, dass die Zeit noch nicht reif war für eine echte Kritik, oder sey es, dass der Parteygeist, der in England mehr als irgendwo Einfluss auf die Geschichtsforschung gewonnen hatte, den Historikern die ruhige Besonnenheit raubte, die Bearbeitungen der frühern Jahrhunderte hatten mehr dazu gedient, den Werth der sächsischen Quellen in der allgemeinen Meinung herunterzusetzen, als zu weitern Forschungen anzuregen, so vortrefflich einzelne Untersuchungen auch gelungen waren. *Hume* behandelte die sächsische Geschichte mit einer Oberflächlichkeit, die sich schwer an ihm rächte: denn der Mangel in der Erkenntniss der wahren Grundsäulen des englischen Staatslebens ist eine der Hauptanklagen, die man neuerer Zeit gegen diesen geistreichen Historiker erhoben hat. *Turner* hat das Verdienst, zuerst wieder die angelsächsische Geschichtsperiode einem umfassendern Studium unterworfen zu haben, und wenn er bisjetzt in England noch wenig Nacheiferer gefunden hat, so ist ihm wenigstens die Genugthuung geworden, dass seine Forschungen bey allen neuern englischen Geschichtsschreibern anerkannt und reichlich benutzt worden sind. Die Art, wie er in den ersten Ausgaben die wälischen Quellen zur Aufklärung der ältesten Geschichte benutzte, erregte bey Vielen Widerspruch, und gab *Turner* Veranlassung, diesen Theil seiner Quellen einer neuen und schärfern Kritik zu unterwerfen. Der ausgezeichnete Werth, den sein Werk dadurch erhielt, wird noch durch die reiche Benutzung der nordischen Chroniken und Sagen erhöht, die bis auf ihn so gut wie gar nicht zu Rathe gezogen worden waren. Bisjetzt sind vier Ausgaben seines lehrreichen Werks erschienen, von denen jede den erfreulichsten Beweis von dem ununterbrochen fortgesetzten Studium dieses gründlichen Forschers liefert.

So gross indess die Verdienste *Turner's* in dem Fache der Geschichts*forschung* sind, zweifeln wir doch, dass eine Uebersetzung, zumal eines einzelnen Abschnitts aus diesem Werke, in Deutschland grosses Glück machen werde: denn *Turner* hat einen Fehler, der ihm das grössere Publicum immer verschliessen wird: er versteht nicht Geschichte zu *schreiben.* Sein Stil ist breit, schwülstig, überladen; die Masse der gesammelten Notizen hat ihn oft erdrückt und ihn an einer klaren, einfachen Anordnung seines Stoffs gehindert. Statt durch die Gruppirung der Facta den Zusammenhang der Ereignisse dem Leser vor die Augen zu bringen, hilft sich der Vf. mit allgemeinen Betrachtungen, die weniger dazu dienen, den Geist der Zeit zu erkennen, als den Leser zu ermüden. Wenn der Uebersetzer das deutsche Publicum mit den neuen, interessanten Forschungen *Turner's* über das Leben Alfred's bekanntmachen wollte, so möchte er vielleicht besser gethan haben, wenn er den gesammelten Stoff ganz neu umgearbeitet und in eine geschmackvollere Form gebracht hätte; für Historiker vom Fach durfte er ja ohnediess nicht zu schreiben hoffen: denn diesen wird durch eine Uebersetzung dieses einzelnen Abschnitts das ganze Werk nicht entbehrlich gemacht.

Das ganze Schriftchen, wie es hier vor uns liegt, zerfällt in drey Bücher. Das erste enthält die Ereignisse seit Alfred's Geburt bis zum Tode Ethelred's. Voraus geht eine kurze Einleitung, durch welche der Uebersetzer seine Leser in den Zusammenhang führen will. Wir finden darin die Turner'schen Ansichten unverändert wieder. So wird uns S. 4 erzählt, Ethelwulf sey bey seines Vaters Tode Mönch (Subdiaconus) gewesen und habe vom Papst dispensirt werden müssen, ehe er den Thron habe besteigen können. Die Geschichte ist von Malmesbury *de Pont.* II. f. 137 zuerst berichtet und später von den Meisten nacherzählt worden. Allein wenn uns schon durch das Schweigen aller ältern Chronikanten diese Erzählung verdächtig wird, so muss sie es uns noch mehr durch den Umstand werden, dass Papst Leo die Dispensation ertheilt haben soll, der doch schon seit mehr als 20 Jahren todt war.

war. Ueberhaupt sieht man nicht ein, warum Ethelwulf nothwendig dem Mönchsstande habe entsagen müssen, da Aethelstan, der die Herrschaft über Kent, Essex, Surrey und Sussex erhielt, eben so gut in die Herrschaft über das ganze Reich hätte succediren können, mag er nun der Sohn oder Bruder Ethelwulf's gewesen seyn, worüber, beyläufig zu S. 10 not. 8 bemerkt, selbst die Handschriften der Sachsenchroniken an. 936 schwankend sind. Aus derselben Quelle entspringt auch die Beschuldigung der Untüchtigkeit zur Regierung, die alle Historiker bis auf die neueste Zeit gegen Ethelwulf vorgebracht haben, und die sich weder in der Regierungsgeschichte dieses Königs, noch durch ausdrückliche Zeugnisse von Zeitgenossen bestätigt. Der Uebers. hätte durch *Lingard* Th. 1. Kap. 3 auf diess Alles aufmerksam werden können.

Das *erste* Buch der Uebersetzung enthält die Geburt und Erziehungsgeschichte Alfreds. Die weitläufige Darstellung der Geschichte Englands unter den Regierungen der drey Brüder Alfreds, namentlich die Geschichte Ragnar Lodbrog's und der Rache seiner Söhne, gehört eigentlich, soweit sie nicht des Zusammenhangs mit Alfreds Kriegsthaten wegen hergezogen werden muss, nicht in eine Beschreibung von Alfreds Leben, so interessant dieser Theil von *Turner's* Werk besonders in dieser neuesten Ausgabe auch sonst ist. — Das *zweyte* Buch umfasst die ganze Regierungsgeschichte Alfreds und zerfällt in zwey Perioden: die Zeit vor der Flucht Alfreds nebst der Wiedereinsetzung, und die Zeit nach dieser. *Turner* hat zuerst auf den Zusammenhang des plötzlichen und sonst ganz unerklärlichen Verfalls der westsexischen Macht mit einigen Winken *Asser's* und anderer Historiker über Alfreds Fehler in den ersten Jahren seiner Regierung, durch die er unpopulär wurde, aufmerksam gemacht. *Lingard* ist ihm darin ganz gefolgt. In Beziehung auf den (bey Wilkins *Leg. Sax.*) abgedruckten Vertrag mit Gothrun scheint uns unser Vf. den Worten nach zu irren, wenn er die Grenze des ostanglischen Reichs von der Watling-Strasse om die Ouse hinablaufen lässt. Der Vertrag giebt die Grenze nur so weit an, als sie die Alfredischen Besitzungen berührten, und das ist bis an die Stelle, wo die Ouse oberhalb Bedfort auf die Watlingstrasse stösst: denn das nordöstliche Mercien nebst ganz Northumbrien war den Dänen unterworfen, und eine Bestimmung zwischen Gothrun's Reiche und diesen nördlichern Besitzungen der Dänen lag ausserhalb des Interesses der Angelsachsen. Die Worte des Vertrags lauten: *Aerest ymb ure landgemera, upon Temese, and thonne upon Ligan and andlang Ligan odh hire aewylm, thonne on geriht to Bedanforda, thon upon Usan odh Waetlingastret*, d. i. *zuerst über unsere Landgrenzen, die Themse hinauf und dann die Lea hinauf und entlang der Lea bis zu ihrem Ursprunge und dann rechts nach Bedfort, dann die Ouse hinauf bis zur Watlingstrasse. Turner* dreht es um und sagt: von der Watlingstrasse zur Ouse.

Die zweyte Abtheilung des *zweyten* Buchs enthält Alfreds Kämpfe mit Hastings und seinen Tod. Das *dritte* Buch handelt in drey Kapiteln von Alfreds wissenschaftlichem Charakter, seinem sittlichen Charakter und seinem Benehmen im öffentlichen Leben. In den ältern Ausgaben gab hier der Vf. mehr Auszüge aus Alfreds Schriften; in der jetzigen ist der ganze Stoff besser verarbeitet und mit interessanten historischen Notizen reicher begabt. Neu ist unter Andern die Vermuthung, dass das berühmte *domboc* Alfreds nichts Anderes als der Auszug aus den mosaischen Gesetzen, der den angelsächsischen Gesetzen vorhergeht, sey. Rec. *scheint* diese Meinung nicht haltbar, *aus Gründen, die* er bey einer andern Gelegenheit weitläufiger zu entwickeln gedenkt.

Die Uebersetzung ist, so weit wir sie mit dem Original verglichen haben, treu, und zeugt von Bekanntschaft mit der englischen Sprache; nur hätte der Uebersetzer etwas mehr Aufmerksamkeit auf den Stil verwenden sollen. Wir heben *nur einige* Proben solcher Nachlässigkeiten heraus, z. B. S. 9: „Diess ward eine neue Epoche in ihren *Gewohnheiten*. Ihre alte *Gewohnheit* war gewesen" u. s. w. Der Engländer wechselt mit *habits* und *custom*. Der Uebers. hätte leicht einmal *pflegen* gebrauchen können. Unedel scheint uns S. 15: „*Der unters Volk gebrachte Grund*", *the popular reason*. S. 44: „— die Feinde waren auf den Krieg *versessen* und bis zum *Uebermasse* tapfer." Ebenso S. 75. Bisweilen wird man durch undeutsche Wendungen stark an das englische Original erinnert, z. B. S. 8: „Seit das Glück der Normannen in Frankreich den *Horizont* ihres Ehrgeizes erweitert hatte" u. s. w.; warum nicht wenigstens lieber *Gesichtskreis*. Geradezu falsch ist es, wenn S. 9 gesagt wird: „ihre Anzahl, vielleicht das *Resultat* einer Verbindung, war grösser, als bey irgend einem frühern Einfalle" u. s. w. Die grosse Anzahl war aber nicht das Resultat der Verbindung, sondern die Folge einer Verbindung oder besser Verbündung, nämlich des Umstandes, dass sie sich verbunden hatten. S. 16: „Er warb um eine Verbindung mit Judith", *he sued for alliance with Judith*. S. 17: „Ethelbald gewann eine kurze Dauer königlicher Pracht", *E. gained a short interval of regal pomp*. Ein Fehler ist es, wenn S. 102 *whitsuntide* (die Zeit um Pfingsten) mit „Zeit des weissen Sonntags" übersetzt wird. Denn nur in England ist *whitsunday* Pfingsten, sonst aber heisst in allen christlichen Ländern der Sonntag nach Ostern, *Quasimodogeniti*, weisser Sonntag. — Druckfehler haben wir nur wenige bemerkt: z. B. S. 25 Cadmon statt *Cedmon* oder *Caedmon*, S. 9 ist statt Wihtlaf nach *Chr. Sax*. 826 und 828 *Wiglaf* zu schreiben. Wenn in der Stelle des *Mirroir* S. 248 n. 99 wirklich steht: „*avant le age de 21 ans*", so ist gewiss 12 zu verbessern.

Die Uebersetzung von *Ragnar Lodbrogs Quida* oder *Todesgesang* ist gelungen zu nennen. Wir

besassen schon früher eine Uebersetzung von Göttling, als Anhang zu seinen Nibelungen und Gibellinen.

Pest, b. Hartleben: *Geschichte des Osmanischen Reiches, grossentheils aus bisher unbenutzten Handschriften und Archiven;* durch *Joseph von Hammer. Zweyter* Band. Von der Eroberung Konstantinopels bis zum Tode Selim's I. 1453—1520. Mit einer Karte. 1828. VIII u. 680 S. und 6 S. Inhaltsanzeige und Berichtigungen. *Dritter* Band. Vom Regierungsantritte Suleiman I. bis zum Tode Selim's II. 1520—1574. Mit einer Karte. 1828. VIII und 804 S. und 8 S. Inhaltsanzeige und Berichtigungen gr. 8. (10 Rthlr.)

Die Fortsetzung des auf mehre Bände berechneten klassischen Werks einer ausführlichen Geschichte des Osmanischen Reichs, dessen *erster* Band in der A. L. Z. 1828. 2r B. Nr. 184 angezeigt worden ist. Jeder der beiden vorliegenden Bände giebt zuerst S. V — VIII die Uebersicht der für den Zeitraum, welchen er begreift, benutzten morgenländischen Quellen. Im zweyten Bande sind diese Quellen theils dieselben, die schon Bd. 1. aufgeführt sind, und werden deswegen hier nicht wiederholt; theils aber kommen für den zweyten Zeitraum der Geschichte noch *fünf und zwanzig* zur Klasse der geographischen Werke, Specialgeschichten und Urkundensammlungen hinzu, alle, handschriftliche Exemplare, und deren keins im Druck bekannt gemacht, die allermeisten aus des Vfs. dieser Geschichte eigner Sammlung. Im *dritten* Bande sind die Quellen für den dritten Zeitraum dieser Geschichte sämmtlich Zuwachs zu denen in den beiden vorhergehenden Bänden aufgeführten, als neue nur zu der in diesem Bande begriffenen Geschichte gehörige Quellen: 1) allgemeine Geschichten der Regierung *Ssuleimân I.* und *Sselim II.*, an der Zahl *fünf*; 2) Specialgeschichten der Regierung beider Herrscher, *dreyzehn* an der Zahl; 3) biographische Werke, *fünf* an der Zahl; 4) Sammlungen von Grundgesetzen und Staatsschreiben, *zwey* an der Zahl; alle diese Quellen wiederum in handschriftlichen Exemplaren, und keine derselben im Druck erschienen, die meisten ebenfalls aus des Vfs. dieser Geschichte eigner Sammlung. Das Verzeichniss aller dieser Quellen des 2ten und 3ten Bandes ist dem im 1sten Bande gleich, und es bleiben auch hier die darüber in der Anzeige des 1sten Bandes geäusserten Wünsche in ihrer Geltung. Das Werk des Vfs. setzt sich im *zweyten* Bande mit dem *dreyzehnten* Buche bis Ende des *vier und zwanzigsten* Buches, im *dritten* Bande mit dem *fünf und zwanzigsten* Buche bis Ende des *sechs und dreyssigsten* Buchs fort, deren Enthalt und Inbegriff aus den Ueberschriften der einzelnen Bücher und zu Ende jedes Bandes aus dessen *Inhaltsanzeige* zu ersehen ist.

Es geht die Geschichtserzählung, von welcher so wenig als bey dem *ersten* Bande auch der bündigste Auszug dem Plan und Zweck der A. L. Z. angemessen seyn würde, von Eroberung Konstantinopels (B. 1.) im *zweyten* Bande durch die auf einander folgenden Regierungen der Sultane *Muhammed II.* 1453—1481 (Buch 13—19), *Bajasid II.* 1481—1512 (Buch 19—22), *Sselim I.* 1512—1520 (Buch 22—25) fort; im *dritten* Bande durch die Regierungen *Ssuleimân I.*, des zehnten Sultans der Osmanen (1520 bis 1566 (Buch 25—35), und *Sselim II.* 1566—1574 (Buch 35. 36). Die Einrichtung des Ganzen durch alle Bücher, der Geist der Behandlung der Geschichtserzählung und der eigenthümliche blühende Stil des Vfs. ist wie in dem *ersten* Bande des Werks. Durchaus sind auch in diesen beiden Bänden die Jahrzahlen nach muhammedanischer und christlicher Zeitrechnung am Rande beygefügt, so wie auch die Angabe des jedesmaligen Inhalts der Paragraphen; die nöthigen Erklärungen und literarischen Hinweisungen in *Textes-Noten*, und die umständlichern historischen, literarischen und antiquarischen Erörterungen in schätzbaren, am Ende der Geschichtserzählung nachfolgenden *Erläuterungen*.

Unter die mehr beyläufigen Inhaltspunkte dieser ganzen, wie durch weit ausgedehnte Eroberungen und Räuberzüge, so vornehmlich durch Meuchelmord, Blutvergiessen, Grausamkeit und Barbarey und Gräuelthaten aller Art empörend ausgezeichneten Geschichte gehört unter andern im *vierzehnten* Buche die *ältere Geschichte der Insel Lesbos*, im *siebenzehnten* Buche die *Geschichte der Insel Rhodus* im Alterthum und Mittelalter, im *achtzehnten, ein und zwanzigsten, neun und zwanzigsten, vier und dreyssigsten* Buche und in den *Erläuterungen* zu B. 3. S. 755—757 die *Nachricht von berühmten Gelehrten und Dichtern*, im *zwey und zwanzigsten* Buche der *Rückblick auf den Ursprung der grossen Kirchenspaltung des Islâm, der Ssunni und Schi'i*, im *drey und zwanzigsten* Buche die *Beschreibung und frühere Geschichte von Diarbekr, Mardin, Hhissn Keif, Nizibin, Mozul, 'Orfa* und *Rakka*, und die *Beschreibung des Landes Kurdistân* und *seiner Einwohner*, im *vier und zwanzigsten* Buche die *Beschreibung der Merkwürdigkeiten Kairo's* (Kahira's) *in Aegypten*, im *fünf und zwanzigsten* und im *vier und dreyssigsten* Buche (B. 3. S. 455 f.) die *Erörterung der Wichtigkeit der Zehnzahl bey den Morgenländern*, im *acht und zwanzigsten* Buche die *Beschreibung und frühere Geschichte der Stadt Baghdâd*, im *zwey und dreyssigsten* Buche die *ältere Geschichte der Usbegen*, und im *fünf und dreyssigsten* Buche die *geographische und historische Beschreibung von Arabien und seinen Einwohnern*. Mehre andere dergleichen beyläufige Erörterungen über mannichfaltige historische, antiquarische und andere wissenschaftliche Gegenstände sind, wie schon im *ersten* Bande, zahlreich in den *Erläuterungen* zu beiden Bänden zerstreut. Was übrigens Rec. in der Anzeige des *ersten* Bandes über einzelne Inhaltspunkte in Hinsicht gewisser unverbürgter oder unbegründeter Behaup-

hauptungen dessen, was man vermisst und doch wünschenswerth gewesen wäre, gilt zum Theil fortwährend ebenfalls von diesen zwey Bänden, so weit es in denselben wiederkehren musste. Andres dieser Art kommt in diesen beiden Bänden noch hinzu. So S. 70 des *zweyten* Bandes, wo von einem türkischen Pagen die Rede ist, welchen der letzte Herzog von Lesbos (*Sec.* XV) zu einem Christen und dann zu seinem Schandbuben (mit welchem er Knabenschänderey trieb) machte, ist das einen solchen Knaben bezeichnende Wort *lóthi* durch *Lotterbube* übersetzt, und in der Note wird gesagt, das deutsche *Lotterbube* werde so füglicher in solcher schändlichen Bedeutung gebraucht, als es im Persischen *luti* (*lóthi*) laute, welches von *Lot* (*Loth*) abstamme, wie *lucus a non lucendo*. Allein erstlich ist zu bemerken, dass *Lotterbube* im Deutschen nicht die angegebene, sondern eine allgemeinere Bedeutung hat, da es einen jeden liederlichen, lasterhaften, unnützen Menschen bezeichnet; hernach ist die mit der Abstammung des *lóthi* von *Loth* verglichene, sinnig spielende, aber sehr unwahrscheinliche, obwohl gemeinhin angenommene Etymologie des *lucus* um so mehr verfehlt, weil das Wort *lóthi*, ein Sodomit, der Sodomiterey Ergebner, sich nicht von der Person des *Loth*, sondern von dem *Volke Loth's*, den ruchlosen Einwohnern seiner Vaterstadt Sodom, herleitet. In den *Erläuterungen* zum *zweyten* Bande, welche von S. 542 bis 671 gehen, ist zu S. 223 das bekannte Wort *diwán* in den Bedeutungen *Staatsrath* und *Gedichtsammlung* zu kategorisch aus dem persischen *din* d. i. *genius, daemon* erklärt, wie es im *Ferheng i Schu'uri*, und in andern persischen Wörterbüchern hergebracht ist. Mit solchen Etymologieen alter einheimischer oder auch eingebürgerter Wörter des Sprachgebrauchs, welche man nicht bis zu ihrer Entstehung historisch verfolgen kann, selbst wenn solche Ableitungen von Eingebornen aufgestellt sind, hat es eine eigne immer missliche Bewandniss. Die gegenwärtige hat, was wenigstens die Bedeutung *Staatsrath* betrifft, ganz den Gehalt einer bloss sinnreichen Deutung. Weit natürlicher und annehmlicher würde es seyn, dass man das Wort *diwán* in den angegebenen Bedeutungen aus dem altpersischen *dei*, Gott, Gottheit, so wie *deva* im Sanskrit, und aus dem persischen *wán*, *par, similis*, ableite, also in dem Sinne *gottgleich*, die *Gottheit vertretend*, und überhaupt *göttlich* nehme; oder auch es aus Vergleichung des Sanskritwortes *diwa* d. i. strahlen, leuchten, vortrefflich, preiswürdig seyn, (wovon *dewana*, Glanz, Strahlung, Fürtrefflichkeit u. s. w. — dann auch Bekenntniss, oder Befleissigung einer Sache, Geschäft, Verhandlung u. s. w.) erkläre. Zu der letztern Erläuterung spricht auch die armenische Sprache, in welcher *dawaniel* oder *dawanil* in der Bedeutung *profiteri* gebräuchlich ist. Im *dritten* Bande S. 8, wo erzählt wird, wie dem *Suleimán*, dem zehnten Sultane der Osmanen, bey seinem Regierungsantritte die Stimme des Volks eine Stelle des Korán, in der fabelhaften Geschichte der Königin von Ssaba (Cor. *Sur.* XXVII. v. 31) auf das glücklichste in Anwendung gebracht habe, ist die koránische Stelle so verschroben herausgenommen, dass die Anwendung derselben vielmehr *auf das unglücklichste* ausgefallen ist. Denn die Worte spricht nicht, wie hier der Vf. darstellt, *der Ueberbringer* von Salomon's Schreiben an die Königin, sondern es sind die Worte der Königin selbst, und diese Worte sind nicht: *„Denn diess ist von Salomon, und diess ist im Namen des Allmilden, des Allerbarmenden* (des Allbarmherzigen, Allgütigen)", sondern: *„denn er ist von Salomon* (der Brief) *und lautet: Im Namen Gottes des Allbarmherzigen, Allgütigen! Empört euch nicht"* u. s. w.

Im *zweyten* Bande des Werks S. 672—676 und im *dritten* Bande S. 792—796 sind die *Geschlechtstafeln und Folgen von Herrschern und Grossbeamten* enthalten. In jenem Bande S. 677 bis 680, in diesem S. 797—804 die *Rechenschaft über die* zwey den beiden Bänden beygefügten *Karten*. Die erstere deren enthält, bloss für den Inhalt des *drey und zwanzigsten* Buchs dieser Geschichte des osmanischen Reichs berechnet, das westliche Kurdistan, das nördliche Mesopotamien, die zwischen dem Euphrat und dem Tiger gelegenen drey Statthalterschaften *Diarbekr*, *Rakka* und *Mózul* nach den Angaben des *Dschihánnumá* und der grossen Reisebeschreibung Ewlia Efendi's; die andre am *dritten* Bande enthält die Marschroute von Konstantinopel bis Nissa, nach morgenländischen und abendländischen Quellen, sehr genau und vollständig. Es folgt auf diese Karten im *zweyten* Bande auf 3 Seiten und im *dritten* Bande auf 4 Seiten das *Inhaltsverzeichniss*, und zuletzt im *zweyten* Bande auf 8 Seiten Berichtigungen zum zweyten und nachträglich zum ersten Bande, im *dritten* Bande auf 4 Seiten eben dergleichen zum dritten und nachträglich zum zweyten Bande; zu allen drey Bänden aber eine Berichtigung der Daten-Berechnung.

Rec. sieht der Vollendung des schätzbaren Werks für die neuere Geschichte mit Vergnügen entgegen.

*1.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

December 1828.

GESCHICHTE.

Stuttgart und Tübingen, in der Cotta. Buchh.: *Sammlung historischer Schriften und Urkunden,* geschöpft aus Handschriften von *M. Frhrn. v. Freyberg,* Vorstand(e) des königl. Archivs. *Erster* Band. 1827. IV u. 520 S. 8. (2 Rthl. 12 gGr.)

Der Zweck dieser *Sammlung* ist: Verbreitung grösserer Wahrheit und hellern Lichts über die Geschichte Bayerns und Unterhaltung der Leser durch Darstellung der vaterländischen Vorzeit. Wenn auch nicht alle, sondern nur die meisten Stücke dieser Sammlung diesen Zweck erreichen, so wird sich der würdige Herausg., welcher bereits mit mehrern Geistesproducten die historische Literatur von Bayern bereichert hat, gewiss schon dadurch gegründeten Anspruch auf den Dank des gelehrten Publicums erwerben. Dem angegebenen Plane gemäss wird sich der Umfang dieser Sammlung nur auf Mittheilung unedirter oder ganz fehlerhaft edirter, besonders merkwürdiger Schriften beschränken, jedes vorkommende Stück mit einem Vorworte oder einer Erklärung begleitet werden; das Maass der Mittheilung, für welche das Münchener Reichsarchiv, dessen Vorstand der Herausg. ist, Stoff in Fülle enthält, von der Theilnahme und Gunst des Publicums abhangen. Drey Hefte werden immer einen Band bilden.

I. Heft: *Bayrische Chronik eines Ungenannten.* Diese Chronik, in deutscher Sprache abgefasst, wurde aus einer in dem Reichsarchive zu München vorhandenen Abschrift ans Licht gezogen. Die Zeit, in welcher sie geschrieben worden, fällt, wie die Ueberschrift besagt, in die Regierungs-Periode des Kaisers Friedrich III., also in das 15te Jahrhundert. Ihr Inhalt ist: Erzählung der Geschichte Bayerns, vorzüglich dessen Regentenhauses, in ziemlich chronologischer Ordnung, von den ältesten Zeiten bis zum Ende des 15ten Jahrhunderts. In der ganzen Erzählung athmet ein schlichter frommer Sinn, Treuherzigkeit, Gemüthlichkeit des Verfassers, häufig Ausführlichkeit in Nebensachen, Patriotismus und die Tendenz, Patriotismus zu befördern — Eigenschaften, welche diese Chronik zu einem volksthümlichen Zeitbuche machen. An Mährchen und Wundergeschichten fehlt es darin freylich nicht, obgleich der Herausg. Mehreres, was fabelhaft und unschmackhaft ist, weggelassen hat. Da man einmal eine Reinigung des Stoffs vorgenommen, so hält Rec. für zweckmäsig, dass auch folgende Stellen weggeblieben wären: die Verdächtigung der ehelichen Keuschheit Kunigundens durch einen Spuk des Teufels (S. 34); die Erwähnung des vielen Leidens des Herzogs Friedrich von Oesterreich in seiner Haft auf dem Schlosse Trausnitz durch den Teufel, welcher ihn aus der Gefangenschaft retten wollte (S. 101); die Erhebung und Uebertragung des Leibes des h. Arsatius von Ilmünster nach München (S. 186) u. a. Ausführliche Erzählungen, selbst in Nebensachen, wenn sie wahr sind und den Charakter des Volks oder einer merkwürdigen Person, oder überhaupt eine wichtige Erscheinung näher beleuchten und mehr herausheben, sprechen immer das Interesse des Lesers an, und mögen daher ihren Platz behaupten. Hierher gehören z. B. die Erzählung des Streites zweyer Jungfrauen vor Gerichte wegen einer Erbschaft (S. 90), wodurch die grosse Gerechtigkeitsliebe des Herzogs Johann sehr anschaulich dargestellt wird; ferner die Erzählung der Umstände bey der Wahl Maximilians zum deutschen Könige (S. 82), wodurch der Leser Kenntniss erhält von den Ceremonieen, welche ehemals bey den deutschen Königswahlen üblich waren. Hält man übrigens die Behauptungen und Angaben in dieser Chronik an den Maassstab der Wahrheit, so findet man allerdings viele Unrichtigkeiten. So lässt der Chronist gleich anfangs den *Bojarius, Boamundus, Theodo, Adelgerus, Udo* als die ersten Regenten der Bayern auftreten. Rec. müsste zu weitläufig werden, wenn er hier alle Fehler dieser Chronik anführen wollte, kann aber den Wunsch nicht unterdrücken: dass der sonst so fleissige Herausg. alle vorkommenden Unrichtigkeiten in unten angefügten Noten oder Erklärungen berichtigt hätte, welche demselben um so weniger Mühe gekostet haben würden, je grösser seine Vertrautheit mit der Bayerischen Geschichte ist. II. Heft: *Der Vehmgerichts-Process Caspars des Törringer.* Der Inhalt dieser Sammlung, welcher der Herausg. ein kurzes, aber sehr belehrendes Vorwort vorausschickt und welche in deutscher Sprache abgefasst ist, greift nicht nur in die öffentliche Geschichte des Vaterlandes ein, sondern beleuchtet auch den Charakter der damaligen

gen

ı Zeit (des 15ten Jahrh.) und insbesondere das
rfahren der Vehmgerichte. Die Veranlassung und
sache zu diesen Streitigkeiten sind kürzlich fol-
ıde: Herzog Friedrich hatte sich bey der Landes-
ilung im J. 1392, worin ihm das Landshuter
ederland zugefallen, verbindlich gemacht, zur
eichmachung der Theile gewisse Summen an seine
eilgenossen zu bezahlen. Als er starb, war diese
sgleichung noch nicht vollzogen. Da tritt nun
dwig der Gebärtete von Ingolstadt gegen Heinrich
ı Reichen von Landshut, Friedrichs Nachfolger,
t der dringenden Forderung auf Erfüllung erwähn-
ı Vertrags auf; und hieraus entspann sich die bit-
e und blutige Fehde zwischen diesen beiden Her-
gen, in welche auch des Törringer's Sache ver-
chten wurde. Dieser, ein hochangesehener Rit-
, so wie noch andere Adelige Bayerns, waren
ion längst gegen die vielfältigen Bedrückungen
fgebracht, welche ihnen vom Herzog Heinrich
gefügt wurden. Aus einem Fragment dieser Samm-
ıg ersieht man, dass Heinrich dem Törringer im
1413 einen Jäger gefangen gelegt und ihm seine
ınde genommen, als er in Stephans, Wilhelms
d Ernsts Diensten im Gebirge war. Da gütige
rstellungen der Adeligen kein Gehör fanden, so
hlossen sie unter Leitung Caspar Törringer's im J.
16 gegen Heinrich einen Bund, welchen Ludwig,
Feind Heinrichs, unterstützte. Heinrich, nach-
m er den Ritter Törringer seines Jägermeisteramts
tsetzt, rückte plötzlich vor dessen Burg, nahm sie
Sturme weg und zerstörte sie, wobey viele Habe
plündert und, was den Ritter besonders schmerzte,
ne Hunde erschlagen wurden. Dieser Gewalt-
eich beugte jedoch die starke — trotzige Seele
s Törringer's nicht, und dieser hatte, wenn nun
ich auch der Bund wankte und Ludwig in der
flacher Feldschlacht unterlag, doch Muth genug,
t dem Herzoge Heinrich ins Recht zu treten. —
Anhange erscheint auch eine Sammlung von
tenstücken, welche einen gleichfalls vom Vehm-
richte verhandelten Process zwischen Lienhart
n Santizell und dem Herzoge Heinrich, dann eine
reitsache des letztern mit seinen Vettern Wilhelm
München und Ludwig in Ingolstadt, enthalten.
bemerken ist, dass über den Streit, so wie über
n Verlauf des heftigen Streits zwischen Ludwig
m Gebärteten und Heinrich dem Reichen, in der
m Hn. Ritter *v. Lang* sehr gründlich verfassten
ographie Ludwigs viel Aufklärung gegeben werde.
e ganze Sammlung umfasst 66 Urkunden. —
. Heft: *Der älteste Codex des Bisthums Passau*
ıch der Recension des Hn. Prof. *Moritz*). Dieser
dex, in lateinischer Sprache abgefasst und eben-
ls begleitet von einer interessanten Vorrede des
rausg., erscheint gegenwärtig das erste Mal im
ucke. Er liefert in seinem ersten Theile mit einer
ınd des angehenden 9ten oder endigenden 8ten
hrh. nur Fragmente; die zweyte Sammlung besteht
ebenfalls nur aus Fragmenten, verfasst in der Mitte
bis gegen Ende des 9ten Jahrh.; die dritte und letzte
Sammlung umfasst lauter vollständige Stücke, in
welcehn Notizen vom Ende des 10ten bis zum An-
fange des 12ten Jahrh., in ziemlich chronologischer
Ordnung, vorkommen. Der vorzüglichste Werth
der zwey ersten Sammlungen besteht in Mittheilung
von Kenntnissen über die Gaueintheilung, welche
seit vielen Jahren einen Gegenstand mühsamer For-
schungen vieler Bayerschen Gelehrten, z. B. *Apel's*,
Zirngibl's, *Pallhausen's*, *v. Lang's*, *Oesterreicher's*
u. A. ausmachte. In der ersten Sammlung kommt
sogar ein Bruchstück eines römischen Kaufbriefs aus
dem 5ten Jahrh., ganz im römischen Formularstile
abgefasst, vor — vielleicht *bisher das einzige in*
dieser Art Erhaltene! Am Ende befindet sich noch
als Anhang ein Fragment auf dem pergamentenen
Umschlage dieses Codex. Die unter dem Texte bey-
gesetzten Noten und Erklärungen, so wie die am
Ende beygefügten zwey Register, von welchen das
eine die vorzüglichsten Ortsnamen, das andere die
Namen der merkwürdigsten Personen und Sachen
enthält, erhöhen die Brauchbarkeit und Nützlich-
keit dieser Sammlung.

Möge der Herausg. das Publicum bald mit dem
zweyten Bande erfreuen, und der Verleger Lust be-
halten, die Fortsetzung dieses Werks mit eben so
schönem Drucke bald nachzuliefern!

Berlin, Posen und Bromberg, b. Mittler: *Geschichte der Revolution Spaniens und Portugals* und besonders des daraus entstandenen Krieges. Vom Königl. Preuss. Obersten *von Schepeler*. *Zweyter* Band, *zweyte* Abtheilung. 1827. IV u. 711 S. 8.

Vor einiger Zeit hat Rec. bereits den *ersten* Band
und die *erste* Abtheilung des *zweyten* Bandes dieses
wichtigen Werks in diesen Blättern angezeigt. Hier
liegt nun die *zweyte* Abtheilung des *zweyten* Bandes
vor. Sie begreift den Zeitraum von *Soult's Einfall
in Portugal* bis *zur Regentschaft und Eröffnung
der Cortes in Spanien*. Wie interessant und inhalts-
schwer diese Periode ist, kann man daraus entneh-
men, dass in den sich folgenden einzelnen Kapiteln
abgehandelt wird: Romana in Oviedo; Ney's Ein-
fall in Asturien; Wellesley vor Oporto; Soult's
Rückzug und Räumung Galliciens; die Junta Cen-
tral vor der Schlacht bey Medellin bis zur Schlacht
von Talavera; die Schlachten von Talavera und
Almonacid; Zustand Spaniens nach der Schlacht
von Talavera; die Junta Central bis November;
Schlachten bey Tamames, Ocanna und Alba de
Tormes; die Junta Central bis zu ihrer Flucht nach
Cadiz; Pässe der Sierra Morena; Einfall der Fran-
zosen in Andalusien; Ende der Junta, Anfang der
Regentschaft; die Franzosen in Andalusien; die spa-
nischen Heere in Murcia und Estremadura; Feldzug
der

der Franzosen in Asturien, Leon und Kastilien, als Vorbereitung von Massena's Einfall in Portugal, Guerillas in Biscaya, Navarra und Kastilien; Krieg in Valencia, Aragon und Katalonien; Revolution in Amerika. — Es bedarf wirklich nur eines flüchtigen Blicks hierauf, um sich sagen zu müssen, dass der Vf. in den vorgetragenen Gegenstand eingedrungen ist und das Labyrinth dieser Begebenheiten zu verfolgen weiss. Allein liest man seine Geschichte mit Aufmerksamkeit, so muss man über die Zahl der gehäuften Materialien, mehr aber noch darüber staunen, dass Hr. *v. Sch.* über der Masse nirgends das Einzelne vernachlässigt hat. Er ist Diplomat und umsichtiger Geschichtschreiber zugleich, und er weiss es, wie gerade die Menge kleiner Umstände und sogenannter Zufälle es sind, welche die grössten Erdbegebenheiten vor- und sie gleichsam so zubereiten, dass es dann nur noch eines kleinen äussern Anstosses bedarf, um den bisher noch bedeckten Vulkan auf einmal die heftigsten Auswürfe machen zu sehen. „Selbst die Vernichtung steht nicht still, denn aus ihr keimt neues Leben. Vom Anbeginn war die Zeit revolutionär; denn jeder kommende Augenblick ändert den Zustand des vergangenen: aber nur die grossen Bewegungen, durch alle kleinen vorbereitet und durch hineingeworfene heterogene Massen der Zeit-Urkunde zum Ausbruch gebracht, nennen wir Revolution." Diess ist das Motto dieser Abtheilung, und zugleich mit wenig Worten die hauptsächlichste Bezeichnung des Inhalts der allgemeinen unglücklichen Verwirrung auf der pyrenäischen Halbinsel. Wie sich aber das alles so gestaltet, geändert und wieder verändert hat; wie der Eigennutz und die Habsucht, Bigotterie und Dummheit, böse Gesinnung und barbarische Grausamkeit die hauptsächlichsten Rollen spielten und noch spielen; wie eigentlich wenige treffliche, feste, redliche und einsichtige Männer, als *echte* Patrioten in dieser dunkeln Nacht ihrem Vaterlande als Leitsterne vorgeleuchtet — und wie gerade diese vom König Ferdinand verbannt, geächtet, hingerichtet wurden, während die Treulosen, die Schwachen und die Heuchler, die, welche an Josephs Hofe umherkrochen, Gnade und Ehrenstellen erhalten haben; das kann man wirklich nur erst begreifen, wenn man dieses Werk liest. Obwohl wir sehr Vieles über die spanische Revolution lasen, so ist uns doch Nichts vorgekommen, was sich mit dem Vorliegenden an *Gründlichkeit* und *Vielseitigkeit* des Gegenstandes vergleichen liesse. Die diplomatische Stellung des Hn. *v. Sch.* in Spanien, sein dadurch entstandenes Verhältniss zu so vielen wichtigen Personen, seine Kenntniss des Volks durch langjährigen Aufenthalt daselbst, seine frühere militärische Ausbildung, diess zusammengenommen mit einem guten Kopfe und seltner Vorurtheilslosigkeit, endlich der entschiedene Vortheil, naher Beobachter, aber nicht mithandelnde Person zu seyn, hat allerdings *ihm, wie bisher keinem Andern*, den Beruf zum Geschichtschreiber dieser merkwürdigen Periode verliehen!

Bey einem Werke, wie das vorliegende, ist es nicht wohl möglich, Einzelnes auszuheben, weil gerade dessen Zweck mit darin besteht, durch das Einzelne das Ganze sichtbar werden zu lassen; wir würden demnach nur Stücke aus dem Zusammenhange gerissen mittheilen können, die eben dadurch das Bedeutende verlieren müssten. Deshalb kann Rec., wenigstens was *diese* Abtheilung betrifft, nur auf sie selbst verweisen; allein Einen Wunsch erlaubt er sich gegen den Vf. zu äussern: Möchte es Ihm gefallen, in der Anordnung seiner Schrift mit mehr logischer Ordnung zu Werke zu gehen, damit die so nothwendige gleichzeitige Uebersicht der verschiedenen Begebenheiten in den einzelnen Provinzen und Thatsachen erleichtert werde, wozu es sehr gut seyn würde, zuvor ein genaues Netz zu entwerfen und diess denn auch als Inhaltsverzeichniss voranzuschicken (denn die jetzige Kapiteleintheilung ist zu allgemein). Ferner: eine nur einfache Karte von Spanien, in der aber die Flüsse, Oerter, Stellungen, die Strassen und Gebirgswege und die einzelnen Provinzen deutlich angegeben wären, als Zugabe mitzutheilen: denn obwohl man allenfalls auf einer andern Karte auch nachkommen kann, so sieht doch Jeder, der diese Geschichte liest, sogleich ein, wie erleichternd eine solche mit Einsicht und Fleiss bearbeitete Beylage seyn müsste.

TECHNOLOGIE.

Nürnberg, im Compt. der Handlungszeitung: *Anweisung zur Bereitung des Tischlerleims, der Knochengallerte und der Suppentafeln.* Mit Berücksichtigung der neuesten Verbesserungen. Von *Joh. Carl Leuchs.* Mit Abbildungen. 1828. VI u. 98 S. 8. (16 gGr.)

Es scheint fast kein einfacheres Gewerbe zu geben, als die Leimsiederey; wenn man bedenkt, dass das ganze Verfahren bloss darin besteht, den in Häuten, Knorpeln, Knochen u. s. w. schon völlig ausgebildeten Gallertstoff durch Kochen mit Wasser aufzulösen und nachher das Wasser wieder durch Abdampfen und Verdunsten daraus zu entfernen. Man wird sich daher wundern, wie schon wieder ein Buch von 6 Bogen darüber geschrieben werden kann, da erst vor zwey Jahren *Arnold* seine „Bereitung des Leims in ihrem ganzen Umfange" (Quedlinburg 1826) herausgegeben hat. Aber man darf nur einen Blick auf das Literaturverzeichniss S. 88 von nicht weniger als 28 Artikeln werfen, um darauf aufmerksam zu werden, dass sich sehr viele Untersuchungen über die Einzelnheiten dieses Gegenstandes anstellen lassen. Es ist auch wirklich in den neuesten Zeiten ein ganz eigenthümliches Verfahren, nämlich die Bereitung aus Knochen mit Hülfe der Salzsäure entdeckt worden. Man hat aber auch das ältere Verfahren in vieler Rücksicht ausserordentlich vervollkommt; man ist darauf verfallen, durch

durch Kalkbeizen und Gährung (Schwitzen) die verhärteten Theile der Häute zu erweichen und dadurch vielleicht auch noch andere Bestandtheile in Gallerte umzuwandeln; man hat anstatt der Kalkbeize eine Kalibeize vorgeschlagen; man hat versucht, das Kochen abzukürzen und mit geringerer Hitze zu verrichten, weil die Erfahrung gelehrt hat, dass der Leim dadurch bindender und farbloser wird; man hat den Leim mit andern Stoffen gemischt, namentlich mit Kalkwasser, Alaun, Kochsalz und Weinstein, wodurch er Eigenthümlichkeiten erhält, die nebst der Wirkung anderer Zusätze in dem vorliegenden Werke umständlich untersucht sind; man hat den Leim zu gewissen Zwecken auf verschiedene Arten und auch durch chemische Mittel gebleicht. Man hat den Leim aus Sachen dargestellt, die früher nicht dazu benutzt wurden; unter andern aus gegerbten Häuten oder Leder, worin er durch den Gerbestoff gebunden ist und erst durch künstliche Mittel wieder auflöslich gemacht werden muss; aus Karpfenschuppen, deren Leim die Hausenblase beynahe vollkommen ersetzt, aus Blut, u. s. w.

Der Leim aus den härtern Knochen wurde schon seit langer Zeit (1681) durch Kochen in dem Papinianischen Topfe und in ähnlichen Vorrichtungen erhalten, wobey man im Stande war, dem Wasser einen höhern Wärmegrad als die Siedhitze zu ertheilen. Man hatte später gefunden, dass sich auch durch Sieden in offenen Gefässen der Leim aus den Knochen ziehen lässt, wenn sie zuvor fein zerstampft oder noch besser, gemahlen werden; auch hat man die im Papin's Topfe zum Theil ausgekochten und erweichten Knochen nachher noch auf die zweyte Art behandelt. Beide Bereitungsarten haben aber ihre Unbequemlichkeiten: die erste liefert einen schwach bindenden Leim, den man nur zur Appretur von Tüchern benutzen kann; die zweyte verursacht viele Mühe und Unkosten. Sehr wichtig ist daher *Scheele's* Erfindung, welche *d'Arcet* in Paris zuerst im Grossen anwendete, nämlich die Ausziehung der phosphorsauren Kalkerde durch Salzsäure, worauf die Knochen beynahe aus reiner Gallerte bestehen und sich bey mässiger Hitze im Wasser auflösen. Diese Gallerte ist so unverändert, dass sie nicht nur den besten Leim giebt, sondern auch zu Suppentafeln und ähnlichen Zwecken verwendet werden kann; doch erfordert ihre Bereitung viele Sorgfalt und mancherley Handgriffe, besonders auch, damit sie keine rückständige Salzsäure mehr enthalte, und damit die Gallerte sich nicht zum Theil in der Salzsäure auflöse, wie es z. B. bey einer Einwirkung der Sonnenstrahlen der Fall ist. — Man hat endlich die Gallerte unter andern auch zu künstlichem Schildkrot, zu Pergament, Mineralwassern, Bädern, Fensterscheiben u. s. w. benutzt.

Ueber alles bisher Erwähnte, so wie über die Berechnung der Unkosten und des Ertrags einer Leimsiederey, über das Verhältniss des Leims in verschiedenen Körpern, über die verschiednen Arten desselben, ihre Bereitung und die Zwecke, zu welchen sie vorzugsweise anwendbar sind; über die Anwendung der Gallerte zu *Suppentafeln*, Geleen, Sulzen, Sparsuppen u. s. w., *über Knochenmühlen* und allerley andere Einrichtungen und Geräthschaften enthält das vorliegende Werk eine sehr gründliche und vollständige Belehrung, nebst manchen Vorschlägen zu neuen Verbesserungen und weitern Nachdenken.

Prof. Dr. *Eisenbach.*

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Die Stimme Friedrichs des Grossen im neunzehnten Jahrhundert*; eine vollständige und systematisch geordnete Zusammenstellung seiner Ideen über Politik, Staats- und Kriegskunst, Religion, Moral, Geschichte, Literatur, über sich selbst und seine Zeit. Aus seinen sämmtlichen Werken, wie sonstigen schriftlichen und auch denkwürdigsten mündlichen Aeusserungen herausgegeben und mit einer Charakteristik seines philosophischen Geistes begleitet vom Professor Dr. *Schütz.* 1828. *Erster* Theil XXIII und 213 S. *Zweyter* Theil 285 S. *Dritter* Theil 218 S. *Vierter* Theil 254 S. kl. 8. (Preis aller 5 Theile 2 Rthlr. 16 gGr.)

Wir versparen die ausführliche Anzeige dieser sehr zweckmässig angelegten und sehr wohl ausgeführten Sammlung bis zu Erscheinung des *fünften* Bandes, welcher die Charakteristik Friedrichs des Grossen enthalten wird, und sind eines ausgebreiteten Beyfalls aller Verehrer des grossen Königs versichert. Der Verleger hat durch das bequeme kleine Format, durch schönen Druck und Papier und durch ein sehr ähnliches, dem *ersten* Theile vorgesetztes Brustbild des grossen Königs das Seinige gethan, um das Werk zu einem bequemen und gefälligen Encheiridion zu machen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

December 1828.

MINERALOGIE.

Berlin, b. Rücker: *Encyclopädie der speciellen Naturgeschichte*, von Dr. *C. F. Naumann*, Dr. *H. G. L. Reichenbach* und Dr. *F. A. L. Thienemann*. *Erster* Band: Mineralogie.

Auch unter dem Titel:

Lehrbuch der Mineralogie, von Dr. *C. F. Naumann*, Prof. an der Bergakademie zu Freyberg. Mit einem Atlas von 26 Tafeln. 1828. XVI u. 641 S. kl. 8. (3 Rthlr.)

Die Fortschritte der Mineralogie werden besonders durch gute Lehrbücher befördert, und jeder neue Versuch dieser Art ist daher verdienstlich. Seit dem Erscheinen von „*Moh's* Grundriss der Mineralogie" im Jahre 1824 (s. A. L. Z. 1826. Nr. 304 ff.) hat die Wissenschaft eine sehr feste Basis gewonnen, und wer auf dem, von diesem grossen Mineralogen bezeichneten, Wege fortschreitet, wird das Ziel sicher erreichen.

Prof. *Naumann*, der nebst dem Prof. *Breithaupt* jetzt, an der Stelle des Prof. *Mohs*, Mineralogie in Freyberg lehrt, ist dem mineralogischen Publikum bereits sehr vortheilhaft bekannt. Seine „*Beyträge zur Kenntniss von Norwegen*. 2 Bde. Leipzig 1823 u. 1824," sein „*Grundriss der Krystallographie*, das. 1826" und seine „*Lithurgik*, das. 1826," sind anerkannt treffliche Werke, und wir müssen uns daher sehr freuen, ihn auch als Verfasser eines systematischen mineralogischen Werks auftreten zu sehn. Die Arbeit, die, wie bereits der Titel zeigt, den ersten Theil eines allgemeinen naturhistorischen Werks bildet, gehört zu den ausgezeichnetsten ihrer Art. Mit Wahrheit kann Rec. sie allen Mineralogen empfehlen. Der Anfänger wird durch dieselbe sogleich auf den richtigen Weg geleitet, welchen er bey seinem Studium verfolgen soll, — etwas, was von vielen Lehrbüchern nicht gesagt werden kann, — und bey den erforderlichen mathematischen, physikalischen und chemischen Vorkenntnissen, ohne die ja ohnehin kein gründliches Studium der Mineralogie möglich ist, wird ihm nichts unverständlich seyn. Dem in der Wissenschaft schon weiter Vorgeschrittenen wird das Buch nicht minder lehrreich seyn, er wird viel Neues und Interessantes darin finden. Dem Lehrer endlich kann es als Leitfaden bey seinen Vorlesungen dienen, und er dürfte kaum einen bessern finden, da überall Kürze mit Gründlichkeit verbunden vorherrscht.

Der bey dem Werke zu Grunde gelegte Plan ist folgender: Auf die kurze *Einleitung* folgt der *erste* Theil, welcher die Physiologie und Terminologie enthält, die zuvörderst in *zwey* Hauptstücke, in die der Individuen oder in die Krystallologie und in die der Mineralaggregate zerfällt. Die Krystallologie wird in *drey* Abschnitte, die Krystallographie, die Krystallophysik und die Krystallochemie getheilt. Der Unterschied zwischen Individuum und Aggregat wurde früher vernachlässigt, und wird es auch von vielen Mineralogen noch, obwohl er wesentlich ist. Zwey der grössten Mineralogen unserer Zeit, *Beudant* und *Mohs* machten zuerst darauf aufmerksam.

Die Krystallographie hat Hr. Prof. *N.* in einer solchen Form darzustellen gesucht, in welcher sie dem nächsten Bedürfnisse der Mineralogie zu entsprechen scheint, und in dieser Hinsicht darf sie als sehr brauchbar und praktisch empfohlen werden. Auch ist sie leicht verständlich und wer diesen Abschnitt des vorliegenden Lehrbuchs, nebst dem bereits oben erwähnten Grundriss der Krystallographie mit einiger Aufmerksamkeit durchgeht, wird die Bezeichnungs-, Ableitungs- und Combinationslehre des Vfs. leicht auffassen und sie selbst anwenden können. Gegen jenen „Grundriss" sind einige sehr zweckmässige Abänderungen gemacht. Nachdem Hr. *N.* die Gestalten des Tesseral- (tessularischen oder sphäroedrischen), des Tetragonal- (pyramidalen oder viergliedrigen), des rhombischen- (prismatischen oder zwey- und zweygliedrigen), des monoklinometrischen- (hemiprismatischen oder zwey- und eingliedrigen), des triklinometrischen- (tetartoprismatischen oder ein- und eingliedrigen-), und des sexagonalen- (rhomboedrischen oder sechs- und drey- und dreygliedrigen-) Krystallsystems gehörig beschrieben hat, handelt er von den Zwillingskrystallen und von den Unvollkommenheiten der Krystalle. — Ein *siebentes* Krystallsystem, welches Hr. *N.* in seinem Grundrisse der Krystallographie erwähnt und das auch *Mitscherlich* und *Mohs* angenommen haben und zu welchem wahrscheinlich die Krystallgestalten des Feldspathes gerechnet werden müssen, ist noch zu wenig gekannt, als dass ihm in dem vorliegenden Werke ein besonderes Kapitel hätte gewidmet werden können.

In der Krystallophysik sind besonders die Verhältnisse der Theilbarkeit der Mineralien, so wie die de-

der doppelten Strahlenbrechung und der Polarisation des Lichts, trefflich dargestellt und auch den Einfluss der Wärme auf die Krystalle, welchen wir durch die Beobachtungen des Hn. *Mitscherlich* kennen gelernt haben, nimmt in diesem Abschnitte ein Kapitel ein.

In der Krystallochemie sind zuvörderst die Grundgesetze der Stöchiometrie dargestellt, jedoch ist die Lehre selbst nicht weiter verfolgt, als es für das Verständniss der chemischen und mineralogischen Formeln durchaus erforderlich war. Ganz der Wichtigkeit dieses Abschnittes gemäss hat ihn Hr. *N.* mit grossem Fleiss ausgearbeitet und wenn man auch hier, so wie schon in den frühern Abschnitten, diese und jene Aussetzungen machen konnte, so muss man besonders berücksichtigen, dass dem Plane des Werks und der Bedingung des Verlegers gemäss, überall gedrängte Kürze befolgt werden musste. Wir wünschten demnach, der Vf. möchte sich bewogen finden, sein schönes Darstellungstalent auch auf ein vollständigeres Werk anzuwenden.

Der *zweyte* Theil des Werks umfasst die Systematik und Nomenklatur und handelt in *vier* Kapiteln von der Species, von der Uebersicht des Mineralreichs, von der Methode der Darstellung der einzelnen Species und von den Namen derselben. Bey der Aufstellung des Systems hat Hr. *N.* im Allgemeinen die Grundsätze des Hofr. *L. Gmelin* in Heidelberg, nach welchen sowohl die chemischen als auch die physischen und morphologischen Eigenschaften der Mineralien berücksichtigt werden müssen, befolgt, jedoch aber auch manches daran abgeändert, so dass das System in einer andern Form erscheint, als es der Hr. *G. R. v. Leonhard*, in der zweyten Auflage seines trefflichen „Handbuches der Oryktognosie" angenommen hat.

Eine systematische Nomenklatur findet man in dem vorliegenden Werke, obgleich der Vf. von ihrer Nothwendigkeit und von ihren Vortheilen ganz überzeugt ist, nur in der Klasse der Sulphuride, indem übrigens vorzüglich gangbare und bezeichnende Trivialnamen gebraucht worden sind.

Im *dritten* Theile, der die Physiographie umfasst, giebt Hr. *N.* eine kurze aber sehr gründliche Beschreibung von den wichtigsten und bekanntesten Species des Mineralreichs, da es der Umfang des Werks verbot, alle bis jetzt bekannten Mineralsubstanzen aufzuführen. Dass es dem Vf. gelungen sey, das wissenschaftlich Interessante in der Auswahl zu treffen, zeigt die folgende Uebersicht der Species, die zugleich das von Hn. *N.* aufgestellte, nach der Meinung des Rec., sehr natürliche Mineralsystem darstellt.

Erste Klasse. *Hydrolyte*. *Erste* Ordnung: *Hydrogenoxyd.* 1. *Wasser*, 2. *Eis.* *Zweyte* Ordnung: *Wasserhaltige Hydr.* 3. *Borsäure*, 4. *Tinkal.* 5. *Trona*, 6. *Natron*, 7. *Glaubersalz*, 8. *Alaun*, 9. *Bittersalz*, 10. *Zinkvitriol*, 11. *Eisenvitriol*, 12. *Kupfervitriol.* *Dritte* Ordnung: *Wasserfreye Hydr.* 13. *Arsenige Säure*, 14. *Kalisalpeter*, 15. *Natronsalpeter*, 16. *Salmiak*, 17. *Steinsalz*, 18. *Glauberit.*

Zweyte Klasse. *Haloide.* *Erste* Gruppe: *Nicht metallische Haloide.* *Erste* Ordnung. *Wasserhaltige n. met. Hal.:* 19. *Gyps*, 20. *Aluminit*, 21. *Alunit*, 22. *Wavellit*, 23. *Lazulith.* — *Zweyte* Ordnung. *Wasserfreye n. m. Hal.* 24. *Anhydrit*, 25. *Baryt*, 26. *Cölestin*, 27. *Kryolith*, 28. *Flussspath*, 29. *Apatit*, 30. *Boracit*, 31. *Witherit*, 32. *Strontianit*, 33. *Arragonit*, 34. *Kalkspath*, 35. *Kalktalkspath*, 36. *Talkspath.* — *Zweyte* Gruppe: *Metallische Hal.* *Erste* Ordnung. *Wasserfreye m. H.:* 37. *Manganspath*, 38. *Eisenspath*, 39. *Zinkspath*, 40. *Bleycarbonat*, 41. *Bleysulphat*, 42. *Pyromorphit*, 43. *Bleychromat*, 44. *Bleymolybdat*, 45. *Bleyscheelat*, 46. *Scheelkalk*, 47. *Triplit*, 48. *Chlorsilber*, 49. *Chlormercur.* *Zweyte* Ordnung. *Wasserhaltige m. Hal.:* 50. *Linsenerz*, 51. *Euchroit*, 52. *Kupferglimmer*, 53. *Olivenit*, 54. *Würfelerz*, 55. *Skorodit*, 56. *Kobaltblüthe*, 57. *Pharmakolith*, 58. *Vivianit*, 59. *Phosphorkupfer*, 60. *Uranit*, 61. *Kupferlasur*, 62. *Malachit*, 63. *Atakamit.*

Dritte Klasse. *Silicide.* *Erste* Gruppe: *Nicht metallische Silicide.* *Erste* Ordnung. *Wasserhaltige n. met. Sil.:* 64. *Apophyllit*, 65. *Stilbit*, 66. *Desmin*, 67. *Mesotyp*, 68. *Laumontit*, 69. *Harmotom*, 70. *Chabasit*, 71. *Analcim*, 72. *Perlstein*, 73. *Pechstein*, 74. *Opal.* — *Zweyte* Ordnung. *Wasserfreye n. m. Silicide:* 75. *Obsidian*, 76. *Leucit*, 77. *Sodalit*, 78. *Hauyn*, 79. *Nephelin*, 80. *Prehnit*, 81. *Datolith*, 82. *Triphan*, 83. *Tafelspath*, 84. *Petalit*, 85. *Tetartin*, 86. *Orthoklas*, 87. *Periklin*, 88. *Anorthit*, 89. *Labrador*, 90. *Chiastolith*, 91. *Andalusit*, 92. *Disthen*, 93. *Dichroit*, 94. *Topas*, 95. *Smaragd*, 96. *Chrysoberyll*, 97. *Zirkon*, 98. *Spinell*, 99. *Korund*, 100. *Quarz.* — *Zweyte* Gruppe: *Amphotere Silicide.* *Erste* Ordnung: *Wasserfreye a. Silic.:* 101. *Axinit*, 102. *Chrysolith*, 103. *Turmalin*, 104. *Idokras*, 105. *Helvin*, 106. *Granat*, 107. *Staurolith*, 108. *Ilvait*, 109. *Gadolinit*, 110. *Titanit*, 111. *Akmit*, 112. *Pyroxen*, 113. *Amphibol*, 114. *Epidot*, 115. *Skapolith*, 116. *Hypersthen*, 117. *Diallag*, 118. *Bronzit*, 119. *Zweyaxiger Glimmer*, 120. *Einaxiger Glimmer*, 121. *Talk.* — *Zweyte* Ordnung: *Wasserhaltige a. S.* 122. *Chlorit* (?), 123. *Schillerspath*, 124. *Serpentin.* — *Dritte* Gruppe. *Metallsilicide.* *Erste* Ordn.: *Wasserhaltige M. Scilic.:* 125. *Zinksilicat*, 126. *Dioptas*, 127. *Kieselmalachit*, 128. *Cerit.* — *Zweyte* Ordn.: *Wasserfreye M. S.:* 129. *Mangankiesel*, 130. *Automalit.*

Vierte Klasse. *Metalloxyde.* *Erste* Ordnung. *Wasserhaltige Metalloxyde:* 131. *Glanzmanganerz*, 132. *Brauneisenerz*, 133. *Wad.* — *Zweyte* Ordnung. *Wasserfreye M.:* 134. *Antimonoxyd*, 135. *Anatas*, 136. *Rutil*, 137. *Zinnerz*, 138. *Uranpecherz*, 139. *Wolfram*, 140. *Hartmanganerz*, 141. *Schwarzmanganerz*, 142. *Rothkupfererz*, 143. *Rotheisenerz*, 144. *Franklinit*, 145. *Magneteisenerz*, 146. *Chromeisenerz*, 147. *Nigrin*, 148. *Menakan*, 149. *Iserin*, 150. *Titaneisen.*

Fünfte

Fünfte Klaſſe. *Metalle.* 151. *Mercur*, 152. *Amalgam*, 153. *Silber*, 154. *Gold*, 155. *Platin*, 156. *Osmiridium*, 157. *Eiſen*, 158. *Kupfer*, 159. *Wismut*, 160. *Antimonſilber*, 161. *Antimon*, 162. *Tellur*, 163. *Arſenik.*

Sechste Klaſſe. *Sulphuride. Erſte* Ordnung. *Kieſe:* 164. *Nickelkies*, 165. *Arſenikkies*. 166. *teſſeraler Kobaltkies*, 167. *ſemiteſſeraler Kobaltkies*, 168. *Hexaedriſcher Eiſenkies*, 169. *rhombiſcher Eiſenkies*, 170. *hexagonaler Eiſenkies*, 171. *oktaedriſcher Kupferkies*, 172. *tetragonaler Kupferkies.* — *Zweyte* Ordnung. *Glanze:* 173. *tetraedriſcher Kupferglanz*, 174. *rhombiſcher Kupferglanz*, 175. *rhombiſcher Silberglanz*, 176. *hexaedriſcher Silberglanz*, 177. *Bleyglanz*, 178. *Molybdänglanz*, 179. *Antimonglanz*, 180. *Tellurglanz*, 181. *Schrifterz.* — *Dritte* Ordn. *Blenden:* 182. *Zinkblende*, 183. *Antimon-Silberblende*, 184. *Arſenik-Silberblende*, 185. *Antimonblende*, 186. *Mercurblende*, 187. *rothe Arſenikblende*, 188. *gelbe Arſenikblende.* — *Vierte* Ordnung. *Schwefel:* 189. *Schwefel.*

Siebente Klaſſe. *Anthracide. Erſte* Ordnung. *Diamant:* 190. *Diamant.* — *Zweyte* Ordnung. *Kohlen:* 191. *Graphit*, 192. *Anthracit*, 193. *Schwarzkohle*, 194. *Braunkohle.* — *Dritte* Ordnung. *Bitume:* 195. *Erdöl*, 196. *Elatevit*, 197. *Asphalt*, 198. *Retinit*, 199. *Succinit. Vierte* Ordnung. *Organiſchſaure Salze:* 200. *Mellit.*

Bey der Darſtellung der einzelnen Species iſt zuerſt das Kryſtallſyſtem und dann ſind die Abmeſſungen, nach den beſten vorhandenen Beobachtungen, angeführt. Es folgt darauf die Angabe der einfachen Geſtalten und der gewöhnlichern und merkwürdigern Combinationen, mittelſt der kryſtallographiſchen Formeln und mit Hülfe eines ſehr reichen Atlaſſes mit faſt 600 Figuren. Er enthält die vollſtändigſte Sammlung von Kryſtallfiguren, die wir zur Zeit beſitzen, und eine Menge bis jetzt noch gar nicht gekannter Varietäten. Auf die Beſchreibung der morphologiſchen Eigenſchaften der Mineralien folgt die der phyſiſchen und chemiſchen. Bey den letztern drückt Hr. *N.* die Zuſammenſetzung der Mineralien zuvörderſt durch die mineralogiſche oder chemiſche Formel und durch deren wörtlichen Ausdruck und dann dem Gewichte nach aus. Oft ſind auch die wichtigſten Analyſen aufgeführt. Endlich folgen noch Bemerkungen über die verſchiedenen Varietäten der Species, ſo wie über das geognoſtiſche und geographiſche Vorkommen der Mineralien.

HOMILETIK.

LEIPZIG, b. Teubner: *De puerorum innocentia in ſermonibus ſacris non ſine cautione laudanda et ad imitandum proponenda.* Commentatio *homiletica* qua ad audiendam orationem profeſſionis theolog. ordin. honor. adeundae cauſa d. XIX. Novbr. MDCCCXXVIII. hora IX recitandam obſervantiſſime invitat *Joannes Davides Goldhorn*, Theol. D. et Prof. Ord. hon. des. Collegii Luſatorum homiletici praeſes et ad aedem Thomanam Archidiaconus. 1828. 30 S. 8.

Obgleich der Regel nach academiſche Commentationen in unſerer A. L. Z. nicht angezeigt werden, ſo finden wir uns doch veranlaſst, bey der vorſtehenden eine Ausnahme zu machen. Denn ſie behandelt ein für einen Theil unſerer Leſer viel zu wichtiges und anziehendes Thema, als daſs wir nicht hoffen dürften, ihren Dank zu verdienen, wenn wir ſie darauf aufmerkſam — und mit dem Hauptinhalte derſelben in kurzem bekannt machen. Der gelehrte und namentlich um die verſchiedenen Zweige der praktiſchen Theologie vielfach verdiente Vf. geht von der Thatſache aus, daſs viele geiſtliche Redner älterer und neuerer Zeit und zwar die berühmteſten unter ihnen, z. B. *Roſenmüller* und *Reinhard*, die Unſchuld des jugendlichen Alters mit groſsem Lobe erhoben und ihre Zuhörer zur Nachahmung derſelben auf das eindringlichſte ermahnt hätten; weil ſie der Meinung geweſen, daſs die vollkommene Rechtſchaffenheit des Chriſten vorzüglich und einzig darin beſtehe, daſs ſein Gemüth ſo beſchaffen ſey, wie es ſich bey gutgearteten Knaben fände, wenn ſie ſo eben die erſten Kinderjahre überſchritten hätten. Es iſt bekannt, daſs auch noch jetzt viele Geiſtliche dieſen Gegenſtand auf gleiche Weiſe in ihren Predigten behandeln, und ſo durfte denn der Vf. gar nicht erſt verſichern, daſs er mit aller Hochachtung und Verehrung gegen verſtorbene und noch lebende Gottesgelehrte ſeine von der ihrigen abweichende Anſicht aufſtelle, denn es verſteht ſich von ſelbſt, daſs man dieſe ihnen in vollem Maaſse gewähren kann, ohne deshalb, wie er auch bemerkt, auf ihre Worte ſchwören zu müſſen. Ja wir finden ſogar gerade darin einen Beweis wahrer Hochachtung gegen verdiente Männer, daſs man in ihrem Sinne und nach ihrem Vorgange eine Wiſſenſchaft weiter fördert, wenn man auch dabey auf Irrthümer aufmerkſam machen muſs, die ſie ſelbſt theilten. Was aber den Vf. bewog, über den erwähnten Gegenſtand anderer Meinung zu ſeyn, wollen wir ihn, um zugleich ein Beyſpiel ſeines trefflichen lateiniſchen Ausdrucks zu geben, mit ſeinen eigenen Worten ſagen laſſen. „*Quod autem contendo,*" (heiſst es S. 5) „*magna cum cautione de puerorum innocentia oratori ſacro dicendum et a cupidiori puerilis animi commendatione abſtinendum, ejus ſententiae cauſas non contemnendas tres maxime mihi habere videor. Primo nimirum neminem eſſe ſcio, qui quotidianae parentum et praeceptorum experientiae haud raro valde contrarias eſſe ejusmodi magnificas puerilis innocentiae laudes ignoret; deinde, quae de virtutibus in animo puerili conſpicuis ſaepe pronunciari audimus, ipſi adeo quum virtutis tum hominis in prima aetate conſtituti naturae parum congruere negari vix poteſt; denique cum ipſis ſcripturae ſacrae hac de re*

effatis

effatis et praeceptis adcurate perpensis atque inter se compositis haud facile possunt conciliari, quae ad commendendam puerilis innocentiae imitationem proferri solent. Monendos igitur censeo oratores sacros, caveant sibi, ne laudent, quae vera non sunt, ne imitanda dicant, in quibus imitationi nullus est locus, ne a Domino repetant, quae in ejus verbis non insunt; verbo, ne contra experientiam, naturam, scripturam hac in re delinquant." Die weitere Ausführung dieser Gedanken können wir hier nicht verfolgen, sondern müssen auf die Schrift selbst verweisen. Der dritte Punkt, die Widerlegung der herrschenden Erklärungsarten der betreffenden Schriftstellen, ist, wie das nicht anders seyn konnte, am ausführlichsten behandelt, von S. 13 an bis zu Ende — und verdient auch die Beachtung der Exegeten von Profession.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Cassel, b. Hampe: *Confirmations-Handlung der Gräfin Louise von Reichenbach-Lessonitz, nebst der darauf sich beziehenden Predigt;* auf allerhöchsten Befehl in den Druck gegeben von Dr. *C. F. W. Ernst,* Consistorialrathe, erstem Pred. der Altstädter Gemeinde zu Cassel und Pred. zu Wilhelmshöhe. 1828. 32 S. kl. 8.

Der Titel hätte unzweydeutiger ausgedrückt werden sollen. Man weiss nicht recht, wer die Handlung verrichtet hat. Das Ganze enthält 1) eine kurze Rede vor der Prüfung. Diese Rede weist auf „die schönen Talente, auf das für alles Wahre und Gute in Unschuld und Wärme schlagende Herz, auf die vom Christenthume erlangte deutliche Erkenntniss, auf den für alles Edle und Gute lebendigen Sinn, auf die schönen Anlagen der über alles Eitle und Schimmernde hinwegblickenden jungen Gräfin, auf einen früher verstorbenen hoffnungsvollen Bruder, auf die Wünsche und Hoffnungen der erlauchten erhabenen Aeltern" hin. Rec. traut es dem wahrheitliebenden Vf. zu, dass diese Lobeserhebungen nicht durch den Glanz des ihn umgebenden Kreises erzeugt wurden. Indessen hätte gerade in diesem glänzenden Kreise sich durch ihre irdische Herrlichkeit so leicht über das ewig Grosse erhaben fühlender Menschen sich wohl ein gewichtigerer Inhalt finden lassen. — Dass hierauf die Prüfung durch den bisherigen Lehrer der Gräfin, Schulrath Professor Grimm, geschah, ist blofs in einer Anmerkung erwähnt. — 2) In der nun folgenden Rede legt Hr. *E.* der Confirmandin die Wichtigkeit des Gelübdes, welches sie ablegen will, recht gut ans Herz. Man liest es mit Vergnügen, wie er sie darauf aufmerksam macht, „dass die ganze Eitelkeit dieser Welt sehr bald verschwindet und am Ende dem armen Menschen, dem Könige wie dem Bettler, nichts übrigbleibt, als ein gutes oder böses Gewissen u. s. w."

Angehängt ist die sich auf diese Confirmation beziehende, einige Tage hernach bey der ersten Communion der Gräfin gehaltene Predigt. Doch nimmt diese nur am Schlusse einige Beziehung auf die erste Theilnahme der Gräfin am Abendmahle. Und das ist recht; denn sie wurde in der *Schlosskirche vor einer* öffentlichen Versammlung gehalten. Ueber die Predigt selbst kann sich Rec. übrigens nur kurz aussprechen. Hr. *E.* hat weit bessere drucken lassen. Ueber Luc. 22, 19. 20 behandelt sie den Hauptsatz: dass in der Einsetzung des Abendmahls sich der grosse und edele Charakter Jesu im schönsten Lichte zeigt, und will 1) bemerklich machen, wie gross und edel Jesus in der Einsetzung des h. Abendmahls erscheint, und 2) dann daraus einige Ermunterungen herleiten. *Ad* 1. *a.* Er zeigt sich als einen höchst religiösen Menschen, dessen Herz von dem lebendigen Glauben an Gott, an Vorsehung und Unsterblichkeit durchdrungen war. *b.* wir sehen daraus, dass er von der Göttlichkeit, von dem höheren Ursprunge seiner Religion und ihrer ewigen Fortdauer lebendig überzeugt war. *c.* Die hohe Weisheit Jesu leuchtet daraus hervor. Man sieht daraus, dass er die Menschen kannte und es wusste, dass sie etwas Sinnliches, etwas Sichtbares bedürfen u. s. w. Er zeigt sich *d.* als einen treuen zärtlichen Freund seiner Schüler. *e.* Als einen hohen Freund der ganzen Menschheit. *Ad* 2. *a.* Die angestellte Betrachtung muss die innigste Achtung, die höchste Ehrfurcht und Liebe gegen Jesum in unsern Herzen erwecken und beleben. *b.* Uns ermuntern, das schöne Bild des Erlösers, das sich in der Einsetzung des heil. Abendmahls so sprechend darstellt, recht oft zu betrachten und uns zum Muster zu nehmen. *c.* Die heil. Handlung, die Jesus zu seinem Gedächtniss einsetzte, oft und mit Dank, mit wahrer Achtung und inniger Rührung zu feyern. — Rec. sieht davon ab, ob die Entwickelung des erhabenen Charakters Jesu auf diese Weise gelungen sey, muss aber fragen, ob sich dieser Charakter nicht besser, getroffener und eindringlicher aus andern Aussprüchen und Handlungen Jesu hätte entwickeln lassen? ob der zweyte Theil, eben*falls* abgesehen von seinem innern Werthe, im Haupt*satze* lag? und ob man in dem, seiner Natur *nach*, blofs einleitenden Exordio schon den erst aus *dem* Texte zu entwickelnden Hauptsatz angeben *darf?*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

December 1828.

MECHANIK.

Glogau u. Lissa, in der Neuen Günther. Buchh.: *Erster Unterricht in der eigentlichen Statik oder Geostatik für Militärschulen und zum Selbstunterrichte.* Von *W. Förster*, Lieutenant in der reitenden Artillerie. Mit 2 Steinplatten. 1828. X u. 146 S. 8. (16 gGr.)

Die auf dem Titel angegebene Bestimmung dieses Werks für Militärschulen, nebst den 2 Steinplatten, worauf allerley Geschütz und Hebezeug abgebildet ist, deutete dem Rec., trotz des sonderbaren Wortes „Geostatik", auf eine populäre praktische Tendenz hin. Es erweckte ihm auch ein günstiges Vorurtheil bey dem Durchblättern (S. 18 bis 20) ein Verzeichniss des specifischen Gewichts vieler Körper zu finden, worunter manche sonst selten gedruckte Angaben dem Artilleristen, Sapeur u. s. w. sehr nützlich werden können, z. B. das Gewicht des verschiedenen Mauerwerks u. s. w. Rec. hoffte daher, zwar keine Förderung der Wissenschaft, aber doch eine klare Darstellung desjenigen zu finden, was Unterofficieren u. s. w. praktisch zu wissen nützlich und nöthig seyn könnte. Aber er fand sich sehr getäuscht. Schon das erwähnte Verzeichniss des spec. Gewichts trug Spuren grosser Oberflächlichkeit; man findet da: „Mauer mit Kalkmörtel, Mauer von Sandstein, Mauer von Ziegelstein"; als ob die letztere nicht auch eine Mauer mit Kalkmörtel seyn könnte. Dass der Essig, die Salpetersäure u. s. w. dabey unter der Rubrik von Salzen stehen, das könnte man hier eher verzeihen.

In der Vorrede scheint sich der Vf. etwas auf eine neue Begriffsunterscheidung zu gute zu thun; er nennt „relatives Gewicht" eines Körpers das Gewicht von 1 Kubikfuss, 1 Kubikzoll u. dgl.; desselben „specifisches Gewicht" das Verhältniss zum Gewichte des Wassers. Was soll aber durch die Einführung des Ausdrucks „relatives Gewicht" gewonnen werden, und warum wählte er ein Wort dazu, das bereits eine andere Bedeutung hat? — Ueberhaupt ist der Vf. ein gewaltiger Sprachneuerer und nicht sehr glücklich in der Wahl. Schon das Wort „*Geostatik*" auf dem Titel, als Bezeichnung der Statik fester Körper, würde eher eine Statik unserer Erdkugel vermuthen lassen. Das Wort „*Expansivkraft*" (S. 1.) ist mit der Ursache der Undurchdringlichkeit nicht gleichzusetzen. Wollen wir den Widerstand der Solidität mit dem Namen einer Kraft belegen, so wäre noch eher „*Repulsivkraft*" zu wählen. Das *Parallelopipedum der Kräfte* (S. 36. 37) ist ein überflüssiges Wort, wenn es auch nicht falsch geschrieben wird u. s. w.

Doch das möchte noch hingehen, wenn nur das Ganze nicht in dem kleinen Raume so vieles Ueberflüssige, Oberflächliche und doch dabey Schwerfällige enthielte. — Zu dem *Ueberflüssigen* gehört unter Anderm in einem praktischen Lehrbuche die Menge von Definitionen und Erörterungen über verschiedene Arten der Kräfte und der Bewegung, welche die Einleitung anschwellen. — *Oberflächlich* ist, dass z. B. S. 2. als Beleg für die Anziehungskraft der Körper zwey kleine, in einem Gefässe mit Wasser schwimmende Körper aufgestellt werden, die sich gegenseitig nähern: denn nicht ihre Anziehung, sondern die des Wassers enthält den Grund der Erscheinung. — S. 8 heisst es: „Die Richtung, in welcher die bewegende Kraft auf Körper wirkt, kann eine gerade oder auch eine *krumme* Linie seyn"; (wenn schon das Letztere nicht absolut unmöglich wäre, so ist es doch aller Erfahrungsphysik zuwider). — S. 10. §. 28: „Man kann eine auf einen Körper wirkende Kraft in mehrere parallele von gleicher Summe zerlegen" (dieser Satz kann manchen Irrthum veranlassen, wenn nicht hinzugefügt wird: es müssen aber die neuen Kräfte so vertheilt seyn, dass ihr Schwerpunkt sich in der Richtungslinie der frühern Kraft befindet). — S. 14. §. 34: „Wenn zwey Körper so nahe an einander gebracht werden, dass ihre Anziehung in Wirksamkeit tritt, so wird immer der kleinere vom grössern angezogen" (als ob der kleinere nicht auch seinerseits den grössern anzöge). —

Als Beleg des *Schwerfälligen* diene die Behandlung folgender Aufgabe (S. 27. §. 49): „Das specifische Gewicht *e* für eine nach gewissem Verhältniss (*sic!*) gemachte Mengung solcher Bestandtheile zu finden, von denen es in der Tabelle (des spec. Gew.) angegeben ist. — *Auflösung*. Man sehe in welchem Verhältniss die Bestandtheile zusammengesetzt sind, und nehme die Summe dieser Verhältnisszahlen als den Nenner so vieler Brüche an, als Bestandtheile sind; zu den Zählern mache man aber die Verhältnisszahlen selbst. Durch jeden dieser Brüche multiplicire man das specifische Gewicht desjenigen Bestandtheils, bey dem der jedesmalige Zähler als Verhältnisszahl steht, und addire endlich alle erhal-

tene Producte, deren Summe das verlangte spec. Gewicht *e* für diese Mengung angeben wird. — Es wäre z. B. das spec. Gew. für einen Feuerwerksatz, von Schwefel, Salpeter und Kohle in dem Verhältniss von 1. 5. 8, gemengt, aufzufinden. Für Schwefel ist $e = 1{,}990$, für Salpeter $= 1{,}900$ und für Kohle 1,280. — Der Nenner ist $1 + 5 + 8 = 14$; die Brüche $\frac{1}{14}$; $\frac{5}{14}$ $\frac{8}{14}$ deren Summe: $\frac{1}{14}$ Schwefel $+ \frac{5}{14}$ Salpeter $+ \frac{8}{14}$ Kohle $= \frac{14}{14}$ Satz, das heisst dem ganzen Satze.

$$\begin{aligned} \text{Nun ist } & 1{,}990 + \tfrac{1}{14} = 0{,}142 \\ & 1{,}900 + \tfrac{5}{14} = 0{,}675 \\ & 0{,}280 + \tfrac{8}{14} = 0{,}160 \\ \hline \text{Und nun } & e \quad = \quad 0{,}977. \end{aligned}$$

(NB. Wir haben hier des Vfs. Interpunction beybehalten). — Wäre es nicht einfacher für die Darstellung und bequemer für die Rechnung gewesen: Man multiplicirt das spec. Gewicht jedes Bestandtheils mit der zugehörigen Verhältnisszahl, addirt die Producte und dividirt mit der Summe aller Verhältnisszahlen; der Quotient ist das spec. Gewicht der Mengung.

Endlich hat uns manches *Preciöse* in der Darstellung ergetzt: z. B. wo S. 33 zur Erläuterung des Parallelogramms der Kräfte ein Insect angeführt wird, das sich auf einem parallel fortgeschobenen Lineale bewegt und hier bloss als bewegter Punkt in Betrachtung kommt, heisst es: wenn ein Insect darauf fortkriecht, „so dass es gleichsam als eine Last durch die Kraft seiner Nerven bewegt angesehen werden kann." — Was soll wohl der Leser unter der Ueberschrift §. 74. S. 40 vermuthen: „Beweis, dass der Hebel eine Maschine sey." (?)

TECHNOLOGIE.

Stuttgart u. Tübingen, b. Cotta: *Ueber die würtembergische Gewerbsindustrie*, von Dr. *Moriz Mohl*, Assessor bey der kgl. würtemb. Ober-Zoll-Administration. *Erste* Abtheilung. 1828. X u. 408 S. 8.

Dieses Werk ist ein Beleg für den Nutzen zweckmässig gewählter Universitäts-Preisaufgaben, durch deren Bearbeitung die Thätigkeit junger Leute auf einzelne bestimmte Gegenstände gelenkt wird; eine solche Richtung der Thätigkeit wirkt meistens später noch fort und Manches wird daran geknüpft. Der Vf. erhielt im J. 1821 den Preis für die Frage: „welche technische Erfindungen in Deutschland und besonders in Würtemberg Einführung verdienten; und durch welche Mittel diese Einführung gefördert werden könne." — Er dachte und sammelte noch später mit Erfolg über den ihm wichtig gewordenen Gegenstand, und so entstand das obige Buch, worin er mit ausgezeichneter Sachkenntniss, mit gereifter Erfahrung und mit schätzbarer Umsicht theils das bey uns herrschende Vorurtheil gegen die Einführung der Gewerbsindustrie in Würtemberg bekämpft, theils diejenige gefühllose National-Oekonomie bestreitet, welcher das Wohl oder Wehe des Einzelnen gleichgültig ist, wenn nur auf dem Staatsgebiete sich eine Masse von Reichthum zusammenhäuft. — In der vorliegenden *ersten* Abtheilung führt er zuerst die Nothwendigkeit einer Erhöhung der Gewerbsindustrie in Würtemberg und die Tauglichkeit des Landes dafür aus. Man behauptet nämlich häufig, W. tauge nicht für die Gewerbsindustrie, theils wegen des beschränkten Umfangs, der nur einen kleinen Markt darbietet; theils weil die Feldgewerbe einen hohen Arbeitslohn gewähren, dass dadurch die Concurrenz der Manufacturen mit dem Auslande unmöglich werde, und dass Gewerbe höchstens im Kleinen und als *Nebengeschäft* betrieben, gedeihen können. Man hält häufig die Gewerbsindustrie in dem fruchtbaren W. Lande nicht nur für überflüssig, sondern sogar nicht einmal für wünschenswerth: denn beym Ackerbau seyen *die* Menschen unabhängiger, glücklicher und besser. — Alle diese Einwürfe beleuchtet der Vf. im Einzelnen, von dem Grundsatze ausgehend: „um wohlhabend zu seyn, ist es nicht genug, dass der Mensch zu essen habe; Wohlstand auf europäischer Culturstufe und in europäischem Klima ist nur da, wo mit reichlicher Nahrung und guter Wohnung bessere Kleidung, bequemes Hausgeräthe und die mannichfaltigen Lebensbequemlichkeiten sich verbinden, die nur eine höhere Gewerbsindustrie giebt." — Indem er die Nachtheile der Gewerbsindustrie unparteyisch im Allgemeinen und in besonderer Beziehung auf Würt. angiebt, stellt er ihnen die Nachtheile ihrer Vernachlässigung entgegen. Er schildert die traurige Lage der ländlichen Uebervölkerung; als Gegenstück für die Vernachlässigung der Kindererziehung in Fabrikstaaten und ihrer Verwendung in denselben giebt er (S. 45) ein schauderhaftes Bild von der schrecklichen Verwahrlosung, dem Mangel und der Unreinlichkeit, so wie von der übermässigen frühzeitigen Anstrengung der meisten Kinder auf dem Lande, besonders in den W. Weingegenden, — ein Bild, an dem der Rec. leider keinen Zug übertrieben nennen kann. — Er weist nach, dass die sogenannte Uebervölkerung durch Gewerbsindustrie sogleich verschwinden, und sich bey beiden Theilen, dem Landmann und Gewerbsmann, der Wohlstand durch gegenseitigen Absatz heben würde.

Die Nothwendigkeit aber einer Erhöhung der Gewerbsindustrie weist er durch die immer ungünstiger werdenden Verhältnisse der Ausfuhr der Würt. *landwirthschaftlichen* Producte nach; er stellt *ihnen* die günstiger gewordene Ausfuhr einzelner *anderer* entgegen; und findet, dass die letztern nur *einen* Zuwachs von 1½ Millionen geben, während *jene* einen Ausfall von 6½ Millionen veranlassen, so viel man nämlich aus den Zollregistern entnehmen könne. — S. 104 wird der wahrlich nicht sehr beneidenswerthe Zustand des Landmanns in der guten alten Zeit angeführt, als die Industrie geringer war.

Nachdem eine höhere Gewerbsindustrie als das einzige Mittel aufgestellt ist, der Nahrungslosigkeit ab-

abzuhelfen und die schlimmen Folgen der Uebervölkerung noch um viele Jahre hinauszuschieben, so wird die Frage aufgeworfen S. 111: ob Würtemberg auch der Gewerbsindustrie fähig sey. Es wird gezeigt, dass es W. nicht an den materiellen Bedingungen (Brennmaterial, fliessendem und reinem Wasser und Metallen) gebricht, nicht an Fleiss und industrieller Fähigkeit der Bewohner, dass die fehlenden Kapitale nicht anders als eben durch Industrie entstehen können, [— wenn sich ein Volk nicht eher auf die Laufbahn höherer Industrie begeben sollte, bis es grosse Kapitalien hat, das hiesse einem Menschen rathen, nicht eher ins Wasser zu gehen, als bis er schwimmen könne —]. — Ferner wird gezeigt, Würtemberg habe sehr viele rohe Producte, könne viele andere mit Leichtigkeit erzeugen (Krapp, Waid u. s. w.), manche andere (Baumwolle, Seide, Indigo u. s. w.) werden zwar durch Transportkosten vertheuert und unterliegen einer mehr oder minder grossen Handelssperre: das dürfe jedoch nicht abhalten, auch diese zu verarbeiten. Würtemberg hat acht Haupthandelswege für überseeische Producte; wird der eine zu sehr erschwert, so nimmt der Handel seine Richtung auf dem andern — (diese Wege mit den Transportkosten und Durchgangszöllen sind S. 137 ausführlich beschrieben). Wenn zu uns die Baumwolle die Fracht bezahlt, so hat der Engländer beynahe eben die Unkosten für sein baumwollenes Garn, nur vermindert um so viel, als die rohe Baumwolle schwerer ist, d. h. nicht einmal um 1 Procent. Die Engländer, welche deutsche Wolle kaufen, in ihrem Lande verarbeiten und nachher zu uns bringen, haben die doppelte Fracht, und concurriren doch mit unsern Fabrikanten, die gar keine Fracht haben; die Transportkosten dürfen uns also von diesen Zweigen der Gewerbsindustrie nicht abschrecken, aber auch nicht die Furcht vor einem allgemeinen Seekriege Englands mit dem Continent. Es wird dargethan, dass ein solcher, oder wenigstens eine völlige Handelssperre gegen die überseeischen Producte zu den grössten Unwahrscheinlichkeiten gehöre, dass aber auch der Absatz unserer meisten ländlichen Fabricate, z. B. unserer Leinwand und Wollzeuge nach Amerika, einer eben so grossen oder grössern Gefahr unterliege, während niemandem die Bildung einer Arbeitsbevölkerung für sie zu gewagt oder unnatürlich erscheine.

S. 166 wird die Möglichkeit des Absatzes der W. Fabricate im In- und Auslande im Detail gezeigt — S. 184 die Ansicht bekämpft, Würtemberg eigne sich nur zum kleinen Gewerbsbetriebe, und dieser sey der einzige wünschenswerthe, eine Ansicht, die unter andern in *Memminger's* würtembergischen Jahrbüchern ausgesprochen ist. Es wird gezeigt, dass die scheinbare Abhängigkeit der Fabrikarbeiter von den Launen der Mode und den politischen Verhältnissen nicht so gross ist, als man glaubt, wenigstens in Vergleichung mit dem kleinen Gewerbsmanne. (S. 189 ist eine schöne Darstellung dessen, was auf die Moden Einfluss habe, und wo sie ihren Ursprung nehmen.)

Von S. 199 an werden einzelne würtembergische Gewerbe durchgegangen und die im Grossen betriebenen mit den entgegengesetzten verglichen, wobey manche Einwürfe gegen das Maschinenwesen siegreich widerlegt werden. — Der Raum verbietet dem Rec. aber, darüber in ein tieferes Detail einzugehen, eben so wenig, als über die beiden Anhänge: 1) Ueber Kinderbeschäftigung in Fabriken, namentlich in Baumwollenspinnereyen. S. 243. 2) Ueber die Frage, ob in Würtemberg Steinkohlen gefunden werden können.

Das bisher Gesagte mag hinreichen, die Leser auf ein Werk aufmerksam gemacht zu haben, das auch der Nicht-Würtemberger nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen wird. — Nur Schade, dass der Verleger einen im höchsten Grade *Augenverderblichen Druck* gewählt hat.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen - Beyer: *Erzählungen und kleine Romane.* Von *Friedrich Kind. Fünftes* Bändchen. 1827. 444 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Die vier ersten Bändchen dieser Erzählungen des als geistreicher und unterhaltender Erzähler längst bekannten Vfs. sind zu verschiedenen Zeiten von uns angezeigt worden; auch diese *fünfte* Sammlung enthält, wie jene, einen neuen und einige frühere, wieder durchgesehene Aufsätze. I. *Die Künstler-Reise*, eine sehr anziehende Erzählung, die, trotz ihrer schwierigen Verwickelung, recht heiter und befriedigend endigt, erscheint hier zum ersten Male. Die Charaktere von Hubert, seiner Gattin und Schwester, seines Freundes und Gehülfen Amati, des Grafen Colonna u. a. sind leicht und gut gezeichnet, die eingemischten Maximen und Lebensansichten richtig, so wie die mancherley Natur-Malereyen treffend. Den Inhalt wollen wir unsern Lesern nicht verrathen. II. *Die Mosel-Schöne.* Erschütternde, mitunter auch erheiternde Scenen aus den letzten Jahren des dreyssigjährigen Kriegs, zuerst in dem Taschenbuche zum geselligen Vergnügen vom J. 1825 mitgetheilt. Dieser interessante Aufsatz hat eine geschichtliche Grundlage. Der Hochschüler, der hier seine Abenteuer erzählt, ist kein anderer, als weiland *Johann Michael Moschiersch*, geb. zu Willstadt im Hanauischen 1600, gest. zu Worms 1669, sonst auch *Philander von Sittewald*, und bey der fruchtbringenden Gesellschaft, deren Mitglied zu seyn er sich für hohe Ehre anrechnete, *der Träumende* genannt. (Der sonderbare Name *Moschiersch* ist halb griechisch und halb hebräisch, und die Familie soll eigentlich *Kalbskopf* geheissen haben. Nachrichten von seinem Leben und seinen Schriften findet man in *Strieder's* Hessischer Gelehrten-Geschichte, 9ter Bd. S. 201—205). III. *Juliette, oder die heimliche Ehe.* Erzählung in Briefen. Ein junger geistvoller und wohldenkender, aber mit Welt und Menschen noch zu wenig bekannter Edelmann wird der feurige

Lieb.

Liebhaber einer reizenden, leichtsinnigen, nicht ungebildeten Kokette, mit der er sich — die warnende Freundes-Stimme nicht hörend — heimlich verbindet. Aeussere Umstände trennen jedoch diese Verbindung wieder; Juliette wird Opernsängerin in Italien, nach mancherley wechselnden Schicksalen unglücklich, und stirbt zuletzt durch freywilligen Tod in grosser Dürftigkeit; ihr ehemaliger Liebhaber, Baron Horst, gelangt zu Ehren und Würden, und wird, nach theuer erworbenen Erfahrungen, glücklich durch die Verbindung mit einem armen, aber braven Fräulein. In einem zurückgelassenen, von der trübsten Schwermuth zeugenden Briefe ersucht die unglückliche Juliette Horsten um Schutz für ihre Leiche, und misst sich selbst alle Schuld ihres Missgeschicks bey. Die Geschichte selbst ist lebhaft und gut geschrieben, und die Charaktere der beiden Hauptpersonen, so wie des Professors Amalfi, der Morelli u. s. w. sind treffend gezeichnet. IV. *Kleinigkeiten.* 1) *Glückswechsel.* Eine kleine Erzählung, die man nicht ohne Rührung liest. 2) *Die Söhne des Rubens.* Eine sinnreiche Deutung eines Familiengemäldes von *Rubens*, welches sich in der Dresdener Gallerie befindet, und worauf des grossen Künstlers beide Söhne vorkommen. Nach der gewöhnlichen Erklärung spielt der jüngere mit einem Stieglitz, den er mit dem Fusse an eine Schnur gebunden hat. Unser Vf. sucht es dagegen höchst wahrscheinlich zu machen, dass der jüngere Sohn, dessen man sonst auch nicht gedacht findet, wo nicht mit dem Staar behaftet, doch höchst blödsichtig gewesen sey; dass der Vogel keineswegs einen lebendigen Stieglitz, sondern eine so gefiederte und, obwohl mit einigem Scherz, so gestaltete mechanische Spielfigur, eine Art elastischen Wurf- und Zugwerks, seiner innern Construction nach ungefähr mit dem weiland beliebten *Joujou de Normandie* zu vergleichen, vorstelle. Die glückliche Ausführung dieser Idee, so wie die eingemischten treffenden geschichtlichen Bemerkungen, müssen bey dem Verfasser selbst nachgelesen werden.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

NEUSTADT a. d. Orla, b. Wagner: *Die sittliche Unbescholtenheit, in welcher unsere evangelische Kirche in das Daseyn trat.* Eine Predigt, am *Reformationsfeste* 1828 in der Grossherzogl. Hofkirche zu Weimar gehalten von Dr. *Joh. Friedr. Röhr*, Oberhofprediger u. Gen. Sup. VI u. 25 S. 8.

Der Vf. hat obiger Predigt ein *Vorwort* beygegeben, in welchem er 2 Stellen, eine von *Henke* und eine von *Lessing*, anführt. Beide zeigen auf verschiedene Weise, dass, wenn auch die giftigen Verleumdungen wider den sittlich reinen Ursprung der Reformation wahr wären, die man von Seiten der Katholiken nie müde geworden ist, auszubreiten; dennoch sie selbst dadurch Nichts von ihrem Werthe verliere. Besser aber, meint der Vf. (S. V), sey es immer, wenn man von den ganz richtigen Bemerkungen dieser Männer keinen Gebrauch machen dürfe, sondern vielmehr den Beweis führen könne, dass jener Unglimpf keinen geschichtlichen Grund habe und nur auf Erdichtung beruhe. Diesen Beweis hat er nun in vorstehender Predigt „in der Art, wie diess die Eigenthümlichkeit eines kirchlichen Vortrags erheischt und zulässt", geführt, „weil die Schmähsucht, welche von Anbeginn gegen die evangelische Kirche rege war, in den neuesten Zeiten vornehmlich auch *die Reinheit ihres Ursprungs* zu verdächtigen suchte." Wir wünschen mit ihm, aber hoffen es auch, dass „sein Wort wenigstens bey den Gliedern *dieser Kirche* nicht ganz umsonst verhallen *und ihnen dieselbe auch* von der hier berührten Seite theuer machen helfen werde." Uebrigens glauben wir nicht nöthig zu haben, ein Wort zur Empfehlung dieser Predigt zu sagen, der Name des Vfs. bürgt für ihren Werth; nur das bekennen wir unumwunden, dass sie uns unter seinen vielen vortrefflichen homiletischen Leistungen eine der vortrefflichsten und vollendetsten zu seyn *scheint*. Der Vf. geht von seinem sehr passend gewählten Texte — Ephes. 5, 25—27 — der in der ganzen Predigt meisterhaft benutzt ist, aus, und bahnt sich durch Angabe des Zweckes, welchen Christus bey der Stiftung seiner Kirche hatte, so wie durch die an dem festlichen Tage sehr natürliche Frage, ob die evangelische Kirche mit dem übereinstimme, was Paulus zu dem wesentlichsten Kennzeichen einer echt-christlichen Kirche macht, nämlich ihre sittliche Unbescholtenheit, einen bequemen Weg zu seinem Thema, das er in 2 Haupttheilen behandelt. Im I. erhärtet er durch das Zeugniss der Geschichte die *Thatsache, dass unsere evangelische Kirche auf eine sittlich unbescholtene Weise in das Daseyn trat.* Es zeugt dafür 1) der erste und eigentliche Anlass, welchen die Entstehung unserer evangelischen Kirche hatte; 2) die Reinheit der Gesinnung, mit welcher sich ein grosser Theil der Christenheit an *diese* Kirche anschloss; 3) die tadellose Weise, in welcher die evang. Kirche auf ihre Befestigung Bedacht nahm; 4) das sittlich reine Ziel, welches sie sich bey ihrem Entstehen setzte. II. Zeigt er *die beherzigenswerthen Folgerungen, welche daraus herfliessen.* Es sind: 1) die freudige Ueberzeugung von der überwiegenden Würde unserer evangel. Kirche vor derjenigen, von welcher sie sich trennte; 2) die feste Zuversicht, dass, so lange sich dieselbe ihre sittliche Unbescholtenheit zu bewahren fortfährt, auch ihr Bestehen und ihr *endlicher* Sieg über alle ihre Feinde gesichert ist; 3) der *rege* Eifer, den wir als evangelische Christen beweisen müssen, die sittliche Unbescholtenheit unserer *Kirche* als etwas uns auch im Einzelnen Eigenthümliches zu bewähren. Schliesslich können wir nicht umhin, die strenge Unparteylichkeit gegen die evangelische, wie gegen die katholische Kirche zu erwähnen, welche in dieser Predigt, aber leider nicht in allen Reformationspredigten herrscht. Sie zeigt sich schon im Vorworte (S. VI) und in der Einleitung (S. 3); dann S. 7. 8. 10 und 11. 14. —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

December 1828.

SCHÖNE KÜNSTE.

Greifswald, in Comm. der akad. Buchh.: *St. Otto, Biſchof von Bamberg,* oder die *Kreuzfahrt nach Pommern.* Ein *romantiſch-religiöſes Epos* in 10 Geſängen von *Wilhelm Meinhold.* 1826. XXX und 322 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Als die Provinz Pommern im J. 1824 das ſiebenhundertjährige Jubiläum ihrer Bekehrung zum Chriſtenthum feyerte, erwachte in dem Vf. (der ſich bereits durch ſeine „vermiſchten Gedichte, Greifswald 1824" vortheilhaft bekannt gemacht hatte) der Gedanke, den frommen Apoſtel des Pommerlandes, St. Otto, Biſchof von Bamberg (geſt. 1139, canoniſirt 1189) zum Hauptheldeu eines *Epos* zu erheben:

(„Die Fahrt des frommen Prieſters zu beſingen
Des heiligen, der meinem Vaterland
Groſsmüthig kam das ſanfte Kreuz zu bringen,
Das allverſöhnend ſeine Noth gewandt.
Kein Zauber (?) konnt' dieſs kühne Herz bezwingen,
Kein Mord, kein Tod, kein Völkerwiderſtand;
Es ſiegt und hemmt der Leidenſchaft Getriebe,
Doch durch kein Schwert, nein! einzig durch die Liebe!")

und ſomit „auch in dieſer Form das Andenken eines um ſein Vaterland verdienten Mannes zu verewigen." (Der Dichter hat aber eigentlich keinen andern Zweck, als den, zu *dichten,* weil es ihn *drängt* dazu.)

Zu dem Ende, und „da ihm nach den bisherigen Theorieen der vorliegende Stoff wenig oder gar nicht zum Epos geeignet ſchien" (aber die Poeſie iſt nicht die Tochter, ſondern die Mutter der Theorie!), beſchloſs er, „anſtatt der *phyſiſchen* die rein *moraliſche* Kraft in ſeiner Darſtellung vorwalten zu laſſen; den langweiligen (?) Tummelplatz der meiſten Epopeendichter, das ewige Schlachtfeld zu verlaſſen; das eigentliche Werk der Bekehrung, welches wohl ein Vorwurf der lyriſchen, aber nimmermehr (warum nicht?) der epiſchen Poeſie ſeyn könne, ganz auszuſchlieſsen, und — eine Fabel zu erfinden, die bey aller Einfachheit ein fortwährendes Intereſſe gewährte, und, bey aller Freyheit der Zuſammenſtellung und Erfindung, ſtets von der Geſchichte ausginge und auf die Geſchichte zurückkehrte."

Auch hielt er es für *zeitgemäſs* (allerdings! was geht dieſs aber den Poeten an?), „unſern myſtiſchen Kopfhängern das Exempel eines wahrhaft frommen Chriſten aufzuſtellen, der zwar den Charakter ſeiner Zeit trägt und tragen muſste; aber ſeine Frömmigkeit nicht durch Kaſteyungen, Thränen u. ſ. w., ſondern durch die *That* äuſsert, und *endlich* (wie viele Fliegen auf einmal!) ſeinen chriſtlichen Amtsbrüdern beider Confeſſionen es anſchaulich zu machen: daſs das niemüde, unſelige und zu Nichts führende (?) Geſchwätz über Katholicismus und Proteſtantismus von ſelbſt verſtummen würde, wenn beide Theile bedächten, (aber ſie bedenken es leider! nicht, und ſollte ſie dieſes Epos mehr dazu veranlaſſen, als das Evangelium ſelbſt?): daſs ſie, bey aller Verſchiedenheit der Glaubensnormen, doch *einem* Ziele nachſtreben, und *ein* Geſetz des Chriſtenthums als das höchſte erkennen, die gottverähnlichende, ſelige *Liebe.*" Dieſe „fromme und aufopfernde Gottes- und Menſchenliebe" ſollte nun in dem Charakter Otto's hauptſächlich hervortreten. Indeſs bedurfte es natürlich einer Reihe von *Handlungen* und *Reden,* um ſolche Liebe *anſchaulich* zu machen. Daher muſste der Vf. doch wieder auf das *eigentliche Bekehrungsgeſchäft* zurückkommen und darſtellen, *wie* St. Otto ſich benommen, und welche Hinderniſſe er beſiegt habe, um ſein *Werk,* die Bekehrung der Pommern, zu *vollenden.* Nicht minder war zu einem *epiſchen Gedicht,* in welchem die Mitwirkung des Unendlichen nicht entbehrt werden kann, eben weil das Epos eine Seite des Unendlichen abſpiegeln und würdigen ſoll, *eine Maſchinerie nöthig.* „Himmel und Hölle" wollte der Vf. zu dieſem Zweck nicht in Aufruhr bringen, „weil dieſs, wie ſo viele Proben gezeigt hätten (doch nicht bey *Milton* und *Klopſtock?*), nicht nur überaus langweilig und ermüdend, ſondern auch, nach den chriſtlichen (?) Vorſtellungen des Univerſums kleinlich, ja *kindiſch* (!) ſey." (So wäre am Ende die erhabene Beſchreibung Pſ. 19, wo die Sonne „wie ein Bräutigam aus ſeiner Kammer geht, und ſich freuet, wie ein Held zu laufen ihren Weg", auch kleinlich und kindiſch? Philoſophen und Dichter ſind verſchiedene Perſonen, ſelbſt in Einer Perſon!) — Auch *Pyrker's* Verſuch, die Seelen abgeſchiedener Helden auftreten und an der Handlung Theil nehmen zu laſſen, gefiel dem Vf. nicht. Er faſste ſich alſo kurz, und lieſs, die höhere Leitung der menſchlichen Schickſale und Handlungen allerdings, als unent-

behrlich, in seinem Gedichte beybehaltend, *seine übersinnlichen Wesen* (nämlich auf der *einen* Seite Gott und dessen gute Engel, also doch den Himmel! auf der *andern* Zauberer, Hexen, die durch die Luft reiten, und dergleichen Satans-Larven und Diener, also doch die Hölle!), *plötzlich* und *ohne viele Umstände, da,* wo es ihm *nöthig* schien, *auftreten* und in die Handlung *eingreifen,* und entschuldigt sich gegen Diejenigen, die ihm hier einen *deum ex machina* vorwerfen könnten, mit der philosophischen Bemerkung: „mag das! der *deus ex machina* greift so oft in unser Leben ein, dass wir ihn nicht verkennen können"! Schon aus diesen Ansichten des Vfs. ergiebt sich zur Gnüge, dass er, weniger im *Drange,* als bey der *Ueberlegung,* den geschichtlichen Stoff, die Bekehrung der Pommern durch St. Otto, zu einem romantisch-religiösen Epos zu verarbeiten, mit sich selbst nicht im Reinen und Klaren war.

Das Epos muss, wie *Jean Paul* in seiner Vorschule richtig auseinandersetzt, eine *langsame Breite* haben. „Wie lange zürnt Achilles! Wie lange stirbt Christus. Die geforderte Menge der Mitspieler hält, wie die Menge der Uhrräder, den Gang der Maschine an: denn *jede* Nebenfigur will Raum zu ihrer Bewegung haben." Ferner: „Der Epiker, er fliege von Land zu Land, zwischen Himmel und Erde auf und ab, er muss wenigstens den *Flug* und den *Weg* abmalen." Aber, soviel unser Vf. auch sonst malt und schildert (z. B. im sechsten Gesange), so will er doch in der *Hauptsache* „seine übersinnlichen Wesen nicht durch lange Umwege (Umwege begehrt man auch nicht, aber *Wege!*), sondern *plötzlich, dunkel* und geheimnissvoll in's Leben treten lassen, wie das Schicksal in die Geschichte ganzer Völker und einzelner Menschen tritt."

Sonach möchten wir sein hier geliefertes Werk — lieber eine *lange Ballade* oder *Romanze* nennen; denn mit *dieser* Dichtungsart hat es die grösste Aehnlichkeit. Es hat epische Momente, aber es ist kein Epos; dramatische, ohne Drama zu seyn; es hat lyrische Stellen, aber das Ganze ist nicht lyrisch. So wie nun in der Ballade bald das Epische, bald das Lyrische und selbst das Dramatische *vorherrscht,* und sich zum Zweck einer anschaulichen, aber raschen und fragmentarischen Darstellung von Begebenheiten und Zuständen *mit einander vermischt:* so auch *hier.*

Und so haben wir von dieser vielfach gegliederten, mit allerley Episoden durchwebten Riesen-Ballade nur noch in der Kürze zu bemerken: dass sie, unsers Bedünkens, einzelne sehr gelungene, durch poetische Erfindung sowohl als Ausführung ansprechende, aber auch ganz verfehlte und zurückstossende Schilderungen enthält, zu welchen letztern wir besonders die Zauber- und Hexen-Geschichten rechnen, die der Vf. mit vieler Kunst zwar eingeflochten, die aber aller Natur und Wahrheit ermangeln; dass der Hauptheld, Otto, in seiner gutmüthigen Beschränktheit sich doch gar zu sehr auf Wunder und Zeichen vom Himmel verlässt, die geschehen werden, sobald es zum Aeussersten in einer Sache gekommen ist; dass die Bekehrungsrede, die ihn der Dichter vor der Heidenstadt *Pyritz* an das versammelte Volk halten lässt, und die eigentlich den Culminationspunkt der ganzen Handlung ausmachen müsste, eben nicht als ein Meisterwerk der Beredtsamkeit passiren kann; (was sollten auch Heiden von einem *Gott* denken, der zwar höchst *gütig* gegen die, so ihn *lieben, aber auch als* sehr „*grimmig* und *zornig* gegen die, so ihn *hassen*" (S. 298), geschildert wird; der *rächen* will der Feinde *Hohn;* bey dem zuletzt *keine* Reue, kein Flehen und kein Angstgebet mehr hilft! — ist diess ein *christlicher* Gott?) — dass endlich Sprache und Versbau im Allgemeinen kräftig und fliessend zu nennen, jedoch nicht selten durch die etymologischen Grillen und Eigenheiten des Vfs. (s. Vorrede S. XI bis XXIV) hart, holperig und unharmonisch geworden sind. Denn wer mag in achtzeiligen Stanzen, in welchen das Gedicht geschrieben ist, den stumpfen (männlichen) Reim *lieber* vorherrschen hören, als den weiblichen? und wer Ausdrücke und Reime ertragen, wie diese:

„es seufzt die Luft nach meinem *Bräutigamme*"; u. s. w. —
„so hat der Held sich auch im Augenblick
vernichtend auf die Unholdin *geschmissen;*" —
„im Hauch des Windes *schwillen*
das Pluvial und die Dalmatika";
„— — — Betrogen
Von Satans List stösst an die hohe *Leich'*
Er seinen Fuss, und stürzt zur Erde gleich";
— — „mein *Herze* strebt zu Gott"!
— — „ja, *Kindelein,* mich frieret"!

u. s. w.

Ob nun wohl dieses Poem im Ganzen verfehlt und sicherlich mehr ein Werk der *Mühe* als der *Muse* ist (durch einen ominösen Druckfehler wird auch S. 1 die Mühe statt der Muse vom Vf. angerufen!): so zeigt sich doch das durch andere Proben bekannte Dichtertalent des Vfs. auch hier in einzelnen Ergüssen, Beschreibungen, Gedanken-Blüthen und Blitzen unverkennbar. Wie schön ist die Episode von Domislaf und Tyra! wie zart und ergreifend der Ausgang dieser wahrhaft romantischen Liebe! Wenn nur der Bischof, der dichterische nämlich, so gut *bekehrt,* als dieser Heldenjüngling *geliebt* hätte! Wenn der Vf., dem es an Geist und Phantasie gewiss nicht fehlt (wie wir diess auch bey der Beurtheilung seiner vermischten Gedichte, 1824. in diesen Blättern anerkannt haben), vielleicht über einen andern Gegenstand, den er zu bearbeiten sich vornimmt, weniger vernünftelt, aber begeisterter dichtet: so wird ihn jeder gemüthliche Leser gern auf's Neue willkommen heissen.

THEO-

THEOLOGIE.

KÖNIGSBERG, b. d. Gebr. Bornträger: *Christus, der einige Meister.* Eine kurze Erinnerung an verschiedene wichtige biblische Wahrheiten, von Dr. *H. Olshausen.* 1826. IV und 64 S. gr. 8. (8 gGr.)

Ganz im Geiste des Protestantismus preiset Hr. Dr. *O.* das freye Leben und Wirken eines jeden Individuums in und mit Christus für sein Reich, als das edelste Kleinod des Evangeliums, durch welches uns die evangelische Kirche so werth wird. *Geistige Freyheit* ist ihm der wesentliche Charakter des Christenthums, das keine Priester kennt, keine Mittelspersonen zwischen Gott und dem Menschen, wie sie den andern Religionen eigen sind. Er sieht daher in der katholischen Kirche durch den Priesterstand, der sich in ihr gebildet hat, die evangelische Freyheit vernichtet und die lebendige geistige Entwickelung gehemmt. Mit Recht hält er *Herrschsucht* für die Quelle eines jeden auf Beschränkung der evangelischen Freyheit gerichteten Bestrebens, und mit gleichem Rechte behauptet er, dass eine solche Herrschsucht mit allen ihren verderblichen Folgen auch bey den Protestanten gefunden werde. „Bildete sich nicht (sagt er S. 4) sogleich nach der Kirchenreformation, im Schoosse der protestantischen Kirche selbst wieder ein neues Papstwesen in der orthodoxen Geistlichkeit aus, die jede individuelle freye Lebensgestaltung unterdrückte? Und wer könnte die einzelnen Fälle aufzählen, da Einzelne in ihren Kreisen wieder einen ähnlichen Gewissenszwang einleiteten, als man eben im Papstthum abgeschüttelt zu haben sich schmeichelte? — Als entschiedner Gegner aller Hierarchie fühlte sich der Vf. durch die ihn beseelenden Grundsätze aufgefordert, „das Verhältniss des Menschlichen und Individuellen zu dem allgemeinen Charakter, den die Wirksamkeit des evangelischen Religionslehrers, als Organs der Kirche, als Verkündigers der geoffenbarten Wahrheit, trägt", in vorliegender Abhandlung mit möglichster Bestimmtheit schriftmäsig darzustellen. Die ganze kleine Schrift zerfällt, ausser Vor- und Schlussswort, in *vier* Abschnitte, über deren wesentlichsten Inhalt hier kürzlich berichtet werden soll. *Erster* Abschnitt. *Lehre der h. Schrift vom Verhältniss des Religionslehrers zur Kirche.* Es würde sehr leicht gewesen seyn, zu zeigen, dass nach mehrern klaren Aussprüchen des N. T. die Lehrer des Christenthums nicht über die Kirche herrschen, sondern sich als ihre Diener erweisen sollen. Aber anstatt auf diese einfache Art zu verfahren, hat der Vf. das Verhältniss des Religionslehrers zur Kirche auf folgende Weise zu entwickeln gesucht. — Es ist die Pflicht des christl. Religionslehrers, *allein Christum* zu predigen, das heisst nach des Vfs. Meinung, *nicht,* die Lehre Jesu mitzutheilen, *sondern,* „die grossen Facta der Geschichte Jesu zu verkündigen, sein Leben, Leiden, Sterben, Auferstehen, mit allen ihren *ungeheuern* Folgen und Wirkungen." Von Christo und dem Worte von seinem Kreuze geht eine Gotteskraft aus, die durchaus keiner Nachhülfe bedarf. Freylich muss auch der Lehrer zeugen können, wie der Apostel Paulus von sich gezeugt hat, was die Gotteskraft des Evangeliums in ihm selbst gewirkt habe. Dann hängt die Menge (?) an seinem Munde und saugt begierig die Kraft von oben ein, die gespendet wird. Der Lehrer kann sie von der Milch des Evangeliums zur starken Speise führen, kann sie das innere zuständige (?) Herzensgebet, das verborgene Leben mit Christo in Gott, das Wandeln in der göttlichen Gegenwart kennen lehren. Je tiefer aber die Erkenntniss dringt, desto schmaler und gefahrvoller wird der Weg; die heilige Schrift hat daher weise die Andeutungen für Lehrer und Lernende vertheilt, damit sich beide Theile in allen Absätzen des Weges zurecht finden könnten. *Zuerst* tönt hier aufs kräftigste die Stimme, sowohl für die Lehrer als für die Hörer, uns entgegen: *Einer ist euer Meister, Christus; ihr aber seyd Alle Brüder.* — Christus, obgleich selbst das *lebendige* Wort, weiset nichts desto weniger an das geschriebene Gotteswort (im A. T.); *daher* muss des Lehrers Wort unaufhörlich seyn: Lerne hören Gottes Wort (wo Christus gefunden seyn will)! — Aber noch bestimmter hebt die Lehre der Schrift die Nothwendigkeit hervor, dass der Lehrer die Hörer an die Stimme Gottes in dem Menschen, d. i. im Gewissen, hinweise. Jesus selbst stellt *dieses innere Geknüpftseyn an die Winke seines Geistes* (?) dar unter dem Bilde des Hörens der wohl bekannten Stimme des treuen Hirten; die Stimme des Fremden, die auf Abwege führt, weiss die treue Seele sogleich zu unterscheiden, und folgt ihr nicht. — Doch die h. Schrift begnügt sich nicht damit, den Lehrern vorzuschreiben, wie sie stets die Glieder der Kirche an das göttliche Wort in der Schrift und im Gewissen, als an den einigen wahren rechten Lehrmeister, weisen sollen; sie belehrt überdiess noch, wie auch aller Wirksamkeit der Lehrer ein unaufhörliches Streben zur Seite gehen muss, jede falsche Anhänglichkeit der Menschen an ihre Person zu hindern und abzuweisen, ja, je mehr ihre Persönlichkeit anziehen könnte, desto nachdrucksvoller dahin zu wirken, dass alles Individuelle zurückgedrängt werde. — Rec. hat es für seine Pflicht gehalten, die Grundzüge von dem, was Hr. *O.* über das Verhältniss des Religionslehrers zur Kirche vorgetragen hat, mit den eigenen Worten des Vfs. darzulegen, damit die Leser dieser Anzeige selbst urtheilen können, welche Belehrung oder Erbauung sie hier zu finden hoffen dürfen. Oefter vermisste Rec. in den vorliegenden Räsonnements die nöthige Klarheit, und er ist sehr geneigt, es nur diesem Mangel an Klarheit zuzuschreiben, dass es scheint, als wenn Hr. *O.* es nicht für den Beruf des christlichen Lehrers halte, die Religions- nnd Sittenlehre Jesu zu predigen, — und als wenn er ein eifriges und unablässiges Streben nach sittlicher Vollkommenheit nicht für nothwendig achte, um der Wohlthaten des Christenthums theilhaftig zu werden. Ersteres ist schon oben angedeutet worden, Letzteres könnte wohl aus folgenden Worten her-

hergeleitet werden, die zugleich eine Probe von unklarem mystischem Modegeschwätz, das bey einem akademischen Lehrer besonders auffallend erscheint, abgeben mögen. - Nachdem gesagt worden ist, dass das Wort vom Kreuze, wo man es rein und lauter predigt, seine Frucht nicht schuldig bleiben werde, heisst es weiter (S. 8): „Wo aber ein unübersteiglicher Zaun von Bedingungen der Treue und der Forderung von Wirken um den vollen quellenden Born der Gnade und Barmherzigkeit gezogen wird, da steht wohl Mancher, mit sehnsüchtigem Herzen verlangend nach Wasser des Lebens, aber er kann nicht herzukommen. Er kennt seine Untreue, und wagt schüchtern nicht, durch die Pforte des Glaubens so viel Licht, so viel Leben in sein armes, dunkles Herz zu lassen von dem, der doch für ihn starb, da er noch sein Feind war, dass er dadurch vermöchte treu zu seyn, was er ohne diese Kraft zu werden stets vergeblich versuchen wird. Man fürchtet den Missbrauch der heiligsten Gaben, und hält, dadurch bewogen, sich für befugt, ihre Spendung zurückzuhalten; man bedenkt nicht, dass der Herr selbst, auf die Gefahr solches Missbrauchs hin, Vergebung der Sünden predigen liess Jedem, der mit bussfertigem Herzen glaubt." — Der *zweyte* Abschnitt: *Darstellung des Verfahrens der Apostel in ihrer kirchlichen Wirksamkeit* — entspricht nicht seiner Ueberschrift, denn ausser in der Erzählung Apg. 14, 8—15, die kaum hierher gehört, ist in dem ganzen Abschnitt die Rede von keinem andern Apostel, als von Paulus, der als ein Muster der Demuth, der Duldsamkeit, der Milde, der über alle Selbstsucht erhabenen Liebe, geschildert wird. Auch in dieser Betrachtung stösst man auf ähnliche dunkle Stellen, z. B. S. 27: „Eine Seele, durch unweise Behandlung in ihrer geistigen Freyheit beschränkt, so dass sie nicht aus dem Glauben schlicht handeln kann, wiegt manche andre auf, die sich langsamer ausbilden"; und S. 28: „Ach! die lautere Liebe — — lässt sich nicht nachmachen, versieht sich nicht in bösen Herzen, aber auch nicht in guten, selbst nicht in den köstlichsten, sondern wird nur den Demüthigen aus Gnaden gegeben. Da hat sie ihre Wohnung, weil Gott dort wohnt; da kettet sie *für* die Ewigkeit; denn sie kettet *an* die Ewigkeit, deren edelste Tochter sie ist." Der *dritte* Abschnitt: *Beleuchtung der Gründe, durch welche man das alleinige unmittelbare Halten an Christus als gefährlich darzustellen pflegt,* — ist grösstentheils gegen die römisch-katholische Kirche gerichtet, in sofern dieselbe nicht nur der Mehrzahl ihrer Individuen den freyen Gebrauch der Bibel untersagt, sondern auch „eine freye Gestaltung des Glaubens und Lebens, nach dem Wirken des Geistes im Innern, nicht gestattet." Als die hauptsächlichsten Gründe, wodurch die katholische Geistlichkeit ihr Verfahren gegen den Stand der Laien zu rechtfertigen sucht, werden angeführt: „*zuerst*, es sey *Sicherheit des natürlichen Menschen*, von sich vorauszusetzen, man verstehe die Schrift richtig; das Verständniss der Bibel hänge ab von dem Grade sittlicher Vollendung; den Geförderten müsse man daher in der Auffassung folgen; *sodann:* es sey anmassend, zu behaupten, Christi Stimme hören zu können; die *hochmüthige Natürlichkeit* des Menschen, die sich nicht demüthigen wolle vor Menschen, sey die Ursache davon, dass man sich zu Christus begeben zu wollen vorgebe; Christus aber rede eben auch durch Menschen, die man dann hören müsse." Dagegen erinnert der Vf. *erstlich*, man solle lieber Jedem gestatten, nach besten Kräften sich seine Ansicht aus der *Schrift* zu *bilden, als* die freye Forschung und mit ihr die Freyheit des Geistes hemmen; *zweytens,* es könne unmöglich für eine Anmassung gehalten werden, Christum suchen zu wollen: denn es beschliesse ja dieses Suchen nothwendig das Streben nach Demuth, weil Christus der Inbegriff aller Tugenden sey (S. 36). — Aber schwerlich wird die römische Kirche durch die ihr *hier* ertheilten Belehrungen, besonders durch den letzten der angeführten Gegengründe, zur Erkenntniss ihres Irrthums gebracht werden. — *Vierter* Abschnitt: *Darstellung der schädlichen Folgen, welche nothwendig aus dem Mangel eines selbstständigen Lebens mit Christus entstehen.* Wo es an einem solchen Leben fehlt, lehrt der Vf., da fehlt der Glaube, welcher ist das Princip, die Wurzel alles innern geistigen Lebens, und ohne welchen wahre Frömmigkeit und Tugend durchaus unmöglich ist. Allein nach dieser Vorstellung erscheint ja der Unglaube nicht als Folge von dem Mangel eines selbstständigen Lebens mit Christus, sondern der Mangel eines solchen Lebens als Folge des Unglaubens. — Was weiter unten von dem *Formalismus* und von der Verachtung der Schwachen und Andersdenkenden gesagt ist, die aus dem Einfluss einer menschlichen Individualität oder persönlichen Auctorität entspringen können, wird allerdings durch die Erfahrung aller Zeiten bestätigt. Zum *Schluss* empfiehlt der Vf. noch einmal und aufs dringendste diejenige wahre Herzensdemuth, „die sich nicht zutraut, unerschütterlich zu stehen, sondern fürchtet zu fallen, und darum die Verantwortlichkeit nicht zu übernehmen wagt, ausser für sich, auch noch für Andere mit Sicherheit Gottes Stimme hören zu können. — Um aber den Schlingen der Eigenliebe zu entfliehen, müssen wir den lebendigen Christus suchen, der unsere Gerechtigkeit ist und in der Seele eine Liebe zu Gott entzündet, die, wie *Fenelon* sagt, will, dass *das* Ich vergessen werde, dass man es für nichts rechne, dass Gott allein Alles sey; dass Gott das Ich *der* Seele werde und sie allein beschäftige." — Uebrigens versichert Rec. mit Vergnügen, in dieser Schrift manche Spuren eines frommen, milden, weniger für Intoleranz, stolze Anmassung und lieblose Verketzerungssucht empfänglichen Sinnes wahrgenommen zu haben.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

December 1828.

GESCHICHTE.

1) Hannover, b. Hahn: *Alte Sagen zu Fallrum am Teutoburger Walde* — — von *Hans* Freyherrn *von Hammerstein* u. s. w.

2) Essen, b. Bädecker: *Die wahre Gegend und Linie der dreytägigen Hermannsschlacht* — — von *W. Tappe* u. s. w.

3) Lemgo, in d. Meyerschen Hofbuchh.: *Wo Hermann den Varus schlug* — — von *Ch. G. Clostermeier* u. s. w.

4) Hannover: *Vermuthung über die wahre Gegend, wo Hermann den Varus schlug* — — von *W. Müller* u. s. w.

5) Quedlinburg u. Leipzig, b. Basse: *Wo schlug Hermann den Varus?* — — von *G. W. von Düring* u. s. w.

6) Hamm, b. Schulz: *Zur Urgeschichte des deutschen Volksstamms*, von *H. Schulz* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr. 316. der A. L. Z.*)

Nr. 4 ist eine schätzbare Zugabe zu dem vorhergehenden Werke, indem es uns eine Charte darbietet, die das genaueste Detail des so viel besprochenen Landes enthält und es uns dadurch möglich macht, das ganze Ereigniss im Einzelnen zu übersehen. Die Charte umfasst die Gegend zwischen Vlotho, Rinteln, Hameln, Höxter, Pyrmont, Drieburg, Lippspring und Herford, somit ausser dem Fürstenthum Lippe noch einen bedeutenden Theil der umliegenden Gegenden, also gerade das Land, welches nicht bloss durch die Römerkriege, sondern auch durch noch so viele andere spätere denkwürdige Ereignisse berühmt geworden ist. Der Maassstab ist ein Hunderttausendtheil der wahren Grösse der Erdoberfläche, und ist demnach von der Art, dass jede auch noch so kleine Einzelheit von Bedeutung darauf angebracht werden konnte. Der Vf. versichert, die besten Hülfsmittel dazu gebraucht, und auch eigene Beobachtungen auf zweyjährigen Reisen durch das lippesche Land benutzt zu haben. Auch der Stich ist vortrefflich, und wenn auf dem Exemplare des Rec. an einigen Stellen die Schrift etwas undeutlich und verwischt ist, so ist das wohl nur die Schuld des Abdruckes und nicht des Stichs, und findet sich gewiss auf andern Exemplaren besser. Der Preis der Charte ist zwar bedeutend, doch für das, was geleistet ist, nicht übertrieben. Die die Charte begleitende Schrift ist weniger wichtig, und enthält grösstentheils die aus *Clostermeier* schon bekannten Resultate. Auch der Vf. beginnt mit den Zügen des Drusus, und glaubt in diesen Gegenden noch mehrere Spuren von römischen Heerwegen (oder Helwegen) gefunden zu haben, durch die Dörenschlucht an der Werre entlang bis Herford, von Elsen über Horn nach Hameln, von Herford nach Hameln und Coppenbrügge u. s. w. Er würde wohl gethan haben, wenn er sich über diesen Gegenstand besonders ausführlich verbreitet, und uns angegeben hätte, worin diese Spuren bestehen, und warum sie auf eine Anlage durch die Römer schliessen lassen. In der Erwähnung der Feldzüge des Germanicus ist der Vf. sehr ungenau, und S. 11, wo von den Lagern des Varus bey *Tacit. Annal.* 1, 61 die Rede ist, verstehen wir den Vf. nicht, indem er dem widerspricht, was er über denselben Gegenstand auf der vorhergehenden Seite gesagt hat. Wichtiger ist die Nachweisung über den *Campus Idistavisus*, welchen der Vf. zwischen Rinteln und Hameln bey Oldendorf in die Nähe des Dorfs *Stave* setzt. Ob dieses mit Recht oder Unrecht, lässt sich nicht entscheiden; doch hängt damit zusammen, dass der Vf. in dieser Gegend, bey Erder, Hohenrode, Hämelschenburg und Hastenbeck noch Spuren von Castellen zu finden meint, die Drusus zur Behauptung der Weser dort angelegt haben soll. — Hier, zwischen Erder und Oldendorf, hatte denn auch nach dem Vf. Varus vor dem Aufstande sein Lager, und zog von dort in die Gegend von Uffeln und dann in den Teutoburger Wald, wo er erlag. Die an so vielen Orten ringsum wiederkehrenden Namen, welche an *Blut*, *Knochen*, *Ketten*, *Toden*, *Krieg*, *Sieg*, *Varus*, *Römer*, *Heiden* u. s. w. zu erinnern scheinen, deutet der Vf. dadurch, dass er annimmt, Varus habe sein Heer nicht zusammen an einer Stelle gehabt, sondern in mehreren einzelnen Corps zerstreuet, und diese wären einzeln gleichfalls dem Schwerte der Deutschen erlegen, während das Hauptheer im Teutoburger Walde seinen Untergang fand. Dieses mag an und für sich wohl seine Richtigkeit haben, und stimmt mit der Nachricht Dio's vollkommen überein; obschon die Namen der Oerter schwerlich etwas mit dem Varus und den Römern gemein haben oder aus einer fast zwey Jahrtausende entlegenen Zeit herstammen mögen. —

Mit ganz befonderen Erwartungen nahm Rec. das Werk Nr. 5 in die Hände, indem es ihm schien, als wenn nach fo mannichfaltigen und nützlichen Vorarbeiten, die von gelehrten Männern geliefert worden waren, es jetzt nur noch des praktifchen Sinnes eines Militairs bedürfe, um die Sache zu einem Endrefultate zu führen. Hierin wurde Rec. noch beftärkt, nachdem er die fchon 1823 erfchienene Schrift des Paftor *Peterfen: Der Kirchenfprengel Weitmar, oder über die Gegend, wo Herman den Varus fchlug,* betitelt, gelefen hatte, in welchem Buche fo wunderliche Dinge zufammengehäuft find, dafs man feinen Augen kaum trauen mag, wefshalb wir es denn auch nicht für ein Gefchäft für uns gehalten haben, hier, wo es eine ernfthafte Unterfuchung gilt, uns mit dem *„griechifch-deutfchen* oder *deutfch-griechifchen Schlüffel"* zu befaffen, durch welchen Hr. Peterfen das gefammte deutfche Alterthum noch einmal uns aufzufchliefsen und wieder zu eröffnen gedenkt. Um fo mehr aber fchien es erfpriefslich für die Sache, ftatt der fruchtlofen Speculationen und leeren Deuteleyen und Träumereyen in das Gebiet der nackten Wirklichkeit verfetzt zu werden, es fchien, als wenn hierdurch allein Gewifsheit über eine Sache verfchafft werden könnte, die auf keine andere Weife bisher noch zugänglich gewefen war. So haben wir gewifs die günftigfte Vormeinung zu dem Werke Nr. 5 hinzugebracht. Wir wollen nun den durch daffelbe gebrachten Gewinn genauer kennen lernen. —

Nachdem der Vf. die Grenzen des von diefer Darftellung umfafsten Gebiets abgefteckt hatte, nämlich des Landes, das von der Lippe von ihrem Ausfluffe bis zu ihren Quellen, dem Gebirge, auf welchem die Quelle der Emmer fich befindet (zwifchen Nieheim und Drieburg), dem Laufe derfelben entlang bis zur Wefer, von diefer bis Hameln, dann von den Höhen zwifchen Hameln und Hannover, von der Leine und Aller und dem Lauf der Wefer bis zur Nordfee umfchloffen wird; fo macht er die Bemerkung, dafs diefes Land, in welchem nur an der obern Lippe und Wefer fich Höhenzüge und Hochebenen finden, und der Charakter der Niederung vorherrfcht, vor 1800 Jahren eine ganz andere Geftalt und Befchaffenheit gehabt habe, als jetzt, und wenn es heut zu Tage noch ungefchickt fey, zur Führung des Krieges im Grofsen, fo fey es dazumal noch viel unreifer dazu gewefen; hiebey beruft er fich auf des wackeren *Müller* (fchon etwas veraltete) *Terrain-Lehre,* welche dem Vf. auf überzeugende Weife bewiefen hat, dafs vor 1800 Jahren der Stand des Meeres 72 Fufs höher gewefen fey als jetzt, woraus er dann folgert, dafs die meiften der jetzt trocken liegenden grofsen Haiden im Münfterfchen und Oldenburgifchen und in der Senne damals naffes Moor waren, und dafs ein grofser Theil des jetzigen feften Landes damals von den Fluthen bedeckt war, oder nur wie Infeln aus dem Ocean hervorragten. Indem das Zurückfinken des Meeres auch eine Veränderung im Laufe der Flüffe zur Folge hatte, und auch die Lichtung der Wälder zur Trockenlegung und Gangbarmachung des Bodens bedeutend beytrug, fo wäre nach des Vfs. Meinung von dem gegenwärtigen Zuftande diefer Gegenden auf die frühere Befchaffenheit derfelben gar nicht zu fchliefsen. Jedoch hier treffen wir fogleich von vorn herein den Hn. Vf. auf einem Irrthume, der fich leider durch fein ganzes Werk hindurchzieht. Denn welche Bewandnifs es auch mit den Beobachtungen der Stockholmer Academie haben mag, auf welche *Müller* feine *Theorie* von der allmähligen, jährlich etwas mehr als ½ fenkrechten Zoll betragende Abnahme des Meeres gründet, fo ift es erwiefen und unleugbar, *dafs das* Meer vor 1800 Jahren keine 72 Fufs höher geftanden hat, oder wenn es fo viel höher ftand, das Land auch um fo viel höher gelegen, und mit dem Meere auch allmählig in gleichem Verhältniffe nachgefunken ift. Denn fonft müfsten die ganzen Niederlande etwa von Nimwegen an, ganz Oft-Friesland, der gröfste Theil des Oldenburgifchen und Bremifchen, ganz Holftein und Jütland (der höchfte Punkt des Holfteinfchen Kanals liegt nur 28 Fufs übers Meer) damals nicht exiftirt haben, welche Gegenden alle faft ohne Ausnahme jetzt keine 72 fenkrechte Fufs übers Meer liegen; und doch waren diefe Länder wirklich vorhanden, taufend hiftorifche Zeugniffe fprechen von ihnen; wir kennen zahlreiche Oerter, die an diefen Küften lagen; die Form diefer Länder ift uns namentlich aus des Ptolemäus Breiten- und Längen-Beftimmungen fehr genau bekannt, und da letzterer befonders in der Beftimmung der Breiten zur Verwunderung genau ift, fo ift es unleugbar, dafs diefe Länder damals diefelbe Ausdehnung nach Norden hatten, die fie jetzt haben. Ja wir können beweifen, dafs allenfalls das Land damals höher übers Meer hervorragte, als jetzt. Was jetzt Süderfee und Dollart und Jahde-Bufen ift, war dazumal noch feftes Land, freylich Sumpf und Moraft, aber doch zu Zeiten gangbar, fo dafs fogar Kriege dafelbft geführt werden konnten; fo beym fpäter weggefpülten Caftell Flevum (*Annal.* 4, 72). Die Canninefaten und Chauken hatten zwar mit den Fluthen zu kämpfen, jedoch bewohnten fie meiftens ruhig und ungefährdet den noch nicht eingedeichten Boden, während jetzt ein Bruch der Dämme einen grofsen Theil des Landes unter Waffer fetzt. Auch an der Weftküfte von Holftein und Jütland find grofse Diftrikte vom Meere verfchlungen, welche damals bewohnbares Land waren. — Auf diefe feine Vorausfetzung gründet der Vf. die Behauptung, dafs die Strafsen immer auf den Höhenzügen waren, weil dort das Land trockner feyn mufste, als in den Niederungen, und doch widerfpricht er fich fpäter wieder, indem er fagt, alle Strafsen der Römer wären an den Strömen aufwärts gegangen, und die Richtungen, die er ihnen felbft S. 36 anweift, gehen fogar durch verfchiedene Niederungen, welche nach feiner Vorausfetzung damals hätten unter Waffer ftehen müffen, und gehen fo, dafs fie zahlreiche Flüffe und Bäche durchfchneiden. Wir müffen überhaupt geftehen, dafs wir in allen

den einleitenden Kapiteln, in welchen von der Terrain-Lehre, den Strassen-Zügen, dem Anbau des Bodens, den Flüssen, der Bildungsstufe der Germanen, den Operationen der Römer im nördlichen Deutschland, ihren Lägern und Schanzen, und den Völkerschaften Nord-Deutschlands gehandelt wird, nicht viel Neues oder Aufklärendes gefunden haben, indem immer ein starkes und gerechtes Misstrauen sich einmischte gegen eine Untersuchung, die einen Boden voraussetzt, dessen Nichtexistenz zuvor entscheidend, wie der Vf. glaubt, erwiesen worden ist. Auch ist Manches unrichtig: z. B. die Wohnsitze der Friesen werden zwischen der Südersee und der Weser gesetzt, statt dass sie gewiss nicht weiter, als bis zur Ems reichten, wo die Wohnsitze der Chauken anfingen (*Annal.* 1, 60). Auch zogen sie sich am Rhein entlang bis zu seinem Ausflusse (der Vf. versteht unter dem Ausflusse des Rheins die *Fossa Drusiana* und die Yssel!) *usque ad Oceanum Rheno praetexuntur,* und sie umgeben die *inmensos Lacus,* welche keine andern seyn können, als die Seen, durch deren Erweiterung später die Südersee entstand. Der Dollart existirte damals noch gar nicht, sondern ist erst durch die grosse Sturmfluth in der Weihnachts-Nacht 1277 entstanden. Die Stelle *Annal.* 1, 60, wo Tacitus erzählt, Germanicus habe *impositas navibus quatuor legiones per lacus* geführt, hat den Vf., wie viele Andere, verführt; aber an eine Binnen-Schifffahrt ist hier nicht zu denken: denn da Germanicus gewiss auf demselben Wege wieder zurückkehrte, auf welchem er gekommen war, zumal da es Herbst war, so entscheidet, dass Tacitus von des Germanicus Rückfahrt sagt (*Annal.* 1, 70) der Feldherr habe 2 Legionen zu Lande ziehen lassen, *quo levior classis vadoso mari innaret, vel reciproco sideret,* wo doch deutlich genug von dem Meere und seiner Ebbe und Fluth die Rede ist. Doch wir übergehen dieses und anderes, um zur Hauptsache zu gelangen. Den ganzen Hergang des Kampfes der Germanen unter Arminius mit dem Varus ordnet der Vf. auf folgende Weise.

Von Aliso aus zog Varus durch die Senne, den Teutoburger Wald Rechts lassend, durch die Schlucht von Bielefeld über Herford an die Weser, wo er bey Rehme, jedoch auf dem linken Ufer der Werre, ein Sommerlager bezog. Dieses war die den Römern bekannte Strasse; das Innere des Lippeschen Landes war den Römern damals noch eine *terra incognita.* Nun brach der Aufstand wahrscheinlich bey den Chatten aus.

Varus, auf die Freundschaft und Treue der ihn umgebenden Germanen bauend, wollte den nächsten Weg nach Aliso einschlagen, und verliess von Herford aus die alte Strasse, und schlug den Weg an der Werre entlang nach Schötmar ein. Während dessen besetzten die Marsen und Brukterer die Dören-Schlucht; die Cherusker und Chatten den Teutoburger Wald. Um das Umkehren des Varus zu verhüten, liessen die Feinde ihn ruhig ziehen, bis das *Gros* der Armee bey der Harser Mühle über die Werre gegangen war. Jetzt erst warfen sie die Maske ab, und fielen wüthend den Nachzug der Römer an. Diess war der Anfang des Kampfes. Früher konnte derselbe nicht beginnen, weil Varus sich sonst wieder in sein altes Lager an der Weser zurückgezogen hätte. Hier nun, zwischen der Werre und Bega, in der Nähe von Holzhausen schlug Varus sein erstes Lager auf. Die Nacht benutzten die Germanen, um theils den Varus den Rückmarsch, wenn er denselben versuchen sollte, unmöglich zu machen, theils zu verhindern, dass er nicht sogleich durch die Dören-Schlucht seitwärts nach der Senne entkäme; Varus dagegen vernichtete den grössten Theil seiner Bagage. Am folgenden Tage versuchte zuerst Varus sich auf alle Weise den Rückweg nach Herford wieder zu eröffnen; doch dieses gelang ihm nicht, und so musste er nun weiter hinein ziehen in den Teutoburger Wald (dieses ist sehr wahrscheinlich, obschon kein Schriftsteller davon ein Wort sagt). Der Zug ging nun auf der Ebene zwischen der Werre, Bega und dem Otterbache unter fortwährendem Gefechte bis südöstlich von Lage, wo ein Ruhelager aufgeschlagen, zugleich aber auch ein Versuch gemacht wurde, den Feind zu durchbrechen, um einen Ausweg durch die Dören-Schlucht zu gewinnen; doch alles vergebens. Nach kurzer Rast brachen die Römer wieder auf, um durch einen Nachtmarsch einen Vorsprung vor ihren Feinden zu gewinnen, wurden jedoch bald wieder eingeholt; und indem sie nun in den hohen Wald und in das höhere Gebirge geriethen, so ward ihnen alles Entkommen unmöglich. Es wurde der Pass eingeschlagen, der am gangbarsten nach der rechten Seite hin sich zeigte, an dem Knochenbache oder der Berlebeche entlang, unter fortwährendem Kampfe; immer mehr aber verstärkte sich auch die Zahl der Feinde, und mit stürmender Hand wurde die Hochebene des Winfeldes genommen, und schon war die Aussicht auf Rettung fürs Heer nahe, als plötzlich der römischen Reiterey unter Vala Numonius gelang, sich durch die Feinde durchzuschlagen, die Ebene der Senne zu gewinnen und durch die Flucht sich zu retten. Da sank denn dem im Stiche gelassenen Fussvolke alle Hoffnung, Varus stürzte in sein Schwert, die übrigen folgten seinem Beyspiele, oder liessen sich wehrlos niedermachen. Nur wenige entkamen, begünstigt von der Beutegier der Feinde und dem Einbruche der Nacht. Am Anfange der Senne erlag der letzte Rest des schon aufgelösten und zerstreuten römischen Heeres, auf dem Winfelde aber war der Kampf entschieden worden, und vom *Gewinne* der Schlacht wird der Name des Feldes, ungeachtet der von Clostermeier dagegen vorgebrachten Gründe, hergeleitet. —

Im folgenden Kapitel liefert der Vf. die Rechtfertigungen für seine einzelnen Angaben. Allerdings hat er es sehr wahrscheinlich gemacht, dass Varus nicht schon zwischen der Weser und Herford angegriffen wurde: denn warum wäre er sonst nicht wieder in sein altes Lager zurückgekehrt, das er eben erst

erst verlassen hatte, oder wäre nicht auf gebahnter und gangbarer Strasse geblieben? auch ist das gewiss, dass die Römer so hart bedrängt, unaufhörlich angegriffen und schlagend und mit Witterung und Boden kämpfend, nicht 7 Stunden des Tages ziehen konnten, so dass der ganze Kampf auf viel engerem Raume Statt finden musste, als gewöhnlich angenommen wird. Dessgleichen ist der Nachmarsch des Varus sehr wahrscheinlich, der in den Worten des Dio, deren Echtheit ohne Grund von *Leunclavius* und *Reimarus* bezweifelt wird (τότε γὰρ ἡμέρᾳ πορευομένοις σφίσιν ἐγένετο) augenscheinlich angedeutet wird, aber von den früheren noch immer übersehen worden ist. So war denn das dritte Lager nur ein Ruhelager. Auch am dritten Tage findet es der Vf. gegen alle militairische Wahrscheinlichkeit, dass *Clostermeier* die Römer ohne Kampf durch die Pässe des Waldgebirges in die Senne gelangen lässt, um dort erst zu erliegen; er sagt mit Recht, dass der Feind, der den Durchgang durchs Defilé nicht zu verwehren vermochte, auch dem Debouchiren und der Formation jenseits eben so wenig bedeutende Hindernisse in den Weg legen könne. —

Das *siebente* Kapitel behandelt die Frage: Wo standen die Reserven der Römer unter Asprenas? dass eine Reserve vorhanden war, scheint dem Vf. nothwendig, anzunehmen. Wahrscheinlich befehligte diese Asprenas, der bey dieser Gelegenheit mehrmals genannt wird, und vielleicht stand er in der Nähe von Lippstadt oder weiter abwärts an der Lippe (wo auch die *Pontes longi* gesucht werden). Von dort führte er seine Legionen *ad inferiora hiberna* (Vellejus), nämlich an der Lippe hinunter bis zum Unterrhein. —

Die folgenden Kapitel behandeln die Geschichte der späteren Züge der Römer zur Rache der Varianischen Niederlage, Kapitel 8: Vorbereitung der Römer zum Feldzuge gegen die Cherusker. Kap. 9: des Germanicus erster Zug gegen die Cherusker. Kap. 10: des Germanicus Rückzug. Kap. 11: zweyter Feldzug des Germanicus. Kap. 12: Rückzug der Germanen gegen den Steinhuder See und Schlacht in dieser Gegend. Kap. 13: Rückzug der Römer. — Ins Einzelne hier zu gehen, zumal da es nicht unmittelbar zur Sache gehört, verwehrt uns für jetzt der Raum. Auch möchte hier gar manches noch einzuwenden seyn. — Wir beendigen aber diese Anzeige mit grosser Achtung für den Vf., der, wenn er auch nicht überall ganz genügt, doch durch seine Untersuchungen die Sachen bedeutend weiter gebracht hat. —

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Skizzen aus Spanien.* Von *V. A. Huber.* 1828. 406 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf., der sich längere Zeit in Spanien aufhielt, giebt schon in der 47 Seiten füllenden Einleitung eine getreuere Zeichnung des spanischen National-Charakters und spanischer Sitten, als sich von den Beschreibungen flüchtiger Reisenden erwarten lässt. Aber diese Skizzen, welche durch den Faden eines Romans, leicht und angenehm erzählt, miteinander zusammenhangen, sind wahre Gemälde nach dem Leben, worin bald die Gruppe einer Reisegesellschaft, nachdem sie Abends in einer Venta angelangt ist, bald der Angriff einer Räuberbande auf eine reisende Caravane, das Getümmel auf dem Viehmarkte zu Mairena, ein Besuch im Alhambra, der Fandango bey einem Familienfeste, die reizende Naivetät der jungen schönen Dolores, oder die Parteywuth, wodurch das unglückliche Spanien noch immer zerrissen wird, bey Gelegenheit eines Auflaufs zu Cordova und Granada, mit einer Wahrheit dargestellt werden, die eben so belehrend als unterhaltend ist. Die Verlagshandlung hat dieses Werk auch mit verdienter Eleganz ausgestattet.

WOLFENBÜTTEL u. LEIPZIG, im Verlags-Comptoir: *Krähwinkel wie es ist.* Ein Sittengemälde von *Santo Domingo.* Frey nach dem Französischen bearbeitet, von *Niemand.* 1828. 8. 264 S. (1 Rthlr. 6 gGr.)

Da der Titel besagt: dass diess Werkchen frey nach dem Französischen bearbeitet sey, so kann sich Hr. *Niemand* nicht mit seinem Original entschuldigen, wenn er, statt Krähwinkel zu zeichnen wie es ist, ein Karrikaturgemälde daraus gemacht hat. Schon mancher Schriftsteller hat Krähwinkel zum Gegenstande seines Witzes und seines Humors gemacht, aber die Aufgabe ist nicht so leicht zu lösen; denn die Grenzlinie des Komischen ist hier so beschränkt, dass die geringste Ueberschreitung jeden gebildeten Leser nicht mehr zum herzlichen Lachen, sondern nur zum mitleidigen Lächeln über die vergebliche Anstrengung des Verfassers, bewegen kann. Hier ist die Schilderung krähwinkelscher Sitten so übertrieben, dass sie nicht einmal auf ein durch angebliche Narrheit berühmtes deutsches Städtchen, vielweniger auf eine kleine harmlose Provinzialstadt passt. —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1828.

GESCHICHTE.

1) Hannover, b. Hahn: *Alte Sagen zu Fallrum am Teutoburger Walde* — — von *Hans* Freyherrn *von Hammerstein* u. s. w.

2) Essen, b. Bädecker: *Die wahre Gegend und Linie der dreytägigen Hermannsschlacht* — — von *W. Tappe* u. s. w.

3) Lemgo, in d. Meyer. Hofbuchh.: *Wo Hermann den Varus schlug* — — von *Ch. G. Clostermeier* u. s. w.

4) Hannover: *Vermuthung über die wahre Gegend,* wo Hermann den Varus schlug — — von *W. Müller* u. s. w.

5) Quedlinburg u. Leipzig, b. Basse: *Wo schlug Hermann den Varus?* — — von *G. W. von Düring* u. s. w.

6) Hamm, b. Schulz: *Zur Urgeschichte des deutschen Volksstamms,* von *H. Schulz* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Schliesslich müssen wir bey dieser Gelegenheit noch des Werks Nr. 6. erwähnen, welches als das neueste der uns bekannt gewordenen, die Frage über das Local der Varus-Schlacht behandelt. Freylich geschieht dieses nur in einigen kleinen Aufsätzen, welche den geringsten Theil dieses Buchs ausmachen; doch werden wir vielleicht späterhin einmal Gelegenheit nehmen, auch über den Inhalt des übrigen Buchs Rechenschaft zu geben. Es sind dieses aber einzelne Abhandlungen, welche hier in diesem Werke jetzt zusammengedruckt erscheinen, welche früher aber schon in dem *Rheinisch-Westphälischen Anzeiger* bekannt gemacht worden sind. — Der erste Aufsatz besteht in einer Beurtheilung der Clostermeier'schen Schrift, gegen deren Resultate der Vf. manche Einwendungen macht, die von uns zum Theil auch oben schon berührt worden sind. Vorzüglich bestreitet der Vf. die Annahme, dass Aliso bey Paderborn gelegen habe und das Dorf Elsen an der Alme und Lippe sey. Und allerdings ist die Notiz wichtig, die der Vf. hier vorbringt, dass die Alme nie Aliso geheissen haben könne. Denn der Bach Alme entspringt bey den Dörfern Ober- und Nieder-Alm in der Nähe von Brilon, hat der Herrschaft Alme den Namen gegeben, in welcher mehre Rittersitze liegen, die ehemals ein förmliches *Castrum* ausmachten und von eignen Burgmännern bewacht wurden. Auch gab es hier eine Frey-Grafschaft Alme, und der uralte Gau *Almunga* hat offenbar seinen Namen von der Alme, so dass also, so weit die Geschichte reicht, Alme und Aliso immer scharf geschieden waren. — Auch wegen der Schlechtigkeit der Wege von Hamm über Lippstadt nach Paderborn, die seit Jahrhunderten der Schrekken aller Reisenden sind, glaubt der Vf., dass die Römer einen festen Punkt nicht so weit vorgeschoben, sondern denselben an die Mitte des Laufs der Lippe verlegt hätten. Aber theils konnten durch lange Strassendämme, wie die *Pontes longi* waren, die schlechten Wege gebessert werden, theils konnte die Strasse auf das gangbarere linke Ufer der Lippe verlegt werden, und über Münster und Kösfeld nach Wesel führen, was sehr wahrscheinlich ist, indem wir theils den Germanicus später diesen Weg ziehen sehen, theils dieses auch der Weg war, den mehrmals Karl der Grosse von Wesel aus nach Hövelhoff und Detmold einschlug. Der Patriotismus des Vfs. setzt Aliso an den Zusammenfluss der Ahse mit der Lippe, also an die Stelle, wo jetzt seine Vaterstadt Hamm liegt, oder vielmehr da, wo das ehemalige feste Schloss Nienbrügge lag. Ebenso verlegt im folgenden Aufsatze der Vf. das *Arbalo* des Plinius (das in der Nähe von Aliso gelegen haben muss, indem Drusus Aliso bald nach der Schlacht bey Arbalo gründete) nach *Albersloh,* auf dem Wege von Telgte nach Hamm. Doch wenn *Loh,* wie der Vf. sagt, einen *Sumpf* bedeutet, so ist seine Annahme wohl nicht gut mit den Worten des Dio 54, 33 (ἐς στενὸν καὶ κοῖλον χωρίον κατακλείσαντες) zu vereinigen. Auch scheint Albersloh wohl richtiger als ein *Appellativum* zu nehmen zu seyn, so viel als Alberts Sumpf, ohnehin da in Urkunden, welche die benachbarten Höfe nennen, wie der Vf. selbst sagt, Albersloh nicht genannt wird, also das Alterthum des Orts nicht eben sehr gross zu seyn scheint. — Auch das Local der Varus-Schlacht setzt der Vf. in seine Nähe. Aus der Untersuchung der Feldzüge des Germanicus, besonders des zweyten derselben, leitet der Vf. das Resultat ab: *dass der Teutoburger Wald,* wo Germanicus die Gebeine des Varianischen Heeres noch fand, *ausserhalb der Operationslinie der römischen Heere lag,* und zwar *auf der rechten Seite derselben,* und dass es *kein eigentliches Bergland war,* sondern eine aus niedern Waldhöhen und sumpfigen Niederungen bestehende Gegend.

gend. Deshalb sucht er das Schlachtfeld auf dem Märkischen Hellwege zwischen der Ruhr und Lippe, da, wo ehemals der Duisburger Wald war, der etymologisch mit dem Teutoburger Walde völlig identisch seyn soll. Wir enthalten uns aller Gegenbemerkungen, indem nach allen Zeugnissen der Teutoburger Wald nicht am Rhein und in der Nähe des römischen Grenzwalles, sondern im Lande der Cherusker in der Nähe der Weser lag; auch ist der Vf. selbst weit entfernt, seine Annahme für Gewissheit ausgeben zu wollen, vielmehr will er nur durch seine Untersuchungen darauf aufmerksam machen, *dass wir, wo Hermann den Varus schlug, jetzt noch eben so wenig wissen, als vorher*", und ein solches Bekenntniss ist dem von allem particulären Patriotismus fern stehenden *Historicus* um so erfreulicher, als dadurch aufs deutlichste beurkundet wird, dass es dem Vf. nur um die Wahrheit zu thun ist, und dass er seine Gelehrsamkeit und seinen Scharfsinn, die ihm in einem ausgezeichneten Grade zu Gebote stehen, nicht missbrauchen will, um irgend eine vorgefasste Meinung damit zu unterstützen, sondern nur, um in die Tiefe zu dringen und Licht ins Dunkle zu bringen, wohin auch immer der Weg führen und was für Gegenstände das Licht auch erhellen möge; was denn auch vorläufig von den übrigen, die *Urgeschichte der Deutschen* betreffenden Aufsätzen dieses Buchs gelten mag. —

Wir beschliessen diese Anzeige mit dem Wunsche, dass bey der Vergeblichkeit des Bemühens, wo vollkommne Gewissheit unmöglich ist, man nunmehr die Sache ruhen lassen und stehen bleiben möge bey demjenigen Punkte, auf welchen dieselbe gegenwärtig durch die Untersuchungen von *Clostermaier* und *v. Düring* gebracht worden ist, und nicht durch neue Hypothesen den ohnehin schwierigen Gegenstand noch mehr zu verwirren. Es wäre denn, dass Jemand eine bisher noch unentdeckte Quelle eröffnete, oder früher noch unbekannte Zeugnisse auffände, oder dass es einem von den ausgezeichneten und einsichtsvollen Preussischen Militairs, die in gleichem Grade mit tiefer Kunde des Krieges und classisch-historischer Gelehrsamkeit ausgerüstet, in der letzten Zeit durch so viele gediegene und gründliche Schriften die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, gefallen sollte, diesen Gegenstand noch einmal mit Benutzung des von den Vorgängern geleisteten, wieder aufzunehmen und ein Endurtheil, bey dem es dann sein Bewenden hätte, zu sprechen. —

D. U. B.

Zürich, in d. Gessner. Buchh.: *Die Geschichte der Deutschen.* Für die reifere Jugend und zum Selbstunterricht fasslich beschrieben durch Dr. *Wolfgang Menzel. Dritter* Band. Die neuere Zeit. 1827. XXII u. 466 S. 8. (1 Rthl. 6 gGr.)

Die zwey frühern Bände dieses Werks, welche wir in dieser A. L. Z. Jahrg. 1827. Nr. 95. angezeigt haben, erzählten die Geschichte des deutschen Alterthums und Mittelalters bis auf das *Concilium von Constanz*, welches der Vf. als den Anfangspunkt der *neuern Zeit* hinstellt. Der gegenwärtige *dritte* Band enthält nun die Geschichte der neuern Zeit vom Concilium zu Constanz bis auf unsere Tage. Wir können diesem Theile das Zeugniss nicht versagen, dass er nicht aus den zahlreichen ältern Geschichtswerken hervorgegangen ist, wie wir dergleichen mit jeder Messe neue entstehen sehen, die immer sklavisch in die Fusstapfen ihrer Vorgänger treten und nur diesen ihr Daseyn verdanken; sondern dass er ein durchaus eigenthümliches Werk ist, das uns, unabhängig von allen *frühern Bearbeitungen* der deutschen Geschichte, des Vfs. individuelle Ansicht von derselben giebt, das überall seinen eignen Weg geht, dadurch nach allen Seiten hin manche neue Aussichten eröffnet, aber auch, je interessanter es für den Leser ist, desto vorsichtiger von demselben gebraucht werden muss. Dass nicht ein jeder Leser die Ansichten des Vfs. theilen wird, ist mit Gewissheit vorauszusetzen, und darf bey der Art des Werks selbst nicht auffallen; dennoch aber wird ein Jeder, sofern er vorurtheilsfrey lieset und im Stande ist, auch Andersdenkende und Andersfühlende zu hören, dem von uns im Allgemeinen gefällten Urtheile zustimmen. Von grosser Wichtigkeit würde es seyn, wenn der Vf. das in der Vorrede zum *ersten* Theile S. IX. verheissene „selbstständige Werk über das altgermanische Wesen", in welchem er die kritischen Erörterungen dessen vorlegen will, was er als Resultate seines jahrelangen Studiums der heidnisch-deutschen Vorzeit im *ersten* Bande seiner Geschichte zusammengefasst hat, bald erscheinen liesse, indem dieses nicht nur in Bezug auf das älteste Alterthum unsers Volks von Nutzen wäre, sondern auch denjenigen Lesern, die er durch seine Geschichte sich vorläufig befreundet hat, die Zuversicht geben würde, dass das Gebäude, das er vor ihren Augen aufgebauet hat, auch eines festen und soliden Grundes nicht entbehre. Sonst möchte man nach den neuesten Schriften des Vfs. leicht zu dem Argwohne gelangen, als wenn seine Studien mehr in die Weite und Breite gingen, als in die Tiefe; was für den Historiker die schlechteste Empfehlung seyn würde. — Doch wir wollen kurz den Inhalt dieses Bandes angeben.

Derselbe enthält 7 Bücher, von welchen das erstere *Die Habsburgischen Kaiser* überschrieben ist, und die Geschichte von Siegmund bis auf Maximilian umfasst; das 2te *die Reformation* (vom Auftreten Luther's bis auf den Religionsfrieden); das 3te *den dreyssigjährigen Krieg* (bis auf den Westphälischen Frieden); das 4te *das Zeitalter der Reformation* (eine Uebersicht der innern Verhältnisse Deutschlands); das 5te *das Europäische Gleichgewicht* (vom westphälischen Frieden bis auf Joseph II.); das 6te *die Revolutionskriege* (bis auf die jüngste Zeit); das 7te *die neue Bildung*. — Manche Ur-

theile

theile des Vfs., besonders im letzten Buche, das von der neuen Bildung handelt, möchten Widerspruch finden und auch verdienen. Wie konnte z. B., um aus Vielem nur Eines auszuheben, S. 460 gesagt werden, das „sich *an Göthe* (?) eine moderne Dichterschule angeknüpft habe, welche es sich zum Geschäft mache, die nüchterne Spiessbürgerey, die gane Alltäglichkeit und Prosa und alle Modethorheiten, Eitelkeiten, ja auch Unsittlichkeiten der neuesten Zeit anzupreisen, den Schwächen und Gelüsten der Zeitgenossen zu schmeicheln"; zu welcher Schule er *Iffland* und *Lafontaine*, *Kotzebue* und *Clauren* rechnet. Aber solche Jünger hat der grosse Meister nie gekannt! — Doch wegen solcher und ähnlicher jugendlicher Uebereilungen ist der Vf. schon von Andern, wie es ihm gebührte, zur Rechenschaft gezogen worden. —

U. B.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Materialien zu erbaulichen und populären Religionsvorträgen*, vorzüglich in Landkirchen über die evangelischen und apostolischen (soll wohl *epistolischen* heissen) Texte aller Sonn- und Feyertage des Jahres, wie auch über freye Texte am Neujahrstage, am Erntedankfeste, in der Leidenszeit, an Confirmationstagen, bey Beerdigungen und nach Feuersgefahr. Von *Fr. Ludw. von Kalm*, Prediger zu Bettmar u. Sierse im Herzogthum Braunschweig. 1828. VI u. 492 S. 8. (1 Rthl. 21 gGr.)

Durch eine ziemlich weit ausgesponnene Parallele zwischen dem Prediger und einem Baumeister, deren Angemessenheit wir dahin gestellt seyn lassen, sucht Hr. *v. K.* in der Vorrede zu seinen Materialien das Erscheinen derselben zu entschuldigen. Und wohl bedürfen sie bey der jährlich sich mehrenden Menge von solchen Hülfsmitteln einer Entschuldigung, die jedoch durch innern Gehalt am besten begründet werden dürfte. Allein dieser ist bey vorliegender Sammlung im Allgemeinen nur mittelmässig zu nennen, auch wenn wir den Umstand, dass sie nur „sehr rohe Materialien" enthalten soll, in möglichster Ausdehnung in Anschlag bringen wollen. Das Folgende mag zur Bestätigung unsers Urtheils hinreichen.

Fassen wir zuvörderst die aufgestellten Hauptsätze ins Auge, die bey dergleichen Sammlungen vorzügliche Berücksichtigung verdienen, so ist auf der einen Seite allerdings nicht zu leugnen, dass mehrere derselben dem Zwecke des Vfs., dem Landprediger zu Hülfe zu kommen, in sofern entsprechen, als sie kurz, leicht verständlich und auf die Lage des Landmanns berechnet sind. Die Stellung der Herrschaft zu den Dienstboten und umgekehrt, die arbeitende Klasse, die ehelichen Verhältnisse, Kinderzucht u. dgl. werden nicht übergangen, obgleich sich bey Matth. 20, 1 ff. wohl über etwas Anderes besser, als „über den Stand der Tagelöhner" reden liesse, und die Stellung des Christen zur Obrigkeit bey Matth. 22, 15 ff. berührt werden konnte. Allein auf der andern Seite fehlt es ihnen dem bey weitem grössten Theile nach so sehr an Neuheit hinsichtlich des Inhalts und der Form (die Reime, welche der Vf. sehr liebt, können wir nur mit wenigen Ausnahmen gelten lassen), dass für den einigermassen denkenden Prediger eben nicht viel Ausbeute übrig bleibt. Damit hängt die geringe Mannichfaltigkeit zusammen, die zugleich darin ihren Grund hat, dass der Vf. gleich im Hauptsatze zu wenig individualisirt. Krankheits- und Todesbetrachtungen, die freylich dem Geschmacke des gemeinen Mannes gar sehr zusagen, nehmen füglich den zehnten Theil der Materialien ein, und sehr häufig wird aus ganz verschiedenen Texten derselbe Hauptsatz gezogen, wobey denn der Vf. wegen der Ausführung gewöhnlich selbst auf das Frühere verweist. Nun war Jenes bey manchen Perikopen, z. B. bey Joh. 6, 1 ff. und Mark. 8, 1 ff., allerdings kaum anders zu erwarten; aber der ähnlichen Fälle sind doch anderweitig zu viele, wobey wir noch bemerken, dass oft ein vollständiger Entwurf mit dem Haupttheile in einer andern Disposition zusammenfällt (vgl. S. 9. Nr. 12. und S. 11. Nr. 14. Th. 1; S. 23. Nr. 11. und S. 17. Nr. 12 u. a. a. O.), oder dass die Ausführung bey der Form nach verschieden gefassten Hauptsätzen fast ganz dieselbe ist (vgl. S. 1. Nr. 1. und S. 7. Nr. 10. den 18ten Entwurf am Sonntage Septuag. und den 2ten am 8ten Trinitatissonntage). Und dennoch kommt es dem Vf. nicht darauf an, sich bey der Wahl des Thema etwa streng an den Text zu halten; vielmehr knüpft er dasselbe oft entweder nur den Worten nach an, wie bey Phil. 3, 13: „Wie sollen wir, beym Eintritte in ein neues Jahr, das Vergangene vergessen und auf das Kommende hinblicken"; bey Luk. 16, 1 ff.: „Ueber die nöthige Weisheit, mit der Zeit gut Haus zu halten"; bey 1 Sam. 20, 3: „Jedes verlebte Jahr ein näherer Schritt zum Grabe"; bey Matth. 8, 1—13: „Wie wohlgethan und segensreich es ist, wenn ein Jeder von uns fleissig und ernstlich bedenkt: ich bin ein Mensch"; bey Mark. 8, 31—37: „Blicke vom Erntefelde zu Gott hinauf"; bey Matth. 24, 15 ff.: „Guter Rath ist theuer"; oder er holt es nicht ohne Künsteley ziemlich weit her, wie bey Joh. 2, 1—11: „Woran liegt es, dass der Ehestand für so Manche ein Wehestand wird"; bey Matth. 8, 1 ff.: „Werth der Geduld auf dem Krankenlager"; bey Matth. 17, 1—9: „Die freye Natur ein Gotteshaus"; bey Joh. 20, 19 ff.: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt"; bey Luk. 15, 1 ff.: „Es ist viel werth, wenn man gute Nachbarn hat"; bey Joh. 16, 16 ff.: „Zusagen und Halten steht fein bey Jungen und Alten"; bey Matth. 9, 1 ff.: „Gedanken sind zollfrey." — Nehmen wir dazu, dass die Themata oft un-

